

Ulrike Freiling
SprachSinnlichkeit

Ulrike Freiling

SprachSinnlichkeit

*Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache
in den Schriften Georg Christoph Lichtenbergs*

Die vorliegende Arbeit wurde vom Fachbereich Germanistik und Kunstwissenschaften der Philipps-Universität Marburg als Dissertation angenommen.

Tag der Disputation: 15. Mai 2000

Erstgutachter: Prof. Dr. Gerhart Pickerodt

Zweitgutachterin: Prof. Dr. Monika Rössing-Hager

Für meine Eltern, Felix und Lina

Alle Rechte vorbehalten
© Ulrike Freiling, Marburg/Lahn 2001

Mit den TUSTEP-Satzprogrammen
gesetzt aus der Times Roman
von Ulrike Freiling

Dank

Insbesondere danke ich Herrn Prof. Dr. Pickerodt für sein Vertrauen in meine Fähigkeiten, für die zahlreichen motivierenden wie weiterführenden Gespräche und für seine stets konstruktive Kritik.

Frau Prof. Dr. Rössing-Hager danke ich für ihr anhaltendes Interesse an meiner Arbeit, für ihre hilfreichen Vorschläge und für ihre Bereitschaft zum Korreferat.

Für sein stetes Interesse sowie sehr nützliche Hinweise und Materialien sowie für seine Bereitschaft, meine Arbeit in die von ihm herausgegebene Reihe der Lichtenberg-Studien aufzunehmen, bedanke ich mich bei Herrn PD Dr. Ulrich Joost.

Bei Herrn Dr. Michael Trauth bedanke ich mich herzlich für die tatkräftigen und zeitaufwendigen Hilfestellungen, die es mir ermöglichten, meine Dissertation selbst für die Drucklegung vorzubereiten. Für die Ermutigung zur eigenständigen Durchführung des Drucksatzes und für die Vermittlung der hierfür notwendigen Kontakte danke ich Herrn Prof. Dr. Kurt Gärtner.

Großer Dank gebührt meinen Eltern für ihr Vertrauen und für die existentielle Unterstützung, die es mir ermöglichte, meine Studien zügig und konzentriert zu betreiben.

Dipl.-Inform. Felix Gärtner danke ich für unzählige aufbauende Gespräche über den Sinn meiner Arbeit im besonderen und des Lebens im allgemeinen, für seine (fast) grenzenlose Geduld und seine Zuverlässigkeit sowie für die tatkräftige Unterstützung zu allen Zeiten, vor allem aber in den letzten beiden Jahren, nach dem Tod meines Vaters.

Schließlich danke ich Lina, deren beispielhafte Gelassenheit mir geholfen hat, meine Arbeit immer wieder aus heilsamer Distanz zu betrachten.

»Wir irren allesammt, nur jeder irret anders.«
(Georg Christoph Lichtenberg)

Inhalt

Zur Einleitung	17
I »Präliminaria«	
Methodische, thematische und textliche Grundlagen	21
1. Methodische Aspekte und Ziele der Arbeit	21
Methodische Besonderheiten. (22). – Ziele (24).	
2. Sensation, Perzeption, Apperzeption: Zur Terminologie	25
Schwierigkeiten der Begriffsdefinition (25). – Wahrnehmung und Sprache (26). – Erkenntnisprozeß (27). – Sensation, Sensualität, Sensitivität: Abgrenzung der Begriffe (30).	
3. Sprache und Sinnlichkeit im Werk Lichtenbergs	32
Sprachliche Gestaltung (32). – Differenz zwischen Ausdruck und Auszudrückendem (33). – Individualisierung der Sprache als Ausweg: Sprachästhetische Grundanschauungen Lichtenbergs (34). – Thematisierung und Verbalisierung der Sinnlichkeit in den Schriften Lichtenbergs (36). – Formale Anlage und Gestaltung des Werks (37). – Folgen der sprach- und wahrnehmungstheoretischen Gedanken Lichtenbergs (37). – Kriterien der Textauswahl (38). – Werkcharakter (38). – Themencharakter (39). – Kriterium des Themas: »Quod«? (40). – Kriterium der Form: »Quomodo«? (40). – Kriterium der Repräsentativität (40). – Hinweise zur Quellenlage und zu den Editionen (41). – »Sudel-« und Notizbücher Lichtenbergs (42). – Schriften zur Physiognomik (42). – Kalender-Aufsätze (46). – Naturwissenschaftlich-mathematische Schriften (47). – Briefe (51).	
4. »Fortgang der Wissenschaften«:	
Zum Stand der Lichtenberg-Forschung	52
Zu den Anfängen (52). – Zur Sprachtheorie und Sprachkritik Lichtenbergs (54). – Zur Erkenntnistheorie und Wahrnehmungskritik Lichtenbergs (55). – Zur Physiognomik (56). – Rezeptionsgeschichtliches (57).	
II »Konkreta«	
Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache	
in Theorie und Praxis	61
1. Theoretisches: Zu Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache	61
1.1 Zur Konstellation von Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache:	
Sinnliche (Ap-)Perzeption und sprachliche	
(Trans-)Formation	62
Physiognomik: Wissenschaft oder Kunst? (62). – Anfänge: Aristoteles (63). – Fortführung: Della Porta und Lebrun (64). – Aufklärung: Zedler, Lavater (65). – Kritik: Kant (70). – Ausblick: Humboldt (71). –	

Skepsis und Zweifel: Lichtenbergs »Antiphiysiognomik« (72). – Lichtenberg und Lavater (74). – Physiognomik und Pathognomik (76). – Skepsis und Zweifel als Denkprinzipien (78). – (In-)Kompatibilität der Zeichensysteme von Physiognomik und Sprache (79). – Physiognomische und sprachliche Zeichen als Ausdruckspänomene des Menschen (80). – Semiotische Aspekte (81). – Die Kluft zwischen physiognomischen und sprachlichen Zeichen: Lavater, Lichtenberg und Kant (84). – Apperzeption als Designationsprozeß (87). – Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache: Worauf verweisen die Zeichen? (88). – Code-Charakter der Sprache (89). – Zeichentheoretische Reflexionen Lessings (91). – Erkenntnis als prinzipiell unabschließbare Semiose (93). – Erkenntnis und Wahrheit (94).

1.2 Historisches: Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache

in der Zeit der Aufklärung 94
 Erkenntnistheorie als Phänomen neuzeitlichen Denkens (95). – »Kopernikanische Wende«: Geo- versus Heliozentrismus (95). – Neuzeitliche Naturforschung: Galileo Galilei und das Experiment (98). – Distanzierung von der Scholastik – neue methodische Wege: Francis Bacon (101). – Empirismus und Rationalismus (107). – Versuch der Synthese von Empirismus und Rationalismus: Immanuel Kants Transzendentalismus (108). – Einheit von Sinnlichkeit und Verstand: Johann Georg Hamann, Johann Gottfried Herder (113). – Anthropologische Wendung der Erkenntnistheorie um 1800: Wilhelm von Humboldt (127).

1.3 Theoretisches und Ästhetisches zu Wahrnehmung,

Erkenntnis und Sprache im Werk Lichtenbergs 135
 Differentialität menschlicher Erkenntnis: Subjekt, Objekt und Wahrheit (135). – Empfindung als Ausgangspunkt, Handlung als Weg (136). – Lichtenberg und Kant (138). – Lichtenberg über die »Dinge außer uns« (145). – Selbst-Erkenntnis als Ausgangspunkt, Zentrum und Ziel (152). – Verbindung von Ideen als Prinzip menschlicher Erkenntnis (153). – Physikalisch-physiologische Basis: Hartleys Vibrationstheorie (154). – Methoden der Assoziation: Witz und Scharfsinn (156). – Witz als »(Er-)Finder« (158). – »Gedanken-Experimente« und Paradigmen als Mittel systematisierten Erfindens (163). – Witz und Scharfsinn: Makro- und Mikroskopie (165). – Probleme der Selbst-Ergründung und Gefahren der Erkenntnisprinzipien (168). – Zeichenhaftigkeit der Wahrnehmungen und Lesbarkeit der Welt (172). – Deutungsversuche: Geologie (175). – Ideen-Potentiale: Phantasie und Traum (178). – Traum als Weg zu Selbst-Erkenntnis (181). – (Un-)Begrenztheit der Selbst-Erkenntnis: Lichtenbergs dreistelliges Zeichen-Modell (184). – Theorie versus »Vorstellungs-Art« (188). – Lichtenbergs Philosophie-Begriff (189). – Eigene Philosophie: Erfahrung, Reflexion, Rezeption (190). – »Gedanken-« und

»Meinungs-System«: Ganzheitlichkeit des Denkens als Qualitätsmerkmal (195). – Dynamik und Selbst-Reflexion als erkenntnistheoretische Postulate (199). – Mut zur Individualität: Anti-Systematik (200). – Wille, Einsicht, gesunder Menschenverstand und die »Sudelbücher« als hermeneutische Weg-Weiser (203). – Erkenntnis und Sprache: Von den natürlichen zu den willkürlichen Zeichen (206). – Prinzipielle Unzulänglichkeit der Sprachzeichen: Die »falsche« Philosophie der Sprache (207). – Lavaters Sprachkritik: Physiognomischer Ausdruck als irdische Antizipation himmlischer Sprache (212). – Logische (Sprach-)Zeichensysteme: Leibniz' »Universalsprache« (214). – Lichtenbergs Alternative zu Leibniz' Sprachmodell (219). – Böhmes Natursprachenlehre als Gegenpol zu den logischen Formelsprachen (221). – Lichtenberg zwischen Leibniz und Böhme: Wirkliches Verstehen durch Rückkehr zur eigenen Anschauung (222). – Anspruch auf Wahrheit der Sprache: Rolle der Metapher (224). – Metapher und (Ent-)Individualisierung der Sprache (226). – Individualisierung und Sensualisierung: Renovation und Innovation der Sprache durch Metaphern (228). – Sprach- und subjektübergreifende Funktion der Metapher (230). – Lichtenbergs Ansichten im Kontext der rhetorischen Tradition (233). – Minderung der Unzulänglichkeit sprachlichen Ausdrucks durch Individualisierung des Stils (235). – Ambivalenter Charakter der Sprachzeichen (238). – Ideen-Assoziation als Verbindung der Zeichensysteme Sprache und Physiognomik (239). – Sprache als »Spiegel«: »Physiognomik des Stils« (240). – Stilistische Postulate Lichtenbergs: Ästhetik und Individualität als Qualitätsmerkmale (245). – Aufklärerisches Potential der Forderungen Lichtenbergs (247). – Lichtenbergs Kritik an zeitgenössischer Sprachpraxis: »Vorschlag zu einem Orbis pictus« (248). – Shakespeares und Wielands Werke als Beispiele eines individualisierten Sprachgebrauchs (252). – Physiognomik des Stils im 19. Jahrhundert: Humboldt, Hegel, Schopenhauer (255). – Sprache ist mehr als Zeichen: Individualisierter Stil und Anti-Systematik (259).

- 1.4 Resümee: Lichtenbergs erkenntnis- und sprachtheoretische Gedanken im historischen Kontext 261
 Lichtenbergs Reflexionen im historischen Kontext (261). – Fortführung: Sprache und Erkenntnis in den Reflexionen des 19. Jahrhunderts (270).

2. Verbalisierung des Sensuellen – Sensualisierung des Verbalen?!	
Lichtenbergs »Wörter-Welt«	274
2.1 Gattungen? Genres?	
»Nur keine Monstra« – Lichtenbergs Schreibformen	
zwischen Konvention und Individualität	274
Prinzipielle Fragen (274). – Formale Werkstruktur (276). – Lichtenbergs »Sudelbücher« als formale und thematische Integrale (278). – Exkurs: Vorschläge zur adäquaten Bestimmung des Aphorismus-Begriffs (279). – Vereinzelung und System: Form- und Methodenauffassung Francis Bacons als traditioneller Ausgangspunkt (282). – Funktionalität und Ästhetizität: Form der »Sudelbücher« und (Anti-) Methode Lichtenbergs (284). – Konzentration und Sensation: Lichtenbergs »Compendium«-Plan (288). – Individueller Freiraum – das Prinzip des Spielens (293). – Mathematik und Empirie: Spiel als wissenschaftliches Problem (295). – Orientierung an konventionellen Formen: Lichtenbergs lateinische Abhandlungen (297). – Fragmentarisches (299). – Fragmentarisches Vereinzeltes und systematisiertes »Ganzes« (301). – Produktions- und rezeptionsästhetische Aspekte des Fragmentarischen (303).	
2.2 Kon-Figurationen: Sprache und Stil	308
a) Gedankenstruktur	308
Darstellung physikalischer Beobachtungen in wissenschaftlicher Form: »De nova methodo naturam ac motum fluidi electrici investigandi« (309). – Populärwissenschaftliches und Poetisches: »Vermischte Gedanken über die aërostatischen Maschinen« (313). – Theoretisch-reflexive Auseinandersetzung in der Streitschrift »Über Physiognomik; wider die Physiognomen« (316). – Literarische Umsetzung unmittelbarer Eindrücke im ersten »Brief aus England« (320). – Umsetzung der Hogarth-Rezeption Lichtenbergs in seiner Erklärung »Eine gesellschaftliche Mitternachts-Unterhaltung im neuesten Geschmack oder Die Punsch-Gesellschaft« (322). – Zentrale Aspekte der Gedankenstruktur in den Schriften Lichtenbergs: Zusammenfassung (325).	
b) Syntax	326
Satire und Parodie: Lichtenbergs »Fragment von Schwänzen« (328). – Formenvielfalt und Komplexität in der »Anti-Physiognomik« (333). – Komplexe Konstruktionen in Lichtenbergs mathematischer Schrift über »einige Methoden, eine gewisse Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit beim Spiel zu heben« (341). – Literarische Satire und wissenschaftlicher Stil: Syntax in den »Vermischten Gedanken über die aërostatischen Maschinen« (342). – Deskriptives und Erzählendes in den Hogarth-Erklärungen und den »Briefen aus England« (344). – Zusammenfassung der betrachteten syntaktischen Phänomene in den Schriften Lichtenbergs (347).	

c)	Wortspiele und andere Stilfiguren	349
	Sprachspiel, Wortspiel, Stilfigur: Bestimmung der Begriffe (349). – Lichtenbergs Sprach- und Wortspiele: Semantisches und klangliches Potential der Wörter (353). – Klangliche Sprachspiele und Stilfiguren: Alliteration und Assonanz (357). – Morphologisches: Wiederholung, Variation, Akkumulation (359). – Kontrastierungen: Antithesen und Antonymien (365). – Konzision und Kürze (367). – Position: Parallelisierungen, Chiasmen und Parenthesen (368). – Dialog zwischen Verfasser und Leser: Persuasion und Appellation (369).	
d)	Metaphern und andere Tropen	372
	Kognition und Ästhetik: Grundlegende Aspekte von Tropen, speziell von Metaphern (373). – Lichtenbergs tropische Ausdrucksweise am Beispiel seiner »Anti-Physiognomik« (379). – Verschlüsselung: Parodie und Ironie (381). – Dynamisches: Sprünge und Schritte – Phantasie und Vernunft (383). – Bibel und Religion (388). – Feuer, Licht, Temperatur (392). – Organisches: Flora und Fauna (394). – Anorganisches: Geographie, Geologie, Meteorologie (398). – Technik, Mathematik, Geometrie (401). – Bildende Kunst und gesellschaftliche Kultur (404). – Ökonomie und Handel (407).	
e)	Lexik	409
	Präzision durch lexikalische Vielfalt (409). – Innovation und Individualität durch Neologismen und sprachliche Experimente (412). – Präzision durch Adjektive (414). – Kontraste und Antithesen am Beispiel der zentralen Begriffe in der »Anti-Physiognomik« (416). – Bereicherung durch fremdsprachliche Wendungen (418). – Verklammerung durch Wortakkumulation (419).	
2.3	Essentielles:	
	Resümee der sprachanalytischen Betrachtungen	421
3.	»Ist denn Vergnügen der Sinne gar nichts?«	
	Lichtenbergs »konservierte Sinnlichkeit«	427
	Leitaspekte (427). – Sinnliche (Ap-)Perzeption und sprachliche Modifikation (431).	
3.1	»mit eigenen Augen in die Welt hineinsehen«:	
	Visuelles – Licht, Farbe, Deixis	432
	Blindheit als »Horror Vacui«: Lichtenbergs Kalender-Aufsatz »Über einige wichtige Pflichten gegen die Augen« (433). – Grenzen menschlicher Sinneswahrnehmung: Latenz und Sensibilität (438). – Sensibilisierung durch »Brillen«: Experimentelles und Sprachliches (443). – Bewußte Einbeziehung des Unbewußten: Wissenschaft und Subjektivität (453). – Farben und Kolorierung: Chromatik in den Schriften Lichtenbergs (455). – Bildende Kunst und literarischer Text: Lichtenbergs Hogarth-Erklärungen und die Relation der ästhetischen Medien (457). – Visuelle »Hieroglyphe«: Kleidung als »fixierte Handlung« (467).	

3.2 »es schallt in die Ewigkeit«:

Auditives – Schall, Klang, Musik 472
Auditive Aufmerksamkeit und analytisches Hören Lichtenbergs (472). – Physiologische und physikalische Konditionen: Charakteristika auditiver Wahrnehmung im Vergleich zum visuellen Sinn (474). – Schwierigkeiten des differenzierten Ausdrucks auditiver Wahrnehmungen: Lichtenbergs »Vorschlag den Donner auf Noten zu setzen« (482). – »Bilderschrift für das Ohr«: Schallwörter und Onomatopöien (486). – »Betrug und Verwirrung«: Problematik der Relation von Wortschall und Wortsemantik (488). – Semantische und ästhetische Auswirkungen klanglicher Modifizierungen sprachlichen Ausdrucks (491). – SprachMusik: Lichtenbergs auditive Metaphorik (495). – Natürlichkeit als (klang-)ästhetisches Ideal (499). – Stilistisches Spiel oder Ausdruck authentischer Empfindung? Lichtenbergs Londoner Drehorgel-Erlebnis (505). – »ich war ganz Musik«: Lichtenberg im Musikleben seiner Zeit (514). – Vertonung des Visuellen: Auditive Imaginationen in den Hogarth-Erklärungen (521). – Lichtenbergs sensationelle Dramatisierung des sprachlichen Ausdrucks: Auditive Effekte und kinetische Aktionen (528). – Sensualisierung abstrakter Begriffe am Beispiel der Zeit, mit einem Exkurs über Lichtenbergs Auffassung von Funktion und Wirkung der Glocken (532).

3.3 »etwas Blütengeruch. ziemlich viel Wein.«: Olfaktorisches

und Gustatorisches – Funktion und Ästhetik 540
Funktionale Aspekte: Die Nase als physiognomisches Zeichen und als Organ sinnlicher Wahrnehmung (540). – Konstitution, Funktion und praktischer Nutzen der Gerüche in (Natur-)Wissenschaft und Medizin (543). – Historische Impulse der geruchstheoretischen Überlegungen Lichtenbergs: Theophrastus, Morhof, Cardanus (547). – Mentalität und Alkoholkonsum: Satirische Verwendung der Nase als »Aushängeschild« (552). – Lichtenbergs »Trink- und Rauschlehre«: Modifizierung der Sensibilität und des sprachlichen Ausdrucks (555). – GenußSucht: Differenzierung des Alkoholkonsums bei Lichtenberg und Hogarth (563). – »Lesen ist trinken«: Lichtenbergs Beiträge zu einer »Diätetik für die Gesundheit des Verstandes« (565). – Geschmackssache(n): Kuriose Ernährungskonventionen und zeitgenössische Sensationslust (569). – Kulturelle und soziale Aspekte der Ernährung: Englische Konventionen und militärische Ökonomie (572). – Geschmacksverfeinerung und Leckerhaftigkeit als Kennzeichen zivilisierter Gesellschaft bei Lichtenberg und Forster (576). – »Sauern Kohl« und »Zuckerbrot«: Gustatorische Metaphern und Vergleiche in Lichtenbergs Bemerkungen zur Literaturproduktion und -rezeption (584). – »Kur in Phantasien«: Funktion und Wirkung der Imaginationskraft am Beispiel olfaktorischer und gustatorischer Metaphern, Vergleiche und Allegorien bei Lichtenberg und Hogarth (593).

3.4 »alles ist mehr Gefühl als Reflexion und unbeschreiblich«:

Taktilen und Sensitiven – Empfindung, Schmerz,

Imagination 600

Einleitendes: Taktile Sensationen in Form von Metaphern und in physiognomischen Darstellungen, Haut als Sinnesorgan und Objekt taktiler Wahrnehmung (600). – Lichtenbergs wissenschaftliche Beschäftigung mit thermischen Phänomenen als Basis sinnlicher Metaphorik (603). – Thermische Metaphern und Vergleiche (605). – »Die Empfindlichkeit fast unerträglich«: Ausdruck und Reflexion von Schmerz-Empfindungen in Lichtenbergs Schriften (611). – Melancholie und Tod: Lichtenbergs Umgang mit seelischen Schmerzen (616). – Funktion und Wirkung der Imaginationskraft im Hinblick auf die physische Verfassung (620). – Sensibilisierung emotionalen Potentials: Funktion und Wirkung thermischer Metaphorik in den Hogarth-Erklärungen (621). – Fingerzeige und »Zaunpfähle«: Versprachlichung des Unaussprechlichen (624).

3.5 »die Kugeln zu beiden Seiten der Nase sind auch Ohren«:

Inter-Sensuelles und Synästhetisches – Kon-Fusionen 630

Fülle der Sensationen und Unvollständigkeit des Ausdrucks: Sprache als Resultat analytischer Reflexion sinnlicher Wahrnehmung (630). – Kaleidoskop der Sensationen: Das Londoner Stadtleben in Lichtenbergs Brief vom 10. Januar 1775 als ein »Fest der Sinne« (633). – Lichtenbergs assoziativer und dissoziativer Umgang mit Sensationen und Vorstellungen als Zusammenspiel von Realität und Imagination, rationalem Denken und sinnlicher Empfindung (640). – »die Ewigkeit wie ein Bücherschrank«: Assoziation als Weg zum innovativen, sinnlichen und individuellen Ausdruck abstrakter Begriffe und »dunkler« Empfindungen (643). – »Alles sehr natürlich«: Verknüpfung unterschiedlicher Sinnesmodalitäten in synästhetischen Empfindungen (646). – »Es ist auch nicht zum Sprechen«: Unkonventionelle Wahrnehmung und die Folgen für den sprachlichen Ausdruck (650). – Analytische Auffassung sinnlicher Wahrnehmung als Grundlage des konventionellen Weltbilds: Relativierung durch andere, neue Wahrnehmungsweisen (652). – »Zum Menschen rechne ich Kopf Herz Mund und Hände«: Sinnlichkeit und Einheitlichkeit als Ursprung und Ziel menschlicher Erkenntnis und ihr Ausdruck durch die Metapher (656).

4. Lichtenbergs SprachSinn: Resümee 658

Rekapitulation der Ausgangsfragestellungen (658). – Analyse und Zersplitterung (659). – Syn(äs)thes(i)en: Entgrenzung der Wahrnehmung am Beginn der Moderne (665).

III ›Ad (In-)Finitum‹	
Rezeption, Resümee, Fazit, Ausblick	673
1. »O was wird die Nachwelt sagen«:	
(un-)absichtliche Wirkungen der Schriften Lichtenbergs	673
Zur Schwierigkeit rezeptionsästhetischer Betrachtungen (673). –	
Wirkungsästhetische Aspekte der Schriften Lichtenbergs (678). –	
Disparatheit und Humor (689). – Fragmentarizität und Detailfülle	
(700). – Folgen für die Rezeption der Schriften Lichtenbergs (705). –	
Konsequenzen der Lichtenberg-Rezeption: Formen der Umsetzung	
(709).	
2. »Zu was Ende?« Resümee und Fazit	713
Ausgangsfragestellungen (713). – Ansatzpunkt: Physiognomik (714). –	
Der Mensch als Summe und Synthese: Der historische Weg zum ganz-	
heitlichen Menschenbild und die Folgen für die Sprachauffassung	
(715). – Spielerischer Umgang mit Sprache und Gedanken als Chance	
(717).	
3. »Zu was kann dieses der Anfang sein? Ausblick	723
Anhang: Literaturverzeichnis	727
A Bibliographien und Forschungsberichte	727
B Quellen	728
C Forschungsliteratur	744
D Sammelbände und Reihen	783
E Handbücher, Wörterbücher, Lexika	784
F Sonstiges	790

Anmerkungen zur Zitierweise
mit einem Überblick
über die am häufigsten verwendeten Siglen

Die in den Fußnoten nachgewiesenen Zitat-Quellen werden in der Regel durch Siglen abgekürzt, die im Literaturverzeichnis im Anhang der Arbeit aufgeschlüsselt sind.

Eine Ausnahme bilden die Zitate aus den »Sudelbüchern« Lichtenbergs, deren Quellen durch die in der Lichtenberg-Forschung übliche Siglierung nachgewiesen werden: Das Sigel setzt sich hier jeweils aus der »Sudelbuch«-Bezeichnung (A, B, C, etc.) sowie der arabischen Nummer des jeweiligen Eintrags in der Promiesschen Ausgabe der Schriften und Briefe Lichtenbergs zusammen. Die tiefgestellten römischen Ziffern beziehen sich auf den Band der Promies-Ausgabe, der das Zitat enthält. Die Promies-Ausgabe (SB) bildet im allgemeinen die Grundlage für die Zitate aus den Schriften Lichtenbergs. Die Briefe Lichtenbergs zitiere ich nach der Ausgabe des Briefwechsels durch Ulrich Joost und Albrecht Schöne (Bw), während die naturwissenschaftlichen und mathematischen Schriften sowie auch einige Artikel Lichtenbergs aus dem »Göttinger Taschen Calender« (GTC), die nicht in SB abgedruckt sind, entweder nach der ersten Ausgabe der »Vermischten Schriften« (VS bzw. PhM) oder nach ihrer neuesten kommentierten Edition wiedergegeben werden. So etwa versammelt Wolfgang Promies die Kalender-Fassungen der Hogarth-Erklärungen Lichtenbergs in seiner 1992 erschienenen Buchausgabe (LH) erstmals vollständig. Sollte eine Schrift seit ihrer Erstpublikation noch nicht wieder gedruckt worden sein, zitiere ich sie nach ihrem ursprünglichen Erscheinungsort.

A-L	»Sudelbücher« Lichtenbergs, zitiert nach SB.
BL	Bibliotheca Lichtenbergiana. Katalog der Bibliothek Georg Christoph Lichtenbergs. Hrsg. von Hans Ludwig Gumbert. Wiesbaden 1982. (=Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen. 19.).
Bw	Lichtenberg, Georg Christoph: Briefwechsel. Hrsg. von Ulrich Joost und Albrecht Schöne. München 1983–1992.
GMWL	Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur. Hrsg. von Georg Christoph Lichtenberg und Georg Forster. Göttingen 1780–1785.
GTC	Göttinger Taschen Calender. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen von Georg Christoph Lichtenberg. 1776–1799.
LH	Lichtenbergs Hogarths. Die Kalender-Erklärungen von Georg Christoph Lichtenberg mit den Nachstichen von Ernst Ludwig Riepenhausen zu den Kupferstich-Tafeln von William Hogarth. Hrsg. von Wolfgang Promies. München, Wien 1999.
PhM	Georg Christoph Lichtenberg's physikalische und mathematische

- Schriften nach dessen Tode gesammelt und herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries. Göttingen 1803–1806. [Reprint als VS 6–9: Bern 1972.].
- SB Lichtenberg, Georg Christoph: Schriften und Briefe. 4 Textbde. Hrsg. von Wolfgang Promies. Nördlingen ³1994. [Reprint der Hanser-Ausgabe, München 1967–1992.].
- SB, Komm. Lichtenberg, Georg Christoph: Schriften und Briefe. 2 Kommentarbd. Hrsg. von Wolfgang Promies. Nördlingen ³1994. [Reprint der Hanser-Ausgabe, München 1967–1992.].
- VS Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften nach dessen Tode gesammelt und herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries. Göttingen 1800–1802. [Reprint: Bern 1972.].

Zur Einleitung

»Nein, die Welt ändert sich nicht, und dies ist ein sehr aktueller Schriftsteller; er ist niemals etwas andres gewesen.«¹

So charakterisiert Kurt Tucholsky Georg Christoph Lichtenberg und wirft damit zugleich die Frage nach dem Grund für diese Aktualität und Popularität auf, die gegenwärtig, über zweihundert Jahre nach Lichtenbergs Tod, deutlich zutage tritt: Lichtenbergs »Sudelbücher« erscheinen in unzähligen Auswahlbänden, als illustrierte Kalender, in hörbarer Form auf Tonträgern und gar als Bühnenspektakel. Die wissenschaftliche Erschließung seiner Schriften wird zunehmend vollständiger – inzwischen sind sogar die seit ihrer Erstpublikation nicht wieder edierten lateinischen Abhandlungen in übersetzter und kommentierter Form zugänglich. Keine Frage: Lichtenbergs Werk, allen voran die »Sudelbücher«, erlebt derzeit eine Hochkonjunktur – und das obwohl (oder gerade weil!?) es weder vollständig erhalten noch systematisch geordnet vorliegt, sondern einen demonstrativ fragmentarischen und zersplitterten Charakterzug trägt und darüber hinaus gespickt ist mit Widersprüchlichkeiten und Paradoxien. Worin liegt der Grund für die Faszination, die von Lichtenbergs Werk ausgeht, gerade auch für die Gegenwart, in der man sich allerdings nach wie vor hauptsächlich, aber immerhin, mit der Lektüre der »kleinen Sachen«, den sogenannten »Aphorismen«, begnügt?

Als ich, am Ende meines Studiums angelangt, über ein Thema für meine Magisterarbeit nachdachte, lag mir vor allem daran, ein Thema zu finden, das möglichst nicht nur meine drei geisteswissenschaftlichen Studienfächer, sondern auch die Naturwissenschaften vereinte und darüber hinaus unerschöpfliche Quelle interessanter Überraschungen sein sollte.

Zu Lichtenberg hatte ich während meiner Studienzeit zwei Hinweise erhalten: Auf seine »Ausführlichen Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche« wurde ich durch ein kunstgeschichtliches Seminar über Bildfolgen und die Möglichkeiten ihrer Beschreibung aufmerksam – und war bei ihrer Lektüre fasziniert und überwältigt zugleich von der detaillierten Genauigkeit und Schärfe der Beobachtungen sowie von der Komplexität und Klarheit des sprachlichen Ausdrucks. Durch Lichtenbergs Führung eröffnete sich in jedem Kupferstichblatt ein Kosmos von Deutungsmöglichkeiten, durch die sich Personen zu charakteristischen Persönlichkeiten, lebloses Inventar zu bedeutsamen Zeichen, erstarrte Bilder zu multisensorisch erfahrbaren Szenen entwickelten und sich die Leerstellen zwischen den einzelnen Darstellungen einer Bildfolge mit Handlung füllten. In einer germanistischen Vorlesungsstunde über die Satire des 18. Jahrhunderts fiel schließlich eine Bemerkung über die (anti-)physiognomischen Schriften Lichtenbergs als germanistisch noch zu

1 Tucholsky 1931, S. 120.

erschöpfendes Forschungsfeld. Vor allem die Tatsache, daß es sich bei Lichtenberg um einen hauptberuflichen Physiker handelte, dessen Werk vor allem Literaturwissenschaftler (und eben nicht Naturwissenschaftler) interessiert, machte stutzig und neugierig. Zusammen mit der Vielseitigkeit Lichtenbergs, in einer beeindruckenden Ausstellung anläßlich seines zweihundertfünfzigsten Geburtstages anschaulich erlebt, stand schließlich außer Zweifel, daß Lichtenbergs Werk die geschilderten Ansprüche nur zu gut erfüllen würde.

Ungewöhnlicherweise standen also *nicht* die »Sudelbücher« am Anfang meiner Bekanntschaft mit Lichtenbergs Schriften, sondern die »Hogarth-Erklärungen« und die physiognomischen Streitschriften. Die elementaren Erfahrungen von der Vereinigung disparater Interessensgebiete in einem Werk, das so vielfältig wie zersplittert und unsystematisch erscheint, von der (selbst-)identifikatorischen Wirkung vieler »Sudelbuch«-Einträge, die sich durch sinnliche Unmittelbarkeit, Kreativität und innovative Unkonventionalität ihrer sprachlichen Gestaltung und die Schärfe der Beobachtungen auszeichnen, von dem Mut zu neuen, ungewöhnlichen Betrachtungsweisen, vor allem auch des eigenen Selbst, und den erstaunlichen Verbindungen zwischen unähnlich geglaubten Dingen, diese Erfahrungen führten zur Frage nach den Ursachen und den Gründen für eine derartige Wirkungsweise und für das Erscheinungsbild eines Werks, dessen augenscheinliche Unabgeschlossenheit und Disparatheit der konventionellen autonomieästhetischen Vorstellung vom in sich geschlossenen und stimmigen Gesamt(kunst)werk entgegensteht und zugleich nahelegt, sie zu revidieren.

Diese Fragestellung leitete zum zentralen Problem der (adäquaten) Umsetzung sensueller Apperzeption als empirischer Basis der Gedanken und Vorstellungen in sprachlichen Ausdruck, die als ›Ur-Problematik‹ die naturwissenschaftliche und schriftstellerische Arbeit Lichtenbergs verbindet. Antworten auf diese Ausgangsfragestellungen suchte und fand ich in der Betrachtung der Lichtenbergischen Schriften im Hinblick auf ihre sprachlich-stilistische Gestaltung sowie deren theoretische Hintergründe.

Ein zentrales Ziel meiner folgenden Ausführungen ist es, den *Zusammenhang zwischen den (sprach- und erkenntnis-)theoretischen Auffassungen Lichtenbergs und der sprachlichen Erscheinung, genauer: der stilistischen Gestaltung, seiner Schriften* nicht nur in thesenhafter Form zu konstatieren, sondern darüber hinaus die gewonnenen Erkenntnisse *aufgrund empirischer Untersuchungen mit konkreten Textbeispielen zu belegen*. Darüber hinaus dienen die analytischen Textbetrachtungen sowohl, um die literarische Qualität seiner Schriften zu differenzieren, als auch, um das sogenannte ›Lichtenbergische‹ der Ausdrucks- und Darstellungsweise anhand *konkreter* stilistischer Besonderheiten zu verdeutlichen und schließlich Unterschiede und Gemeinsamkeiten von naturwissenschaftlichen und literarischen Schriften herauszustellen: Wieviel ›Lichtenbergisches‹ enthalten die naturwissenschaftlichen Schriften im Vergleich zu den literarischen Schriften, etwa den satirischen Schriften und den »Sudelbüchern«? Vor allem aber gilt es zu ergründen, inwiefern Lichtenberg

durch stilistische Gestaltung die besondere Wirkungsweise seiner Sprache erreicht, deren unmittelbare Sinnlichkeit als Schlüssel zu seiner Popularität und Aktualität erscheint, und inwiefern die sprachliche Gestaltungsweise die Authentizität und existentielle Fundamentalität der geschilderten Gedanken und Erfahrungen wie deren Außergewöhnlichkeit vermittelt und in dieser Hinsicht beispielhaft den (sprach-)produktiven Umgang mit dem Problem vorbildet, Gedanken und Vorstellungen in sprachliche Zeichen umzusetzen.

Mit der Differenzierung seiner Position in der Geschichte hängt die Relevanz zusammen, die Lichtenbergs Werk für die modernen Leser besitzt. Die Frage, welchen Sinn die Beschäftigung mit Lichtenbergs Werk, insbesondere von der Problematik des Verhältnisses von Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache aus gesehen, für die gegenwärtige Gesellschaft vermittelt, und in welcher Weise, mit welchen Zielen seine Gedanken das Selbstverständnis des modernen Individuums beeinflussen können, suche ich am Schluß meiner Ausführungen zu beantworten.

I

›Präliminaria‹

Methodische, thematische und textliche Grundlagen

1. Methodische Aspekte und Ziele der Arbeit

»So bald man die Frage genau bestimmt hat die man untersuchen will so teilt man sie in so viele Abteilungen ab, als hinlänglich ist alle Schritte dabei genau zu unterscheiden. Alsdann kann man jede Abteilung wieder als eine ganz eigene Materie behandeln und Unter-Abteilungen machen, so wird der Ver[n]unft die Untersuchung der Frage am leichtesten gemacht, dieses künstliche Verfahren hebt ja die Sprünge des Genies nicht auf.«¹

Lichtenberg artikuliert in dieser »Sudelbuch«-Bemerkung eines seiner methodischen Grundprinzipien, das mit seinen wahrnehmungs- und erkenntnistheoretischen Auffassungen eng zusammenhängt. So bildet die Frage und ihr gleichsam analytisches »Aufspalten« in »Unter-Abteilungen« die initiale Basis des Erkenntnisfortschritts, vor allem auch, weil sie für Lichtenberg das Instrument ist, um mit Gedanken zu experimentieren. »Die Kunst alle Dinge recht tief unten anzufangen, und eine Frage in tausend untergeordnete zu zerfällen«,² avanciert insofern zu eben jener Methode gedanklichen Experimentierens, die er in seinen »Sudelbüchern« wiederholt als »bequemen« Weg zu innovativen Erkenntnissen empfiehlt: »Ein bequemes Mittel mit Gedanken zu experimentieren ist, über einzelne Dinge Fragen aufzusetzen: z. B. Fragen über Trinkgläser, ihre Verbesserung, Nutzung zu andern Dingen etc. und so über die größten Kleinigkeiten.«³

In der von Lichtenberg favorisierten Frage-Form lautet der Ausgangspunkt meiner Ausführungen zum Zusammenhang zwischen sinnlicher Wahrnehmung und Empfindung, intellektueller Erkenntnis und sprachlicher Ausdrucksform in den Schriften Lichtenbergs: Wie erscheint die sinnliche Wahrnehmung in den (erkenntnis- und sprach-)theoretischen und ästhetischen Überlegungen Lichtenbergs? Und wie zeigt sie sich darüber hinaus in der sprachlichen Gestalt seiner Schriften? Welche Wahrnehmungsweise proklamiert Lichtenberg, und inwiefern vermittelt die formale und sprachliche Gestaltung seiner Schriften bestimmte Arten der Wahrnehmung und Rezeption? Der Versuch, im Rahmen dieser Dissertation Antworten auf diese Fragestellungen zu finden, verläuft in drei Hauptschritten.

1 Aus: J_{II}1889.

2 KA_{II}307.

3 Aus: K_{II}308

Der erste Hauptteil besitzt insofern grundlegende Funktion, als er einer ersten Orientierung im Hinblick auf die Thematik dient: An die Vorstellung der Leitfragestellungen, der methodischen Vorgehensweise und Zielsetzungen schließen sich einige kursorische Bemerkungen über die Differenzierung der zentralsten wahrnehmungstheoretischen Termini an. Es folgen generelle Anmerkungen zur Bedeutung der Sinnlichkeit bei Lichtenberg sowie die kurze Vorstellung des Textmaterials, das der Untersuchung zugrundeliegt. Der abschließende Blick auf den Stand der Lichtenberg-Forschung verdeutlicht den gegenwärtigen Stellenwert der gewählten Thematik.

Auf diese prinzipiellen Bemerkungen folgt der Kernteil meiner Arbeit, der sich aus zwei großen Abschnitten mit unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten zusammensetzt: Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen zunächst Reflexionen über wahrnehmungs- und sprachtheoretische und -ästhetische Aspekte. Konkrete analytische Betrachtungen der Schriften Lichtenberg schließen sich an: Während in einem ersten Schritt der Blick auf die formalen und stilistischen Besonderheiten der Texte gerichtet wird, steht in einem zweiten Schritt vor allem die Betrachtung der sensuellen Apperzeptionen in ihrer verbalisierten Form im Vordergrund der Betrachtung.

Der dritte Hauptteil enthält neben einem Blick auf die Wirkungen, die die Rezeption Lichtenbergischer Schriften seit Beginn des 19. Jahrhunderts evoziert, einen resümierenden Rückblick und das Fazit, das aus den Konsequenzen der vorangegangenen Betrachtungen gezogen werden kann.

Methodische Besonderheiten

Schwierigkeiten im Hinblick auf das methodische Vorgehen werden vor allem in den beiden textanalytischen Teilen der Arbeit evident. Thematisch vollzieht sich die Betrachtung innerhalb dieser beiden zentralen Bereiche in drei großen Schritten.

Den Anfang bildet ein Abschnitt mit Ausführungen zu sprach- und erkenntnistheoretischen Aspekten, der sich in drei Unterabteilungen gliedert: Nachdem allgemeine Charakteristika der Konstellation von Wahrnehmung und Sprache thematisiert worden sind, rückt mit der Darstellung historischer Auseinandersetzungen mit jener Konstellation die Zeit der Aufklärung, vor die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, in den Mittelpunkt. Hier werden einige für die Erkenntnis- und Sprachtheorie dieser Zeit repräsentative Traktate einbezogen – wie etwa Johann Gottfried Herders »Abhandlung über den Ursprung der Sprache« von 1770 und Immanuel Kants »Kritiken« aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Ein Ausblick in die Wahrnehmungs- und Sprachauffassung des frühen 19. Jahrhunderts beschließt den historischen Teil. Anschließend folgt die Betrachtung der erkenntnistheoretischen und sprachkritischen Anschauungen Lichtenbergs.

Der Untersuchung meiner These, daß sich Lichtenbergs erkenntnistheoretische und sprachästhetische Postulate in der sprachlichen Gestaltung seiner Schriften auf charakteristische Weise niederschlagen und seine Schriften somit

als eine – mehr oder weniger konsequente – Realisierung seiner theoretischen Ansichten erscheinen, dienen textanalytische Betrachtungen. Auf die Ausführungen zur formalen Gestalt der Schriften Lichtenbergs unter Berücksichtigung von Kriterien wie Gattungs- und Genrekonformität oder Verwendung bestimmter rhetorischer Stilmittel anhand exemplarischer Textanalysen folgt die Betrachtung der Schriften unter dem Gesichtspunkt der verschiedenen Modalitäten und Funktionen sinnlicher Wahrnehmung, um etwa die Frage nach der Existenz einer Hierarchie der Wahrnehmungsweisen und ihrer Funktion in den Schriften Lichtenbergs beantworten zu können.

Eine erste Schwierigkeit ergibt sich aus der außergewöhnlichen Beschaffenheit des zu betrachtenden Gegenstandes: Sie beruht auf dem Umstand, daß sich Lichtenbergs Werk – formal wie thematisch – durch eine ungewöhnliche Vielfalt und augenscheinliche Inhomogenität sowie Disparität der einzelnen Teile auszeichnet. So liegen etwa Lichtenbergs ästhetische Anschauungen *nicht* in der summarisch-geschlossenen Form einer systematisch geordneten kompakten »ästhetischen Abhandlung« vor, noch sind sie vereint in einem »Sudelbuch« anzutreffen. Vielmehr erscheinen sie über seine gesamten Schriften verstreut, nämlich als erkenntnis- und sprachtheoretische Reflexionen in pointierten »Sudelbuch«-Einträgen, in mehr oder weniger abgeschlossenen Schriften und Essays sowie als implizite, weil in sprachliche Praxis umgesetzte, theoretische Postulate in seinen Briefen und Fragmenten. Lichtenbergs Werk zwingt seine Rezipienten, sich seine Auffassung zur Erkenntnis- und Sprachtheorie mosaikartig aus vielen kleinen Einzelteilen zusammenzusetzen, von denen darüber hinaus sich einige, ob ihrer Widersprüchlichkeit, gar gegen eine Einfügung in ein homogenes Gesamtbild zu sträuben scheinen. Lichtenbergs Werk führt seine Rezipienten insofern zu einer unorthodoxen, ja »unmethodischen« Rezeptionsweise, nämlich »querfeldein [zu, U.F.] marschieren, und über die Gräben zu setzen. Diese Methode, die man wohl die unmethodische nennen könnte, ist überhaupt nebenher sehr zu empfehlen.«⁴ Damit haftet jeder Annäherung an Lichtenbergs Werk ein subjektives und individuelles Moment an, sehen sich doch seine Rezipienten gezwungen, eigene Wege der Betrachtung zu finden.

Die »unmethodische Methode«, die Lichtenberg empfiehlt, korrespondiert mit der Rezeptionsweise seines Werks. Zudem kann sie nicht nur als Abkehr von traditionellen Methoden, sondern zugleich als Aufforderung zur Entwicklung individueller Zugänge zu seinem Werk angesehen werden. Der un- oder anti-systematische Charakter des Lichtenbergischen Werks,⁵ wie ihn vor allem die »Sudelbücher« veranschaulichen, verhindert das Einschlagen der »Heerstraße«⁶ und provoziert vielmehr die Suche nach einem Weg, der sowohl

4 Aus: K_{II}384.

5 Zum Begriff des Anti-Systematischen bei Lichtenberg vgl. Patzig 1992, bes. S. 24.

6 Aus: K_{II}384.

geeignet ist, die Besonderheiten des Lichtenbergischen Werks zu erfassen als auch als wissenschaftliche Herangehensweise den auf ihm gewonnenen Erkenntnissen intersubjektiven Wert zu verleihen. Dieser Umgang entspricht genau der Betrachtungsweise, die Lichtenberg als den ›Königsweg‹ zum Erkenntnisgewinn und damit zum persönlichen und wissenschaftlichen Fortschritt proklamiert: »Etwas über die ungebahnten Wege in den Wissenschaften zu schreiben, man muß sie notwendig einschlagen, wenn etwas gewonnen werden soll.«⁷

Ziele

Die Ziele meiner Arbeit lassen sich am übersichtlichsten in vier Kategorien geordnet darstellen:

- a) Neben der Einordnung Lichtenbergs in den historischen Kontext vom wahrnehmungs- und sprachästhetischen Standpunkt aus sollen meine Untersuchungen Aufschluß über Lichtenbergs Wahrnehmungsästhetik in Korrelation zu seiner Sprachtheorie geben sowie die Zusammenhänge zwischen theoretischen Postulaten und deren praktischer Anwendung in der Sprache erhellen. Zudem soll mit der Verbindung von Natur- und Geisteswissenschaften das ›interdisziplinäre Potential‹ Lichtenbergs im Hinblick auf seine Auswirkung auf Denken und Sprache hin betrachtet werden.
- b) Ein weiteres Ziel bildet die Beantwortung der Frage, welchen Beitrag Lichtenberg angesichts der Entwicklung erkenntnistheoretischer Erklärungsmodelle und sprachkritischer Auffassungen geleistet hat, und wie sich Lichtenbergs Auffassungen im Hinblick auf zeitgenössische, insbesondere aufklärerische und rationalistische, Anschauungen verhalten.
- c) Lichtenbergs Werk als Beispiel für interdisziplinäres Denken und dessen Auswirkungen auf seine Wahrnehmung und Sprache gibt Anlaß zur Frage nach der Lokalisierung seines Werks in der Wissenschaft: Inwiefern kann Lichtenbergs Werk als ein in universeller Hinsicht lohnendes ›Forschungsobjekt‹ angesehen werden?
- d) Einen letzten Punkt bildet die Relevanz der Erkenntnisse Lichtenbergs für das moderne Individuum. Besonderes Gewicht liegt hierbei auf der Herausarbeitung des konkreten Werts, den die Auseinandersetzung mit Lichtenbergs Schriften für das Lichtenberg-lesende Individuum besitzt: Inwiefern wirkt die aktive Rezeption seines Werks auf das individuelle Selbstverständnis, Denken, Wahrnehmen und das sprachliche Ausdrucksvermögen?

⁷ Aus: J₁866.

2. Sensation, Perzeption, Apperzeption: Zur Terminologie

Schwierigkeiten der Begriffsdefinition

»Wer sich also heute anschickt, die Begriffsgeschichte von »Sinnlichkeit« aufzuzeichnen, steht vor nichts Geringerem als der gesamten Geschichte der Philosophie. Die Bedeutung von »Sinnlichkeit« auch nur für einen begrenzten Zeitraum vollständig erläutern zu wollen, wäre ein heroisches Unterfangen.«¹

So warnt Waltraud Naumann-Beyer in ihrem Aufsatz über den Begriff der Sinnlichkeit. Da sich Ähnliches auch von der Begriffsgeschichte der anderen zentralen wahrnehmungstheoretischen Termini konstatieren ließe, zielt dieser Abschnitt *nicht* darauf ab, eine umfassende und detaillierte Übersicht über die einzelnen Bedeutungsvarianten und Etymologien der Wahrnehmungsterminologie zu bieten. Vielmehr kennzeichnet diese Ausführungen, die anhand der Begrifflichkeiten lediglich eine erste Orientierung im Hinblick auf die Konstellation von Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache bieten wollen, ein generalisierendes Moment.

Eines der prominenten Merkmale der Erforschung menschlicher Wahrnehmung und Erkenntnis bildet ihre Allgegenwärtigkeit in der Wissenschaft und zwar gleichermaßen in geisteswissenschaftlichen Disziplinen wie Philosophie und Sprach- bzw. Literaturwissenschaft sowie in Naturwissenschaften wie Physik und natürlich in Medizin und Psychologie: Die Beobachtung, Analyse und Auswertung von Phänomenen der sinnlichen Erfahrung besitzt allerorten eine Schlüsselposition im Hinblick auf den Gewinn neuer Erkenntnisse und somit auch angesichts des wissenschaftlichen Fortschritts überhaupt. Auf dieser grenz- und disziplinenübergreifenden Eigenschaft der Thematik beruht der Umstand, daß sich auf den unterschiedlichen Gebieten – teilweise untereinander korrespondierende, aber dennoch voneinander abweichende – jeweils eigene terminologische Systeme, den jeweiligen Untersuchungsschwerpunkten entsprechend akzentuierte und mit verschiedenen methodischen Herangehensweisen verbundene »theoretische Modelle« herausgebildet haben. So befaßt sich etwa ein Physiker in der Hauptsache mit den von ihm während seiner Versuche wahrgenommenen Phänomenen, um sie schließlich zu Hypothesen zusammenzufassen und durch Reflexion der Eindrücke in ihrer Gesamtheit eine Gesetzmäßigkeit herauszufiltern, um somit ausgehend von der Basis der subjektiven Sinneseindrücke objektive Erkenntnisse zu formulieren. Dagegen interessiert die Philosophie vor allem die theoretische Seite der Wahrnehmung, indem sie bestrebt ist, Fragen nach dem Wahrheitsgehalt des Wahrgenommenen, der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt zu beantworten

1 Naumann-Beyer 1990, S. 284.

sowie die Zusammenhänge von Wahrnehmung und Denken zu erhellen. Indessen steht in der Sprach- und Literaturwissenschaft die Betrachtung des Verhältnisses von Sprache und Wahrnehmung, vor allem hinsichtlich der Verarbeitung sinnlicher Wahrnehmung im literarischen Ausdruck, im Mittelpunkt.

Wahrnehmung und Sprache

Ein zentrales Anliegen meiner Arbeit bildet die Herausarbeitung des Zusammenhangs von Lichtenbergs sprachtheoretischen wie -kritischen Postulaten und seiner sprachlichen Praxis, wie sie in seinen Schriften gleichsam ›konserviert‹ vorliegt. Daß der sinnlichen Wahrnehmung der Umwelt wie des eigenen Selbst bei Verbalisierungsvorgängen – im allgemeinen wie bei Lichtenberg im besonderen – eine initiiierende Funktion zugesprochen werden muß, stellt hierbei eine These dar, die in den folgenden Ausführungen näher betrachtet wird. Ihr zufolge erscheinen sprachliche Äußerungen als Resultat einer Kette komplexer Wahrnehmungs- und Transformationsprozesse: Der Perzeption – als Aufnahme sinnlicher Eindrücke überhaupt – folgt die Apperzeption als ›höhere Stufe‹ der Wahrnehmung, an die sich Reflexion und Erkenntnis anschließen. Die Transformation der apperzipten Eindrücke in sprachliche Zeichen, die bereits in der gedanklichen Reflexion stattfindet, bildet so gesehen eine Art ›transformierte Wahrnehmung‹, deren Produkt sinnlich wahrnehmbar ist – etwa visuell in schriftlicher oder auditiv in gesprochener Form.² Darüber hinaus erscheint die Sprache auch als intellektuell ansprechende Bedeutungsträgerin, indem der semantische Gehalt sprachlicher Zeichen als eine abstrahierte, weil durch die Transformation in die *intersubjektiv gültigen Sprachzeichen* generalisierte, Wahrnehmung aufgefaßt werden kann.³

Am Beginn eines jeden Prozesses sinnlicher Wahrnehmung als »Form der ideellen Widerspiegelung der objektiven Realität vermittels des Zentralnervensystems der Tiere und Menschen«⁴ stehen die *äußeren Sinneseindrücke*, deren Reize von den *Sensillen*, Sinneszellen der Sinnesorgane, empfangen werden: »Die Wahrnehmung ist das sinnliche ganzheitliche Abbild der Gegenstände mit ihren Eigenschaften und Beziehungen, die unmittelbar auf die Sinnesorgane einwirken.«⁵ Sensuelle Wahrnehmungen erfolgen über die *fünf Sinne*,⁶ »die körperlichen Organe der Wahrnehmung«⁷: visuell über den

2 Ja sogar taktil in Form der sogenannten Braille-Schrift.

3 Vgl. Schmitz-Emans 1992, S. 78.

4 Klaus/Buhr ¹²1976, S. 1275.

5 Klaus/Buhr ¹²1976, S. 1275.

6 »Da der Ausdruck der ›5 S.[inne, U.F.]‹ in vielen modernen Sprachen vorkommt, suggeriert er die Existenz eines ahistorischen semantischen Universals, das sowohl das Konzept ›Sinnesorgan‹ als auch deren Fünffzahl zum Inhalt hat [...]. In Wirklichkeit ist der Begriff einer abzählbaren, festgelegten Anzahl von S.[inne, U.F.]n als körperlichen Organen mit einer an sie gebundenen mentalen Funktion (Empfindung oder Wahrnehmung) ein Ergebnis früher philosophischer Reflexion, das sich

Gesichtssinn, auditiv über den Gehörssinn, taktil über den Tastsinn, olfaktorisch über den Geruchssinn sowie gustatorisch über den Geschmackssinn.⁸ Dabei können die unterschiedlichen Modalitäten der Sinneswahrnehmungen sowohl einzeln als auch in verschiedenen Kombinationen parallel ablaufen.⁹

Erkenntnisprozeß

Sensuelle Wahrnehmungsvorgänge verlaufen größtenteils im latenten Bewußtseinsbereich oder gar vollkommen unbewußt, beispielsweise beim flüchtigen ›Registrieren‹ von Hintergrundgeräuschen, können aber dennoch Handlungen auslösen – und zwar instinktiv oder reflexiv motivierte Reaktionen. Eine derartige sinnliche Wahrnehmung ›ohne bewußtes Erfassen u. Identifizieren‹¹⁰ kann in Anbetracht des wahrnehmenden Subjekts als eine passive Form der Wahrnehmung charakterisiert werden. Sie wird seit Leibniz entsprechend der Definition in seiner ›Monadologie‹ von 1714 unter dem Begriff der *Perzeption*¹¹ subsumiert:

erst durch Kombination mehrerer gedanklicher Voraussetzungen ergibt. Solche Voraussetzungen sind: Herausgliederung einer mentalen ›Innenwelt‹ aus dem ursprünglich als psychologische Einheit aufgefaßten Individuum; Unterscheidung von ›Erkennen‹ und ›Handeln‹; innerhalb der kognitiven Funktionen Unterscheidung sensorischer und intellektueller Erkenntnis und Herstellung einer funktionellen Beziehung zwischen beiden; und Zuordnung qualitativ unterschiedlicher Sinnesbezirke zu bereits bekannten und sprachlich benannten Körperteilen, die dann als ›Werkzeuge‹ oder eben ›Organe‹ der entsprechenden Sinnesbereiche aufgefaßt werden. Der gedankliche Prozeß an dessen Ende das Konzept der 5 S.[inne, U.F.] steht, läßt sich in Indien und China ebenso nachweisen wie am frühen philosophischen Denken der Griechen.« (HWPh IX, Sp. 825.).

7 Grimm 10, 1 (1905), Sp. 1138.

8 »Die vollständige Fünferliste (Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Tasten) findet sich (ohne Angabe der Zahl) erstmals bei Demokrit, und zwar sowohl nominal als auch verbal.« (HWPh IX, Sp. 827.). Dort heißt es: »11. Von der Erkenntnis aber gibt es zwei Formen, die echte und die dunkle (unechte); und zur dunklen gehören folgende allesamt: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Getast, [...]« (Vgl. Vorsokratiker. Bd. 2. S. 140f.).

9 Eine besondere Art der Wahrnehmung stellt die Synästhesie dar, die vorliegt, wenn ein Sinneseindruck eine oder mehrere Sensationen anderer Sinnesmodalitäten auslöst, wenn etwa bei einem bestimmten auditiven Eindruck zugleich eine visuelle Vorstellung provoziert wird, aber auch, wenn zu abstrakten Größen visuelle, auditive oder andere Sensationen empfunden werden. Zu den fünf offensichtlichen Sinnesmodalitäten tritt ein »innerer Sinn«, der sogenannte »Sensus communis«, der als ›Gemeinsinn‹ oder ›gesunder Menschenverstand‹ übersetzt werden kann. Ob und inwiefern die Einbildungs- oder Imaginationskraft des perzipierenden Subjekts sowie die Fähigkeit der synästhetischen Wahrnehmung als eigenständige Sinnesmodalitäten aufgefaßt werden können, wird sich im Verlauf der Betrachtung zeigen.

10 Duden V, S. 2525.

11 NB: Bei der Lektüre englischsprachiger Literatur zur Wahrnehmung ist zu beachten, daß der englische Begriff der »perception« bedeutungsmäßig dem deutschen Begriff der »Apperzeption zuzuordnen ist und sich also auf das bewußte Wahrneh-

«§ 14. L'état passager qui enveloppe et represente une multitude dans l'unité, ou dans la substance simple, n'est autre chose que ce qu'on appelle la *Perception*, qu'on doit distinguer de l'apperception ou de la conscience [...]. Et c'est en quoi les Cartesiens ont fort manqué, aiant compté pour rien les perceptions dont on ne s'aperçoit pas.»¹²

men bezieht. Dagegen ist der deutsche Ausdruck »Perzeption« mit dem englischen »sensation« zu übersetzen, der jedoch auch »(Sinnes-)Empfindung [...], Gefühl [...], Eindruck [...], Aufsehen [...], Sensation [...]« (Langenscheidts Taschenlexikon der englischen und deutschen Sprache. Berlin, München [u. a.] 1981. S. 480) meinen kann. So definiert Pastore: »Definition of Perception [...] The definition by Sully in 1884, which he repeated in other works before and afterward, seemed acceptable and was widely cited. In his view the mind is »passive« in sensation but »active« in perception: Perception is a complex mental act or process, involving presentative and representative elements. More particularly, perception is that process by which the mind, after discriminating and identifying a sense-impression (simple or complex), supplements it by an accompaniment or escort of revived sensations, the whole aggregate of actual and revived sensations being solidified or »integrated« into the form of a percept, that is, an apparently immediate apprehension or cognition of an object now present in a particular locality or region of space.« (Pastore 1971, S. 186. Er zitiert nach Sully, J.: *Outlines of psychology*. New York 1884. S. 152.).

Gerade wegen dieser Bedeutungsverschiebungen der Termini, die nicht nur intersprachlich, sondern auch innerhalb derselben Sprache auftreten und dadurch zu Mißverständnissen in der Diskussion um die Wahrnehmung führen können, besteht die Notwendigkeit, die Terminologie definitorisch und differenzierend zumindest für die vorliegende Untersuchung festzulegen. Daß die Termini und ihre Bedeutungen austauschbar und alles andere als definitiv festgelegt sind, steht dabei außer Frage.

- 12 Leibniz/Köhler 1996, S. 16. Übersetzung nach Köhler: »Der veränderliche Zustand / welcher eine Vielheit in dem einen oder in dem einfachen in sich fasst und vorstellt / ist nichts anderes als dasjenige / welches man die *Empfindung* oder *Perception* nennet / die man von der Apperception oder von *dem Bewußt sein* wohl unterscheiden muß [...]. Und hierinnen haben die Cartesianer sehr verfehlet / wann sie die Perceptiones oder Empfindungen / derer man sich nicht bewußt ist und welche man nicht wahrnimmet / vor nichts gehalten haben.« (Leibniz/Köhler 1996, S. 17.).

Zur umfassenden Bedeutung der Leibnizschen Begriffe der Perzeption und Apperzeption gibt Horn allerdings zu bedenken: »Man sollte sich hüten [...], Perzeption sofort mit Vorstellung gleichzusetzen [...]. Wir erfahren zunächst nur, daß Perzeption das ist, was eine Vielheit (multitude) in einer Einheit einschließt oder umfaßt (enveloppe) und daß dies ein »vorübergehender Zustand« (l'état passager) sei. [...] Da Perzeption im Leibnizschen Sinne hier [...] zunächst noch nichts mit Vorstellung oder Bewußtsein zu tun hat, müssen wir uns mit dem begnügen, was hier gesagt wird. Es kann also mit der Perzeption beispielsweise auch der biologische Bauplan einer Pflanze, ihre Zeitgestalt [...] gemeint sein. [...] Apperzeption wird mit dem Bewußtsein gleichgesetzt. Die »Perzeptionen, auf die man gewöhnlich nicht achtet,« sind also diejenigen, die man nicht apperzipiert, deren man sich nicht bewußt ist. Daß aber der Mensch nur relativ selten bei Bewußtsein ist, wissen wir nicht nur aus der analytischen Psychologie. Der Schlaf, in dem man auch nur auf einige wenige Perzeptionen achtet, die die Traumbilder sind, wäre demnach der Naturzustand des Menschen, aber als Zustand durchaus vorübergehend. So werden

Eine »bewußte Wahrnehmung, Aneignung von Erlebnis-, Wahrnehmungs- und Denkinhalten«, ¹³ also »aktive Aufnahme von [sinnlich] Gegebenem ins Bewußtsein« ¹⁴ findet demzufolge nur statt, wenn die perzipierten Reize vom Subjekt in bestimmter Weise bearbeitet werden, etwa durch das gezielte Ausrichten der Aufmerksamkeit auf einzelne Sensationen. Es findet hierbei eine Art »Filtrierung« oder Auswahl der aufgenommenen Sensationen statt, die zu einer Bewußtwerdung dieser besonderen Empfindungen führt. Jene gleichsam gesteigerte Form der Perzeption bezeichnet nach Leibniz der Terminus der *Apperzeption*, der im Gegensatz zur Perzeption im Sinne von »reine[m, U.F.] sinnliche[m, U.F.] Wahrnehmen ohne Reflexion als erste Stufe der Erkenntnis« ¹⁵ das »durch Reflexion des unterscheidenden Verstandes bewirkte [...] Erfassen und Einordnen in einen Bewußtseinszusammenhang« ¹⁶ meint.

Während der größte Teil der Perzeption weitestgehend im Unbewußten abläuft und als ausschließliche Leistung der Sinne anzusehen ist, stellt die Apperzeption eine Kombination der Leistungen der Sensillen, des Sensoriums ¹⁷ und des Intellekts dar. Mit den Empfindungen als Ergebnis unbewußter Perzeption korrespondiert die aus der Apperzeption resultierende Erkenntnis als die »durch geistige Verarbeitung von Eindrücken u. Erfahrungen gewonnene Einsicht« ¹⁸, deren Folge *bewußt* verlaufende Handlungen sein können: Eine besondere Ausformung der Transformation von Erkenntnisprozessen bildet die Sprache oder die Sprechhandlung. Charakteristisch für die apperzeptive Verarbeitung sensueller Eindrücke ist die Einordnung des Wahrgenommenen in einen Bewußtseinszusammenhang – wobei Korrespondenzen und Verbindungen zwischen gegenwärtigen und früheren sensuellen Erfahrungen beispielsweise in Form von Assoziationen oder Kausalverknüpfungen hergestellt werden.

Der Auffassung, daß Apperzeption gleichsam das »bewußte Substrat« filtrierter Perzeption darstellt, entspricht August Langens Definition der beiden Wahrnehmungsqualitäten. In der Einleitung zu seinem Werk über die »Anschauungsformen in der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts« definiert er das »psychologische Bild des Wahrnehmungsvorganges« ¹⁹: »Während die Perzeption das weitere Gesichtsfeld, einen verhältnismäßig großen Kreis umspannt, wird nur ein kleiner Ausschnitt zu deutlicher Apperzeption, auf ihn konzentriert sich die Aufmerksamkeit.« ²⁰ Perzeption und Apperzeption unter-

also gewöhnlich die Perzeptionen der Natur ebenso wie des Menschen wenig beachtet [...].« (Leibniz/Horn 1962, S. 45. Zitate im Zitat stammen aus Horns Übersetzung des Leibnizschen Textes.).

13 Duden I, S. 238.

14 Duden I, S. 238.

15 Duden V, S. 2525.

16 Duden I, S. 238.

17 Als Ort im Gehirn, wo Sinnesreize bewußt werden. Vgl. Duden VI, S. 3081.

18 Duden I, S. 958.

19 Langen 1934, S. 7.

20 Langen 1934, S. 7f.

scheiden sich demzufolge nicht nur in der *Quantität* des Wahrgenommenen, sondern: Indem der Apperzeption eine größere Deutlichkeit und Schärfe zugesprochen wird, verweist Langen zugleich auf den *qualitativen Unterschied von Perzeption zu Apperzeption*. Diese Auffassung spitzt Langen zu, indem er den »Apperzeptionspunkt«²¹ als »den kleinen Ausschnitt der schärfsten und deutlichsten Wahrnehmung«²² benennt.²³

Die hier grob skizzierte Konstellation von aktiv-bewußter und passiv-unbewußter Aufnahme sensueller Reize als der beiden unterschiedlichen Qualitäten von Wahrnehmung veranschaulicht eine vereinfachende schematische Darstellung.²⁴

Nach diesem Modell ist Sprache einerseits als doppelt abstrahierte Wahrnehmung aufzufassen, wenn die Erkenntnis die erste Stufe und deren Transformation in Sprachzeichen die zweite Stufe der Abstraktion oder Generalisierung des Wahrgenommenen bildet. Andererseits kann die Sprache jedoch – trotz aller Abstraktion – zum (Ap-)Perzeptionsobjekt avancieren, indem sie unter bestimmten Voraussetzung sinnlich wahrnehmbar wird und Sensationen evoziert.

Sensation, Sensualität, Sensitivität: Abgrenzung der Begriffe

Die Sensation stellt demzufolge das Ergebnis der Perzeption überhaupt dar und ist also relativ klar definiert als Empfindung oder Eindruck. Hingegen muß der Begriff des Empfindungsvermögens gegenüber Ausdrücken wie Empfindlichkeit oder Empfindsamkeit differenziert werden.

Während *Sensualität* die Fähigkeit oder das Vermögen bezeichnet, überhaupt sinnlich wahrzunehmen, benennt *Sensibilität*, also Empfindlichkeit, sowie *Sensitivität* oder Empfindsamkeit als deren Progression jeweils gesteigerte Formen der sinnlichen Empfindungsfähigkeit. Das Verhältnis von Sensualität, Sensibilität und Sensitivität ließe sich demnach mit der hierarchisch angeordneten Konstellation von Positiv, Komparativ und Elativ²⁵ parallelisieren. Von diesen drei Begriffen, die das Vermögen zur sinnlichen Wahrnehmung bezeichnen, ist der Ausdruck »*Sinnlichkeit*« insofern abzugrenzen, als er *nicht eine Fähigkeit, sondern einen Zustand* und zwar zum einen »das den

21 Langen 1934, S. 8.

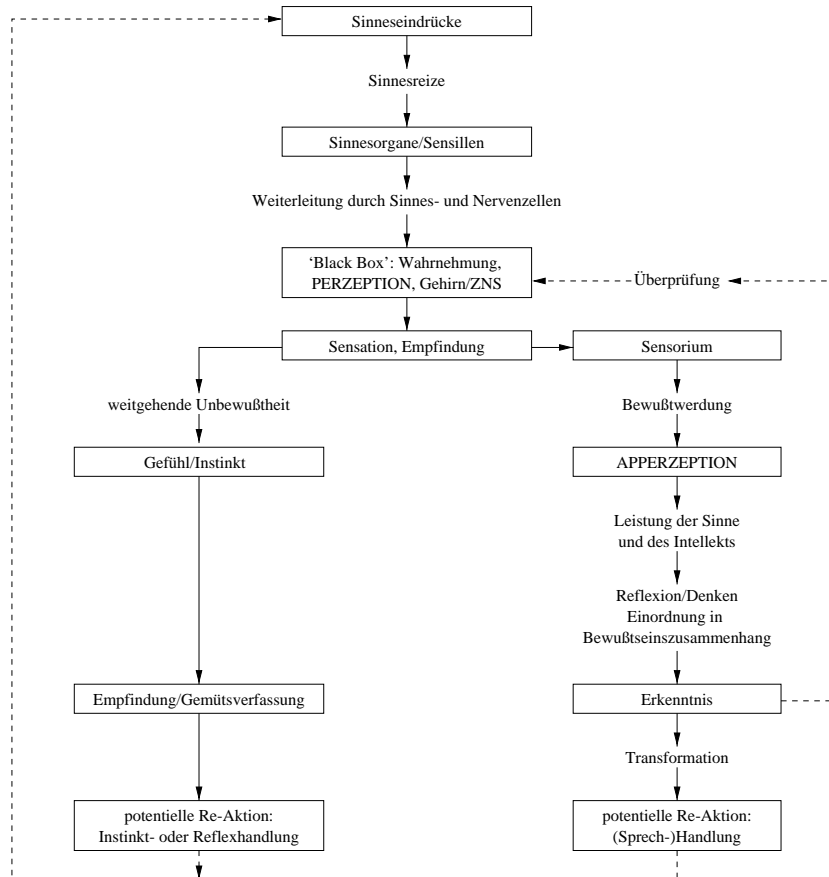
22 Langen 1934, S. 8.

23 Dies entspricht der von ihm im Laufe seiner Ausführungen vielfach und plausibel belegten These vom aufklärerisch-rationalistischen »Prinzip der Rahmenschau«, für die er häufig Zitate Lichtenbergs heranzieht. Vgl. Langen 1934.

24 Vgl. Schema 1, S. 31. Die zwangsläufig linearisierte Darstellung darf nicht über Tatsache hinwegtäuschen, daß Wahrnehmungsprozesse im allgemeinen nicht linear und zudem nicht entweder bewußt oder unbewußt ablaufen, sondern immer als Kombination von bewußter und unbewußter Verarbeitung äußerer Reize stattfinden, wobei das unbewußt Wahrgenommene überwiegt.

25 Als Superlativ bezeichne ich hierbei erst »Hypersensitivität«.

Sinnen [...] zugewandte Sein«²⁶, zum anderen ein »sinnliches Verlangen«²⁷, ein Bedürfnis nach sensuell Wahrnehmbarem, bezeichnet.



Schema 1

²⁶ Duden VII, S. 3112.

²⁷ Duden VII, S. 3112. Ich verwende den Begriff der Sinnlichkeit hier hauptsächlich ohne die im Duden aufgeführte erotische Konnotation, nämlich als Bezeichnung für das Verlangen nach sensueller Wahrnehmung, nach konkreten sinnlichen Erlebnissen.

3. Sprache und Sinnlichkeit im Werk Lichtenbergs

Mit einem Überblick über den Stellenwert der sinnlichen Wahrnehmung und ihren Ausdruck durch die Sprachzeichen im Werk Lichtenbergs werden im folgenden Abschnitt die Ausgangspositionen meiner Ausführungen in Form von Thesen und Fragen skizziert. Die Untersuchung der vorgestellten Thesen anhand detaillierter Textanalysen sowohl in sprachlich-stilistischer Hinsicht als auch im Hinblick auf die verbale Umsetzung einzelner Sinnesmodalitäten unter Berücksichtigung der theoretischen Diskussion um den Zusammenhang von sinnlicher Wahrnehmung und Sprache steht im Zentrum des zweiten Hauptteils. Ein Überblick über das ihm zugrundeliegende Textmaterial schließt sich an die Darlegung der Thesen an.

Sprachliche Gestaltung

Sinnliche Wahrnehmungen, insbesondere auch als Betrachtung des eigenen Ichs aus der Außenperspektive, nehmen im Werk Lichtenbergs zentrale Positionen ein – und zwar nicht nur im Hinblick auf seine hauptberufliche Tätigkeit als Experimentalphysiker, die ja auf der Deskription und Interpretation sinnlich wahrgenommener Phänomene basiert, sondern vor allem hinsichtlich seiner erkenntnistheoretischen und sprachästhetischen Anschauungen sowie – als deren Konsequenz – ihrer sprachpraktischen Einlösung in seinen literarischen Schriften.

Nicht erst bei näherer analytischer Betrachtung seiner Schriften zeigt sich, daß Lichtenbergs Sprachgebrauch neben Konzision, Präzision und Ökonomie im Ausdruck ein hoher Grad an sinnlicher Anschaulichkeit prägt, die gleichsam zu einer ›Konkretisierung‹ und Unmittelbarkeit der Sprache beiträgt. Diese Konkretisierung wird offensichtlich vor allem im häufigen Einsatz stilistischer Mittel wie Metaphorik und innovative Wortkombinationen und -bildungen erreicht. Die für Lichtenberg typische Art der Verknüpfung dieser und weiterer Stilmittel, ihre gleichsam synthetische Verbindung im sprachlichen Ausdruck verleiht seinen Schriften sowohl einen originell-individuellen – oder besser: individualisierten, weil *bewußt* herbeigeführten – Charakterzug als auch eine rezeptionsorientierte Diktion.

Die Erkenntnis, daß Lichtenbergs Sprachgestaltung auf die Erzeugung einer sinnlich-konkreten Unmittelbarkeit hin angelegt erscheint, die vor allem durch entsprechende metaphorische Verschlüsselungen, allegorische Veranschaulichungen abstrakter Sachverhalte sowie durch assoziative Wortverbindungen und aus ihnen resultierende neologistische Komposita bewirkt wird, bildet eine der zentralen Ausgangsthese meiner Arbeit.

Differenz zwischen Ausdruck und Auszudrückendem

Daß Lichtenberg das sprachliche Erscheinungsbild seiner Schriften *bewußt* gestaltet, legt nicht nur mittelbar die stilistische Virtuosität und Ausgefeiltheit seiner Sprache nahe, sondern zeigt sich vor allem auch in seinen sprachtheoretischen Reflexionen, die über seine »Sudelbücher« verstreut anzutreffen sind. Im Zentrum dieser Reflexionen steht die *Kritik an der prinzipiellen Unzulänglichkeit der Sprachzeichen* in ihrer Funktion als Ausdrucksträger gedanklicher Prozesse und sensueller Apperzeptionen. Aus dieser Einsicht resultiert Lichtenbergs Erkenntnis, daß dem sprachlichen Ausdruck als Träger transformierter Sinneswahrnehmungen und Gedanken generell ausschließlich metaphorischer Charakter zugestanden werden dürfte, da das Wesen der Sprache mit seiner konventionellen Zeichenordnung zu verschieden erscheint von den Denk- und Wahrnehmungsstrukturen des Individuums, vor allem im Hinblick auf die Differenz zwischen jeweils subjektiv-individueller Wahrnehmung und ebensolchem Denken des Einzelnen auf der einen Seite und den generalisierenden, weil auf intersubjektive Kommunikation hin angelegten Sprachzeichen auf der anderen Seite. Insofern erscheint der sprachliche Ausdruck als das Resultat einer Selbstentfremdung: Ihn prägt eine Distanz zum eigenen Ich.

Sprache stellt demnach ausschließlich eine dem eigentlich Auszudrückenden angenäherte, aber niemals ihm adäquate Form der Kommunikation dar: Sprachzeichen können deshalb mit Blick auf die individuell verschiedenen Wahrnehmungs- und Denkstrukturen lediglich »*Differential-Wahrheiten*« vermitteln. Mit dieser Auffassung, nach der Sprache und Denken auseinanderfallen, distanziert sich Lichtenberg von der streng rationalistischen Aufklärung, die in die Repräsentations- und Kommunikationsfunktion des sprachlichen Zeichens vertraut:¹ »Er wird zugleich zu einem Vorläufer des kommenden 19. Jahrhunderts, zu Schopenhauer, Nietzsche und Hofmannsthal, die die »Krise der Sprache« vollends empfinden und auszudrücken versuchen werden«,² so Schiewe.

1 Dazu Jürgen Schiewe: »Diese wichtige Einsicht, die ihn trennt von den Grundannahmen der streng rationalistischen Aufklärung, gilt ihm einmal prinzipiell für das Verhältnis zwischen den Begriffen des Denken und den Wörtern der Sprache, es gilt ihm auch für die verschiedenen gesellschaftlich bedingten Sprachformen und Sprachebenen. Lichtenbergs Sprachkritik nimmt ihren Ausgangspunkt im Zweifel an der adäquaten Bezeichnungsfähigkeit von Gedanken und Dingen durch Worte, und sie setzt sich fort in einem Zweifel an einer adäquaten Kommunikation durch Worte, d. h. an einem gegenseitigen sprachlichen Verstehen der Menschen untereinander.« (Schiewe 1998, S. 121.).

2 Schiewe 1998, S. 122.

*Individualisierung der Sprache als Ausweg:
Sprachästhetische Grundanschauungen Lichtenbergs*

Trotz seiner Einsicht in die Unzulänglichkeit des sprachlichen Ausdrucks als Medium der Mitteilung individuell-subjektiver Erkenntnisse sucht Lichtenberg nicht außerhalb der Sprache nach Lösungen, sondern sieht die Lösungswege der Ausdrucksschwierigkeiten *innerhalb* der Sprache. Als notwendigste Bedingung für die Herausbildung einer dem Auszudrückenden adäquateren Sprachform erscheint in Lichtenbergs Reflexionen die Adaption der Sprache an das eigene Denken unter Beibehaltung der intersubjektiven Kommunikationsfunktion der Sprache: Eine derartige *»Individualisierung des Ausdrucks«* kann durch eine für das jeweilige Individuum charakteristische Kombination verschiedener stilistischer Mittel erreicht werden. Insbesondere sind hierbei extraordinäre Assoziationsleistungen zu nennen, die sich sprachlich in ungewöhnlichen Metapherbildungen realisieren. Bildlichkeit im Ausdruck erscheint Lichtenberg hierbei insofern besonders wichtig, als sie dem abstrahierenden Charakter der Sprachzeichen entgegenzuwirken vermag, indem sie der Sprache ein Moment von Sinnlichkeit verleiht – und diese damit wesensmäßig an ihren Ursprung in der sensuellen Apperzeption annähert.

Eine grundlegende Voraussetzung für die Individualisierung der Sprache bildet – neben der Kunstfertigkeit im Umgang mit sprachlichen Ausdrucksmitteln – die eigene unmittelbare Anschauung, denn:

»Simpel und edel schreiben erfordert vielleicht die größte Spannung der Kräfte, weil in einer allgemeinen Bestrebung unserer Seelenkräfte gefallen zu wollen, sich nichts so leicht einschleicht als das Gesuchte, es wird außerdem *eine ganz eigene Art dazu erfordert die Dinge in der Welt zu beobachten*, die eher das Werk eines nicht sehr belesenen schönen Geistes als eines Studiums des Altertums ist.«³

Dieser »Sudelbuch«-Eintrag enthält die wichtigsten *Konstituenten der Sprach- und Wahrnehmungsauffassung Lichtenbergs* in konzentrierter Form, und zwar insofern, als hier

- a) der *ästhetische Anspruch* an den Sprachstil, »simpel und edel« zu sein;
- b) die *sinnliche Anschauung* unter Betonung ihres individuellen, »eigenen« Charakters als Voraussetzung und Grundlage für die Einlösung dieses Stil-Postulats;
- c) der *Vorrang der sinnlichen Wahrnehmung und anschaulichen Erfahrung* vor der gleichsam »abstrakten«, da vorrangig intellektuellen Wissensaneignung durch Lektüre, impliziert in der Gegenüberstellung des »nicht sehr belesenen schönen Geistes« und des »Studiums des Altertums«, artikuliert werden.

Auf engstem Raum sind die essentiellen sprachtheoretischen Erkenntnisse Lichtenbergs in der für ihn charakteristischen Dichte und Präzision konzen-

3 Aus: B₁20. Hervorhebung von mir, U.F.

triert, als wichtigste Begriffe erscheinen Sprachstil, (sinnliche) Anschauung und Individualisierung. Dabei hängt von der jeweils »ganz eigenen Art« der Beobachtung die Beschaffenheit der Sprache und ihres Stils ab. Sprache und Erkenntnisweise sind demzufolge durch den Anspruch auf und das Postulat nach Individualisierung miteinander verbunden.

Der zitierte »Sudelbuch«-Eintrag nimmt hinsichtlich der Sprach- und Wahrnehmungsästhetik eine gleichsam ambivalente Stellung ein: Zum einen trägt er von seinem semantischen Gehalt her gesehen »meta-sprachliche« Züge, indem er eine Reflexion über Sprachstil und Anschauung enthält. Zum anderen kann der Eintrag insofern als Einlösung des in der Reflexion geäußerten Postulats angesehen werden, als er selbst ein Beispiel für die sprachliche Praxis und damit angewandte Sprachtheorie Lichtenbergs darstellt.

Die Beziehung von Sprache und Sinnlichkeit⁴ erweist sich nach diesem kursorischen Überblick zunächst als eine interdependente, insofern, als

- die sensuelle Apperzeption als Basis sprachlicher Begrifflichkeiten in individualisierter Form die (ideale) Grundlage für die Herausbildung des ästhetischen Stil- und Sprachideals Lichtenbergs bildet;
- die Sprache als Trägerin in Zeichen transformierter sinnlicher Wahrnehmung und zugleich als Objekt sinnlicher (Ap-)Perzeption aufgefaßt werden kann, indem ihr bestimmte Stilmittel einen gewissen Grad an Sinnlichkeit verleihen und sie sich dadurch wesensmäßig den sensuellen Eindrücken als ihrem Ursprung annähert;
- die Individualität, »Eigenheit«, das Konstituens sinnlicher Anschauung bildet⁵ und Individualisierung für den sprachlichen Ausdruck postuliert wird.

Wenn in den vorangegangenen Ausführungen wie selbstverständlich von Lichtenbergs Erkenntnis- und Sprachtheorie die Rede war, so impliziert dies bereits die *Existenz* einer derartigen »Ästhetik« oder »Theorie« innerhalb des Werks Lichtenbergs. Da aufgrund der spezifischen Beschaffenheit des Lichtenbergischen Werks eine solche Theorie in einer geschlossenen systematischen Form nicht vorliegt, verlangt die These von der Existenz theoretischer Reflexionen zunächst nach Beantwortung der Frage, *wo* die Theorie innerhalb des Werks artikuliert wird. Erst in einem zweiten Schritt folgt die Differenzierung der theoretischen Anschauungen Lichtenbergs. Hierbei muß vor allem

4 Nach Lichtenbergs Definition im weitesten Sinne als »Vermögen, sinnliche Eindrücke zu empfangen« (aus: K_{II}64) verstanden.

5 Diese Auffassung von der je individuellen Ausprägung der sinnlichen Wahrnehmung entspricht den aktuellen Erkenntnissen in der wahrnehmungspsychologischen Gehirnforschung: »Das Gehirn bildet die Außenwelt nicht einfach ab, wie das ein Photoapparat oder ein Tondbandgerät tut. Es interpretiert die Signale von außen und setzt daraus eine ganz persönliche Welt zusammen. Aus den Signalen der Außenwelt wird also eine Innenwelt geschaffen, und sehr oft haben beide Dinge nur wenig miteinander zu tun.« (Zeitmagazin, Nr. 22 vom 24. Mai 1996, S. 44). Überdeutlich wird diese Inkongruenz von äußeren Eindrücken und inneren Vorstellungen im Zusammenhang mit synästhetischen Wahrnehmungen.

die Konstellation von Sprachkritik, sogenannter »Physiognomik des Stils« und Wahrnehmungsästhetik näher untersucht werden. Während die enge Verflochtenheit dieser drei Denkrichtungen außer Frage steht, kommt es besonders auf die genaue Charakterisierung jeder der drei Vorstellungen und die Bestimmung der Berührungspunkte untereinander an, so daß sich am Ende der Betrachtungen im Verein mit den Ergebnissen der Textanalysen als konsequente Realisierung theoretischer Anschauungen das »Gedanken-System« *Lichtenbergischer Ästhetik* ergibt.

*Thematisierung und Verbalisierung der Sinnlichkeit
in den Schriften Lichtenbergs*

Die Auffassung, daß Sprach- und Wahrnehmungstheorie eng miteinander verwoben sind, läßt die Annahme zu, daß die sprachliche Gestaltung der Schriften Lichtenbergs als *spezifisch modifizierte, weil transformierte Form einer bewußt reflektierten Wahrnehmung* angesehen werden darf. Diese These wirft die Frage danach auf, wie sich die Apperzeptionsform in der Sprachform spiegelt. Hierbei kann der Vergleich der analytischen Betrachtung seiner Sprachpraxis – vor allem im Hinblick auf die Thematisierung der verschiedenen Sinnesmodalitäten – mit seinen theoretischen Postulaten klärend wirken. Als Leitfragen der Textanalysen sind vor allem Fragen nach einer möglichen Hierarchie der Sinnesmodalitäten – Gesichts-, Gehörs-, Geruchs-, Geschmacks- und Tastsinn – sowie, damit einhergehend, nach dem Primat sinnlicher Anschauung im Kontrast zum abstrakten Denken in Lichtenbergs Werk von Bedeutung: Wenn es denn einen solchen Primat der Sinnlichkeit gäbe, woran manifestierte sich dieser Eindruck in formal-stilistischer und inhaltlich-thematischer Hinsicht? Und: Ist das Ziel dieser Anreicherung der Sprache mit sinnlicher Anschaulichkeit eine Überwindung der selbstentfremdenden, generalisierenden und abstrahierenden Wirkung der Sprache?

Neben dem Einblick in die Wahrnehmungs- und Sprachpraxis Lichtenbergs führen diese Betrachtungen schließlich zur Problematik des historischen Ortes, der Epochenzugehörigkeit Lichtenbergs. Damit hängt die Frage nach der Konformität zur augenbetonten Anschauungstheorie und –praxis der Aufklärung zusammen, die sich vor allem in dem Aufschwung physiognomischer Methoden der Betrachtung im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zeigt, der mit Johann Caspar Lavaters »Physiognomik«-Bänden einen Höhepunkt erreicht. Lichtenbergs Ablehnung physiognomischer Erkenntnismethoden und damit seine Negierung einer Reduktion der Wahrnehmung auf visuelle Eindrücke würde demnach eine Einschränkung dieses Primats des Gesichtssinns bedeuten und weicht insofern von aufklärerischer Anschauungspraxis ab. Zugleich wäre damit die in der Forschung häufig anzutreffende Charakterisierung Lichtenbergs als »Augenmensch« zumindest zu relativieren.⁶

6 Vgl. etwa Langen 1934, S. 11.

Formale Anlage und Gestaltung des Werks

Die Betrachtung des Werks vom formalen Gesichtspunkt aus bezieht sich nicht nur auf die Frage nach der Gattungskonformität der Schriften Lichtenbergs. Vielmehr dient darüber hinaus die von den Sinnesmodalitäten ausgehende Untersuchung der Bestätigung oder Korrektur dort erhaltener Ergebnisse. Die hier vorweg angenommene Nonkonformität der Schriften im Hinblick auf konventionelle literarische Textgattungen erscheint im Zusammenhang mit seinem sprachtheoretischen Postulat von der Individualisierung sprachlicher Äußerung wiederum als deren praktische Umsetzung.

Folgen der sprach- und wahrnehmungstheoretischen Gedanken Lichtenbergs

Daß Lichtenberg sich in der Sprachgestaltung seiner Schriften nicht nur von seinem Postulat des individualisierten Ausdrucks leiten läßt, sondern sich auch an den potentiellen Rezipienten seiner Schriften orientiert, ist die zentrale These, die dem dritten Hauptteil zugrundeliegt und die in den ihm vorausgehenden literarisch-linguistischen Textanalysen untersucht werden soll. Hierbei ist eine meiner Thesen, daß die Rezeption Lichtenbergischer Texte bestimmte Wahrnehmungsweisen vermittelt, nicht nur explizit in pädagogisch anmutenden Ratschlägen, sondern auch implizit in der besonderen Form der Texte und Art der Verbalisierung bestimmter Wahrnehmungsweisen wie etwa der assoziativen Verbindung von Wörtern und Begriffen, von verschiedenen Wahrnehmungen, als deren Folge jene ›witzige Wirkung‹ vieler Lichtenbergischer Aussagen angesehen werden kann, die zu *dem* ›Markenzeichen‹ Lichtenbergs avanciert ist: Denn Lichtenbergs ›Witz‹ realisiert sich sprachlich vor allem in ungewöhnlichen Kombinationen von Wörtern, Begriffen in Form von assoziativen Stilmitteln wie Metapher und Vergleich. Daß dieser ›Sprachwitz‹ auf eine besondere Art mit der sinnlichen Anschauung korrespondiert, bildet eine Annahme, die bereits die Betrachtung von Lichtenbergs wahrnehmungstheoretischen Reflexionen belegt.

Welchen Einfluß Lichtenbergs Gedanken zu Sprache und sinnlicher Wahrnehmung sowie ihre sprachpraktische Einlösung auf Wahrnehmung, Denken, Sprache und Handeln der schreibenden und forschenden ›Nachwelt‹ hatten und haben, und inwiefern sie für die heutige Gesellschaft relevant sind, sind Fragen, deren Beantwortung am Ende einer rezeptionsbezogenen Untersuchung im Mittelpunkt steht, in der zugleich Modernität und letztendlich auch Aktualität Lichtenbergischer Anschauungen im Hinblick auf Wahrnehmung und Sprache herausgestellt werden.

Kriterien der Textauswahl

Aus den vorangegangenen Erläuterungen zu Thematik und Aufbau der Arbeit lassen sich zwei hauptsächliche Blickwinkel herausfiltern, unter denen Lichtenbergs Schriften im zweiten und dritten Hauptteil betrachtet werden.

Damit ist zum einen der Blick auf den thematischen Gegenstand des Textes oder um Lichtenbergs eigene Worte zu benutzen: das *Quid*⁷ gemeint. Er richtet sich auf den semantischen Gehalt der Sprache, der aus den erkenntnistheoretischen und sprachästhetischen Anschauungen Lichtenbergs besteht. Zum anderen steht die Frage nach der Art und Weise, dem »*Quomodo*« des Ausdrucks, also die Sprachgestaltung im Mittelpunkt, zum Beispiel dann, wenn die Verwirklichung der theoretischen Auffassungen Lichtenbergs in seiner eigenen Sprachpraxis ergründet werden soll.

Für die Darstellung der ästhetischen Ansichten Lichtenbergs zu Sprache und Wahrnehmung sind demzufolge die Schriften besonders relevant, in denen Lichtenberg explizit zu diesem Thema Stellung nimmt, während für die Betrachtung der sinnlichen Wahrnehmungsweise Lichtenbergs und ihrer Transformation in Sprachzeichen vor allem Texte mit einem hohen Gehalt an sinnlicher Faßbarkeit oder einem zugrundeliegenden sinnlichen Eindruck aufgesucht werden müssen.

Für die Betrachtung des »Wie«, also der sprachlich-stilistischen Ausdrucksformen Lichtenbergs, sind vor allem stilistisch auffällige Beispieltex-te heranzuziehen, die die Realisierung seiner theoretischen Stilpostulate erkennen lassen oder aber in charakteristischer Weise von ihnen abweichen.

Bei dieser »Systematisierung« der Kriterien treten jedoch Probleme auf, die für die Arbeit mit dem Werk Lichtenbergs sowie für die gewählte Thematik vom Zusammenhang zwischen Erkenntnis und Sprache bezeichnend sind. Beide Faktoren, Werkphysiognomie und Themencharakter, beeinflussen die methodische Vorgehensweise auch bei der Auswahl des Textmaterials in mehrerer Hinsicht.

Werkcharakter

Lichtenbergs Werk zeichnet sich sowohl hinsichtlich der behandelten Themen als auch im Hinblick auf die gewählten Ausdrucksformen durch eine Heterogenität und Pluralität aus. Durch diese gleichsam »bunte Physiognomie« scheinen sie sich geradezu gegen eine Trennung in rein ästhetische und theoretische Schriften und rein literarisch-belletristische Texte zu sträuben. Dazu trägt etwa die Verstreutheit der sprach- und wahrnehmungs-theoretischen Bemerkungen bei, wie sie in den »Sudelbüchern« mit ihren fragmentarisch anmutenden Einträgen besonders augenfällig hervortritt. Splitter theoretischer Betrachtungen in Form meta-textueller Kommentare finden sich allerorten im Werk Lichten-

7 Vgl. Joost 1990, S. 13. Genauere Quelle nicht auszumachen.

bergs.⁸ Der fragmentarische Charakter vieler Schriften Lichtenbergs verleiht dem Gesamtwerk nicht nur einen Zug von ›Offenheit‹ und Unvollendetheit, sondern auch ein ›anti-systematisches‹ Moment. Jeder Systematisierung, sei es die Zuordnung der Schriften zu literarischen Gattungen, sei es die methodische Systematisierung ihrer Behandlung, haftet daher ein Moment des Forcierten an. Insgesamt scheint sich ein derartig zu charakterisierendes Werk zwar allen üblichen literaturwissenschaftlichen Methoden der Zuordnung entziehen zu wollen. Es entsteht aber dadurch eine Situation, die eine ständige Reflexion bereits bei der Auswahl der zu betrachtenden Texte und der methodischen Vorgehensweise nicht nur nahelegt, sondern als zwingend notwendig erscheinen läßt, da eine Beschränkung auf einen thematisch eindeutig ausgerichteten Werkteil nicht möglich ist.

Themencharakter

Die zentrale Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Wahrnehmung, wie sie explizit in den theoretischen Reflexionen sowie implizit im Sprachgebrauch Lichtenbergs artikuliert wird, deutet bereits auf den *ambivalenten Charakter sprachlicher Äußerungen* hin: Wahrnehmung ist *im Nachhinein* nur als in Zeichen transformierter Aggregatzustand und damit ausschließlich in modifizierter Form erfaßbar.

Von daher gesehen erscheinen Lichtenbergs Schriften als Trägerinnen seiner in die visuellen Zeichen der Sprache transformierten Wahrnehmung. Hierbei rückt einerseits die Frage nach dem »Quid«, also nach dem, was Lichtenberg von seinen Wahrnehmungen für verbalisierungs- und damit überlieferungswert gefunden hat, sowie andererseits die Frage nach seinen erkenntnistheoretischen Reflexionen und deren Postulaten ins Zentrum der Betrachtung. Außerdem wird mit der Frage nach dem ›Quomodo‹ die Ausformung und das ›phänomenale‹ Erscheinungsbild jener transformierten Wahrnehmung in Form der Abfolge visueller (Sprach-)Zeichen die Sprache selbst zum Objekt der Wahrnehmung.

Diese themenbedingte Doppeldeutigkeit der Schriften Lichtenbergs – als *Dokumente* und als *Objekte sinnlicher Wahrnehmung* – bedeutet für die Textauswahl, daß die Schriften und Textstellen, die im theoretischen Teil der Betrachtung herangezogen werden, zugleich auch Untersuchungsobjekte des sprachanalytischen Teils bilden und umgekehrt. Daher werden einige Texte mehrmals, aber aus unterschiedlichen Perspektiven ausgewertet. Aus diesem

8 Sie tragen zur Verklammerung der einzelnen Werkteile bei und sind somit als Belege für die in ihnen begründete Homogenität des Lichtenbergischen Werks anzusehen, denn, so auch Sautermeister: »Zwischen Lichtenbergs Aphorismen und Essays gibt es vielfältige erkenntniskritische und ästhetische Bezüge, welche die häufig verkannte Einheit seines Werks bezeugen.« (Sautermeister 1993, S. 14.). Vgl. dazu auch Stingelin 1996, S. 14.

werk- und themenbezogenen Besonderheiten ergeben sich für die Auswahl der Schriften folgende Kriterien:

Kriterium des Themas – »Quid«?

Dafür sind zunächst alle Schriften heranzuziehen, in denen eine explizite Auseinandersetzung mit erkenntnis- und sprachtheoretischen Problemen stattfindet. Ein weiteres thematisches Kriterium bildet die Verbalisierung sinnlicher Apperzeptionen. Daher werden alle Textstellen näher betrachtet, in denen vorrangig die sprachliche Umsetzung sinnlich wahrgenommener Phänomene – im Gegensatz zu Texten mit intellektuell-abstrakter Thematik – den thematischen Schwerpunkt bildet. Zu ihnen gehören vor allem Schriften, die weniger Meta-Reflexionen über Sprache und Wahrnehmung enthalten, sondern vielmehr selbst als Beispiele für Lichtenbergs praktische Umsetzung seiner theoretischen Ansprüche aufgefaßt werden können, in denen er also eigene Wahrnehmungen, ausgewählt und in Zeichen transformiert, für die »Nachwelt« konserviert hat.

Kriterium der Form – »Quomodo«?

Der formale Aspekt bezieht sich auf die Anordnung der Sprachzeichen, also auf die verschiedenen Modifikationsmöglichkeiten der Sprachzeichen, die sich anhand von stilistischen oder gattungsmäßigen Kategorien näher bestimmen läßt. Die hierzu ausgewählten Textbeispiele sollen vor allem die Frage nach der formal-stilistisch-rhetorischen Umsetzung von Wahrnehmung im Vergleich mit den theoretischen Auffassungen Lichtenbergs klären.

Kriterium der Repräsentativität

Die Auswahl repräsentativer Schriften Lichtenbergs, sei es in thematischer, sei es in formaler Hinsicht, fällt aufgrund des beschriebenen heterogenen Charakters seines Werks schwer. Bei der Frage nach den Gattungen empfiehlt sich beispielsweise das Kriterium der Repräsentativität *nicht*, da schon einzelne Texte keinen konventionellen Gattungen zugeordnet werden können und es aufgrund dieser Außergewöhnlichkeit und Formenvielfalt fast keine gattungsmäßigen »Stellvertreter« einer Werkgruppe geben kann. Deshalb ist das Kriterium der Repräsentativität nur im Hinblick auf die thematische Zusammengehörigkeit einzelner Texte relevant, etwa bei der Betrachtung naturwissenschaftlicher Versuchsbeschreibungen, für die eine Beschreibung stellvertretend für andere, ähnliche Texte herangezogen werden wird. Indessen fällt vom stilistischen Schwerpunkt eine Auswahl repräsentativer Schriften und Textstellen leichter, etwa wenn exemplarisch Lichtenbergs parodistische Stilmerkmale aufgezeigt werden sollen.

Hinweise zur Quellenlage und zu den Editionen

Unter Berücksichtigung der drei Auswahlkriterien Thema, Form und Repräsentativität ist die folgende Aufstellung der Werkteile Lichtenbergs zu lesen, die für meine Untersuchung relevant sind. Die Aufnahme eines Textes oder einer thematisch zusammenhängenden Textgruppe wird darüber hinaus jeweils einzeln begründet werden.

Von Lichtenbergs Schriften liegen seit geraumer Zeit mehrere – jeweils mehr oder minder stark auswählende – Editionen vor. Die heute anerkannte Ausgabe der Schriften und Briefe Lichtenbergs ist zweifellos die sechsbändige (inklusive zweier Kommentarbände) Edition, die Wolfgang Promies zwischen 1967 und 1974 herausgegeben hat.⁹ Auf diese Ausgabe werde ich mich im folgenden in erster Linie beziehen, erscheint sie doch als die zuverlässigste und, im Hinblick auf die »Sudelbücher«, vollständigste Edition der Schriften Lichtenbergs.¹⁰ Abgesehen von den Briefen, die in einer vierbändigen historisch-kritischen Edition vorliegen und deshalb nach dieser zitiert werden,¹¹ zitiere ich Lichtenbergs »Sudelbuch«-Einträge und Schriften nach der Promies-Ausgabe. Für die in ihr nicht enthaltenen Schriften Lichtenbergs greife ich auf die erste Ausgabe der von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries herausgegebenen »Vermischten Schriften«¹² zurück, hierbei vor allem auf die letzten vier Bände der neunbändigen Ausgabe, die die »Physikalisch-mathematischen Schriften« Lichtenbergs enthalten.¹³

In den genannten Ausgaben sind nicht alle Schriften Lichtenbergs publiziert worden: Während einige Manuskripte noch immer auf ihre Veröffentlichung warten, erscheinen andere an vereinzelt Orten. So liegt seit 1992 ein durch Ulrich Joost ediertes Faksimile mit angehängter Transkription des »Noctes« überschriebenen Notizbuchs Lichtenbergs vor. Im Fall einer derartigen Einzelpublikation bildet diese neueste und kritische Publikation die Zitat-Grundlage. Texte, die seit ihrer Erstpublikation – im »Göttinger Taschen Calendar« oder im »Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur« – noch nicht wieder veröffentlicht worden sind, zitiere ich nach ihren ursprünglichen Publikationsorten.

Im folgenden werden die von mir ausgewählten Teile des Lichtenbergischen Werks vorgestellt, um einen Überblick über das der Untersuchung zugrundegelegte Quellenmaterial zu bieten.

9 Im folgenden zitiert als SB I-IV und SB I-IV Komm.

10 Überdies ist sie vermutlich die für die meisten Leser am schnellsten greifbarste Ausgabe, nicht zuletzt, weil sie vor nicht allzu geraumer Zeit ungemein günstig erworben werden konnte.

11 Vgl. Lichtenberg, Georg Christoph: Briefwechsel. Hrsg. von Ulrich Joost und Albrecht Schöne. Bde. I-IV. München 1983–1992. Im folgenden zitiert als Bw I-IV.

12 Im folgenden zitiert als VS I-V.

13 Im folgenden zitiert als PhM I-IV.

»Sudel-« und Notizbücher Lichtenbergs

Die »Sudelbücher«¹⁴ Lichtenbergs stehen nicht nur an erster Stelle, weil sie den mit Abstand größten »zusammenhängenden« Textkorpus innerhalb des Lichtenbergischen Werks formieren, sondern vor allem weil sie – makro- wie mikrostrukturell¹⁵ – sowohl eine Art »Fundus« für sprachlich-stilistische Phänomene als auch vom semantischen Gehalt her den zentralen Ort bilden, an dem sich Lichtenberg mit sprach- und wahrnehmungstheoretischen Problemfeldern auseinandersetzt. Darüber hinaus sind die meisten ihrer Einträge als eine Art »Urzellen« hinsichtlich des Lichtenbergischen Gesamtwerks anzusehen und verleihen den »Sudelbüchern« einerseits ein Gepräge des Unfertigen, Entworfenen und Offenen, andererseits einen Zug des Verweisenden auf andere, aus ihnen hervorgegangene Schriften Lichtenbergs. Zugleich gewähren sie als schriftlich fixierte »Ideenschmiede« des Sprachexperimentators Lichtenberg bedeutsame Einblicke in seine Arbeit mit der Sprache – besonders auch im Vergleich mit seinen ausgearbeiteten und/oder publizierten Abhandlungen. Da sich in ihren Einträgen sämtliche Interessengebiete Lichtenbergs vereint finden, erscheinen die »Sudelbücher« in ihrer Gesamtheit als »Integral« des Lichtenbergischen Denkens – also auch hinsichtlich der beiden Pole Natur- und Geisteswissenschaft.

Ähnliches gilt in stark verkleinertem Maßstab auch für die Aufzeichnungen Lichtenbergs in seinem Notizbuch mit dem Titel »Noctes«¹⁶, das überwiegend Vorarbeiten für seine Publikationen im »Göttinger Taschen Calendar« enthält, sowie in seinem bislang unveröffentlichten sogenannten »Roten Buch«.

Aus diesen Gründen nehmen die »Sudelbücher« zusammen mit den Notizbüchern sowohl bei der Betrachtung der ästhetischen Erkenntnisse Lichtenbergs als auch bei der sprachanalytischen Untersuchung unter seinen Schriften eine prominente Stellung ein.

Schriften zur Physiognomik

Jede nähere Beschäftigung mit Lichtenbergs Erkenntnis- und Sprachtheorie sowie mit seiner Sprachpraxis führt ab einem bestimmten Grad unweigerlich zu jener Lehre von den Zusammenhängen zwischen äußeren und inneren Eigenschaften der Lebewesen, insbesondere des Menschen, die unter der Bezeichnung »Physiognomik« geläufig ist. Dem Aufschwung der Physiognomik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entsprechend nimmt die Auseinandersetzung mit physiognomischen Methoden und Anschauungsformen eine zentrale Stellung im Werk und Denken Lichtenbergs ein.

14 Vgl. SB I und II.

15 Zur Definition der Begriffe der Makro- und Mikrostilistik vgl. Sowinski 1993, S. 71 ff.

16 Vgl. Georg Christoph Lichtenberg: Noctes. Ein Notizbuch. Faksimile-Edition von Ulrich Joost. Göttingen 1992.

Zudem ist die Physiognomik nicht nur als ein Teilgebiet der sprach- und wahrnehmungstheoretischen Reflexionen Lichtenbergs unter anderen aufzufassen. Vielmehr stellt sie als ein besonderes Problemfeld innerhalb der Diskussion um die adäquate Umsetzung sinnlicher, hier insbesondere: visueller, Wahrnehmungen in Sprachzeichen einen Brennpunkt der erkenntnis- und sprachtheoretischen Auseinandersetzung dar. Eine Hauptrolle spielt dabei die Frage nach der Beziehung zwischen dem sinnlich faßbarem Äußeren und dem der menschlichen Sensualität unzugänglichen Inneren. In den physiognomischen Schriften Lichtenbergs erscheint deshalb das Spannungsfeld zwischen den beiden Polen Sprache und sinnliche Erfahrung als das eigentliche Zentrum der Diskussion.

Durch die von Lichtenberg postulierte Hinzunahme der Pathognomik¹⁷ als notwendige Ergänzung zur Physiognomik erweitert sich die Wahrnehmung von der ausschließlich visuellen Erfassung der Physiognomie, etwa anhand der – im 18. Jahrhundert beliebten – Silhouette, um die Wahrnehmung mimi-scher, gestisch-kinetischer und auditiver Eindrücke, so daß auch andere Sinnesmodalitäten wie Gehör und eventuell Geruchs- und Tastsinn angesprochen werden. Diese quantitative wie qualitative Erweiterung des Wahrnehmungsfeldes verschärft die erwähnte Spannung zwischen Wahrgenommenem und dessen verbalisierter Form.

Aus dieser Argumentation heraus erscheinen die physiognomischen Schriften Lichtenbergs als wichtige Auskunftsstellen für eine Betrachtung seiner erkenntnistheoretischen Auffassungen und ihrer sprachpraktischen Umsetzung. Im folgenden führe ich die Titel der Texte der besseren Übersicht wegen systematisch angeordnet auf, indem ich sie in zwei Themenkomplexe gliedere. Die Hierarchie der Gruppierungen entspricht dem Vorkommen der Schriften im Hinblick auf den bereits beschriebenen methodischen Verlauf meiner Arbeit.

1. Diejenigen Texte, in denen sich Lichtenberg explizit mit der physiognomischen Theorie auseinandersetzt, bilden den Ausgangspunkt für die Untersuchung seiner ästhetisch-theoretischen Anschauungen.

Als wichtigster und einzig vollständig ausgearbeiteter Text erscheint seine Abhandlung »Über die Physiognomik; wider die Physiognomen. Zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis«¹⁸ von 1777/78. In enger Nachbarschaft stehen der ihr vorausgegangene Vortrag »Von den Charakteren in der Geschichte«¹⁹ von 1765 und, als Entwürfe zur »Antiphiysiognomik«, die hauptsächlich im »Sudelbuch F«²⁰ enthaltenen entsprechenden Passagen aus den Jahren zwischen 1776 und 1779. In ihrer Nachfolge entwarf Lichtenberg mehrere kleine Schriften, in denen er sich auf Reaktionen bezieht,

17 Zur Unterscheidung von Physiognomik und Pathognomik vgl. SB III, S. 264.

18 Vgl. SB III, S. 256–295.

19 Vgl. SB III, S. 497–501.

20 Vgl. SB I, S. 453–643.

die die »Antiphrisiognomik« hervorgerufen hatte. Zu ihnen gehört die »Dritte Epistel an Tobias Göbhard. Conrad Photorin an Tobias Göbhard; des letzten Einleitung zu einer mendelssohnischen und Noten zu lavaterischen Abhandlung in den stürmischen Monaten des Deutschen Museums betreffend«²¹ vom April 1778. In ihr reagiert Lichtenberg unter dem Pseudonym »Conrad Photorin«²² auf den schon erwarteten Konter-Aufsatz gegen seine »Antiphrisiognomik«,²³ der, mit einer anonymen Einleitung von Zimmermann²⁴ versehen, unter dem Titel »Über einige Einwürfe gegen die Physiognomik und vorzüglich gegen die von Herrn Lavater behauptete Harmonie zwischen Schönheit und Tugend«²⁵ von Moses Mendelssohn, der 1778 im Märzheft des »Deutschen Museums« erschienen war. Kurze Zeit darauf, im Mai 1778, kündigt Lichtenberg in einem »Avertissement«, adressiert »An die Leser des Deutschen Museums«²⁶, den »zweiten Teil meiner Schrift wider die Physiognomen«²⁷ an – als Antwort auf die häufigen Fragen danach, »ob ich denn gar nichts auf die verschiedenen Angriffe erwidern wollte, die man in den stürmischen Monaten des Museums von diesem Jahr auf die kleine Antiphrisiognomik, und auf mich getan hat«.²⁸ Dieser geplante zweite Teil der Antiphrisiognomik wurde zu Lichtenbergs Lebzeiten nie veröffentlicht. Den Entwurf zu ihm stellt jedoch höchstwahrscheinlich der erst posthum erschienene Text »Wider Physiognostik. Eine Apologie von G.C.L.«²⁹ dar, dessen erster Teil vermutlich im Frühjahr 1778

21 Vgl. SB III, S. 539–550.

22 »Photorin« ist die griechische Übersetzung von »Lichtenberg«.

23 SB III, Komm., S. 255. »Daß Mendelssohns Abhandlung mit der physiognomischen Fehde zwischen Lichtenberg, Lavater und Zimmermann von Haus aus nichts zu tun hat, erhellt [...] Mendelssohns Brief an Zimmermann vom 12. Mai 1778 [...], in dem er ihm zugleich die Mißbilligung seines Verhaltens aussprach: »Lichtenberg hat ihren Freund, wenigstens öffentlich, gar nicht unglimpflich behandelt und die weise Mäßigung, mit welcher Lavater selbst ihm geantwortet hat, berechtigt seine Freunde auf keine Weise, den Streit durch ihre Dazwischenkunft erbittert zu machen.« (SB III, Komm., S. 255).

24 Der angesehene Arzt Johann Georg Ritter von Zimmermann (1728–1795) war »Bedingungsloser Anhänger der Physiognomik Lavaters« (SB IV, S. 1328) und Mitarbeiter an dessen »Fragmenten«. Mit ihm geriet Lichtenberg wegen ihrer konträren physiognomischen Anschauungsweisen in eine polemische Auseinandersetzung. Ulrich Joost wies mich noch auf folgende Quellen hin, die hier jedoch untergeordnete Rollen spielen werden: Auf die Polemik gegen Zimmermann beziehen sich auch einige Entwürfe und Bemerkungen zu obengenannten Schriften, die unter den Titeln »Vermischte Gedanken zur Abhandlung« und »Einzelne Anmerkungen und Ausdrücke« sowie als titelloser Aufsatzfragment von Leitzmann abgedruckt worden. Vgl. N, S. 74–83. Zwei Notizzettel Lichtenbergs sind von Werner Preuß veröffentlicht worden. Vgl. Preuss 1988.

25 Vgl. Mendelssohn III, 1, S. 329–332.

26 Vgl. SB III, S. 551–552.

27 SB III, S. 551.

28 SB III, S. 551.

29 Vgl. SB III, S. 553–562.

entstanden ist, während der zweite Abschnitt wohl erst aus der Zeit um 1780 stammt,³⁰ und in dem Lichtenberg seine Physiognomik-Argumentationen weiter ausführt. Mit Sicherheit ins Jahr 1780³¹ fällt die Abfassung des »Berichts von den über die Abhandlung wider die Physiognomen entstandenen Streitigkeiten«,³² mit dem »Lichtenbergs Auseinandersetzung mit der Mode-Erscheinung Physiognomik«³³ endet, »sieht man von gelegentlichen Eintragungen im Sudelbuch G, vor allem einer dort in Anfängen entworfenen Satire (G 12) [...] »Physiognomische Missionsberichte««³⁴ und einigen von Zeit zu Zeit auftauchenden Allusionen im »Göttinger Taschen Calendar« ab.

2. Über die Frage, wie Lichtenberg seine theoretischen Postulate »praktisch« verwirklicht, also: wie er selbst mit eigenen physiognomischen Wahrnehmungen und Erkenntnissen umgeht und sie sprachlich umsetzt, geben die nachfolgend aufgeführten Schriften Aufschluß.

In seinen drei »Briefen aus England«,³⁵ die er ab Herbst 1775 – vielleicht als Auftragsarbeit für den Publizisten und Adressaten der Briefe Heinrich Christian Boie –³⁶ schrieb, betreibt Lichtenberg seine physiognomischen Studien außer anhand der Großstadt London und ihrer Bevölkerung vor allem anhand verschiedener Schauspieler der Londoner Theaterszene. Besonders eingehend beschreibt er hierbei die Gestik und die Physiognomie des seinerzeit berühmtesten unter ihnen, David Garrick. In der Nachfolge der »Briefe aus England« ist der »Vorschlag zu einem Orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romanen-Dichter und Schauspieler. Nebst einigen Beiträgen dazu«³⁷ zu sehen, der 1780 im »Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur« erschien. In diesem Aufsatz gibt Lichtenberg Dichtern und Schauspielern Ratschläge zur möglichst authentischen Darstellung der Physiognomie und Gestik bestimmter Charaktere (hier: der Bedienten). Unter dem Titel »Orbis pictus. Erste Fortsetzung«³⁸ führt er 1785 an gleicher Stelle seinen »Vorschlag« fort.

Zu Lichtenbergs »praktischen Physiognomik-Versuchen« zählt sein skurriles »Fragment von Schwänzen. Ein Beitrag zu den Physiognomischen Fragmenten«,³⁹ das schon 1777 geschrieben, jedoch erst 1783 veröffentlicht wurde und unmittelbar mit seinen großen antiphiysiognomischen Aufsätzen

30 Vgl. SB III, Komm., S. 264 f.

31 Vgl. SB III, Komm., S. 270.

32 Vgl. SB III, S. 563–568.

33 SB III, Komm., S. 270.

34 SB III, Komm., S. 270.

35 Vgl. SB III, S. 326–367.

36 Lichtenberg publizierte die Briefe zwischen 1776 und 1778 nacheinander in drei Ausgaben des »Deutschen Museums«.

37 Vgl. SB III, S. 377–394.

38 Vgl. SB III, S. 395–405.

39 Vgl. SB III, S. 533–538.

zusammenhängt.⁴⁰ In satirisch überspitzter Weise ahmt Lichtenberg hier den Sprachstil der »Fragmente« Lavaters nach und wendet dessen physiognomische Ausdrucksformen auf Silhouetten von tierischen Schwänzen und menschlichen Perückenköpfen an. Die unverkennbare Zweideutigkeit seiner illustrierten Ausführungen verleiht dem Text frivol-schlüpfrigen Charakter.

Eine zentrale Position kommt bei der Untersuchung der schriftstellerischen Praxis Lichtenbergs seinen »Ausführlichen Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche«⁴¹ als dem größten zusammenhängenden Schriftenkorpus zu, das Lichtenbergs literarische Arbeit während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens bis zu seinem Tod bestimmte. Die schriftliche Erläuterung der in den Bildern auftretenden Personen sowie die Verbalisierung des Visuellen im allgemeinen dient als Untersuchungsgegenstand, um die Frage nach stilphysiognomischen Merkmalen und der Realisierung von Lichtenbergs Stilideal in seinen eigenen Texten zu beleuchten. Darüber hinaus tragen die hier häufig anzutreffenden meta-textuellen Bemerkungen Lichtenbergs zur Erhellung seiner theoretischen Anschauungen bei.

Äußerungen zur Physiognomik und mit ihr verwandten Gebieten bzw. eigene physiognomische Betrachtungen treten, abgesehen von den genannten Schriften als »physiognomischen Ballungszentren«, im Gesamtwerk Lichtenbergs häufig auf. Ungeordnet finden sie sich vor allem in zahlreichen seiner »Sudelbuch«-Einträge⁴² – besonders im »Sudelbuch F« – sowie in einigen Briefen.

Kalender-Aufsätze

Ähnlich wie die »Sudelbücher« bieten Lichtenbergs Aufsätze für den »Göttinger Taschen Calendar«, den er von 1778 bis 1799 herausgab, einen Fundus für die Formen sprachgestalterischer Umsetzung sensueller Wahrnehmungen und, angesichts der in ihnen behandelten Themen, ein Konglomerat von Kuriositäten. So geben etwa Kalender-Aufsätze wie »Ueber einige wichtige Pflichten gegen die Augen«⁴³ Auskunft über Lichtenbergs Verhältnis zum Visuellen, während seine musikalischen Ambitionen durch die Betrachtung von Abhandlungen wie derjenigen über die »Die Glocken«⁴⁴ und der Kupferstich-Erklärung »Der aufgebrauchte Musiker. The provoked musician«⁴⁵ illustriert werden.

Die Kalender-Aufsätze Lichtenbergs sind – vor allem auch im Vergleich mit den Hogarth-Erklärungen – für die sprachanalytischen Untersuchungen

40 Vgl. SB III, Komm. S. 253.

41 Vgl. SB III, S. 660–1060.

42 Vgl. SB I und II.

43 Vgl. GTC 1791, S. 81–89. Im folgenden zitiert nach SB III, S. 80–94.

44 Vgl. Lichtenberg/Freiling 1999.

45 Vgl. LH, S. 258–261 und GTC 1794, S. 207–214.

hinsichtlich der Verbalisierung sinnlicher Apperzeption und rezeptionsorientierter Schreibformen von Bedeutung.

Naturwissenschaftlich-mathematische Schriften

Die Einbeziehung derjenigen Schriften Lichtenbergs, die naturwissenschaftlich-mathematische Phänomene und Probleme zum Thema haben, empfiehlt sich aus mehreren Gründen:

Zunächst bestehen Schriften über physikalische Themen aus der Deskription und der anschließenden Interpretation, die hierbei einer Abstrahierung des Konkreten zu theoretischen Gesetzmäßigkeiten entspricht, sinnlich wahrgenommener Phänomene. Dies rechtfertigt die Annahme, daß in sprachlichen Darstellungen physikalischer Versuche und Beobachtungen das Problem einer möglichst adäquaten und genauen Verbalisierung sinnlicher Eindrücke verschärft spürbar wird. Ähnliches gilt auch für die Beschreibung mathematischer Probleme, wobei hier der Kontrast von abstrakten mathematischen Definitionen und Formeln und dem metaphorischen Charakter konventioneller Sprachzeichen besonders eklatant erscheint. Letztgenannter Aspekt weist darüber hinaus auf die sprachlichen und formalen Besonderheiten der naturwissenschaftlichen Schriften hin und wirft die Frage auf, inwiefern sie sich von Schriften anderen thematischen Gehalts unterscheiden: Lichtenbergs Hauptbeschäftigung als Professor für Mathematik und Physik an der Göttinger Universität hatte fraglos einen großen Einfluß auf seine theoretische Beschäftigung wie auf seine praktische Arbeit mit der Sprache. Seine naturwissenschaftlichen Schriften stellen in dieser Hinsicht eine Art ›Schmelztiegel‹ dar, in dem die beiden Bereiche seines Bemühens um adäquate Sprachform wie seiner Arbeit als Naturwissenschaftler und Mathematiker aufeinander treffen.

Ich habe mich in der Auswahl aus Lichtenbergs naturwissenschaftlich-mathematischen Schriften auf fünf Bereiche seiner naturwissenschaftlichen Interessens- und Tätigkeitsgebiete konzentriert und werde für den jeweiligen Bereich einige repräsentative Aufsätze⁴⁶ vorstellen, die die Grundlage für die sprach- und formbezogenen Betrachtungen seiner naturwissenschaftlichen Schriften bilden.

1. Mathematik

Die »einzige Arbeit rein mathematischen Inhalts, die Lichtenberg je publizierte«⁴⁷, ist zugleich seine Antrittsvorlesung, die er 1770 anlässlich seiner

⁴⁶ Repräsentativität bezieht sich hier vor allem auf Wichtigkeit des Inhalts der Aufsätze, beispielsweise die Entdeckung der sogenannten ›Lichtenbergischen Figuren‹, sowie auf die Stellung der Schriften im Gesamtwerk – so existiert zum Beispiel nur eine einzige Abhandlung rein mathematischen Inhalts.

⁴⁷ SB III, Komm., S. 7.

Ernennung zum außerordentlichen Professor für Philosophie⁴⁸ an der Göttinger Universität zusammen mit dem Programm seiner Vorlesungen im Wintersemester 1770/71 unter dem Titel »Betrachtungen über einige Methoden, eine gewisse Schwierigkeit in der Wahrscheinlichkeit beim Spiel zu heben, von Georg Christoph Lichtenberg, Professor der Philosophie, nebst einer Anzeige seiner Vorlesungen«⁴⁹ bei Dieterich drucken ließ.

Diese Schrift zeichnet sich insofern besonders durch ihren doppelten Anspruch aus, als sie Lichtenbergs »Einstellung zur Mathematik ein Bild zu geben und eine spezielle wissenschaftliche Frage zu erörtern«⁵⁰, genügen soll. Mit der »Berechnung der Wahrscheinlichkeit beim Spiel«⁵¹ wählt Lichtenberg in dieser Schrift eine Aufgabenstellung zum Thema, die seinerzeit als »Petersburger Problem« bekannt war und »in mathematischen Kreisen die Köpfe in zwei Lager schied«:⁵²

»Die Aufgabe [...] ist folgende: Zwo Personen A und B werfen eine Münze in die Höhe, die z. E. auf der einen Seite mit 1 und auf der andern mit 0 bezeichnet sein soll. A, der die erste Münze wirft, verspricht dem B einen Taler, wenn 1 im ersten Wurf fällt, 2 Taler wenn es erst im zweiten Wurf, 4 Taler wenn es erst im dritten, 8 wenn es erst im vierten fällt, kurz, sollte es erst im n^{ten} Wurf fallen, so bezahlt A an B 2^{n-1} Taler, und sollte n auch noch so groß sein, sie wollen so lange werfen bis 1 fällt. Die Frage ist: wieviel Gewinn kann sich B wahrscheinlicher Weise hieraus versprechen, oder wieviel muß der dem A voraus bezahlen, daß sich dieser ohne Schaden in ein solches Spiel einlassen kann.«⁵³

Indem Lichtenberg dieses vieldiskutierte »Petersburger Problem« nicht nur unter den rein mathematisch-theoretischen Aspekten der Statistik diskutiert, sondern eigene empirische Erfahrungen in die Betrachtungen miteinbezieht, führt er in seiner Abhandlung mit dem Experiment die im 18. Jahrhundert neu entdeckte »Waffe«⁵⁴ der naturwissenschaftlichen Erkenntnisfindung in den vormals rein theoretischen Streit ein. Durch diesen Bezug eines rein theoretisch-mathematischen Problems auf natürliche Gegebenheiten mit ihren Imponderabilitäten – beispielsweise tritt bei Lichtenbergs Experimenten einmal der eigentlich technisch und »»physisch« unmögliche Fall«⁵⁵ ein, daß die Münze auf ihrer scharfen Seite stehenbleibt – wird die für Lichtenberg wesentliche Funktion seiner Abhandlung als »Beispiel zur Erläuterung seiner Ansichten über das Verhältnis zwischen Natur und Mathematik«⁵⁶ gleichsam sinnlich faßbar:

48 Der Umstand, daß dieser Ernennung ein Lehrstuhl für reine und angewandte Mathematik entsprach, weist auf die zu dieser Zeit noch übliche Verwendung des »Philosophie«-Begriffs als allgemeine Bezeichnung für »das Streben nach Wissen (auf jedem Gebiet)« (Kluge 1989, S. 544) hin.

49 Vgl. SB III, S. 9–23.

50 Hahn 1927, S. 10.

51 SB III, S. 10.

52 Hahn 1927, S. 14.

53 SB III, S. 10f.

54 Hahn 1927, S. 14.

55 Hahn 1927, S. 14.

56 Hahn 1927, S. 14.

»Der Meßkünstler findet nicht selten bei der Anwendung seiner Schlüsse auf die Natur, merkliche Abweichungen von dem, was er nach seiner Rechnung hätte erwarten sollen. [...] Er abstrahiert sich von dieser Welt eine eigne, von welcher er die Gesetzbücher gleichsam selbst in Händen hat; keine Kraft kann in derselben wirken, ehe er sie selbst hinein legt; er weiß was überall geschieht, und aus seinen Formeln liest er Weissagungen ab; ohne ein Wunder hebt er Gesetze auf, verordnet andere, und gibt seiner Welt jede Gestalt die er will«⁵⁷, in der »alles [...] so gewiß [ist] als die ewigen Wahrheiten, worauf sie sich stützt.«⁵⁸

Der Vergleich mit den empirischen Erfahrungen des Experiments und zugleich mit der Natur eröffnet dem Mathematiker die Möglichkeit, seine »Gesetze« und von Formeln bestimmte Weltsicht zu relativieren – »oder aber – im günstigen Falle – sein System um ein Stück dem der Natur anzunähern«.⁵⁹ Mit dieser Erkenntnis, die das eigentliche Thema der Abhandlung darstellt, weist Lichtenberg über die Mathematik hinaus auf die Erfahrungen mit den teilweise absurden natürlichen Phänomenen. Aus dieser Perspektive erhält seine Schrift eine wichtige Bedeutung im Hinblick auf Lichtenbergs erkenntnistheoretische Auffassungen.

2. Elektrizität

Mit der Beschreibung seiner Anfang 1777 entdeckten »Lichtenbergischen Figuren« beschäftigt sich Lichtenberg in zwei Abhandlungen, die 1778 zuerst in lateinischer Sprache unter dem Titel »De nova [sic! U.F.] methodo naturam ac motum fluidi electrici investigandi« nacheinander in den »Novi Commentarii« der Göttinger Sozietät der Wissenschaften erschienen⁶⁰ und heute in der deutschen Übersetzung unter dem Titel »Über eine neue Methode, die Natur und Bewegung der elektrischen Materie zu erforschen«⁶¹ vorliegen.

Beide Abhandlungen ergänzen sich insofern, als die erste »nur einige Versuche«⁶² enthält, in der zweiten dann »die Muthmassungen darüber und die Hypothesen«⁶³ folgen. Nicht nur durch die in ihnen vorgestellten neuentdeckten Phänomene sind die Aufsätze bedeutsam geworden, sondern überdies durch den Umstand, daß Lichtenberg in seiner »Ersten Abhandlung« positive und negative Elektrizität erstmals durch die Zeichen + und – kennzeichnet.⁶⁴

Mit elektrischer Energie in einer gefährlicheren Form beschäftigt sich Lichtenberg in mehreren kleinen Aufsätzen, in denen er als ein aktuelles

⁵⁷ SB III, S. 9.

⁵⁸ SB III, S. 9.

⁵⁹ Hahn 1927, S. 14.

⁶⁰ Vgl. Novi Commentarii Societatis Regiae Scientiarum Gottingensis. Commentationes physicae et mathematicae classis 8. Göttingen 1778. S. 168–180 und ebd. 1. Göttingen 1779. S. 65–79.

⁶¹ Vgl. Hasse 1997, S. 143–171; 172–203.

⁶² Bw I, S. 825. Lichtenberg am 5. Mai 1778 an Schernhagen.

⁶³ Bw I, S. 825. Lichtenberg am 5. Mai 1778 an Schernhagen.

⁶⁴ Vgl. SB III, Komm., S. 12.

Problem der Zeit die Blitzableitung thematisiert. Stellvertretend für die Diskussion auf diesem Gebiet und zugleich als seine späteste Publikation zu diesem Phänomen, mit dem er sich zeitlebens auseinandersetzte, erscheinen Lichtenbergs Ausführungen »Über Gewitterfurcht und Blitzableitung«, die er im »Göttinger Taschen Calender« für 1795 publizierte.⁶⁵

3. Geologie

Mit dem Begriff der »Phantasie« im Titel seiner geologischen Betrachtungen setzt Lichtenberg, gleichsam programmatisch, seine besondere heuristische Methode, »alles allem anzuprobieren, um dadurch womöglich auf neue Erkenntnisse und Entdeckungen zu geraten«⁶⁶, vor seine Betrachtungen zur Metamorphose der Erde, die unter dem Titel »Geologische Phantasien (Franklins Geogenie)« zuerst im »Göttinger Taschen Calender« für 1795⁶⁷ erschienen. Sie bilden Lichtenbergs dritten Beitrag zur Geologie und Paläontologie, jener »revolutionären jungen Wissenschaft«⁶⁸, mit der er sich bereits 1794 in seinen »Betrachtungen über die physischen Revolutionen auf der Erde«⁶⁹ und in der »Nachricht von einer Walrat-Fabrik«⁷⁰ auseinandergesetzt hatte. Letzterer folgt im »Taschen Calender« unter dem Titel »Einige Betrachtungen über vorstehenden Aufsatz, nebst einem Traum«⁷¹ eine weitere formal und gattungsmäßig interessante Abhandlung. Sie bietet die Anhaltspunkte für die Einordnung Lichtenbergs in den historischen Kontext, da gerade »die Traum-erzählung, insbesondere auch die philosophische, [...] in der Literatur der Aufklärung eine Wiederbelebung«⁷² erfuhr.

4. Astronomie

Im Rahmen des ebenfalls für Lichtenberg wichtigen Themengebiets der Astronomie sind schließlich zwei kleinere Aufsätze von Bedeutung. Im ersten sucht der Verfasser die Frage »Dreht sich der Mond um seine Achse?«⁷³ teils humorvoll, teils ernsthaft zu beantworten. Die »Beobachtung eines schönen Meteors«⁷⁴ beschreibt Lichtenberg in einem zweiten Aufsatz und nutzt zugleich die Gelegenheit, die Verbindung von astronomischen Beobachtungen und philosophischen Erkenntnissen herauszuarbeiten.

65 Vgl. GTC 1795, S. 127–144. Im folgenden zitiert nach SB III, S. 130–137.

66 SB III, Komm., S. 50.

67 Vgl. GTC 1795, S. 79–108. Im folgenden zitiert nach SB III, S. 112–124.

68 SB III, Komm., S. 50.

69 Vgl. GTC 1794, S. 79–112. Im folgenden zitiert nach PhM II, S. 25–68.

70 Vgl. GTC 1794, S. 125–134. Im folgenden zitiert nach SB III, S. 103–106.

71 Vgl. GTC 1794, S. 134–145. Im folgenden zitiert nach SB III, S. 107–111.

72 SB III, Komm., S. 47.

73 Vgl. GTC 1796, S. 83–120. Im folgenden zitiert nach PhM II, S. 107–154.

74 Vgl. PhM III, S. 58–67.

5. Experimentalphysik in Vorlesungsform

Einen Einblick in Lichtenbergs akademischen Vorlesungsalltag und seine Vortragspraxis bietet ein erhaltenes Manuskript seiner Einführungsstunden in seine Vorlesungen über die Experimentalphysik, die Ulrich Joost unter dem Titel »Aus Vorlesungen« über die Experimentalphysik⁷⁵ ediert hat. An ihm sind nicht nur die Besonderheiten des Vorlesungsstils Lichtenbergs – von Joost als »expositorische Prosa«⁷⁶ bezeichnet – interessant, sondern auch Lichtenbergs besondere disziplinen-verbindende Art im Umgang mit der Naturwissenschaft: »Neben der immer zugleich auch kritisierten lebhaften, mit witzigen Antithesen und Anekdoten gewürzten Vortragssprache (Mackensen, Poel, Hermann) wird aber immer wieder auch die »philosophische Behandlung seines Faches« (Escher von der Linth) hervorgehoben.«⁷⁷

Briefe

Die von Lichtenberg überlieferten Briefe stellen neben den »Sudelbüchern« das zweite große Textkorpus dar, das für die Darstellung der ästhetischen Anschauungen Lichtenbergs wie für die Untersuchung der sprachlich-stilistischen Besonderheiten in die Betrachtung einbezogen werden kann. Denn sowohl die »metatextuelle Reflexion« als ein Phänomen, das nicht nur Lichtenbergs Briefe, sondern auch seine Kalender-Aufsätze und Hogarth-Erklärungen auszeichnet,⁷⁸ als auch seine »Vorliebe für überraschende, oft antithetische Gedankenverbindungen, seine metasprachlichen und metakommunikativen Reflexionen und die Anverwandlung fremder Gedanken und Texte, seine plastische, bilderhaltige Sprache«⁷⁹ sind in den Briefen zu finden. Und auch in thematischer Hinsicht erscheint Lichtenbergs schriftliche Korrespondenz ähnlich umfassend und auf andere Werkteile verweisend wie die »Sudelbücher«. Denn, so Joost:

»Lichtenberg läßt nämlich alle Themen zu, die er auch in seinen gedruckten Schriften anspricht – »epistola non erubescit«, zitiert er einmal den Cicero. Und einige Themen mehr: die nämlich, die nach seiner Vorstellung ein öffentliches Publikum nicht vertragen würde. So ist nur der geringe Umfang des Billets ein limitierender Faktor, und das nicht einmal bei einigen Ausnahmen aus dem naturwissenschaftlichen Bereich: Die großen Blitzableitergutachten für die Kirche zu Mandelsloh oder die Göttinger Universitätsbibliothek, die Abfertigungen von G. F. Werners Theorie vom »Ether« 1788 oder Voigts »Vom Feuer« 1793 (um nur einige Beispiele zu geben) erreichen schon den Umfang von Abhandlungen in Zeitschriften. Es läßt sich verallgemeinernd wohl nur soviel sagen: Die Themen von Lichtenbergs Briefen werden ganz vom Proporz seiner beruflichen Tätigkeiten bestimmt; allem voran also die Experimentalphysik.«⁸⁰

75 Vgl. Lichtenberg/Joost 1988.

76 Lichtenberg/Joost 1988, S. 133.

77 Lichtenberg/Joost 1988, S. 132.

78 Vgl. Joost 1993, S. 10.

79 Joost 1993, S. 9.

Dadurch gewinnen die Briefe vor allem auch im Hinblick auf Lichtenbergs naturwissenschaftliche Tätigkeit an Bedeutung. Zudem bieten sie sich auch als Beispielsammlung für das rezeptionsorientierte Schreiben an. Außerdem geben sie ein beeindruckendes Zeugnis der vielfältigen Interessiertheit und Aufgeschlossenheit Lichtenbergs ab, denn:

»Mustert man die *Empfänger* der über 1600 überlieferten Briefe Lichtenbergs nach Beruf und Stand, so ergibt sich keineswegs ausschließlich das typische Bild einer Gelehrtenkorrespondenz. Der Kreis seiner Briefpartner – circa 380 sind als Empfänger oder Absender wenigstens je eines Briefes, [...] weitere 110 durch Lichtenbergs Tagebuch verbürgt – bietet vielmehr eine erstaunlich soziale Bandbreite. Neben den Gelehrten, Schriftstellern und Staatsbeamten reicht sie vom Adel auf der einen Seite bis hin zu Köchinnen, Bedienten, Aufwärterinnen, Handwerkern auf der anderen.«⁸¹

4. »Fortgang der Wissenschaften«: Zum Stand der Lichtenberg-Forschung

Zu den Anfängen

Bekanntlich wurde Lichtenbergs Werk lange Zeit von der germanistischen Forschung gewissermaßen stiefmütterlich behandelt: Obwohl Lichtenberg von seinen Zeitgenossen als »intellectual giant«¹ geschätzt wurde, blieben seine Schriften trotz mehrerer Ausgaben² etwa hundert Jahre lang von der germanistischen Forschung weitgehend unbeachtet.³ Einen plausiblen Grund für diese vom heutigen Standpunkt ja beinahe an Ignoranz grenzende Haltung erklärt Eva Schapira 1911 zu Anfang ihrer Dissertation über Lichtenbergs Philosophie folgendermaßen: »All diese Ausgaben [...] brachten die Aeusserungen Lichtenbergs nicht in chronologischer Reihenfolge, sondern nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, die immer je nach der Auffassung des Herausgebers modifiziert wurden.«⁴

80 Joost 1993, S. 14f.

81 Joost 1993, S. 12.

1 Vrana 1979, S. 1.

2 Beispielsweise: Georg Christoph Lichtenberg's Vermischte Schriften nach dessen Tode gesammelt und herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries. 9 Bde. Göttingen 1800–1806. In den Jahren 1844 bis 1853 erschien dann unter demselben Titel die »Neue vermehrte, von dessen Söhnen veranstaltete Original-Ausgabe [...]« in 14 Bänden ebendort, die 1867 nochmals gedruckt wurde. Dazwischen publizierte Gustav Jördens den Band »Ideen, Maximen und Einfälle. Nebst dessen Charakteristik«, Leipzig, 2 Tle. 1827/1830, die sogar insgesamt drei Auflagen erlebte (2. Auflage 1831, 3. Auflage 1835). Zu weiteren Ausgaben sowie einer Bibliographie der damals bereits verfaßten drei (!) Schriften zu Lichtenberg vgl. Schapira 1911, S. 3.

3 Im Gegensatz hierzu stehen die Auflagenzahlen der Ausgaben, die auf eine gewisse Popularität Lichtenbergs bei den »lesenden Laien« schließen lassen.

Daß Anfang dieses Jahrhunderts erste literaturwissenschaftliche Arbeiten über das Werk Lichtenbergs erstellt werden konnten, ist zum größten Teil das Verdienst Albert Leitzmanns. Er besorgte ab 1902 eine Neuauflage der Schriften Lichtenbergs, die sich vor allem durch die chronologische Anordnung des Materials und – für damalige Verhältnisse – weitgehende Wissenschaftlichkeit auszeichnete, und gewährleistete damit eine erste solide Basis der Forschung.⁵

Wie sehr die Zugänglichkeit der Quellen die (literatur-)wissenschaftliche Forschung bestimmt, zeigt auch die neuere Entwicklung: Katalysiert durch die von Wolfgang Promies besorgte Neuauflage der Schriften Lichtenbergs⁶ erfährt die Lichtenberg-Forschung seit Ende der sechziger Jahre eine Art ›Boom‹ hinsichtlich Anzahl und Umfang der Forschungsbeiträge. Die von Ulrich Joost und Albrecht Schöne veranstaltete und ab 1983 erschienene historisch-kritische Gesamtausgabe der Briefe Lichtenbergs in vier Bänden führt diese Entwicklung in das ›Zeitalter der historisch-kritischen und vollständigen Werkausgaben‹ fort. Einen weiteren Meilenstein auf diesem Weg bildet die Gesamtausgabe der Hogarth-Erklärungen Lichtenbergs in ihren Kalender-Fassungen, die, herausgegeben von Wolfgang Promies, im Frühjahr 1999 erschien. Dieser Fortschritt manifestiert sich auch in der Existenz der Lichtenberg-Gesellschaft und der von ihr herausgegebenen periodischen Publikation, die seit 1979 unter dem Titel »Photorin«, seit 1987 als »Lichtenberg-Jahrbuch« in jährlichem Turnus erscheint und nicht zuletzt auch in dem eindrucksvollen Katalog der Darmstädter Ausstellung zum zweihundertfünfzigsten Geburtstag Lichtenbergs.⁷

Da die wichtigsten Ergebnisse und Positionen innerhalb der Lichtenberg-Forschung in komprimierter und übersichtlicher Form als Forschungsberichte⁸ jederzeit leicht vergegenwärtigt werden können, sehe ich von einer Darstellung der gesamten Entwicklung der Lichtenberg-Forschung ab und beschränke mich auf einige Anmerkungen zur Forschungsliteratur meines Themengebietes: Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache in den Schriften Lichtenbergs.

4 Schapira 1911, S. 4.

5 Vgl. Schapira 1911, S. 4. Es handelt sich hierbei um folgende Ausgaben: Briefe. Hrsg. von Albert Leitzmann und Carl Schüddekopf. 3 Bde. Leipzig 1901–1904. Und: Aphorismen. Nach den Handschriften hrsg. von Albert Leitzmann. 5 Hefte. Berlin 1902–1908.

6 Als bislang zuverlässigste, leicht zugängliche und seit einiger Zeit auch für Privatpersonen erschwingliche Ausgabe der Schriften Lichtenbergs wird sie mindestens bis zum Erscheinen einer historisch-kritischen Ausgabe der Bezugspunkt und die Grundlage für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den in ihr enthaltenen Schriften Lichtenbergs bleiben.

7 Georg Christoph Lichtenberg. 1742–1799. Wagnis der Aufklärung. Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt 28. Juni bis 30. August 1992. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 18. Oktober bis 18. Dezember 1992. München, Wien 1992.

8 Vgl. vor allem Vrana 1979 und Baasner 1992 sowie die Lichtenberg-Jahrbücher.

Relevant für meine Arbeit erscheinen vor allem vier Ausrichtungen der Lichtenberg-Forschung, nämlich zum einen die Untersuchungen, die sich mit Lichtenbergs Sprachtheorie befassen sowie diejenigen, die erkenntnistheoretische Fragen diskutieren, zum anderen die Abhandlungen über die Physiognomik – als besonderes Teilgebiet der Erkenntnistheorie, das über die »Physiognomik des Stils« die Sprachtheorie mit der Wahrnehmungsästhetik verknüpft –, und schließlich die Forschungsbeiträge, in denen die Rezeptionsgeschichte und -ästhetik Lichtenbergs thematisiert wird.

Zur Sprachtheorie und Sprachkritik Lichtenbergs

Einer der »Pioniere« auf dem Forschungsgebiet der Sprachkritik Lichtenbergs ist Rudolf Jung, der 1967 in seiner Dissertation zur »Sprachauffassung Georg Christoph Lichtenbergs« einen ersten größeren »Versuch einer Interpretation der sprachphilosophischen Aphorismen« wagte. Letztere seien, so Jung, in »der Forschung [...], von einigen Ausnahmen abgesehen, bisher nur am Rande oder gar nicht behandelt worden«⁹ – dies ließe sich aber zu diesem Zeitpunkt noch mit dem »Fehlen einer verlässlichen Ausgabe«¹⁰ erklären.¹¹

Die für das Gebiet der Sprachkritik und Erkenntnistheorie Lichtenbergs umfangreichste und damals wie heute anerkannte Arbeit legte Heinz Gockel 1973 vor.¹² In zwei gleichermaßen stark gewichteten Teilen befaßt sich Gockel mit der Erkenntnistheorie einerseits und der Sprachkritik andererseits. Beide setzt er sowohl zueinander als auch zum Sprachgebrauch Lichtenbergs in Beziehung. Aus einer neuen Perspektive stellt Albrecht Schöne in seinem 1983 erschienenen Buch »Aufklärung aus dem Geist der Experimental-Physik«¹³ Lichtenbergs Sprachgebrauch und -theorie vor. In ihm untersucht er anhand des Konjunktiv-Aufkommens in der Sprache Lichtenbergs Stil auf empirische Weise und stellt dar, inwiefern die hypothetisch-experimentelle Methode der Naturwissenschaft die Sprachpraxis beeinflusst. Eine der neueren Arbeiten zur Sprachphilosophie ist etwa Johannes Roggenhofers 1992 veröffentlichte Dissertation, der Lichtenbergs Gesamtwerk in seine Untersuchung einzubeziehen sucht.¹⁴ Sprachkritische Betrachtungen unter anderen Frage-

9 Jung 1967, S. 2.

10 Jung 1967, S. 2.

11 Vor Jung beschäftigte sich als erster und einziger Walther Matz »ausschließlich mit den sprachphilosophischen Aphorismen« (Jung 1967, S. 3) Lichtenbergs und zwar in seinem 1913 im Druck erschienenen Dissertations-Kapitel mit dem Titel »G. C. Lichtenbergs Verhältnis zur Sprachphilosophie«. Weite Teile ihrer Lichtenberg-Monographien widmeten auch Franz Heinrich Mautner und Paul Requadt den Stil- und Sprachbesonderheiten Lichtenbergs. Vgl. Mautner 1968 und Requadt 1964.

12 Vgl. Gockel 1973.

13 Vgl. Schöne 1983. Dazu auch Nordmann 1986.

14 Vgl. Roggenhofer 1992. Dort konstatiert der Verfasser – und meines Erachtens zu Recht, da sich eigentlich nur Gockels Arbeit intensiver mit sprachphilosophischen Fragestellungen befaßt: »Obwohl es zu Lichtenberg einen immensen Reichtum an

stellungen und Zielsetzungen enthalten zwei 1996 publizierte Schriften, Albrecht Beutels Untersuchung zu Lichtenbergs Stellung zur Religion¹⁵ und Martin Stingelins Dissertation über Nietzsches Lichtenberg-Rezeption.¹⁶

Demzufolge liegen also zur Sprachauffassung Lichtenbergs bereits einige größere unterschiedlich akzentuierte Untersuchungen vor, deren Ergebnisse ich in meine Betrachtungen hinsichtlich Lichtenbergs Sprachtheorie miteinbeziehen kann.

Zur Erkenntnistheorie und Wahrnehmungskritik Lichtenbergs

Etwas anders verhält sich dagegen die Forschungslage auf dem Gebiet der Wahrnehmungstheorie: Die wahrnehmungs- und erkenntnistheoretischen Reflexionen Lichtenbergs haben in der Forschung, soweit ich die Literatur übersehe, bislang weniger Beachtung gefunden oder sind zumindest noch nicht ausführlicher bearbeitet worden. Explizit mit dem »Verhältnis von Wahrnehmung und Sprache bei Georg Christoph Lichtenberg« befaßt sich Jutta Susanne Immerschmitt in ihrer 1990 entstandenen Magisterarbeit.¹⁷ Darin ist sie einerseits bemüht, die Sprach- und Wahrnehmungskritik Lichtenbergs vor allem aus philosophischem Blickwinkel darzustellen, andererseits, den Zusammenhang zwischen den beiden Gebieten herauszuarbeiten. Die gewonnenen Ergebnisse in Form theoretischer Postulate Lichtenbergs sucht sie am Schluß ihrer Arbeit anhand einiger Prosa-Texte Lichtenbergs in der Sprachpraxis zu verifizieren.

Bereits 1934 hat August Langen in seiner Dissertation über die »Anschauungsformen in der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts«¹⁸ zahlreiche Stellen aus den Schriften Lichtenbergs herangezogen, um an ihnen die von Langen vertretene Auffassung vom Prinzip der Rahmenschau als »Grundform des Sehens, [...] Urzelle der Aufnahme und Wiedergabe«¹⁹ und zentrale Anschauungsform der Aufklärung zu belegen. Klaus Siebenhaar legt mit seiner 1994 veröffentlichten Habilitation²⁰ eine wahrnehmungsästhetisch akzentuierte Untersuchung vor, in der er Lichtenbergs Schriften unter der Perspektive der »Schaubühne« betrachtet und an deren Ende er die Hogarth-Erklärungen auf Drehpläne reduziert.

Zu erwähnen sind schließlich drei konzentrierte Untersuchungen: In seinem 1985 erschienenen Buch zum Thema »Großstadt und literarische Wahr-

Forschungsliteratur gibt (schon Jung 1972 weist knapp 500 Arbeiten nach), sind Untersuchungen, die sich spezieller mit seiner Sprachphilosophie befassen, recht selten«.(Roggenhofer 1992, S. 32).

15 Vgl. Beutel 1996.

16 Vgl. Stingelin 1996.

17 Vgl. Immerschmitt 1990.

18 Vgl. Langen 1934.

19 Langen 1934, S. 5.

20 Vgl. Siebenhaar 1994.

nehmung im 18. und 19. Jahrhundert«²¹ beschäftigt sich Heinz Brüggemann im gesamten zweiten Kapitel mit der Interpretation des vielzitierten Briefes, den Lichtenberg am 10. Januar 1775 aus London an Ernst Gottfried Baldinger schrieb. Daß Lichtenberg vor allem im Hinblick auf seine Wahrnehmungsweise für Brüggemann eine Schlüsselposition am Ausgangspunkt der Moderne einnimmt, impliziert der Umstand, daß mit ihm der »Reigen« der Interpretationen eröffnet wird. Explizit verdeutlicht diese Ansicht jedoch vor allem Brüggemanns Fazit am Schluß seiner Interpretation, in dem er Lichtenbergs Brief als »literarisch verarbeitete Wahrnehmung des Anfangs der Moderne«²² deklariert.

Einen für meine stil- sowie rezeptionsbezogenen Betrachtungen der Schriften Lichtenbergs interessanten Beitrag zum Thema bildet Arnd Beises Aufsatz im Lichtenberg-Jahrbuch für 1993, in dem er Lichtenbergs Wahrnehmungsweise und ihre sprachliche Realisierung im »lichtenbergisierenden Stil« ins Verhältnis zu Goethes Auffassung vom sprachlichen Umgang mit Wirklichkeit und Kunst setzt.²³ Von Bedeutung ist darüber hinaus Teizo Yamadas Aufsatz zur »Beobachtung und Sprachkritik«,²⁴ der 1988 im Tokioter Goethe-Jahrbuch erschien, vor allem im Hinblick auf den Zusammenhang von Wahrnehmung, Sprache, Naturwissenschaft und Physiognomik.

Allen genannten Arbeiten gemeinsam ist die *vorwiegende* Ausrichtung des Augenmerks auf den visuellen Sinn – das Auftreten und die Funktion anderer Sinnesmodalitäten wird, wenn überhaupt, nur am Rande erwähnt. Darüber hinaus ist ein Fehlen von exemplarischen linguistisch-rhetorischen Textanalysen, also von empirischen Untersuchungen zu konstatieren, das zum Ausmaß der philosophisch-theoretischen Untersuchungen im Ungleichgewicht steht.²⁵

Zur Physiognomik

Lichtenbergs Verhältnis zur Physiognomik stößt in der Forschung auf breites Interesse, nicht zuletzt aufgrund des Umstands, daß Lichtenberg seinen Zeitgenossen als prominentester Gegner des Physiognomik-»Papstes« Lavater galt. Dabei interessierte an Lichtenbergs (anti-)physiognomischen Schriften, zu denen auch die Hogarth-Erklärungen²⁶ gerechnet werden können, einerseits mit der Stellung Lichtenbergs zur Physiognomik, deren Vertretern und der damit verbundenen Problematik der historische Aspekt,²⁷ andererseits – im

21 Brüggemann 1985, Untertitel.

22 Brüggemann 1985, S. 33.

23 Vgl. Beise 1993.

24 Vgl. Yamada 1988.

25 Diese Aussage muß durch den Hinweis auf Immerschmitt 1990 relativiert werden – da sie versucht, die sprachpraktische Realisierung der theoretischen Postulate zumindest an wenigen ausgewählten Texten zu belegen.

26 Vgl. Wieckenberg 1992; Arz 1987.

27 Vgl. Loewenberg 1933; Schlippe 1937; Riha 1970; Gilman 1978; Ohage 1990;

Rahmen der Betrachtung der sprachtheoretischen Reflexionen Lichtenbergs – die Relation zwischen Physiognomik und Sprache.²⁸ Die »Physiognomik des Stils« als Gelenk zwischen Wahrnehmung und Sprache in der Auffassung Lichtenbergs wird vor allem bei Schöne und Immerschmitt näher beleuchtet.²⁹ Eine spezielle Untersuchung zu dieser Thematik ist bislang nicht erschienen.

Rezeptionsgeschichtliches

Zur Rezeption Lichtenbergs durch die »Nachwelt« liegt zwar eine Anzahl verstreuter Hinweise in verschiedenen Arbeiten³⁰ vor, jedoch sind bisher nur wenige spezielle Untersuchungen zu dieser vielversprechenden Thematik erschienen: Dieter Lamping bietet in seiner »Rezeptions-Geschichte«³¹ zum literarischen Nachleben Lichtenbergs einen zwar kursorischen, jedoch so umfassenden wie anregenden Überblick über die Rezeption der Schriften Lichtenbergs von Jean Paul über Goethe bis Musil und Canetti.

Während Günter Oesterle im Lichtenberg-Jahrbuch für 1988 das Fortwirken Lichtenbergs bei den Romantikern vor allem im Hinblick auf ästhetische Problemfelder beleuchtet,³² legt Martin Stingelin seiner 1996 erschienenen Dissertation³³ Lichtenbergs Sprachkritik und ihre Aufnahme durch Friedrich Nietzsche dar.

Über die Tendenz der Lichtenberg-Forschung im allgemeinen urteilt Baasner:

»Insgesamt unterliegt die Lichtenberg-Forschung jedoch weniger modischen Schwankungen, als dies bei anderen, häufiger bearbeiteten Gegenständen der Fall ist. Die Ausnahmestellung, die Lichtenberg im historischen Kontext einnimmt, scheint sich hemmend auf Versuche der innovativen Bearbeitung auszuwirken. Diese Situation hat einerseits eine erfreuliche Konstanz in der Entwicklung der Lichtenberg-Literatur zur Folge, führt jedoch auch zu Forschungslücken, die auf eine mangelnde perspektivische und methodische Vielfalt zurückgehen.«³⁴

Gray 1992; Ohage 1992; Riha 1992. Auch Gurisatti 1993; Ohage 1989 und Neumann 1988. Eine Arbeit, die sich umfassend und ausschließlich mit Lichtenbergs Physiognomik-Standpunkt befaßt, fehlt bis heute. Ein Sammelband zu Lichtenbergs Polemik gegen Zimmermann befindet sich allerdings laut Ulrich Joost in Vorbereitung.

28 Vgl. vor allem Käuser 1989; Tytler 1982.

29 Vgl. Schöne 1983, S. 12 ff.; Immerschmitt 1990, S. 47 ff.

30 »Das Urteil Friedrich Gundolfs, Lichtenberg sei »beinahe ohne Wirkung« geblieben, ist nachweislich falsch. Seit Requadt, Hiller, Grenzmann und Gumbert wissen wir mehr oder weniger genau, daß »jene Strecke im Bahnnetz der deutschen Literatur«, die von Lichtenberg ihren Ausgang nimmt, über Goethe, Falk, Jean Paul, Platen, Börne, Schopenhauer, Kierkegaard, Nietzsche, Kern, Kraus, Tucholsky, Musil bis Heißenbüttel führt.« (Oesterle 1988, S. 159; vgl. auch die dort angegebenen Literaturhinweise).

31 Lamping 1992, Untertitel.

32 Vgl. Oesterle 1988.

33 Vgl. Stingelin 1996.

34 Baasner 1992, S. VIII.

Diese Konstanz zeichnet sich vor allem in der Auswahl der untersuchten Werkteile ab: Die größte Aufmerksamkeit – sowohl in der Literaturwissenschaft als auch in der allgemeinen Lichtenberg-Rezeption – galt und gilt auch den »Sudelbüchern«, die seit ihrer posthumen Veröffentlichung als das Hauptwerk³⁵ Lichtenbergs angesehen werden. Im Mittelpunkt der – vorwiegend in der deutschsprachigen Germanistik³⁶ entstandenen – Lichtenberg-Studien stehen einerseits die literarischen Stil- und Gattungsbesonderheiten des Lichtenbergischen Werks, vor allem der »Sudelbuch«-Aufzeichnungen,³⁷ andererseits werden oftmals philosophische Aspekte wie etwa die Sprachtheorie Lichtenbergs problematisiert. An zweiter Stelle rangieren innerhalb der Erforschung der Schriften neben den physiognomischen Schriften die Hogarth-Erklärungen, die zum einen hinsichtlich ihres (anti-)physiognomischen Gehalts,³⁸ zum anderen bezüglich ihres satirischen Duktus mit dem Charakter der Bilder Hogarths verglichen werden.³⁹ Vernachlässigt wurden bisher vor allem die naturwissenschaftlichen Schriften sowie die Gelegenheitsschriften Lichtenbergs.⁴⁰ Jedoch diagnostiziert Baasner eine Wende in der Forschungsentwicklung: »Erst nach der Aufwertung der Wissenschaftsgeschichte in einer stärker interdisziplinär vorgehenden Forschung nahmen entsprechende Arbeiten zu und erreichen gegenwärtig fast eine gleichberechtigte Stellung in der Forschungsentwicklung.«⁴¹

Kurios erscheint, daß gerade die für Lichtenberg charakteristische Interdisziplinarität seines Werks, die sich in allen seinen Schriften zeigt, bei der Erforschung seines Werks erst neuerdings mehr verstärkt interessiert. Festzustellen ist zunächst ein sprachlich-stilistisches Interesse, das vor allem die »Sudelbücher« betrifft, sowie eine philosophisch-historische Forschungsrichtung, die die physiognomischen Schriften Lichtenbergs einbezieht.

Laut Albrecht Beutel sind jedoch darüber hinaus auch die Möglichkeiten der sprachbezogenen Erforschung der Schriften Lichtenbergs sind noch nicht vollständig erschöpft, denn:

35 Vgl. beispielsweise Wildbolz 1969, S. 109.

36 Seit Ende der siebziger Jahre erscheinen jedoch verstärkt englischsprachige Abhandlungen, meistens Dissertationen zu Themen um Lichtenberg. Vgl. Vrana 1979; Harrison-Barbet 1981; Buechler 1990. Den Grundstein dazu legte wohl Ende der fünfziger Jahre Joseph Peter Sterns große Lichtenberg-Arbeit »A Doctrine of Scattered Occasions«, in der er sich vor allem auf die »Sudelbücher« bezieht.

37 Vgl. Berendsohn 1912; Seidler 1937; Trachsler 1956; Müller 1967; Wildbolz 1969; Mautner 1974; Schöne 1983; Fricke 1984; Welser 1986; Mieder 1992. Die Form des Essays bei Lichtenberg untersucht Ralph W. Buechler in seiner umfangreichen Dissertation von 1990.

38 Vgl. Arz 1987; Wieckenberg 1992.

39 Vgl. Mautner 1959; Herding 1990.

40 Zu Lichtenbergs Kalender-Aufsätzen vgl. insbesondere Peperkorn 1992.

41 Baasner 1992, S. VIII.

»Es liegt nahe, zwischen dem, was Lichtenberg an der Sprache beobachtet und kritisiert hat, und seiner eigenen Gestaltung von Sprache eine gegenseitige Beeinflussung zu vermuten. Wie hat er seinem Stilideal sprachpraktisch zu entsprechen vermocht? Diese Frage nach dem Zusammenhang von Sprachverständnis und Sprachgebrauch ist noch immer nicht systematisch bearbeitet worden. Doch gibt es eine stattliche Reihe von Aspekten, unter denen eine Beantwortung dieser Frage nicht nur als nötig, sondern auch als möglich erscheint.«⁴²

Jene Überprüfung der Realisierung der sprach- und wahrnehmungstheoretischen Postulate Lichtenbergs anhand intensiver wie extensiver analytischer Arbeit an den Texten – und zwar unter Einbeziehung der naturwissenschaftlichen Schriften –, wie sie Beutel fordert, stellt eine Zielsetzung meiner Arbeit dar. Außerdem sollen die Ergebnisse dieser sprach- und erkenntnistheoretischen Untersuchungen in Beziehung zur Rezeption Lichtenbergs gesetzt werden – und zwar vor allem auch unter der Frage, inwieweit die Lichtenbergische Sprach- und Wahrnehmungsauffassung als eine ›Schule des Wahrnehmens und der Sprache‹ zu wirken vermag. Als Novum erscheint hierbei insbesondere die Einbeziehung *aller* Sinnesmodalitäten in die Betrachtungen – im Gegensatz zur allgemeinen Hervorhebung des Gesichtssinnes – sowie die Berücksichtigung der naturwissenschaftlichen Schriften.

42 Beutel 1996, S. 66. Beutels Aussage sollte jedoch relativiert werden, erscheint doch vor allem im Blick auf Gockel 1973 die Kluft zwischen Theorie und Praxis überbrückt, obwohl auch hier konkrete Analysen exemplarischer Texte fehlen.

II

›Konkreta‹

Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache in Theorie und Praxis

1. Theoretisches:

Zu Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache

Die Konstellation von Wahrnehmung und Sprache und ihre kritisch-theoretische Reflexion stehen im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen. Hierbei vollziehen sich die Überlegungen in drei großen Schritten:

1. Fragen nach Wesen, Beschaffenheit, Stellenwert und Funktion der sinnlichen Wahrnehmung wie des sprachlichen Ausdrucks bilden den Ausgangspunkt der Diskussion, in deren Verlauf sowohl Berührungspunkte als auch Grenzlinien zwischen den menschlichen Vermögen der Wahrnehmung und des sprachlichen Ausdrucks markiert werden sollen, um die Problematik, die aus den festgestellten Konditionen menschlicher Existenz resultiert, näher zu erörtern. Grundsätzliche Fragen sind hierbei: In welchem Zusammenhang steht Sprache zur sinnlichen Wahrnehmung? Welches sind die Kennzeichen sprachlichen Ausdrucks? Welches sind die Charakteristika der physiognomischen Anschauungsweise, die exemplarisch für die Problematisierung der Umdeutung und Transformierung von visuell Wahrgenommenem in Zeichen und deren sprachliche Umsetzung betrachtet wird? Inwiefern und aus welchen Gründen können Sprachzeichen sich als unzulänglich im Hinblick auf das durch sie Auszudrückende erweisen? Wie hängen die verschiedenen Wahrnehmungsmodalitäten untereinander und mit der Sprache zusammen? Gibt es eine Hierarchie der Sinne, und kommt sie in der Sprache zum Ausdruck?
2. Anschließend stelle ich einige zentrale philosophisch-theoretische Modelle zur Erkenntnis- und Sprachtheorie aus der Zeit der Spätaufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor.¹ Ziel dieses Abschnitts ist es, einen Überblick über die unterschiedlichen Richtungen, die innerhalb der Entwicklung der Wahrnehmungs- und Sprachtheorie eingeschlagen wurden, und ihre Verknüpfungen untereinander als historischen Kontext der

¹ Die Beschränkung auf einige ausgewählte erkenntnistheoretische Betrachtungen ist zwangsläufig subjektiv, kann aber aufgrund der unzähligen Traktate zur Thematik nicht umgangen werden. Auf entsprechende weitere Abhandlungen werde ich bei Gelegenheit verweisen.

Auffassungen Lichtenbergs herauszuformen: Als ›Meilensteine‹ unter den erkenntnistheoretischen Denkmodellen, auf die hier größtenteils nicht näher eingegangen werden kann, gelten etwa John Locke mit seinem »Essay Concerning Human Understanding« von 1690 und George Berkeley mit seinem »Essay Towards a New Theory of Vision« von 1709 sowie seinem »Treatise Concerning the Principles of Human Knowledge« von 1710 als Vertreter des Empirismus. Es folgen Baruch de Spinozas »Ethik« (publiziert 1677) und Gottfried Wilhelm Leibniz' »Monadologie« von 1714 als rationalistische Beiträge zur Erkenntnistheorie, während Etienne Bonnot de Condillacs »Traité des sensations« von 1754 und David Hartleys »Theory of the Human Mind« von 1749 und 1776 sensualistische Auffassungen enthalten. David Hume begründet mit seinem »Treatise of Human Nature« von 1738 eine skeptizistische Haltung, während Immanuel Kant in seinem erkenntnistheoretischen Hauptwerk, der »Kritik der reinen Vernunft« von 1781 die Synthese der beiden Hauptrichtungen in der Geschichte der Erkenntnistheorie, Rationalismus und Empirismus, anstrebt.

3. Im Anschluß konzentriert sich die Betrachtung auf Lichtenbergs Äußerungen zum Verhältnis zwischen Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache sowie auf den Zusammenhang zwischen seinen erkenntnistheoretischen und sprachkritischen Überlegungen. Ausgangspunkt der Betrachtungen bilden hierbei seine Bemerkungen zur Physiognomik und seine Vorstellung von einer »Physiognomik des Stils«. Die Erläuterung der erkenntnistheoretischen Einsichten Lichtenbergs, insbesondere seiner Desiderate und Postulate an die Sprach- und Wahrnehmungspraxis, gliedert sich thematisch in die drei Gebiete Wahrnehmungs- und Erkenntnistheorie, Sprachkritik und ›Stilphysiognomik‹. Leitfragen sind: Wo und in welcher Form beschäftigt sich Lichtenberg mit erkenntnistheoretischen wie sprachphilosophischen Problemen? Welches sind die Gründe und Auslöser für die Beschäftigung mit sprach- und wahrnehmungstheoretischen Fragen? Welches sind seine Postulate und Desiderate? Welche theoretischen Lösungen findet er angesichts der problematischen Transformation von sinnlichen Erfahrungen in Sprachzeichen? Wie stellt sich Lichtenbergs erkenntnistheoretisches Denken im Kontext seiner Zeit und seines Werks dar?

1.1 Zur Konstellation von Wahrnehmung und Sprache: Sinnliche (Ap-)Perzeption und sprachliche (Trans-)Formation

Physiognomik: Wissenschaft oder Kunst?

Anhand der Betrachtung von Physiognomik und Sprache als Zeichensystemen wird im folgenden die Deutung visueller Wahrnehmung und ihre Transformation in sprachlichen Ausdruck problematisiert. Aufschlußreich erscheint hierbei bereits die Entwicklung des Physiognomik-Begriffs, da sein Bedeutungswandel schon auf die Diskrepanz zwischen sprachlichem Ausdruck und Auszudrückendem hinweist.

»Sie ist die *Kunst*, aus der sichtbaren Gestalt eines Menschen, folglich aus dem Äußeren das Innere desselben zu beurteilen; es sei seiner Sinnesart oder Denkungsart nach.«¹ Wenn Immanuel Kant hier die Bezeichnung »Kunst« für seine Definition des Physiognomik-Begriffs – wie sie zu Beginn des entsprechenden Abschnitts seiner »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht« von 1798 steht – wählt, ist dies nicht als willkürlicher Akt des Bezeichnens anzusehen. Vielmehr erscheint sie als wohlüberlegte Formulierung, die der vor allem in den siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts gängigen und vom »Physiognomik-Papst« Johann Caspar Lavater wie dessen Anhängern proklamierten Auffassung von der Physiognomik als einer »Wissenschaft« diametral entgegensteht.

Anfänge: Aristoteles

In jenen Jahren eskalierte eine Entwicklung, deren Wurzeln in der griechischen Antike zu suchen sind: Die ersten theoretischen Reflexionen² über den Zusammenhang von äußerer körperlicher Gestalt und Erscheinung und innerer seelisch-charakterlicher Beschaffenheit finden sich in den pseudo-aristotelischen »Physiognomica«³ vom Ende des vierten vorchristlichen Jahrhunderts – dem ersten Text, in dem physiognomische Beobachtungen in wissenschaftlicher und systematischer Weise thematisiert werden.⁴ Dort bezieht der Verfasser den gesamten menschlichen Körper in seine Untersuchungen ein:

»Physiognomik nämlich betreibt man an Körperbewegungen, Körperhaltungen, Hautfarben, an sichtbaren Charakterzügen in den Mienen, an Haaren, an der Glätte der Haut, an der Stimme, am Fleisch, an Teilen (des Körpers) und an der gesamten Körpergestalt.«⁵

Die Praxis, von einzelnen äußeren Merkmalen auf bestimmte innere Eigenschaften zu schließen und so die Beziehung zwischen Körper und Seele, die im Physiognomik-Streit des 18. Jahrhunderts eine zentrale Rolle spielt, eminent zu simplifizieren, wird hier bereits antizipiert. Denn obwohl Aristoteles davon abrät, physiognomische Urteile aus einzelnen Merkmalen abzuleiten, sondern vielmehr nahelegt, sich auf Merkmalsgruppen und -einteilungen

1 Kant/Weischedel XII, 638; Anthropol., II, A. B 270.

2 Erste physiognomische Betrachtungen, jedoch nicht in wissenschaftlich-systematischer Form, treten in den Schriften der griechischen Antike zuerst bei Homer auf. Vgl. Degkwitz 1988, S. 7. Grundgedanken zur Physiognomik finden sich »bereits in Mythen der alten babylonisch-assyrischen, ägyptischen, indischen und chinesischen Kulturkreise« (Frey 1991, S. 7). Vgl. hierzu auch Thomann 1992, S. 210f.

3 Als gesichert gilt gegenwärtig die Annahme, daß die »Physiognomica« nicht von Aristoteles selbst, sondern von heute nicht näher bekannten Schülern des Aristoteles verfaßt wurden: »Dafür sprechen die Anlage des Textes und seine große Nähe zu Aristoteles' Biologie...« (Degkwitz 1988, S. 3).

4 Vgl. Degkwitz 1988, S. 1. Vgl. auch HWPh VII, Sp. 955.

5 Aristoteles, § 7 (806a 26–34).

sowie die Rangordnung der Zeichen zu stützen, wirken seine physiognomischen Lehrsätze oftmals so grob-pauschalisierend wie analytisch-elementar:⁶

»Weiches Haar aber bezeichnet Feigheit, hartes (Haar) dagegen Tapferkeit. [...] Denn sehr feige sind Hirsch, Hase und Schaf und diese Lebewesen haben sehr weiches Haar; sehr tapfer sind Löwe und Wildschwein und diese Lebewesen haben hartes Haar.«⁷

Auch pathognomische Beobachtungen, die sich im Gegensatz zu den sich auf die festen, stehenden Körpermerkmale (beispielsweise die Schädelform) beziehenden physiognomischen Betrachtungen auf Gestik und Ausdruck richten, werden in die Theorie eingebracht, da auch sie habituell und damit physiognomisch werden können.⁸

Die Konstatierung der engen Beziehung zwischen Körper und Seele, die von der wechselseitigen Affektion beider »Partner« geprägt ist, bildet die essentielle Erkenntnis der Darlegungen Aristoteles'.⁹ Sie ist darüber hinaus als fundamental für die nachfolgende Entwicklung und Eskalation der physiognomischen Lehre im 18. Jahrhundert anzusehen.¹⁰

Fortführung: Della Porta und Lebrun

Physiognomische Betrachtungen blieben das gesamte Mittelalter hindurch präsent.¹¹ Einen Meilenstein der neuzeitlichen Physiognomik stellt Giovanni Battista Della Portas Werk »Della Fisionomia del L'Homme« von 1627¹² dar, in dem aus Vergleichen von menschlichen und tierischen Physiognomien charakterologische Schlußfolgerungen gezogen und typologische Zuordnungen

6 Vgl. HWPh VII, Sp. 956.

7 Aristoteles, § 9 (806b 3–31).

8 Vgl. HWPh VII, Sp. 956. Auch dies wird im 18. Jahrhundert einer der Streitpunkte sein. Wichtig ist zudem, daß schon bei Aristoteles die sogenannte »Lehre von der Affinität der Affekte« formuliert wird. »Affinität der Affekte« meint hierbei die Auffassung, daß von bereits diagnostizierten charakterlichen Eigenschaften auf weitere geschlossen werden darf: »Wer zornig und neidisch sei, der sei auch leicht rachsüchtig und boshaft.« (HWPh VII, Sp. 956).

9 Vgl. HWPh VII, Sp. 956.

10 So Frey: »Und so gab Aristoteles' Traktat gewissermaßen das Startsignal zu einem jahrhundertelangen Streifzug entlang des menschlichen Körpers. Philosophen, Kirchenlehrer, Maler, Dichter, Mediziner und viele andere, die sich der Faszination des menschlichen Erscheinungsbildes und seiner charakterologischen Suggestivkraft nicht erwehren konnten, lieferten in einem nicht enden wollenden Strom von Publikationen immer wieder neue Beiträge zur physiognomischen Charakterologie, die sämtlich den aristotelischen Prinzipien folgten. Durch die Erfindung des Buchdrucks und vor allem durch die Technik der Kupferstiche gewann die Breitenwirkung dieser Traktate seit dem 16. Jahrhundert noch zusätzlich an Momentum.« (Frey 1991, S. 10.).

11 Vgl. dazu Eco 1995, S. 75.

12 Vgl. Della Porta 1627. Bereits 1586 erschien eine Abhandlung »De humana physiognomonia« von Della Porta mit ähnlichem Inhalt.

wie Löwe = Gerechtigkeit und Katze = Kleinmut betrieben werden. In der Nachfolge Della Portas schließlich sind die Physiognomisten, wie Eco treffend formuliert, ›nicht mehr zu halten‹¹³ und überbieten sich gegenseitig mit ihren physiognomischen Traktaten. So diffenziert beispielsweise Charles Lebrun in seiner »Conférence sur l'expression générale et particulière«¹⁴ von 1702 Della Portas Lehre, indem er die ganzheitliche Betrachtung des Menschen zugunsten der geometrischen Anlage des Kopfprofils aufgibt. Lebruns Einteilung in ›Fuchs-‹, ›Affen-‹ oder ›Papageien-‹ Menschen, die aus der individualisierenden, idealtypischen Überhöhung bestimmter Merkmalsgruppen resultiert, mutet dabei geradezu grotesk an.¹⁵

Hier wird die Entwicklung der Physiognomik *weg* von der Betrachtung des Körpers *hin* zur vorrangigen Stellung der Gesichtszüge bei der Erforschung des Äußeren in seiner Abhängigkeitsbeziehung zum Inneren schrittweise vollzogen, bis sie dann im 18. Jahrhundert mit der ausschließlichen Betrachtung des Gesichtspröfils in Form von Silhouetten ihren Höhepunkt erreicht. Begründet liegt diese Entwicklung bereits in den antiken Traktaten. Denn schon damals bildeten Betrachtungen über die Teile des Gesichts den ausführlichsten und quantitativ umfangreichsten Textteil und waren somit Schwerpunkte physiognomischer Darstellungen, die gelegentlich auch allein aus Betrachtungen des Gesichts bestanden. Wenn zudem das Gesicht und vor allem die Augen stets als ausschlaggebende physiognomische Indizien bezeichnet wurden, liegt die Gepflogenheit nicht mehr fern, sich bei physiognomischen Argumentationen auf das Gesicht als ausschließliches Betrachtungsobjekt zu beschränken.¹⁶

Aufklärung: Zedler, Lavater

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts wird der Begriff der Physiognomie dopsinnig verwendet: einerseits ungefähr in seiner heutigen Bedeutung, also als äußeres Erscheinungsbild, vor allem des Menschen, andererseits als Synonym für den damals noch nicht existierenden Physiognomik-Begriff.¹⁷ In

13 Vgl. Eco ⁴1995, S. 75.

14 Vgl. Lebrun 1702.

15 Vgl. HWPh VII, Sp. 957.

16 Vgl. Thomann 1992, S. 209. Diese Prominenz der Gesichtszüge hat sich bis heute in den Definitionen von Physiognomie und Physiognomik erhalten.

17 Die im 18. Jahrhundert erfolgte Differenzierung des Physiognomie-Begriffs durch die Einführung des Physiognomik-Begriffs im Deutschen konstatiert auch Thomann: »Wenn man von der Physiognomie eines Menschen spricht, meint man dessen Gesicht in seiner besonderen Beschaffenheit, meist auch in der Eigenschaft als Ausdrucksträger des Wesens der betreffenden Persönlichkeit. [...] Im Unterschied zu »Physiognomie« bedeutet »Physiognomik« das Verfahren, aus der Physiognomie Schlüsse auf das Wesen einer Person zu ziehen, und jede Lehre oder Wissenschaft, deren Ziel es ist, die Fähigkeit zu einem solchen Verfahren auszubilden. Diese Differenzierung kennt das Englische nicht; »physiognomy« kann Physio-

seinem »Universal-Lexikon« von 1741 unterscheidet Johann Heinrich Zedler bereits zwischen den beiden Begriffen »Physiognomica« und »Physiognomie«. Allerdings erscheinen die Definitionen der beiden Lexeme vom heutigen Sprachgebrauch aus – nach dem man, allein dem Wortklang nach, »Physiognomica« mit »Physiognomik« in der Bedeutung gleichsetzen würde – überraschend: Während nämlich »Physiognomica« als »diejenigen Kennzeichen, welche sich in dem Gesichte sehen lassen, und daraus man eines und das andere wahrscheinlich beurteilen kan«¹⁸, definiert werden, gilt »Physiognomie« als »die Kunst, welche aus der äusserlichen Beschaffenheit der Gliedmaßen oder den Lineamenten des Leibes eines Menschen dessen Natur und Gemüths-Disposition zu erkennen giebt«¹⁹.

Interessant erscheint hier, daß die »Physiognomica« als äußere Kennzeichen nur auf das Gesicht bezogen werden, während der Physiognomie-Begriff den gesamten »Leib« des Menschen umspannt. Im weiteren Verlauf der Physiognomie-Definition nimmt Zedler jedoch eine Einteilung nach zwei Anschauungsweisen vor: In einer weiteren Auffassung erstreckte sich Physiognomie nämlich »auf alle Glieder des Leibes«²⁰, während sie »im engeren Verstand [...] sonderlich auf das äusserliche Ansehen des Gesichts«²¹ beziehe. Zudem führt Zedler ein vom Substantiv Physiognomie deriviertes Verb auf, führt, das im heutigen Wortgebrauch nicht mehr üblich ist und folgendermaßen definiert wird:

»Physiognomizare, heißt so viel als aus der Gegeneinanderhaltung der Theile des menschlichen Körpers und aus andern Zeichen, die man an dem Körper antrifft des Mensch Gemüths-Art zu erforschen. Es ist dieses ein Kunstwort, welches Aristoteles in die Physiognomie eingeführet, und von andern Schriftstellern ist beybehalten worden.«²²

In seiner eingedeutschten Form wird es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts häufig auch im übertragenen Sinne verwendet, so auch bei Lichtenberg, etwa in seiner (anti-)physiognomischen Streitschrift: »der Bauer hat seine Tage, die die Witterung des ganzen Jahrs bestimmen, gemeiniglich Festtage, weil er da müßig genug ist zu physiognomisieren.«²³

gnomie und Physiognomik bedeuten, das Wort »physiognomics« hat sich nicht recht durchsetzen können. Auch im Deutschen hatte früher »Physiognomie« diesen Doppelsinn, denn »Physiognomik« wurde erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingeführt, ja die ursprüngliche Bedeutung von »Physiognomie« ist das, was wir heute mit Physiognomik bezeichnen.« (Thomann 1992, S. 209). Hier wird zugleich deutlich, daß sich die oben erwähnte Prominenz der Gesichtszüge bis heute in den Definitionen von Physiognomie und Physiognomik erhalten hat. Vgl. dazu beispielsweise Duden V (²1994). S. 2548.

18 Zedler XXVII (1741), Sp. 2239.

19 Zedler XXVII (1741), Sp. 2239.

20 Zedler XXVII (1741), Sp. 2239.

21 Zedler XXVII (1741), Sp. 2239.

22 Zedler XXVII (1741), Sp. 2241.

23 SB III, S. 283. »Physiognomisieren« meint hierbei soviel wie »prophezeihen«. Dies

Ein reges, zunehmend engagierteres Interesse an der Physiognomik bestimmt die Diskussion unter den Gelehrten vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.²⁴ An ihr beteiligen sich nun in steigendem Maße auch nicht-akademisch Gebildete, indem sie sich enthusiastisch physiognomischen Beobachtungen hingeben.²⁵ Für diese gesteigerte Intensität der Auseinandersetzung mit physiognomischen Phänomenen sprechen verschiedene Indizien: Zu ihnen zählt beispielsweise die zunehmende Quantität der Begriffe im Wortfeld um die Physiognomik, wie in Zedlers »Universal-Lexicon« zu erkennen: Allein für Physiognomie gibt es zwei Synonyme in Form von »Physiognomosa« und »Physiognomia«. Forderungen nach um- und zusammenfassenden Sammlungen menschlicher Physiognomien werden laut. So postuliert Johann Gottfried Herder in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts:

»Indes da in den neuesten Zeiten der edle Bemerkungsgeist für unser Geschlecht wirklich schon erwacht ist und man von einigen, wie wohl nur von wenigen Nationen Abbildungen hat [...]: So wäre es ein schönes Geschenk, wenn Jemand, der es kann, die hie und da zerstreuten treuen Gemälde der Verschiedenheit unseres Geschlechts sammlete und damit den Grund zu einer sprechenden Naturlehre und Physiognomik der Menschheit legte. Philosophischer könnte die Kunst schwerlich angewandt werden und eine anthropologische Charte der Erde [...], auf der nichts angedeutet werden müßte, als was Diversität der Menschheit ist, diese aber auch in allen Erscheinungen und Rücksichten; eine solche würde das philanthropische Werk krönen.«²⁶

entspricht Lichtenbergs Auffassung von der Physiognomie als Abart der Prophetie. Vgl. G₁95. In einer übertragenen Bedeutung benutzt Lichtenberg den Begriff auch in F₁837, »wobei »physiognomisieren« [dort, U.F.] soviel bedeutet wie: die Stellen herausziehen, in denen physiognomische Wörter und Redensarten verwendet werden.« (Jung 1967, S. 18).

- 24 Interessant erscheint in diesem Zusammenhang Käusers Beobachtung, »daß die Phasen physiognomischer Hochkonjunktur mit den Epochenschwellen und Sattelzeiten des späten 18. und des frühen 20. Jahrhunderts zusammenfallen« (Käuser 1989, S. 21), denn die »Konjunkturen physiognomischer Theorien hängen ganz offenbar aufs engste mit der Erfindung und Ausbreitung neuer visueller Medien und Kunsttechniken zusammen« (Käuser 1989, S. 21). So bildeten der Holzschnitt im 16. Jahrhundert, die Silhouette im 18. Jahrhundert und die Photographie im 19. Jahrhundert als neue Techniken der Bildwiedergabe die mediale Basis für die Wiederbelebungen der Physiognomik.« (Vgl. Käuser 1989, S. 21). Als aussagekräftigen Beleg für »diese Konkordanz von Medieninnovation und Theorieinnovation« (Käuser 1989, S. 22) nennt er Bela Balázs Filmtheorie »Der sichtbare Mensch oder die Kultur des Films« von 1924, die nichts anderes sei »als eine Anwendung physiognomischer Theorie auf den Film« (ebd.).
- 25 Allerdings muß hier relativierend angemerkt werden, daß schon seit »altersher [...] kritische Denker die Gültigkeit physiognomischer Aussagen mindestens ebenso beharrlich bestritten [hatten, U.F.], wie ihre Adepten daran festhielten« (Frey 1991, S. 11). So konstatierte Zedler schon 1741: »Von dem Werth dieser Kunst sind die Gedancken der Gelehrten unterschiedlich, indem einige viel andere wenig darauf halten.« (Zedler XXVII (1741), Sp. 2240).
- 26 Herder VI, 250; Ideen, II, 6, VII.

Johann Georg Sulzer macht in seiner »Allgemeinen Theorie« einen konkreten Vorschlag zu einer adäquaten Beschreibung der menschlichen »Gebehrden« durch die bildende Kunst:

»So wie man auch in der reichsten Sprache die verschiedenen Gesichtsbildungen der Menschen nur sehr unvollkommen beschreiben kann, so findet man auch die größten Schwierigkeiten, die Gebehrden bestimmt zu beschreiben. [...] Doch sollte man die Hoffnung, den Ausdruck der Sprache in diesem Stük zu einer mehrern Vollständigkeit und zu genauerer Bestimmung zu bringen nicht verloren geben. [...] Die zeichnenden Künste könnten darin den redenden einen wichtigen Dienst leisten. Es ist zu wünschen, daß ein guter Zeichner eine Sammlung nachdrücklicher und redender Gebehrden anfangen möchte. [...] Wenn alsdenn ein Mann von Genie eine solche Sammlung vor sich nähme, Beschreibungen und Anmerkungen dazu machte, so würde nach und nach der Theil der Kunst, der itzt so wenig bearbeitet ist, zu grosser Vollkommenheit kommen können.«²⁷

Einen Schritt in die Richtung einer umfassenden Physiognomien-Sammlung wagt der Schweizer Theologe Johann Caspar Lavater 1775 mit der Herausgabe des ersten Bandes seiner berühmt-berüchtigten »Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe«, dem bis 1778 vier weitere Bände im Prachtausgaben-Format folgten. Lavaters »Fragmente«, die als Hauptwerk der Physiognomik-Lehre im 18. Jahrhundert gelten, lösten eine gewaltige Welle enthusiastischer Beschäftigung mit Physiognomik aus. Jeder, ob physiognomisch »vorgebildet« oder nicht, versuchte nun, angeleitet durch Lavaters Vorbild, selbst sein Glück als Physiognomist.²⁸

Der Grund für diese Popularität ist in Lavaters Werk selbst zu finden: Die »Physiognomischen Fragmente« setzen sich aus einem theoretischen Teil, der genaue Darlegungen von Lavaters Physiognomik-Auffassung, von der Wissenschaftlichkeit der Physiognomik und von den Voraussetzungen enthält, die notwendig waren, um als Physiognomist zu gelten, sowie aus einem praktischen Teil zusammen, in dem anhand von Silhouetten exemplarische physiognomisch-theoretische Argumentationen vorgeführt werden und pädagogische Übungen den lernbegierigen Rezipienten zu eigenen physiognomischen Betrachtungen anleiten und ermuntern sollen.²⁹

27 Sulzer II (1792), S. 315. Hier klingt ein Aspekt der sprachlichen Fixierung physiognomischer Beobachtungen an, der Lichtenberg sein Leben lang beschäftigte: die Unzulänglichkeit der Sprache bei der Beschreibung von Sinneseindrücken im allgemeinen und physiognomischer Phänomene im besonderen.

28 So erläutert Frey anschaulich: »Die Begeisterung, die das Buch auslöste, war ungeheuerlich. Physiognomische Erörterungen beherrschten sofort die Gespräche in allen Lagern, und buchstäblich jede deutsche »Wochenschrift – von den gelehrten Anzeigen in Frankfurt und Göttingen und von Wieland Teutschem Merkur bis zu dem kleinsten Lokalblättchen« nahm sich des Themas an.« (Frey 1991, S. 21.).

29 Über die Wirkung dieser pädagogischen Übungen schreibt Frey: »Die in den Fragmenten zum Selbststudium der »Wissenschaft der Wissenschaften« empfohlenen »Uebungen zur Prüfung des physiognomischen Genies« trieben zudem in den Salons der guten Gesellschaft derartige Blüten, daß sich bald schon ganz Deutschland geradezu in ein physiognomisierendes Tollhaus zu verwandeln schien.« (Frey 1991, S. 21.).

Mit der Physiognomik-Definition im ersten Band seiner »Fragmente« vollzieht Lavater die uns heute geläufige Trennung der Physiognomik von der Physiognomie: Lavater selbst definiert die Physiognomik als »die *Fertigkeit* durch das Aeüßerliche eines Menschen sein Innres zu erkennen«³⁰. Damit hebt er sie erstmals vom »Physiognomie«-Begriff ab, der bis dahin beide Bedeutungen in sich vereint hatte.³¹ Dagegen stellt die Physiognomie im Zuge dieser Neudefinierung nunmehr das wissenschaftliche Untersuchungsobjekt der Physiognomik dar:

»In so fern ich von der Physiognomik als einer Wissenschaft rede – begreif ich unter Physiognomie alle unmittelbaren Aeüßerungen des Menschen. Alle Züge, Umrisse, alle passive und active Bewegungen, alle Lagen und Stellungen des menschlichen Körpers; alles, wodurch der leidende oder handelnde Mensch unmittelbar bemerkt werden kann, wodurch er seine Person zeigt – ist der Gegenstand der Physiognomik.«³²

Ähnlich wie Zedler unterscheidet auch Lavater eine engere und eine weitere Auffassung der beiden Begriffe:

»Im weitesten Verstand ist mir menschliche Physiognomie – das Aeüßere, die Oberfläche des Menschen in Ruhe oder Bewegung [...]. Physiognomik, das Wissen, die Kenntnisse des Verhältnisses des Aeüßern mit dem Innern; der sichtbaren Oberfläche mit dem unsichtbaren Inhalt; dessen was sichtbar und wahrnehmlich belebt wird, mit dem was unsichtbar und unwahrnehmlich belebt; der sichtbaren Wirkung zu der unsichtbaren Kraft. Im engern Verstand ist Physiognomie die Gesichtsbildung, und Physiognomik Kenntniß der Gesichtszüge und ihrer Bedeutung.«³³

Schließlich fächert er die Physiognomik in verschiedene, je nach Art und Schwerpunkt der Betrachtung unterschiedlich benannte Teilgebiete auf, wie zum Beispiel »Fundamental-«, »anatomische«, »Temperament-«, »medizinische«, »moralische« und »intellectuelle« Physiognomik.³⁴ Offiziell eingeführt wird hier die Bezeichnung »Physiognomist« für denjenigen, der Physiognomik nach bestimmten Richtlinien betreibt und dessen Voraussetzungen und Aufgaben in einem besonderen Kapitel der »Fragmente« besprochen werden.³⁵ Lavaters Neudefinierung der Begriffe schlägt sich bald in den zeitgenössischen Wörterbüchern nieder. So trägt Johann Christian Adelung in seiner zweiten Ausgabe des »Grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart« von 1793 unter dem Lemma »Physiognomie« ein:

»Die Physiognomie, [...] aus dem Griechischen, die Gesichtsbildung, die Gesichtszüge, besonders so fern sich daraus auf die moralische Beschaffenheit schließen läßt. Daher die Physiognomik, die Lehre von den Gesichtszügen, als Erkenntnisquellen des moralischen Charakters, die Gesichtsdeutung; der Physiognomist, der dieser Lehre kundig zu seyn glaubt.«³⁶

30 Lavater, Ausw. 1984, S. 21. Hervorhebung von mir, U.F.

31 Vgl. Louis 1992, S. 114.

32 Lavater, Ausw. 1984, S. 21 f.

33 Lavater, Ausw. 1984, S. 22.

34 Vgl. Lavater, Ausw. 1984, S. 22 f.

35 Vgl. Lavater, Ausw. 1984, S. 107 ff.

Hier hat sich die Bedeutungsverengung des Physiognomie-Begriffs vollzogen: Physiognomie, Physiognomik und Physiognomist beziehen sich nur noch auf die »Gesichtsbildung«.³⁷

Kritik: Kant

Mit Lavater avanciert die Physiognomik nicht nur zu *dem* Gesprächsthema der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sondern beansprucht darüber hinaus den Status einer Wissenschaft. Denn Lavater sucht die Physiognomik auf einer wissenschaftlich anerkannten Methode zu fundieren, indem er seine physiognomischen Beobachtungen auf Versuche mit mathematisch exakten Messungen stützt.³⁸ Auf diese »Verwissenschaftlichung« greift Kant in seiner eingangs zitierten Definition der Physiognomik aus seiner »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht« zurück, in der er die Wissenschaftsfähigkeit der Physiognomik prinzipiell dementiert und sie wieder als auf die allgemeine Welt- und empirische Menschenkenntnis beschränkt versteht.³⁹ Die Gründe, warum Physiognomik – von Kant übrigens als ein »Naturantrieb«⁴⁰ des Menschen begriffen – in der Auffassungsweise Lavaters niemals den Status einer Wissenschaft erreichen kann, legt Kant im weiteren Verlauf seiner Argumentation dar:

»So ist nicht zu streiten, daß es eine physiognomische Charakteristik gebe, die aber nie eine Wissenschaft werden kann: weil die Eigentümlichkeit einer menschlichen Gestalt, die auf gewisse Neigungen oder Vermögen des angeschauten Subjektes hindeutet, nicht durch Beschreibung nach Begriffen, sondern durch Abbildung und Darstellung in der Anschauung oder ihrer Nachahmung verstanden werden kann.«⁴¹

Derartige Äußerungen Kants sind »Nachwehen« des Streits um die von Lavater proklamierten physiognomischen Methoden, in dessen Zentrum Lavater mit seinen »Fragmenten« und Georg Christoph Lichtenberg als dessen prominentester Gegner standen. Aufschluß über die weitere Entwicklung der Physiognomik gibt Kant in den nachfolgenden Ausführungen, wenn er zeitgenössi-

36 Adelung III (1793), Sp. 767.

37 Interessant ist Zedlers Infinitiv-Konstruktion am Ende des Artikels »zu seyn glaubt« anstelle von »ist«. Sollte mit dieser Formulierung auf die möglicherweise oftmalige Selbstüberschätzung der physiognomisierenden Dilettanten hingewiesen werden?

38 Vgl. HWPh VII, Sp. 959.

39 Vgl. HWPh VII, Sp. 959.

40 Kant/Weischedel XII, 639; Anthropol., II, A. B 272.

41 Kant/Weischedel XII, 639; Anthropol., II, A. B 272. Trotz Kants eindeutiger und logisch begründeter Ablehnung der Wissenschaftlichkeit der physiognomischen Verfahrensweisen definiert noch knapp hundert Jahre später das von Jacob und Wilhelm Grimm begründete »Deutsche Wörterbuch« die Physiognomik als »die kunst aus dem äuszern, besonders aus den gesichtszügen und mienen das innere zu erforschen, die damit sich befassende *wissenschaft*« (Grimm VII (1889), Sp. 1835, Hervorhebung von mir, U.F.). Hier prägt die Physiognomik noch immer eine hybride Stellung zwischen Kunst und Wissenschaft.

sche Rezeption und Wirkung der »Fragmente« Lavaters⁴² Zeit kritisch beschreibt:

»Lavaters weitläufige, durch Silhouetten zu einer eine Zeit lang allgemein beliebten und wohlfeilen Ware gewordene Verbreitung dieses Geschmacks [ist, U.F.] aber neuerdings ganz verlassen worden.«⁴³

Für die Physiognomik-Auffassung der historischen Gegenwart konstatiert er:

»so ist die Physiognomik, als Ausspähungskunst des Innern im Menschen vermittelt gewisser äußerer unwillkürlich gegebener Zeichen, ganz aus der Nachfrage gekommen, und nichts von ihr übrig geblieben als die Kunst der Kultur des Geschmacks und zwar nicht an Sachen, sondern an Sitten, Manieren und Gebräuchen, um durch eine Kritik, welche dem Umgange mit Menschen und der Menschenkenntnis überhaupt beförderlich wäre, dieser zu Hülfe zu kommen.«⁴⁴

Ausblick: Humboldt

Ab dem Ende des 18. Jahrhunderts kommt es zu einer wahrhaften »Inflation« des Physiognomik-Begriffs angesichts seiner so vielseitigen wie gehäuften Verwendung:⁴⁵ Neben speziellen Ohren-, Nasen-, Augen-, Haar-, und Fuß-Physiognomiken geben nun auch Kleidung und Gangart Anlaß zu physiognomischen Schlußfolgerungen. Viele derartige Betrachtungen sind satirisch-humoristisch geprägt. Da die engere physiognomische Programmatik in wissenschaftlichen Belangen bald als obsolet gilt, diffundiert der Physiognomik-Begriff insbesondere in den beschreibenden Natur- und Kulturwissenschaften, in denen er auf belebte und unbelebte Dinge ausgedehnt wird.⁴⁶ Nach einer

42 Seitenhiebe auf Lavaters »Physiognomische Fragmente« finden sich übrigens auch bei Herder, obwohl Herder selbst zu Lavaters Werk Beiträge leistete: »Ich bin gewiß, daß wir über die Zusammenstimmung dieser Teile [gemeint sind die Teile des Schädels, besonders des Gesichts, U.F.] einst noch eine so schöne Wissenschaft haben werden, als uns die bloß erratende Physiognomik schwerlich gewähren kann.« (Herder VI, 129; Ideen, I, 4, I). Der Grund für die Abwendung von Lavater liegt für Martin Bollacher in der geistigen Entwicklung Herders: »Herders veränderten Standpunkt der achtziger Jahre konnte Lavaters mystisch-religiös getönter Grundsatz einer Entsprechung von Körpermerkmal und Charaktereigenschaft, von moralischer und physiognomischer Schönheit nicht mehr genügen.« (Herder VI, 978; Komm.). Die Essenz seiner physiognomischen Erkenntnis faßt Herder schließlich in einem Satz zusammen, in dem sich auch die Abkehr von dem moralisierenden »physiognomischen Blick« Lavaters verdeutlicht: »Im Innern liegt der Grund des Äußern, weil durch organische Kräfte alles von innen heraus gebildet ward und jedes Geschöpf eine so ganze Form der Natur ist, als ob sie nichts anders geschaffen hätte.« (Herder VI, 129; Ideen, I, 4, I).

43 Kant/Weischedel XII, 640; Anthropol., II, A. B 272.

44 Kant/Weischedel XII, 640; Anthropol., II, A. B 272f.

45 Vgl. HWPh VII, Sp. 959.

46 Vgl. HWPh VII, Sp. 959. Im 19. Jahrhundert wird vor allem die von Franz Joseph Gall begründete Phrenologie – die Auffassung, daß »alle geistigen Fähigkeiten, alle Neigungen und Instinkte [...] ihre Entsprechungen in bestimmten äußeren Formen des Schädels« (Eco ⁴1995, S. 76) haben – mit großem Ernst weiterverfolgt. Zu

Verengung des Physiognomik-Begriffs im Sinne einer Forschungsrichtung, die ausschließlich auf das menschliche Gesicht ausgerichtet ist, wird die Bezeichnung ab dem Anfang des 19. Jahrhunderts auf vielen Gebieten der Wissenschaft gebraucht, indem ihre Bedeutung auf die verschiedensten Weisen erweitert wird. So verwendet etwa Alexander von Humboldt den Physiognomik-Begriff in seinen »Ansichten der Natur« von 1807 in seinem Kapitel-Titel »Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse«, in dem er anhand von Pflanzenformen eine »Physiognomik der Natur« darstellt.⁴⁷ Hierin hat sich eine Bedeutungserweiterung vollzogen, die bis in die Gegenwart reicht: So werden mit dem »Physiognomie«-Begriff heute allgemein die charakteristischen Züge einer Sache zusammengefaßt.⁴⁸

Skepsis und Zweifel: Lichtenbergs »Antiphiysiognomik«

»Von meiner ersten Jugend an waren Gesichter und ihre Deutung eine meiner Lieblings-Beschäftigungen. Ich habe mich und andere gezeichnet, ehe ich die geringste Absicht sah. Ich habe nicht einzelne Blätter, sondern Dutzende von Bogen voll Gesichter gekritzelt und ihre Bedeutung nach einem dunklen Gefühl darunter geschrieben; oft mit einzelnen Worten und oft in Zeilen: Ökonomie; noch zur Zeit

Galls Abhandlung über »die Knorren, Buckel oder Vertiefungen an diversen Punkten des Schädels, die das Vorwiegen der einen oder der anderen Fähigkeit ausdrücken sollen« (Eco ⁴1995, S. 76) berichtet Eco: »Großer Gott! Auf Intervention Napoleons höchstpersönlich werden ihm akademische Würden verweigert, ganz Europa diskutiert über die Schädelknorren, schon Lichtenberg hatte grimmig versichert: »Wenn jemand sagte, du handelst zwar wie ein ehrlicher Mann, ich sehe es aber aus deiner Figur, du zwingst dich und bist ein Schelm im Herzen; fürwahr eine solche Anrede wird bis ans Ende der Welt von jedem braven Kerl mit einer Ohrfeige erwidert werden.« [...] Hegel steigert die Dosis: »Die natürliche Schädelwissenschaft – denn es muß so gut eine solche als eine natürliche Physiognomik geben«, schreibt er in seiner *Phänomenologie des Geistes* (1807), »urteilt nicht nur, daß ein schlauer Mensch faustdicken Knorren hinter den Ohren sitzen habe, sondern sie stellt auch vor, daß die untreue Ehefrau nicht selbst, sondern das andere eheliche Individuum Knorren an der Stirn habe.« [...] « (Eco ⁴1995, S. 76f.; Zitate aus Hegel, *Phänomenologie*, S. 242 und S. 254). Dies zur Physiognomik-Diskussion des 19. Jahrhunderts, die bis heute nicht an Brisanz verloren hat.

⁴⁷ Vgl. Humboldt, *Ansichten*, S. 66ff. und S. 170f.

⁴⁸ Vgl. hierzu Lohmann-Siems: »Physiognomik ist die Lehre von der äußeren Erscheinung der Dinge als Ausdruck bestimmter Eigenschaften, die das Wesen dieser bezeichnen. Im engeren Sinne wird unter Physiognomik die Lehre von der äußeren Erscheinung des Menschen als Abbild seiner Veranlagungen verstanden. Diese auf den Menschen bezogene Bestimmung der Physiognomik galt bis ins 18. Jahrhundert. Dann vollzog sich eine Begriffserweiterung und im neueren Sprachgebrauch ist es üblich geworden, ganz allgemein von der Physiognomie einer Sache zu sprechen, im Sinne einer fest umrissenen Ausdruckskonstellation, welche bestimmte wesenhafte Züge dieser Sache offenbart.« (Lohmann-Siems 1964, S. 52.). Die Quantität der Bezeichnungen hat jedoch bis heute nicht abgenommen – im Gegenteil: Umberto Eco zählt vier Synonyme für Physiognomik auf, darunter auch Physiognomie, was als Indiz für die heutige »Verwaschenheit« des Begriffs aufgefaßt werden könnte. Vgl. Eco ⁴1995, S. 71.

nicht gehenkt u.d.gl. Sehr früh habe ich mir Dinge unter Bildern gedacht, die sich andere entweder nicht unter diesen Bildern denken, oder wenigstens mit dem Bleistift auszudrücken nicht in sich selbst genug erwacht sind.«⁴⁹

So schildert Georg Christoph Lichtenberg in der Einleitung zur zweiten Auflage seiner Streitschrift mit dem – auf Lavaters »Physiognomische Fragmente« alludierenden – Titel »Über die Physiognomik; wider die Physiognomen. Zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis«, mit der er sich gegen die unkritischen physiognomischen Anschauungsweisen, die auf zunehmend simplifizierender Bezugsbildung zwischen Äußerem und Innerem beruhenden Deutungspraktiken der Zeit und die aus ihnen resultierenden unqualifizierten Be- bzw. Verurteilungen des Individuums richtet,⁵⁰ seine kindliche Lust an der Assoziation von Bildern und Gesichtern mit bedeutungsschwangeren Begriffen als Wurzel seines besonderen Engagements im Zusammenhang mit physiognomischen Denkweisen. Entsprechend seiner Auffassung, daß die »unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns [...] die vom menschlichen Gesicht«⁵¹ sei, begleitete ihn dieses früh erwachte Interesse an der Physiognomik sein gesamtes Leben hindurch.

Mit oben zitierter Streitschrift, der sogenannten »kleinen Antiphiysiognomik«⁵², die zuerst in dem von Lichtenberg herausgegebenen »Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1778« abgedruckt worden ist, teilt er der Öffentlichkeit seine Ansichten und Gedanken über die Physiognomik zum ersten Mal in schriftlich fixierter Form mit. Gründe für eine solche, für den Physiker Lichtenberg eigentlich fachfremden Publikation, nennt er in seiner der zweiten Auflage vorangestellten Einleitung, die die Funktion hat, »wenigstens bei den bequemen Köpfen einer fernern Mißdeutung meiner Absicht vorzubeugen«⁵³: Sie sind zum einen in dem ihm »angeborenen« Hang zu physiognomischen Beobachtungen, zum anderen in den die Veröffentlichung des Traktats gleichsam katalysierenden Ereignissen der jüngsten Vergangenheit zu suchen:

»In den Jahren 1765 und 1766 las ich drei Abhandlungen im hiesigen historischen Institut öffentlich vor, die ich aber nachher unterdrückte. [...] Sie enthielten viel Physiognomisches und waren die hauptsächlichste Veranlassung, daß nachher, als Herrn Lavaters erster Entwurf im Hannöverschen Magazin erschien, ein Göttingischer Lehrer mich für den Verfasser dieses schön geschriebenen Aufsatzes hielt. Die ungegründete, aber für mich allemal schmeichelhafte Mutmaßung dieses Gelehrten munterte mich nicht wenig auf fortzufahren«⁵⁴.

49 SB III, S. 260, 11 ff. Vgl. dazu auch den Entwurf zur Vorrede der »Antiphiysiognomik« in F₁804.

50 Vgl. SB III, S. 256–295. Im folgenden in der Regel als »Anti-Physiognomik« zitiert.

51 Aus: F₁88.

52 F₁934.

53 SB III, S. 257, 19 f.

54 SB III, S. 261, 3 ff.

Auch von anderer Seite in seinen physiognomischen Studien bestärkt, stellt Lichtenberg im »Jahr 1770 sowohl als in 1774 und 1775 [...] in England mit großem Eifer physiognomische Beobachtungen an, die oft so gefährlich waren, als die über die Gewitter-Elektrizität, und einmal hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich ein physiognomischer Richmann geworden.«⁵⁵.

Lichtenberg und Lavater

1775 schließlich, als Lavater soeben seinen ersten Band der »Physiognomischen Fragmente« publiziert hat, befindet sich Lichtenberg zwar immer noch in London. Da die »Fragmente« aber auch in den englischen Salons just nach ihrem Erscheinen zu *dem* Gesprächsthema überhaupt avancieren,⁵⁶ erstaunt die Tatsache nicht, daß Lichtenbergs erste Begegnung mit Lavaters »Monumentalwerk« auch im englischsprachigen Ausland stattfinden kann. Er selbst berichtet seinem Freund, dem Kanzleisekretär Johann Andreas Schernhagen darüber in einem Brief vom 17. Oktober 1775:

»Herr Garrick bringt mich auf Lavaters große Physiognomik. Die Königin hat mir das Buch geliehen, ob sie es gleich selbst nur geborgt hat. Das Papier, Format, Druck und die größtenteils guten Kupferstiche machen einen Eindruck auf einen, ehe man noch liest, der den Bemerkungen selbst zum Vorteil gereicht. Sonst sieht man wieder, wie in allen Schriften dieses Schwärmers, den entsetzlichen Aufwand von Worten, Beschreibungen und Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen, und die gewiß oft guten Beobachtungen in eine in Deutschland, unter den sogenannten webenden Genies in den Wolken, Mode werdende Adeptensprache gehüllt, daß jedem, der Sachen sucht und keine Redensart, die Geduld hundertmal abläuft.«⁵⁷

In dieser Äußerung spricht Lichtenberg das für ihn zentrale Problem der Physiognomik an, das sich wie ein roter Faden durch seine Schriften zieht: die Unzulänglichkeit des sprachlichen Ausdrucks, wie sie besonders bei der Beschreibung physiognomischer Erkenntnisse und den durch Physiognomien ausgelösten Empfindungen zutage tritt. Denn offensichtlich sind Sprachzeichen zu unnuanciert, als daß sie Eigenschaften und Charakter adäquat zu bezeichnen vermögen.⁵⁸

Als weiteres interessantes Detail dieses Brief-Zitats erscheint der Umstand, daß die Begegnung mit David Garrick, seinerzeit der berühmteste englische Schauspieler, am Abend des 16. Oktobers 1775, als Aufhänger für die Deskription des Lavaterschen Werks fungiert: In Lichtenbergs drei »Briefen aus England« an Heinrich Christian Boie, die aus demselben Zeitraum wie der soeben zitierte Brief an Schernhagen stammen, avanciert Garrick nämlich

55 SB III, S. 261, 18ff. Lichtenberg spielt hier auf das Schicksal des Physikers Georg Wilhelm Richmann an, »der zur selben Zeit bei der Untersuchung der Gewitterelektrizität vom Blitz erschlagen worden war.« (Frey 1991, S. 23).

56 Vgl. Frey 1991, S. 22.

57 SB IV, S. 252.

58 Vgl. Mautner 1968, S. 196.

selbst zum Gegenstand eingehender physiognomischer Betrachtungen Lichtenbergs.

Inwiefern sich diese Begegnung mit Lavaters »Fragmenten« auf die geistige sowie schriftstellerische Tätigkeit Lichtenbergs auswirkte, zeigt sich kurze Zeit später. Als nämlich Lichtenberg von Johann Christian Dieterich, dem Verleger des »Göttinger Taschen Calenders« darum gebeten wird, ab 1778 in der Nachfolge seines Physiker-Kollegens Johann Christian Polykarp Erxlebens »seinen Taschen Kalender für 1778 [zu, U.F.] dirigiren und grösten-theils selbst [zu, U.F.] schreiben«⁵⁹, ergreift Lichtenberg die Gelegenheit und nutzt sie, um seine physiognomischen Erkenntnisse auf zweierlei Art zu verwerten, schriftlich auszuführen und zu publizieren. In seinem Brief an den Kupferstecher Daniel Chodowiecki vom 23. Dezember 1776 legt Lichtenberg einen Teil seiner Pläne für die erste Ausgabe seines Taschenkalenders dar:

»Da ich mich schon eine geraume Zeit vor HE. Lavater mit physiognomischen Betrachtungen abgegeben, so wünschte ich gerne in dem Calender einige Gedancken mit dem besten aus Lavatern anzubringen und darauf solten die Kupferstiche wie-wohl eine nur entfernte Beziehung haben. Ich wolte nemlich darin vortragen in wiefern Laster häßlich und Tugend schön machen können, also eine Physiognomik, die nicht so niederschlagend ist, als die jezt beliebte.«⁶⁰

Diesen Plan, anhand von Kupferstichen den Werdegang zweier Menschen zu verfolgen und an physiognomischen Details zu konkretisieren, verwirklicht Lichtenberg im Taschenkalender für 1778 mit Lavater-ähnlichen physiognomischen Beschreibungen zu einer Chodowieckischen Bildfolge, die später auch einzeln unter dem Titel »Der Fortgang der Tugend und des Lasters« publiziert wurden. Diese Bild-Erläuterungen enthalten Wendungen, von denen einige von Lavater selbst verfaßt worden sein könnten, so auch folgende viel-zitierte Stelle:

»Innere Unruhe, Gewissens-Vorwürfe, Unzufriedenheit mit sich selbst, ohne Kraft zum Entschluß sich zu bessern. Kriechende Bosheit, und im Ganzen eine ruchlose Unbestimmtheit, die den Weg zum Galgen sehr abkürzt, wenn nicht Stand und Familie noch etwas entgegenhalten.«⁶¹

Nicht zu Unrecht kann Lichtenberg also eine gewisse Ambivalenz im Umgang mit der Physiognomik attestiert werden. Ja man kann nach Lektüre oben erwähnter Kupferstich-Erklärungen sogar zu Recht annehmen, seine Deutungen führten im Grunde genau zu dem, was er Lavater vorwirft, nämlich von der Überhöhung physiognomischer Erkenntnisse über Absolutsetzung ihres prophetischen Charakters zur Etablierung bzw. Institutionalisierung der Physiognomik als moralisch urteilsfähige und gar gerichtlich wirkende Instanz. Auf ernsthafte Erwägungen, physiognomische Methoden zu kriminalistischen

59 Bw I, Nr. 362, S. 664. Lichtenberg aus Göttingen an Daniel Chodowiecki am 23. Dezember 1776.

60 Bw I, Nr. 362, S. 664f.

61 GTC 1778, S. 27.

Zwecken einzusetzen,⁶² spielt Lichtenberg an, wenn er satirisch überspitzt prognostiziert:

»Wenn die Physiognomik das wird, was Lavater von ihr erwartet, so wird man Kinder aufhängen ehe sie die Taten getan haben, die den Galgen verdienen, es wird also eine neue Art von Firmelung jedes Jahr vorgenommen werden. Ein physiognomisches Auto da Fe.«⁶³

Für die bewußte Reflexion und die aus ihr resultierende kritisch-ablehnende Haltung Lichtenbergs gegenüber physiognomischer Methodik sprechen dagegen Stellen wie soeben angeführte, die in seiner Auseinandersetzung mit der Physiognomik schließlich überwogen.⁶⁴

Physiognomik und Pathognomik

Lichtenbergs Physiognomik-Definition und seine Ansicht zur Stellung der Pathognomik im Verhältnis zur Physiognomik finden sich in seiner »Anti-Physiognomik«, die die zweite Verarbeitungsform seiner physiognomischen Erkenntnisse darstellt. Bevor es zur ausführlichen Widerlegung bestimmter physiognomischer »Wahrheiten« im Hauptteil der Schrift kommt, liefert Lichtenberg die Definitionen der beiden wichtigsten Begriffe:

»Um allem alten Mißverständnis auszuweichen und neuem vorzubeugen, wollen wir hier einmal für allemal erinnern, daß wir das Wort Physiognomik in einem eingeschränkteren Sinn nehmen, und darunter die Fertigkeit verstehen, aus der Form und Beschaffenheit der äußeren Teile des menschlichen Körpers, hauptsächlich des Gesichts, ausschließlich aller vorübergehenden Zeichen der Gemütsbewegungen, die Beschaffenheit des Geistes und Herzens zu finden; hingegen soll die ganze Semiotik der Affekten oder die Kenntnis der natürlichen Zeichen der Gemütsbewegungen, nach allen ihren Gradationen und Mischungen Pathognomik heißen. Das letztere Wort ist schon zu diesem Gebrauch vorgeschlagen worden. Es wird hier nicht nötig sein ein neues Wort zu machen, das beide unter sich faßte, oder welches besser wäre, statt des erstern ein anderes zu suchen, und dann Physiognomik zum allgemeinen Ausdruck anzunehmen, wie jetzt gewöhnlich ist, und wie es auch deswegen in der Aufschrift zu diesem Aufsatz genommen worden.«⁶⁵

62 So erwog man beispielsweise die Physiognomik zur Prävention von Verbrechen einzusetzen, indem durch die Erforschung »typisch« krimineller Physiognomien potentielle Verbrecher frühzeitig, sprich: möglichst *vor* ihren zu erwartenden Vergehen festgenommen werden sollten, um so nicht nur die Opfer vor den Verbrechen, sondern darüber hinaus auch die Verbrecher vor sich selbst zu schützen.

63 F₅₂₁.

64 Als rein hypothetisch kann zwar Freys Annahme gelten, daß zu »dem Zeitpunkt [...], zu dem Lichtenberg die Bilder aus der Hand legte und den Aufsatz »Ueber Physiognomik« in Angriff nahm, [...] er auf einmal die gespenstische Seite der Physiognomik gesehen haben [muß, U.F.], [...] ihm die bedrohlichen Implikation der betörenden Suggestivkraft vor Augen getreten sein [müssen, U.F.], mit der uns das menschliche Erscheinungsbild in Bann schlägt und zu Schlüssen verleitet, von deren Unreflektiertheit die Erklärungen zu den Monatskupfern ein schauriges Zeugnis geben.« (Frey 1991, S. 24.) Für diese Annahme sprechen jedoch die zahlreichen anti-physiognomischen Aufzeichnungen Lichtenbergs und seine Polemik gegen den Lavater-Anhänger Zimmermann.

Daß Lichtenberg sich mit der Streitschrift trotz grundsätzlicher Differenzen nicht direkt gegen Lavater und dessen Postulate wendet,⁶⁶ betont er mehrmals. Sinn und Zweck der Schrift Lichtenbergs wäre demnach vielmehr, der »Rase-
rei für Physiognomik«⁶⁷, die »im Jahr 1777 im Sommer Niedersachsen«⁶⁸ richtiggehend befallen habe, durch schlagkräftige Argumente Einhalt zu gebieten.⁶⁹ Zudem verfolgt er das – pädagogisch-didaktische – Ziel, der unre-
flektiert »drauflos-physiognomisierenden«, sich über die möglichen Gefahren allzu schnell gefällter, destruktiver Urteile nicht bewußten Masse von dilettie-
renden Physiognomen einen kritischen Blick für die trügerische Eindeutigkeit von doktrinären Lehrsätzen zu vermitteln, die auf physiognomischen Erkennt-
nissen gründen. So verdeutlicht er in seiner »Vorrede«:

»Ich wollte hindern, daß man nicht zur Beförderung der Liebe Gottes sengte und brennte; Ich wollte Behutsamkeit bei Untersuchung eines Gegenstands lehren, bei welchem Irrtum leichter ist und gefährlicher werden kann, als bei irgend einem andern, Religion ausgenommen; Ich wollte Mißtrauen erwecken gegen jene tran-
szendente Ventriloquenz, wodurch mancher glauben gemacht wird, etwas das auf Erden gesprochen ist, käme vom Himmel; Ich wollte hindern, daß, da grober Aber-
glaube aus der feineren Welt verbannt ist sich nicht ein klügelnder an dessen Statt einschliche, der eben durch die Maske der Vernunft, die er trägt gefährlicher wird, als der grobe.«⁷⁰

65 SB III, S. 264.

66 Seine Absicht »war gar nicht ein bekanntes weitläufiges Werk [=Lavaters »Frag-
mente«, U.F.] zu widerlegen. Wer dieses tun wollte, müßte es wenigstens nicht in
Sedez bei einem Publikum unternehmen, bei welchem Quart so viel ist als Demon-
stration.« (SB III, S. 257.), so Lichtenberg in der Vorrede. Der Hinweis auf die –
den Leser noch vor der Textrezeption beeindruckende – Aussagekraft des riesigen
Formats der »Fragmente« findet sich schon im Brief an Schernhagen vom 17.
Oktober 1775. Auf ironische Weise kritisiert Lichtenberg das Prachtformat der
»Fragmente« auch in einem »Sudelbuch«-Eintrag: »Allein ich frage jeden Unpar-
teiischen, welches ist besser, in Quartanten zu irren die, aufeinandergesetzt, dem
Altar des Delphischen Apolls, dem Sinnbild der Dauer [gleichen], oder in einem in
Lackier-Bildgen gebundenen Almanach, dessen Dauer schon auf dem Titel zu groß
angegeben wird: für das Jahr 1778. Gerechter Himmel wie bescheiden!« (in:
F₁737).

67 SB III, S. 564.

68 SB III, S. 564.

69 Daß er Lavater ursprünglich nicht persönlich angreifen wollte, verdeutlicht auch
folgende Bemerkung Lichtenbergs: »Hätten alle Physiognomen Herrn Lavaters
Herz, so wäre es freilich unschädlich zu physiognomisieren, allein wenn ich einem
gewissen Bekannten meinen Chatoullen-Schlüssel anvertrauen darf, kann ich es
deswegen allen?« (UB_{II}52). Hier bezieht sich Lichtenberg auf Lavaters Absicht,
durch die Physiognomik die »Menschenliebe zu befördern«, die in ihrer Ernsthaft-
igkeit auch nicht bestritten wird. Was Lichtenberg kritisiert, ist allein die Vertrau-
ensseligkeit bzw. Naivität Lavaters bei der Verbreitung seiner physiognomischen
Erkenntnisse. Denn die Physiognomik (=der »Chatoullen-Schlüssel«) kann genau-
sogut mißbraucht und zur Identifizierung des Schlechten im Menschen dienen,
womit ihr ursprünglicher Zweck ins Gegenteil verkehrt werden würde.

70 SB III, S. 257.

Positiv drückt Lichtenberg den Zweck seiner kritischen Anmerkungen zur Physiognomik dann zu Beginn der eigentlichen Abhandlung aus: »ich meine: in diesen traurigen Tagen der falschen Empfindsamkeit Beobachtungsgeist aufwecken, zu Selbsterkenntnis führen und den Künsten vorarbeiten«⁷¹.

Die zitierten Textstellen wörtlich genommen, tritt Lichtenberg also nicht Lavater persönlich gegenüber, sondern den simplifizierenden Physiognomik-Praktiken der Zeit, die jedoch auf Lavaters »Fragmente« als Anleitung basieren, sowie der überhöhten Wertschätzung, die der Physiognomik im gesellschaftlichen Leben zugesprochen zu werden drohte. Gleich zu Beginn der Abhandlung »Über Physiognomik« entwirft Lichtenberg ein metaphorisch-verschlüsseltes Bild von der Stellung der Physiognomik in der Gesellschaft seiner Zeit:

»Gewiß hat Zollfreiheit unsrer Gedanken und der geheimsten Regungen unsers Herzens bei uns nie auf schwächern Füßen gestanden als jetzt, wenn man aus der Emsigkeit der Menge und dem Mut der Helden und Heldinnen, die sich wider sie auflehnen, auf ihren baldigen Umsturz schließen darf. Man dringt von allen Seiten auf die zukommlichsten Werke ihrer Befestigung und wo man sonst geheimen Vorrat vermutet, mit einer Hitze ein, die mehr einem Gotisch-Vandalischen Sturm als einer überdachten Belagerung ähnlich sieht, und viele behaupten, eine förmliche Übergabe könne schlechterdings nicht mehr weit sein. Es gibt aber auch eine Menge minder sanguinischer Menschen, die dafür halten, die Seele liege über ihrem geheimsten Schatz noch jetzt so unzukommlich sicher, als vor Jahrtausenden, und lächle über die anwachsenden Babylonischen Werke ihrer stolzen Stürmer, überzeugt, daß sich lange vor ihrer Vollendung, die Sprachen der Arbeiter verwirren, und Meister und Gesellen auseinander gehen werden. Die Sache, wovon hier die Rede ist, ist die Physiognomik und die erwähnten Parteien kein geringerer Teil der guten Gesellschaft unsers Vaterlandes.«⁷²

Skepsis und Zweifel als Denkprinzipien

Bereits hier klingt im ironisch-satirischen Sprachduktus jene für Lichtenberg charakteristische skeptische Haltung an, die sein Verhältnis zur Physiognomik prägt, sich jedoch im Grunde genommen auf alle Bereiche seines Denkens erstreckt. So ist auch eines der erklärten Ziele der »Anti-Physiognomik« die Leser zu Zweifel und Mißtrauen gegenüber der Physiognomik zu ermahnen:

»man wird also in nachstehendem Aufsatz keinen förmlichen Unterricht in der Physiognomik erwarten. Es ist auch in der Tat zu dieser Zeit Unterricht nicht mehr so nötig, als es die Ermahnung ist, ihn an den bekannten Orten mit Behutsamkeit und selbst mit Mißtrauen zu suchen; und diese allein erhält der Aufsatz.«⁷³

Allem Bestehenden zunächst mit Skepsis zu begegnen, auch und erst recht an – scheinbar – gesicherten Fakten zu zweifeln, ist für Lichtenberg eine essentielle Eigenschaft des denkenden Individuums. Denn, so seine Empfehlung:

71 SB III, S. 264.

72 SB III, S. 263.

73 SB III, S. 263 f.

»Zweifle wenigstens an allem Einmal, und wäre es auch der Satz: zweimal 2 ist 4.«⁷⁴

Dieser typisch Lichtenbergische Blick, der allem und jedem zunächst einmal skeptisch und »zweifelfreudig« gegenübersteht, durchzieht sein gesamtes Werk. Besonders auffällig erscheint diese Haltung in eben den Schriften, in denen er sich vorrangig mit Physiognomik befasst: Begriffe wie Zweifel, Skepsis, Mißtrauen, Irrtum, Aberglaube sind Schlüsselbegriffe in der Physiognomik-Diskussion Lichtenbergs. Ausdrucksmittel dieser charakteristischen Anschauungs- und Denkweise Lichtenbergs sind ironische und satirische Sprachformen, die, zusammen mit einer typischen, vor allem in den Hogarth-Erklärungen an Akribie grenzenden Detailliertheit von Argumentation wie Deskription, vielen seiner Texte zu eigen sind. Lichtenbergs Skepsis bildet einen charakteristischen Zug seiner Individualität: Sie ist die Voraussetzung für ein kritisch-*produktives* Denken und prägt sowohl seine Stellungnahmen im Streit um die Physiognomik mit Lavater und seinen Anhängern als auch seine erkenntnistheoretischen Reflexionen, in denen er sich mit sinnlicher Wahrnehmung und deren Transformation in Sprachzeichen auseinandersetzt.

(In-)Kompatibilität der Zeichensysteme von Physiognomik und Sprache

Ein entscheidender Punkt in Lichtenbergs Physiognomik-Kritik betrifft das Verhältnis der Sprachzeichen zu den physiognomischen Zeichen. Wenn Lichtenberg am 3. September 1772 rückblickend auf seine erste Begegnung mit Johann Gottfried Herder prophezeit, »daß die Sprache gewissermaßen eine Hindernis wird, der Physiognomist wird nur von sich oder von einem Physiognomisten verstanden werden können«⁷⁵, klingt darin die Problematik an, die Lichtenberg zeitlebens beschäftigt und zu lösen versucht: die Unzulänglichkeit der Sprache als Kommunikationsmedium und – in der Fortführung dieser Überlegung – als Ausdrucksträgerin menschlicher Empfindungen und Erkenntnis.

Im Gespräch mit Herder prognostiziert Lichtenberg der Physiognomik eine düstere Zukunft als »Wissenschaft« einiger weniger Eingeweihter, da die Sprache der Physiognomen nur noch eingeschränkt oder gar überhaupt nicht mehr ihre Funktion als Informationsträgerin werde erfüllen können. Sie werde entweder nur einem beschränkten Kreis Gleichgesinnter verständlich sein oder könne gar in ihrer gesamten Bedeutung nurmehr ausschließlich vom Sprechenden bzw. Schreibenden selbst erfaßt werden. Damit isoliert die Sprache jedoch – entgegen ihrer ursprünglichen Aufgabe, den zwischenmenschlichen Kontakt zu gewährleisten – den Einzelnen von der Gesellschaft.

⁷⁴ K_{II}303.

⁷⁵ SB II, S. 617.

Diese Vorstellung wirkt natürlich in ihrer letzten Konsequenz als überzeichnetes Horrorszenario einer fachsprachlichen Isolation. Verglichen aber mit der heutigen Realität und derart spezialisierten Fachsprachen, wie beispielsweise der Jargon der Computerfreaks, erscheint Lichtenbergs Prognose weit weniger utopisch als auf den ersten Blick.⁷⁶

Die Physiognomik⁷⁷ soll hier als Beispielfall für die Zeichensysteme betrachtet werden, die vorrangig visuell wahrgenommen werden. Die Betrachtung ihres Verhältnisses zur Sprache steht exemplarisch für die Beziehung zwischen sinnlicher Wahrnehmung und Sprache als diejenige von visuell wahrnehmbaren, umgedeuteten natürlichen Zeichen und – etwa in Sprachzeichen – transformierten Zeichen. In welcher Beziehung also stehen Physiognomik und Sprache zueinander? Was trennt bzw. was verbindet beide Zeichensysteme?

*Physiognomische und sprachliche Zeichen
als Ausdrucksphänomene des Menschen*

Die offensichtlichste und grundlegende Verbindung von Physiognomie und Sprachzeichen zeigt sich, wenn beide Begriffe bezogen auf ihre Funktion innerhalb der zwischenmenschlichen Kommunikation⁷⁸ betrachtet werden: Physiognomie und Sprache stellen die beiden Ausdrucksphänomene des Menschen dar, in deren Synthese sich das menschliche Erscheinungsbild konstituiert. Denn als prägend für den Eindruck, den ein Lebewesen bei anderen Lebewesen – seien es Menschen oder Tiere – evoziert, gelten im allgemeinen einerseits seine Physiognomie in Form des optischen Erscheinungsbildes – das sich sowohl aus der äußeren Körpergestalt und deren willkürlichen Verände-

76 Zur Illustration dieser These vgl. den Artikel von Jörg Burger/Sascha Lehnartz: »Wo haben Sie denn das gelesen?« Was die Anzeigen der New Economy sagen wollen, wissen oft nicht einmal die Unternehmen selbst. Vier Anrufe und ein Sprachführer durch die Welt von »Facemail« und »Content Management«. In: Die Zeit Nr. 5 vom 25. Januar 2001, Teil »Leben«, S. 2.

77 Unter den Physiognomik-Begriff wird hier und im folgenden, sofern nicht ausdrücklich anders angegeben, die Pathognomik subsumiert.

78 Ich verwende hier und im folgenden den möglicherweise problematischen Terminus »Kommunikation« im Sinne von wie auch immer gearteter – intersubjektiver Verständigung innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Problematisch kann der Begriff deshalb sein, weil nach Luhmanns Definition »Menschen [...] nicht kommunizieren [können, U.F.], nicht einmal ihre Gehirne können kommunizieren, nicht einmal das Bewußtsein kann kommunizieren. Nur die Kommunikation kann kommunizieren« (Luhmann 1988, S. 884), denn »Kommunikation ist nur möglich als autopoietisches System. Sie reproduziert mit Hilfe von Sprache Kommunikation aus Kommunikation« (Luhmann 1988, S. 892). Ich belasse es bei diesen Hinweisen auf Luhmanns Abhandlung von 1988 über die Frage nach der Beteiligung des Bewußtseins an der Kommunikation, da die Erörterung komplexer kommunikationswissenschaftlicher bzw. soziologischer Theorien den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde.

rungen zum Beispiel durch Kleidung oder Haarschnitt als auch aus der Körpersprache, also Gestik und Mimik, zusammensetzt –⁷⁹ und andererseits seine Sprache – als schriftliches oder gesprochenes Kommunikations- und Ausdrucksmedium, als Zusammenspiel von Stimme, Intonation, Ausdrucksweise, Wortwahl. Physiognomik und Sprachwissenschaft befassen sich demnach mit den beiden Konstituenten der menschlichen Erscheinung, die beide in gewisser Weise und oft auch unbewußt als äußere Ansatzpunkte zur Einschätzung der gesamten Person benutzt werden und daher häufig zu charakterologischen Mutmaßungen anregen.

Semiotische Aspekte

Genaueren Aufschluß über die Art des Verhältnisses von Physiognomik und Sprachwissenschaft liefert die Lektüre der physiognomischen Abhandlungen des 18. Jahrhunderts unter besonderer Beachtung des Sprachgebrauchs. Wenn Lavater im vierten Versuch seiner »Physiognomischen Fragmente« von dem Gesichtsausdruck als einem »herrliche[...]n, U.F.] Text für den Physiognomisten«⁸⁰ spricht, dann ist diese Verwendung eines linguistischen Terminus technicus als Ausdruck der im 18. Jahrhundert herrschenden Auffassung von der Physiognomik zu werten, die sichtbares Außen und gedeutetes Innen als zeichentheoretische Relation betrachtet.⁸¹

Der zeichentheoretische Aspekt, den die Semiotik behandelt, bildet den Schnittpunkt der Forschungsrichtungen, die sich mit Sprache und Physiognomik befassen. Da die semiotische Forschung der Aufklärung sowohl einen »lesbaren« Zusammenhang der Dinge voraussetzte als auch auf die Entzifferbarkeit »natürlicher« Zeichen vertraut,⁸² charakterisieren im 18. Jahrhundert jeweils bestimmte semiotische Züge sprachliche und physiognomische Zeichen gleichermaßen.

79 Hierunter subsumiere ich ebenfalls den Geruch, da auch er den Eindruck der menschlichen Erscheinung bestimmen kann. Wie ein außergewöhnlicher, über alle anderen Sinne dominierender Geruchssinn die physiognomische Einbildungskraft befördern bzw. überhaupt aktivieren kann, hat übrigens Patrick Süskind in seinem Roman »Das Parfum. Die Geschichte eines Mörders.« (Zürich 1985) eindringlich beschrieben.

80 Lavater IV (1778), S. 414. Hervorhebung von mir, U.F.

81 Vgl. Zelle 1989, S. 91.

82 Aus jener zeichentheoretisch orientierten Haltung der Aufklärung resultiert beispielsweise die Annahme der Möglichkeit einer universell gültigen, exakten Zeichensprache, wie sie Leibniz und Lambert ausführen: Diese Universalsprache kann als Ausdruck eines prinzipiellen Vertrauens in die Erfäßbarkeit der Welt durch Dechiffrierung ihrer Zeichen angesehen werden. Spätestens bei Lessing wird die Semiotik als verbindende theoretische Grundlage zwischen den Künsten auf die Ästhetik übertragen. Vgl. auch Schmitz-Emans 1995, S. 111. Diese Auffassung hält sich über die Aufklärung hinaus: »Auch für die Nachaufklärer, die Stürmer und Dränger, die Vorromantiker ist und bleibt die »Natur« ein Lieblingstext.« (Schmitz-Emans 1995, S. 111).

Daß Lavater auch linguistisches Begriffsinstrumentarium bei der Deskription physiognomischer Phänomene verwendet, kann daher als sprachliches Ausdrucksmittel seines Glaubens an jene als prinzipiell angenommene und tatsächliche Entzifferbarkeit von Zeichen sowie an die zeichenhafte Verfaßtheit von Natur eingeschätzt werden.⁸³ Er vermittelt damit den Eindruck von der Physiognomie als einer natürlichen Zeichensprache.⁸⁴ Die natürlichen Erscheinungen werden gleichsam als »Buchstaben« gesehen, aus denen sich der Text »Natur« zusammensetzt. Die Tatsache, daß jeder Buchstabe auch einzeln und unabhängig von seinem Kontext entzifferbar ist, läßt die Natur als »Letternkasten«⁸⁵ und Lavaters semiologische Ansicht gewissermaßen atomistisch erscheinen.

Auf den semiotischen Charakter physiognomischer »Gesichtspunkte« hat vor Lavater bereits Charles Lebrun in seinem »Abregé [...]. Sur la phisonomie« hingewiesen, in dem er »les marques exterieures«⁸⁶ als »des signes certains des affections de l'ame«⁸⁷ bezeichnet. Noch im 20. Jahrhundert rekurriert Karl Bühler in seiner Geschichte der Ausdruckslehre auf die Physiognomie und Pathognomie »als eine Art von Sprache«⁸⁸.

Die Relation zwischen physiognomischem und sprachlichem Zeichen wird demnach zunächst von dem semiotischen Charakter beider Ausdrucksmittel geprägt. Zu beachten ist hierbei allerdings einerseits, daß über die Art der semiotischen Beziehung zwischen sprachlichem Zeichen und bezeichnetem Objekt weitgehend ein Konsens in der linguistischen Forschung besteht:

»Das sprachliche Zeichen ist eine zweiseitige Realität, nämlich die Verbindung zwischen Signifikant und Signifikat, Bezeichnendem und Bezeichnetem, deren gegenseitiger Bezug beliebig ist – arbiträr.«⁸⁹

Demgegenüber ist jedoch in der Physiognomik sowohl die Art der Beziehung zwischen physiognomischem Merkmal und innerer Verfassung als auch der semiotische Charakter des physiognomischen Zeichens überhaupt fraglich und seit jeher heftig umstritten. Ähnlich wie die Wissenschaftlichkeit des physiognomischen Verfahrens nach kritischer Prüfung negati­viert worden war,⁹⁰ so

83 Vgl. Schmitz-Emans 1995, S. 112.

84 Vgl. Schmitz-Emans 1995, S. 111.

85 Schmitz-Emans 1995, S. 113.

86 Lebrun 1702, S. 39.

87 Lebrun 1702, S. 39f.

88 Bühler ²1968, S. XIII. Vgl. Zelle 1989, S. 91.

89 Zelle 1989, S. 91. Die Unterscheidung zwischen natürlichen und willkürlichen Zeichen bildet bereits in Lessings »Laokoon« (1766) eine der Grundthesen. Die Zeichentheorie verklammert dort in methodischer Hinsicht die Künste, insbesondere die Malerei und die Poesie, indem sie die Vergleichsebene beider bildet. Vgl. Lessing V/2, 116ff.; Laokoon, XVIff. Jene Unterscheidung der Künste nach natürlichen und willkürlichen Zeichen ist allerdings schon vor Lessing diskutiert worden. Vgl. Lessing V/2, 665; Laokoon, Komm.

90 Vgl. Kant/Weischedel XII, 639; Anthropol., II, A. B 272.

ist auch die Aussagekraft des physiognomischen Zeichens im Hinblick auf innere Eigenschaften kritisch betrachtet und schließlich relativiert worden.⁹¹

Es ist also zunächst festzuhalten, daß Physiognomik und Linguistik auf der semiotischen Ebene miteinander verglichen werden können: Die Semiotik bildet das ›tertium comparationis‹ beider Zeichensysteme. Tatsache ist jedoch, daß in der Art der semiotischen Verhältnisse *innerhalb* beider Zeichensysteme ein fundamentaler Unterschied besteht. Während der semiotische Charakter der Sprache gemeinsam mit der Arbitrarität des Bezugs als linguistisch gesichert gilt, besteht über die Relation zwischen physiognomischem Zeichen und aus ihnen gedeuteter innerer Verfassung ein Dissens. Dieser Dissens erschien

91 Daß der semiotische Charakter der Physiognomik erfolgreich widerlegt worden ist und die Entwicklung mit Lavaters »Physiognomischen Fragmenten« als Katalysator (und nicht als »Einleitung« (Geitner 1992, S. 204), wie Geitner meint), »im 20. Jahrhundert zum Stillstand zu kommen scheint« (Geitner 1992, S. 204), wage ich zu bezweifeln. Denn auch heute noch werden nicht selten unter dem Anschein der Wissenschaftlichkeit physiognomische Schlußfolgerungen betrieben. So wurden zum Beispiel die Leser der BILD-Zeitung (der ja als sogenanntes »Massenblatt« eventuell auch meinungsbildende Funktion zugesprochen werden kann) am 1. August (NB: nicht am 1. April!) 1994 auf der Titelseite unter der Überschrift »Wer lügt, kriegt eine lange Nase« über einen wissenschaftlichen Versuch informiert, dessen Ergebnis besagte, daß Lügen Wachstumshormone vor allem im Nasenbereich erzeuge (»Pinocchio-Syndrom«)! Die Vorstellung, daß Äußerungen von Menschen mit langen Nasen also mit Mißtrauen zu begegnen ist, liegt hierbei ja wohl auch nicht mehr fern.

Zum selben Aspekt fragt sich Umberto Eco, »wieviel unbewußter Lavaterianismus sich aus dem visuellen Gedächtnis in die verbalen Codes verlagert hat, um jene Manifestation von Rassismus zu steuern, zu denen die Zeitungen sich oft hinreißen lassen, wenn sie Berichte über Kriminalfälle mit Schlagzeilen versehen wie »Kalabrese tötet Ehefrau in Turin« (und nie »Piemontese tötet Ehefrau«, höchstens »Buchhalter oder Ladenbesitzer tötet Ehefrau«: Schlagzeilen, in denen sich durch die Wortwahl, die auf ein standardisiertes ethnisches Muster verweist, unweigerlich das Bild des dunkelhäutigen Kriminellen mit Kraushaar und buschigen Brauen aufzwingt.« (Eco 1995, S. 80).

Diese Beobachtungen zeigen, daß die Reflexion und Diskussion der Physiognomik nichts von ihrer Brisanz verloren hat. Im Gegenteil: Sie erscheint heute wichtiger denn je. So etwa bescheinigt Richard David Precht dem derzeitigen Talk-Show-Boom im deutschen Fernsehen: »Nicht der Inhalt, sondern die Verpackung ist das Thema zeitgemäßer Talk-Shows. Statt weiterhin allein die Rolle eines Gastgebers zu spielen, spielt der Moderator »Moderation« – ein Wandel mit tiefgreifenden Folgen. Für den Schritt vom simulierenden Moderator zum simulierten Moderator nämlich braucht man Figuren, wie sie sich Werbeagenturen, Personality-Berater und öffentlich-rechtliche Intendanten vorstellen: attraktiv und konturlos und doch allseits geschätzt, weil sie so schön den Kopf zur Seite legen und eine mokante Augenbraue heben können oder eben immer vergnügt und gut drauf sind. *Die alte Disziplin der Physiognomik hat Konjunktur*, die Inhalte fließen sanft dahin, und der Fernsehfreund kommuniziert »Kommunizieren«.« (Richard David Precht: Hundert Tage Hochglanz-Fernsehen. »Johannes B. Kerner« und »Sabine Christiansen« simulieren Kommunikation – Eine Bilanz. In: Die Zeit, Nr. 18 vom 23. April 1998. S. 47. Hervorhebung von mir, U.F.).

im 18. Jahrhundert zeitweilig anscheinend gelöst, indem dem physiognomischen Zeichen zuerst aus der Analogie der subjektiven Erfahrung gefolgerte, später – gleich dem sprachlichen Zeichen – jedoch immer mehr ins Beliebig abgleitende innere Charaktermerkmale zugeordnet wurden.⁹²

*Die Kluft zwischen physiognomischen und sprachlichen Zeichen
als zentrales Problem der Zeichentheorie und der Sprachauffassung
im 18. Jahrhundert: Lavater, Lichtenberg und Kant*

Die Gleichsetzung in der Qualität und Aussagekraft von sprachlichen und physiognomischen Zeichen, die einer Überbewertung und –gewichtung der Physiognomie hinsichtlich ihrer Funktion als Aussagemedium gleichkommt und mit dieser Verabsolutierung des physiognomischen Zeichens fatale Folgen für die ›Opfer‹ des Physiognomisierens haben kann, tritt eben in der Sprache bestimmter physiognomischer Traktate aus dem 18. Jahrhundert zutage, wenn der Gesichtsausdruck als deutbarer ›Text‹ verstanden wird. Dieser Aspekt zeigt sich auf das deutlichste in Lavaters Sprachverständnis, wie es sich im Sprachgebrauch in seiner physiognomischen Beschreibungen darstellt. Denn Lavater geht nicht nur von einer homologischen Übereinstimmung von Äußerem und Innerem aus, sondern er nimmt darüber hinaus eine ebensolche Beziehung zwischen unterschiedlichen Zeichenklassen an, im einzelnen zwischen visuell wahrnehmbaren, natürlichen Zeichen der Physiognomien, den Zeichen des Malers und den willkürlichen Sprachzeichen des Physiognomisten.⁹³ Dabei wird der semiologische Aspekt des Transformations- und Kommunikationsproblems völlig ausgegrenzt: Die physiognomischen Zeichen werden den Sprachzeichen gleichgestellt und die Differenzen in der Beziehung von Zeichen und Bezeichnetem werden nicht reflektiert. Hierin zeigt sich nicht nur

92 Diese Entwicklung bringt Geitner auf den Punkt: »Die diffuse Wahrnehmung wird Beobachtung, indem sie auf die Festlegung von Differenzen verpflichtet wird; die Stirn wird von der Nase, diese von anderen Gegenständen – mit Hilfe der Sprache und auf relativ konventionelle Weise – unterschieden. Zu eigentlichen Bedeutungsträgern werden diese unterschiedenen Einheiten dadurch, daß ihnen spezifische Eigenschaften zugewiesen werden: blaue Augen sprechen dann für einen schwachen, braune für einen starken Charakter, diese für jene Eigenschaft, x für y. Auf diese Weise werden – und das dürfte sich dem Zeitgenossen kaum anders darstellen als dem gegenwärtigen Leser – rein arbiträre Zuordnungen getroffen, die weder in der ›Sache‹, wie suggeriert wird, noch im allgemeinen Konsens gründen, wie vielleicht anzunehmen wäre. [...] Vielmehr ist man den Entdeckungen und Zuordnungen eines ›Genies‹ konfrontiert, das nolens volens nicht nur von der Sprache Gebrauch zu machen hat, sondern sein Zuordnungssystem auch insofern der Struktur der Sprache nachbildet, als die getroffenen Bestimmungen auf Konventionalisierung analog den Zeichen der Sprache hoffen« (Geitner 1992, S. 256.). Diese Arbitrarität des physiognomischen Verfahrens thematisiert Lichtenberg 1777 in seiner Parodie auf Lavaters »Physiognomische Fragmente« mit dem Titel »Fragment von Schwänzen«.

93 Vgl. Schmitz-Emans 1995, S. 115.

Lavaters Zuversichtlichkeit im Hinblick auf die prinzipielle Interpretierbarkeit natürlicher Zeichen (sowie, damit einhergehend, in seine Fähigkeit als Interpret), sondern darüber hinaus seine Gewißheit, daß die Sprachzeichen die natürlichen Zeichen adäquat widerzuspiegeln vermögen.⁹⁴ Indessen hält Kant die Sprachzeichen als Medium der Kommunikation über physiognomische Phänomene für unzulänglich, da die Wiedergabe physiognomischer Zeichen durch Sprachzeichen zwangsläufig verfälschend wirken muß:

»Daß wir dem, welchem wir uns anvertrauen sollen, er mag uns auch noch so gut empfohlen sein, vorher ins Gesicht, vornehmlich in die Augen sehen, um zu erforschen, wessen wir uns gegen ihn zu versehen haben, ist ein Naturantrieb, [...] und so ist nicht zu streiten, daß es eine physiognomische Charakteristik gebe, die aber nie Wissenschaft werden kann weil die Eigentümlichkeit einer menschlichen *Gestalt*, die auf gewisse Neigungen oder Vermögen des angeschauten Subjekts hindeutet, nicht durch Beschreibung nach Begriffen, sondern durch Abbildung und Darstellung (in der Anschauung) oder ihrer Nachahmung verstanden werden kann«⁹⁵.

Abstraktion vom Anschauungsobjekt ist bei physiognomischen Betrachtungen demnach nicht möglich – ein Umstand, der die Anerkennung der Physiognomik als eine Wissenschaft negativiert, da Wissenschaftlichkeit nach der Bildung einer Theorie verlangt, die zwingend auf Versprachlichung und damit Generalisierung der subjektiven Beobachtungen hinausläuft. Auf den Umstand, daß jene generalisierende Wirkung sprachlicher Zeichen auf eine Pauschalisierung physiognomischer Beobachtungen hinauszulaufen vermag, die ungeahnte Folgen für die beurteilten Opfer derart simplifizierter physiognomischer Urteilsbildung haben kann, spielt Lichtenberg an, wenn er schreibt:

»Ideen-Assoziation ist der Grund der Physiognomik. Die Handlung bringt uns das Gesicht [eines] Mannes, und das Gesicht die Handlung in den Sinn, jedermann hat sie und man muß sie sie selbst finden lassen. Dieses sichert für Schädlichkeit, denn da die ganze klare Idee des Gesichts wieder mit der Idee vorkommt, so übertrifft diese Vergleichung alle Beschreibung. So bald ich die Vorschriften eines Mannes lese, der mir seine klare Ideen mit dem Sieb der Analyse zusichert, da fangen falsche Schlüsse an. Wenn ich das Gesicht meines Betrügers deutlich vor mir habe, so hat wenigstens *ein* Betrüger so ausgesehen. Physiognomik ist die Wissenschaft wo Bücher-Gelehrsamkeit schädliche Folgen haben kann. Die Griffe der Handwerker lassen sich nicht lehren.«⁹⁶

Die Konstellation von physiognomischen und sprachlichen Zeichen kennzeichnet neben der Analogiebildung im Hinblick auf die Arbitrarität der Zeichen eine grundsätzliche Diskrepanz, die die Sprache von der Physiognomik trennt: Während die Physiognomik im späten 18. Jahrhundert als Repertoire natürlicher Zeichen Authentizität garantiert und vor Verstellung schützt, wird die Sprache mehr und mehr als verfälschend aufgefaßt.⁹⁷

94 Schmitz-Emans 1995, S. 116. Diese Vertrauensseligkeit Lavaters in die Sprache steht Lichtenbergs Sprachskepsis diametral entgegengesetzt gegenüber.

95 Kant/Weischedel, 639; Anthropol., II, A. B 271f.

96 F216.

Diese sprachkritische Auffassung findet sich auch bei Lichtenberg: »Die pathognomischen Abänderungen in einem Gesicht sind eine *Sprache für das Auge*, in welcher man, wie der größte Physiologe sagt, nicht lügen kann.«⁹⁸ Der sprachlose Körperausdruck des Menschen garantiert demnach Authentizität seiner Identität – dagegen muß beim Sprachausdruck stets mit willentlicher Verstellung und Verfälschung gerechnet werden.⁹⁹

In der Theoriebildung des 18. Jahrhunderts ist eine Entwicklung zu verzeichnen, die auf die Zweiteilung des noch in der Repräsentationstheorie des Rationalismus im 17. und frühen 18. Jahrhunderts vereinten Zeichensystems hinausläuft: Die Körperzeichen emanzipieren sich von den Sprachzeichen, sie werden Ausdruck der Identität des Menschen. Während die rationalistische Zeichentheorie mit ihrer theologisch-kosmologischen Basis die Einheit des Menschen und damit auch die Einheit der Zeichen gewährleistete,¹⁰⁰ kann die Auflösung dieser Einheit in Verbindung mit dem Säkularisierungsprozess der Aufklärung gesehen werden und steht deswegen für einen Wandel des Weltbilds.¹⁰¹ Aus dieser Konstellation erklärt sich der so intensive wie widerspruchsvolle Kampf um Lavaters »Fragmente«.

Jene neue Kluft zwischen physiognomischen und sprachlichen Zeichen bildet ein zentrales Problem nicht nur in der Zeichentheorie, sondern auch in der Sprachauffassung im 18. Jahrhundert. Denn aus der Abgrenzung der menschlichen Physiognomie als autonomes Zeichensystem gegenüber der Sprache resultiert die Inkompatibilität zwischen physiognomischen und sprachlichen Zeichen: Die Übersetzbarkeit des Körperausdrucks in Sprachzeichen kann nun nicht mehr ohne weiteres angenommen werden.¹⁰² Die Sprache ist unzulänglich geworden, ist inkommensurabel im Hinblick auf die Wiedergabe sinnlich wahrnehmbarer, insbesondere physiognomischer Zeichen.¹⁰³ Als Folge dieser

97 Vgl. Käuser 1991, S. 137, der hier Friedrich Schiller zitiert: »Daher wird man aus den Reden eines Menschen zwar abnehmen können, für was er will gehalten sein, aber das, was er wirklich ist, muß aus dem mimischen Vortrag seiner Worte und aus seinen Gebärden, also aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen suchen.« (Schiller, Friedrich: Ueber Anmuth und Würde (1793). In: Schillers Werke. Nationalausgabe. 20. Bd. 1.Tl. Hrsg. von Benno von Wiese. Weimar 1962. S. 268.). Lichtenberg wird dieser Auffassung seine »Physiognomik des Stils« gegenüberstellen.

98 SB III, S. 233. Hervorhebung von mir, U.F.

99 Vgl. Käuser 1991, S. 137.

100 Vgl. Leibniz' Vorstellung von der prästabilierten Harmonie.

101 Vgl. Käuser 1991, S. 139.

102 Vgl. Käuser 1991, S. 139f.

103 Unter Berufung auf Johann Jakob Engel, der in seinen »Ideen zu einer Mimik« (vgl. Johann Jakob Engel: Ideen zu einer Mimik. 2 Tle. Berlin 1785 u. 1786.) die Diskrepanz von sprachlicher Bezeichnung und durch die Mimik ausgelöster Empfindung beklagt, resümiert Käuser: »Es leuchtet unmittelbar ein, daß diese mangelhaft gewordene Übersetzung von Körperausdruck und Sprache die theoretischen Probleme herbeiführt, mit denen sich eine Physiognomik nach dem Zerfall der rationalistischen Zeichentheorie der Repräsentation auseinanderzusetzen hat. Denn die visuell-sinnliche Wahrnehmung des Körperausdrucks ist die moderne, empiri-

Entwicklung bildet nun die visuell-sinnliche Wahrnehmung den Ausgangspunkt für die Erkenntnis und ersetzt die sprachlich gestützte Erkenntnisfindung der Rationalisten. Aus diesem Umstand, daß nurmehr die visuell-sinnliche Wahrnehmung des Körperausdrucks als bedeutungstiftend angesehen wird, leitet sich jedoch ein Mißtrauen gegenüber der Sprache ab, das die Bildung einer wissenschaftlich-theoretischen Physiognomik verhindert, da Theoriebildung zwangsläufig auf Abstraktion vom Anschauungsobjekt, sprich: Versprachlichung, basiert.

Die Auffassung von der Unzulänglichkeit sprachlichen Ausdrucks wird an späterer Stelle als zentraler Aspekt in Lichtenbergs sprachtheoretischen Reflexionen erörtert. Hierbei erscheint vor allem die generalisierende Wirkung der Sprache, die eine Folge ihrer intersubjektiven Funktion als Kommunikationsmedium und ihres hierdurch bedingten Code-Charakters darstellt, als wichtiger Aspekt. Diese Generalisierung durch die Sprache bildet einen Grund für die Unzulänglichkeit sprachlicher Zeichen bei der Beschreibung natürlicher Zeichen, sprich: sinnlicher Wahrnehmungen, denn:

»Die Natur schafft keine genera und species, sie schafft individua und unsere Kurzsichtigkeit muß sich Ähnlichkeiten aufsuchen um vieles auf einmal behalten zu können. Diese Begriffe werden immer unrichtiger je größer die Geschlechter sind, die wir uns machen.«¹⁰⁴

Die Frage, wie Lichtenberg die Kluft zwischen dem »Natürlichen« und dem Sprachlichen zu überwinden, wie er die Diskrepanz zwischen Sprache und sinnlicher Wahrnehmung zu lösen sucht, steht im Zentrum seiner Sprachtheorie und bildet zugleich das Vorzeichen, unter dem die analytischen Untersuchungen seiner Schriften zu lesen sind. Hierzu sei vorweg angemerkt, »daß wir das Natürliche mit einem Ausdrucke zuweilen verbinden müssen, der nicht so ganz gemein ist«¹⁰⁵.

Apperzeption als Designationsprozeß

Die physiognomischen Zeichen werden im 18. Jahrhundert als »natürliche Zeichen« aufgefaßt, die über den Gesichtssinn wahrnehmbar sind – wie Rauch ein natürliches Zeichen für Feuer ist, so wurde die Physiognomie als natürliches Zeichen für charakterliche Eigenschaften angesehen – und stellen deshalb einen Teil der Natur dar. Die Natur läßt sich demnach als ein Zeichen-System vorstellen, dessen Zeichen durch die Sinnesorgane aufgenommen werden.

sche, selbstreferente Verstehensweise, die nunmehr dessen Bedeutung stiftet und die Bedeutungsgebung durch begriffliche Benennung im Rationalismus verdrängt und ersetzt. Diese visuell-sinnliche Verstehensweise der körperlich-ausgedrückten Gefühle bewirkt aber die Sprachlosigkeit und Nichtsprachlichkeit, die die Diskursfähigkeit und Wissenschaftlichkeit physiognomischer Theorie im späten 18. Jahrhundert entscheidend hemmt und verhindert.« (Käuser 1991, S. 140).

104 Aus: A_I17.

105 Aus: A_I77.

Gegenstand sinnlicher Perzeption sind also Zeichen, ob akustischer, visueller, taktiler, olfaktorischer oder gustatorischer Art. Die Reflexion der Wahrnehmung dieser Zeichen kann einen Prozeß der (Selbst-)Bewußtwerdung initiieren, der zur Herausbildung einer (Selbst-)Erkenntnis führt. Diese Erkenntnis als Resultat der *bewußten* Perzeption von Zeichen, die hier – im Sinne Leibniz' ¹⁰⁶ – mit dem Begriff der ›Apperzeption‹ benannt wird, stellt bereits einen ersten Akt des Bezeichnens dar. Sie erscheint daher aus semiologischer Sicht als ein Akt der Entschlüsselung, als ein Prozeß der Designation, bei dem der erkennende Mensch permanent zwischen Lesen und Bezeichnen des Apperzipierten alterniert. ¹⁰⁷

Allerdings impliziert dieser Designationsprozeß, der weit *vor* der potentiell folgenden verbalen Artikulation stattfindet, noch nicht die ›eigentliche‹ Verbalisierung in Form eines linear strukturierten Sprachsystems: Bis heute harren Fragen danach, wie dieser erste Akt der Bezeichnung von Erkanntem organisiert, ob er überhaupt systematisiert ist, und wie sich das dem einzelnen Menschen jeweils eigene ›Gedanken-System‹ ¹⁰⁸ im Verhältnis zur linearen und sukzessiven Sprachstruktur verbaler Äußerungen zusammensetzt, ihrer endgültigen Klärung. Sicher ist zunächst nur, daß den Zeichen die größte Aufmerksamkeit gewidmet wird, und daß Zeichen in den Erkenntnistheorien der Aufklärung zumeist als eigentlicher oder sogar einziger Grund von Erkenntnis deklariert werden. ¹⁰⁹

Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache: Worauf verweisen die Zeichen?

An die Erkenntnis als Ergebnis reflektierter Wahrnehmung kann sich ein weiterer Transformationsprozeß des ›Erkannten‹ anschließen, an dessen Ende die (artikulierten) Sprachzeichen stehen. Dieser Übersetzungsvorgang impliziert zugleich die Organisation der Wahrnehmungen in eine lineare und sukzessive Abfolge, also eine räumliche und zeitliche Anordnung eines bisher ausschließlich gedanklichen Ablaufs. So gesehen erscheint die Sprache als Trägerin

¹⁰⁶ Vgl. Leibniz/Köhler 1996, S. 17.

¹⁰⁷ Vgl. Schmitz-Emans 1995, S. 105 f.

¹⁰⁸ Zu diesem Ausdruck vgl. beispielsweise B₁262.

¹⁰⁹ Vgl. Schmitz-Emans 1995, S. 105. Schmitz-Emans schreibt weiter: »Die Sprache wäre demnach als semiotisches Spezialthema zu betrachten. Allerdings könnte man angesichts der unterschiedlichen Zeichenklassen auch von unterschiedlichen »Sprachen« reden – von einer »Sprache« der Bilder und der visuellen Medien etwa, oder gar von einer »Sprache« der Dinge.« (Schmitz-Emans 1995, S. 105). Die schwerwiegenden Folgen, die die Auffassung eines Zeichensystems als ›Text‹ und die damit einhergehende Analogiebildung zur Wortsprache haben können, sind weiter oben in bezug auf die Konventionalisierung physiognomischer Zeichen besprochen worden. Für diese Arbeit gilt daher, daß die Bezeichnung ›Zeichen‹ im Vergleich zum Sprachbegriff als gleichsam neutrale, übergreifende Kategorie verstanden und gebraucht wird, wobei die Wortsprache lediglich *ein* Zeichen-System von vielen möglichen darstellt.

transformierter Sinneswahrnehmungen – und zwar nicht nur hinsichtlich visueller Eindrücke wie physiognomischer Zeichen, sondern Wahrnehmungen der gesamten sensuellen Bandbreite betreffend. Der gesamte Prozeß von der Apperzeption bis zur verbalen Äußerung schließt sich zum ›Kreislauf‹, wenn die Sprachzeichen ihrerseits zu Gegenständen sensueller Perzeption avancieren, beispielsweise durch bestimmte lautliche Stilmittel. Vereinfacht läßt sich dies im Rahmen der Apperzeption folgendermaßen vorstellen: Sensation → Sensillen → »Black box«: Gehirn, ZNS → Bezeichnung → Erkenntnis → »Black box«: Gehirn, ZNS → Sprache → (mündliche, schriftliche) Artikulation → Sensation.¹¹⁰

Wenn also Zeichen – seien es sogenannte ›natürliche‹, seien es sprachliche – der letztendliche Grund sind, auf den sich alle Erkenntnis zurückführen läßt, so wirft dies angesichts des allen Zeichen eigenen Verweischarakters die Frage nach dem auf, was *hinter* den Zeichen steht: Worauf verweisen die Zeichen?

Code-Charakter der Sprache

Für die Sprachzeichen scheint die Antwort auf den ersten Blick relativ einfach zu sein – sie verweisen auf die ›Dinge‹, die sie bezeichnen. Allerdings muß hier bekanntlich differenziert werden und zwar in Hinblick auf die ›eigentliche Bedeutung‹ des Sprachzeichens, sein sogenanntes Denotat, und die durch es vermittelten zusätzlichen Informationen, seine Konnotationen, die beispielsweise durch Assoziationen entstehen können und vom jeweiligen Individuum abhängen. Das Denotat des Sprachzeichens meint diejenigen seiner Komponenten, die als gemeinsames Inventar aller Sprachteilnehmer die Kommunikation erst ermöglichen: Es stellt die Schnittmenge der Wortbedeutungen dar, die jeder Sprechende kennen muß, um den anderen zu verstehen.

Dieses gemeinsame Inventar an Bedeutungen verleiht der Sprache zum einen ihre Code-Funktion, auf der der Erfolg der Kommunikation basiert, zum anderen aber generalisierende Züge. Während die Konnotationen vom sprechenden und wahrnehmenden Individuum abhängen, verhält sich die Sprache hinsichtlich ihres Code-Charakters zur Wahrnehmung des Einzelnen wie die Regel zum Experiment: Die Verbalisierung sinnlicher Wahrnehmung kommt in gewisser Weise einer Abstraktion wie Generalisierung des Auszudrückenden gleich. Wahrnehmung ist abhängig vom wahrnehmenden Subjekt, von Faktoren wie der physiologischen Beschaffenheit seiner Sinnesorgane, vom historischen und sozialen Ort, vom Bildungsgrad – kurz: von einer jeweils individuellen und einzigartigen Verfassung.¹¹¹ Um solcherart individuell

110 Wie die Sprache selbst zum Objekt sinnlicher Wahrnehmung werden kann und woran sich der sinnliche Charakter der Sprachzeichen manifestiert, ist eine Frage, die bei der Betrachtung des Lichtenbergischen Werkes eine zentrale Rolle spielen wird.

111 Auf den zeitbedingten Charakter der Konstellation von Wahrnehmung und Sprache

Wahrgenommenes zu bezeichnen, bedient sich der Erkennende mit den Sprachzeichen eines Zeichensystems, bei dem bestimmte grundlegende Konstituenten festgelegt sind wie das Material (Buchstaben, Laute) und darüber hinaus dessen Organisation (Linearität, Sukzessivität, Grammatik). Unter der Bedingung, daß die Sprache ihre Funktion als intersubjektives Kommunikationsmedium behält, verbleibt ein relativ geringer Spielraum, mit dessen Hilfe der sprachliche Ausdruck dem individuellen Charakter der Wahrnehmung Rechnung tragen kann, beispielsweise durch stilistische Kunstgriffe oder durch besondere Variation und innovative Kombination des sprachlichen Materials. Daß hierbei eine Übersetzung stattfindet, bei der individuelle

und dessen Bedeutung im Hinblick auf wissenschaftliche Erkenntnisse weist Dieter Mollenhauer im Zusammenhang mit der Wissenschaftssprache hin und verdeutlicht zugleich die Relevanz sprachanalytischer Auseinandersetzung für die Einschätzung historischer Wissenschaftstheorien: »Wissenschaft – insbesondere Naturwissenschaft – arbeitet mit Wahrnehmungen, die sie in bezug auf Begriffe interpretiert. Sie erfährt, ordnet und deutet die Erscheinung anhand von Invarianten. Hinsichtlich derartiger Invarianten werden die real genommenen Sachen zu Fällen, Beispielen, Resultaten. Die Dinge interessieren nicht um ihrer selbst willen und ihrem Wesen nach, sondern nur, insofern sie dieses oder jenes exemplifizieren. [...] Wissenschaftliche Aussagen werden mit Hilfe der Sprache bekannt gemacht. Sprache aber hat Moden, gängige Metaphern, übliche Redewendungen und geläufige Schlagworte. Sie ist dem Zeitgeist verbunden. Die Zuflucht zu künstlich in Betrieb gesetzten, nicht lebenden Sprachen oder gar zu den Robotersprachen unserer elektronischen Datenverarbeitungsapparaturen drängt unweigerlich in die Stagnation. Das ist für empirische Wissenschaften widersinnig; denn es gehört zum Wesen solcher Wissenschaften, »mit der Zeit zu gehen«. Deshalb ändern sich ihre Leitbilder und Erklärungsmuster, die heute so oft genannten Paradigmata, im Laufe der Jahre. Damit können auch die Begriffe nicht starr sein; denn sie werden in bezug auf solche Paradigmata formuliert. Diese Leitkonzepte beeinflussen weiterhin die allgemeinen Erklärungsversuche, das heißt, die in der Ereignisfolge des Forschungsbetriebes nach- und nebeneinander bestehenden Theorien.

Diese Umstände werden zwar selten bedacht und gewußt. Nichtsdestoweniger sind sie die Voraussetzungen, von denen man als Wissenschaftler ausgeht. Sie sind das je »Evidente«, das »von allen so Gesehene«, der Hintergrund der erhobenen Befunde. Im veritablen Versuch oder im Gedankenexperiment sucht man als Wissenschaftler nach Bestätigung oder Widerlegung einer Behauptung (Hypothese). Dabei geht stets außer der leitenden Vorstellung (paradigmabestimmte Theorie) noch eine Fülle zeitbedingter Unwägbarkeiten mit ein. Niemand ist solchen Einflüssen enthoben, jede Wissenschaft zeigt daher das Gepräge ihrer Epoche. Dem Beteiligten oft unbewußt, schlägt sich diese Zeitgebundenheit in den Bildern seiner Sprache nieder, mit denen er ganz selbstverständlich umgeht und die ihren Charakter als je gängige Chiffren erst preisgeben, wenn sie nicht mehr selbstverständlich sind, das heißt wenn sie historisch geworden sind. Deshalb kann eine Analyse der Metaphorik in den wissenschaftlichen Texten bestimmter Autoren, die sich frei wähnen von Theorien und Leitvorstellungen, deren Vorstellungswelt offenbaren. Nur dem Scharfblick der Genialen zeigen sich die Zeichen der Zeit in unverhüllter Deutlichkeit. Indem sie erkannt und benannt werden, sind sie der Alltäglichkeit enthoben und werden zum Anreiz für weitere Überlegungen. Sie sind nunmehr begrifflich eingefangen.« (Mollenhauer 1981, S. 74f.).

Erkenntnisse und damit auch Wahrnehmung in gemeinverständliche Zeichen transformiert werden, leuchtet unmittelbar ein. Solcherart in Sprachzeichen transformierte Wahrnehmungen bzw. Erkenntnisse können niemals das Ausdrückende in seiner reinsten Form vermitteln:¹¹² Es können niemals sämtliche vom Wahrnehmenden und Erkennenden empfundenen Assoziationen durch die Sprache mitgeteilt werden, ohne daß man jene jeweils einzeln erklären müßte.

Zeichentheoretische Reflexionen Lessings

Genau dieses Problem der Simultaneität des visuell Wahrnehmbaren und der Sukzessivität der Sprachzeichen, also der Kluft zwischen natürlichen und willkürlichen Zeichen diskutiert Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) in seinen kunsttheoretischen Schriften, vor allem im »Laokoon« von 1766. Die Unterscheidung von natürlichen und willkürlichen Zeichen bildet die zeichentheoretische Grundthese, von der Lessing dort ausgeht, wenn er die Malerei, spricht: bildende Kunst, mit der Poesie vergleicht und die Grenzen beider Künste zu bestimmen, vor allem aber die Poesie als »eigenständige Kunst« neben der Malerei zu rechtfertigen und also die willkürlichen Zeichen den natürlichen Zeichen gleichzustellen sucht.

Als axiomatisch gilt Lessing hierbei, daß die Malerei Figuren und Farben im Raum gebraucht, dem Prinzip der Simultaneität und Koexistenz unterliegt, daß ihre eigentlichen, nebeneinander existierenden Gegenstände die »Körper« sind und ihre Zeichen als »natürliche« aufzufassen sind, während die Poesie aus artikulierten Tönen in der Zeit besteht und demnach dem Prinzip der Sukzessivität und Konsekution gehorcht, die eigentlichen, aufeinander folgenden Gegenstände der Poesie »Handlungen« sind, die durch »willkürliche« Zeichen ausgedrückt werden.¹¹³

Jedoch sind, so gibt Lessing zu bedenken, die »Zeichen der Poesie nicht lediglich willkürlich. Ihre Worte als Töne betrachtet können hörbare Gegenstände natürlich nachahmen.«¹¹⁴ So sind beispielsweise die Interjektionen zu den natürlichen Zeichen zu rechnen, und Reichtum an dergleichen onomatopoetischen Partikeln steht nach Lessing als Indiz für die Vollkommenheit einer Sprache.¹¹⁵ Dieser onomatopoetische Gehalt der Sprache ist Relikt aus der Ursprungssprache, denn:

»Anfangs ist es gewiß, daß die ersten Sprachen aus der Onomatopöie entstanden sind, und daß die ersten erfundenen Wörter gewisse Ähnlichkeiten mit den auszu-

112 Allerdings besitzt laut Lessing die poetische Sprache das Potential, die Wirkung natürlicher Zeichen mittels willkürlicher Zeichen zu erzielen. Vgl. Lessing V/2, 310; Laokoon, Paralipomena, 25.

113 Vgl. Lessing V/2, 116ff.; Laokoon, I, XVIff.

114 Lessing V/2, 262; Laokoon, Paralipomena, 3, III.

115 Vgl. Lessing V/2, 310; Laokoon, Paralipomena, 25.

drückenden Sachen gehabt haben. Dergleichen Wörter finden sich auch noch itzt in allen Sprachen, mehr oder weniger, nach dem die Sprache selbst mehr oder weniger von ihrem ersten Ursprunge entfernt ist. Aus dem klugen Gebrauche dieser Wörter entstehet das was man den musikalischen Ausdruck in der Poesie nennet...«¹¹⁶

Die Sprache besteht demnach sowohl aus natürlichen als auch aus willkürlichen Zeichen. Abgesehen von genuin natürlichen Zeichen wie Interjektionen besitzt die Sprache darüber hinaus das Potential, mittels willkürlicher Zeichen die Wirkung natürlicher Zeichen zu erzielen:

»Die Poesie bedient sich ferner nicht bloß einzelner Wörter, sondern dieser Wörter in einer gewissen Folge. Wenn also auch schon nicht die Wörter natürliche Zeichen sind, so kann doch ihre Folge die Kraft eines natürlichen Zeichens haben. Wenn nemlich alle die Worte vollkommen so aufeinander folgen, als die selbst welche sie ausdrucken.«¹¹⁷

Als wichtigstes stilistisches Mittel, um willkürliche Zeichen »zu dem Werte der natürlichen zu erheben«¹¹⁸, nennt Lessing die Metapher:

»Da nemlich die Kraft der natürlichen Zeichen in ihrer Ähnlichkeit mit den Dingen besteht, so führet sie anstatt dieser Ähnlichkeit, welche sie nicht hat eine Ähnlichkeit ein, welche das bezeichnete Ding mit einem andern hat, dessen Begriff leichter und lebhafter erneuert werden kann.«¹¹⁹

Metaphorische Ausdrucksweisen steigern die Sinnlichkeit der Sprache und zwar Lessing zufolge in solchem Maße, daß die willkürlichen Sprachzeichen eine den natürlichen Zeichen gemäße Wirkung erzielen können.¹²⁰ Da die Metapher auch als komprimierte Form des Gleichnisses aufgefaßt werden kann, zählt Lessing auch das Gleichnis als »ausgemalte Metapher«¹²¹ zum metaphorischen Ausdruck und damit zu den Mitteln, die mit willkürlichen Zeichen die Wirkung der natürlichen zu erreichen vermögen.

Zu bedenken ist also im folgenden, daß nach Lessing die Dichtung mittels bestimmter stilistischer Kunstgriffe der Eindrücklichkeit der natürlichen Zeichen in nichts nachstehen muß.

116 Lessing V/2, 309f.; Laokoon, Paralipomena, 25.

117 Lessing V/2, 310; Laokoon, Paralipomena, 25.

118 Lessing V/2, 310; Laokoon, Paralipomena, 25.

119 Lessing V/2, 310f.; Laokoon, Paralipomena, 25.

120 Dieses metaphorische Potential stellt die Poesie nicht nur auf eine Stufe mit dem natürlichen Zeicheninventar der Malerei, sondern erhebt sie sogar über letztere, »indem sie [die Poesie, U.F.] sonach eine Art von Zeichen hat, welche die Kraft der natürlichen haben, nur daß sie diese Zeichen selbst hinwiederum durch willkürliche ausdrücken muß.« (Lessing V/2, 311; Laokoon, Paralipomena, 25.).

121 Lessing V/2, 311; Laokoon, Paralipomena, 25.

Erkenntnis als prinzipiell unabschließbare Semiose

Die Sprache nimmt hinsichtlich des Wahrgenommenen, Erkannten und schließlich Auszudrückenden eine ambivalente Stellung ein: Einerseits kann sie als transformierte Wahrnehmung, als ein – NB: irreversibler – ›Aggregatzustand‹ des Wahrgenommenen aufgefaßt werden. Andererseits avanciert sie selbst zum Objekt sensueller Wahrnehmung, da sie hörbar, sichtbar und tastbar sein kann. Die Irreversibilität dieses Transformationsprozesses wird bedingt durch den Umstand, daß das vom Individuum Wahrgenommene durch seine Versprachlichung in bestimmter Hinsicht modifiziert wird und es höchst fraglich ist, was und wieviel von den zum Zeitpunkt der Verbalisierung implizierten Assoziationen dabei mittransportiert wird und bei späterer Rezeption durch dasselbe Individuum (beispielsweise bei Lektüre eigener Aufzeichnungen) wieder in Erscheinung tritt. Sprachzeichen erreichen niemals dieselbe Wirkung wie die durch sie ausgedrückten Sensationen. Allerdings können sie bis zu einem gewissen Grad den ›inneren Sinn‹, mit dem hier vor allem die Imagination gemeint ist, stimulieren. Beispielsweise kann die Nennung einer Blumenbezeichnung an den Duft erinnern. Aus diesem Grund muß das Schema zum Prozeß der Verbalisierung von Erkenntnissen um die Imagination bereichert werden, obwohl sie bereits implizit vorhanden war: Sensation → Sinnesorgane → ›Black box‹: Gehirn, ZNS, Imagination → potentielle zusätzliche Sensationen, Assoziationen → Erkenntnis → Sprachzeichen → ›Black box‹: Gehirn, Imagination → potentielle zusätzliche Sensationen, Assoziationen → Erkenntnis → Sprachzeichen...

Die drei Punkte deuten einen für die Frage nach den Konditionen und Regelprinzipien des Erkenntnisgewinns wichtigen Umstand an: Erkenntnis wird hier als Prozeß einer prinzipiell unabschließbaren Semiose vorgestellt. Dies impliziert zugleich die Auffassung, daß es eine absolute, letztendlich gültige und von Transformationsprozessen unabhängige Wahrheit *nicht* gibt und nie geben wird: Was erreicht werden kann, sind bestenfalls Arbeits-hypothesen.¹²²

Dies bedeutet darüber hinaus eine Ermutigung zum selbstbewußt-individuellen Gebrauch des sprachlichen Materials sowie zur künstlerisch-ästhetischen Verwendung der Zeichen: Künstliche Verweisungsgeflechte können konstruiert, die Zeichensprachen miteinander verknüpft werden – Kunst und Literatur stellen demzufolge kunstvoll-komplexe Geflechte von Repräsentationen wie Bildern, Allegorien und Metaphern dar, die sich ihrerseits auf Repräsentationen beziehen.¹²³ Diese Auffassung von der Konstellation zwischen Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprachzeichen ist grundlegend für die Untersuchung der Schriften Lichtenbergs, die unter der Fragestellung stehen, wie Lichtenberg mit den Repräsentationen spielt.

122 Vgl. Schmitz-Emans 1995, S. 106.

123 Vgl. Schmitz-Emans 1995, S. 107.

Erkenntnis und Wahrheit

Der Ansicht von der unendlichen Semiose steht in der Erkenntnistheorie die Überzeugung gegenüber, daß jegliche Erkenntnis die Feststellung von Wahrheit zum vorgegebenen Ziel hat und nicht nur das: Darüber hinaus wird die angemessene Repräsentation jener Wahrheit, ihre Transformation in Zeichen gefordert, wobei den sprachlich-begrifflichen Zeichen ein prinzipielles Vertrauen entgegengebracht wird. Kunst und Dichtung sollen diesen Anspruch nach Wahrheit ausdrücken und sich um möglichst wahre Sprache bemühen.¹²⁴ Vertretern dieser Richtung – wie beispielsweise Lavater – fehlt das Bewußtsein für den Übersetzungsvorgang, an dessen Ende die sprachlichen Zeichen stehen, ihrer Auffassung nach verweisen Sprachzeichen nicht, auch repräsentieren sie nicht, vielmehr sind sie Wahrheit in Reinform.

Die Schlüsselfrage danach, was denn nun eigentlich Wahrheit sei, enthält zugleich die Frage nach dem, worauf die Zeichen verweisen, die der Wahrnehmung zugrundeliegen und die ich als die ›natürlichen Zeichen‹ von den Sprachzeichen abgegrenzt habe. Daß auch die Sensationen Verweischarakter besitzen, impliziert bereits ihre Klassifizierung als ›Zeichen‹.¹²⁵ Worauf aber verweisen sie? Auf die absolute ›Wahrheit‹?

1.2 Historisches: Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache in der Zeit der Aufklärung

Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache können auf der semiotischen Ebene zueinander in Beziehung gesetzt werden, wenn sie als Transformationsprozesse zwischen unterschiedlichen Zeichensystemen aufgefaßt werden: Als Kernproblem semiotischer Betrachtungen gilt die Beziehung von bezeichnendem Subjekt und bezeichnetem Objekt. Wenn aus der Perspektive der Semiotik die Erkenntnis als ein erster Transformationsprozeß von natürlichen Zeichen in sprachliche Zeichen, als ein erster Akt des Bezeichnens von Wahrnehmungen, als Prozeß der Designation oder Entschlüsselung verstanden wird, stellt die Semiotik insofern ein Spezialgebiet philosophischer Beschäftigung mit dem Erkenntnisproblem dar, als sie die Relation zwischen erkennendem Subjekt und erkanntem Objekt mit Hilfe der Zeichentheorie zu erklären sucht. Insofern korrespondiert mit der Kernproblematik der Semiotik die

¹²⁴ Vgl. Schmitz-Emans 1995, S. 106.

¹²⁵ Die Vielfalt an Verweisen, die natürlichen Zeichen zu eigen ist, läßt sich am Hören von Vogelstimmen exemplifizieren: Die Wahrnehmung von Vogelstimmen kann Hinweise zur räumlichen und zeitlichen Lokalisierung des wahrnehmenden Subjekts enthalten (gegenwärtiger Aufenthaltsort: Garten, Wald, etc.; Jahreszeit; Tageszeit) – wenn der Wahrnehmende besonders ornithologisch vorgebildet ist, werden zusätzliche Informationen zu Vogelarten, ihrer Brutverhalten, etc. vermittelt, Musiker würden möglicherweise Melodien und Tönhöhen heraushören.

Grundsituation der Erkenntnistheorie – jenes Teilgebiet der Philosophie, das die Natur des erkennenden Subjekts, die Natur des erkannten oder zu erkennenden Objekts zum einen sowie die Besonderheiten der Beziehung von Subjekt und Objekt zum anderen ergründet.¹ Die Relation zwischen Sprache und Wahrnehmung sowie die in ihr implizierte Beziehung zwischen Subjekt und Objekt bilden die Ausgangspunkte erkenntnistheoretischer Philosophie. Ziel des folgenden Abschnitts ist es, einen Überblick über die zeitgenössischen Erklärungsversuche der Subjekt-Objekt-Konstellation im allgemeinen und des Sprach-Wahrnehmungs-Problems im besonderen und ihren Ursprung zu gewinnen, um die erkenntnistheoretischen Auffassungen Lichtenbergs unter Einbeziehung ihres historischen Kontextes zu verstehen.

Erkenntnistheorie als Phänomen neuzeitlichen Denkens

Reflexionen über die sinnliche Wahrnehmung finden sich wie die Darstellung und das Bewußtsein der Erkenntnis bei jeder menschlichen Kultur. So wird bereits im fünften Jahrhundert vor Christus die Erkenntnis kritisch reflektiert, wobei unter anderem die apriorischen, also: die dem Menschen eingeborenen, Komponenten als Bedingung für eine allgemeine und zeitlos gültige Erkenntnis, die sinnliche Wahrnehmung als Prämisse menschlicher Erkenntnis sowie die Subjektivität menschlicher Erkenntnis thematisiert werden und die Möglichkeit einer wahren Erkenntnis skeptisch beleuchtet wird.² Damit sind bereits die grundlegenden Punkte genannt, die in der Erkenntnisphilosophie des Mittelalters und der Neuzeit immer wieder von neuem diskutiert werden.

Aufgrund ihrer engen Verbundenheit zur gewandelten Problemstellung der neuzeitlichen Wissenschaft etabliert sich die Erkenntnistheorie als eigenständige und fundamentale Disziplin jedoch erst zu Beginn der Neuzeit.³ Denn das für die Erkenntnistheorie der Neuzeit sowie aller folgenden Epochen fundamentale Problem von der Beziehung des erkennenden Subjekts zum erkannten Objekt, des Wahrnehmenden zum Wahrgenommenen, des Bezeichnenden zum Bezeichneten, des Menschen zu seiner über die sinnliche Wahrnehmung erfassbaren Umwelt wird vor allem ab dem Zeitpunkt evident, ab dem nunmehr *die menschliche Gewißheit als Instanz aller Erkenntnis* akzeptiert wird.⁴

›Kopernikanische Wende‹: Geo- versus Heliozentrismus

Dieser Umschwung im Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt, der den Beginn der Neuzeit markiert, läßt sich vor allem anhand der Umwälzungen verdeutlichen, die sich während des 16. Jahrhunderts auf naturwissenschaft-

1 Vgl. Gabriel 1993, S. 21.

2 Vgl. HWPh II, Sp. 643 f.

3 Vgl. HWPh II, Sp. 683.

4 Vgl. HWPh II, Sp. 644.

lichem Gebiet, insbesondere innerhalb der Astronomie, vollziehen. Ausgangspunkt dieser grundlegenden Veränderungen bildet der Wechsel vom geozentristischen Weltbild der Antike und des Mittelalters zum Heliozentrismus des Astronomen und Geistlichen *Nikolaus Kopernikus* (1473–1543), in der Geschichte der Naturwissenschaft als ›*Kopernikanische Wende*‹ bekannt.⁵

Die Erkenntnis, daß die Erde wie die anderen Planeten um die Sonne kreist, erschüttert seinerzeit nicht nur das Weltbild der Astronomen und Naturwissenschaftler, sondern eröffnet im Hinblick auf das besondere menschliche Streben danach, den eigenen Standort in der Welt zu bestimmen und das menschliche Dasein in den Kosmos einzuordnen, völlig neue, zuvor ungeahnte Dimensionen.⁶ Die seit der Antike gleichsam erstarrte Auffassung von der Erde – und damit auch ihrer Bewohner – als Mittelpunkt der Welt wird aufgebrochen und erhält zugleich *neue dynamische Impulse*. Das alte Weltbild und die Wissenschaft geraten in Bewegung. Dieser dynamische Aspekt der ›*Kopernikanischen Wende*‹ findet sich bei Lichtenberg in einer für ihn typischen allegorisierenden Formulierung, in der zugleich das Ausmaß der neuen Erkenntnis aufscheint:

»Hier mit Copernicus fing sich ein neuer Himmel an und eine neue Erde – eine neue Astronomie, die nun ihren Gang majestätisch fortsetzte. Denn solange die Erde stille stand, stand alle Astronomie stille, und mußte stille stehen: so wie aber der Mann erschien, der die Sonne stille stehen hieß, in dem Augenblick fing die Astronomie an fortzuschreiten.«⁷

Mit der heliozentristischen Auffassung des Weltsystems geht ein Wandel im Selbstverständnis des Menschen einher, der einer Auflehnung gegen die sinnliche Wahrnehmung gleichkommt: Denn die Verabschiedung des alten Weltbildes bringt nicht nur ein Mißtrauen gegen traditionell Gültiges mit sich, sondern zudem gegen die auf dem Augenschein basierenden Überzeugungen des Menschen.⁸ Dem Verlust der althergebrachten Ansicht von der Erde als dem Mittelpunkt des Weltalls folgt demnach zugleich der Verlust des Vertrauens in die sinnliche Erfahrung. Entsprechend urteilt Goethe in seiner »Geschichte der Farbenlehre«:

»... unter allen Entdeckungen und Überzeugungen möchte nichts eine größere Wirkung auf den menschlichen Geist hervorgebracht haben, als die Lehre des Kopernikus. Kaum war die Welt als rund anerkannt und in sich selbst abgeschlossen, so sollte sie auf das ungeheure Vorrecht Verzicht tun, der Mittelpunkt des Weltalls zu sein. Vielleicht ist noch nie eine größere Forderung an die Menschheit geschehen, denn was ging nicht alles durch die Anerkennung in Dunst und Rauch auf: ein

5 Daß sich bereits in antiken Quellen Hinweise auf ein heliozentristisches Weltbild finden, die jedoch gegenüber der dominierenden Ptolomäischen Auffassung wenig oder keine Beachtung erfahren, erwähnt Lichtenberg in seinem Kopernikus-Aufsatz. Vgl. SB III, S. 161.

6 Vgl. Sticker 1976, S. 81.

7 SB III, S. 171.

8 Vgl. Coreth/Schöndorf 1990, S. 15.

zweites Paradies, eine Welt der Unschuld, Dichtkunst und Frömmigkeit, *das Zeugnis der Sinne*, die Überzeugung eines poetisch-religiösen Glaubens«. ⁹

Die Infragestellung des ›Zeugnisses der Sinne‹, die Goethe hier als *Konsequenz der Kopernikanischen Wende* konstatiert, basiert auf der Einsicht in die Inkommensurabilität sinnlicher Wahrnehmung mit wissenschaftlichen Erkenntnissen, von der die Herausbildung einer für den neuzeitlichen Menschen typischen Skepsis gegenüber sinnlichen Eindrücken abhängt. ¹⁰ Denn das geozentristische Weltbild des Ptolomäus und seiner Anhänger aus der Perspektive des sich in Ruhestellung befindlichen, den Himmel beobachtenden Menschen steht ganz offensichtlich mit den sinnlichen Eindrücken im Einklang: Wenn sich der Mensch selbst in keiner für ihn wahrnehmbaren Bewegung befindet, muß sich zwangsläufig die Sonne bewegen, wenn sie nachweislich den Himmel durchläuft. So verdeutlicht Lichtenberg:

»Der Koloß des Ptolomäischen Systems stützte sich hauptsächlich auf das simple Zeugnis der Sinne, den sinnlichen Schein. Dieses war eine mächtige Stütze und der Irrtum sie für unerschütterlich zu halten, gewiß ein sehr verzeihlicher. Denn um die Schwäche derselben einzusehen, mußte man erst mit Mühe das für wahr halten lernen, wovon man täglich das Gegenteil vor Augen hat.« ¹¹

Kopernikus verlangt demnach von seinen Zeitgenossen nicht nur das Eingeständnis, daß die Sinne trügen können. Sein Weltsystem stellt nicht nur die ungeheuerliche Forderung, daß die doch offensichtliche, traditionell gültige und für jeden immer noch leicht nachvollziehbare ›Wahrheit‹ vollständig verworfen werden muß. Vielmehr wird darüber hinaus einer der sinnlichen ›Wahrheit‹ diametral entgegengesetzten und aus der Perspektive des Menschen heute wie damals sensuell unbegreifbaren Auffassung Gültigkeit zugesprochen:

»Was uns so sehr irremacht, wenn wir die Idee der Erscheinung anerkennen sollen, ist, daß sie oft und gewöhnlich den Sinnen widerspricht. Das Kopernikanische System beruht auf einer Idee, die schwer zu fassen war und noch täglich unseren Sinnen widerspricht. Wir sagen nur nach, was wir nicht erkennen noch begreifen.« ¹²

Wenn also den Sinnen nicht mehr das naive Vertrauen geschenkt werden darf, das in der Antike und im Mittelalter die Basis der Erkenntnis und des Weltbildes darstellt, wo ist dann der Ursprung zur Erkenntnis des Wahren zu suchen?

9 HA XIV, S. 81. Hervorhebung von mir, U.F.

10 Allerdings gab es bereits in der Antike die sogenannte Pyrrhoneische oder Pyrrhonische Skepsis, die von dem griechischen Philosophen Pyrrhon (360–270 v.Chr.) ausging: »Das Ziel des Pyrrhonismus ist die *endgültige* Urteilsenthaltung mit dem Ziel der Geistesruhe, der Unerschütterlichkeit und Unverwirrtheit. Für den pyrrhonischen Skeptiker ist alles gleichgültig. Er selbst ist *gleichgültig*, weil alle Urteile *gleich* gültig sind; das heißt, es spricht genau so viel für sie wie gegen sie.« (Gabriel 1993, S. 19). NB: Diese Haltung ist jedoch von jener der Stoiker zu unterscheiden.

11 SB III, S. 173.

12 HA XII, S. 438. (=Maximen und Reflexionen 536.).

Diese Fragestellung resümiert das gewandelte Verhältnis zur sinnlichen Wahrnehmung in der Neuzeit, wie es sich anhand der naturwissenschaftlichen Entwicklung exemplifizieren läßt, so Sticker: »Der geschichtliche Prozeß zu Beginn der Neuzeit ist nicht allein bestimmt durch die Entdeckung neuer Phänomene, sondern in erster Linie durch die Entwicklung neuer Erkenntnisweisen, die auf einem anderen Verhältnis des Naturforschers zur Erfahrung beruhen«¹³.

Im Gegensatz zur Erfahrung der antiken und mittelalterlichen Forscher, die sich, naiv in die sinnlichen Wahrnehmungen vertrauend, auf die Beobachtung von Zuständen und spontanen Veränderungen in ihrer Komplexität beschränkten¹⁴ und deshalb dem Denken den Vorrang vor der Erfahrung, der Theorie vor der Empirie einräumten, bestimmt den neuzeitlichen Umgang mit der Natur eine *reflektierte Erfahrung*, bei der das Wesentliche vom Unwesentlichen *abstrahiert* und mittels manipulierter Experimente *kontrolliert* wird.¹⁵

Darüber hinaus schlägt sich der Umschwung in der bezeichnenden Veränderung der Fragestellungen und Ziele neuzeitlicher Naturerforschung nieder: Während die antike und mittelalterliche Naturwissenschaft noch nach dem »*Warum*« fragt und sich mit den natürlichen Eigenschaften der Dinge und deren natürlichen Veränderungen auseinandersetzt, thematisieren die neuzeitlichen Forscher die Frage nach dem »*Wie*« – indem das Verhalten der Dinge, der Verlauf von Prozessen unter künstlich erzeugten, sprich: experimentellen, Konditionen analysiert wird. Ist das ursprüngliche Ziel, die Erkenntnis der Natur, Zustand und Modifikationen aus dem Wesen der Dinge und aus grundlegenden »*Ur-Sachen*« zu erklären, kennzeichnet die neuzeitliche Erforschung der Natur in erster Linie ein Utilitätsbestreben, das auf die Beherrschung und Nutzbarmachung der Natur durch kausale Erklärung der Vorgänge hinsichtlich ihrer Ursache und Wirkung abzielt.¹⁶

Neuzeitliche Naturforschung: Galileo Galileo und das Experiment

Die Anwendung der *experimentellen Methode*, als deren Pionier *Galileo Galilei* (1564–1642) gilt,¹⁷ erscheint als charakteristisch für den neuzeitlichen Umgang mit der Natur.¹⁸ Experimente garantieren die Überprüfbarkeit von

13 Sticker 1976, S. 78.

14 Sticker 1976, S. 79.

15 Laut Sticker kennzeichnet die neuzeitliche Naturwissenschaft ein ausgewogenes »Wechselspiel zwischen Denken und Erfahrung, Theorie und Experiment« (Sticker 1976, S. 79.).

16 Vgl. Sticker 1976, S. 79.

17 »Wenn das Zusammenspiel von Theorie, Erfahrung und Experiment für die neuzeitliche Physik charakteristisch sein soll, so muß es sich schon in deren Anfängen also etwas bei Galileo Galilei finden. In der bekannten Quellensammlung von E. Hunger [...] heißt es in der Tat: »Es gelang erst Galilei, die experimentelle Methode der Naturwissenschaft herauszuarbeiten und den Begriff des Experiment-

zuvor angestellten Beobachtungen der Natur durch den Menschen. Dadurch erhalten sie den Charakter von Wiederholungen natürlicher Vorgänge, allerdings unter künstlichen Bedingungen, die gegenüber natürlichen Gegebenheiten gleichsam steril erscheinen. Experimente fungieren als Beweise für zuvor erstellte Theorien:

»Unter »experimentum« verstehen wir ja in der Tat seit alters her mehr als einen beliebigen Versuch, der nur darauf angelegt ist, etwas Unbekanntes auszuprobieren, sondern meinen damit in erster Linie einen Erfahrungsbeweis. Man bezeichnet darum auch mit »experientia« im übertragenen Sinne die Erfahrung selbst.«¹⁹

Diese Auffassung vom Experiment als »Erfahrungsbeweis« darf jedoch keinesfalls dazu verleiten, Phänomene, die unter experimentellen Bedingungen aufgetreten sind, ohne Reflexion der Umstände als Grundlage für die Erstellung von Naturgesetzen zu nehmen und also experimentelle Erfahrung mit Naturerfahrung gleichzusetzen.

Gleichsam ›zwischen‹ der praktischen, sprich experimentell ›inszenierten‹, und der theoretischen Beschäftigung mit Naturerfahrung ist das ›*Gedanken-Experiment*‹ lokalisiert, das als eine Art ›verlängerte Erkenntnis‹, als gedankliche, mittels assoziativer Ideen herbeigeführte Weiterführung der Reflexion wahrgenommener natürlicher Phänomene sowie der aus ihnen resultierenden Erkenntnisse in Form gedanklich durchgespielter Experimentalsituationen verstanden werden kann und eine kreative Auseinandersetzung mit den gemachten Erfahrungen darstellt.

Die neuzeitliche Naturwissenschaft, insbesondere die Physik, kennzeichnet die wechselseitige Beeinflussung von Theorie und Erfahrung sowie tatsächlichem und gedanklichem Experiment.²⁰ Es besteht demnach eine Art ›Symbiose‹ zwischen den einzelnen Methoden: Denn weder tatsächliche oder gedankliche Experimente noch reflektiv erarbeitete Theorien dürfen für sich genommen und absolut gesetzt zur Grundlage von Naturgesetzmäßigkeiten wer-

tes zu klären« und weiter »Er stellte ferner die Forderung auf, daß jede Hypothese experimentell bestätigt werden muß, ehe sie zum Naturgesetz erhoben wird«. (Sticker 1976, S. 61. Zitat aus: Hunger, Edgar: Die naturwissenschaftliche Erkenntnis. Braunschweig 1955 (2. Aufl. in: Von Demokrit bis Heisenberg«. Braunschweig 1960.) S. 30 und 42.)).

- 18 So resümiert Janich: »Die neuzeitliche Wissenschaft, die in der Klassischen Physik des 17. Jahrhunderts mit den Fallversuchen von Galilei einen ihrer Anfänge nimmt, unterscheidet sich von der antiken Wissenschaft vor allem durch das Experimentieren und seine Anerkennung als Prüfungsinstanz für Behauptungen. In ihm treffen sich gewissermaßen das akademische Argumentieren und Theoretisieren einerseits und die Tradition von Handwerk und Ingenieurskunst andererseits. Zunächst war es nur die Physik, die sich dieser speziellen Form der Erfahrungsgewinnung bediente, bis dann die Ausweitung des Experimentierens auf andere Bereiche eine wesentliche Rolle auch für die Entstehung von Wissenschaften z. B. der Chemie oder der experimentellen Psychologie spielen sollte.« (Janich 1997, S. 97.).

19 Sticker 1976, S. 59.

20 Vgl. Sticker 1976, S. 60.

den. Vielmehr soll jede Überlegung *mit konkreten Erfahrungen* und nicht mit Prinzipien oder Axiomen beginnen, denn: »Nur die von Galilei entwickelte Methode oder Kombination des Gedankenexperimentes [...] zur Erschließung eines auf Erfahrungen begründeten allgemeingültigen Sachverhaltes und des Experimentes zur Sichtbarmachung des in Gedanken Erschlossenen [...] erlaubt es, die vom Verstand abgeleitete Beziehung zur Gewißheit zu erheben, so daß wir sie als Naturgesetz ansprechen können.«²¹

Eigene, unmittelbare Anschauung natürlicher Phänomene ist seit jeher unumgänglich. Neu ist jedoch, daß die aus ihr resultierenden Theorien mittels Experimenten überprüft werden müssen, um erst dann zu Gesetzen verallgemeinert zu werden. Allerdings zeigt sich hierbei als Folge der unter idealisierten Bedingungen ablaufenden Experimente, die einen charakteristischen Bestandteil des physikalischen Denkens der Neuzeit bilden, daß alle Aussagen, vor allem die sogenannten ›Naturgesetze‹, eigentlich lediglich für eine *idealisierte Wirklichkeit* gelten.²² Aufgrund ihres derart absolutierenden Charakters können Experimente niemals die konkrete Erfahrung der Natur ersetzen. Sie sind gleichsam ›Hilfskonstruktionen‹, die bereits Erkanntes beweisen respektive latent vorhandene Phänomene sinnfällig werden lassen.²³ Wichtiger als Experimentieren ist daher das vorherige Wissen darum, daß das im Experiment Gezeigte so sein muß.²⁴

Sinnliche Erfahrung und deren Reflexion genügt dem neuzeitlichen Anspruch an die Wissenschaftlichkeit, sprich ›Wahrheit‹, einer Theorie nicht mehr. Das Experiment kann zwar kein Ersatz für konkrete Naturerfahrung sein, bildet aber ein unverzichtbares Mittel für die Beweisführung und den Beleg des gedanklich aus natürlicher Erfahrung Erschlossenen. Insofern kann *die experimentelle Methode als Ausdruck einer Skepsis gegenüber sinnlicher Wahrnehmung* und aus ihr resultierender Theoriebildung angesehen werden, die die neuzeitliche Relation zwischen Mensch und Natur prägt. *Experimente sind demnach Mittel, um der ›Wahrheit‹ in Form des natürlichen Zeichensystems und seiner Organisation, die sich in den Naturgesetzmäßigkeiten zeigt, näherzukommen.*

Mit dem Anspruch auf Überprüfbarkeit des Wissens durch Experimente korrespondiert eine *Metaphysikfeindlichkeit*, die im Kontrast zu dem philosophischen Überbau der antiken und mittelalterlichen Naturerforschung steht:

21 Sticker 1976, S. 64.

22 Vgl. Sticker 1976, S. 61.

23 Als ein zentrales Anliegen innerhalb Lichtenbergs wahrnehmungs- und wissenschaftstheoretischer Auffassung erscheint der Wunsch danach, »latente Dinge sensibel zu machen« (aus K_{II}327).

24 Vgl.: »Die Natur erforschen heißt darum nicht, sie unreflektiert befragen, um noch unbekannte Antworten und Aufschlüsse über Geheimnisse zu erfahren. Zuvor muß sich der Forscher durch die in der reinen Anschauung entwickelte Behandlung eines Naturvorganges unter Aufgebot aller seiner Erfahrung zur Klarheit durchgerungen haben« (Sticker 1976, S. 65.).

Während die antike Naturwissenschaft durch die Einheit von Wissen und Glauben geprägt ist, nimmt nun, als Folge einer Profanierung des Wissens sowie einer Säkularisierung des Glaubens, die experimentelle Naturwissenschaft gegenüber der Naturphilosophie die dominierende Stellung ein²⁵ – eine Entwicklung, deren Ausmaße sich in der gegenwärtigen Konstellation von Naturwissenschaft und Technik auf der einen sowie Geisteswissenschaft und Philosophie auf der anderen Seite abzeichnet, vor allem dann, wenn der Grad der Anerkennung der jeweiligen Richtung durch die gesellschaftliche Allgemeinheit bedacht wird. Zweifellos gebührt nach *allgemeiner* Auffassung hinsichtlich der Utilität den Technik- und Wirtschaftswissenschaften der Vorrang.²⁶ Insofern kann diese Entwicklung auch als Folge des neuzeitlichen Utilitätsanspruchs gewertet werden.

Die Entwicklung, wie sie hier anhand der Naturwissenschaft exemplifiziert worden ist, bestimmt in ähnlicher Weise das philosophische Denken – vor allem, zumal die Naturwissenschaft sich erst während des 17. und 18. Jahrhunderts allmählich von der Philosophie als der ›alma mater‹ der Wissenschaften distanziert und zu einer eigenen Disziplin emanzipiert. Dieser Umstand läßt auch die Tatsache nicht mehr erstaunlich erscheinen, daß viele Philosophen, die sich mit erkenntnistheoretischen Problemen auseinandergesetzt haben, zugleich – und oftmals sogar hauptberuflich – einer naturwissenschaftlichen Tätigkeit nachgehen, Handeln und Reflexion über die Handlung also sozusagen in einer Person unifiziert erscheinen.

*Distanzierung von der Scholastik – neue methodische Wege:
Francis Bacon*

Den Beginn neuzeitlicher Auseinandersetzung mit sprach- und erkenntnistheoretischer Problematik markiert ein Wandel im Verhältnis des Menschen zur Natur, katalysiert durch Entwicklungen in den Naturwissenschaften.

Das neuzeitliche Verhältnis des Menschen zur Natur und zum Wissen zeichnet sich im Gegensatz zu der auf überlieferten Wissen aufbauenden Scholastik durch den Anspruch aus, einerseits das bereits vorhandene Wissen auf seinen Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen, andererseits die Ausgangsbasis der Wissenschaft von der Rezeption überkommenen Wissens auf die (eigene) Erfahrung und Anschauung zu verlagern. Die Forderung nach Wahrheit

25 Vgl. Sticker 1976, S. 80. Vgl. dazu auch Bergmann 1979, S. 169–189.

26 Dies geht soweit, daß einem großen Teil der Gesellschaft die Tätigkeit der Geisteswissenschaftler rätselhaft erscheint. Denn wie soll erklärt werden, welchen praktischen und sinnfälligen (!) Nutzen die lediglich theoretische Beschäftigung mit Themen wie Wahrnehmungs- und Sprachtheorien für die Gesellschaft bringt? Hierbei spielt eine wörtlich genommene Unbegreiflichkeit abstrakter Beschäftigungen eine Rolle, hat doch theoretische Arbeit weder direkte noch von den Sinnesorganen wahrnehmbare Auswirkungen, im Gegensatz beispielsweise zur Arbeit eines Arztes, deren Folgen am eigenen Leib erfahren werden können.

im neuzeitlichen Wissenschaftsbegriff gründet auf dem Vertrauen darauf, daß eine *Methode* erfunden werden könne, die zur Erkenntnis der Wahrheit führt. Als methodischer Weg, der zumindest eine Annäherung an die Wahrheit zu ermöglichen verspricht, erscheint die experimentelle Methode, deren Ausgangspunkt in den Naturwissenschaften liegt. Der Aufstieg der experimentellen Naturwissenschaft initiiert ein neues Selbstbewußtsein hinsichtlich methodischer Vorgehensweisen. Vor allem das Aufkommen der experimentellen Physik bestärkt Denker in der Auffassung, daß die experimentelle Methode den Schlüssel darstelle, mittels dessen das System des Universums enträtselt werden könne.

Methodisches Vorgehen als Garant und Prämisse von Wissenschaftlichkeit und damit zugleich als Approximation an Wahrheit wird zu einem Konstituens philosophischer Reflexion in der Neuzeit. Daß sich philosophische Reflexion ausschließlich im methodischen Rahmen vollziehen könne, ist für die Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts eine notwendige Voraussetzung. Die beiden Hauptrichtungen der neuzeitlichen Philosophie, Rationalismus und Empirismus, differieren vor allem in ihren unterschiedlichen Auffassungen von der richtigen Methode: So wird das methodische Vorgehen der englischen Empiristen vor allem durch Newtons Untersuchungen beeinflusst. Sie bevorzugen deshalb die Argumentation nach dem Vorbild der Induktion, während die Rationalisten in der Nachfolge Descartes' die geometrische Methode mit der Voranstellung von Lehrsätzen und der deduktiven Ableitung für den einzigen Weg zur Wahrheit halten.²⁷

Die Forderung, daß jeder Untersuchung mit ernsthaftem wissenschaftlichen Anspruch die Methodik der Experimentalwissenschaft einerseits und der Mathematik andererseits zugrundegelegt werden muß, kommt der Distanzierung von der scholastischen Methodik gleich.

Den Bruch mit der scholastischen Tradition vollzieht vor allem *Francis Bacon* in seinem 1620 erschienenen »Novum Organum«, das den zweiten Teil seines unvollendeten Hauptwerks »Instauratio Magna« bildet und dessen Titel auf Aristoteles »Organon« verweist. Nach Bacons methodischem Credo ist die beste Methode, die zur Lösung aller Probleme führe, das Ausschließen von möglichen, aber falschen Hypothesen, um Vorurteile als solche zu offenbaren.²⁸ Bacon steht in methodischer und erkenntnistheoretischer Hinsicht am Beginn der Entwicklung neuzeitlichen Denkens – und zwar nicht nur im Hinblick auf dessen empiristische Ausformung. Denn Bacons Ideen und Ideale werden nicht nur von John Locke und den englischen Empiristen aufgenommen, sondern enthalten zugleich Anregungen für Descartes, Leibniz und die rationalistische Tradition des Kontinents.²⁹ Die Lokalisierung Bacons

27 Vgl. Hamlyn 1969, S. 55.

28 Vgl. Hamlyn 1969, S. 56.

29 Auf die Breite, in der Bacons Schriften rezipiert wurden und die zugleich Bacons Bedeutung für die Wissenschaft der Neuzeit ausdrückt, weist Krohn hin: »Natur-

am Anfang einer neuen Epoche philosophischen Denkens hebt Voltaire im zwölften Brief seiner »Lettres philosophiques« hervor:

»Das einzigartigste und beste seiner Werke ist das heute am wenigsten gelesene und nutzloseste: Ich will von seinem *Novum scientiarum organum* sprechen. Es ist das Gerüst, mit dem man die neue Philosophie gebaut hat; als das Gebäude zumindest zu Teilen errichtet war, war das Gerüst nicht mehr von Nutzen. Der Kanzler Bacon kannte die Natur noch nicht, aber er wußte und zeigte alle die Wege, die zu ihr führen. Er hatte schon frühzeitig abgelehnt, was die Universitäten als Philosophie bezeichneten; und er tat, was er konnte, daß diese Gesellschaften, eingerichtet zur Vervollkommenung der menschlichen Vernunft, nicht fortführen, sie zu verderben mit ihren *Quidditäten*, ihrem *Schrecken der Leere*, ihren *substantiellen Formen* und all den anmaßenden Worten, die nicht nur die Unwissenheit ansehnlich machte, sondern die eine lächerliche Vermengung mit der Religion fast heilig gemacht hatte. Er ist der Vater der experimentellen Philosophie.«³⁰

Voltaire führt in komprimierter Form die Neuerungen Bacons in ihrer Funktion für die neuzeitliche Philosophie sowie in ihrem Kontrast zu den überkommenen scholastischen Ansichten des Mittelalters vor: Während Kopernikus eine Säkularisierung des Weltbilds initiierte, vollzieht sich mit Bacons Forderung nach experimenteller Methode eine Säkularisierung des Wissens und der Philosophie. Zugleich wird auch die Vergänglichkeit des Werks Bacons deutlich: Es ist ein »Gerüst«, daß nicht mehr benötigt wird, sobald sich die neue Philosophie konsolidiert hat. Diese »Gerüst«-Funktion weist auf die – formale wie inhaltliche – Unvollkommenheit des Werks hin, die viele Kritiker zur Relativierung der Stellung Bacons veranlaßt hat. So erscheint Bacons Werk nicht als systematische Darstellung, sondern vielmehr als ein »Kaleidoskop geschliffener Formulierungen in offenen und wechselnden Zusammenhängen«³¹ und erinnert hierin an Lichtenbergs »Sudelbücher«. Zudem finden sich bei Bacon keine revolutionären Entdeckungen, Erfindungen und

wissenschaftler wie Robert Boyle, Robert Hooke und Isaac Newton fanden in diesem Werk ihre erkenntnistheoretischen oder methodischen Grundlagen [...], nicht anders als der Geschichtsphilosoph Giambattista Vico [...]. Die Aufklärer Voltaire und Etienne Condillac fühlten sich seinem Geist verpflichtet [...]. Denis Diderot und Jean d'Alambert verehrten ihn als den »größten, umfassendsten und eloquentesten der Philosophen« [...] und führten in ihrer Enzyklopädie das Stichwort »Baconismus« ein. Nicht zuletzt war es Immanuel Kant, der Bacon die Ehre zuerkannte, die entscheidende Wende zur »Revolution der Denkart« [...] vollzogen zu haben, die die wissenschaftliche Vernunft auf die Bahn ihrer neuzeitlichen Entwicklung lenkte. In den Philosophiegeschichten seit den Zeiten Hegels und Kuno Fischers ist diese Rolle anerkannt [...]. Wenn man auf irgendein einzelnes Werk weisen wollte, das zum Symbol des Aufbruchs in die Neuzeit geworden ist und in dieser säkularen Form die Schriften des Aristoteles ablöste – man hätte kaum eine andere Wahl als das »Novum Organum«...« (Bacon/Krohn I 1990, S. IXf.). Zitate aus Jean d'Alembert: (Evres. Paris 1821–1822. Reprint: Genf 1967. Bd. I. S. 63ff. und Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft. B XIII.

30 Voltaire/Bittner 1994, S. 64.

31 Bacon/Krohn I 1990, S. Xf.

Gesetze, noch erscheint seine Erkenntnistheorie besonders stringent. Darüber hinaus gilt die von Bacon konzipierte Methode der Induktion heute in ihrer ursprünglichen Form als inpraktikabel. Auch begegnet er den neuzeitlichen Erkenntnissen, etwa dem heliozentristischen Weltbild, eher ablehnend, vielmehr erscheinen seine Vorstellungen der Gedankenwelt der späten Renaissance mit ihrer okkulten und alchemistischen Tradition verbunden.³²

Unbestritten bleibt gleichwohl Bacons Stellung am Beginn der Neuzeit sowie sein nicht zu unterschätzender Einfluß auf die Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts. Dies zeigt allein schon die Tatsache, daß der Name Bacon immer wieder erwähnt wird, sei es von Empiristen und Sensualisten, sei es von Rationalisten. Daß Bacon weder der empiristischen noch der rationalistischen Richtung zugeordnet werden kann,³³ läßt sich anhand näherer Betrachtung des konkreten Inhalts seines Werks belegen.

Die Suche nach einem Weg zur wahren Erkenntnis bildet das Leitthema des »Novum Organum« Bacons. Wo dieser Weg seinen Anfang nimmt, welches die Ausgangspunkte menschlicher Erkenntnis sind, und welche Rolle die Sprache im Erkenntnisprozeß des Menschen einnimmt, sind Schlüsselfragen der Diskussion.

Zunächst rechnet Bacon jedoch mit dem überkommenen Wissenschaftsbegriff der Scholastik ab, vor allem mit der Logik als der im Mittelalter allgemein anerkannten Methode des wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns,

32 Bacon/Krohn I 1990, S. Xf.

Gegen eine derartige Kritik führt Voltaire ins Feld: »Es ist wohl wahr, daß schon vor ihm erstaunliche Geheimnisse gelüftet worden sind. [...] Die erstaunlichsten und nützlichsten Erfindungen sind nicht die, welche dem menschlichen Geist die größte Ehre machen. Es ist ein mechanischer Instinkt, der sich beim Großteil der Menschen findet, dem wir alle Künste verdanken, und keineswegs die gesunde Philosophie. [...] Welch wunderbaren Gebrauch machten nicht seither die Griechen und die Römer von der Mechanik? Dabei glaubte man zu ihrer Zeit, daß es Kristallhimmel gäbe und daß die Sterne kleine Lampen seien, die gelegentlich ins Meer fielen; und einer ihrer großen Philosophen fand nach allerhand Forschungen heraus, daß die Sterne Steine seien, die sich von der Erde gelöst hatten. Mit einem Wort, die experimentelle Philosophie hatte vor Bacon niemand gekannt; und von allen physikalischen Beweisen, die man seit ihm gemacht hat, gibt es fast keinen, der nicht in seinem Buch erwähnt wäre. [...] Wenig später fing die experimentelle Physik an, in fast allen Teilen Europas zugleich gepflegt zu werden. Das war ein versteckter Schatz, dessen Existenz Bacon geahnt hatte und den die Philosophen, von seiner Verheißung ermuntert, auszugraben sich bemühten. Was mich aber am meisten überraschte, war, in seinem Buch ausdrücklich jene neue Anziehungskraft zu finden, als deren Entdecker Newton gilt. »Man muß feststellen«, sagt Bacon, »ob es nicht eine magnetische Kraft gibt, die zwischen Erde und Dingen von Gewicht wirkt, zwischen Mond und Ozean, zwischen den Planeten etc.«« (Voltaire/Bittner 1994, S. 64 ff.).

33 Vielerorts wird Bacon dem Empirismus zugeordnet (vgl. beispielsweise Coreth/Schöndorf 1990), und zweifellos weist seine Theorie starke empiristische Züge auf. Gründe für meine Ablehnung einer solchen Etikettierung Bacons als Empiriker par excellence enthalten folgende Ausführungen.

indem er die Vielfalt der natürlichen Phänomene der ›Einfalt‹ sinnlicher Wahrnehmung gegenüberstellt und damit die Inkommensurabilität des menschlichen Wahrnehmungsapparates in seiner Funktion als Informationslieferant des Intellekts hervorhebt:

»10. Die Feinheit der Natur übertrifft die Sinne und des Verstandes um ein Vielfaches; jene schönen Erwägungen, Spekulationen und Begründungen der Menschen sind deshalb ungesunde Fundamente; niemand ist leider da, der das bemerkt. 11. So, wie die gegenwärtigen Wissenschaften für die Erfindungen von wirklichen Werken nutzlos sind, so ist auch die jetzige Logik nutzlos für die Entdeckung wahrer Wissenschaft.«³⁴

Jene Diskrepanz von Wahrnehmung und Wirklichkeit wird noch gesteigert, wenn aus sinnlichen Apperzeptionen Vernunftschlüsse gefolgert werden, die die Wirklichkeit mittels Gesetzen und Regeln abstrahieren:

»14. Der Syllogismus besteht aus Sätzen, Sätze aus Worten, Worte sind Zeichen der Begriffe. Sind daher die Begriffe selbst (die Grundlage der Sache) verworren und leichtfertig den Dingen abgezogen, so hat das darauf Errichtete keinerlei Fertigkeit. Daher stützt sich die Hoffnung allein auf wahre Induktion.«³⁵

Die generalisierende Zusammenfassung wahrgenommener Phänomene in den Begriffen vergrößert demnach die Kluft zwischen Wahrheit und Erkenntnis. Je mehr Bedeutungen ein Begriff in sich vereint, desto inadäquater wird er in bezug auf die Wirklichkeit. Doch muß hier differenziert werden, denn:

»16. Die Begriffe der untersten Arten wie Mensch, Hund, Taube und die der unmittelbaren Sinneswahrnehmung wie warm und kalt, schwarz und weiß täuschen nicht sehr, dennoch werden auch sie durch die stetige Bewegung der Materie und durch die Vermischung der Dinge zuweilen verworren; alle übrigen (deren sich die Menschen bis jetzt bedient haben) sind Abirrungen und nicht in der nötigen Weise von den Dingen abstrahiert und errichtet worden.«³⁶

Dieses Mißverhältnis von Sprache, Erkenntnis und Wahrheit kann nach Bacon durch eine neue Herangehensweise, eine *neue Methode* gemildert werden:

»18. [...] Um aber in das Innere und Unbekannte der Natur einzudringen, müssen Begriffe und Sätze durch ein klares und begründetes Verfahren von den Dingen her gewonnen werden; überhaupt muß eine bessere und genauere Mithilfe des Verstandes zur Regel werden.«³⁷

Gemäß seinem Diktums »*Vere scire, esse per Causas scire*«³⁸ ist für Bacon der wahre Weg »zur Erforschung und Entdeckung der Wahrheit«³⁹ derjenige, »auf dem [...] man von den Sinnen und vom Einzelnen ausgehend die Sätze [ermittelt, U.F.], indem man stetig und stufenweise aufsteigt, so daß man erst auf

34 Bacon/Krohn I 1990, S. 85.

35 Bacon/Krohn I 1990, S. 87.

36 Bacon/Krohn I 1990, S. 87.

37 Bacon/Krohn I 1990, S. 89.

38 Bacon/Krohn I 1990, S. 279f. Vgl. auch J,573.

39 Bacon/Krohn I 1990, S. 89.

dem Gipfel zu den allgemeinsten Sätzen gelangt«⁴⁰. Ausgangspunkt aller Erkenntnis war und ist demzufolge die sinnliche Wahrnehmung, neu im Sinne Bacons ist allerdings das stufenweise Fortschreiten der Schlußfolgerung, das ihm dem natürlichen System angemessener erscheint als das voreilige Schlußfolgern der Dialektiker.⁴¹ Wahrer Erkenntnisgewinn kann also ausschließlich auf der Grundlage eigener sinnlicher Erfahrung stattfinden: Die Menschen müssen deshalb dazu bereit sein, »sich einstweilen der Begriffe zu entledigen und anzufangen, mit den Dingen selbst vertraut zu werden«⁴².

Diese von Bacon proklamierte induktive Methode als Weg zur wahren Erkenntnis hat die Funktion, Irrtümer und Vorurteile zu vermeiden, die unter anderem auch durch die Sprache evoziert werden können.⁴³ Die Quelle, aus der die größten Irrtümer entstehen können, ist für Bacon jedoch nicht im Intellekt, sondern in den Sinnen als den »Wurzeln« der Erkenntnis zu suchen.⁴⁴

40 Bacon/Krohn I 1990, S. 89. Hervorhebung von mir, U.F.

41 Bacon grenzt den neuen Weg der Induktion vor allem hinsichtlich des »stufenweisen Aufstiegs« vom alten Verfahren der Dialektik ab: »22. Beide Wege beginnen mit den Sinnen und dem Einzelnen und enden bei dem Allgemeinen; aber sie weichen unermesslich voneinander ab; auf dem einen streift man nur flüchtig die Erfahrung und die Einzeldinge; auf dem anderen verweilt man richtig und ordnungsgemäß bei ihnen. Auf dem einen wiederum stellt man bereits am Anfang abstrakte und nutzlose Verallgemeinerungen auf, während der andere stufenweise zu denen emporsteigt, die der Natur in Wahrheit gemäßer sind.« (Bacon/Krohn I 1990, S. 91).

42 Bacon/Krohn I 1990, S. 99.

43 Als Ursache für die Irrtümer nennt Bacon die »Idole«, die Trugbilder, die »den menschlichen Geist gefangen[halten, U.F.]« (Bacon/Krohn I 1990, S. 39.). In seiner Idolenlehre stellt Bacon die vier Arten von Trugbildern zusammen: das Idol der Höhle (»idola specus«), das Idol des Marktes (»idola fori«), das Idol des Theaters (»idola theatri«) und das Idol des Stammes (»idola tribus«). (Vgl. Bacon/Krohn I 1990, S. 101 ff.) Während die »idola specus« aus dem individuellen Umfeld, beispielsweise aus der Erziehung, der Bildung, den Charaktereigenschaften des einzelnen Menschen, hervorgehen, entstehen die »idola fori« durch den intersubjektiven Austausch, durch die wechselseitige Beeinflussung der Individuen. Sprache verbindet die Menschen und ist zugleich Ursprung unendlich vieler Mißverständnisse, die häufig aus der Gleichsetzung des Wortes mit dem Ding resultieren. Mit »idola theatri« bezeichnet Bacon falsche Begriffe und Meinungen, die – durch mangelhafte Theoriebildungen zu Ansehen gekommen – sich in das menschliche Denken eingenistet haben. Die »idola tribus« entstehen aus der Eigenschaft des menschlichen Wesens, die Dinge zu vereinheitlichen, sie mittels Analogien zu Zusammenhängen zu verbinden, die in Wirklichkeit so nicht in den Dingen enthalten sind. (Vgl. Albrecht 1991, S. 24.).

44 Vgl.: »50. Aber das bei weitem größte Hindernis und der Anstoß zu Irrungen erwächst dem menschlichen Geist aus der beschränkten Unzulänglichkeit und den Fallstricken der Sinne; daher überwiegt das, was den Sinn beeindruckt, dasjenige, was den Sinn nicht unmittelbar erregt, mag es auch das Wesentlichere sein. Daher hört die Betrachtung fast mit dem Anblick auf; dementsprechend gibt es von den unsichtbaren Dingen eine nur geringe oder gar keine Beobachtung. Daher bleibt dem Menschen alle Wirksamkeit der in den fühlbaren Körpern eingeschlossenen

Vor allem mit der besonderen formalen Anlage seines philosophischen Traktats, das sich durch fragmentarische Aphorismen auszeichnet und insofern verweisenden Charakter besitzt,⁴⁵ bricht Bacon nicht nur mit der Philosophie-Tradition, sondern zugleich mit der Rhetorik-Tradition: Sein Werk erweist sich somit inhaltlich wie formal als so revolutionär wie neuzeitlich und bringt Bacon den Ruf ein, Vorbereiter des Empirismus und damit derjenigen der beiden großen philosophischen Strömungen des 17. und 18. Jahrhunderts zu sein, deren Vertreter ein empiristisch-pragmatisches Denken bevorzugen und die Sprache in der Hauptsache als Mittel der Erkenntnis und der Kommunikation auffassen.⁴⁶

Empirismus und Rationalismus

Charakteristisch für die empiristische Auffassung ist die Tendenz, den Verstand als Erkenntnisquelle herabzusetzen, um vielmehr auf der Ansicht zu bestehen, daß alle Ideen und Vorstellungen aus der Erfahrung, der insbesondere die sinnliche Wahrnehmung zugrundeliegt, herrühren.⁴⁷ Sinneserfahrung stellt demzufolge die einzige Quelle der Vorstellungen (>Ideen<) dar, aus denen sich Wissen konstituiert,⁴⁸ während dem Intellekt eine eher untergeord-

Geister verborgen und unerkannt. Auch bleibt alle feinere Umgestaltung in den Teilen der größeren Dinge verborgen, die man gewöhnlicherweise Veränderung nennt, obschon es in Wahrheit eine äußerst kleine Bewegung ist. Wenn aber dies beides, wovon ich sprach, nicht erforscht und ans Licht gebracht worden ist, kann in der Natur bezüglich der Werke nicht Großes erreicht werden. Gleichweise ist selbst das Wesen der gewöhnlichen Luft und aller Körper, welche die Luft an Feinheit übertreffen, deren es eine recht große Anzahl gibt, fast unbekannt. Denn die Sinne für sich allein sind ein gar schwaches und irrtumgebundenes Ding. Auch vermögen Werkzeuge zur Erweiterung und Schärfung der Sinne nicht viel; sondern alle richtigere Interpretation der Natur kommt durch Einzelfälle und geeignete durchführbare Experimente zustande; wo der Sinn nur über das Experiment, das Experiment über die Natur und die Sache selbst entscheidet.« (Bacon/Krohn I 1990, S. 113.). Die zentrale Position des Experiments und seine Funktion für den Erkenntnisgewinn verdeutlicht Bacon auch an anderer Stelle: »mein Weg und meine Methode, wie ich oft deutlich genug gesagt habe [...], besteht darin, nicht Werke aus Werken oder Experimente aus Experimenten, wie die Empiriker, abzuleiten, sondern aus den Werken und Experimenten die Ursachen und Grundsätze, und aus diesen beiden wieder neue Werke und Experimente [...] zu entnehmen.« (Bacon/Krohn I 1990, S. 117.). Hier wird Bacons ambivalente Stellung hinsichtlich der beiden erkenntnisphilosophischen Ausrichtungen der Aufklärung, des Rationalismus und des Empirismus, offensichtlich: Lehnt er doch nicht nur den abstrakten Rationalismus ab, sondern darüber hinaus auch die einseitige empiristische Auffassung, die die Bedeutung der Generalisierung und damit die intellektuelle Tätigkeit der Erkenntnis bestritt. (Vgl. Albrecht 1991, S. 24.)

45 Auf diesen Aspekt wird im zweiten Abschnitt dieses Mittelteils im Rahmen der textanalytischen Untersuchungen ausführlicher eingegangen.

46 Vgl. Keller 1989, S. 18.

47 Vgl. Hamlyn 1969, S. 59.

48 Vgl. Hamlyn 1969, S. 93.

nete, passive Funktion im Erkenntnisprozeß zugesprochen wird. Die empiristische Auffassung vom Erkenntnisgewinn markiert den Wandel zur neuzeitlichen Philosophie insofern, als sie mit der platonisch-aristotelischen Metaphysik radikal bricht: Indem sie Metaphysik, Transzendenz und die Existenz ewiger Wahrheiten ableugnen, distanzieren sich die Empiristen von den Rationalisten. Während für die Rationalisten die Sinneserfahrung nurmehr das Material und die Einleitung des eigentlichen Erkenntnisprozesses darstellt, dessen Vollendung erst im Geist stattfinden kann, ist aus radikal empiristischer Sicht streng genommen die Sinneserfahrung an sich bereits vollkommen, da sie die Wahrheit impliziert.⁴⁹

Allerdings ist bei aller Unterschiedlichkeit zwischen rationalistischer und empiristischer Auffassung zu beachten, daß die Differenzen im Grunde genommen lediglich tendenzieller Art sind. Sowohl Rationalisten wie Empiristen glaubten, daß Wissen der Rechtfertigung bedarf, und daß diese Rechtfertigung nur erreicht werden könne, indem gezeigt würde, daß einige Wahrheiten gewiß sind.⁵⁰ Die Suche nach jener Gewißheit eint beide Ausrichtungen, Differenzen bestehen lediglich in den Antworten auf die Frage, wie Wahrheit und Sicherheit erreicht werden können.

*Versuch der Synthese von Empirismus und Rationalismus:
Immanuel Kants Transzendentalismus*

Das Dilemma zwischen Empirismus und Rationalismus kritisch zu überwinden, ist das Ziel Immanuel Kants (1724–1804), der in seinem erkenntnistheoretischen Hauptwerk »Kritik der reinen Vernunft« von 1781 beide Strömungen in einer höheren Synthese vereinen will.⁵¹

Nach seiner transzendentalistischen Philosophie entsteht Erkenntnis aus der Synthese von Anschauung und Denken, von Sinnlichkeit und Verstand. Die Sinnlichkeit setzt sich nach Kant aus dem »Sinn« und der »Einbildungskraft« zusammen:

»Das erstere ist das Vermögen der Anschauung *in* der Gegenwart des Gegenstandes, das zweite auch *ohne* die Gegenwart desselben. – Die Sinne aber werden wiederum in die *äußeren* und den *inneren* Sinn [...] eingeteilt; der erste ist der, wo der mensch-

49 Vgl. Hirschberger II 1991, S. 188. Aufgrund der unendlichen Fortsetzbarkeit des Weltprozesses nämlich »kann es hier keine ewigen, notwendigen, das Partikulare transzendierenden allgemeingültigen Wahrheiten, Werte und Ideale geben. Alles wird relativiert auf das Räumliche, Zeitliche, Menschliche, manchmal auch Allzumenschliche. Über die Intelligibilität siegt die Sensualität, über die Idealität die Utilität, über die Universalität die Individualität, über die Ewigkeit die Zeit [...]« (Hirschberger II 1991, S. 188).

50 Vgl. Hamlyn 1969, S. 59.

51 Da die Grundansichten Kants im Zusammenhang mit Lichtenbergs erkenntnistheoretischen Anschauungen dargestellt werden, konzentriert sich dieser Abschnitt auf Kants sprachtheoretische Anmerkungen.

liche Körper durch körperliche Dinge, der zweite, wo er durchs Gemüt affiziert wird [...]. Eine Vorstellung durch den Sinn, deren man sich als einer solchen bewußt ist, heißt besonders *Sensation*, wenn die Empfindung zugleich Aufmerksamkeit auf den Zustand des Subjekts erregt«⁵².

Bei den fünf äußeren Sinnen unterscheidet Kant zwei Klassen, da »Drei derselben [...] mehr objektiv als subjektiv [sind, U.F.], d. i. sie tragen, als empirische *Anschauung*, mehr zur *Erkenntnis* des äußeren Gegenstandes bei, als sie das Bewußtsein des affizierten Organs rege machen«⁵³, während »zwei [...] mehr subjektiv als objektiv [sind, U.F.], d. i. die Vorstellung durch dieselbe ist mehr die des *Genusses*, als der Erkenntnis des äußeren Gegenstandes«⁵⁴. Während zur ersten Klasse Tastsinn, Gesichtssinn und Gehörssinn zählen, gehören der zweiten Klasse Geschmack und Geruch an. Dem inneren Sinn indes »liegt die innere Anschauung, folglich das Verhältnis der Vorstellungen in der Zeit (so wie sie darin zugleich oder nach einander sind) zum Grunde«⁵⁵. Das gesamte Erkenntnismaterial wird Kant zufolge sprachlich gefaßt,⁵⁶ und das transzendente Subjekt ist sprachlich konzipiert, denn:

»Alle Sprache ist Bezeichnung der Gedanken und umgekehrt die vorzüglichste Art der Gedankenbezeichnung ist die durch Sprache, diesem größten Mittel, sich selbst und andere zu verstehen. Denken ist *Reden* mit sich selbst [...], folglich sich auch innerlich (durch reproduktive Einbildungskraft) *Hören*.«⁵⁷

Das Sprachvermögen stellt als besondere Art des Bezeichnungsvermögens einen Teil der Erkenntnisfähigkeit dar:

»Das Vermögen der Erkenntnis des Gegenwärtigen, als Mittel der Verknüpfung der Vorstellung des Vorhergesehenen mit der des Vergangenen, ist das *Bezeichnungsvermögen* – Die Handlung des Gemüts, diese Verknüpfung zu bewirken, ist die *Bezeichnung* (signatio)«⁵⁸.

Kant unterscheidet zwischen Symbolen als Zeichen der Anschauungen, »so fern sie nur zu Mitteln der Vorstellung durch Begriffe dienen«⁵⁹, und Charakteren als indirekten Zeichen, »die an sich nichts bedeuten, sondern nur durch

52 Kant/Weischedel XII, 445; Anthropol., I, 1, § 8. B 46.

53 Kant/Weischedel XII, 446; Anthropol., I, 1, § 8. B 47.

54 Kant/Weischedel XII, 446; Anthropol., I, 1, § 8. B 47.

55 Kant/Weischedel XII, 456; Anthropol., I, 1, § 8. B 57.

56 »Unter der Regierung der Vernunft«, so schreibt er in seiner »Transzendentalen Methodenlehre«, »dürfen unsere Erkenntnisse keine Rhapsodie, sondern sie müssen ein System ausmachen, in welchem sie allein die wesentlichen Zwecke derselben unterstützen und befördern können. Ich verstehe aber unter einem Systeme die Einheit der mannigfaltigen Erkenntnisse unter einer Idee. Diese ist der Vernunftbegriff von der Form eines Ganzen [...]. Das Ganze ist [...] gegliedert (articulatio) und nicht gehäuft (coacervatio), es kann zwar innerlich (per intus suceptionem), aber nicht äußerlich (per appositionem) wachsen [...]«. (Kant/Weischedel IV, 696; KrV, II, 1, 3. B 860f. Vgl. Albrecht 1991, S. 45f.).

57 Kant/Weischedel XII, 500; Anthropol., I, 1, § 35. B 109.

58 Kant/Weischedel XII, 497; Anthropol., I, 1, § 35. B 106.

59 Kant/Weischedel XII, 497; Anthropol., I, 1, § 35. B 106.

Beigesellung auf Anschauungen und durch diese auf Begriffe führen; daher das *symbolische* Erkenntnis nicht der *intuitiven* sondern der *diskursiven* entgegengesetzt werden muß, in welcher letzteren das Zeichen (character) den Begriff nur als Wächter (custos) begleitet, um ihn gelegentlich zu reproduzieren«⁶⁰. Die Sprachzeichen verweisen also auf Begriffe, die der Verstand zum Urteil verknüpft, und die Schriftzeichen (als Zeichen für Laute) gehören mit den Gebärdens- und den »Tonzeichen« (Noten) zu den willkürlichen oder Kunst-Zeichen.⁶¹

Das Urteil basiert demnach auf den Wörtern als seinen einzigen Konstituenten. Auf dem Umstand, daß die Wörter nur Andeutungen und Verweise auf Begriffe sind, beruhen Differenzen in der Urteilsbildung und ihrem Ausdruck: Denn da die Sprechenden ihre jeweils eigenen Vorstellungen haben, bleibt beim Sprechen eines Individuums verborgen, was das andere sich bei einem Wort vorstellt.⁶² Damit erhält die Sprache einen genuin subjektiven Charakter, denn:

»Einer verbindet die Vorstellung eines gewissen Worts mit einer Sache, der andere mit einer anderen Sache; die Einheit des Bewußtseins, in dem, was empirisch ist, ist in Ansehung dessen, was gegeben ist, nicht notwendig und allgemein geltend.«⁶³

Sprache wird deshalb von Kant verstanden als die Einzelsprache, die sich in ihrem Gebrauch lebendig entwickelt.⁶⁴

60 Kant/Weischedel XII, 497; Anthropol., I, 1, § 35. B 106f. Dabei kommt der Fähigkeit, zwischen Symbolischem und Intellektuell-Begrifflichem zu unterscheiden, aufklärerischer Status zu, denn: »Die wirklichen, den Sinnen vorliegenden Welterrscheinungen [...] für bloßes *Symbol* einer im Rückhalt verborgenen intelligibelen Welt ausgeben ist *Schwärmerei*. Aber in den Darstellungen der zur Moralität, welche das Wesen aller Religionen ausmacht, mithin zur reinen Vernunft gehörigen Begriffe (Ideen genannt) das Symbolische vom Intellektuellen (Gottesdienst von Religion), die zwar einige Zeit hindurch nützliche und nötige *Hülle* von der Sache selbst zu unterscheiden, ist *Aufklärung*« (Kant/Weischedel XII, 498; Anthropol., I, 1, § 35. B 107f.).

61 Vgl. Kant/Weischedel XII, 499; Anthropol., I, 1, § 35. B 108. Demgegenüber sind Symbole »bloß Mittel des Verstandes, aber nur indirekt, durch eine *Analogie* mit gewissen Anschauungen, auf welche der Begriff desselben angewandt werden kann, um ihm durch Darstellung eines Gegenstands Bedeutung zu verschaffen« (Kant/Weischedel XII, 498; Anthropol., I, 1, § 35. B 107.). Häufiger oder gar permanenter Gebrauch von symbolischen Ausdrücken kann laut Kant auf einen Mangel an Begriffen des Verstandes und an Wörtern, sie zu auszudrücken, verweisen. Zugleich wirkt symbolische Sprache als lebhaftere Vorstellung, und »in der Tat haben die alten Gesänge, vom Homer an bis zum Ossian, oder von einem Orpheus bis zu den Propheten, das Glänzende ihres Vortrags bloß dem Mangel an Mitteln, ihre Begriffe auszudrücken, zu verdanken« (Kant/Weischedel XII, 498; Anthropol., I, 1, § 35. B 107.).

62 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 237f.

63 Kant/Weischedel III, 141; KrV, I, 2, 1. Abt., 1. Buch, 2, 1, § 18. B 140.

64 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 243. Sie ist »Mittel der Darstellung dessen, »was« einem Subjekt in seiner Differenz zu anderen Subjekten dadurch als Gegenstand

Der Umstand, daß die Sprachzeichen die Begriffe lediglich andeuten, belebt die Sprache, indem die Zeichen grundsätzlich immer für anderes Verstehen offenbleiben. Aus dieser Besonderheit resultiert auch die Schwierigkeit von philosophischen Beweisen, denn im Gegensatz zu den eindeutigen formalen Sprachzeichen der Mathematik kann man sich in der Philosophie immer nur der Wörter bedienen, wie sie vom allgemeinen Sprachgebrauch vorgegeben sind. Da die Wörter aber keine Begriffe sind, sondern lediglich auf Begriffe verweisen, könnte also jeder philosophische Beweis durch anderes Verstehen der Wörter widerlegt werden.⁶⁵ Der Sprechende steht also vor der Alternative, entweder zu erklären, welche Begriffe er mit den Wörtern verbindet, und damit ein möglichst adäquates Verständnis dessen, was mit seinen Äußerungen gemeint ist, zu garantieren, oder eben im Gebrauch allgemein üblicher Ausdrücke den anderen Sprachteilnehmern einen gewissen Spielraum im Verstehen zu gewähren und das Risiko des Mißverständnisses einzugehen.⁶⁶ Allerdings tritt die Differenz zwischen Sprachzeichen und Begriff oftmals erst im Handeln zutage, denn »an dem Mangel des Bezeichnungsvermögens oder dem fehlerhaften Gebrauch desselben (da Zeichen für Sachen und umgekehrt genommen werden) liegt es, vornehmlich in Sachen der Vernunft, daß Menschen, die der Sprache nach einig sind, in Begriffen himmelweit von einander abstehen; welches nur zufälligerweise, wenn ein jeder nach *dem* seinigen handelt, offenbar wird«⁶⁷.

Obwohl es oft nicht so scheint, reiche das vorhandene Sprachmaterial aber eigentlich aus, um die Begriffe zu bezeichnen. Kant warnt sogar vor der Kreation neuer Wörter, da man sich durch sie der Gefahr aussetze, total unverständlich zu sprechen:

»Bei dem großen Reichtum unserer Sprachen findet sich doch oft der denkende Kopf wegen des Ausdrucks verlegen, der seinem Begriffe genau anpaßt, und in dessen Ermangelung er weder ändern, noch so gar sich selbst recht verständlich werden kann. Neue Wörter zu schmieden, ist eine Anmaßung zum Gesetzgeben in Sprachen, die selten gelingt, und, ehe man zu diesem verzweifelten Mittel schreitet, ist es ratsam, sich in einer toten und gelehrten Sprache umzusehen, ob sich daselbst nicht

»erscheint«, daß es mit seiner Bestimmung, »was« es sei, unter Gesichtspunkten seiner praktischen Orientierung temporär zu Ende kommt« (Borsche (Hg.) 1996, S. 244.).

65 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 236. Aber: »Von Kant her ist [auch, U.F.] deutlich geworden, daß gerade die Philosophie auf die »lebende« Sprache mit ihrer unaufhebbaren Sinnlichkeit angewiesen bleibt. Die Philosophie verfiel sonst der Schwärmerei der Philosophen, »welche es *in sich* haben, aber unglücklicherweise es nicht aussagen und durch Sprache allgemein mitteilen *können* (philosophus per inspirationem)« [...], und die nichts zu *sagen* haben, weil sie sich der Sinnlichkeit der Sprache und damit der prinzipiellen *Differenz* des Verstehens von Person zu Person durch einen Rückgriff auf das abstrakte Allgemeine zu entziehen suchen.« (Borsche (Hg.) 1996, S. 256. Zitat Kants aus: Kant VIII, 1. S. 389.).

66 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 244.

67 Kant/Weischedel XII, 500; Anthropol., I, 1, § 35. B 109.

dieser Begriff samt seinem angemessenen Ausdrucke vorfinde, und wenn der alte Gebrauch desselben durch Unbehutsamkeit ihrer Urheber auch etwas schwankend geworden wäre, zu befestigen [...], als sein Geschäfte nur dadurch zu verderben, daß man sich unverständlich machte.«⁶⁸

Auf die Tatsache, daß die Wortbedeutung durch einen subjektiven, also sinnlich gebildeten Kontext konstituiert wird, sind auch die Schwierigkeiten bei der Übersetzung von einer Sprache in eine andere zurückzuführen, denn häufig bezeichnen die Wörter »mehr die Eigentümlichkeit der Sinnesart der Nation, die sie spricht, als den Gegenstand [...], der dem Denkenden vor-schwebt«⁶⁹. Sprache und Sinnlichkeit konstituieren erst in ihrer untrennbaren Einheit das Verständnis und die »Lebendigkeit« der Sprache. Denn die Wörter gelangen erst im Kontext ihres Gebrauchs, in ihrer sinnlich artikulierten Form zu einer bestimmten Bedeutung: Das Denken ist niemals vollends vom Ton der Sprache trennbar.⁷⁰ Der sinnliche Gehalt der Sprache gewährleistet erst die Vollständigkeit wie die Bestimmtheit des Ausdrucks, »dessen sich Menschen im Sprechen bedienen, um sich, so vollkommen als möglich ist, einander, d. i. nicht bloß in ihren Begriffen, sondern auch Empfindungen nach, mitzuteilen«⁷¹. Jener vollständige sprachliche Ausdruck besteht nach Kant »in dem Worte, der Gebärde, und dem Tone (Artikulation, Gestikulation, und Modulation). Nur die Verbindung dieser drei Arten des Ausdrucks macht die vollständige Mitteilung des Sprechenden aus. Denn Gedanke, Anschauung und Empfindung werden dadurch zugleich und vereinigt auf den andern *übertragen*«⁷².

Trotz aller Gefahren des Mißverstehens ist der intersubjektive Austausch der Gedanken durch ihre Verbalisierung, »wo nicht das einzige, doch das größte und brauchbarste Mittel, unsere *eigene* Gedanken zu berichtigen, welches dadurch geschieht, daß wir sie öffentlich aufstellen, um zu sehen, ob sie auch mit anderer ihrem Verstande zusammenpassen; weil sonst etwas bloß Subjektives [...] leichtlich für objektiv würde gehalten werden«⁷³, denn:

»Bisweilen kann es doch bloß an den Ausdrücken liegen, wodurch ein sonst hell-denkender Kopf seine äußern Wahrnehmungen andern mitteilen will, daß sie nicht mit dem Prinzip des Gemeinsinnes zusammenstimmen wollen, und er auf seinem Sinne beharret«⁷⁴.

»Lebende« Sprachen mit ihrem »Überschuß« an Sinnlichkeit beanspruchen deshalb endlose Verandestätigkeit und wirken so stimulierend auf den Geist.⁷⁵

68 Kant/Weischedel III, 321; KrV, I, 2, 2. Abt., 1. Buch, 1. B 369f.

69 Kant/Weischedel XII, 663; Anthropol., II, C. B 300.

70 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 248.

71 Kant/Weischedel X, 258; KU, § 51. B 204.

72 Kant/Weischedel X, 258; KU, § 51. B 204f.

73 Kant/Weischedel XII, 536; Anthropol., I, 1, § 50. B 152.

74 Kant/Weischedel XII, 536; Anthropol., I, 1, § 50. B 152.

75 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 248.

Und damit besitzt die Sprache über den Zweck der Mitteilung hinaus einen weiteren, nämlich den Zweck, den allgemeinen Willen der Menschen zur Wahrhaftigkeit auszudrücken. Das Faktum, daß jede sprachliche Mitteilung eines Subjekts auf den allgemeinen Zweck der Wahrhaftigkeit bezogen ist, garantiert erst den Nutzen der Sprache. Denn letztendlich zielt jede Urteilsbildung darauf ab, das, was man selbst für wahr hält, anderen wahrhaftig zu schildern. Verdeutlicht wird dieser Wahrhaftigkeitsanspruch, indem man die Darstellung als ›Meinung‹, ›Glauben‹ oder ›Wissen‹ kennzeichnet.⁷⁶

In der Auffassung, daß sich also der Wahrhaftigkeitsbegriff nurmehr auf die Darstellung der eigenen Gedanken *vor anderen Subjekten* bezieht – und nicht mehr auf die Sachverhalte und ihre Darstellung im Urteil –, zeigt sich, wie sehr Kants Sprachverständnis von seiner eigenen, transzendentalphilosophisch veränderten ›Methode der Denkungsart‹ bestimmt wird.⁷⁷

Aus dieser besonderen Akzentuierung der Sprachtheorie wird verständlich, daß durch Kant die bisherige Sprachtheorie in manchen Aspekten als obsolet erschien, wie beispielsweise hinsichtlich der Vorstellung einfacher Abbildrelationen zwischen äußerem Zeichen und innerer Bedeutung des Sprachzeichens.⁷⁸

Sprache wird von Kant als eine bestimmte Art der Vermittlung verstanden, er begreift sie weder nur als deren Form noch nur als deren Inhalt und auch nicht nur als Mittel, sondern als eine individuelle Totalität, die alles in sich vereint.⁷⁹

*Einheit von Sinnlichkeit und Verstand:
Johann Georg Hamann, Johann Gottfried Herder*

»Leibnitz intellectuirte die Erscheinungen, Locke sensificirte die Verstandesbegriffe, und die reine Vernunft assimilirt Erscheinungen und Begriffe, die Elemente aller unserer Erkenntnis, »zu einem transcendentalen Etwas = X, wovon wir gar nichts wissen noch überhaupt wissen können, sobald es von den sinnlichen Daten abge sondert ist«⁸⁰.

So resümiert *Johann Georg Hamann* (1730–1788) in seiner zunächst unveröffentlichten Rezension zu Kants »Kritik der reinen Vernunft« von 1781 die bisherige Entwicklung der aufklärerischen Erkenntnistheorie – und kommt zu dem Schluß, daß die von Kant diskutierten vielfältigen Fragen,⁸¹ die die Mög-

76 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 241.

77 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 255.

78 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 257.

79 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 257.

80 Hamann/Nadler III, 277.

81 Beispielsweise: »Was und wie viel kann Verstand und Vernunft, frey von aller Erfahrung, erkennen? Wie viel darf ich mit der Vernunft, wenn mir aller Stoff und Beystand der Erfahrung genommen wird, etwan auszurichten hoffen? Giebt es menschliche Erkenntnisse, unabhängig von aller Erfahrung – Formen unabhängig

lichkeit oder Unmöglichkeit einer Metaphysik klären sollten, noch immer als unerschöpft angesehen und deshalb einer erneuten Prüfung unterworfen werden müssen.

Hierbei zielt Hamanns Kritik vor allem auf die Infragestellung – und letztlich auf die Widerlegung – der dualistischen Auffassung Kants von Sinnlichkeit und Verstand als zwei ›Stämmen‹ der menschlichen Erkenntnis ab, wie er in seiner »Metakritik über den Purismus der Vernunft« (1784) verdeutlicht: Denn wenn nach Hamann

»Sinnlichkeit und Verstand als zwey Stämme der menschlichen Erkenntnis aus *Einer* gemeinschaftlichen Wurzel [entspringen, U.F.], so daß sie durch jene Gegenstände *gegeben* und durch diesen *gedacht* werden; zu welchem Behuf nun eine so gewaltthätige, unbefugte, eigensinnige Scheidung desjenigen, was die Natur zusammengefügt hat! Werden nicht alle beyde Stämme durch eine Dichotomie und Zweispalt ihrer gemeinschaftlichen Wurzel ausgehen und verdorren? Sollte sich nicht zum Ebenbilde unserer Erkenntnis ein einziger Stamm besser schicken, mit zwey Wurzeln, einer *obern* in der Luft und einer *untern* in der Erde? Die erste ist unserer Sinnlichkeit Preis gegeben; die letzte hingegen unsichtbar und muß durch den *Verstand* gedacht werden, welches mit der Priorität des *Gedachten* und der Posteriorität des *Gegebenen* oder genommenen, wie auch der beliebten Inversion der reinen Vernunft in ihren Theorien mehr übereinstimmt.«⁸²

Als ›Beweis‹ für seine These von Sinnlichkeit und Verstand als einem einzigen ›Stamm‹ nennt Hamann die Sprache, für ihn das »einzig erste und letzte Organon und Kriterion der Vernunft«⁸³, in der die Einheit von Sinnlichkeit und Verstand als Synthese von sinnlich wahrnehmbarer Form und geistig erfassbarer Bedeutung, also sozusagen Materiellem und Ideellem offensichtlich zutage trete: Denn die Wörter gehören zwar als »sichtliche und lautbare Gegenstände [...] mit ihren Elementen zur Sinnlichkeit und Anschauung, aber nach dem Geist ihrer *Einsetzung* und *Bedeutung*, zum *Verstand* und *Begriffen*.«⁸⁴ Hamann spricht der Sprache eine Prioritätsstellung im Erkenntnisprozeß zu, denn seiner Ansicht nach beruht »das ganze Vermögen zu denken [...] auf Sprache«⁸⁵. Sinnlichkeit und Verstand, bei Kant getrennt, liegen in der Sprache in verwobener Form vor: Die materiellen und somit sensuell wahrnehmbaren Konstituentien der Sprache, also »Laute und Buchstaben sind [...] reine Formen *a priori*, in denen nichts, was zur Empfindung oder zum Begriff eines Gegenstandes gehört, angetroffen wird und die wahren, ästhetischen

von aller Materie? Worinn besteht der formelle Unterscheid der Begriffe *a priori* und *a posteriori*?« (Hamann/Nadler III, 277 f.).

82 Hamann/Nadler III, 286 f.

83 Hamann/Nadler III, 284.

84 Hamann/Nadler III, 288. »Dieser Befund«, so schreibt Detlef Otto, »macht die Sprache jedoch nicht etwa zum Punkt einer Aufhebung begrifflicher Differenzen, sondern zum Feld des so unaufhebbaren wie unentscheidbaren *Widerstreits* zwischen der Materialität sprachlicher Formen und der Idealität der bei ihrem Gebrauch gezeigten Bedeutungseffekte.« (Borsche (Hg.) 1996, S. 212.).

85 Hamann/Nadler III, 286.

Elemente aller menschlichen Erkenntnis und Vernunft«⁸⁶. Wörter haben demnach »ein *ästhetisches* und *logisches* Vermögen. [...] [Sie, U.F.] sind sowohl reine und empirische *Anschauungen*, als auch reine und empirische *Begriffe*: *empirisch*, weil Empfindung des Gesichts oder Gehörs durch sie bewirkt; *rein*, in so fern ihre Bedeutung durch nichts, was zu jenen Empfindungen gehört bestimmt wird.«⁸⁷

Die Begründung für seine These, daß der »Reichthum aller menschlichen Erkenntnis [...] auf dem Wortwechsel«⁸⁸ beruht, liefert Hamann in seiner »Aesthetica in nuce« (1762), in der er die allgemeine Sprache der Natur, die durch Sinne und Leidenschaften »würkt«⁸⁹, als Grundlage aller Sprachen darstellt, die Gott uns mit der Schöpfung gegeben hat: »Rede, daß ich Dich sehe! – – Dieser Wunsch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Kreatur durch die Kreatur ist.«⁹⁰ Diese Sprache der Natur ist jedoch unverständlich und nur durch »philologische Kunstmittel« erfaßbar: »wir haben an der Natur nichts als Turbatverse und disiecti membra poetae zu unserm Gebrauch übrig. Diese zu sammeln ist des Gelehrten; sie auszulegen, des Philosophen; sie nachzuahmen – oder noch kühner! – – sie in Geschick zu bringen des Poeten bescheiden Theil.«⁹¹ Deshalb und weil Reim und Metrum »mit der Natur der Sprachen und unserer sinnlichen Vorstellung beynahe gleich alt«⁹² seien, bildet für Hamann die Poesie »die Muttersprache des menschlichen Geschlechts«⁹³. Weil aber die Natur als Zeichensystem dem Menschen immer schon gegeben ist, stellt die Sprache keine menschliche Erfindung dar, denn

86 Hamann/Nadler III, 286.

87 Hamann/Nadler III, 288

88 Hamann/Nadler II, 129.

89 Hamann/Nadler III, 206.

90 Hamann/Nadler II, 198.

91 Hamann/Nadler II, 198f. Als Beispiel für einen solchen Poeten nennt Hamann Klopstock, der er als »großen Wiederhersteller des lyrischen Gesangs« bezeichnet. (Vgl. Hamann/Nadler II, 215.).

92 Hamann/Nadler II, 214.

93 Hamann/Nadler II, 197. Darüber hinaus verleihen Reim und Metrum der Sprache ein musikalisches Moment und weisen damit auf die Nähe der Poesie zur Musik als »ältester Sprache« hin: »Die älteste Sprache war Musik und nebst dem fühlbaren Rhythmus des Pulsschlages und des Othems in der Nase, das leibhafte Urbild alles *Zeitmaßes* und seiner Zahlverhältnisse. Die älteste Schrift war *Malerey* und *Zeichnung*, beschäftigte sich also eben so frühe mit der *Oekonomie* des *Raums*, seiner Einschränkung und Bestimmung durch Figuren. Daher haben sich die Begriffe von *Zeit* und *Raum* durch den überschwänglich beharrlichen Einfluß der beyden edelsten Sinne, Gesichts und Gehörs, in die ganze Sphäre des Verstandes, so allgemein und notwendig gemacht, als Licht und Luft für Aug, Ohr und Stimme sind, daß Raum und Zeit [z. U.F.]war nicht *ideae innatae*, doch wenigstens *matrices* aller anschaulichen Erkenntnis zu seyn scheinen.« (Hamann/Nadler III, 286).

»Jede Erscheinung der Natur war ein Wort [...]. Alles was der Mensch am Anfange hörte, mit Augen sah, beschaute und seine Hände betasteten, war ein lebendiges Wort; denn Gott war das Wort. Mit diesem Worte im Mund und im Herzen war der Ursprung der Sprache so natürlich, so nahe und leicht, wie ein Kinderspiel«⁹⁴.

Sprache ist demnach Nachahmung der Natur, indem ihre Begriffe die Dinge widerspiegeln. Als Beispiel für eine Sprache, die die göttliche Einheit widerspiegelt, nennt Hamann die natürliche Sprache der Bibel:

»Das Buch der Schöpfung enthält Exempel allgemeiner Begriffe, die GOTT der Kreatur durch die Kreatur; die Bücher des Bundes enthalten Exempel geheimer Artikel, die GOTT durch Menschen den Mensch hat offenbaren wollen. Die Einheit des Urhebers spiegelt sich bis in dem Dialecte seiner Werke [...]!«⁹⁵

Aus dieser Einsicht Hamanns leitet sich seine Forderung nach Zuwendung zur natürlichen Sprache der Bibel ab, die die Einheit von Sinnlichkeit und Verstand exemplarisch wiedergibt.

Hamanns Schriften prägt eine lebendig-organische Sprachauffassung, die die schöpferischen Kräfte des Gemüts einbezieht und die Sprache über ihre bloße Bezeichnungsfunktion hinaus betrachtet: So wendet er seine theoretischen Überlegungen auf die Praxis an, indem er eine Rechtschreibreform befürwortet, den übermäßigen Anteil von Fremdwörtern in der deutschen Sprache kritisch beäugt sowie Lesen und Schreiben zusammen mit der Ausbildung des Denkvermögens unterrichtet wissen will.⁹⁶ Seine theoretische Ansicht spiegelt sich auch in seinem bewußt eigenwilligen Sprachgebrauch wider, den ein so kunstvoll-enthusiastischer wie bilderreicher Stil auszeichnet und der ihm schon zu seinen Lebzeiten den Titel »Magus des Nordens« einbrachte.

Aber Hamanns Haltung gegenüber der Sprache ist trotz allem Enthusiasmus auch von Skepsis geprägt, denn

»Nicht nur das ganze Vermögen zu denken [...] [beruht, U.F.] auf Sprache, sondern Sprache ist auch der *Mittelpunct des Misverstandes der Vernunft mit ihr selbst*, theils wegen der häufigen *Coincidenz* des größten und kleinsten Begriffs, seiner Leere und

94 Hamann/Nadler III, 32. »Der Mensch als Sprachwesen ist nicht definierbare Natur, sondern er steht im Bezug zu einer – und auch der eigenen – Natur, deren Erscheinungen selbst auf einen Bezug verweisen, da sie von Anfang an dem Menschen »Zeichen, Sinnbild und Unterpfand einer neuen, geheimen, unaussprechlichen, aber desto innigern Vereinigung, Mittheilung und Gemeinschaft göttlicher Energien und Ideen« [...] waren. Damit sprechen die wahrgenommenen Dinge der Natur als eine Fülle von Sprache aber nicht ihre jeweiligen Bedeutungen aus, sondern sie geben dem Menschen lediglich zu erkennen, *daß* in ihnen sich Göttliches mittheilt: die Sprache selbst, an der der Mensch im Genuß der verschwenderischen Natur also immer schon teilhat und die er folglich nicht zu erfinden braucht.« (Borsche (Hg.) 1996, S. 208. Zitat aus: Hamann/Nadler III, 32.).

95 Hamann/Nadler II, 204.

96 Vgl. Albrecht 1991, S. 35. Allerdings warnt Hamann auch vor einer puristischen Sprachpolitik, denn: »Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichthum; eine gar zu gefesselte Richtigkeit, ihrer Stärke und Mannheit.« (Hamann/Nadler II, 136).

Fülle in idealischen Sätzen, theils wegen des unendlichen der Rede- vor den Schlußfiguren.«⁹⁷

Die sprachskeptische Haltung Hamanns durchzieht seine gesamte Sprachphilosophie und zwar nicht als Abwertung der Sprache, sondern als Versuch, den »kleinsten Satz von Zweideutigkeit zu befreien [...] – das kleinste Flickwort zu bestimmen«⁹⁸: »keine leichte, aber eckle Arbeit«⁹⁹, so schreibt Hamann am 30. April 1787 an Friedrich Heinrich Jacobi. Ein Beispiel für diese »schwerste Arbeit« der praktischen Arbeit mit der Sprache stellt seine Abhandlung über den Einfluß der Sprache auf die Meinungen und umgekehrt der Meinungen auf die Sprache von 1759 dar. Indem er die im Titel seiner Abhandlung verwendeten Termini hinsichtlich ihrer potentiellen Konnotationen in ihrer Polysemie darstellt, enthüllt Hamann hier die Vorstellung eines allgemeinen Verständnisses als Fatamorgana, die bei näherer Betrachtung verschwindet.¹⁰⁰ Damit weist er zugleich auf die Tatsache hin, daß es unmöglich ist, einen Begriff in seinen semantischen Bedeutungsmöglichkeiten erschöpfend zu klären, da die Möglichkeiten seines Gebrauch und seine Kontexte unbegrenzt sind.¹⁰¹ Es gibt demzufolge keine end- und allgemeingültigen Definitionen, eine Begrenzung der Deutungen vermittelt lediglich der Kontext. So beeinflusst beispielsweise die natürliche Denkungsart den Sprachgebrauch, die letztendlich wiederum auf die Individualität sinnlicher Wahrnehmungen zurückgeführt werden kann. Denn da »sich unsere Denkungsart auf sinnliche Eindrücke und die damit verknüpfte Empfindungen gründet; so läßt sich sehr wahrscheinlich eine Übereinstimmung der Werkzeuge des Gefühls mit den Springfedern der menschlichen Rede vermuthen«¹⁰². Diese Auffassung verdeutlicht Hamann exemplarisch am Begriff der Sprache:

Denn »das Gebiet der Sprache erstreckt sich vom Buchstabiren bis auf die Meisterstücke der Dichtkunst und feinsten Philosophie, des Geschmacks und der Kritik; und der Charakter derselben fällt theils auf die Wahl der Wörter, theils auf die Bildung der Redensarten. Da der Begriff von dem, was man unter Sprache versteht, so vielbedeutend ist; so wäre es am besten denselben nach der Absicht zu bestimmen, als das Mittel unsere Gedanken mitzutheilen und anderer Gedanken zu verstehen.«¹⁰³

Es gibt also keinen allgemeinen Begriff von Sprache, vielmehr betont Hamann die Singularität des Sprechenden und des jeweiligen Kontextes, die den Sprachgebrauch beeinflusst:

»Wer in einer fremden Sprache schreibt, der muß seine Denkungsart, wie ein Liebhaber, zu bequemen wissen. – Wer in seiner Muttersprache schreibt, hat das Haus-

97 Hamann/Nadler III, 286.

98 Hamann, Briefwechsel, Bd. VII. S. 176.

99 Hamann, Briefwechsel, Bd. VII, S. 176. Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 213.

100 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 200.

101 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 201.

102 Hamann/Nadler II, 123.

103 Hamann/Nadler II, 125.

recht eines Ehemanns, falls er dessen mächtig ist. Ein Kopf, der auf seine eigene Kosten denkt, wird immer Eingriffe in die Sprache thun; ein Autor hingegen auf Rechnung einer Gesellschaft, läßt sich die ihm vorgeschriebene Worte wie ein Miethsdichter die Endreime (bout-rimés) gefallen, die ihm auf die Gleise derjenigen Gedanken und Meynungen bringen, so sich am besten schicken.«¹⁰⁴

Mit seiner Auffassung von der Poesie als Ursprung der Sprache, von der Singularität der individuellen Sprache und seinem Postulat der Zuwendung zur natürlichen Sprache überwindet Hamann die aufklärerische Sprachtheorie und die nüchterne Sprache des Rationalismus und legt eine der Grundlagen für die Sturm-und-Drang-Bewegung.

Obwohl sich Hamann sowohl in theoretischer wie in praktischer Hinsicht mit der Sprache intensiv und kritisch auseinandergesetzt hat, ging aus dieser Beschäftigung mit der Sprache kein systematischer Traktat hervor. Der Grund dafür liegt vielleicht in Hamanns Abneigung gegenüber Systemen¹⁰⁵ oder aber gerade in der Vielseitigkeit der Sprachthematik wie des Denkers Hamanns, bildet doch die Sprache ein Thema, das in seinen Schriften durchgängig und auf vielfältige Art behandelt wird, gleichzeitig aber ist wohl gerade diese Vielfalt des (Un-)Themas Sprache der Grund, warum er seine Sprachbetrachtungen nie systematisch ordnet.¹⁰⁶

Wie sein Lehrer Hamann vertritt auch *Johann Gottfried Herder* (1744–1803) die Ansicht, daß Sinnlichkeit und Verstand als Einheit aufzufassen sind. In seiner erkenntnistheoretischen Abhandlung »Übers Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele« von 1774/75 argumentiert Herder stark empiristisch, indem er die Erkenntnis von der Sensation bis zum Gedanken auf eine einzige Tätigkeit der Seele zurückführt.¹⁰⁷ Angesichts der prominenten Lehre von der Zweistämmigkeit der Erkenntnis, die auch Kant vertrat, lehnte die Berliner Akademie der Wissenschaften, bei der Herder sie als Preisschrift eingereicht hatte, diese Abhandlung ohne weitere Begründung ab.¹⁰⁸ Hingegen hatte Herders »Abhandlung vom Ursprung der Sprache« den Preis erhalten und war 1771 veröffentlicht worden.

In erkenntnistheoretischer Hinsicht nimmt Herder eine weitgehend mit Etienne Bonnot Condillac übereinstimmende sensualistische Position ein. Die Perzeption sinnlicher Eindrücke bildet für ihn die natürliche, biologische Basis der Erkenntnis, deren physiologischer Ausgangspunkt der Nervenreiz ist:

104 Hamann/Nadler II, 126.

105 »Jede Anhänglichkeit eines Systems ist ein Sauerteig für die reine lautere Wahrheit, welche (uns) sich mit ihrer Milchpfeife nicht verträgt. *Entwöhnt vom System müssen wir werden*; und für Säuglinge taugt kein starker Wein.« (Hamann, Briefwechsel, Bd. VI, S. 350. Hervorhebung von mir, U.F.).

106 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 200.

107 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 220.

108 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 220.

»Tiefer können wir wohl die Empfindung in ihrem Werden nicht hinabbegleiten, als zu dem sonderbaren Phänomenon, das *Haller* »Reiz« genannt hat. Das gereizte Fäserchen zieht sich zusammen und breitet sich wieder aus; vielleicht ein Stamen, das erste glimmende Fünkchen zur Empfindung, zu dem sich die tote Materie durch viele Gänge und Stufen des Mechanismus und der Organisation hinaufgeläutert. – So klein und dunkel dieser Anfang des edlen Vermögens, das wir Empfindung nennen, scheine; so wichtig muß er sein, so viel wird durch ihn ausgerichtet. Ohne Samenkörner ist keine Ernte, kein Gewächs ohne zarte Wurzeln und Staubfäden, und vielleicht wären unsre göttlichen Kräfte nicht ohne diese Aussaat dunkler Regungen und Reize.«¹⁰⁹

Jener Reiz ist lebenswichtig, denn »Sind wir ganz ohne Reiz; grausame Krankheit, sie heißt Wüste, Langeweile, Kloster«¹¹⁰, und:

»Zum Empfangen und Geben ist der Mensch geschaffen, zu Wirkung und Freude, zum Tun und Leiden. Im Wohlsein saugt sein Körper und duftet, empfängt leicht und wird ihm leicht zu geben: die Natur tut ihm, er der Natur sanfte Gewalt an. In dieser Anziehung und Ausbreitung, Tätigkeit und Ruhe liegt Gesundheit und Glück des Lebens.«¹¹¹

Da die Mannigfaltigkeit der Eindrücke die Seele als Empfangsorgan überfordern würde, ist das Empfangen der äußeren und inneren Reize auf die verschiedenen Sinnesorgane und Nerven aufgeteilt: »Unterlag unsre Seele dem Meere kommender Wellen von Reiz und Gefühl von *außen*: so gab uns die Gottheit *Sinne*; von *innen*, so webte sie uns ein Nervengebäude.«¹¹² Durch den äußeren Reiz treten die Sinnesorgane in einen Zusammenhang mit der Außenwelt und bilden eine Einheit mit ihr:

»Wie mächtig hat der Schöpfer hiemit seine Welt für uns *geweitet*! Alle groben Sinne, Fasern und Reize können nur *in sich* empfinden, der Gegenstand muß hinzu kommen, sie berühren und mit ihnen gewissermaßen selbst Eins werden. Hier wird schon dem Erkennen *außer uns* Weg gebahnet.«¹¹³

Die Art dieses Empfindens und Erkennens ist von individuellen Faktoren abhängig, denn daß »nicht bei zwei Menschen dieser Sinnenbeitrag [den jeder Sinn an die Seele liefert, U.F.] an Art und Stärke, Tiefe und Ausbreitung Einerlei sein kann, bezeugen viele Proben. Gesicht und Gehör, die den meisten Stoff zum Denken geben sind selten bei einem Menschen in gleichem Grad der Ausbildung und natürlichen Stärke. Klarheit des Auges hasset oft tiefe Innigkeit des Ohrs (geistig zu reden), die beiden Rosse sind also ungleich, die zunächst am Wagen der Psyche ziehen.«¹¹⁴ Aus dieser Einsicht resultiert zugleich die Individualität der Denkart, denn »wir empfinden nur, was unsre Nerven uns geben, darnach und daraus können wir auch nur den-

109 Herder IV, 331; Vom Erkennen, I, 1.

110 Herder IV, 333; Vom Erkennen, I, 1.

111 Herder IV, 333; Vom Erkennen, I, 1.

112 Herder IV, 346; Vom Erkennen, I, 2.

113 Herder IV, 347; Vom Erkennen, I, 2.

114 Herder IV, 348; Vom Erkennen, I, 2.

ken«¹¹⁵, also gilt: »Unser Denken hängt ab vom Empfinden«¹¹⁶ und ist demnach individuell verschieden. Herder betont die Pluralität der Empfindungsarten, die durch den Einfluß kultureller, geographischer, historischer und sozialer Faktoren entstehen: »Eine Unendlichkeit müßte es werden, wenn man diese Verschiedenheit des Beitrages verschiedener Sinne über Länder, Zeiten und Völker verfolgen könnte [...]. Denn offenbar werden die Künste auf dieser Wegscheide von Nationen mit andern Geistessinnen empfunden, mit andern Geistessinnen vollendet.«¹¹⁷

Der Vielfalt äußerer Eindrücke entspricht eine Einheit im »Innern« des Menschen, die auf wechselseitiger Einwirkung der Sinne untereinander sowie synästhetischer Verknüpfungen beruht. So schreibt Herder,

»daß, so verschieden dieser Beitrag verschiedner Sinne zum Denken und Empfinden sein möge, in unserm innern Menschen Alles zusammenfließe und Eins werde. Wir nennen die Tiefe dieses Zusammenflusses meistens *Einbildung*: sie besteht aber nicht bloß aus Bildern, sondern auch aus Tönen, Worten, Zeichen und Gefühlen, für die oft die Sprache keinen Namen hätte. Das Gesicht borgt vom Gefühl, und glaubt zu sehen, was es nur fühlte. Gesicht und Gehör entziffern einander wechselseitig: der Geruch scheint der Geist des Geschmacks, oder ist ihm wenigstens ein naher Bruder. Aus dem Allen webt und würkt nun die Seele sich ihr Kleid, ihr sinnliches Unversum.«¹¹⁸

Die Einbildung, das »Meer innerer Sinnlichkeit [...], darauf unsre Gedanken, Empfindungen und Triebe schwimmen und wallen«¹¹⁹, stellt demnach eine aus vielfältigen Sensationen zusammengesetzte Einheit dar.

Die Sinne »entziffern« die Welt, »ohne Sinne wäre uns das Weltgebäude ein zusammen geflochtener Knäuel dunkler Reize: der Schöpfer mußte scheiden trennen, *für* und *in uns* buchstabieren«¹²⁰. Der »große Zusammenhang aller Dinge« ist Gott, der Schöpfer, der mit seiner Schöpfung dem Bedürfnis des Menschen nach innerer und äußerer Harmonie entspricht.¹²¹ Wie Hamann die Schöpfung gleichsam als eine göttliche Sprache »an die Kreatur durch die Kreatur« versteht, so begreift Herder die Welt, den Menschen als Sprache, als Rede Gottes, die die menschliche Vernunft vernimmt und nachzusprechen sucht:¹²² »Was wir wissen, wissen wir nur aus Analogie, von der Kreatur zu uns und von uns zum Schöpfer.«¹²³

Mit der Sprach- bzw. Zeichenhaftigkeit der Natur korrespondiert die menschliche Sprache, denn: »So wie diese äußere Medien für ihre Sinne

115 Herder IV, 351; Vom Erkennen, I, 2.

116 Herder IV, 365; Vom Erkennen, II, 1.

117 Herder IV, 349; Vom Erkennen, I, 2.

118 Herder IV, 350; Vom Erkennen, I, 2.

119 Herder IV, 350; Vom Erkennen, I, 2.

120 Herder IV, 348; Vom Erkennen, I, 2.

121 Vgl. Herder VI, 161 f.; Ideen I, 4, VI.

122 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 215.

123 Herder IV, 330; Vom Erkennen, I.

würklich Sprache sind, die ihnen gewisse Eigenschaften und Seiten der Dinge vorbuchstabieren: so glaub¹²⁴ ich, mußte *Wort, Sprache* zu Hülfe kommen, unser *innigstes* Sehen und Hören gleichfalls zu wecken und zu leiten.«¹²⁴ Das Lernen, in den Analogien der Schöpfung zu denken, ist deshalb Voraussetzung für den Spracherwerb, denn: »Auch in den tiefsten Sprachen ist Vernunft und Wort nur *Ein* Begriff, *Eine* Sache:«¹²⁵ Logos. Die Sprache ist daher »der Charakter unserer Vernunft, durch welchen sie allein Gestalt gewinnt und sich fortpflanzt«¹²⁶. In der Sprache verbinden sich Subjekt und Objekt, wie die Sprache so ist auch die Vernunft Inbegriff von Zusammenhang, Vernunft ist Sprache.¹²⁷

Sprache formt und begrenzt die Erkenntnis und bestimmt den Verstand,¹²⁸ denn: »Die Menschen, die, wenn ich so sagen darf, viel von diesem innern Wort, von dieser anschauenden, göttlichen *Bezeichnungsgabe* haben, haben auch viel *Verstand*, viel *Urteil*. Die es nicht haben, und schwämme ein ganzes Meer von Bildern um sie, gaffen nur, wenn sie sehen, können nicht erfassen, nicht in sich verwandeln, nicht gebrauchen. Je mehr man diese innere Sprache eines Menschen stärket, leitet, bereichert, bildet: desto mehr leitet man seine Vernunft und macht das Göttliche in ihm lebendig«¹²⁹.

Wie Herder in seiner »Abhandlung über den Ursprung der Sprache« darlegt, geht die Sprachfähigkeit einher mit der Fähigkeit des Menschen zur Reflexion, die Wahrnehmungen oder Begriffe anhand von Merkmalen unterscheidet, speichert und durch die »Besonnenheit« den Gegenstand im Bewußtsein konstituiert.¹³⁰

»Der Mensch beweiset Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei würket, daß sie in dem ganzen Ozean von Empfindungen, der sie durch alle Sinnen durchrauschet, *eine* Welle [...] absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten und sich bewußt sein kann, daß sie aufmerke. [...] Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht bloß alle Eigenschaften, lebhaft oder klar erkennen; sondern eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich *anerkennen* kann: der erste Aktus dieser Anerkenntnis giebt deutlichen Begriff; es ist das erste Urteil der Seele«¹³¹.

124 Herder IV, 357f.; Vom Erkennen, I, 3.

125 Herder IV, 358; Vom Erkennen, I.

126 Herder VI, 348; Ideen, II, 9, II. Hier wird deutlich, daß Herders Erkenntnistheorie untrennbar mit seiner Sprachphilosophie verbunden ist, »für ihn nahm wie für keinen Philosophen vor ihm die Sprache eine zentrale Stelle im Denkgebäude ein; sie ist mitverantwortlich für die Entwicklung der Vernunft, die Bildung des Menschen, die Geschichte der Gemeinschaft« (Keller 1989, S. 19f.).

127 »Sprache eröffnet, schafft, bewahrt und ist selbst Zusammenhang; Vernunft vernimmt, schafft, bewahrt und ist Zusammenhang; Vernunft ist Sprache.« (Borsche (Hg.) 1996, S. 229f.).

128 Vgl. Herder I, 557; Fragmente, ²I, 3.

129 Herder IV, 358; Vom Erkennen, I, 3.

130 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 227.

131 Herder I, 722; Ursprung, I, 2.

Die ›Besonnenheit‹, »das ist die Mäßigung aller seiner Kräfte auf diese Haupt-richtung«¹³², stellt eine Art Filter dar, der im Bereich der Sinnlichkeit ein bestimmtes Merkmal des Objekts selektiert (›bei sich anerkennt‹). Mittels der synästhetischen Wirkung des *sensorium commune* wird jenes Merkmal zum ›Kennzeichen‹. Anschließend formt der Verstand kraft seiner Fähigkeit zur Besonnenheit das Kennzeichen in ein Sprachzeichen, ein ›Merkwort‹ um.¹³³ So erkennt der Mensch beispielsweise das Schaf am Blöken, und das Blöken bildet somit ein »gefaßtes Zeichen, bei welchem sich die Seele an eine Idee deutlich besann – Was ist das anders als Wort? Und was ist die ganze menschliche Sprache, als eine Sammlung solcher Worte?«¹³⁴ Jenes ›Wort der Seele«¹³⁵ ist allerdings noch nicht mit einem materiellen Zeichen verknüpft, da der Signifikant selbst Gedanke ist.¹³⁶

Die Fähigkeit, mittels der Sprache die Außenwelt im Bewußtsein widerzuspiegeln, ist also der menschlichen Erkenntnis vorbehalten: Nur der Mensch verfügt über eine derartige produktiv-schöpferische Perzeption der ihn umgebenden ›Sphäre‹. Indem der Erkenntnisprozeß gleichgesetzt wird mit der Schaffung von Zeichen und dem Operieren mit Sprachzeichen, mit Merkworten, die Zeichen für ausgewählte Merkmale sinnlich wahrgenommener Gegenstände sind, besitzt die menschliche Erkenntnis einen prinzipiell semiotischen Charakter: Sprache und Denken verschmelzen demnach zu einer Einheit, sie bedingen sich wechselseitig.

Das Sinnliche als Basis allen Denkens ist essentiell für Herders erkenntnistheoretische Anschauung, Denken ist für ihn in (Sprach-)Zeichen transformierte Sensation. In der Hierarchie der Sinnesmodalitäten dominiert das Gehör, einerseits aufgrund seines Vermögens, verschiedene Sensation zu transformieren, andererseits aufgrund seiner Unmittelbarkeit zum Ort der Verarbeitung.¹³⁷ Durch seine Transformationsfunktion wird das Gehör zum (Ver-)Mittler zwischen den Sinnen und damit zugleich zum ›Sprach-Sinn‹, denn

132 Herder I, 720; Ursprung, I, 2.

133 Vgl. Albrecht 1991, S. 37. Dagegen betont Herder in seiner Abhandlung »Übers Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele« »eine komplexen Sprachbegriff [...]. Die Komplexität besteht als Dialektik von Besonnenheit und Besinnung, Erkennen und Anerkennen in einer Doppelhandlung« (Borsche (Hg.) 1996, S. 220.).

134 Herder I, 724; Ursprung, I, 2.

135 Vgl. Herder I, 723; Ursprung, I, 2.

136 »Mit diesem Theorem von der Sprachartigkeit des Gedankens hat Herder den Begründungskreis von Vernunft und Sprache angehalten; mit dem grundlegenden semiotischen Theorem der Anerkennung von Zeichen als Zeichen hat er die reflexiven, wesentlich menschlichen von den indexikalischen tierischen Zeichen unterschieden.« (Borsche (Hg.) 1996, S. 227.) Zum ›Begründungskreis‹ vgl. Herder I, 727; Ursprung, I, 2: »Ohne Sprache hat der Mensch keine Vernunft, und ohne Vernunft keine Sprache.«

137 Vgl. Zimmermann, C. 1995, S. 35.

»wir sehen, wir fühlen; aber die gesehene, gefühlte Natur tönet! Sie wird Lehrmeisterin zur Sprache durch Töne! wir werden gleichsam Gehör durch alle Sinne! [...] – dadurch wird *jeder Sinn sprachfähig*. Freilich gibt *Gehör* nur eigentlich Töne, und der Mensch kann nicht erfinden, sondern nur finden, nur nachahmen; allein auf der einen Seite liegt das *Gefühl* neben an: auf der andern ist das *Gesicht* der nachbarliche Sinn: Die Empfindungen vereinigen sich und kommen also alle der Gegend nahe, wo Merkmal zu Schällen werden. So wird, was man sieht, so wird, was man fühlt, auch hörbar. Der Sinn zur Sprache ist unser Mittel- und Vereinigungssinn geworden; wir sind Sprachgeschöpfe.«¹³⁸

Demzufolge liegt der Sprache wie dem Denken die sensuelle Perzeption zugrunde – Sprache ist Abstraktion, und es kann keine Abstraktion ohne sinnlichen Eindruck, ohne Sensation erfolgen. Herder betont deshalb die Herkunft der Sprache aus dem Sensuellen: »So wie die menschliche Seele sich keiner Abstraktion aus dem Reiche der Geister erinnern kann, zu der sie nicht Gelegenheiten und Erweckungen der Sinne gelangte, so hat auch keine Sprache ein Abstraktum, zu dem sie nicht durch Ton und Gefühl gelangt wäre.«¹³⁹ Ein hoher Gehalt an sinnlichen Sprachausdrücken deutet nach Herder auf die Nähe der betreffenden Sprache zur Ursprungssprache, denn »je ursprünglicher die Sprache, desto weniger Abstraktionen«¹⁴⁰. Herder belegt diese Ansicht anschaulich anhand der morgenländischen Sprachen, deren ganzer Bau davon »zeuget, daß alle ihre Abstrakta voraus Sinnlichkeiten gewesen: Der Geist war *Wind, Hauch, Nachtsturm!* Heilig hieß *abgesondert, einsam*: die *Seele* hieß der *Othem*: der *Zorn* das *Schnauben* der Nase: u.s.w. Die allgemeinen Begriffe wurden ihr also erst später durch Abstraktion, Witz Phantasie, Gleichnis, Analogie u.s.w. angebildet – im tiefsten Abgrunde der Sprache liegt keine einzige!«¹⁴¹ Als Relikte jener ursprünglichen Sinnlichkeit der Sprache finden sich in der Gegenwartssprache etwa Interjektionen, Intonation, Akzentuierung und Onomatopöien.¹⁴²

Durch die sprachliche Benennung des sinnlich Wahrgenommenen beherrscht der Mensch gleichsam die Natur. Die Objekte unterwerfen sich dem menschlichen Verstand, indem sie Merkmale für die Sprache als das »Buch seiner Herrschaft« liefern. Die Sprache wird somit zum Instrument der Herrschaft des Menschen über die Objekte der Natur:

»Nun lasset dem Menschen alle Sinne frei; er sehe und taste und fühle zugleich alle Welten, die in sein Ohr reden – Himmel! Welch ein Lehrsaal der Ideen und Sprache! [...] – Die ganze vieltönige, göttliche Natur ist Sprachlehrerin und Muse! Da führet sie alle Geschöpfe bei ihm vorbei; jedes trägt seinen Namen auf der Zunge, und nennet sich, diesem verhüllten sichtbaren Gotte! als Vasall und Diener. Es liefert ihm sein Merkwort ins Buch seiner Herrschaft, wie einen Tribut, damit er sich bei diesem Namen seiner erinnere, es künftig rufe und genieße.«¹⁴³

138 Herder I, 747; Ursprung, I, 3.

139 Herder I, 758; Ursprung, I, 3.

140 Herder I, 758; Ursprung, I, 3.

141 Herder I, 758; Ursprung, I, 3.

142 Vgl. Herder I, 710f.; Ursprung, I, 1.

143 Herder I, 735; Ursprung, I, 3.

Ein Ergebnis sprachlicher Benennung ist also die Aneignung des wahrgenommenen Objekts: »Die Sprache ward, wie Isocrates sagt, die Bezähmerin der Wilden«¹⁴⁴.

Zugleich konstituiert die Sprache das menschliche Gedächtnis, denn nur an sprachlich Benanntes kann sich der Mensch erinnern, nur mittels der Sprache kann wie auch immer geartetes Wissen konserviert werden: Sprache ist die Form, nach der sich die Wissenschaften gestalten, sowie Werkzeug, Behältnis und Inbegriff der Literatur.¹⁴⁵ Deshalb stellt die Sprache über die bloße Bezeichnungsfunktion hinaus eine Art »Gedankenbehältnis«¹⁴⁶ dar:

»Wenn Wörter nicht bloß Zeichen, sondern gleichsam die Hüllen sind, in welchen wir die Gedanken sehen: so betrachte ich eine ganze Sprache, als einen großen Umfang von sichtbar gewordenen Gedanken, als ein unermäßliches Land von Begriffen.«¹⁴⁷

Sie verleiht den Gedanken des Menschen sensuell erfaßbaren Ausdruck und bildet darüberhinaus »eine große Schatzkammer, in welcher die Kännisse aufbewahrt liegen, die dem ganzen Menschengeschlechte gehören«¹⁴⁸, denn:

»Jedes Buch ist ein Beet von Blumen und Gewächsen; jede Sprache ein unermäßlicher Garten voll Pflanzen und Bäume: giftig und heilsam, nahrhaft und dürre, für Auge, Geruch und Geschmack, hoch und niedrig, aus allen Weltteilen und mit allen Farben, aus mancherlei Geschlechtern und Arten – ein sehenswürdiger Anblick! – Wer wird hier bloß den Riß des Gartens in toten Linien sehen wollen, wo der lebendige Inhalt desselben so viel zu lehren verspricht; und wer wird bloß bei der dürren Form der Sprache stehen bleiben, da das Materielle, was sie enthält der Kern ist?«¹⁴⁹

Die geeignete Disziplin, um Licht in die »dunkle Kammer« zu bringen, ist für Herder die *Semiotik*, die unter diesem Blickwinkel »eine Entziefung der menschlichen Seele aus ihrer Sprache«¹⁵⁰ bildete. Die Art des sprachlichen Ausdrucks informiert zugleich über die Denkart des Sprechenden, denn, da sie – wie das Denken – auf sensueller Perzeption beruht, ist auch die Sprache individuell:

»Jeder Kopf, der selbst denkt, wird auch selbst sprechen, und so wird wieder sein Vortrag nach ihm gebildet: er wird seiner Sprache Merkmale von seiner Seh-, von den Schwächen und Tugenden seiner Denkart, kurz eine eigene Form eindrücken, in welche sich seine Ideen hineinschlügen.«¹⁵¹

144 Herder I, 549; Fragmente, 2I, 1.

145 Vgl. Herder I, 548 ff.; Fragmente, 2I, 1.

146 Herder I, 555; Fragmente, 2I, 2.

147 Herder I, 552; Fragmente, 2I, 2.

148 Herder I, 553; Fragmente, 2I, 2.

149 Herder I, 553; Fragmente, 2I, 2.

150 Herder I, 553; Fragmente, 2I, 2.

151 Herder I, 560; Fragmente, 2I, 4.

Diese Ansicht deutet auf ein ausgeprägtes Bewußtsein Herders angesichts seines eigenen Sprachgebrauchs hin, von dem beispielsweise seine »Abhandlung über den Ursprung der Sprache« zeugt, deren Sprache durch eine spezifische Mischung einer Vielzahl an stilistischen Mitteln, die die verschiedensten Funktionen erfüllen. Interjektionen, Onomatopöien, Anaphern, Epiphern, Alliterationen sowie Polysyndeta, Parallelismen, Chiasmen und Aposiopesen tragen zur Sinnlichkeit der Sprache bei, indem sie ihr einen rhythmischen Duktus verleihen, und rücken sie damit in die Nähe ihres Ursprungs.¹⁵²

Neben jener sprachpraktischen Einlösung theoretisch philosophischer Ansichten ist Herders Ursprungsschrift vor allem im Hinblick auf das in ihr angewandte methodische Vorgehen bedeutsam: Herder wendet hier nämlich gleich drei Hauptformen des wissenschaftlichen Diskurses, indem er neben einer Deduktion aus Prämissen, wie sie bei den Rationalisten üblich war, eine von »festen Data aus der menschlichen Seele, der menschlichen Organisation, dem Bau aller alten und wilden Sprachen«¹⁵³ ausgehende, empiristisch-induktive Diskursform benutzt, die im Sensualismus und Empirismus gefordert wurde, und argumentiert darüber hinaus nach analogischen Gesichtspunkten, die an englische sowie deutsche Naturphilosophen und Historiker gemahnt.¹⁵⁴

Die Kombination dieser drei verschiedenen Methoden verweist jedoch über sich hinaus auf die erkenntnistheoretischen Hauptrichtungen des 17. und 18. Jahrhunderts Rationalismus, Empirismus und Analogismus bzw. Assoziationismus, die nicht nur durch unterschiedliche Ausgangspunkte und Ziele, sondern vor allem auch durch ihre jeweils andere Methode – Deduktion, Induktion, Analogie – charakterisiert werden. Jede der drei Gruppierungen hatte ihr eigenes Weltbild, das sie vehement vertrat. Indem Herder die drei unterschiedlichen Methoden parallel anwendet und jede zu einem ihr entsprechenden Ergebnis führt, stellt seine Abhandlung jede der drei Ausrichtungen zufrieden.¹⁵⁵ Zugleich führt Herder mit diesem »triceps«-Verfahren¹⁵⁶ die Absolutheit, die jede der Gruppierungen für sich beanspruchte, ad absurdum, indem er die verschiedenen Ausrichtungen mittels ihrer Methoden gegeneinander ausspielt.¹⁵⁷ Seine Abhandlung erhält so gegenauflärerische Züge. Darüber hinaus wirkt die Vereinigung aller drei Hauptströmungen in einer einzigen Argumentation der zunehmenden Entfremdung von der ursprünglichen Entität des Menschen entgegen. Dazu schreibt Ulrich Gaier: »Sinne und

152 Herders Sprache zielt auf Unmittelbarkeit der Rezeption ab, er »bedient sich [...] nur solcher Stilmittel, die eine unmittelbare Auseinandersetzung mit dem Text verlangen. Gilt ihm das als Voraussetzung des Verstehens der sprachphilosophischen Inhalte, ist sein Verfahren zugleich Demonstration seiner Sprachästhetik« (Zimmermann, C. 1995, S. 53.)

153 Herder I, 810; Ursprung, II, 4. Naturgesetz.

154 Vgl. Gaier 1989, S. 273.

155 Vgl. Gaier 1989, S. 283.

156 Herder I, 98; Fragment über die Ode.

157 Vgl. Gaier 1989, S. 274.

Affekte, Einbildungskraft, Vernunft, das sind zusammengekommen die Erkenntnisweisen des ganzen Menschen, [...] wie sie sich in den Diskursformen und Weltbildern des Sensualismus/Empirismus, der Analogiephilosophie und des intellektualistischen Rationalismus konsolidiert hatten. Könnte man sie zueinander in ein anthropologisch ausgewogenes Verhältnis setzen, so würden sie sich gegenseitig in ihrem Absolutheitsanspruch aufheben – das ist der gegenaufklärerische Aspekt –, sie würden sich ergänzen und die bereits spürbar werdende Entfremdung des Menschen von seiner ursprünglichen Ganzheit wiederaufheben.«¹⁵⁸

Hinsichtlich seines methodischen Vorgehens kann Herders Schrift also mit Blick auf die gesamte Entwicklung der Erkenntnistheorie als eine Art ›Schmelztiegel‹ angesehen werden, in dem Empirismus, Sensualismus, Rationalismus und Assoziationismus zugunsten eines anthropologisch ausgerichteten Weltbildes zusammengeführt werden. Die Fäden, die in Bacons induktiver Methode und Descartes' Deduktion ihre Anfänge nahmen, vereint Herder in einer Argumentation, die vielleicht nicht widerspruchsfrei ist, nichtsdestoweniger aber einen nicht unerheblichen Beitrag zum ganzheitlichen Verständnis des Menschen und seines Erkenntnisprozesses darstellt. Unter diesem Aspekt kann Herders Ursprungsschrift als ein vorläufiger ›Endpunkt‹ im Streit um den ›wahren Weg der Erkenntnistheorie‹ und zugleich als ›Tor‹ zu neuen Betrachtungsweisen angesehen werden.

Herder führt die Erkenntnistheorie insofern fort, als er Sprache und Erkenntnis als untrennbare Einheit begreift:

»Ein Volk hat keine Idee, zu der es kein Wort hat: die lebhafteste Anschauung bleibt dunkles Gefühl, bis die Seele ein Merkmal findet und es durchs Wort dem Gedächtnis, der Rückerinnerung, dem Verstande, je endlich dem Verstande der Menschen, der Tradition einverleibt: eine reine Vernunft ohne Sprache ist auf Erden ein utopisches Land.«¹⁵⁹

Infolgedessen konstatiert Herder, daß die Sprache als eine Art »Band«¹⁶⁰ die Menschen der Gegenwart sowohl untereinander als auch mit Menschen der vergangener historischer Epochen verknüpft, denn:

»Was je der Geist der Menschen aussann, was die Weisen der Vorzeit dachten, kommt, wenn es mir die Vorsehung gegönnt hat, allein durch Sprache zu mir. durch sie ist meine denkende Seele an die Seele des ersten und vielleicht des letzten denkenden Menschen geknüpft: kurz Sprache ist der Charakter unserer Vernunft, durch welchen sie allein Gestalt gewinnt und sich fortpflanzt.«¹⁶¹

Sprache und nur Sprache also bildet anthropologischen Zusammenhang, indem sie, um noch einmal Hamann zu bemühen, das »einzige erste und letzte Organon und Kriterion der Vernunft«¹⁶² ist.

158 Gaier 1989, S. 275f.

159 Herder VI, 347; Ideen, II, 9, II.

160 Herder VI, 348; Ideen, II, 9, II.

161 Herder VI, 348; Ideen, II, 9, II.

162 Hamann/Nadler III, 284.

*Anthropologische Wendung der Erkenntnistheorie um 1800:
Wilhelm von Humboldt*

Jene Wendung des Blicks von der Vernunft hin zur Sprache, die einer anthropologischen Orientierung der erkenntnistheoretischen Philosophie entspricht, nimmt *Wilhelm von Humboldt* (1767–1835)¹⁶³ auf und führt sie weiter, indem er Hamanns und Herders Gedanken insofern umwertet, als für ihn das Denken und die Dinge ausschließlich durch Worte erschlossen werden können.¹⁶⁴

Für Humboldt ist Erkenntnis nicht ohne Sprache denkbar, Sprache und Erkenntnis sind untrennbar miteinander verbunden, Sprach- und Erkenntnistheorie verschmelzen daher. Aber zugleich dreht er gewissermaßen ›den Spieß um‹, indem er den Prozeß der menschlichen Erkenntnis nicht von der Betrachtung der Vernunft, sondern *von der Sprache her* zu erhellen sucht und so der Sprache die zentrale Rolle im Erkenntnisprozeß zuspricht. Da für Humboldt also die Sprache die Form des menschlichen Geistes überhaupt ist, bildet sie den Mittelpunkt aller seiner Untersuchungen, in denen er sowohl die Sprache an sich betrachtet, als auch das seiner Auffassung nach *genuin sprachlich bedingte Denken und Sein* von der Sprache her beleuchtet.¹⁶⁵

Kritik übt Humboldt an der traditionellen Auffassung von der Sprache als bloßem Instrument zur Verständigung, wie sie von den Rationalisten der Aufklärung vertreten wurde: »Die zunächst liegende, aber beschränkste Ansicht der Sprache ist die, sie als ein blosses Verständigungsmittel zu betrachten.«¹⁶⁶ Ein derartiges Sprachverständnis reduziert die Sprache auf eine Menge konventioneller Zeichen, die ohne jede weltgestaltende Kraft mehr oder minder genau auf die Welt verweisen, auf ein dem Menschen äußerliches Hilfsmittel, das seinem äußeren Bedürfnis nach sozialer Kommunikation entsprechen soll. Entgegen dieser Ansicht faßt Humboldt die Sprache – gemeinsam mit Hamann und Herder – als inneres Organ des Menschen auf, das dem *inneren* Bedürfnis entspringt, harmonisch mit den anderen Subjekten sich selbst und die Welt mittels Sprache zu bilden.¹⁶⁷ »Die Sprache [...] ist das Organ des inneren Seyns, dies Seyn selbst, wie nach und nach zur inneren Erkenntnis und zur Aeußerung gelangt.«¹⁶⁸

163 Über seinen Schüler Humboldt schrieb Lichtenberg an seinen Bruder Friedrich August Lichtenberg übrigens, »daß er einer der besten Köpfe ist, die mir je vorgekommen sind. Du kannst nicht glauben was hinter dem etwas blassen Gesicht für ein Geist steckt. [...], denn er ist in allem nur von der Seite des gesunden Menschenverstandes.« (Bw III, Nr. 1625, S. 560. Lichtenberg am 16. September 1788 an Friedrich August Lichtenberg).

164 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 11.

165 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 278.

166 Humboldt III, 134. GS VI, 22.

167 Vgl. Humboldt III, 6. GS IV, 8. Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 279.

168 Humboldt III, 383. GS VII, 14. Humboldt übernimmt hier den Organ-Begriff Kants, nach dem das Organ als Teil eines lebendigen Organismus verstanden wird. Vgl. Kant/Weischedel X, 321; KU, § 65. B 291f.

Ursprung der Sprache und damit der Erkenntnis sind – wie bei Herder – sowohl Sinnlichkeit als auch Verstand, die in der Einbildungskraft synthetisch miteinander verbunden werden: »Die Sprache trägt Spuren an sich, dass bei ihrer Bildung vorzugsweise aus der sinnlichen Wahrnehmung geschöpft worden ist, oder aus dem Innern der Gedanken, wo jene Weltanschauung schon durch die Arbeit des Geistes gegangen war.«¹⁶⁹

Der Mensch wählt mittels Reflexion aus den sinnlich wahrgenommenen Sensationen Merkmale aus und verbindet die Merkmale im sprachlichen Laut. Insofern charakterisiert der Mensch den wahrgenommenen Gegenstand durch den Laut und verleiht zugleich seiner gedanklichen Vorstellung eine dauerhafte wie sinnlich erfaßbare Form. Die Fixierung der Gedanken durch die Sprache findet allerdings nicht *nach* dem Entstehen der Vorstellung statt, sondern erfolgt *zugleich* mit der Bildung der Vorstellung in einem synthetischen Akt – die Sinnes- und Verstandesarbeit vereinen sich synthetisch in der Einbildungskraft. Erst die Fixierung der Vorstellung in der sinnlichen faßbaren Form des Sprachzeichens verleiht derselben ein objektives Dasein, erst sie gewährleistet die beständige Verknüpfung von Merkmalen sowie die Existenz der Vorstellung als Ergebnis der Verknüpfung.¹⁷⁰ Versprachlichung ermöglicht demzufolge durch die Versinnlichung und Konservierung der Gedanken erst die Bewußtwerdung derselben.

Durch den Akt der Reflexion also löst sich der Mensch aus der Welt, mit der er als Naturwesen ursprünglich vereint ist: In der Gegenüberstellung von Mensch und Welt, in der hier erfolgenden Bestimmung von sich selbst als Subjekt und des Gegenstands als Objekt wird jenes Aufbrechen dieser ursprünglichen Einheit von Mensch und Natur offensichtlich. Dieser Isolationsprozeß des Menschen kann sich nach Humboldt nur durch Sprache vollziehen, denn sie ist, »wenn nicht überhaupt, doch wenigstens sinnlich das Mittel, durch welches der Mensch zugleich sich selbst und die Welt bildet, oder vielmehr seiner dadurch bewußt wird, daß er eine Welt von sich abscheidet«¹⁷¹, so schreibt Humboldt im September 1800 an Friedrich Schiller. Infolgedessen kann der Mensch die Welt nur als solche erfassen, sofern sie sprachlich konstituiert ist.¹⁷²

Ohne Sprache kann es weder Begriffe noch Gegenstände geben: »Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellektuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich und gewissermassen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äusserlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich voneinander.«¹⁷³ Humboldt betont die sinnlichen Momente der Sprache, die – Relikte

169 Humboldt III, 135. GS VI, 23.

170 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 280.

171 Schiller, Nationalausgabe, Bd. 38, T. 1. S. 335.

172 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 279.

173 Humboldt III, 426. GS VII, 53.

ihrer Herkunft – der Sprache dynamische Züge verleihen und der Natur der menschlichen Wahrnehmung entsprechen:

»Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Uebereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indess auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stosse vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in Einem Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschliesst, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies ihn von allen übrigen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, dass das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laut einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfes, im articulirten Laut eines denkenden, im unarticulirten eines empfindenden, hervorgeht. Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach aussen und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht.«¹⁷⁴

Darüber hinaus wirkt die Sinnlichkeit der Sprache anregend auf den menschlichen Verstand, denn:

»Da das intellectuelle Streben nicht bloss den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen anregt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Laut der Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang, wie das athmende Daseyn selbst, aus der Brust hervor, begleitet, auch ohne Sprache, Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, und haucht also das Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, so wie auch die Sprache selbst immer zugleich mit dem dargestellten Object die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergiebt und in immer wiederholten Acten die Welt mit dem Menschen oder [...] seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit zusammenknüpft.«¹⁷⁵

Jene denkende ›Selbstthätigkeit‹ des Menschen besteht in der objektivierenden Bildung von Vorstellungen unter Beibehaltung der Subjektivität. Da Humboldt – anders als die traditionelle Erkenntnistheorie – das Denken als dialogischen Vorgang versteht, ist hierfür die Mitwirkung der Sprache unabdingbar:

»Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object. [...] Die Thätigkeit der Sinner muss sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reisst sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object und kehrt, als solches auf neue wahrgenommen, in jene zurück.

174 Humboldt III, 426f. GS VII, 53f.

175 Humboldt III, 428. GS VII, 54f. Vgl. auch Humboldts Brief im September 1800 an Schiller, besonders folgende Stelle: »Die Sprache wirkt daher nicht bloß, wie ein Gemälde durch ein Zusammennehmen der neben einander stehenden Parthien, sondern zugleich und sogar hauptsächlich, wie eine Musik, in welcher die vergangenen und noch folgenden Töne nur dadurch in dem gegenwärtigen mitwirken, daß sie ihn verstärken und brauchen.« (Schiller, Nationalausgabe, S. 335).

Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugnis desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinübersetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden. Dies vermag nur die Sprache; und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken unmöglich. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit.«¹⁷⁶

Mittels der Sprache objektiviert das denkende Subjekt seine Vorstellung, indem es sie über sich hinaus projiziert. Dieser Objektivierungsprozeß nähert sich seiner Vollendung, wenn das Ich seine eigene Vorstellung außerhalb seiner selbst wahrzunehmen vermag, nämlich in einem dem Ich entsprechenden Du. Annäherung an vollendete Objectivität meint aber zugleich Annäherung an Wahrheit, denn »der Begriff scheint [...] erst seine Bestimmung und Gewissheit durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft zu erreichen. [...] Die Objectivität erscheint aber noch vollendeter, wenn diese Spaltung nicht in dem Subject allein vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich ausser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist. Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber giebt es keine andre Vermittlerin als die Sprache.«¹⁷⁷ Die intersubjektive Kommunikation gewährt Überzeugung hinsichtlich der inneren Vorstellungen des Menschen, gleichzeitig wirkt sie Gefahren der Täuschung entgegen und bringt Anregungen mit sich, denn »Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiedenes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedene erhält sie einen Prüfstein der Wesenheit ihrer innren Erzeugungen.«¹⁷⁸

Humboldt erweitert hiermit das traditionell monologische Modell der Erkenntnis zu einem dialogischen, indem er dem Denken eine spezifisch dialogische Natur zuspricht. Zugleich definiert er die Begriffe der Subjektivität und Objectivität um, indem er das Ich nicht als absolutes Ich begreift, sondern als konkretes, historisches Individuum, das sich im intersubjektiven Dialog bildet und entfacht.¹⁷⁹ Im Dialog erst vollzieht sich jene objektivierende Entfremdung des Subjekts, durch die die objektivierte Welt der Erscheinungen und Gegenstände geformt und ihre Aneignung und Verinnerlichung durch das Subjekt eröffnet wird.¹⁸⁰

Sprache ist damit zur notwendigen Bedingung des Denkens – und demzufolge auch der Erkenntnis – geworden. Für die Erkenntnis der Wahrheit als Vollendung des Denkens aber ist intersubjektiver Austausch von Gedanken unerlässlich, der wiederum nur durch die Sprache ermöglicht wird.¹⁸¹ Die Welt existiert nach Humboldt ausschließlich in der wirklichen Rede.

176 Humboldt III, 428f. GS VII, 55.

177 Humboldt III, 138f. GS VI, 26.

178 Humboldt III, 429. GS VII, 56.

179 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 281.

180 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 281.

181 »Die Sprache ist nicht mehr nur eine die Subjekt-Objekt-Beziehung konstituierende

Die praktische Verwirklichung sprachlicher Tätigkeit setzt indes eine Individualisierung der Sprache voraus, damit Sprache in ihrer Universalität als allen Menschen gemeinsame Möglichkeit nicht als rein transzendente Bedingung für Erkenntnis verbleibt, sondern in ihrer historischen Ausformung empirisch faßbar wird. Denn erst »im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit, und dies erst vollendet den Begriff«¹⁸². Deshalb ist das »Denken [...] nicht bloß abhängig von der Sprache überhaupt, sondern bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten.«¹⁸³ Die für jeden Menschen spezifische Art zu denken spiegelt sich in der individuellen Sprache, die jeder Mensch besitzt. Das individuelle Sprechen entspricht einem synthetisch-schöpferischen Akt, in dem Prinzip und Art des Sprechens modifiziert wird.¹⁸⁴ Nach Humboldt ist demzufolge die »Sprache [...] der Abdruck des Geistes und der Weltansicht der Redenden, die Geselligkeit ist das unentbehrliche Hilfsmittel zu ihrer Entfaltung, aber bei weitem nicht der einzige Zweck, auf den sie hinarbeitet, der vielmehr seinen Endpunkt doch in dem Einzelnen findet, insofern der Einzelne von der Menschheit getrennt werden kann.«¹⁸⁵ Mit der hieraus resultierenden Verschiedenheit der Sprachen korrespondiert deshalb eine Pluralität der Weltbilder, aus der die Mannigfaltigkeit an Blickwinkeln jeder Sprache hervorgehen.¹⁸⁶

Die Verschiedenheit der Sprachen und damit auch der Weltbilder ist jedoch stets als Verschiedenheit innerhalb einer Einheit zu sehen, denn »ihrer innersten Natur nach macht sie [die Sprache, U.F.] ein zusammenhängendes Gewebe von Analogieen aus«¹⁸⁷, und die Einbildungskraft erfaßt jenen inneren, gleichsam organischen Zusammenhang der bezeichneten Objekte mit anderen Objekten und mit dem Ganzen nach jenem Prinzip der Analogie. Analogien bestehen beispielsweise in »den Verhältnissen und Beziehungen der zur Bezeichnung der Begriffe und zur Redefügung notwendigen Vorstellungen«¹⁸⁸ und in der Gleichheit der Lautorgane.¹⁸⁹ Die Sprache vereint deshalb Objektivität und Subjektivität gleichermaßen in sich:

poiesis, sondern auch und vor allem die sich zwischen Subjekt und Subjekt verwirklichenden *praxis*.« (Borsche (Hg.) 1996, S. 281.)

182 Humboldt III, 228. GS VI, 182.

183 Humboldt III, 16. GS IV, 21.

184 Dabei zeigt sich in der »Art, wie sich die Sprache in jedem Individuum modifiziert« (Humboldt III, 439. GS VII, 65), zugleich die Macht des Menschen über die Sprache.

185 Humboldt III, 135. GS VI, 23.

186 »Denn wenn die Welt sich nur mit und in der Sprache bildet und diese nur in den verschiedenen Sprachen gegeben ist, hat man nicht *eine* Welt, sondern eine Vielheit von Perspektiven, die jede Sprache eröffnet.« (Borsche (Hg.) 1996, S. 282.).

187 Humboldt III, 679. GS VII, 278.

188 Humboldt III, 424. GS VII, 51.

189 »Doch die Verbindungen, aus denen das Gewebe der Sprache besteht, sind von ihrer analogen Natur her offene Verbindungen, sie beschränken sich darauf, die Welt in einer hypothetischen Ansicht darzubieten, die weder abgeschlossen noch endgültig ist und darum ständig transformiert, modifiziert, überwunden werden kann.« (Borsche (Hg.) 1996, S. 283.)

»Denn so wundervoll ist in der Sprache die Individualisierung innerhalb der allgemeinen Uebereinstimmung, dass man ebenso richtig sagen kann, dass das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als dass jeder Mensch eine besondere besitzt.«¹⁹⁰

Zwischen jenen beiden Polen der Universalität und der Individualität der Sprache liegen die verschiedenen Ausformungen der Sprache, die individuellen Sprachen und Weltbilder. Erst durch ihre individuellen Gestaltung kann sich die Sprache entfalten, sie bewegt sich in einem unendlichen Zirkel zwischen Universalität und Individualität.¹⁹¹

Aus diesen Einsichten in die Natur der Sprache heraus wird Humboldts Forderung nach empirischer Untersuchung der Sprache plausibel:

»Die Sprache muss immer von der Seite ihres lebendigen Wirkens betrachtet werden, wenn man ihre Natur wahrhaft erforschen, und mehrere miteinander vergleichen will. Eine Sprache ist auch nicht einmal in der durch sie gegebenen Masse von Wörtern und Regeln ein daliegender Stoff, sondern eine Verrichtung, ein geistiger Process, wie das Leben ein körperlicher. [...] nichts in ihr ist statisch, alles dynamisch.«¹⁹²

In der Auffassung Humboldts kommt dem Sprechakt eine Prioritätsstellung gegenüber der Potenz der Sprache zu, denn die »Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia).«¹⁹³

Dem individuellen Sprechakt entspricht als Pendant das Verstehen, das ebenso individuell und schöpferisch geprägt ist:

»Keiner denkt bei dem Wort genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.«¹⁹⁴

Grenzen werden dem Verstehen durch die Universalität und Individualität der Sprache gesetzt, da Verstehen immer als Zusammentreffen von zwei individuellen Perspektiven innerhalb des umfassenden sprachlichen Horizonts aufgefaßt werden kann, an dessen Grenzen zwar niemals jemand gelangen, die aber auch niemand jemals überschreiten kann.¹⁹⁵ Jene Grenzen bilden den Rahmen der intersubjektiven Kommunikation und gewährleisten so zum einen das Verständnis der Menschen untereinander, zum anderen gewährleisten sie

190 Humboldt III, 424. GS VII, 51.

191 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 282.

192 Humboldt III, 184. GS VI, 146.

193 Humboldt III, 418. GS VII, 45f.

194 Humboldt III, 439. GS VII, 64f.

195 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 287.

eine Offenheit, daß das Verstehen zu einem unendlichen Prozeß wird.¹⁹⁶ Die ›Wahrheit‹ ist deshalb, wenn überhaupt, nur approximativ zu finden, Erkenntnis wird zu einer unabschließbaren Semiose, da die Welt immer nur in ihrer individuellen Sprachform faßbar ist.

Mit der Anerkennung der einzelnen Sprache als historischer Bedingung des Denkens vollzieht sich gleichsam die ›kopernikanische Wende‹ Humboldts:¹⁹⁷ Das Augenmerk wird vom Objekt zum Subjekt gelenkt, nicht mehr die Beziehung von Subjekt zum Objekt steht im Mittelpunkt des Interesses, sondern vielmehr das Verhältnis der Subjekte untereinander, *in deren intersubjektiver Kommunikation sich das Objekt erst konstituiert*. Erkenntnis kann nicht anhand des bezeichneten Objekts überprüft werden. Vielmehr kann Wahrheit nur im intersubjektiven Austausch – und auch dort nur bis zu einem bestimmten Grad – gefunden werden.¹⁹⁸

Tendenzen, die Sprache weniger als abstrakte Idee, sondern eher in ihrer konkreten historischen Ausformung zu sehen, die Sprache nicht nur unter logischen oder erkenntnistheoretischen Aspekten zu betrachten, sondern als Ausdruck des Menschen in seiner Entität¹⁹⁹ und vor allem im Hinblick auf die Verankerung des Menschen in der Gesellschaft anzusehen, gibt es seit der Renaissance. Angeregt durch Hamann und Herder²⁰⁰ vollzieht sich am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Hinwendung der Erkenntnistheorie zum Subjekt und dessen *sprachlicher* Ausdrucksform unter historischen wie sozialen Aspekten. Diese Entwicklung richtet sich vor allem gegen die extreme Vernunftgläubigkeit der Rationalisten in der Aufklärung.²⁰¹ Die

196 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 282.

197 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 282.

198 Tilman Borsche spricht erst ab diesem Zeitpunkt von Sprachphilosophie, da »Sprechen nicht mehr schlicht als Ausdruck von allgemeinen Gedanken und Denken, nicht mehr nur als Erfassen von natürlichen Sachverhalten ausgelegt wird, die es wissenschaftlich durch Worte oder besser noch durch Zahlen und Symbole wahrhaft darzustellen gelte, sondern wenn Denken und Sprechen sich statt dessen als einen Prozeß der Verständigung zwischen (m)einem und anderem Denken, zwischen Individuen zu begreifen beginnen. [...] Denken und Sein, Wahrheit und Erkenntnis werden anders situiert: nicht mehr in der neuzeitlichen Differenz des Bewußtseins zwischen Subjekt und Objekt, sondern im Spannungsfeld zwischen den verschiedenen Subjekten, die sich als Individuen in Gemeinschaft, d. h. in Identität und Differenz, mit anderen Individuen bilden und zwischen denen, von verschiedenen Seiten getragen, lieber möchte ich sagen: verantwortet, erst das entstehen kann, was man im philosophischen Sinn des Wortes »Welt« zu nennen pflegt und was Humboldt, um die Unhintergebarkeit ihrer perspektivischen Vielfalt zum Ausdruck zu bringen, Weltansichten nennt.« (Borsche (Hg.) 1996, S. 11.).

199 Vgl. Keller 1989, S. 19.

200 Der erste, »der das Denken von der gemeinschaftsbildenden Funktion der Sprache (und die Sprache von der Imagination heroischer Individuen) her zu deuten versuchte« (Borsche (Hg.) 1996, S. 11), dürfte der italienische Jurist Giambattista Vico (1668–1744) gewesen sein. In Frankreich vertrat vor allem Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) diese Sichtweise.

201 Vgl. Keller 1989, S. 19.

konsequente Weiterführung und Radikalisierung dieser an der historischen Erscheinung des Subjekts und der Sprache orientierten Erkenntnistheorie durch Humboldt wirkt nicht nur nachhaltig auf das Weltbild der Romantik, sondern erscheint darüber hinaus als gleichermaßen relevant für die Hermeneutik und gegenwärtige Sprachphilosophie.²⁰²

Einer der Gründe für die Verschiebung des Augenmerks hin zur Sprache liegt in der Einsicht der Philosophen, daß das Einstürzen ihrer Theorie-Gebäude nicht zuletzt auch umstrittener Begriffsbildung zuzuschreiben ist, wie in der Terminologie der Wahrnehmungstheorie besonders deutlich zu beobachten, und die sprachlichen Bedingungen von Philosophie in Frage gestellt wurden.²⁰³ Da Erkenntnis sprachlich verfaßt ist, wird Sprache als grundlegend für erkenntnistheoretische Untersuchungen betrachtet: Mittels Sprachanalysen wird der Erkenntnisanspruch der Philosophie überprüft und kritisiert. Erkenntnistheorie wird deshalb zur Sprachtheorie.

In der Hauptsache sind es also folgende Aspekte, die die Wende im erkenntnis- und sprachtheoretischen Denken markieren:

- Im Gegensatz zur traditionellen Betrachtung des Verhältnisses zwischen Subjekt und Objekt, steht nun die *Beziehung zwischen den einzelnen Subjekten* im Mittelpunkt.
- *Erkenntnis* wird als *sprachlich gefaßter Prozeß* begriffen. Daher verschmilzt die Erkenntnistheorie nicht nur mit der Sprachtheorie. Vielmehr wird die Sprachtheorie darüber hinaus als die zentrale und fundamentale Disziplin angesehen.
- Die *Sprache* wird nicht mehr als abstrakte Idee, als bloßes Verständigungsmittel aufgefaßt, sondern unter historischen wie individuellen Aspekten als *historisches Phänomen* untersucht.
- *Sinnlichkeit und Verstand, Vernunft und Sprache* werden im Gegensatz zu den gängigen ›Zwei-Stämme-Lehren‹ als synthetisch verbundene Einheit aufgefaßt: Sie sind im menschlichen Subjekt *untrennbar* miteinander verknüpft.
- Zur *ganzheitlichen Betrachtung des Menschen* zählt auch die *Untersuchung synästhetischer Verbindungen* zwischen den einzelnen Sinnen, die vor allem in der Romantik bedeutsam werden.

202 Vgl. Coreth/Schöndorf 1990, S. 148.

203 Vgl. Gabriel 1993, S. 129.

1.3 Theoretisches und Ästhetisches zu Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache im Werk Georg Christoph Lichtenbergs

Reflexionen über das Phänomen des menschlichen Erkenntnisgewinns durchziehen Lichtenbergs gesamte Schriften: Erkenntnistheoretische Fragen thematisiert er sowohl in seinen »Sudelbüchern« als auch in seinen Briefen sowie in einigen kleineren Gelegenheitsschriften. Ausgehend vom menschlichen Subjekt als erkennender Instanz richtet sich das Augenmerk zum einen auf den Gegenstand der Erkenntnis: *Was* erkennen wir?, zum anderen auf die Prinzipien, nach denen sich der Erkenntnisprozess vollzieht: *Wie* erkennen wir? – vor allem unter der Frage nach der Rolle des erkennenden Subjekts.

Lichtenbergs Beschäftigung mit erkenntnistheoretischen Problemstellungen wird ab 1779 stark von den Ideen Kants beeinflusst, wie zahlreiche Bemerkungen in den Sudelbüchern G bis K belegen. Indessen findet die Auseinandersetzung mit grundsätzlichen Fragen sowie die Ausformung einer eigenständigen Auffassung zentraler erkenntnistheoretischer Aspekte, deren Grundpositionen Lichtenberg sein gesamtes Leben über beibehält, bereits in den »Sudelbüchern« A bis F statt, die Lichtenbergs Gedanken der vorangegangenen fünfzehn Jahre enthalten.¹

Differentialität menschlicher Erkenntnis: Subjekt, Objekt und Wahrheit

Schon in seinen ersten »Sudelbuch«-Einträgen thematisiert Lichtenberg mit der Kluft zwischen menschlicher Erkenntnis und dem erkannten natürlichen Gegenstand einen zentralen Aspekt seiner erkenntnistheoretischen Einsichten:

»Die Natur schafft keine genera und species, sie schafft individua und unsere Kurzsichtigkeit muß sich Ähnlichkeiten aufsuchen um vieles auf einmal behalten zu können. Diese Begriffe werden immer unrichtiger je größer die Geschlechter sind, die wir uns machen.«²

Diese Divergenz, die zwischen der menschlichen Erkenntnis, die auf die Subsumtion des wahrgenommenen Einzelnen unter Begriffe, also auf Generalisierung des Wahrgenommenen angewiesen ist, und der als ›individua‹ gegebenen natürlichen Erfahrung besteht, bildet eines der Leitmotive Lichtenbergischer Erkenntnistheorie. Seine Reflexionen sind geprägt durch die Miteinbeziehung der Differentialität und Fehlerhaftigkeit menschlicher Erkenntnis, wie sie aus dieser Konstellation hervorgeht, sowie durch die Einsicht in die Unüberbrückbarkeit jener Kluft zwischen der subjektiven Erkenntnis und ihrem objektiven Gegenstand. Seiner Ansicht nach ist daher das Höchste, zu dem menschliche Erkenntnis vordringen kann, die Einsicht in die Unzulänglichkeit mensch-

1 Vgl. hierzu und zum folgenden den Aufsatz Ralf Kauthers zu Lichtenbergs Kant-Rezeption im Lichtenberg-Jahrbuch von 1992.

2 Aus: A₁17.

lichen Urteilens sowie – als deren Konsequenz – der skeptische Blick, der sich nicht nur auf die Urteile anderer, sondern auch und vor allem auf die eigenen Erkenntnisse richtet, ausgehend jedoch von einer grundsätzlichen Positivität des Weltganzen:³

»Weiser werden heißt immer mehr und mehr die Fehler kennen lernen, denen dieses Instrument, womit wir empfinden und urteilen, unterworfen sein kann. Vorsichtigkeit im Urteilen ist was heutzutage allen und jeden zu empfehlen ist, gewöhnen wir alle 10 Jahre nur *eine* unstreitige Wahrheit von jedem philosophischen Schriftsteller, so wäre unsere Erde immer reich genug.«⁴

Lichtenberg leugnet die Existenz ›unstreitiger‹, also allgemeingültiger Wahrheiten demnach nicht. Allerdings ist ›Wahrheit‹ für ihn ausschließlich *kontext- und subjektgebunden* denkbar. Ihre Allgemeingültigkeit erhält die von dem einzelnen Subjekt in einer bestimmten Situation gefundene Wahrheit erst, wenn sie durch die Gesamtheit aller Menschen ratifiziert worden ist:

»Menschliche Philosophie überhaupt ist die Philosophie eines einzelnen gewissen Menschen durch die Philosophie der andern selbst der Narren korrigiert und dieses nach den Regeln einer vernünftigen Schätzung der Grade der Wahrscheinlichkeit. Sätze worüber alle Menschen übereinkommen sind wahr, sind sie nicht wahr, so haben wir gar keine Wahrheit.«⁵

Hier zeigt sich der subjektivistisch anmutende Leitgedanke Lichtenbergischer Erkenntnistheorie: *Das einzelne erkennende Subjekt wird zum Ausgangspunkt aller Wahrheitsfindung.* Ihm spricht Lichtenberg die Fähigkeit aktiver sowie maßgeblicher Einflußnahme auf den Erkenntnisgewinn und -fortschritt zu.

Empfindung als Ausgangspunkt, Handlung als Weg

Während Vernunft vor allem das kritische und eigenständige Denken meint und sich in der für den Skeptiker Lichtenberg typischen an allem und jedem zweifelnden Haltung äußert, gesteht Lichtenberg der *subjektiven Empfindung als Ausgangspunkt aller Erkenntnis* die tragende Rolle im Erkenntnisprozeß zu. Die Empfindung allein führt zur Erkenntnis des ›Eigentlichen‹, sie rangiert vor allem (Vernunft-)Wissen:

»Unsere Philosophen hören zu wenig die Stimme der Empfindung oder vielmehr sie haben so selten feines Gefühl genug, daß sie bei jedem Vorfall in der Welt, immer mehr das angeben, was sie wissen, als wie was sie dabei empfinden, und das ist nichts wert, dadurch kommen wir der eigentlichen Philosophie keinen Schritt näher.«⁶

Indem er die menschliche Empfindung, die sich aus der Kooperation aller menschlichen Vermögen ergibt, zum maßgeblichen Mittel des Erkenntnis-

3 Vgl. Kauther 1992, S. 61.

4 A₁137.

5 Aus: A₁136.

6 Aus: E₁423.

gewinns erhebt, distanziert sich Lichtenbergs Erkenntnistheorie von den rein rationalistischen Konzepten, die auf der Vernunft basieren. Darüber hinaus zielen seine Überlegungen *nicht* darauf ab, überzeitlich gültige, absolute und unbedingte Wahrheiten zu finden, die die Grundlagen seiner wissenschaftlichen Arbeit bilden könnten. Im Gegenteil: Absolute Wahrheiten können ja seiner Auffassung zufolge gar nicht existieren, da jede Wahrheit aus der Empfindung des einzelnen Subjekts hervorgeht und daher unweigerlich von jenem abhängig ist. Es existiert kein Subjekt-leerer und von empirischer Erfahrung freier Ort, in dem sich eine absolute Wahrheit entwickeln könnte.

Lichtenbergs Auffassung ist vielmehr pragmatisch-empirisch geprägt. Anstelle theoretischen Brütens bilden *Handlungen* den Weg, der zum Beweis ihrer eigenen Grundlagen führt:

»Wir wollen die metaphysischen Grübeleien denen überlassen, die nichts Besseres tun können. Man kann ohne aus dem Sprengel der Beattischen Philosophie zu weichen sehr viel Gutes und Nützliches tun und sagen, ja mehr als wenn man sich in feine Subtilitäten verirrt.«⁷

Handeln führt nach Lichtenberg zum Fortschritt, denn die Resultate der Handlungen zeigen die Sinnhaftigkeit der menschlichen Existenz. Diese Auffassung, nach der das Ergebnis die Tat, die jenes hervorgebracht hat, legitimiert, korrespondiert mit Lichtenbergs hauptberuflicher Tätigkeit als experimentierender Physiker. Das Experimentieren ermöglicht den Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis, indem erst Versuche die Verifizierung bzw. Falsifizierung von Hypothesen erlauben, die aufgrund von beobachteten Einzelphänomenen aufgestellt werden. Daher sind drei erkenntnistheoretische Schlüsselfragen Lichtenbergs: »Was haben wir getan? Was tun wir jetzt? Was sollten wir noch tun?«⁸

Das Vorangegangene rekapitulierend, zeigen sich als prinzipielle Tendenzen der erkenntnistheoretischen Reflexionen Lichtenbergs:

- die *subjektivistisch anmutende Ausrichtung seines Blicks* auf das Subjekt als Instanz, die aktiven Einfluß auf die Erkenntnis ausübt;
- sodann die *maßgebliche Rolle der Empfindung* im Gegensatz zum rein rational begründeten Wissen sowie die *Skepsis*, mit der Lichtenberg allen menschlichen Urteilen begegnet;
- schließlich tritt mit der Betonung der Handlung jener *pragmatisch-empirische Zug* in Erscheinung, der auf die enge Verbundenheit Lichtenbergs mit der Experimentalphysik hindeutet.

⁷ Aus: E₁411. Hervorhebung von mir, U.F.

⁸ J_{II}2076. Vgl. auch folgenden »Sudelbuch«-Eintrag, in dem Lichtenberg die Verkümmern der Fähigkeit thematisiert, die geringsten praktischen Tätigkeiten auszuführen, aufgrund der Übergewichtung theoretischer Auseinandersetzung: »Ich kenne die Leute wohl, die ihr meint, sie sind bloß Geist und Theorie und können sich keinen Knopf annähen. Lauter Kopf und nicht so viel Hand als nötig ist einen Knopf anzunähen.« (D₁452).

Diese grundsätzlichen Überzeugungen vertritt Lichtenberg auch nach seiner Bekanntschaft und während seiner Auseinandersetzung mit den transzendentalphilosophischen Ideen Kants.

Lichtenberg und Kant

Das zentrale Problem, um das Lichtenbergs erkenntnistheoretische Reflexionen kreisen, ist das Verhältnis von Subjekt und Objekt. Dieses Verhältnis, vor allem im Hinblick auf das Wesen der eigenen Subjektivität, zu bestimmen, faßt Lichtenberg als das Ziel Kantischer Philosophie auf:

»Was heißt mit *Kantischem Geist* denken? Ich glaube, es heißt, die Verhältnisse unsers Wesens, es sei nun was es wolle, gegen die Dinge, die wir *außer uns* nennen, ausfindig machen; das heißt, die Verhältnisse des Subjektiven gegen das Objektive bestimmen. Dieses ist freilich immer der Zweck aller gründlichen Naturforscher gewesen, allein die Frage ist, ob sie es je so wahrhaft philosophisch angefangen haben, als Herr Kant. Man hat das, was doch schon subjektiv ist und sein muß, für objektiv gehalten.«⁹

Das »Verbrechen«¹⁰, Objektives und Subjektives ungenügend zu differenzieren oder gar zu verwechseln, das Lichtenberg am Schluß des zitierten »Sudelbuch«-Eintrags andeutet, macht er verantwortlich für das Scheitern der traditionellen Philosophie. Mit Kant ändert sich dieser Mißstand, denn Kant erkennt und betont die Wichtigkeit der Abgrenzung des Subjektiven gegen das Objektive und die Bestimmung ihrer Relation.

Kants Ziel ist, das Dilemma zwischen Empirismus und Rationalismus als den beiden prominenten Denkrichtungen des 17. und 18. Jahrhunderts kritisch zu überwinden. In seinem erkenntnistheoretischen Hauptwerk, der »Kritik der reinen Vernunft« von 1781, will er beide Strömungen in einer höheren Synthese vereinen. Kants erkenntnistheoretische Philosophie markiert insofern eine Wende im Denken, als mit ihm ein neuartiger transzendentaler Subjektivismus einsetzt. Dabei übernimmt Kant von den Rationalisten die Ansicht, daß Wissenschaft allgemeingültige und notwendige Sätze bereitzustellen habe,¹¹ während er den Empiristen in der Anschauung zustimmt, daß die Wissenschaft die Sinneserfahrung zu befragen habe.

Kant begreift die Gegenstände zunächst weder, wie etwa Descartes, als Gegenstände des reinen Bewußtseins noch als reale ›Dinge an sich‹. Vielmehr sind die Gegenstände als ›Erscheinungen‹ im Bewußtsein des erkennenden Subjekts aufzufassen. Denn »alle Erfahrung (empirische Erkenntnis), die innere nicht minder als die äußere, ist nur Erkenntnis der Gegenstände, wie sie uns *erscheinen*, nicht wie sie (für sich allein betrachtet) *sind*«¹². Er geht davon

9 K_{II}77. Diese Verwechslung von objektiv und subjektiv ist für Lichtenberg das »Verbrechen der beleidigten Philosophie« (J_I224).

10 Aus: J_I224.

11 Vgl. Hirschberger II, S. 278.

12 Kant/Weischedel XII, 427 f.; Anthropol., I, 1, § 7. B 26.

aus, daß dem Menschen Gegenstände *gegeben* sind, und daß Erkenntnis durch apriorische Bedingungen ermöglicht wird.¹³ Im Zentrum seiner Diskussion steht daher nicht die Erkenntnis von den Gegenständen, sondern die transzendente Frage nach jenen apriorischen Bedingungen der Möglichkeit gegenständlicher Erkenntnis:

»Ich nenne alle Erkenntnis *transzendental*, die sich nicht so wohl mit Gegenständen, sondern mit *unserer Erkenntnisart* von Gegenständen, *so fern diese a priori möglich sein soll*, überhaupt beschäftigt. Ein System solcher Begriffe würde *Transzendental-Philosophie* heißen.«¹⁴

Im Gegensatz zum Vorgehen der Rationalisten und Empiristen, die die ursprünglichen Elemente der Erkenntnis – wie beispielsweise Descartes' eingeborene Ideen oder John Lockes einfache Sinneseindrücke – zu erhellen beabsichtigen und den Gegenstand bereits als im Bewußtsein vorhanden voraussetzen, konzentriert sich Kants »transzendente Analyse« darauf, wie, *unter welchen Konditionen des Subjekts* dieser objektive Gegenstand im Bewußtsein konstituiert wird.¹⁵ Hierzu konstatiert Lichtenberg:

»Kant unterscheidet sich dadurch von andern Philosophen, daß er seine hauptsächliche Aufmerksamkeit auf das *Instrument* richtet; dessen Güte und hauptsächlich dessen Umfang untersucht, wie weit es reicht, und ob es auch dazu taugt Dinge auszumachen, die man damit ausmachen will, das ist er untersucht die Natur unseres Erkenntnis-Vermögens.«

Damit schwenkt das Augenmerk vom zu erkennenden Gegenstand zum erkennenden Subjekt: Erkenntnis wandelt sich vom rezeptiven Empfangen eines Objekts zur aktiven Leistung des Subjekts, das den Gegenstand in seinem Bewußtsein hervorbringt.¹⁶ Diese Wendung zum Subjekt revolutioniert laut Kant das bisherige Denken in ähnlicher Weise wie die »Kopernikanische Wende«:

»Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle Versuche über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsere Erkenntnis erweitert würde, gingen unter dieser Voraussetzung zu nichte. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserem Erkenntnis richten, welches so schon besser mit der verlangten Möglichkeit einer Erkenntnis derselben a priori zusammenstimmt, die über Gegenstände, ehe sie uns gegeben werden, etwas festsetzen soll. Es ist hiemit eben so, als mit den ersten Gedanken des *Kopernikus* bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen, und dagegen die Sterne in Ruhe ließ. In der Metaphysik kann man nun, was die *Anschaung* der Gegenstände betrifft, es auf ähnliche Weise versuchen. Wenn die Anschauung sich nach der Beschaffenheit der Gegenstände rich-

13 Vgl. Kant/Weischedel XII, 429; Anthropol., I, 1, § 7. B 27.

14 Kant/Weischedel III, 63; KrV, Einl., VII. B 25.

15 Vgl. Husserl, Krisis, S. 101f., § 25.

16 Vgl. Coreth/Schöndorf 1990, S. 108f.

ten müßte, so sehe ich nicht ein, wie man a priori von ihr etwas wissen könne; richtet sich aber der Gegenstand (als Objekt der Sinne) nach der Beschaffenheit unseres Anschauungsvermögens, so kann ich mir diese Möglichkeit ganz wohl vorstellen.«¹⁷

Die menschliche Erkenntnis setzt sich nach Kant aus dem Anschauungsvermögen oder der Sinnlichkeit und dem Verstand zusammen, er nimmt an, »daß es zwei Stämme der menschlichen Erkenntnis gebe, die vielleicht aus einer gemeinschaftlichen Wurzel entspringen, nämlich Sinnlichkeit und Verstand«¹⁸:

»Die Fähigkeit (Rezeptivität), Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen affiziert werden, zu bekommen, heißt *Sinnlichkeit*. Vermittelst der Sinnlichkeit also werden uns Gegenstände gegeben, und sie allein liefert uns Anschauungen; durch den Verstand aber werden sie *gedacht*, und von ihm entspringen *Begriffe*.«¹⁹

Dabei kann die »formale Beschaffenheit dieser Rezeptivität [...] nun nicht wiederum noch von den Sinnen abgeborgt werden, sondern muß (als Anschauung) a priori gegeben sein, d. i. es muß eine sinnliche Anschauung sein, welche übrig bleibt, wenn gleich alles Empirische (*Sinnenempfindung* enthaltende) weggelassen wird, und dieses Förmliche der Anschauung ist bei inneren Erfahrungen die *Zeit*.«²⁰

Erkenntnis ist demnach das Produkt, das aus der Synthese von Anschauung und Denken bzw. Sinnlichkeit und Verstand gebildet wird,²¹ und keine »dieser Eigenschaften ist der anderen vorzuziehen. Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben, und ohne Verstand keiner gedacht werden. Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind. Daher ist es eben so notwendig, seine Begriffe sinnlich zu machen (d. i. ihnen den Gegenstand in der Anschauung beizufügen), als, seine Anschauungen sich verständlich zu machen (d. i. sie unter Begriffe zu bringen). Beide Vermögen, oder Fähigkeiten, können auch ihre Funktionen nicht vertauschen. Der Verstand vermag nichts anzuschauen, und die Sinne nichts zu denken. Nur daraus, daß sie sich vereinigen, kann Erkenntnis entspringen.«²²

Das reine Denken kann sich lediglich auf die *Möglichkeit* des Gegenstands beziehen. Zum Erkennen wird es erst dann, wenn der Gegenstand durch die Anschauung gegeben ist. Nicht das reine Denken, sondern ausschließlich die

17 Kant/Weischedel III, 25; KrV, Vorrede. B XVI f. Auf diese Stelle spielt Lichtenberg in einem seiner letzten Briefe an seinen Bruder Ludwig Christian vom 18. Februar 1799 an. Vgl. Bw IV, Nr. 2968, S. 1019.

18 Kant/Weischedel III, 66; KrV, Einl. B 30.

19 Kant/Weischedel III, 69; KrV, I, 1, § 1. B 33.

20 Kant/Weischedel XII, 429; Anthropol., I, 1, § 7. B 27.

21 Kant unterscheidet hierbei zwischen reiner und empirischer Anschauung wie reinem und empirischem Denken: »*Empirisch*, wenn Empfindung (die die wirkliche Gegenwart des Gegenstandes voraussetzt) darin enthalten ist; *rein* aber wenn der Vorstellung keine Empfindung beigemischt ist. [...] Nur allein reine Anschauungen oder Begriffe sind a priori möglich, empirische nur a posteriori.« (Kant/Weischedel III, 97; KrV, I, 2, 1. B 74 f.).

22 Kant/Weischedel III, 98; KrV, I, 2, 1. B 75 f.

Erkenntnis kann sich demnach auf die Wirklichkeit des Gegenstands beziehen.²³

Während die sinnliche Anschauung das Material bereitstellt, ordnet der Verstand den Inhalt der Anschauung unter Begriffe ein. Die Erkenntnis ist daher als ›Synthesis des Mannigfaltigen‹ aufzufassen. Denn das mannigfaltige Anschauungsmaterial wird durch die »Spontaneität unseres Denkens [...] zuerst auf gewisse Weise durchgegangen, aufgenommen und verbunden [...], um daraus eine Erkenntnis zu machen«²⁴. Diese Einordnung der sinnlichen Eindrücke unter Begriffe bezeichnet Kant als *Urteilsbildung*. Die Urteilsbildung verläuft nach bestimmten Richtlinien oder Kategorien.²⁵ Kategorien sind die dem Menschen gegebenen Begriffe, mittels deren der Verstand die Vielfalt der sinnlichen Eindrücke ordnet, um zur Erkenntnis zu gelangen. Durch den Verstand wird somit ein Bündel von sinnlichen Eindrücken in ein Urteil des Subjekts über ein Objekt transformiert.²⁶

Kants erkenntnistheoretische Auffassung zeichnet sich im Vergleich zu rationalistischen Theorien durch die Gleichrangigkeit von Sinnlichkeit und Verstand aus.²⁷ In seiner »Apologie für die Sinnlichkeit«²⁸ verteidigt er die

23 Aus dieser Grundkonstellation folgt, 1. daß die Begriffe des Verstandes nur dann einen Gegenstand der Erkenntnis zu konstituieren vermögen, wenn die Sinnlichkeit entsprechendes Material geliefert hat; 2. daß die menschliche Erkenntnis in doppelter Hinsicht begrenzt ist: einerseits in ihrem Umfang auf den Bereich möglicher Erfahrung, andererseits innerhalb der Erfahrung in ihrer Geltung für die bloße Erscheinung für das erfahrende Subjekt, ohne jemals den Gegenstand als ›Ding an sich‹ erreichen zu können. Vgl. Coreth/Schöndorf 1990, S. 110f.

24 Kant/Weischedel III, 116; KrV, I, 2, 1. Abt., 1. Buch, I, 3, § 10. B 102.

25 Nach Kant sind Kategorien keine eingeborenen Ideen, sondern spontane Hervorbringungen des Verstandes. Vgl. Kant/Weischedel III, 118; KrV, I, 2, 1. Abt., 1. Buch, I, 3, § 10. B 105f.

26 Der Erkenntnisprozeß von der Sensation zum Urteil verläuft demnach in drei Schritten: 1. »It consists firstly in the having of empirical intuitions, which themselves consist of sensations which give us an awareness of the content of experience.« 2. »Perception consists secondly in the fact that the imagination tends to unify the manifold of appearances which intuition provides.« 3. »perception consists, thirdly, in the fact that the understanding subsumes the manifold under a concept, in such a way that the experiences constituted by any given manifold are always experiences of a unitary object and belong to a single unitary consciousness.« (Hamlyn 1969, S. 139.).

27 Explizit äußert sich Kant hierzu in der »Anthropologie«: »*Verstand*, als das Vermögen zu denken (durch *Begriffe* sich etwas vorzustellen), wird auch das *obere* Erkenntnisvermögen (zum Unterschiede von der Sinnlichkeit, als des *unteren*) genannt, darum, weil das Vermögen der Anschauungen (reiner oder empirischer) nur das Einzelne in Gegenständen, dagegen das der Begriffe das Allgemeine der Vorstellungen derselben, die *Regel*, enthält, der das Mannigfaltige der sinnlichen Anschauungen unterordnet werden muß, um Einheit der Erkenntnis des Objekts hervorzubringen. – *Vornehmer* ist also zwar freilich der Verstand als die Sinnlichkeit, mit der sich die verstandlosen Tiere nach eingepflanzten Instinkten schon notdürftig behelfen können; so wie ein Volk ohne Oberhaupt; statt dessen ein Oberhaupt ohne Volk (Verstand ohne Sinnlichkeit) gar nichts vermag. Es ist also zwi-

sensuelle Wahrnehmung vor allem gegen die Vorurteile der Rationalisten, die von der Sinnlichkeit behaupten, »daß sie die Vorstellungskraft *verwirre*« und »daß sie sogar *betrüge* und man in Ansehung ihrer nicht genug auf seiner *Hut* sein könne«²⁹. Ursache allen Übels sei hierbei eigentlich das »*Passive* in der Sinnlichkeit, was wir doch nicht ablegen können«³⁰. Denn:

»Die innere Vollkommenheit des Menschen besteht darin: daß er den Gebrauch aller seiner Vermögen in seiner Gewalt habe, um ihn seiner *freien Willkür* zu unterwerfen. Dazu aber wird erfordert, daß der *Verstand* herrsche, ohne doch die Sinnlichkeit (die an sich Pöbel ist, weil sie nicht denkt) zu schwächen: weil ohne sie es keinen Stoff geben würde, der zum Gebrauch des gesetzgebenden Verstandes verarbeitet werden könnte.«³¹

Daß strenggenommen allein der Verstand irren und insofern Verwirrung oder gar Täuschung herbeiführen könne, legt Kant eindrucksvoll dar.³² Es ist von daher vielmehr ein Verdienst als ein Nachteil der Sinnlichkeit, »dem Verstande reichhaltigen Stoff, wogegen die abstrakten Begriffe desselben oft nur schimmernde Armseligkeiten sind, dargeboten zu haben«³³. Und da auch die Irrtümer und Täuschungen aus Fehlurteilen herrühren, die vor allem in der Verwechslung von subjektiven Vorstellungen mit dem Objektiven, also den Erscheinungen mit den Erfahrungen bestehen, ist auch für sie der Verstand verantwortlich und nicht die Sinnlichkeit, die ja gar nicht urteilt.³⁴

Lichtenbergs Rezeption Kantischer Ideen läßt sich anhand zahlreicher »Sudelbuch«-Bemerkungen belegen. In vielen prinzipiellen Punkten stimmt Lichtenberg Kants Überlegungen zu. So entspricht Kants starke Gewichtung des subjektiven Anteils an der Erkenntnis der Gegenstände der subjektivistischen Tendenz, wie sie sich bereits *vor* Lichtenbergs Kant-Lektüre als ein Leitmotiv Lichtenbergischer Erkenntnistheorie erwiesen hat. Allerdings zeigen sich bei näherer Betrachtung entscheidende *Differenzen* zwischen Lich-

schen beiden kein Rangstreit, obgleich der eine ein Oberer und der andere als Unterer betitelt wird.« (Kant/Weischedel XII, 505; Anthropol., I, 1, § 37. B 114.

28 Vgl. Kant/Weischedel XII, 432 ff.; Anthropol., I, 1, § 8. B 30 ff..

29 Kant/Weischedel XII, 432; Anthropol., I, 1, § 8. B 30.

30 Kant/Weischedel XII, 433; Anthropol., I, 1, § 8. B 31.

31 Kant/Weischedel XII, 433; Anthropol., I, 1, § 8. B 31.

32 Vgl.: »Dem, der ein gegebenes Mannigfaltige zwar *aufgefaßt*, aber *noch nicht geordnet* hat, kann man nicht nachsagen, daß er es *verwirre*. Die Wahrnehmungen der Sinne (empirische Vorstellung mit Bewußtsein) können nur innere *Erscheinungen* heißen. Der Verstand, der hinzukommt, und sie unter einer Regel des Denkens verbindet (*Ordnung* in das Mannigfaltige hineinbringt) macht allerst daraus empirisches Erkenntnis, d. i. *Erfahrung*. – Es liegt also an dem seine Obliegenheit vernachlässigenden *Verstande*, wenn er keck urteilt, ohne zuvor die Sinnenvorstellungen nach Begriffen geordnet zu haben, und dann nachher über die Verworrenheit derselben klagt, die der sinnlich gearteten Natur des Menschen zu Schulden kommen müsse.« (Kant/Weischedel XII, 433; Anthropol., I, 1, § 8. B 31 f.).

33 Kant/Weischedel XII, 434; Anthropol., I, 1, § 8. B 32.

34 Vgl. Kant/Weischedel XII, 435 f.; Anthropol., I, 1, § 8. B 34.

tenbergs und Kants erkenntnistheoretischen Ansichten, deren Betrachtung Lichtenbergs eigenen charakteristischen Denkstil offenbart.

Wie Kant faßt auch Lichtenberg die Sinnlichkeit als Fähigkeit auf, Eindrücke zu empfangen:

»Wir besitzen ein Vermögen, Eindrücke zu empfangen, das ist unsere Sinnlichkeit. Durch diese werden wir uns der Veränderungen bewußt, die in uns vorgehen; die Ursachen dieser Veränderungen nennen wir Gegenstände. Diese Gegenstände sind wir selbst nicht allein. Wir bemerken Veränderungen, Eindrücke in uns, wovon wir auch den Grund in uns selbst suchen, weil wir uns bewußt sind, daß sie von uns abhängen, oder in uns sind. Dieses Vermögen ist der *innere Sinn*. Wo ich also sage, das geht *in mir* vor, so erfahre ich dieses durch den inneren Sinn. Gefühl der Aufmerksamkeit, Spontaneität. Hier sind wir selbst Gegenstand und Beobachter, Objekt und Subjekt.«³⁵

Sinnliche Apperzeptionen führen zu Veränderungen, die sich im wahrnehmenden Subjekt vollziehen. Erkenntnis ist das Bewußtwerden dieser Veränderungen. Jene Modifikationen resultieren aus der Fähigkeit der ›Gegenstände‹, die menschlichen Sinne zu affizieren. Hierbei unterscheidet er, je nach Beschaffenheit des affizierenden ›Gegenstands‹, zwischen zwei Arten der Apperzeption. Liegt der Gegenstand im Subjekt selbst, sind also affiziertes Subjekt und affizierendes Objekt vereint, dann werden die durch die Affizierung im Subjekt entstehenden Modifikationen durch den sogenannten ›inneren Sinn‹ erfaßt. Sind Subjekt und Objekt getrennt, liegt der affizierende Gegenstand ›außerhalb‹ des affizierten Subjekts, empfängt das Subjekt durch seine äußeren Sinnesorgane Signale von Objekten. Die äußeren Sinnesorgane des Menschen besitzen in diesem Prozeß der Affizierung die Funktion von ›Antennen‹, ›Sensoren‹ oder Instrumenten, die die Affinitäten der Körper empfangen, um sie an das Gehirn weiterzuleiten, wo sie dem Menschen als Modifikationen bewußt werden.

Über die Sinnesorgane tritt das wahrnehmende Subjekt mit Gegenständen in Verbindung, um aus den von ihnen verursachten ›Sensationen‹ Vorstellungen zu generieren. Lichtenbergs Differenzierung dieser Vorstellungen in ›Empfindung‹ und ›Anschauung‹ zeugt von seiner Lektüre der »Kritik der reinen Vernunft«, in der Kant eine entsprechende Unterscheidung³⁶ vornimmt: »Vorstellung bezogen aufs Subjekt ist Empfindung, aufs *unmittelbare* Objekt Anschauung.«³⁷

Jede Vorstellung kennzeichnet eine gewisse Ambivalenz, die aus ihrer Positionierung *zwischen* Subjekt und Objekt herrührt. Undifferenziertheit der

35 Aus: K_n64.

36 Vgl. dazu Kant: »Die Wirkung eines Gegenstands auf die Vorstellungsfähigkeit, so fern wir von demselben affiziert werden, ist *Empfindung*. Diejenige Anschauung, welche sich auf den Gegenstand durch Empfindung bezieht, heißt *empirisch*. Der unbestimmte Gegenstand einer empirischen Anschauung heißt *Erscheinung*.« (Kant/Weischedel III, 69; KrV, I, 1, § 1. B 34.).

37 J₂₆₂.

Philosophen in diesem Punkt faßt Lichtenberg als eines der schlimmsten Vergehen, nämlich als die »Erbsünde der bisherigen Philosophie«³⁸ auf. Die Differenzierung des Vorstellungs-Begriffs, die Lichtenberg bei Kant nicht findet,³⁹ bildet eine prinzipielle Prämisse der erkenntnistheoretischen Reflexionen Karl Leonhard Reinholds, wie in dessen »Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens« von 1789 deutlich wird. Die »Quintessenz«⁴⁰ der Reinholdischen Theorie paraphrasiert Lichtenberg in der folgenden Notiz:

»Jede *Vorstellung* muß aus etwas bestehen, was sich auf das von ihr unterschiedene *Objekt* bezieht, dieses heißt Herr Reinhold Stoff der Vorstellung und es ist dasjenige, wodurch das Vorgestellte (der Gegenstand) der Vorstellung angehört. Jede Vorstellung muß aber auch aus etwas bestehen, was sich auf das von der Vorstellung im Bewußtsein ebenfalls verschiedene *Subjekt* (das Vorstellende) bezieht. Es ist dieses dasjenige wodurch die Vorstellung dem Gemüte angehört; und kann nichts anders sein, als dasjenige wodurch der sonst bloße Stoff einer Vorstellung wirkliche Vorstellung ist, die *Form der Vorstellung*, welche der Stoff nur im Gemüte und nur durch das Vorstellungsvermögen erhalten kann. So lange nicht ausgemacht ist, worin *diese Form* bestehe, muß bald dasjenige was in der Vorstellung dem Gemüte angehört, dem Gegenstande, und was dem Gegenstande angehört, dem Gemüte angemessen werden. *Die Erbsünde der bisherigen Philosophie!*«⁴¹

Weist Lichtenberg mit dieser Forderung nach Differenzierung des Vorstellungs-Begriffs, wie er sie bei Reinhold findet, dessen Problematisierung des ursprünglichen Gegensatzes zwischen Subjekt und Objekt bereits auf Fichtes »Ich« und »Nicht-Ich« hindeutet,⁴² über Kant hinaus, stimmt er Kant im Hinblick auf die allgemeinen Rahmenbedingungen der Erkenntnis zu – wie etwa

38 Aus: J₂234.

39 In Hinblick auf diesen Aspekt kritisiert Lichtenberg Kants »Kritik der reinen Vernunft« und hebt zugleich Karl Leonhard Reinholds Verdienst hervor: »So wie Kant, welchem es in seinem Werke hauptsächlich um Untersuchung des Erkenntnißvermögens in Rücksicht auf richtigen Vernunftgebrauch zu thun war, den allgemeinen Begriff von Vorstellung überhaupt unentwickelt gelassen hat, wiewohl er den Weg dazu bahnte. Daher er noch immer von Empfangen und hervorbringen der Vorstellung spricht, da sich doch nur der Stoff der Vorstellung empfangen und nur die Form hervorbringen läßt. (Im vorbeygehen mercke ich nur an daß HE. Prof. Reinhold in s. Theorie des Vorstellungsvermögens sehr viel weiter als Kant ausgehelt hat, und durch Entwicklung des Begriffs von Vorstellung auf das einzige allgemein eingestandene Princip der Philosophie gekommen seyn will, und zwar findet er es in dem Bewußtseyn, welchen jeden Nachdenckenden den Satz zu unterschreiben nöthigt, daß er die bloße Vorstellung vom Vorgestellten und vorstellenden unterscheiden und gleichwohl auf beydes beziehen müsse. [...] Un[d] so geräth man freylich auf Formen von Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft. (dencken empfinden erkennen nachzusehn.)« (Zehe 1994, S. 39.).

40 Vgl. Zehe 1994, S. 65.

41 Aus: J₂234. Vgl. Reinhold 1789, S. 230; II, § XV und S. 235; II, § XVI. Zu Reinholds Vorstellungs-Begriff im Kontext der philosophischen Frühromantik vgl. bes. Frank 1997, S. 199ff.

42 Vgl. Coreth et al. ³1997, S. 10.

in der Überzeugung, daß Erkenntnis ein Produkt aus der Kooperation von Sinnlichkeit und Verstand ist, daß sinnliche Wahrnehmung, um als Erkenntnis weiterverwendet werden zu können, nach bestimmten Prinzipien geordnet werden muß. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, daß Lichtenbergs und Kants Erkenntnistheorien sich in wesentlichen Punkten voneinander abheben. Differenzen resultieren vor allem aus der unterschiedlichen Einschätzung des Subjekts und der Sinnlichkeit.

Lichtenberg über die »Dinge außer uns«

Mit Kant konstatiert Lichtenberg, daß die Empfindungen, die die Gegenstände im Subjekt hervorrufen, nicht die ›Gegenstände selbst‹ sind:

»Es sind Eigenschaft[en] der Gegenstände außer uns wodurch sie im Stande sind unsere empfindende Substanz zu modifizieren. Daß das Gefühl dieser Modifikationen nicht die Dinge selbst sind ist wohl sehr klar. Die Erschütterung der Luft wird erst Schall, wo ein Ohr ist. Nach diesem wären unsere Sinne weiter nichts als die Werkzeuge wodurch Affinitäten der Körper in uns zu Vorstellungen werden können.«⁴³

Aus dieser Einsicht folgt, daß das, was das Subjekt wahrzunehmen glaubt, *nicht* der eigentlichen, ›objektiven‹ Beschaffenheit des Wahrgenommenen entsprechen muß. Vielmehr muß angenommen werden, daß *subjektive Vorstellung und objektive Realität*, so es sie gibt, *voneinander verschieden* sein können. Kant löst dieses Problem, indem er eine objektive Realität annimmt, deren Existenz jenseits aller sinnlich-empirischen Erfahrung durch die Annahme einer unbedingten Vernunft des transzendentalen Subjekts ermöglicht wird. Lichtenberg distanziert sich in diesem Aspekt insofern von Kant, als für ihn kein Ort vorstellbar ist, der nicht bedingt von Sinnlichkeit und empirischer Erfahrung existiert. Es gibt für ihn keine Sphäre der Intersubjektivität, die frei wäre von der subjektiven Anschauung des Einzelnen. Schon allein die Frage nach einem solchen Ort objektiver Realität ist nach Lichtenberg bereits anthropomorphistisch und daher genuin subjektiv geprägt. Denn:

»wenn den Körpern objektive Realität verstattet wird, und ihnen Eigenschaften zukommen, so wäre doch unter unzähligen Fällen auch der möglich, daß sie diejenigen hätten, die wir ihnen unserer Natur nach beilegen müssen, nicht weil sie sie haben, sondern weil unter den unzähligen möglichen Formen der Anschauung doch auch diese Übereinstimmung möglich wäre. Dieses wäre auch eine harmonia praestabilita. Allein hier ist wieder eine Frage, ob eine solche Frage zu tun verstattet ist? ob ein Objekt das sein kann, was es einem andern zu sein scheint? Diese ganze Frage ist schon wieder Anthropomorphismus. Denn wie empfindende und denkende Wesen von Objekten außer ihnen affiziert werden können, wissen wir ja nicht, und können es nicht wissen.«⁴⁴

43 Aus: J_L2147.

44 Aus: K_L64.

Jenes Unvermögen der Menschen zu erfahren, wie empfindende und denkende Wesen von Objekten außer ihnen affiziert werden, liegt in der menschlichen Unfähigkeit begründet, objektiv urteilen zu können. Da der Mensch nicht in der Lage ist, ›aus sich herauszutreten‹, erhalten alle Fragen anthropomorphen und zudem subjektiven Charakter, weil sie ausschließlich aus der Perspektive des apperzipierenden Subjekts formuliert werden können. Demzufolge ist letztendlich die Betrachtung der erkenntnistheoretischen *Frage nach der objektiven Beschaffenheit der Gegenstände unmöglich*. Daß wir trotz aller Subjektivität objektive Gegenstände wahrzunehmen glauben, schreibt Lichtenberg der Sinnlichkeit zu, die die Gegenstände als räumlich distanziert vermittelt. Aus der – *unzulässigen* – Gleichsetzung dieser räumlichen Distanziertheit mit einer vom Subjekt getrennten und von ihm unabhängig existierenden Welt resultiert die Annahme einer objektiven Realität:

»Außer uns. Es ist gewiß sehr schwer zu sagen wie wir zu diesem Begriff gelangen denn eigentlich empfinden wir doch bloß in uns. Etwas außer sich empfinden ist bloß Modifikation unserer selbst, also in uns. Weil diese Veränderungen nicht von uns abhängen, so schreiben wir dieses andern Dingen zu die außer uns sind, und sagen es gibt Dinge man sollte sagen *praeter nos*, dem *praeter* substituieren wir die Präposition *extra*, das ist ganz etwas anders, das ist wir denken uns diese Dinge im Raume außerhalb unser das ist offenbar nicht Empfindung, sondern es scheint etwas zu sein was mit der Natur unser[es] sinnliche[n] Erkenntnis-Vermögens innigst verwebt ist, es ist die Form unter der uns jene Vorstellung des *praeter nos* gegeben ist. Form der Sinnlichkeit.«⁴⁵

Die Annahme einer objektiven Welt ›außer uns‹ ist Lichtenberg zufolge nicht das, was die sinnliche Empfindung vermittelt, sondern ist *Ergebnis der vernünftigen Erkenntnis, des Denkens*. Wenn die Empfindung, die ja nur ›im‹ Subjekt stattfinden kann, jedoch als maßgebliche Instanz angesehen wird, steht die Existenz einer objektiven Realität ›außer uns‹ in Frage. Die Erkennt-

45 J_{II}1537. Allerdings räumt er ein, daß die Vorstellung der Distanz auch der Empfindung zukommen könne: »Daß es Wesen *praeter nos* gibt, daran zweifelt nur allein der Egoist und Idealist. Daß wir aber das *praeter* in *extra* verwandeln, und Wesen *praeter nos* für *extra nos* halten, sie im Raume verschieden gedenken, das scheint Form der Sinnlichkeit zu sein. Allein könnte nicht das *praeter* me auch Form des Empfindungs-Vermögens sein?« (J_I643). Die Begründung für die Annahme von »außer uns« und »in uns« fällt schwer, erscheint doch die Zuordnung der Wahrnehmung zu den beiden Bereichen ›in uns‹ und ›außer uns‹ geradezu willkürlich: »Wie gelangen wir zu dem Begriff des *außer uns*. Warum glauben wir nicht, alles sei *in uns*, und gehe *in uns* vor? Überhaupt zu dem Begriff von Distanz? Dieses scheint sehr schwer zu entwickeln. Dieses geht so weit daß wir das, was in uns ist und in uns vorgeht, nämlich die Veränderung in dem Bilde auf der Retina außer uns setzen, und doch einen Stich ein[en] Schmerz im Auge sogleich ins Auge versetzen.« (J_{II}1532). Daß die ›Dinge außer uns‹ als solche wahrgenommen werden, ist vor allem dem Gesichtssinn zuzuschreiben: »Wenn wir keine Augen hätten, so würde vielleicht die Empfindung des Gefühls eben so innerhalb uns vorzugehen scheinen; allein unsere Augen machen, daß wir die Empfindung dahin versetzen, wo wir sehen daß der Grund liegt p. m.« (aus: A_I70).

nis der Welt als objektive Realität ist insofern unmöglich, als die Empfindung als Quelle aller Erkenntnis immer subjektiv ist.⁴⁶ Diese Einsicht läßt endlich die Frage nach Existenz und Beschaffenheit objektiver Gegenstände als so nutz- wie sinnlos erscheinen:

»Mit eben dem Grade von Gewißheit, mit dem wir überzeugt sind, daß etwas *in uns* vorgeht sind wir auch überzeugt, daß etwas *außer uns* vorgeht. Wir verstehen die Worte *innerhalb* und *außerhalb* sehr wohl. Es wird wohl niemand in der Welt sein, auch wohl schwerlich je geboren werden, der nicht diesen *Unterschied* empfindet; und das ist für die Philosophie hinreichend. Hierüber sollte sie nicht hinausgehen. Es ist doch alles unnütze Mühe und verlorne Zeit. Denn was auch die Dinge sein mögen, so ist doch wohl ausgemacht, daß wir schlechterdings nichts von ihnen wissen, als was in unseren Vorstellungen liegt. In dieser Rücksicht, die wie ich glaube richtig ist, ist doch wahrlich die Frage ob die Dinge wirklich außer uns vorhanden und vorhanden sind wie wir sie sehen, völlig ohne Sinn. Ist es nicht sonderbar, daß der Mensch absolut etwas zweimal haben will, wo er an einem genug hätte, und notwendig genug haben muß, weil es von unsern Vorstellungen zu den Ursachen keine Brücke gibt. Wir können uns nicht gedenken, daß etwas ohne Ursache sein könne, aber wo liegt denn diese Notwendigkeit? Antwort wiederum *in uns* bei völliger Unmöglichkeit aus uns heraus zu gehen.«⁴⁷

Dem apperzipierenden Subjekt kommt beim Erkenntnisprozeß weniger eine passiv-rezipierende Haltung zu, als eine aktive Tätigkeit, indem das erkennende Subjekt den erkannten Gegenständen den individuellen Stempel seiner eigenen Subjektivität aufdrückt:

»Wir mögen uns eine Art uns die Dinge außer uns vorzustellen gedenken, welche wir wollen, so wird und muß sie immer etwas von dem Subjekt an sich tragen. Es ist, dünkt mich, eine sehr unphilosophische Idee, unsere Seele bloß als ein leidendes Ding anzusehen; nein, sie leihet auch den Gegenständen. Auf diese Weise möchte es kein Wesen in der Welt geben, das die Welt so erkannte, wie sie ist.«⁴⁸

Lichtenberg geht noch weiter, wenn er konstatiert, daß erst das menschliche Vermögen, sinnlich wahrzunehmen, den äußeren Gegenständen zu ihrer Existenz verhilft. Es besitzt gleichsam kreative Qualitäten:

»Wir nehmen Dinge wahr vermöge unsrer Sinnlichkeit. Aber was wir wahrnehmen sind nicht die Dinge selbst, das Auge schafft das Licht und das Ohr die Töne. Sie

46 Zu dieser Einschätzung der Empfindung vgl. auch die »Noctes«-Notizen: »Raum Zeit. Unsere Empfindungen sind ja nicht *anderes* als unsere Empfindungen.« (Noctes, p. 6); »Sind denn unsere Empfindungen mehr als unsere Erfindungen?« (Noctes, p. 36).

47 Aus: L_{II} 811. Vgl. »Ich glaube doch nun auch wirklich, daß die Frage, ob die Gegenstände außer uns objektive Realität haben, keinen vernünftigen Sinn hat. Wir sind unserer Natur nach *genötigt* von gewissen Gegenständen unsrer Empfindung zu sagen, sie befänden sich außer uns, wir können nicht anders. [...] Die Frage ist fast so törig, als die: ob die blaue Farbe wirklich *blau* sei. Wir können unmöglich über die Frage hinausgehen. Die Dinge, von denen ich sage sie seien außer mir, weil ich sie so ansehen muß, es mag übrigens mit jenem Außer-mir-sein eine Beschaffenheit haben, was es für eine will, darüber können wir nicht richten.« (Aus: L_I 277).

48 Aus: H_{II} 147.

sind außer uns nichts. Wir leihen ihnen dieses. Eben so ist es mit dem Raume, und der Zeit. Auch wenn wir die Existenz Gottes nicht fühlen, beweisen können wir sie nicht. Alle diese Dinge führen auf eines hinaus. Es ist aber nicht möglich sich hiervon ohne tiefes Denken zu überzeugen. Man kann Kantische Philosophie in gewissen Jahren glaube ich eben so wenig lernen als das Seiltanzen.«⁴⁹

Für Lichtenberg existiert die Erfahrungswelt ausschließlich in der subjektiven sinnlichen Wahrnehmung des Einzelnen. Zwar sind auch für ihn die wahrgenommenen Dinge lediglich ›Erscheinungen‹, aber die radikale Subjektivierung der Außenwelt läßt keine Möglichkeit offen, die potentielle Existenz einer objektiven Realität bzw. der ›Dinge an sich‹, die hinter den Erscheinungen stehen, zu begründen. Alles Fragen nach einer objektiven Realität ist bereits eine Transformation des Objektiven ins Subjektive, eine Anthropomorphisierung der Welt:

»Denn man darf nur bedenken, wenn es auch Gegenstände außer uns gibt, so können wir ja von ihrer objektiven Realität schlechterdings nichts wissen. Es verhalte sich alles wie es wolle, so sind und bleiben wir ja doch nur Idealisten, ja wir können schlechterdings nichts andres sein. Denn alles kann uns ja nur bloß durch unsere Vorstellung gegeben werden. Zu glauben, daß diese Vorstellungen und Empfindungen durch äußere Gegenstände veranlaßt werden, ist ja wieder eine Vorstellung.«⁵⁰

Aus diesem Grund könnten die wahrgenommenen Sensationen zwar auf eine objektive Realität verweisen, jene entzieht sich jedoch menschlicher Erkenntnis und kann daher nicht bewiesen werden. Sicher ist nach Lichtenbergs Auffassung allein das, was subjektiv empfunden und erfahren wird.⁵¹ Die Perspektive ändert sich deshalb dahingehend, daß die ›objektive‹ Welt, ihre Ordnung und Hierarchisierung als Produkt menschlicher Vorstellungen betrachtet werden kann, denn:

»Anstatt daß sich die Welt in uns spiegelt, sollten wir vielmehr sagen, unsere Vernunft spiegele sich in der Welt. Wir können nicht anders, wir müssen Ordnung und weise Regierung in der Welt erkennen, dieses folgt aus der Einrichtung unserer Denkkraft. Es ist aber noch keine Folge, daß etwas, was wir notwendig denken

49 J_I1168.

50 Aus: H_{II}150.

51 Die Frage, ob die Welt nicht durch die objektiven Gegenstände, sondern vielmehr erst durch die menschliche Erkenntnis konstituiert wird, beschäftigte Lichtenberg bis an sein Lebensende. So schreibt er noch sechs Tage vor seinem Tod am 18. Februar 1799 an seinen Bruder Ludwig Christian: »Bekantlich hat Aristarch von Samos mehr als 1000 Jahr vor Copernikus gelehrt daß die Sonne stille stehe und die Erde um sie herum laufe, aber das waren einzelne Lichtblicke, die sich in dem übrigen Wust von Dunkelheit wieder verlohren. Kant spielt einmal, wo ich nicht irre in der Vorrede zu seiner Critik der reinen Vernunft, auf so etwas mit großer Feinheit an. Das Gleichniß hält Stich. Man hat bisher geglaubt, wir seyen das Werck der Dinge ausser uns, von denen wir denn doch nichts wußten und wissen konten, als was unser Ich uns angab. Wie also, wenn es gerade die Natur unsers Wesens wäre, was diese Welt eigentlich macht? Hier ist Umlauf und Umdrehung der Erde um die Axe dem Umlaufe der Sonne und des Sonnenheeres um sie entgegengestellt.« (Bw IV, Nr. 2968, S. 1019.).

müssen, auch wirklich so ist, denn wir haben ja von der wahren Beschaffenheit der Außenwelt gar keinen Begriff [...].«⁵²

Mit dieser Ansicht hat sich Lichtenberg klar von Kant distanziert: Kant kommt über die Verknüpfung von Sinnlichkeit und Verstand zu der Überzeugung, daß Gegenstände intersubjektiver Art existieren. Er nimmt ein transzendentes Subjekt an, dessen Vernunft als ›unbedingt‹ charakterisiert wird und sich selbst reflektiert: »Das bloße, aber empirisch bestimmte Bewußtsein meines eigenen Denkens beweiset das Dasein der Gegenstände im Raum außer mir.«⁵³ Durch den Verzicht auf ein reales Dasein in der Erfahrungswelt sowie die Annahme eines Ortes, der von der empirischen Erfahrung und damit von der Sinnlichkeit unabhängig ist, schafft Kant den Platz, an dem das transzendentale, von jeder Sinneserfahrung unabhängige Objekt existieren kann.⁵⁴

Für Lichtenberg existieren die Dinge dagegen ausschließlich in der sinnlichen Apperzeption des einzelnen Subjekts. Er überwindet die empirische Erfahrungswelt, in der sich das Ich selbst als ein sinnlich Wahrnehmbares erfährt, *nicht*. Lichtenberg akzentuiert die sinnlich-empirische Erfahrung gegenüber dem abstrahierenden Vernunftdenken. Dieses Bekenntnis zu einer ausschließlich sinnlich erfahrbaren Welt mit allen ihren Determiniertheiten und die aus ihm resultierende Negierung jeglicher unbedingten Bestimmungen bildet den fundamentalen Gegensatz zwischen dem Empiristen Lichtenberg und dem Transzendentalisten Kant. Der Mangel an einer transzendentalen, empirisch unbedingten Ebene führt Lichtenberg zusammen mit der Annahme, daß die wahrgenommenen Gegenstände bloße Erscheinungen sind, die ja erst auf einer solchen Ebene gilt, zu einem Abgrund, über den Kant sein ›Seil‹ gespannt hat.⁵⁵

Bei der Bestimmung der »Dinge außer uns« stößt Lichtenberg an die Grenzen menschlicher Erkenntnismöglichkeit: Alles, was die menschliche Erkenntnis über die ›Dinge außer ihr‹ weiß, stammt von ihr selbst. Daher ist die Frage nach der Beschaffenheit der objektiven Dinge von seinem Standpunkt aus nicht zu beantworten, denn alles, was wahrgenommen wird, ist doch nur Erscheinung und deshalb relativ, weil vom wahrnehmenden Subjekt bedingt. Der Mensch wird vielmehr zum Maß aller Dinge, denn:

»Wir finden keine Ursache in den Dingen, sondern bemerken nur das, was in uns hinein korrespondiert. Wohin wir nur sehen, so sehen wir bloß uns.«⁵⁶

52 Aus: J₁1021.

53 Kant/Weischedel III, 255; KrV, I, 2, 1. Abt., 2. Buch, 4. B 275.

54 Vgl. Kauther 1992, S. 69.

55 Dabei fürchtet sich Lichtenberg nicht vor dem Abgrund, sondern setzt sich mit ihm kritisch auseinander – wie auch die folgende Notiz zeigt: »Es verräth große Unmündigkeit in der Philosophie, wenn man sich vor dem Abgrund fürchtet, wem es schwindelt der bleibt freylich am besten weg, er wehre es aber andern nicht einmal dahin zu sehen.« (Zehe 1994, S. 43).

56 Aus: J₁569.

Hierbei verweist nicht nur das, *was* wahrgenommen wird, auf das wahrnehmende Individuum, sondern vor allem die Art und Weise, *wie* wahrgenommen wird. Die Art der Wahrnehmung ist typisch für das jeweilige wahrnehmende Subjekt, für dessen individuelle Perspektive, die unter dem Einfluß von charakteristischen, historischen, sozialen und weiteren Faktoren steht. Aus dieser Einsicht heraus erscheint Lichtenberg die Frage nach einer objektiven Realität als nutzlos, weil letztendlich unlösbar, denn am Ende steht immer das wahrnehmende Subjekt:

»Die Dinge außer uns sind nichts anderes als wir sie sehen, für uns wenigstens nicht, denn wir können bloß Relationen bemerken, weil die beobachtende Substanz ja beständig in das Mittel tritt. Gott selbst sieht in den Dingen nur sich.«⁵⁷

Deshalb liegt nach Lichtenberg der Schlüssel zur Erkenntnis der Welt in der Erkenntnis des *Einzelnen*, in der Aufmerksamkeit auf das eigene Selbst, das eigene Empfinden und Denken:

»Wer sich selbst recht kennt, kann sehr bald alle anderen Menschen kennen lernen. Es ist alles Zurückstrahlung.«⁵⁸

Da die »Dinge außer uns« sich unserer Erkenntnis entziehen, hält er es für das Beste, sich auf die *Beobachtung der sinnlichen Empfindungen* zu konzentrieren, die die Gegenstände in uns hervorrufen und dadurch das Subjekt mit dem Objekt verbinden. Ein Urteil der menschlichen Erkenntnis kann sich demnach ausschließlich auf den *Zustand* beziehen, *wie die Dinge erscheinen*. Aufschluß über eine objektive Realität könnten einzig und allein die Modifikationen geben, die dieselbe im Subjekt generiert, doch »wie Gegenstände außer mir mein Erkenntnis-Vermögen affizieren weiß ich nicht«⁵⁹, denn: »Über unsere Gedanken hinaus nach den Objekten gibt es keine Brücke. Sehr wahr und gut ausgedrückt (nicht $\pi\mu$).«⁶⁰ Da der objektive Gegenstand nur in der Form zugänglich ist, wie er dem wahrnehmenden Subjekt erscheint, ist nicht nur die Frage nach seiner Beschaffenheit nicht adäquat lösbar. Darüber hinaus muß allein bereits die Prämisse, daß hinter der Erscheinungswelt »Dinge an sich« stehen, in Frage gestellt werden, denn

»Kant sagt eigentlich: wir setzen voraus, daß allen Erscheinungen Dinge an sich zum Grunde liegen, aber wir wissen nicht, ob dieser Voraussetzung Realität zukomme, ob ihr in der Tat das Vorausgesetzte entspreche. (backed nicht $\pi\mu$).«⁶¹

Den Unmut über die Aporien, zu denen den empirischen Pragmatiker Lichtenberg der Transzendentalismus Kants führt, äußert er fast trotzig:

57 J_I681.

58 G_{II}18.

59 Aus: J_{II}2147.

60 L_{II}805.

61 L_{II}740.

»Die Kantische Philosophie mag ein Reich aufrichten, was für eines sie will, so wird sie doch, wenn sie nicht zu alten, bekannten Lappereien herabsinken will, zugeben müssen, daß unseren Vorstellungen etwas in der Welt korrespondiert.«⁶²

Denn nach Lichtenberg garantiert nur die Sinnlichkeit den Bezug auf die natürliche Welt und verleiht so dem Denken jene bestimmte Richtung, die die Menschen davor bewahrt, wahnsinnigen Vorstellungen zu verfallen:

»Geister ohne eine Welt außer ihnen müssen seltsame Geschöpfe sein, denn da von jedem Gedanken der Grund in ihnen liegt, so sind die seltsamsten Verbindungen von Ideen allezeit recht. Leute nennen wir rasend, wenn sich die Ordnung ihrer Begriffe nicht mehr aus der Folge der Begebenheiten in unsrer ordentlichen Welt bestimmen läßt, deswegen ist eine sorgfältige Betrachtung der Natur, oder auch die Mathematik das sicherste Mittel wider Raserei, die Natur ist so zu sagen das Laufseil, woran unsere Gedanken geführt werden, daß sie nicht ausschweifen.«⁶³

Da also die Frage, ob die »Dinge außer uns« wirklich so existieren, wie sie in der Vorstellung erscheinen, letztendlich unlösbar bleibt und, folgt man Lichtenbergs Sinnlichkeitsbetonung, ihre Beantwortung eher unwahrscheinlich ist, empfiehlt es sich vielmehr, das Augenmerk auf die eigenen Modifikationen und Vorstellungen zu richten:

»In dieser Lage der Dinge ist es das Klügste, was wir tun können, bei uns stehen zu bleiben, unsere Modifikationen zu betrachten, und uns um die Beschaffenheit der Dinge an sich gar nicht zu bekümmern.«⁶⁴

62 J,28.

63 A_I111. Wie fließend allerdings die Grenze zum Wahnsinn ist, zeigt folgendes gedankliche Experiment Lichtenbergs: »Wenn man annähme, daß alle Vorstellungen der Menschen eine Art von Raserei wären, ein Tollhauszustand, so muß doch ein Wesen sein, das diese Absicht hat, die Tollen sind abgerissene Faden bei dieser Spinnerei, die der Spule nicht folgen. In diesen findet man das Werk Gottes. Sie sind auch bei manchen Völkern heilig, die Rasenden geben uns Aussichten in die Haushaltung des Ganzen, die uns nichts anderes gibt. Sie sind das gedrückte Auge, das elektrische Figuren und Sonnen und Drellmuster gibt.« (Aus: J_{II}1818). Wahnsinnige Vorstellungen resultieren aus einer andersgearteten Wahrnehmung. Indem sie auf andere »Wirklichkeiten« verweisen, als diejenige, die wir normalerweise kennen, gewähren sie Einblicke in das Potential menschlicher Wahrnehmung und Einbildungskraft. Zugleich wird das allgemein anerkannte Weltbild relativiert – denn wer oder was läßt uns eigentlich so sicher sein, daß unsere Vorstellungen keine Wahnbilder sind? Denn so wie die Hand durch Drücken des Auges Muster erzeugt, so könnte ein anderes, den Menschen unbekanntes Wesen die »Muster« erzeugen, die als »Dinge außer uns« wahrgenommen werden: »Wenn ich mit meiner Hand auf meine Augen drücke, so sehe ich Sonnen und elektrische Figuren und den schönsten Drell. Wenn ich die Hand weg nehme und die Augenlider öffne, so sehe ich Bäume und Dachziegel, was ist nun das was jetzt tut was meine Hand vorher tat?« (J_{II}1817).

64 Aus: K_{II}64. Die Überwindung des empirischen Gegensatzes zwischen Subjekt und Objekt, um in der Subjektivität des Bewußtseins »absolut gültiges Wissen« zu erreichen, bildet einen zentralen Aspekt des Idealismus. Angeregt von Reinholds Betonung des ursprünglichen Subjekt-Objekt-Dualismus, führt dessen Nachfolger Johann Gottlieb Fichte Kant in dieser Hinsicht weiter, indem er ein »absolutes Ich«

Selbst-Erkenntnis als Ausgangspunkt, Zentrum und Ziel

Ausgangspunkt, Zentrum und Zielpunkt der philosophischen Betrachtung bildet nach Lichtenberg das eigene Selbst, dessen Eindrücke und Gedanken und damit die »Selbst-Erkenntnis«. ⁶⁵ Der einzelne Mensch wird zum Maßstab aller Erkenntnis:

»Sind Wir nicht auch ein Weltgebäude, so gut als der Sternenhimmel und eines das wir besser kennen sollten, und besser kennen könnten, sollte man denken, als das dort oben.« ⁶⁶

Lichtenbergs Akzentuierung der Subjektivität und sein ja radikal zu nennender Anthropomorphismus offenbart sich in der Umformung der folgenden Kernfragen Kants:

- »1. Was kann ich wissen?
2. Was soll ich tun?
3. Was darf ich hoffen?« ⁶⁷

Lichtenberg zufolge sollten die Schlüsselfragen der Philosophie vielmehr heißen:

annimmt, das sich ausschließlich dadurch vollzieht, indem es im Ich dem Ich ein »Nicht-Ich« entgegenstellt. Insofern begreift er, um den Zwiespalt von Denken und Anschauung, wie er bei Kant vorliegt, zu überwinden, das Ich als einheitliche Tätigkeit, als genuin praktisches und aktives Element. Fichte verbindet so theoretisches Wissen und praktisches Handeln und weist darin zugleich auf Wege zur erkenntnistheoretische Begründung subjektivistisch-idealistischer Auffassung hin: »Kants »Ding an sich« wird fallengelassen und damit der entscheidende Schritt zu einem subjektivem Idealismus vollzogen.« (Coreth et al. ³1997, S. 12.). Auf diese Ideen Fichtes reagieren wiederum Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Vgl. zu dieser Entwicklungslinie Coreth et al. ³1997. Lichtenbergs Betonung des aktiv handelnden Subjekts und die Thematisierung des nicht zu überwindenden Dilemmas von absolut gültigem Wissen und praktischer Erfahrung, die als wesentliche Ursache seines Konflikts mit Kantischer Philosophie aufgefaßt werden kann, enthält insofern bereits die zentrale Problematik des dialektischen Denkens der Idealisten. Lichtenbergs Fichte-Rezeption bezieht sich indes vor allem auf dessen Atheismus-Streit. Vgl. L_{II}973, L_{II}980, L_{II}982 sowie Bw IV, Nr. 2636, S. 591; Nr. 2964, S. 1012 ff.; Nr. 2968, S. 1019.

⁶⁵ Vgl. F₆₈₄. Selbst-Erkenntnis bedeutet allerdings nicht, sich gänzlich von der Außenwelt zurückzuziehen und sich ausschließlich mit sich selbst auseinanderzusetzen. Die völlige Konzentration auf das eigene Selbst kann, wenn der Bezug zu den Dingen »außer uns« verlorengelht, in den Wahnsinn führen oder sogar tödliche Wirkung haben: »Öfters allein zu sein, und über sich selbst zu denken, und seine Welt aus sich zu machen kann uns großes Vergnügen gewähren, aber wir arbeiten auf diese Art unvermerkt an einer Philosophie, nach welcher der Selbst-Mord billig und erlaubt ist, es ist daher gut sich durch ein Mädchen oder einen Freund wieder an die Welt anzuhaken, um nicht ganz abzufallen.« (Aus: B_I262).

⁶⁶ L_{II}804.

⁶⁷ Kant/Weischedel IV, 116; KrV, II, 2, 2. B 833.

»Was bin ich? Was soll ich tun? Was kann ich glauben und hoffen? Hierauf reduziert sich alles in der Philosophie.«⁶⁸

In diesen Fragen zeigen sich nicht nur die grundsätzlichen Unterschiede zwischen dem Pragmatiker Lichtenberg und dem Vernunftdenker Kant, sondern sie vereinen zugleich die Leitmotive Lichtenbergischen Denkens: die hervorgehobene Position der eigenen, subjektiven, sinnlich erfahrbaren Individualität anstelle abstrakten Wissens in der ersten Frage, das Handeln als Beweismittel des Pragmatikers in der zweiten Frage und das vorbehaltliche ›Glauben und Hoffen‹ statt vermeintlich sicherem Wissen als Ausdruck seiner skeptischen Haltung in der dritten Frage. Aufmerksamkeit auf die Empfindungen, die aus der eigenen sinnlichen Anschauung hervorgehen und empirisch-experimenteller Umgang mit den natürlichen Phänomenen bilden zusammen mit der komparativen Koordination der Empfindungen und Anschauungen durch den Verstand den Weg, der zur Erkenntnis des ›Eigentlichen‹ führt. Aus diesen Aspekten formiert sich Lichtenbergs philosophisches ›Credo‹:

»Sei aufmerksam, empfinde nichts umsonst, messe und vergleiche; dieses ist das ganze Gesetz der Philosophie.«⁶⁹

Verbindung von Ideen als Prinzip menschlicher Erkenntnis

Erkenntnis ist für Lichtenberg ein genuin subjektiver Prozeß. Die Kennzeichen subjektiver Erkenntnis, vor allem im Hinblick auf die Fragen, nach welchen Prinzipien diese Erkenntnis verläuft und wo ihre Grenzen liegen, stehen im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen.

»Der Bauer, welcher glaubt der Mond sei nicht größer als ein Pflug-Rad, denkt niemals daran daß in einer Entfernung von einigen Meilen eine ganze Kirche nur wie ein weißer Fleck aussieht, und daß der Mond hingegen immer gleich groß scheint, was hemmt bei ihm diese Verbindung von Ideen, die er einzeln alle hat? Er verbindet in seinem gemeinen Leben auch wirklich Ideen vielleicht durch künstlichere Bande, als diese. Diese Betrachtung sollte den Philosophen aufmerksam machen, der vielleicht noch immer der Bauer in gewissen Verbindungen ist. Wir denken früh genug aber wir wissen nicht was wir denken, so wenig als wir wissen daß wir wachsen oder verdauen, viele Menschen unter den gemeinen erfahren es niemals. Eine gnaue Betrachtung der äußeren Dinge führt leicht auf den betrachtenden Punkt, uns selbst zurück und umgekehrt wer sich selbst einmal erst recht gewahr wird gerät leicht auf die Betrachtung der Dinge um ihn.«⁷⁰

In diesem »Sudelbuch«-Eintrag veranschaulicht Lichtenberg mit der Verbindung der Ideen das Prinzip, auf dem die menschliche Erkenntnis der Welt basiert. Der Bauer, der die Größe des Mondes für die eines Pflug-Rades hält, hat den Umstand, daß die Entfernung des Mondes größer ist als die seines Pflug-Rades, – sei es aus Unwissenheit, sei es aus Vergeßlichkeit – nicht mit

68 Aus: H_{II}172.

69 Aus: A_I130.

70 Aus: A_I130.

den Konditionen seiner Position als Betrachter des Mondes in Verbindung gebracht. Deshalb bedenkt er nicht, daß mit wachsender Entfernung die betrachtenden Gegenstände kleiner erscheinen, und schätzt so die Mondgröße nicht relativ zur Entfernung, sondern absolut ein. Diese absolute Größe entspricht der Größe des Pflug-Rades, das vor ihm liegt.

Die isolierende Betrachtung einzelner Ideen führt demnach zur falschen Einschätzung. Hieraus wird deutlich, daß erst die relative Betrachtung von Ideen, die Verknüpfung der Ideen untereinander sowie das Bedenken des eigenen subjektiven Standpunktes zu richtiger, ›wahrer‹ Erkenntnis führt.

Physikalisch-physiologische Basis: Hartleys Vibrationstheorie

Die physikalisch-physiologische Begründung für dieses Prinzip von der Verbindung der Ideen findet Lichtenberg in Hartleys Vibrationstheorie. Nach Hartley besteht die sinnliche Wahrnehmung aus Schwingungen. Sinneswahrnehmung ist im Grunde genommen nichts anderes als das Zählen von Schwingungen. So notiert auch Lichtenberg:

»Wo sich ein Körper bewegt, da ist Raum und Zeit, das simpelste empfindende Geschöpf in dieser Welt wäre also das Winkel und Zeiten messende. Unser Hören und vielleicht auch unser Sehen besteht schon in einem Zählen von Schwingungen.«⁷¹

Jene Schwingungen werden von den Sinnesorganen oder im physiologischen Sinne von den zugespitzten Enden der Nerven, aufgenommen und weitergeleitet:

»Die Nerven spitzen sich gegen das Ende zu, und machen das aus, was wir sinnliche Werkzeuge nennen. Es sind die Enden, die nach außen stehen und die Eindrücke der Welt empfangen.«⁷²

Diese Auffassung von den Schwingungen als physikalisch-physiologischer Grundlage der sinnlichen Wahrnehmungen leuchtet Lichtenberg unmittelbar ein und geht auf seine intensive Beschäftigung mit Newtons und Hartleys Vibrationstheorie zurück, die er 1776/1777 in einem Brief an Johann Friedrich Blumenbach ausführlich darlegt.⁷³ Die Vorstellung von einer äußeren Reizung

71 D,314.

72 Aus: K_{II}86. NB: Die Nerven sind in Lichtenbergs Auffassung so wichtig, daß der Mensch mit dem Nervensystem gleichgesetzt werden kann, alles andere ist lediglich dazu da, die Nerven in eine transportable Form zu fassen: »Der eigentliche Mensch sieht wie eine Zwiebel mit vielen tausend Wurzeln aus, die Nerven empfinden allein in ihm, das andere dient diese Wurzeln zu halten, und bequemer fortzuschaffen, was wir sehen ist also nur der Topf in welchen der Menschen (die Nerven) gepflanzt ist.« (B_I35).

73 Vgl.: »Newton, sowohl in s. Principiis, als in seiner Optic muthmaset, daß unsere Begriffe von Farben, so wie die von Tönen durch Vibrationen erregt werden könnten, die sich von den äusseren Werckzeugen, der respectiven Sinne, bis in das Gehirn fort pflanzen, wo sie von der Seele auf eine uns unerklärbare und unbe-

der Sinnesorgane durch Vibrationen überträgt Lichtenberg auf das Innere des Menschen: Mit der Welt außen korrespondiert eine ihr entsprechend aufgebaute innere ›Welt‹.⁷⁴ Dieses Korrespondenz-Verhältnis bildet die Grundlage für die Vorstellung von einer prästabilierten Harmonie zwischen Mensch und Gegenständen:

»Es könnte sein, daß innerhalb des Gehirns noch andere Werkzeuge wären, die den Namen der Augen, Ohren und so weiter verdienten. Bewegter Äther teilt seine Bewegung den Nerven der Netzhaut mit. Nun ist nicht mehr bewegter Äther sondern bewegter Nervensaft, und der letztere ist in der Welt die ich bin. Das erste geschah in einer Welt, die ich nicht bin.«⁷⁵

Aus der anschaulich-eingängigen Vorstellung von der Wahrnehmung als einer Übermittlung von Vibrationen über die Sinnesorgane an das Gehirn, das sich als eine große »Masse« aus verschiedenen ›Abteilungen‹ zusammensetzt, die jeweils für die diversen Sinnesorgane zuständig sind, leitet sich jenes Prinzip her, das der Wahrnehmung zugrundegelegt wird: die Verknüpfung oder die Assoziation der Ideen.⁷⁶ Hartley folgend avanciert die Assoziation bei Lichtenberg schließlich zu dem unabdingbaren Prinzip der Erkenntnis:

greifliche Weise anerkannt werden, und zu dem gedeihen, was wir Ton und Farbe nennen: dieses mag nun durch die Fibern der Nerven selbst geschehen oder durch irgend ein Flüssiges Wesen, das ist gleich viel. [...] Vom Ohr ist alles dieses fast geometrisch gewiß, die erste Erweckung der Sensation geschieht durch Vibrationen und da die erstere sich in das Gehirn erstreckt, warum nicht auch die letzteren? Vom Auge ist dieses höchst wahrscheinlich, HE. Euler würde sagen gewiß, und so ist es (Hartley spricht) mit allen andern Sinnen. Also unser ganzes Gehirn zittert und bebt im wachenden Menschen, wie eine Luftmasse bey einem Concert, nur heissen die Erschütterung[en] vor dem Richterstuhl der Seele, hier Ton, dort Farbe, und dann wieder Wohlgeruch und Gestanck und Schmerz, und haut gout. Schwäche und Stärke der Vibrationen bestimmen den Grad derselben; Ort und Departement im Gehirn die Art.« (Bw I, Nr. 368, S. 672 f.)

74 Vgl. L_{II}804 und F_{II}542.

75 E_I452. Die Gegenüberstellung von der »Welt die ich bin« und der »Welt, die ich nicht bin« erinnert an Fichtes Konfrontation des ›Ichs‹ mit dem ›Nicht-Ich‹. Insofern scheint Lichtenberg in diesem Punkt auf den subjektiven Idealismus Fichtes vorauszuweisen.

76 So veranschaulicht Lichtenberg in seinem Brief: »Allein da das Gehirn nur eine Masse ausmacht, so gränzen die Abtheilungen an einander die Cammer an die Regierung, und die an die Justitz Cantzley so kan Ton an haut gout gränzen und Rosenfarb an Wollust, Fischers Menuet, an Liebe sowohl als eine gebratene Schnepfe. Auf dieses gründet sich ein **Hauptpfeiler** des Hartleyischen Systems **Die Association der Ideen**. Und dieses ist ein Umstand, der mich für dieses System sehr eingenommen hat. Fibern des Gehirns die eine gewisse Schwierigkeit offt empfangen haben, nehmen diese bey dem geringsten Reitz auch wieder leichter an als ein[e] neue. Alles sehr natürlich. Und wer nicht roth unter Gestalt von Trompetenschall, Schmerz unter Gestalt von ungeheuren sich daher wälzenden Bällen u.s.w. gesehen und gehört hat, muß noch kein Fieber gehabt haben, und Gott bewahre alle Menschen, daß sie eine Pastete nicht für einen Menuet halten. Wie Association der Ideen sich hieraus herleiten läßt, darf ich nicht erklären; es ergiebt sich von selbst. Jede Vibration, ob sie gleich in ihrem Departement hauptsächlich und vorzüglich würckt, erstreckt sich dem ungeachtet in gewissem Maße über das

»Durch diese Assoziationen erklärt er [Hartley, U.F.] nun alles, Gedächtniß, Verstand, Leidenschaft und Willen. Wir können uns keiner Sache nach Willkühr erinnern, sondern wir müssen associirte Ideen aufsuchen die gegenwärtig sind mit jener die wir suchen. [...] Urtheilen heißt die congruenz oder incongruenz zweyer Ideen fühlen. [...] Er nimmt fast keinen Instinct an, sondern blos eine fühlende Maschine, wenn ich so reden darf, aus der Man alles machen kan, die aber durch die Vibrationen auf dem Boden des Luftmeers, worauf wir herum kriechen, so gebildet wird, wie wir sie sehen, und wie wir sie selbst sind.«⁷⁷

Aus der Assoziation erklärt Lichtenberg auch die Bildung der abstrakten und komplexen Ideen und Begriffe, die aus komplexen Assoziationen, »deren Ursprung man nicht mehr ergründen kan«⁷⁸, entstanden sind: »Gruppen von Sensationen können auf eine so wunderbare Weise in eins fließen und mit einem Wort bezeichnet werden, daß man, wenn man das Wort hört, glaubt, sie sey simpel. So denckt niemand, der weiß sieht, daß er eigentlich 7 Farben sieht.«⁷⁹ Abstrakte und auch moralische Begriffe sind insofern »Mengen und Clusters nennt er es sogar (Büschel von Sensationen, von Anfang sehr bestimmt) endlich aber verliehren sich jene, man kan sie aber mit etwas Nachdenken in vielen Fällen wieder heraus bringen, da man denn nicht ohne angenehmes Erstaunen sieht daß was man für einen festen steten Zug hielt eigentlich eine Reihe von Punckten und das Gebäude kleiner Sensationen ist, die man in dem Zug nicht mehr erkennt. So gelangen wir zu allen abstrackten Begriffen, Substanz, Raum, Dauer, Krafft, eben so gut als zu dem Begriff weiß, anfangs war es Schnee oder ein Schnupftuch. So ists mit dem moralischen ebenfalls.«⁸⁰

Methoden der Assoziation: Witz und Scharfsinn

Das Erkennen vollzieht sich Lichtenberg zufolge nach dem Prinzip der Assoziation. Erkennen ist also im Grunde genommen nichts anderes als das Assoziieren von Ideen. Ideen werden miteinander unter bestimmten Gesichtspunkten verknüpft und vereinigen sich so zu (abstrakten) Begrifflichkeiten, zu den Kategorien, in denen Denken möglich wird: Begriffe sind Synthesen von Ideen. Der Prozeß der Assoziation – und damit letztlich auch die Erkenntnis –

gantze. Dieses erklärt, wie schöne Music die Gesellschaft angenehm macht und umgekehrt die Krafft der Schweitzer Lieder. Wie eine Linie schön werden kan wen[n] ich sie an einem Körper bemerckt | habe, der mir Wollust verschafft hat. Hogarths Schlangen Linie &cet. Gedächtniß und Einbildungskraft erhält hieraus sehr viel Licht.« (Bw I, Nr. 368, S. 673.). Lichtenberg erwähnt hier eine besondere Art der Ideenassoziation, wenn er Schmerz mit Bällen und Trompetenschall mit der Farbe Rot verbindet. Zu synästhetischen Phänomenen im Werk Lichtenbergs vgl. Kap. II, 3.5 »die Kugeln zu beiden Seiten der Nase sind auch Ohren«: Inter-Sensuelles und Synästhetisches – Kon-Fusionen.

⁷⁷ Bw I, Nr. 368, S. 674.

⁷⁸ Bw I, Nr. 368, S. 674.

⁷⁹ Bw I, Nr. 368, S. 674.

⁸⁰ Bw I, Nr. 368, S. 674.

beruht auf der *aktiven* Leistung des wahrnehmenden Subjekts und entspricht zugleich einem Prozeß der Aneignung, einem ›für sich Gewinnen‹ des Wahrgenommenen.⁸¹ Erkennen ist Assoziation ist Aneignung von Ideen ist Vereinigung des Wahrgenommenen mit dem individuellen Gedanken-System des jeweils wahrnehmenden Subjekts.

Es stellt sich die Frage, unter welchen Voraussetzungen Ideen miteinander assoziiert werden. Hierbei gibt es zwei Möglichkeiten: Zum einen beruhen Verknüpfungen von Ideen auf dem *Auffinden von Ähnlichkeiten*, zum anderen auf dem *Herausstellen von Verschiedenheiten* zwischen Ideen. Letztere kann als eine Art ›negative Verknüpfung‹ aufgefaßt werden, sind doch Verschiedenheiten nichts anderes als negative Ähnlichkeiten, eben ›Un-Ähnlichkeiten‹.⁸² Während das Auffinden von Ähnlichkeiten verschiedene Ideen unter dem Kriterium des Gemeinsamen betrachtet und damit Begriffsgrenzen zu überschreiten vermag, bringt das Herausstellen von Verschiedenheiten ähnlicher Ideen die Setzung neuer Begriffsgrenzen mit sich. Dies sind die beiden Formen des Denkens, die im 18. Jahrhundert als zwei komplementär-gegen-sinnige Erkenntnisvermögen mit ›Witz‹ und ›Scharfsinn‹⁸³ bezeichnet werden.⁸⁴

Das Denken in Analogien, also das Vermögen, Ähnlichkeiten aufzufinden, benennt auch Lichtenberg – dem Wortgebrauch seiner Zeit entsprechend – als ›Witz‹. Hingegen sucht der ›Scharfsinn‹ die Besonderheiten eines Gegenstands zu fassen, um ihn in seiner Einzigartigkeit von anderen abzugrenzen: »Scharfsinn ist ein Vergrößerungs-Glas, Witz ein Verkleinerungs-Glas. Das letztere leitet doch auf das Allgemeine.«⁸⁵

81 Interessant ist, daß das Wort ›Assoziation‹, das heute soviel wie Verknüpfung, Verbindung oder gar Vereinigung meint, aus dem lateinischen ›ad sociare‹ herrührt, das mit ›für sich gewinnen‹ übersetzt werden kann. Vgl. Mackensen 1977, S. 81. S. auch Kluge ²²1989, S. 44.

82 Vgl. zu diesem Aspekt Lichtenbergs Definition der Nachahmung: »Grade das Gegenteil tun heißt auch nachahmen, es heißt nämlich das Gegenteil nachahmen.« (D₁604). Vgl. auch F₄.

83 Nach Adelungs Definition ist Witz »1.* Wissenschaft im weitesten Verstande, der Vorrath von klaren Begriffen, welchen ein Mensch hat; eine jetzt veraltete Bedeutung, in welcher das Wort noch in Mutterwitz und Schulwitz gebraucht wird. 2. Der Verstand überhaupt; eine alte noch im gemeinen Leben hin und wieder übliche Bedeutung. [...] In der engsten jetzt noch üblichen Bedeutung ist der Witz, das Vermögen der Seele, Ähnlichkeiten und besonders verborgene Ähnlichkeiten, zu entdecken, so wie Scharfsinn das Vermögen ist, verborgene Unterschiede aufzufinden.« (Adelung IV, Sp. 1586).

84 Vgl. die Antrittsvorlesung Gottfried Gabriels, in der er sich mit beiden Ausdrücken hinsichtlich ihrer Funktion für die wissenschaftliche und die ästhetische Weltauffassung befaßt. Vgl. Gabriel 1996.

85 F₁700. Zu Lichtenbergs Witz-Definition vgl. folgenden ›Sudelbuch‹-Eintrag: »Gunkel hatte Witz, zwar nicht von dem ganz feinen, so wie ihn Reich in Leipzig gerne verlegt, oder Kästner schreibt, aber doch Witz, eine Gabe den rohen Vorrath von Begriffen in seinem Kopf unter Klassen zu bringen und mit groben Band einer ekelhaften Ähnlichkeit zwei und zwei immer zusammenzukuppeln.« (Aus: B₁102).

Witz als ›(Er-)Finder‹

Die Fähigkeit, ›witzig‹ zu sein, ist eine genuin menschliche. Sie erst garantiert die Ordnung der Eindrücke und ermöglicht die Speicherung der Sensationen. Denn um die Vielfalt des ›Materials‹, das die Sinnlichkeit als das Vermögen, sensuelle Eindrücke zu empfangen, dem Verstand liefert, fassen und *sinnvoll* verwenden zu können, muß dieses ›Material‹ in irgendeiner Weise *geordnet* werden. Indem der Witz die Sensationen unter Kategorien einordnet, werden Sachen zu Begriffen und Begriffe wiederum zu Klassen zusammengefaßt. Diese *Ordnung des Materials*, die einer *Erschließung* gleichkommt, bildet die *Prämisse für die produktive Verwendung der sinnlichen Eindrücke*, zunächst deshalb, weil erst durch sie die Sensationen gespeichert werden können. Eine derartig sinnvoll angeordnete Speicherung der Erfahrung wiederum erlaubt die Abrufbarkeit der Daten in Form von Begriffen und damit die assoziative Verbindung der Ideen, die notwendig ist für ein produktives Denken, an dessen Ziel die Erkenntnis steht. Witz erscheint in dieser Hinsicht als konstituierend für produktive intellektuelle Arbeit und bildet insofern das Vermögen, von dem die Sinnhaftigkeit menschlicher Existenz abhängt. Zugleich verweist Lichtenbergs Betonung, daß der Witz eine genuin subjektive Fähigkeit des Menschen ist, wiederum auf die subjektivistische Tendenz seiner Auffassung:

»Ohne Witz wäre eigentlich der Mensch gar nichts, denn Ähnlichkeiten in den Umständen ist ja alles was uns zur wissenschaftlichen Erkenntnis bringt, wir können ja bloß nach Ähnlichkeiten ordnen und behalten. Die Ähnlichkeiten liegen nicht in [den] Dingen, vor Gott gibt es keine Ähnlichkeiten. Hieraus folgt freilich der Schluß, daß je vollkommener der Verstand ist, desto geringer ist der Witz, oder es muß Seelen-Einrichtungen geben, die so gespannt werden können, wie manche Waagen (wieder Witz) daß man sie so wohl zum Genau- als Roher-wiegen gebrauchen kann.«⁸⁶

Lichtenberg spricht dem Witz die Funktion eines ›Finders‹ im Sinne der rhetorischen *ars inveniendi* zu, der Ähnlichkeiten und Zusammenhänge aufspürt, während der Verstand im Sinne der *ars iudicandi* nicht kritisch beurteilt, sondern zunächst lediglich ›beobachtet‹: »Der Witz ist der Finder (Finder) und der Verstand der Beobachter.«⁸⁷ Witz ist dem Menschen angeboren, er ist eine natürliche Fähigkeit des Menschen, die gekünstelt wirkt, wird sie forciert: »Die Menschen haben immer Witz genug, wenn sie nur keinen haben *wollen*.«⁸⁸ Daher unterscheidet Lichtenberg zwischen dem ›natürlichen, eigentlichen und wahren‹ Witz und dem ›gekünstelten‹ Witz:

⁸⁶ J₉59.

⁸⁷ J₁₁1620. Vgl. Gabriel 1996, S. 11.

⁸⁸ G₁₁28. An diese Auffassung Lichtenbergs erinnert die folgende Bemerkung, die Friedrich Hebbel 1836 in seinem Tagebuch notiert: »Der Witz ist das einzige Ding, was um so weniger gefunden wird, je eifriger man es sucht.« (Hebbel IV, S. 81, Nr. 456).

»Eine gute Bemerkung über das sehr Bekannte ist es eigentlich, was den wahren Witz ausmacht. Eine Bemerkung über das weniger Bekannte, wenn sie auch sehr gut ist, frappt bei weitem nicht so, teils weil die Sache selbst nicht jedermann geläufig ist, und teils weil es leichter ist, über eine Sache etwas Gutes zu sagen, worüber noch nicht viel gesagt ist. Man bezeichnet auch daher diese Art von Einfällen im gemeinen Leben durch die Ausdrücke: *gesucht* und *weit hergeholt*.«⁸⁹

Zusammen mit der allgemeinen Verständlichkeit nennt Lichtenberg hier die innovative Kombination naheliegender und allgemein bekannter Elemente als Prämissen für die frapierende Wirkung witziger Bemerkungen, die den ›wahren‹ Witz kennzeichnet. Als ›superklug‹ bezeichnet Lichtenberg hingegen Menschen, die durch ihren künstlichen Witz anstelle der natürlichen und nächstliegenden Zusammenhänge weithergeholte und komplexe Verhältnisse konstruieren und auf ihre Leistung stolz sind, dabei aber das Nächstliegende übersehen oder für zu trivial halten, um es zu formulieren und sei es auch nur in Gedanken:

»Ich wollte lieber das Wort superklug gemacht haben als irgend eines, es macht seinem Zusammensetzer zuverlässig Ehre. Es gibt Leute, die sich angewöhnt haben über alles Reflexionen anzustellen, nicht weil ihnen die Sachen *natürlich* einfallen, sondern es viel mehr ein künstliches Einfallen, das der Philosophie nicht den Henker nützt. Es sind so zu reden Wunder in der Welt der Ideen, auf die man nicht rechnen kann. Da dergleichen Leute immer Ursachen angeben, weil sie es für ihre Pflicht ansehen oder für schön halten, so verfehlen sie allemal das Natürliche, denn das Schwere, weit Hergeholte schmeichelt dem Stolz aus welchem sie es tun mehr, als das Natürliche. Auch hierin liegt der Grund davon, daß uns die großen Entdeckungen so leicht zu machen scheinen, wenn sie gemacht sind. Der eigentliche Verständige hingegen, der nicht so viel lebhaften Witz hat, oder ihm wenigstens alsdann nicht gleich traut, schließt so weil er hohe Ursache hat so zu schließen, durch Ähnlichkeit sind mir Tausende verwandt, durch nahe Blutsfreundschaft nur wenige. [...] Der Kluge wird nie superklug, hingegen kann der Superkluge, wenn er aufhört aus dem Erfinden ein Geschäft zu machen und viel vernünftige Sachen liest, wenn er sich nicht gar zu sehr verstiegen hat, am Ende klug werden.«⁹⁰

Im Gegensatz hierzu besteht die Kunst des natürlichen Witzes darin, Ähnlichkeiten zwischen *vertrauten* Dingen aufzudecken, die *eigentlich* offensichtlich sind, aber eben weil sie so naheliegend erscheinen, übersehen und deshalb noch nicht formuliert worden sind. Vertrautes aus neuer Perspektive zu sehen oder, in Lichtenbergs eigenen Worten, »Neue Blicke durch die alten Löcher«⁹¹ zu werfen, weist Lichtenberg zufolge den Weg zum Erkenntnisfortschritt und kann als Prinzip vieler ›Sudelbuch‹-Einträge gelten, und gerade hierin sieht er selbst seine besondere Stärke: »Wenn ich irgend in etwas eine Stärke besitze so ist es gewiß im Ausfinden von Ähnlichkeit und dadurch im Deutlich-Machen dessen was ich vollkommen verstehe, hierauf muß ich also vorzüglich denken.«⁹²

89 K_{II}200.

90 D₁445. Und noch im Sudelbuch J definiert er: »Die Superklugheit ist eine der verächtlichsten Arten der Unklugheit.« (J₁248).

91 Aus: F₁879.

Die ästhetische und unterhaltende Wirkungskraft witziger Bemerkungen entsteht vor allem dann, wenn die Verbindungen nicht nur durch die ehemals latente, jetzt offensichtliche Ähnlichkeit zwischen den verbundenen Ideen oder Gegenständen beeindrucken, sondern darüber hinaus den Zug des noch nie Dagewesenen, des Neuen und Innovativen tragen. Entsprechend lautet Lichtenbergs »Rezept« für die erfolgreiche, sprich: frappierende Wirkung des Witzes:

»Wenn ein witziger Gedanke frappieren soll, so muß die Ähnlichkeit nicht bloß einleuchtend sein, das ist noch das Geringste, ob es gleich unumgänglich nötig ist; sondern sie muß auch von andern noch nicht gefunden worden sein, und doch muß alles, was dazu gehört, jedem so nahe liegen, daß es ihm wunder nimmt, daß er sie nicht schon ausgefunden hat. Das ist die Hauptsache. Hat man die Bemerkung schon dunkel gemacht, so wohl die eigentliche, als auch die, womit die Vergleichung angesetzt wird, aber noch nie deutlich gedacht, so steigt das Vergnügen aufs höchste. Die Menschen sehen täglich eine Menge von Dingen, die sie zur Regel erheben könnten, es geschieht aber nicht; sie bringen sie nicht zu Buch, und das ist die rechte Fundgrube des Witzes.«⁹³

Über das ästhetische Vergnügen an der neuen Kombination der Dinge und Ideen hinaus kann derart innovativer Witz von Nutzen für wissenschaftliche Forschungen sein, indem er *produktive Energien* freisetzt, wenn neuartige, bisher unentdeckte Verbindungen zu Erfindungen führen. Daher hält Lichtenberg für wichtig, »Relationen und Ähnlichkeiten zwischen Dingen zu finden, die sonst niemand sieht. Auf diese Weise kann Witz zu Erfindungen leiten.«⁹⁴

Sich der eigenen Anschauungen *bewußt* zu werden und auf sich selbst zu vertrauen, führt Lichtenberg zufolge und seiner subjektivistischen Auffassung entsprechend zur Entdeckung neuer Erkenntnisse. Denn wenn auch die betrachteten Gegenstände gleich bleiben, sieht sie doch jedes Subjekt aus seiner individuellen, besonderen und deshalb neuen Perspektive: »So viel als möglich der gemeinen Meinung entgegen: So behauptete Meister und, wie mich dünkt, mit Recht, daß je länger die Welt stünde desto mehr Erfindungen würden gemacht werden.«⁹⁵ Daher ist es auch »sehr gut, die von andern hundertmal gelesenen Bücher immer noch einmal zu lesen, denn obgleich das Objekt einerlei bleibt, so ist doch das Subjekt verschieden.«⁹⁶

Um eine Verbindung als Erfindung zu identifizieren, muß jedoch der Verstand als prüfende Instanz hinzutreten. Erst durch die Kooperation von Witz und Verstand werden aus witzigen Einfällen Erfindungen: »Der Witz hascht näher oder ferner vom Ende eine Ähnlichkeit, und der Verstand prüft sie und

92 J_{II}1646.

93 G_{II}137. Dieses Spiel mit Erwartetem und Unerwartetem gehörte bereits nach antiker Auffassung zum Wesen des Witzes. Vgl. Preisendanz 1970, S. 27.

94 GH_{II}186. Vgl. auch: »An jeder Sache etwas zu sehen suchen was noch niemand gesehen und woran noch niemand gedacht hat«. (J_{II}1363).

95 J_{II}1364.

96 H_{II}54.

findet sie richtig, *das ist Erfindung*.«⁹⁷ Wenn somit dem Witz kreativ-schöpferische Qualitäten zugesprochen werden,⁹⁸ indem Ähnlichkeiten nicht nur mehr gefunden, sondern von ihm als Vermögen der subjektiven Einbildungskraft erst erzeugt werden, dann avanciert der Witz vom objektbezogenen ›Finder‹ zum subjektbezogenen ›Erfinder‹:

»Es ist und bleibt doch allemal eine sonderbare Redensart zu sagen, die Seele ist in mir, sie ist im Leibe, da man sagen sollte, ich bin das, man sagt ja auch nicht, die Ründe ist in der Kugel pp. Es ist bloß die Ähnlichkeit, die uns hier verführt. *Gleichheit ist etwas Objektives, allein Ähnlichkeit ist subjektiv*. Med.«⁹⁹

Die Fähigkeit, witzig zu sein, unterliegt wie andere menschliche Vermögen, etwa das Sehen oder Hören, dem Einfluß zeitlicher Modifikation: »Der Witz [wird] mit den Jahren stumpf, andere Kenntnisse bleiben.«¹⁰⁰ Aus diesem Grund müssen »(Witz und Laune [...], wie alle korrosive Sachen, mit Sorgfalt gebraucht werden.)«¹⁰¹ Reflexionen darüber, wie sich die Erfinder-Funktion des Witzes am produktivsten nutzen ließe, finden sich daher in den »Sudelbüchern« häufiger. So plant Lichtenberg, »*Einen Finder zu erfinden für alle Dinge*«¹⁰² oder, in der Sprache des Astronomen Lichtenbergs, einen »*Tubus Heuristicus*«¹⁰³ zu finden, denn:

»Der Campus eines Tubi vertritt Finders Stelle. Die großen Genies, die Erfinder, haben bei allem was sie sehen einen großen Campum der ihnen den Zusammenhang mit andern und oft den entlegensten Dingen zeigt.«¹⁰⁴

Zwar kommt Lichtenberg zu der Einsicht, daß es für Erfindungen keine Anleitung geben kann, da der Zufall, »der Vater so vieler herrlichen Erfindungen«¹⁰⁵, eine tragende Rolle spielt. Als Hilfsmittel allerdings, das die Chance erhöht, Neues zu entdecken, nennt Lichtenberg das Experiment sowie die zeitlichen Veränderungen:

97 Aus: F_I1195. Denn: »Begriffe und Sachen zusammen zu bringen, die selten zusammenkommen, oder die gemeinen mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit und Beobachtungs-Geist anzusehen kann einen auf einen Gedanken leiten.« (Aus: F_I1195.) Vgl. dazu auch Kant: »Witz hascht nach *Einfällen*; Urteilstkraft strebt nach *Einsichten*.« (Kant, Anthropol., S. 539.).

98 Aus: E₄40.

99 J_I404. Hervorhebung von mir, U.F.

100 D_I349.

101 B_I232.

102 J_{II}1621.

103 Aus: J_{II}1622.

104 J_{II}1623. Für Lichtenberg bildet der Witz übrigens *die* Eigenschaft des Genies. Zu der Verbindung von Witz und Genie bei Lichtenberg und im ›Sturm und Drang‹ vgl. Gockel 1973, S. 84ff.

105 So Lichtenberg in einem Brief an Georg Forster vom 30. August 1790. Bw III, Nr. 1739, S. 771. Diese Wendung findet sich auch in der folgenden »Sudelbuch«-Notiz, hier allerdings in Zitat-Form: »Herr Mongez sagt einem Orte sehr schön le hasard le pere aveugle des plus belles decouvertes.« (J_I908).

»Wenn man nach gewissen Regeln erfinden lernen könnte, wie z.Ex. die so genannte Loci topici sind, oder wenn die Vernunft sich selbst in den Gang setzen könnte so wäre die[s] gerade eine solche Entdeckung, als die Tiere zu vergrößern, oder Sträucher zur Größe von Eichbäumen auszudehnen. Es scheint, als wenn allen Entdeckungen eine Art von Zufall zum Grunde läge selbst denen, die man durch Anstrengung gemacht zu haben glaubt. Das bereits Erfundene in die beste Ordnung zu bringen, allein die Haupt-Erfindungs-Sprünge scheinen so wenig das Werk der Willkür zu sein als die Bewegung des Herzens. – Eben so kömmt es mir vor, als wenn die Verbesserung, die man den Staaten geben kann durch rasonierende Vernunft, bloß leichte Veränderungen wären; wir machen neue Species, aber Genera können wir nicht schaffen, das muß der Zufall tun. Versuche müssen daher angestellt werden in der Naturlehre, und die Zeit abgewartet, in den großen Begebenheiten. Ich verstehe mich. Hierher gehört was ich an einem andern Ort gesagt habe, daß man nicht sagen sollte: ich denke, sondern *es denkt* so wie man sagt: *es blitzt*.«¹⁰⁶

Erfindungen entziehen sich demnach der menschlichen Willkür, sie werden gleichsam von ›höherer Warte‹ aus gelenkt. Diese Einsicht führt Lichtenberg zu der Auffassung, daß das Denken nicht dem menschlichen Willen unterliegt, und man deshalb besser sagen sollte, ›*es denkt*‹ anstelle von ›*ich denke*‹.

Die Schwierigkeit, den Einflußbereich menschlicher Willkür abzugrenzen, impliziert zugleich die Frage nach der Definition desjenigen, das wir als ›Ich‹ bezeichnen: Wo hört das Ich auf? Wo fängt es an? Das Ich erscheint aus dieser Perspektive weniger als ein homogenes Ganzes,¹⁰⁷ sondern vielmehr als ein aus mehreren disparaten Teilen Zusammengesetztes, dessen antreibende Kraft genauso gut im Ich selbst wie außer ihm lokalisiert werden könnte. Diese Erfahrung von der Unwissenheit des Menschen im Hinblick auf die Ursachen seines Handelns reflektiert Lichtenberg in der folgenden Notiz:

106 L_{II}806. Vgl. »Ich glaube nicht daß durch Kalkül je eine große *Entdeckung* in der Naturlehre gemacht worden ist. Das ist auch sein Gegenstand nicht. Sondern so bald der Zufall oder der praktische Blick etwas entdeckt haben, so gibt Mathematik die besten Umstände an; sie zeigt, wenn sich die Sache im ganzen so verhält, welches die beste Form und Einrichtung sei. – Weiter nichts. (Medit.)«. (L_{II}866).

107 Subjektive und objektive Auffassung kontrastiert Lichtenberg in folgender Bemerkung, in der er den subjektiven Eindruck vom eigenem Ich als einem ›empfindenden Ganzen‹ herausstellt: »In allen Sprachen sagt man ich denke, ich fühle, ich atme, ich habe Schläge bekommen und ich vergleiche, ich erinnere mich der Farbe, und ich erinnere mich des Satzes. Das, was sich in uns der Farbe und das, was sich des Satzes erinnert sind vielleicht eben so wenig einerlei, als das was die Schläge bekommt, und das, was vergleicht. *Alles tut etwas bei allem, der Mensch fühlt sich in allem ganz*, und wenn ich behalte daß $(a+x) \times (a-x)$ gleich $a^2 - x^2$ ist, so hat vielleicht mein Daumen einen Teil davon zu behalten, wiewohl einen unbeträchtlichen, aber in manchen Menschen lebhaft genug, daß er ihnen bei Berührung einer Sache einfällt oder [sie] im Traum oder einem Fieber glauben der Satz sei weiter nichts als ein Stückgen Leinwand. [...] Alle Bewegung in der Welt hat ihren Grund in etwas was keine Bewegung ist, warum soll die allgemeine Kraft nicht auch die Ursache meiner Gedanken sein, so gut als sie die Ursache von Gärung ist?« (E_I32, Hervorhebung von mir, U.F.).

»Ich glaube, daß es mit dem Studieren gerade so geht, wie in der Gärtnerei: es hilft weder der da pflanzt, noch der da begeußt etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt. Ich will mich erklären. Wir tun sicherlich eine Menge von Dingen, von denen wir glauben, daß wir sie *mit Wissen* täten, und die wir doch tun, *ohne es zu wissen*. Es ist so was in unserm Gemüte wie Sonnenschein und Witterung, das nicht von uns abhängt. Wenn ich über etwas schreibe, so kommt das Beste immer so zu, daß ich nicht sagen kann, *woher*.«¹⁰⁸

Da die Grenzen zwischen menschlicher Willkür und Rolle des Zufalls beim Denken und Erfinden nicht genau bestimmt werden, erscheint das ›Ich‹ als eine künstliche Hilfskonstruktion menschlichen Ursprungs, die dem praktischen Bedürfnis und der Subjektivität menschlicher Empfindung entspricht. Insofern kollidieren in dieser Einsicht Lichtenbergs die zentralen erkenntnistheoretischen Aspekte, nämlich theoretisches Wissen und praktisches Handeln, wie es sich hier im Sprachgebrauch zeigt:

»Wir werden uns gewisser Vorstellungen bewußt, die nicht von uns abhängen; andere glauben, wir wenigstens hingen von uns ab; wo ist die Grenze? Wir kennen nur allein die Existenz unserer Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken. *Es denkt*, sollte man sagen, so wie man sagt: *es blitzt*. Zu sagen *cogito*, ist schon zu viel, so bald man es durch *Ich denke* übersetzt. Das *Ich* anzunehmen, zu postulieren, ist praktisches Bedürfnis.«¹⁰⁹

Das Sammeln von Eindrücken, das aufmerksame Beobachten und Wahrnehmen bilden zwar die Voraussetzung für die witzigen Kombinationen – liefern sie doch das Material, mit dem der Witz arbeitet: »Man kann, was einer erfindet, immer ansehen als hätte er es verloren, es ist nur so zu reden verlegt in seinem Kopf, wer nichts in seinem Kopf verloren hat kann nichts finden.«¹¹⁰ Um Neues zu entdecken, genügt es jedoch nicht, Ideen zu sammeln und zu speichern. Entscheidend ist vielmehr die *Kombination der Gedanken und Ideen*. Die Schwierigkeit, eine solche ›zündende‹ Kombination von Ideen zu finden, kennt auch Lichtenberg, wenn er wünscht: »Wenn ich doch Kanäle in meinem Kopfe ziehen könnte, um den inländischen Handel zwischen meinem Gedankenvorrat zu befördern! Aber da liegen sie zu Hunderten, ohne einander zu nützen.«¹¹¹

»Gedanken-Experimente« und Paradigmen als Mittel systematisierten Erfindens

Der Wunsch, die Verbindung seiner Ideen und damit die Entdeckung von Neuem zu katalysieren, ist die Antriebsfeder zu Lichtenbergs Reflexionen darüber, wie die Kombination der Gedanken systematisiert werden könne, um den Weg zur Erfindung zu verkürzen und den Erfolg der Leistung zu garan-

108 Aus: K_{II}183.

109 K_{II}76.

110 D₆640.

111 K_{II}30.

tieren. Wie in naturwissenschaftlichen Experimenten getestet wird, auf welche Weise unterschiedliche Stoffe miteinander reagieren, um schließlich neue nützliche Verbindungen zu erhalten, kann auch das gedankliche Ausprobieren verschiedener Kombinationen von Ideen zu neuen Erkenntnissen und zu Erfindungen leiten. Als konkretes Mittel zur Durchführung solcher »Gedanken- und Ideen-Experimente« nennt Lichtenberg die Formulierung von Fragen, gerade auch zu den trivialsten Dingen:

»Wie viel Ideen schweben nicht zerstreut in meinem Kopf, wovon manches Paar, wenn sie zusammen kämen, die größte Entdeckung bewirken könnte. Aber sie liegen so getrennt, wie der Goslarische Schwefel vom Ostindischen Salpeter und dem Staube in den Kohlenmeilern auf dem Eichsfelde, welche zusammen Schießpulver machen würden. Wie lange haben nicht die Ingredienzen des Schießpulvers existiert vor dem Schießpulver! Ein natürliches aqua regis gibt es nicht. Wenn wir beim Nachdenken uns den natürlichen Fügungen der Verstandesformen und der Vernunft überlassen, so *kleben* die Begriffe oft zu sehr an andern, daß sie sich nicht mit denen vereinigen können, denen sie eigentlich zugehören. Wenn es doch das etwas gäbe, wie in der Chemie Auflösung, wo die einzelnen Teile leicht suspendiert schwimmen und daher jedem Zuge folgen können. Da aber dieses nicht angeht, so muß man die Dinge vorsätzlich zusammenbringen. Man muß mit Ideen *experimentieren*. Ein bequemes Mittel mit Gedanken zu experimentieren ist, über einzelne Dinge Fragen aufzusetzen: z. B. Fragen über Trinkgläser, ihre Verbesserung, Nutzung zu andern Dingen etc., und so über die größten Kleinigkeiten.«¹¹²

Ein besonders vielversprechendes Vorgehen beim Experimentieren mit Ideen bezeichnet die Frage, inwiefern ein Gedanke aus seinem ehemaligen Kontext heraus in einen anderen Zusammenhang übertragen werden kann:

»Wenn man einen guten Gedanken liest, so kann man probieren, ob sich etwas Ähnliches bei einer andern Materie denken und sagen lasse. Man nimmt hier gleichsam an, daß in der andern Materie etwas enthalten sei das diesem ähnlich sei. Dieses ist eine Art von Analysis der Gedanken, die vielleicht mancher Gelehrter braucht ohne es zu sagen.«¹¹³

Es ist dies die Vorstellung von einem musterhaften Ausgangsgedanken, der auf andere Sachverhalte projiziert wird. Hierbei impliziert die erfolgreiche Analogiebildung zwischen disparaten Gegenständen, daß die verschiedenen Kontexte durch etwas Ähnliches miteinander verbunden sind. Dieses Ähnliche kann als ein austauschbares Element, als *Paradigma* aufgefaßt werden, das in andere Zusammenhänge eingefügt werden und zu Erfindungen führen kann, prüft man seine Anwendbarkeit in abgelegeneren Kontexten. Der Vorsatz, bei der Betrachtung verschiedener Zusammenhänge »*Ein paradigma aufzusuchen wornach man dieses deklinieren kann*«¹¹⁴ – etwa »Mit einem gewissen Wort als z. B. Schrittzähler die ganze Physique zu durchlaufen und Ähnlichkeiten aufzusuchen und so mit andern Worten. Mittelpunkt.«¹¹⁵ und am Schluß »*Alles*

112 K_{II}308.

113 A_I76.

114 J_{II}1362.

115 J_{II}1566. Vgl. auch »Das beste Mittel neue Gedanken z. B. in der Naturlehre zu

das Beste aus diesen Fragen zusammen zunehmen und mit allen Paradigmen nochmals zu vergleichen.«¹¹⁶ bildet Lichtenberg zufolge ein bewährtes Hilfsmittel, um systematisch neue Ideen zu entwickeln oder gar auf bisher unentdeckte Gesetzmäßigkeiten zu stoßen:

»Ich glaube unter allen heuristischen Hebezeugen ist keins fruchtbarer, als das, was ich *Paradigmata* genannt habe. Ich sehe nämlich nicht ein, warum man nicht bei der Lehre vom Verkalchen der Metalle sich Newtons Optik zum Muster nehmen könne. Denn man muß notwendig heut zu Tage anfangen, auch bei den ausgemachtsten Dingen, oder denen wenigstens, die es zu sein scheinen, ganz neue Wege zu versuchen. Die Gleise oder vielmehr die gebahnten Wege sind etwas sehr Gutes, – aber wenn niemand nebenher spazieren gehen wollte, so würden wir wenig von der Welt kennen. Die Leute, die in der Gegend wohnen, das ist, die, die sich in der Welt nur einem kleinen Fach widmen, müssen alles versuchen. Der Reisende bleibt auf der Heerstraße, der Gutsbesitzer muß alle Stellen untersuchen.«¹¹⁷

Das paradigmatische Ausprobieren dient Lichtenberg, um der witzigen Kombination der Gedanken eine bestimmte Richtung, einen Plan und eine Methode zu geben. Das Paradigma vermag jene von ihm beschworenen ›Kanäle‹ zwischen den Gedanken offenzulegen und dadurch zu überraschenden Erkenntnissen zu führen. Es ist der ›Finder‹, durch den der Witz Erfindungen erzeugen kann.

Witz und Scharfsinn: Makro- und Mikroskopie

Witz verfährt synthetisch, indem ihm der Gedanke der Identität des (angeblich) Verschiedenen zugrunde liegt:¹¹⁸ Er setzt Heterogenes in unerwartete Beziehungen, indem er Ähnlichkeiten zwischen jenem aufspürt. Obwohl Lichtenberg im Hinblick auf seinen Plan, ein eigenes Kompendium der Physik zu verfassen, dem Ziel verschreibt: »Überall auf allgemeine Begriffe zu führen. So behandelt sich alles besser«¹¹⁹, kann sich das Bedürfnis, alles ›unter einen Hut‹ zu bringen, auch hemmend auf den innovativen Erkenntnisgewinn auswirken, wenn die Absicht, um jeden Preis ein allgemeines Prinzip zu entdecken, zur fixen Idee wird:

»Die Bemühung ein allgemeines Principium in manchen Wissenssch[aftern]. zu finden ist vielleicht öfters eben so fruchtlos, als die Bemühung derjenigen sein würde, die in der Mineralogie ein erstes Allgemeines finden wollten durch dessen Zusammensetzung alle Mineralien entstanden seien.«¹²⁰

finden, wenigstens unerwartete Anwendungen zu machen, ist, sich einige Tage ja Wochen lang hindurch in eine gewisse Materie recht einzustudieren, und hernach die ganze Naturlehre nach einem gewissen Plan geschwind zu durch laufen. Es entstehen da gewiß unverhoffte Kombinationen.« (K_{II}309). Vgl. dazu J_{II}1364, J_{II}1371.

116 J_{II}1839.

117 K_{II}312.

118 Vgl. Gabriel 1996, S. 2.

119 Aus: L_{II}780.

120 Aus: A_I17.

Dem Bemühen um Verallgemeinerung wirkt die Betrachtung des Einzelnen und Individuellen entgegen. So stehen sich Einbildungskraft und Witz auf der einen Seite sowie Verstand und Scharfsinn auf der anderen Seite gegenüber: »Dieses ist mit jenem einerlei, Witz. Dieses ist von jenem himmelweit unterschieden. Verstand.«¹²¹ Führt der Witz vom Einzelnen auf das Allgemeine, indem er Begriffsgrenzen sprengt, so sucht die scharfsinnige Betrachtung gerade das Besondere und Individuelle vom Allgemeinen abzuheben. Während witzige Überlegungen auf Entgrenzung und Generalisierung abzielen, sucht der Scharfsinn Grenzen zwischen dem Einzelnen zu bestimmen, indem er das Verschiedene im Ähnlichen und vermeintlich Identischen offenlegt und so neue begriffliche Grenzen setzt. Synthetisiert der Witz das Einzelne zu einem großen Ganzen, so analysiert der scharfsinnige Blick das Ganze durch die Zerlegung in Einzelteile, in ›individua‹. Witz ›verkleinert‹ das Einzelne zugunsten des Über-Blicks, der Herausbildung eines Zusammenhangs. Scharfsinn hingegen konzentriert sich auf den einzelnen Gegenstand und dessen Besonderheiten: Das Einzelne erscheint ›vergrößert‹, als läge es unter einer Lupe oder einem Mikroskop.¹²²

Das Vergrößerungs-Glas oder Mikroskop, erfunden Anfang des 17. Jahrhunderts,¹²³ gilt im 18. Jahrhundert als das klassische Instrument des Scharfsinns.¹²⁴ Es ermöglicht dem Hindurchblickenden Einblicke in Bereiche, die dem menschlichen Auge eigentlich verborgen sind. So eröffnet sich dem Menschen neben dem ›alltätlich‹ wahrnehmbaren Makrokosmos ein Mikrokosmos zur Erforschung:

»Dinge die man täglich vor Augen sieht von einer andern Seite zu betrachten, oder vielmehr durch ein Vergrößerungs-Glas anzusehen ist oft ein Mittel die Welt mit Erfolg zu lehren. Ledermüllerische Belustigungen ließen sich auch in der Moral schreiben. Ein solches Mikroskop würde uns unglaubliche Dinge zeigen.«¹²⁵

Einen Gegenstand zu mikroskopieren, heißt, ihn und nur ihn mit größtmöglicher Genauigkeit zu betrachten und seine Facetten auszuleuchten, ihn zu analysieren. Der Blick fällt auf das Detail, nicht auf das große Ganze. Auf Erkenntnis- und Urteilskraft bezogen bedeutet dies, jeden einzelnen Punkt einer Argumentation genau abzuwägen und zu bedenken, um Irrtümern vorzubeugen:

»1778. Daß die Menschen so oft falsche Urteile fällen rührt gewiß nicht allein aus einem Mangel an Einsicht und Ideen her, sondern hauptsächlich davon, daß sie nicht jeden Punkt im Satz unter das Mikroskop bringen, und bedenken.«¹²⁶

121 KA_{II}265.

122 Vgl. den bereits zitierten »Sudelbuch«-Eintrag F_I700.

123 Vgl. Hermann 1972, S. 237. Ob es tatsächlich der holländische Brillenmacher Zacharias Janssen erfunden hat, ist heute umstritten.

124 Vgl. Gabriel 1996, S. 4.

125 Aus: A_I78.

126 F_I864. Das Mikroskop der Urteilskraft ist der Geschmack, so zitiert Lichtenberg Rousseaus Héloïse: »*Le Gout est le Microscope du Jugement*« (aus: A_I78).

Das Mikroskop stellt ein Hilfsmittel dar, das die Perspektive des menschlichen Blicks in spezifischer Weise modifiziert: »Das Mikroskop vergrößert, die Flächen (Linien), läßt die Winkel ungeändert, und verkleinert die Krümmungen.«¹²⁷ Durch mikroskopische Betrachtung erfährt der menschliche Sinnesapparat eine Erweiterung seiner Möglichkeiten:

»Versuche mit großen Instrumenten anstellen, ist ebensoviel als die Erscheinungen, die sie darbieten, unter das Vergrößerungsglas bringen. Das, was sich vorher durch seine Kleinheit dem schärfsten Gesicht und der angestrengtesten Aufmerksamkeit entzog, kann, auf diese Art vergrößert, oft auch einem stumpfern Sinn und einem nachlässigern Beobachter nicht mehr entgehen.«¹²⁸

Erscheint das Mikroskop hier als eine Art unterstützende »Krücke« für die menschlichen Sinne und wirkt es als »Tor« zu einer anderen Welt horizontweiternd wie erkenntnisfördernd, wird zugleich die eigentliche Begrenztheit menschlicher Sinnlichkeit vorgeführt. Denn das Mikroskop selbst markiert die Grenze, die den Bereich des sinnlich Beobachtbaren von der rein geistigen Beschäftigung trennt: »*Das Mikroskop ist da wo man die weitere Betrachtung des Phänomens der Mathematik zuschieben kann.*«¹²⁹ Diese Grenze zu erreichen, bildet für Lichtenberg das höchste Ziel jeder Reflexion, gilt ihm, entsprechend traditioneller Ansicht, doch die Mathematik als die Wissenschaft mit der höchsten Gewißheit, da sie unabhängig von der trügerischen Sinnlichkeit ist und vielmehr ausschließlich die Gesetze des menschlichen Geistes enthält:

»Die Mathematik hat die großen Fortschritte, die man in ihre gemacht hat, ihrer Independenz von allem, was nicht bloß Größe ist, allein zu danken. Also alles was nicht Größe ist, ist ihr völlig fremd. Da sie sich also nur mit dem allein beschäftigt, und keiner fremden Hülfe bedarf, sondern nur allein Entwicklung der Gesetze des menschlichen Geistes ist, so ist sie nicht allein die gewisseste und zuverlässigste aller menschlichen Wissenschaften, sondern auch gewiß die *leichteste*. Alles was zu ihrer Erweiterung dienen kann, ist alles in dem Menschen selbst. Die Natur richtet jeden klugen Menschen mit dem vollständigen Apparat aus, wir bekommen ihn zur Aussteuer mit. Eben dadurch wird sie die leichteste aller Wissenschaften in so fern, als wir in keiner andern so weit gehen zu können nur hoffen dürfen.«¹³⁰

Das Mikroskop hat die Funktion die menschliche Erkenntnis dahin zu führen, wo die Mathematik beginnt – an den äußersten Rand des Bereichs sinnlicher Wahrnehmung:

»Ich glaube doch auch, daß es im strengsten Verstand, für den Menschen nur eine einzige Wissenschaft gibt, und dieses ist reine Mathematik. Hierzu bedürfen wir nichts weiter als unsern Geist, uns selbst, und unsres Selbsts bedürfen wir ja so gar

127 A_{II}187.

128 SB III, S. 25.

129 Aus: K_I17.

130 J_I103. Diese Einsicht hält Lichtenberg jedoch nicht davon ab, wie schon Descartes auch mathematische Gewißheiten skeptisch zu beäugen: »Zweifle an allem wenigstens Einmal, und wäre es auch der Satz: zweimal 2 ist 4.« (K_{II}303).

zu unserer Existenz. Allein zu glauben, daß deswegen Mathematik zur Physik absolut notwendig sei, ist Torheit, denn wo dieses wirklich statt findet, hat der Mensch schon das Beste gefunden. *Es dahin zu bringen, daß er es dem Mathematiker übergeben kann, das ist die Sache*, und doch glaube ich wird von dem ursprünglich mathematischen Menschen *mehr* das Mathematische in den Dingen gesehen, als es wirklich darin ist. Dieses dünkt mich auch eine Idee von Kant, doch weiß ich es nicht gewiß.«¹³¹

Insofern das Mikroskop auf die Mathematik führt, leitet es also in bestimmter Hinsicht vom betrachteten Objekt auf das betrachtende Subjekt zurück. Sich selbst zu mikroskopieren, meint aber Lichtenberg zufolge nichts anderes, als die Funktionsweise des menschlichen Denkens zu hinterfragen. Diese Ausrichtung der Reflexion auf das eigene Selbst, die dem Wechsel der Perspektive weg vom gegenständlichen Objekt hin zum denkenden Subjekt entspricht, faßt Lichtenberg als Neuerung auf, die der Philosophie neue Impulse gibt und den Weg zu entscheidenden neuen Erkenntnissen ebnet:

»Man hätte immerweg denken und leben können ohne sich um die Art unsres Denkes und wie es zugehe zu bekümmern, gewiß hat man erst über Dinge außer uns philosophiert, bis endlich einer dieses Mikroskop auch auf sich selbst richtete. Wie geht es zu daß wir denken? fragte sich einer, der Neugierde und Beobachtungs-Geist besaß; nicht jeder Mensch, o Millionen von Menschen, manchen Professor, der die Psychologie erklärt, selbst nicht ausgenommen, würden nie eine solche Frage getan haben.«¹³²

Probleme der Selbst-Ergründung und Gefahren der Erkenntnisprinzipien

Bei der Vorstellung, die eigene Seele mittels einer Art mikroskopischer Vergrößerung zu analysieren, wird Lichtenberg bewußt, daß die Annäherung ab einem bestimmten Grad gegenteilige Wirkung annehmen und zu Entfernung vom eigentlich untersuchten Gegenstand führen kann. Das Nächste wird zum Entferntesten, das Erreichbare weicht vom zu Erreichenden ab:

»Ist es nicht sonderbar, daß, wenn man z. B. in Sömmerrings vortrefflicher Schrift über das Organ der Seele liest, es einem nicht bekannter aussieht, als in einer über die Absichten des Rings des Saturns, und doch ist jenes, wenn man ja hier von Ort reden kann, und darf, das was uns am *nächsten* liegt. Aber die Nähe hilft uns nichts, denn das Ding dem wir uns nähern *können* ist nicht das dem wir uns nähern *wollen*. Wenn ich bei Betrachtung der untergehenden Sonne einen Schritt gegen sie zu tue, so nähere ich mich ihr, so wenig es auch ist. *Bei dem Organ der Seele ist es ganz anders. Ja es wäre möglich, daß man sich durch allzugroße Näherung, etwa mit dem Mikroskop wieder selbst von dem entfernte, dem man sich nähern kann.* Ich sehe zum Beispiel in der Ferne auf einem Berge eine seltsame Masse, ich komme näher und finde, daß es ein Schloß ist, noch näher entdecke ich Fenster und s. w. Das wäre genug, wäre ich mit der Absicht des Ganzen unbekannt und ich untersuchte noch weiter, so würde ich in eine Analyse der Steine geraten, die mich weiter abführte.«¹³³

131 J_{II}1841. Erste Hervorhebung von mir, U.F.

132 Aus: C_I91.

133 Aus: L_I10. Vierte Hervorhebung von mir, U.F.

Beim Versuch, das eigene Ich zu ergründen, versagt der mikroskopische Blick. Wie der Hund vergeblich seinen Schwanz zu haschen sucht, so entzieht sich die menschliche Seele letztendlich jeder analytischen Betrachtung und letztgültigen Bestimmbarkeit: »Ist es nicht eine sonderbare Situation, in der sich die Seele befindet, wenn sie [eine] Untersuchung über ihr eigenes Selbst liest; also in Büchern sucht was sie selbst wohl sein möchte? Es hat einige Ähnlichkeit mit dem Hunde, dem man einem Knochen an den Schwanz gebunden hat, sagte Lion wahr, aber etwas unedel.«¹³⁴

Bleibt die menschliche Seele letztendlich unergründbar, kann die mikroskopische Betrachtung, sprich: höchste Aufmerksamkeit auf die eigenen Gefühle verstärkend wirken. So können schwächere Gefühle durch erhöhte Aufmerksamkeit kompensiert werden:

»Der Mensch hat keine starke Leidenschaften und Bewegungen nötig, wenn er lernt auf die ersten schwächsten Erinnerungen seiner Natur zu hören. Dieses Gefühl wird schärfer dadurch. Mikroskop, oder Hohlglas dient auch hierbei.«¹³⁵

Übertriebene Aufmerksamkeit auf sich selbst kann sich allerdings auch in hypochondrischer Form destruktiv auf die geistige und körperliche Gesundheit und somit hemmend auf geistige und körperliche Aktivität, kurz: ermüdend wirken.¹³⁶ In ähnlich destruktiver Weise, nämlich lähmend, kann auch die allzu detaillierte Darstellung von Gegenständen die geistige Aktivität beeinflussen. Wird sie am falschen Ort angewendet, also dort, wo sie für das Verständnis des eigentlichen Gegenstands nicht mehr von Nutzen ist, sondern sogar eher von ihm ablenkt, erzeugt sie Langeweile. Genauigkeit und Gründlichkeit sind zwar in der Wissenschaft für die Erlangung neuer Erkenntnisse unabdingbar. Jedoch ist es wichtig zu reflektieren, wann Detailkenntnis angebracht, weil sinnvoll erscheint und ab wann sie vom eigentlichen Gegenstand wegführt:

»Was mag wohl die Ursache sein daß wir so wenig recht gute Geschichtschreiber haben, Leute die die Lieblinge der Nation sind, die auf allen Tischen angetroffen werden? Wir haben Leute die gnau sind und das ist nötig aber gewiß nicht alles was nötig ist. Das interessiert den Menschen nicht, wenn es nicht aus einer Neben-

134 Aus: L₁311.

135 F₁453.

136 Diese Auffassung, daß vergrößernde Betrachtung des eigenen Selbst auch negative Folgen für die eigene Existenz nach sich ziehen kann, thematisiert Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag: »Es gibt große Krankheiten, an denen man sterben kann; es gibt ferner welche die [man], ob man gleich nicht eben daran stirbt, doch ohne viel Studium bemerkt und fühlt; endlich gibt es aber auch welche, die man ohne Mikroskop kaum erkennt, dadurch nehmen sie sich aber auch recht abscheulich aus und dieses Mikroskop ist Hypochondrie. Ich glaube, wenn sich die Menschen recht darauf legen wollten die mikroskopischen Krankheiten zu studieren, sie würden die Satisfaktion haben, alle Tage krank zu sein.« (J₁693). Daß Lichtenberg hier sich selbst meint, zeigt der Vergleich mit einem späteren Eintrag, in dem es heißt: »Ich habe die Hypochondrie studiert, mich so recht darauf gelegt.« (K_{II}22).

Absicht geschieht, daß er entweder in einem Examine gut bestehen oder in einer Gesellschaft nicht unwissend scheinen, oder nicht es zu Unterstützung eines Beweises gebrauchen will. Wir vergrößern wie alle Wissenschaft so auch die Historie zu sehr, so wie unsere meisten Geschichtsschreiber die Geschichte lehren gehören sie ihre oft unausstehliche Weitschweifigkeit ausgenommen in Lexika. Sie nehmen das Detail in einem unrechten Verstand. Große Vorfälle müssen detailliert werden aber nicht ein ganzer Krieg.«¹³⁷

Vergrößerte, detaillierte Betrachtung eines Gegenstands ist reflektiert zu gebrauchen, soll sie anregend und somit erkenntnisfördernd sein. Dagegen besteht bei der witzig-zusammenfassenden Betrachtung die Gefahr der Pauschalisierung und des Vorurteilens. Allerdings besitzt der Witz als eine dem Menschen ureigenste Fähigkeit die Kraft, intellektuelles Vergnügen und ästhetischen Lustgewinn zu bereiten: »Wenn man nur nicht so gegen den Witz libellierte, an Witz Vergnügen zu finden ist dem Mensch angeboren und ceteris paribus ist eine schön aufgetragene Wahrheit doch immer besser als eine auf freier Faust.«¹³⁸

Scharfsinn und Witz sind beides Abstraktionsverfahren: Die scharfsinnige Betrachtung abstrahiert vom Ganzen, indem sie das Einzelne oder gar nur dessen Teile betrachtet. Der Witz abstrahiert vom Einzelnen zugunsten des Blicks auf das Ganze. So wie der umfassende Blick des Witzes aber über der Betrachtung des Ganzen das Einzelne vergessen kann, so läuft Scharfsinn Gefahr, sich im Detail zu verlieren:

»Newton hat die Farben zu scheiden gewußt, wie wird der Psycholog heißen, der uns sagen wird woraus die Ursachen unserer Handlungen zusammengesetzt sind? Die meisten Dinge wenn sie uns merklich werden sind schon zu groß wenn wir sie gewahr ob ich den Keim in der Eichel mit dem Mikroskop oder den 200jährigen Baum mit bloßen Augen ansehe, so bin ich gleich weit vom Anfang. Das Mikroskop dient nur uns noch mehr zu verwirren. So weit wir mit unsern Tubis reichen können sehen wir Sonnen, um die sich wahrscheinlich Planeten drehen; daß in unserer Erde so etwas vorgeht, davon überführt uns die Magnet-Nadel. Wie wenn sich dieses noch weiter erstreckte, wenn sich in dem kleinsten Sandkörnchen ebenso Stäubchen um Stäubchen drehen, die uns zu ruhen scheinen, wie die Fixsterne? Es könnte ein Wesen geben, dem das uns sichtbare Weltgebäude wie ein glühender Sandhaufen vorkäme. [...] Unsere Erde ist uns freilich das Sonderbarste, so wie unsere Seele die sonderbarste Substanz, weil wir jene allein selbst bewohnen, und diese allein selbst sind. Wenn wir nur einen Augenblick einmal etwas anderes sein könnten. Was würde aus unserm Verstand werden, wenn alle Gegenstände das wirklich wären wofür wir sie halten?«¹³⁹

137 Aus: E,389.

138 Aus: D,79. Diese Auffassung von der Ästhetik des Witzes exemplifiziert Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag: »Es ist dem Menschen sehr natürlich, wenn er verliebt ist Ähnlichkeiten zwischen seinem Namen und seiner Geliebten Namen, ja sogar zwischen den Geburts-Orten und den Geburtstagen zu finden. D^r Tolle, der sich in Mamsell D. verliebt hatte und zwar äußerst, fand es sonderbar, daß er auf den 4^{ten} November und sie den 4. Dezember geboren war. Ein anderer, daß er den ersten Julii und sein Mädchen den ersten Jänner, grade das halbe Jahr voraus geboren war.« (D,414).

139 Aus: C,303.

Problematisch kann die mikroskopische Betrachtung vor allem dann werden, wenn über ihr der große Gesamtzusammenhang übersehen wird:

»Hätten wir in unserer Nachbarschaft, etwa in der Entfernung des Mondes, einen beträchtlichen Planeten, von dem sich einige Aehnlichkeit mit unserer Erde ergäbe, was für ein Gewinn würde dieses nicht für die Kenntniß der Erde selbst seyn? *Manche Dinge lassen sich nur aus der Ferne gesehen, ausfinden, und auch das Verkleinerungsglas kann auf Entdeckungen leiten. Das Detail versteckt die großen Züge des Ganzen.* Wenn man hundert der erfahrensten Personen ein Gemälde vorlegte, und ihnen bloß verstattete, es Stück für Stück durch ein stark vergrößerndes Mikroskop zu beobachten, und dann nach Monathe lang fortgesetzten Beobachtungen sie befragte, was sie wohl glaubten, daß es vorstellte: so ist es eine große Frage ob sie nur das Genus von Dingen treffen würden, ob es ein Haus, ein Baum oder ein Porträt wäre was darauf abgebildet ist. Daß unsere Erde eine Kugel ist, und daß sie sich um ihre Achse dreht, haben daher die Astronomen auf dem Monde gewiß ein Paar tausend Jahre eher gewußt als wir, und was sich nun unsere Cosmographen von den Pelzkrämern vorerzählen lassen, das wußten sie vermuthlich längst besser, während sie sich vielleicht noch selbst über die Figur ihres eigenen Weltkörpers zanken«¹⁴⁰.

Mikroskopische Vergrößerung allein führt noch zu keiner neuen Entdeckung. Neues resultiert erst aus dem Vergleich des Einzelnen untereinander, daher Lichtenbergs Gedanke: »Ein Mikroskop mit einem Finder wäre keine üble Einrichtung.«¹⁴¹ Neue Entdeckungen entstehen darüber hinaus vor allem aber aus der komparativen Koppelung der verschiedenen Perspektiven, indem nämlich die im Kleinen angestellten Beobachtungen mit den großen Zusammenhängen verglichen und Unterschiede und Ähnlichkeiten herausgestellt werden, so Lichtenberg. Das Mittel, das am ehesten zu Erfindungen führt, ist deshalb die Kombination beider Perspektiven: »Auch ist Mikroskop und Verkleinerungs-Glas, mit analogen Schlüssen verbunden, ein Haupt-Mittel zur Erfindung.«¹⁴² Um neue Erkenntnisse zu erhalten, sollte man deswegen bestrebt sein, »*Alles im Großen zu suchen was man im Kleinen beobachtet, und umgekehrt*«¹⁴³ sowie die Frage zu beantworten suchen: »*Welches ist der außerordentlichste und auffallendste Gebrauch, den man hiervon machen könnte oder die sonderbarste Folgerung daraus im höchst Großen und Vergrößerten oder im höchst Kleinen und Verkleinerten?*«¹⁴⁴ Scharfsinn und Witz müssen deshalb zusammenwirken, um zu neuen Erkenntnissen zu führen: Mikroskope überall zu erfinden, und wo dieses nicht angeht, die Versuche im Großen anzustellen, das ist der einzige Weg directe zum Neuen zu gelangen.«¹⁴⁵

140 PhM 1, S. 422. Hervorhebung von mir, U.F. Vgl. »Ein Gemälde gehört nicht unter das Mikroskop.« (aus: F₁706)

141 J_{II}1825.

142 F₁559.

143 Aus: J_{II}1666.

144 J_{II}1832. Vgl. »Bei großen Dingen frage man: was ist das im Kleinen? und bei kleinen: was ist das im Großen? wo zeigt sich so etwas im Großen oder im Kleinen?« (aus: K_{II}301).

Seine Auffassung, daß erst das Zusammenspiel beider Perspektiven zu Erfindungen und Entdeckungen führt, daß Witz und Scharfsinn als komplementäre Erkenntnisprinzipien aufzufassen sind, verdeutlicht Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch-Eintrag«:

»Wenn Scharfsinn ein Vergrößerungs-Glas ist, so ist der Witz ein Verkleinerungs-Glas. Glaubt ihr denn daß sich bloß Entdeckungen mit Vergrößerungs-Gläsern machen ließen? Ich glaube mit Verkleinerungs-Gläsern, oder wenigstens durch ähnliche Instrumente in der Intellektual-Welt sind wohl mehr Entdeckungen gemacht worden. Der Mond sieht durch einen verkehrten Tubum aus wie die Venus und mit bloßen Augen wie die Venus durch einen guten Tubum in seiner rechten Lage. Durch ein gemeines Opern-Glas würden die Plejaden wie ein Nebelstern erscheinen. Die Welt, die so schön mit Bäumen und Kraut bewachsen ist, hält ein höheres Wesen als wir vielleicht für verschimmelt. Der schönste gestirnte Himmel sieht uns durch ein umgekehrtes Fern-Rohr leer aus.«¹⁴⁶

Witz und Scharfsinn sind insofern auf *ein* Prinzip zurückführen, als Scharfsinn eigentlich die negatierte Form des Witzes ist: Sucht Witz nach Ähnlichkeiten, um zu großen Zusammenhängen zu gelangen, so sucht Scharfsinn nach Unterschieden, um das Einzelne voneinander abzugrenzen, eben »schärfer« zu umreißen. Unterschiede sind aber nichts anderes als Un-Ähnlichkeiten. Insofern sind Witz und Scharfsinn zwei Seiten einer Medaille, zwei Ausformungen desselben menschlichen Vermögens, die in ihrer Verbindung zur Erkenntnis führen.

Zeichenhaftigkeit der Wahrnehmungen und Lesbarkeit der Welt

Seine besondere Fähigkeit, Ähnlichkeiten »auszufinden«,¹⁴⁷ wendet Lichtenberg auch auf Hartleys Vibrationstheorie und dessen Vorstellung an, daß alle Erkenntnis auf das Prinzip der Assoziation zurückzuführen sei. Hartleys Theorie überzeugt Lichtenberg – vor allem auch, da er sie im Vergleich mit seinen eigenen Erfahrungen bestätigt findet.¹⁴⁸ In der Konsequenz führt er die Assoziationstheorie fort, indem er sie mit seiner Auffassung von der Zeichenhaftigkeit aller Wahrnehmungen verknüpft:

»Je mehr ich Hartleys Theorie mit meiner Erfahrung vergleiche, desto mehr bestätigt sie sich bei mir, sie stimmt mit unsern übrigen Erfahrungen so sehr überein. Wenn

145 K_{II}316. Vgl. auch: »Alles zu vergrößern und zu sehen was entstehen könnte wenn man Eigenschaften wachsen läßt, und die größten Dinge abnehmen zu lassen in eben der Absicht. Dieses ist eine fruchtbare Mutter neuer Gedanken. Wenigstens gehören die größten Entdeckungen dahin, sie sind aber schwerlich durch dieses Mittel gemacht worden.« (aus: J_{II}1644. Vgl. auch L_{II}732.).

146 D_I469. Diese Auffassung Lichtenbergs führt zu Gedanken-Experimenten wie dem folgenden: »Die Bildung des menschlichen Geschlechts ist gewiß einer bündigen Vergleichung mit der Entstehung unseres Globi terraquei fähig. Mikrokosmos, wenigstens als heuristisches Mittel.« (Aus: J_I889).

147 Vgl. J_{II}1646.

148 Vgl. Bw I, Nr. 368, S. 675.

eine Erbse bei Helvoet in die See geschossen wird, so würde ich wenn die See mein Gehirn wäre vermutlich die Wirkung an der Chinesischen Küste verspüren. Diese Wirkung würde aber durch jeden Eindruck den andre Gegenstände auf die See machen, durch Winde die darauf stoßen, durch Fische und Schiffe die dadurch ziehn, durch Gewölbe die am Boden einbrechen, stark modifiziert werden. Die Form der Oberfläche eines Landes, seine Berge und Täler, usw. ist eine mit natürlichen Zeichen geschriebene Geschichte aller seiner Veränderungen, jedes Sandkorn ist ein Buchstabe, aber die Sprache ist uns größtenteils unverständlich.«¹⁴⁹

Den Gedanken von der Erde als einer mit natürlichen Zeichen geschriebenen Geschichte – »was ist die Gestalt der Erde und der Felder anders als eine Tafel auf der sich alle die Kräfte lesen lassen, die auf sie gewürkt haben?«¹⁵⁰ überträgt Lichtenberg auf den Menschen, so daß die Welt und jeder einzelne Körper als »eine mit natürlichen Zeichen geschriebene Geschichte«¹⁵¹ angesehen wird, die es zu entschlüsseln gilt.¹⁵² Jener Auffassung von der Welt als System von natürlichen Zeichen entspricht die Annahme, daß die Welt prinzipiell ›lesbar‹ ist. Diese Lesbarkeit der Welt bildet das Grundprinzip aufklärerischer Weltanschauung. Ein eindruckliches Symptom hierfür ist vor allem

149 Aus: F₃₄.

150 E₄₆₉.

151 Aus: F₃₄.

152 Vgl. »Es gibt auf der Oberfläche dieser Erde eine Menge rundlicher Körper mit einer dicken Wurzel aus der mehrere kleine herausgehen, und verschiedne kleinere Wurzeln, sie leben so im Äther wie die Polypen im Wasser (Gehirn, Nerven, Rückenmark) und hängen ihre Wurzeln aus, wie jene ihre Arme. Sie sitzen in einem besondern Futteral, das ihnen zur Decke dient, das sie fortbewegen können, und so eingerichtet ist, daß sie ihre zarten Wurzeln nicht selbst brauchen auf andre Körper zu setzen, durch dieses Futteral wird die Materie durchgeseigt und gereinigt, die ihren Abgang wieder ersetzt. Diese Körper werden auch so wie alle andere verändert, und sind wie alle andere *eine mit natürlichen Zeichen geschriebene Geschichte* aller Veränderungen die sie erfahren haben. So gut als ein zinnerner Teller, dessen empfangene Schnitte Stiche und Quetschungen alle die Mahlzeiten erzählen, denen er beigewohnt hat. Die Materie woraus sie bestehen ist von einer besondern Beschaffenheit, von Anfang sehr weich und fast flüssig, doch nicht aller Eindrücke fähig wie das Wasser, sondern mehr zum Behalten, und weil es nicht allein *Simultanea*, sondern auch *Successiva* erzählen soll, so wird jeden Augenblick etwas davon fest, der Körper wird immer zäher, so daß er auf die letzt nur ausspricht aber nicht aufzeichnet. Ich der ich dieses schreibe, habe das Glück ein solcher Körper zu sein. So ist die Sache. Wenn unsre Seele ein einfaches Wesen ist, warum liest sie nicht die Veränderung des Erdbodens, so gut wie die ihres Gehirns? Das Gehirn ist nicht im mindesten mehr aufgelegt zum Aufzeichnen von Veränderungen als die See. [...] Wenn ein *Simultanea* und *Successiva* aufzeichnender Körper in einen eingeschlossen ist, der nur *Simultanea* aufzeichnet oder nur gewisse Körper durchläßt, so summiert er nur gewisse Veränderungen. Es wäre sehr zu wünschen, daß man hier auch etwas von einer Absicht sähe. Sich von dieser Veränderlichkeit eine sinnliche Vorstellung zu machen, darf man sich nur einen Tropfen Wasser gedenken, auf dem sich etwas abspiegelt, oder durch den sich ein Strahl bricht, die kleinste Veränderung in seiner Figur zieht eine gänzliche Zerstörung des Bildes nach sich.« (Aus: F₃₄). Erste Hervorhebung von mir, U.F.

der Aufschwung, den die Physiognomik vor allem im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erlebt: Die Physiognomisten gehen bekanntlich davon aus, daß die menschliche Physiognomie, vor allem die Teile des Gesichts, Zeichen sind, die – bei sach- und fachkundiger Lektüre – auf bestimmte innere Zustände des jeweiligen Individuums deuten. In seiner »Anti-Physiognomik« bestreitet Lichtenberg *nicht*, daß die Welt aus natürlichen Zeichen besteht, die prinzipiell lesbar sind.¹⁵³ Vielmehr bezweifelt er das menschliche Vermögen, die natürlichen Zeichen adäquat zu entziffern, denn:

»Der Beweis [daß es eine Physiognomik gebe, U.F.] wird sehr kurz, wenn man sagt: unsere Sinne zeigen uns nur Oberfläche, und alles andere sind Schlüsse daraus. Besonderes Tröstliches folgt hieraus für die Physiognomik, ohne nähere Bestimmung, nichts, da eben dieses Lesen auf der Oberfläche die Quelle unserer Irrtümer, und in manchen Dingen unserer gänzlichen Unwissenheit ist. Wenn das Innere auf dem Äußern abgedruckt ist, steht es deswegen für unsere Augen da? und können nicht Spuren von Wirkungen, die wir nicht suchen, die bedecken und verwirren, die wir suchen? So wird nichtverstandene Ordnung endlich Unordnung, Wirkung nicht zu erkennender Ursachen Zufall, und wo viel zu sehen ist, sehen wir nichts.«¹⁵⁴

153 Vgl. »Niemand wird leugnen, daß in einer Welt, in welcher sich alles durch Ursache und Wirkung verwandt ist, und wo nichts durch Wunderwerke geschieht, jeder Teil ein Spiegel des Ganzen ist. Wenn eine Erbse in die Mittelländische See geschossen wird, so könnte ein schärferes Auge als das unsrige, aber noch unendlich stumpfer als das Auge dessen, der alles sieht, die Wirkung davon auf der Chinesischen Küste verspüren. Und was ist ein Lichtteilgen, das auf die Netzhaut des Auges stößt, verglichen mit der Masse des Gehirns und seiner Äste, anders? Dieses setzt uns oft in den Stand, aus dem Nahen auf das Ferne zu schließen, aus dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, aus dem Gegenwärtigen auf das Vergangene und Künftige. So erzählen die Schnitte auf dem Boden eines zinnernen Tellers die Geschichte aller Mahlzeiten, denen er beigewohnt hat, und eben so enthält die Form jedes Landstrichs, die Gestalt seiner Sandhügel und Felsen, mit natürlicher Schrift die Geschichte der Erde, ja jeder abgerundete Kiesel, den das Weltmeer auswirft, würde sei einer Seele erzählen, die so an ihn angekettet würde, wie die unsrige an unser Gehirn. [...] Also wird ja wohl der innere Mensch auf dem äußeren abgedruckt sein? Auf dem Gesicht, von dem wir hier hauptsächlich reden wollen, werden Zeichen und Spuren unserer Gedanken, Neigungen und Fähigkeiten anzutreffen sein. Wie deutlich sind nicht die Zeichen, die Klima und Hantierung dem Körper eindrücken? und was ist Klima und Hantierung gegen eine immer wirkende Seele die in jeder Fiber lebt und schafft? An dieser absoluten Lesbarkeit von allem in allem zweifelt niemand.« (SB III, S. 264f.)

154 SB III, S. 265. Vgl. dazu: »Herrlich was Baco sagt (Novum Organum. L. I. 45. aphor.), der Mensch, wo er ein bißchen Ordnung sieht, vermutet gleich zuviel.« (J₁1068).

Deutungsversuche: Geologie

Alles ist in allem lesbar, alles ist zeichenhaft. Daß die menschliche Sinnlichkeit jedoch in der Lage sei, das »Bilder-Buch der Welt«¹⁵⁵ zu verstehen, also richtig zu deuten, stellt Lichtenberg in Frage.

Diese Auffassung exemplifiziert Lichtenberg vor allem in seinen Aufsätzen zur Geologie, zeigt sich doch insbesondere in der Geologie die besondere Eigenschaft des Menschen, jenem »Thiergeschlecht, das sich vor allen anderen sehr auszeichnet«¹⁵⁶, allerorten *Ursachen ergründen* zu wollen:

»Wenn andere Thiere lediglich mit Trieben und Kräften ausgerüstet sind, die bloß auf Erhaltung und Fortpflanzung des Geschlechts abzwecken, so besitzt dieses seltsame Geschöpf über Alles das noch einige, von denen man nicht so ganz deutlich begreift, wo sie eigentlich hinaus wollen. Unter andern einen Trieb Verhältnisse aufzusuchen, die es Ursachen nennt, und sich um eine Menge von Dingen zu bekümmern, die es auf der Gotteswelt nichts anzugehen scheinen, als etwa weil es da für das *Ursachen=Thier*, Ursachen zu jagen gibt, wozu dasselbe durch eine Art geistischen Hungers, die Neugierde, beständig angespornt wird. Von dieser Seite betrachtet, sieht es mit diesen Trieben fast aus wie mit einigen Heerstraßen zu Malta, die trotz der schönen Gleisen, die man in den Felsen gewahr wird, am Ende gerade hinaus ins Blaue führen. Die Gegenden des Felsen nämlich, wo diese Straßen hinführten, sind nicht mehr da. Wo geht denn, muß auch der Unbefangenste, der den Menschen beobachtet, fragen, die Reise hin, für welche er so sammelt?«¹⁵⁷

Abgesehen von der letztendlichen Vergeblichkeit weist Lichtenberg auf die Gefährlichkeit dieser Ursachensuche vor allem im Rahmen seiner Betrachtungen geologischer Phänomene und Erkenntnisse hin, wie er sie in den 1794 und 1795 als Kalenderbeiträge publizierten Aufsätzen »Einige Betrachtungen über die physischen Revolutionen auf unsrer Erde« und »Geologische Phantasien (Franklins Geogenie)« schildert. Insbesondere warnt er vor dem Schlußfolgern von Wirkungen auf hypothetische Ursachen, wie es auch der physiognomischen Methodik Lavaters zugrundeliegt. Dieses Verfahren ist deshalb prinzipiell ungewiß, weil dieselbe Wirkung aus unterschiedlichen, häufig unbekannten Ursachen resultieren kann.¹⁵⁸

155 Aus: J₁702.

156 PhM 2 (=VS 7), S. 58.

157 PhM 2 (=VS 7), S. 58f. Vgl. auch: »Der Menschen ist ein Ursache[n] suchendes Wesen, der Ursachensucher würde er im System der Geister genannt werden können. Andere Geister denken sich vielleicht die Dinge unter andern uns unbegreiflichen Verhältnissen.« (J_{II}1551). Und: »Man könnte den Menschen so den Ursachen-Bär, so wie den Ameisen-Bär nenne. Es ist etwas stark gesagt. Das Ursachen-Tier, wäre besser.« (J_{II}1826).

158 Zu irrtümlichen Annahmen trägt auch die Tendenz des Menschen bei, die Ursachen von beobachteten Phänomenen zunächst nicht in sich selbst zu suchen, wie Lichtenberg anhand eigener Erfahrung schildert: »Am 4^{ten} Julii 1765 lag ich an einem Tag, wo immer heller Himmel mit Wolken abwechselte, mit einem Buch auf dem Bette, so daß ich die Buchstaben ganz deutlich erkennen konnte, auf einmal drehte sich die Hand, worin ich das Buch hielt, unvermutet, ohne daß ich etwas verspürte,

Geologie ist gemäß Lichtenbergs Auffassung von der Welt als mit natürlichen Zeichen geschriebene Geschichte nichts anderes als der Versuch, jene Zeichen zu deuten, um das ›Wunder‹ der Erde, ihrer Bewohner und ihre geheimnisumwitterte Entstehungsgeschichte zu erforschen und sich der Wahrheit zumindest anzunähern. Insofern dient »der Blick auf unsere Erde und einige der großen Revolutionen [...], die sie erlitten haben muß«¹⁵⁹, abgesehen von der »Geistesübung und Unterhaltung«¹⁶⁰ einem höheren Zweck, denn:

»Alles Studium der Natur, wenn es der Würde unseres Geistes gemäß, und nicht zur Prahlerey oder compilatorisch zu eitler Gewinnsucht getrieben wird, führt ja unvermerkt zu großem moralischen Zweck. [...] Der Geist wird dann unwillkürlich zu Vergleichen hingerissen, die selbst mit in die Reihe der Begebenheiten gehören, und deren sich also der Philosoph nicht zu schämen hat. Dieser weiß ohnehin, wie *sehr sehr wichtig* diese Vergleichen unsers Selbsts und unsers Wirkungskreises mit den Begebenheiten in der Natur, die sich ohne unser Zuthun ereignen, selbst für unsere Ruhe sind.«¹⁶¹

Allerdings gibt er zu bedenken, daß die Reichweite der menschlichen Erkenntnis begrenzt ist:

»Die Veränderungen unsrer Erdoberfläche sind unzählig; die Zahl derer, die darunter vom Menschen abhängen, ist nur gering. [...] Vulcane können wir nicht anlegen, es fehlt uns die Macht dazu, und hätten wir die Macht, so würde uns doch die Einsicht fehlen, sie gehörig anzubringen. [...] Was kann also der Mensch hier thun, wo er so deutlich erkennt, daß nicht der ganze Plan vor ihm liegt? Antwort: Nichts weiter, als den Theil des Plans mit Treue und Thätigkeit bearbeiten, den er vor sich hat. [...] Ehre der Vernunft, der Statthalterinn des Himmels, Ehre dem Gesetz, das sie dictirt hat, Ehre dem grauen Haupte in jedem Stande, oder mit bekannten Worten, Uebung der Tugend eines jeden in seinem Kreise, *dieses und bloß dieses* fordert der Theil des Plans des großen Ganzen, den wir *deutlich* übersehen, von uns.«¹⁶²

Die menschliche Erkenntnis kann demnach einzig von Beobachtungen und vom Sammeln von Fakten ausgehend Naturgesetze deduzieren: »Alles, was

und weil dadurch mir einiges Licht entzogen wurde, so schloß ich es müßte eine dicke Wolke vor die Sonne getreten sein, und alles schien mir düster, da sich doch nichts von Licht in der Stube verloren hatte. So sind oft unsere Schlüsse beschaffen, wir suchen Gründe in der Ferne, die oft in uns selbst ganz nahe liegen.« (A,35).

159 PhM 2 (=VS 7), S. 25.

160 PhM 2 (=VS 7), S. 25. Vgl.: »Mit Kenntniß der Natur und gezähmter Phantasie behandelt, biethet sich in ihm ein unerschöpflicher Quell von Geistesübung und Unterhaltung dar, deren Genuß durch die wachsende Hoffnung dereinst tiefer in die Geschichte, wo nicht unsrer ganzen Kugel, doch ihrer ganzen Kruste einzudringen, als aus menschlichen Denkmähler möglich ist, keinen geringen Reitz erhält. Auch da wir täglich neue Zeichen entziffern lernen, womit jene Geschichte so unauslöschlich geschrieben ist, so ist es immer der Mühe werth, dann und wann einmahl unsere kleinen Fortschritte im A B C an jenem schweren Text zu prüfen, und zu sehen, wie viel wie dadurch dem eigentlichen Sinn näher gerückt sind.« (PhM 2 (=VS 7), S. 25f.).

161 PhM 2 (=VS 7), S. 27f.

162 PhM 2 (=VS 7), S. 28ff.

man außer den Beobachtungen weiter darüber wissen will, gründet sich auf bloße Versicherungen und Rücksichten, auf weit aussehende Hypothesen, die solchen Versicherungen, so wie es sich trifft, oder nöthig ist, Unterstützung bald zu danken haben, bald gewähren.«¹⁶³

Die Wahrnehmung ist beschränkt auf die Informationen, die der menschliche Sinnesapparat zu empfangen vermag. Alles andere ist »kein Factum, und daher widersprechlich«¹⁶⁴. Dieses Material umfaßt jedoch höchstens einen Bruchteil der Vorgänge, die in der Natur stattfinden. Viele Phänomene können lediglich über ihre Wirkungen erschlossen werden. Daß deshalb aus den Informationen, die die Sinne liefern, bei weitem nicht alle Ursachen der beobachteten Phänomene erklärt werden können, verdeutlicht Lichtenberg anhand astronomischer Erkenntnisse und magnetischer Phänomene:

»In den Mittelpunkt der Epicyklen setzten die Alten *nichts*. Wir nennen das unphysisch. Aber ist begreiflicher, daß die Erde sich in einem Kreise bewegt, weil in dem Mittelpunkte desselben sich etwas Sichtbares aufhält, da doch durch den ganzen Raum, durch welchen der Zug ausgeübt wird, nichts sichtbar ist? Die Hauptsache ist immer unsichtbar. Was unser Auge bei diesem Umlauf gewahr wird, ist nicht das, was den Planeten hält. Es ist überhaupt ein Beweis von der großen Eingeschränktheit unserer Sinnlichkeit, daß wir die Hauptsachen nicht sehen. Beim Magnet sehen wir seine Farbe, und fühlen sein Gewicht, seine Undurchdringlichkeit, seine Härte; aber diese Eigenschaften sind es *nicht* – weder einzeln noch zusammengenommen – vermöge welcher er das Eisen zieht. Denn alle diese Eigenschaften besitzen auch andere Körper.«¹⁶⁵

Trotz der Unvollkommenheit seiner Sinnesorgane und der aus ihr resultierenden Eingeschränktheit der Wahrnehmung läßt sich das »Ursachen-Thier« nicht daran hindern, nach den Gründen für die Entstehung und die Beendigung derartiger Metamorphosen sowie nach der Rolle des Menschen in ihnen zu fragen und Antworten in Form von Hypothesen, Vorstellungen und Ideen zu finden.¹⁶⁶ Insofern tragen die Vorstellungen über die geologischen Veränderungen der Erde, »wo nicht für die Geschichte der Erde, doch für die Geschichte des menschlichen Geistes«¹⁶⁷ bei, denn:

163 PhM 2 (=VS 7), S. 51. Hypothetischen Charakter trägt auch die Vorstellung von einer metaphysischen Macht, die die natürlichen Abläufe koordiniert, denn: »Es ist doch fürwahr zum Erstaunen, daß man auf die dunkeln Vorstellungen von Ursachen den Glauben an einen Gott gebaut hat, von dem wir nichts wissen, und nichts wissen können, denn alles Schließen auf einen Urheber der Welt ist immer Anthropomorphisierung.« (J₁944) Insofern kollidiert die Vorstellung von einem Gott mit der empirisch wahrnehmbaren Welt des Experimentalphysikers. Infolgedessen steckt Lichtenberg die Grenzen menschlicher Erkenntnis dahingehend ab, daß er ausschließlich empirisch zu erfahrende Fakten als Ursachen gelten läßt.

164 Noctes, p. 13.

165 Aus: H_{II}201.

166 Vgl.: »Es ist dieses ein Feld für Ideenjagd, wozu sich der Mensch den Zutritt nicht wird versagen lassen, weder durch die Schlüsse der Indolenz, noch die Machtprüche bewaffneter Consistorien.« (PhM 2 (=VS 7), S. 67.).

167 SB III, S. 112.

»Es ist unglaublich was die Revolutionen auf der Erde für Revolutionen in den Köpfen nach sich gezogen haben. So wie man in der ersten Seetiere auf den Spitzen der Berge findet, ohne eine Spur von See weit und breit, so findet man in letztern mit Erstaunen Konklusionen, ohne nur eine Spur von festen Prämissen so weit nur das Auge reicht. Man hat über Woodward gelächelt, der, um die Revolutionen auf der Erde zu erklären, annahm, einige ewige Gesetze der Natur wären ad interim ein wenig aufgehoben worden; aber fürwahr ich würde über keinen Menschen lächeln, der, um jene Revolutionen in den Köpfen zu erklären, annähme, die Gesetze des Denkens wären in derselben aufgehoben worden, ad interim wenigstens.«¹⁶⁸

Ideen-Potentiale: Phantasie und Traum

Obwohl er »die *Monarchie* der sogenannten gesunden Vernunft«¹⁶⁹ anerkennt, betont Lichtenberg die Wichtigkeit der Phantasie als »Prämissen-freies«, planloses Umherschweifen der Gedanken, denn: »Wie oft hat sie nicht mit ihrem wilden und rauschenden Fluge Ideen aufgejagt, die sich vor dem Falkenauge der Vernunft versteckt hielten, und die diese nachher mit Begierde ergriff.«¹⁷⁰ So kann gerade das Denken »ins Unreine«, das Extemporieren der Phantasie Ideen hervorrufen, die, mit der Philosophie in Beziehung gesetzt, neue Erkenntnisse bringen:

»Durch das Planlose Umherstreifen durch die planlosen Streifzüge der Phantasie wird nicht selten das Wild aufgejagt, das die planvolle Philosophie in ihrer wohlgeordneten Haushaltung gebrauchen kann.«¹⁷¹

Diese Vorstellungen und Ideen können über sich hinaus weisen, indem sie in einen Zusammenhang mit tatsächlich angestellten Beobachtungen gebracht werden. Als Fragmente weisen sie auf ein »Ganzes« hin, das nicht aus der Verbindung der Erkenntnisse eines einzelnen hervorgeht,¹⁷² sondern nur in der Kooperation der Menschen entsteht:

168 SB III, S. 112.

169 SB III, S. 113.

170 SB III, S. 113.

171 J_{II}1550.

172 Denn das Vorhandensein der Gedanken und Ideen garantiert noch nicht die Erkenntnis oder die Erfindung – diese entsteht erst durch das Kombinations- oder Assoziationsgeschick des Einzelnen: »So ist Bacons Organon freilich ein vortreffliches *heuristisches Hebzug*, aber es will gehoben sein. Ich habe Leute gekannt von schwerer Gelehrsamkeit, in deren Kopf die wichtigsten Sätze zu Tausenden selbst in guter Ordnung beisammen lagen, aber ich weiß nicht wie es zugeht, ob die Begriffe lauter Männchen oder lauter Weibchen waren es kam nichts heraus. In einem Winkel ihres Kopfs lag Schwefel, im andern Kohlenstaub, im dritten Salpeter genug, aber das *Pulver* hatten sie nicht erfunden. Was ist das? Hingegen gibt es wiederum Menschen, in deren Kopf sich alles sucht und findet und paart, und läge es auch anfangs eine ganze Kopfsbreite aus einander. [...] Ein solcher Kopf war der, der auf Keplers Schultern saß.« (SB III, S. 113f.). Lichtenberg warnt aber auch vor der Nähe der Phantasie zur Schwärmerei: »Nun bedenke man aber des Mannes schaffende *Phantasie* [...]. Wie nah ist er nicht oft der Schwärmerei? Und wer will ausmachen, wo er gewesen ist, wenn er der Vernunft bloß übergibt, *Was* er gefunden hat, ohne sich auf das *Wie* einzulassen. Hier muß man nichts wegwin-

»Vielleicht trifft es sich am Ende, daß die Beobachtung hier oder da das Wirkliche an ein solches Bild der Phantasie anhängt. Welcher Vorteil alsdann schon so vieles vorbereitet und fertig zu finden! Der Beobachtungsgeist steht nicht immer bei der Fähigkeit zu verbinden und alles zu einem Ganzen zusammen zu hängen. Aus allen Erfahrungen und Beobachtungen dereinst eine vollständige Theorie der Erde herzuleiten, möchte Kenntnisse voraussetzen, die schwerlich je einem einzigen Menschen zu Teil werden möchten.«¹⁷³

Ein enger Verwandter, gleichsam ein ›Bruder‹ der Phantasie, ist der Traum. Die Schwierigkeit, die Grenze zwischen Ideen und Träumen zu bestimmen, schildert Lichtenberg in der folgenden Notiz:

»Was sind unsere Gedanken und Vorstellungen, die wir wachend haben, anders, als Träume, wenn ich wachend an meine verstorbene Freunde gedenke, so geht die Geschichte fort ohne daß mir nur einmal einfällt sie seien tod, so wie im Traum, ich stelle mir vor ich hätte das große Los gewonnen, in dem Augenblick habe ich es, der hinten drein kommende Gedanke, daß ich es nicht gewonnen habe, wird erst hinten angetroffen als eine Urkunde zum Beweis des Gegenteils. Der wirkliche Besitz eines Guts gewährt uns zuweilen Vergnügen die nicht stärker sind als die uns die bloße Vorstellung, wir besäßen es, gewährt.«¹⁷⁴

Ähnlich wie die Fähigkeit der Phantasie, ein gleichsam unwägbares Ideen-Potential, das dem menschlichen Verstand verborgen bleibt, ans Licht zu bringen, kann auch der Traum zu Erkenntnissen des eigenen Selbst führen, die vom wachen Verstand unentdeckt bleiben. So erscheint der Umstand nicht unerheblich, daß Lichtenberg seine Auffassung von der Inadäquatheit der chemischen Analyse als Mittel zur Erforschung der Welt in Form eines Traums darlegt.

Dem ›Traum‹ vorangestellt ist die »Nachricht von einer Walrat-Fabrik«, ¹⁷⁵ die im »Göttinger Taschen Calender« von 1794 erstmals erschien und in der Lichtenberg die Entdeckung beschreibt, »daß ein Haufen von 1500 vergrabenen menschlichen Körpern sich in dreißig Jahren in *Fett*«¹⁷⁶ verwandelt. Das Fett ähnelt der ›Walrat‹ genannten fettigen Masse, die aus dem Kopf des Pottfischs gewonnen und in der Medizin sowie als Zusatz zu Wachslöchtern verwendet wurde. Diese Entdeckung steht bei Lichtenberg exemplarisch für die immer wiederkehrende Erfahrung von der menschlichen Unwissenheit, die Einsicht nämlich, »daß die *unorganische* Natur ihre chemischen Prozesse hat, die wir nicht kennen, und wie viele mag es dieser nicht in der Tiefe gegeben haben, wo nicht allein die Ingredienzen in ungeheuren Massen, langsam, und welches wohl ein Hauptumstand ist, entfernt von *atmosphärischer* Luft in

schen. Hätte man diesem Adler nur eine einzige Schwungfeder ausgezogen, er hätte sich der Sonne nicht so entgegen geschwungen. Phantasie und Witz sind das leichte Corps, das die Gegenden rekognoszieren muß, die der nicht so mobile Verstand bedächtlich beziehen will.« (SB III, S. 114.).

173 SB III, S. 118.

174 Aus: D₁134.

175 Vgl. SB III, S. 103–106.

176 SB III, S. 107.

ganz andern Mediis behandelt werden«¹⁷⁷. In der Konsequenz zweifelt Lichtenberg an der Korrektheit der methodischen Vorgehensweise, durch die das Geheimnis der Welt »entschlüsselt« werden soll:

»Die Bestandteile des Turmalins hat man auf ein Haar angegeben, wenigstens glaubt man's; aber hat man Turmaline gemacht? Ich muß gestehen, wenn ich alles dieses zusammen nehme, und noch überdas bedenke, daß nun doch manches in unserer Kruste gewiß uns ebenso organisch aussieht, als einer Bücher-Milbe die Schweinsleder-Papier- und Kleisterflöze, in denen sie wühlt, so überfällt mich immer eine gewisse Schüchternheit bei unsrer sogenannten Theorie der Erde und chemischen Zerlegung der Körper, von der ich mich kaum los zu machen im Stande bin.«¹⁷⁸

Seine Ansicht, daß die naturwissenschaftlich-analysierende Methode inadäquat ist, um das »Buch der Welt« zu erforschen und zu verstehen, legt Lichtenberg schließlich explizit in der Schilderung seines »Traums« dar. In diesem »Traum« erhält er von Gott »eine bläulich grüne und hier und da ins Graue spielende Kugel«¹⁷⁹, die er chemisch analysieren soll. Daß er nichts anderes als die Erde selbst in ihre chemischen Bestandteile zerlegt und zugleich zerstört hat, bildet jedoch nicht das Resultat seiner Forschung. Vielmehr erfährt er es erst von Gott. Um seine Forscherehre vor sich selbst und vor Gott wiederherzustellen, bittet er Gott um einen zweiten Untersuchungsgegenstand:

»O! rief ich aus, großes unsterbliches Wesen, was du auch bist, ich weiß du kannst es, vergrößere mir ein Senfkorn bis zur Dicke der ganzen Erde, und erlaube mir die Berge und Flöze darauf zu untersuchen bis zur Entwicklung des Keims, bloß der Revolutionen wegen.«¹⁸⁰

In dem Beutel, den Gott ihm daraufhin überreicht, steckt jedoch wider sein Erwarten keine weitere Kugel, sondern

177 SB III, S. 107.

178 SB III, S. 108. Explizit zieht Lichtenberg den Vergleich zwischen Erde und Turmalin in seinen »Sudelbüchern«: »Wir vergrößern alles um uns, wir sehen manche Dinge entsetzlich vergrößert, dieser Satz gehörig genutzt führt auf vieles, Licht spalten heißt es vergrößern. Die Erde eine Turmalin-Verkleinerung.« (F₄70). Konzentriert findet sich das hier angedeutete Problem in der folgenden gedankenexperimentellen Skizze: »Wenn die Erde so groß würde wie eine Flintenkugel, mit aller Materie darin in derselben Verhältnis wie jetzt? Und wenn hingegen der Turmalin zur Erde würde mit aller Materie in der Verhältnis wie jetzt? Diese Idee durchgesetzt. Analogien von Organisation. Der Turmalin hat gewiß so seinen Bau wie die Nessel, um Turmalin zu sein, denn sonst wäre der Turmalin und dessen chemische Ingredienzen zusammen geschmolzen eine und eben dieselbe Sache. Aber was Frucht der Zusammensetzung ist, das zerstören wir zugleich mit Zusammensetzung. Wenn wir die Bücher chemisch zerlegten worauf würde man kommen? und diese regelmäßige Lage der Poren muß notwendig eine regelmäßige Trennung in dem hervorbringen was umher geschieht, so bringt man mit dem Kamm verwirrte Haare in eine ordentliche Lage; so wird gehechelt gesiebt, gewurfelt, filtriert, getropfelt ein Körper vermutlich sezerniert da gibts freilich Dinge genug die kein Gegenstand für die Waage sind.« (J_{II}1488).

179 SB III, S. 108.

180 SB III, S. 110.

»ein Buch in einem nicht glänzenden einfachen Bande. Die Sprache und Schrift desselben waren keine der bekannten, und obgleich die Züge mancher Zeilen flüchtig angesehen, ziemlich so ließen, so waren sie es, näher betrachtet, doch ebensowenig als die verwickeltesten. Alles was ich lesen konnte, waren die Worte auf dem Titelblatt: *Dies prüfe mein Sohn, aber chemisch, und sage mir was du gefunden hast.*«¹⁸¹

Aus seiner konsternierten Erstarrung erwachend, erkennt Lichtenberg schließlich die Paradoxie der Aufgabe, ein Buch *chemisch zu analysieren*:

»Wie? sprach ich zu mir selbst, ich soll den Inhalt eines Buchs *chemisch* untersuchen? Der Inhalt eines Buchs ist ja sein Sinn, und chemische Analyse wäre hier Analyse von Lumpen und Druckerschwärze. Als ich einen Augenblick nachdachte, wurde es auf einmal helle in meinem Kopf, und mit dem Licht stieg unüberwindliche Schamröte auf. O! rief ich lauter und lauter, Ich verstehe, ich verstehe! Unsterbliches Wesen, O vergib, vergib mir; ich fasse deinen gütigen Verweis! Dank dem Ewigen daß ich ihn fassen kann! – Ich war unbeschreiblich bewegt, und darüber erwachte ich.«¹⁸²

Traum als Weg zur Selbst-Erkenntnis

Abgesehen von ihrer zentralen Aussage,– die die der Inadäquatheit zwischen methodischen Vorgehen und zu untersuchendem Gegenstand thematisiert, ist die *Form* der Schilderung als *Traum-Erzählung* insofern bedeutsam, als Lichtenberg Träume nicht mantisch als Prophezeiungen deutet, sondern als ›Fenster zum Inneren‹, als Mittel zur Selbst-Erkenntnis auffaßt, durch das die Imponderabilitäten des Ichs offenbart werden können:

»Ich weiß aus unleugbarer Erfahrung daß Träume zu Selbst-Erkenntnis führen. Alle Empfindung, die von der Vernunft nicht gedeutet wird, ist stärker.«¹⁸³

Der Traum erscheint bei Lichtenberg als Mittel, um über die dem Verstand im Wachzustand unzugänglichen und deshalb ›dunklen‹ Stellen seines Selbst aufzuklären.¹⁸⁴ Diese ›Aufklärung‹ vollzieht sich häufig in der Form eines Dialogs, Erlebtes wird gleichsam ›dramatisiert‹:

181 SB III, S. 111.

182 SB III, S. 111.

183 Aus: F₁684. Vgl. zu dieser Thematik insbesondere Mauser 1988.

184 Vgl. Mauser 1988, S. 76. Die Existenz unbekannter Vorgänge im eigenen Selbst begründet Lichtenberg in einer »Sudelbuch«-Bemerkung: »So wie wir glauben, daß Dinge ohne unser Zutun außer uns vorgehen, so können auch die Vorstellungen davon ohne unser Zutun in uns vorgehen. Wir sind ja auch ohne unser Zutun geworden, was wir sind. Die Ursache, warum so viele Menschen dieses nicht fühlen, ist, daß sie mit dem Wort Vorstellung einen sehr unvollständigen Begriff verbinden, nämlich den von Traum und Phantasie. Dieses sind freilich Gattungen von Vorstellungen, aber sie erschöpfen das Genus nicht. Man muß erst eins werden über das, was man unter Vorstellungen versteht. Sie sind sicherlich von verschiedener Art, aber keine enthält irgend ein deutliches Zeichen, daß sie *von außen* komme. Ja was ist *außen*? was sind Gegenstände *praeter nos*? Was will die Präposition *praeter* sagen? Es ist eine bloß menschliche Erfindung; ein Name, einen Unterschied von andern Dingen anzudeuten; die wir *nicht praeter nos* nennen. Alles sind Gefühle.« (aus: H_{II}150).

»Überhaupt aber ist es mir nichts Ungewöhnliches, daß ich im Traum von einem Dritten belehrt werde, das ist aber weiter nichts als *dramatisiertes Besinnen*.«¹⁸⁵

Das »dramatisierte Besinnen« stellt eine Distanz zum eigenen Ich her: Widerstreitende Meinungen im eigenen Selbst werden verschiedenen »Personen« zugesprochen, um in der Diskussion dieser »Personen«, die doch eigentlich »dasselbe Selbst« sind, geklärt zu werden. Damit verbunden ist ein Wechsel der Perspektive: Das Ich sieht sich gleichsam »von außen«.¹⁸⁶ Die Tatsache, daß sich der von Lichtenberg erwähnte »Dritte« im Traum ohne äußere Einflüsse nur aus dem eigenen Selbst heraus konstituiert, legt nahe, daß der »Dritte« entweder aus der Erinnerung oder aber aus der Assoziation bestimmter, im Kopf vorhandener Begriffe entsteht: »Bei Träumen ist doch dieses merkwürdig, daß Traum von Belehrung weiter nichts ist und sein kann als Erinnerung oder Zusammensetzung in unserem Kopf liegender Begriffe, es entsteht dabei eine Person dazu.«¹⁸⁷

Ob hierdurch die Selbsterkenntnis an Deutlichkeit gewinnt, sei dahingestellt, die Beleuchtung aus einer anderen Perspektive kann jedoch zumindest neue Facetten des Selbst liefern, das sich in Lichtenbergs Auffassung als komplexes Individuum zeigt.¹⁸⁸ Das Dialogisieren im Traum kann auch als Indiz dafür gewertet werden, daß im Traum – im Unterschied zum Wachzustand – die Grenzen zwischen »in uns« und »außer uns« weitgehend aufgehoben sind:

185 Aus: L₇587. Hervorhebung von mir, U.F.

186 Der Wechsel der Perspektive kennzeichnet vor allem Lichtenbergs Selbstbeobachtungen, wie sie in seinen »Sudelbüchern« häufig anzutreffen sind. So ist es ein beliebtes Stilmittel Lichtenbergs, von sich selbst in der dritten Person zu sprechen. Vgl. B₇81: »Charakter einer mir bekannten Person«.

187 F₁1229. Als mögliche Grundlage dieser »Aufspaltung« des Selbst in mehrere Dialogpartner nennt Lichtenberg die menschliche Ungewißheit im Hinblick auf den Ort, an dem das Denken stattfindet: »Wenn ich im Traum mit jemanden disputiere und der mich widerlegt und belehrt, so bin ich es der sich selbst belehrt, *also nachdenkt*. Dieses Nachdenken wird also unter der Form von Gespräch angeschaut. Können wir [uns] also wundern, wenn die frühen Völker das was sie bei der Schlange denken (wie Eva) ausdrücken durch: *die Schlange sprach zu mir*. Der Herr sprach zu mir. Mein Geist sprach zu mir. Da wir eigentlich nicht genau wissen *wo* wir denken, so können wir den Gedanken hin versetzen, wo wir wollen. So wie man sprechen kann, daß man glaubt es komme von einem Dritten, so kann [man] auch so denken, daß es läßt, als würde es uns gesagt: Genius Sokrates pp. Wie erstaunend vieles ließe sich nicht durch die Träume noch entwickeln.« (J₁171). Als Resultat dieser Einsichten kann seine Idee, einen Kalender-Aufsatz über Träume zu schreiben, aufgefaßt werden, den er im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag schildert: »Auch ein Traumbuch, ich glaube so etwas könnte ein guter Kalender-Artikel werden. Überhaupt ließe sich über die Träume noch etwas sehr Lehrreiches und dabei sehr Populäres sagen. Zumal, wenn dabei das den Psychologen bereits Bekannte leicht und wie weggeworfen mitgenommen würde.« (L₄44).

188 Dementsprechend ist für Lichtenberg der menschliche Charakter »ein sehr richtig zusammengefügt Ganzes, das nur in seinen Teilen verschiedene relative Stellungen annehmen kann« (aus: A₄47).

»Da man im Traume so oft seine eigenen Einwürfe für die *eines andern* hält, z. B. wenn man mit jemanden disputiert, so wundert mich nur, daß dieses nicht öfters im Wachen geschieht. Der Zustand des Wachens scheint also hauptsächlich darin zu liegen, daß man das *in uns* und *außer uns* scharf und konventionsmäßig unterscheidet.«¹⁸⁹

Aber auch die Grenzen zwischen Wachen und Träumen sind oftmals fließend und nicht exakt zu bestimmen:

»Ich empfehle Träume nochmals; wir leben und empfinden so gut im Traum als im Wachen und sind jenes so gut als dieses, es gehört mit unter die Vorzüge des Menschen, daß er träumt *und es weiß*. Man hat schwerlich noch den rechten Gebrauch davon gemacht. Der Traum ist ein Leben, das, mit unserm übrigen zusammengesetzt, das wird, was wir menschliches Leben nennen. Die Träume verlieren sich in unser Wachen allmählig herein, man kann nicht sagen, wo das Wachen eines Menschen anfängt.«¹⁹⁰

Sofern erst Traum – als eine besondere Form der menschlichen Verfassung – und Wachzustand in ihrem *Zusammenspiel* das menschliche Leben bilden und somit die dem Verstand weitgehend verborgene Seite des Ichs gleichwertig neben das verstandesmäßig Kontrollierbare tritt, vertritt Lichtenberg eine ganzheitliche Auffassung vom menschlichen Sein. Gerade weil der Traum Blicke hinter die physiognomische und pathognomische Fassade der menschlichen Gestik und Physiognomie gewährt, indem sich in ihm die sonst verborgenen Seiten des Ichs offenbaren, erscheint er Lichtenberg als ein zuverlässigeres Mittel der Charaktererkundung als die Physiognomik und übersteigt darin sogar die Möglichkeiten der Pathognomik: »Wenn die Leute ihre Träume aufrichtig erzählen wollten, da ließe sich der Charakter eher daraus erraten, als aus dem Gesicht.«¹⁹¹ Denn ausschließlich durch den Traum wird die Persönlichkeit des Menschen in Ganzheit und Widersprüchlichkeit zugänglich. Er bildet den einzigen und wahren Weg zur Selbst-Erkenntnis, denn:¹⁹²

»Die Träume können dazu nützen, daß sie das unbefangene Resultat, ohne den Zwang der oft erkünstelten Überlegung, von unserm ganzen Wesen darstellen. Dieser Gedanke verdient sehr beherzigt zu werden.«¹⁹³

So werden, indem sich im Traum die dunklen Seiten des menschlichen Charakters offenbaren, zugleich die unbewußten »Feinde der Wahrheit« vorgeführt, etwa als unbewußte Assoziationen, die als Vorurteile die physiognomische Einbildungskraft oder gar physiognomische Urteile beeinflussen.¹⁹⁴

189 K_{II}85. Nebenbei bemerkt hält Lichtenberg die Träume im Gegensatz zur Wirklichkeit für beeinflussbar: »Unsere Träume können wir sanfter machen, wenn wir des Abends kein Fleisch essen, aber die andern? –« (Aus: D_I134.).

190 F_I7343.

191 E_I494. Vgl. A_I33.

192 Vgl. Mauser 1988, S. 80f.

193 J_I72.

194 Deshalb ist der Traum auch der Ort, der Lichtenberg zur Erkenntnis gelangen läßt, daß chemische Analysen keinen Aufschluß über den *Sinn* des »Buchs der Welt« geben.

»Ein Wort kann uns zu einem Gesicht werden, und ein Gesicht zu einem Wort, durch Assoziation. [...] Lange vorher, ehe ich das Porträt des Generals des amerikanischen Rebellen, Lee, gesehen hatte, habe ich mir ein Bild von ihm gemacht, das aus Deserteur und doppeltem *e* so wunderbar zusammen gesetzt ist, daß ich nie ohne Vergnügen daran denke. [...] Diese subtilen Feinde der Wahrheit, deren eine unzählige Menge in uns liegt, entfliehen bei hell-tagender Vernunft, einzeln, bei den meisten, aller Beobachtung. Kaum hat sich aber auch jener Tag in den Zwischenräumen eines unruhigen Schlafs, in einer Fieberhitze oder schwärmerischen Aussicht auf Restaurator-Ehre zur Dämmerung geneigt, so steigen sie oft zu einem hohen Grad von Klarheit vergrößert hervor, ich habe davon einige mit großem Vergnügen gehascht und zu künftigem psychologischen Gebrauch in meinem Cabinet aufbewahrt. Jene Frau, die glaubte der Pabst müßte ein Drache, oder ein Berg oder eine Kanone sein, verdient mehr Aufmerksamkeit als Spott. Es geht uns allen so, wenn wir *träumen* und wer will die Grenze zwischen Wachen und Träumen angeben; so wie nicht jeder träumt, der schläft, so schläft auch nicht jeder der träumt.«¹⁹⁵

*(Un-)Begrenztheit der Selbst-Erkenntnis:
Lichtenbergs dreistelliges Zeichen-Modell*

Mit dieser Auffassung vom Traum als Schlüssel zur Persönlichkeit und als »Tor« zur Selbst-Erkenntnis grenzt sich Lichtenberg von der physiognomischen Methode Lavaters auf das Schärfste ab. Darüber hinaus wendet er sich mit der Einbeziehung eines Unwägbaren, Unerforschlichen, Unzugänglichen im menschlichen Ich¹⁹⁶ gegen die Auffassung der Physiognomen, der Charakter sei über die Physiognomie vollständig lesbar und erfassbar:

»Dieses unbegreifliche Wesen, das wir selbst sind, und das uns weit unbegreiflicher vorkommen würde, wenn wir ihm noch näher kommen könnten als wir selbst sind, muß man nicht auf einer Stirne finden wollen.«¹⁹⁷

Lichtenberg gesteht damit eine Unzulänglichkeit der Selbsterkenntnis ein, die im Gegensatz zur Physiognomik und ihrem Ziel steht, den menschlichen Charakter vollständig zu »erhellen« und letztendlich einen höheren Grad an Sicherheit im Umgang mit den Menschen zu gewinnen: Welchem anderem Ziel als dem der Gewißheit ist die Suche nach den Ursachen, ist Wissenschaft letztendlich gewidmet? Daß totale Gewißheit niemals erreicht werden kann, erkennt Lichtenberg jedoch nicht nur hinsichtlich der Physiognomik:

»Der große Kunstgriff kleine Abweichungen von der Wahrheit für die Wahrheit selbst zu halten, worauf die ganze Differential-Rechnung gebaut ist, ist auch zugleich der Grund unsrer witzigen Gedanken, wo oft das Ganze hinfallen würde, wenn wir die Abweichungen in einer philosophischen Strenge nehmen würden.«¹⁹⁸

195 SB III, S. 285f.

196 Die Einbeziehung düsteren Seiten der Existenz, beispielsweise des Traums, deutet bereits die Auffassung der Romantiker an: Das Geheimnisumwitterte und Verklärte wird bekanntlich im 19. Jahrhundert zu einem zentralen Thema.

197 F₁816.

198 A₁1.

Aber ähnlich der Entstehung der Erde ist auch der menschliche Charakter nicht bis in den letzten Winkel ergründbar: Dem Vorgehen der Geologen, von beobachteten Wirkungen auf hypothetische Ursachen zu schließen, entspricht die Methode der Physiognomisten, bestimmte äußere Zeichen eindeutig bestimmten inneren Charaktermerkmalen als deren Ursachen zuzuweisen. Dabei wird übersehen, daß die menschliche Physiognomie nicht nur von inneren Zuständen geprägt wird, sondern vielfältigen Einwirkungen und Umwelteinflüssen ausgesetzt ist: Erst das Zusammenspiel von vielfältigen inneren wie äußeren Faktoren bildet die Ursache für die Formung der Physiognomie. Der menschliche Körper empfängt gleich einem Wachsbild Eindrücke, von außen und von innen. Deshalb befürwortet Lichtenberg zwar in Abgrenzung zu Lavater das pathognomische Verfahren, das Gestik, Mimik und Handlungen des Menschen in die Deutung einbezieht. Denn, wie die Vorstellungen sowohl von der objektiven Realität als auch vom Subjekt geprägt sind,

»So steht unser Körper zwischen Seele und der übrigen Welt in der Mitte, Spiegel der Wirkungen von beiden; erzählt nicht allein unsere Neigungen und Fähigkeiten, sondern auch die Peitschenschläge des Schicksals, Klima, Krankheit, Nahrung und tausend Ungemach, dem uns nicht immer unser eigener böser Entschluß, sondern oft Zufall und oft Pflicht aussetzen. Sind die Fehler, die ich in einem Wachsbilde bemerke, alle Fehler des Künstlers, oder nicht auch Wirkungen ungeschickter Betaster, der Sonnenhitze oder einer warmen Stube? Äußerste Biegsamkeit des Körpers, Perfektibilität und Korruptibilität desselben, deren Grenze man nicht kennt, kommt hierin dem Zufall zustatten.«¹⁹⁹

Jene Vielfalt von Einflüssen aber im Nachhinein exakt bezeichnen und die ebenfalls vielfältigen Charakterzüge bestimmten Einflüssen zuweisen zu wollen, erscheint als übermenschliches, ja unmögliches Unternehmen. Entgegen der in der rationalistischen Semiotik, beispielsweise Lamberts, üblichen Auffassung, daß die natürlichen Zeichen wie die menschliche Physiognomie, wie die Physiognomie der Erde prinzipiell entzifferbar seien, daß die Signifikanten also eindeutig und unmittelbar auf Signifikate verweisen, vertritt Lichtenberg seine Vorstellung von einem komplex, ja für das menschliche Vermögen zu komplex aufgebauten Zeichensystem: Die transparente Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat wendet sich bei Lichtenberg in ein dreistelliges Zeichenmodell, in dem zwischen Bezeichnendes und Bezeichnetes mit dem betrachtendem Individuum der Interpretant tritt, der die Ereignisse, Personen und Gegenstände erst zu Zeichen synthetisiert.²⁰⁰ Mit Umberto Eco gesprochen, erscheint der Interpretant als »der semiotische Mechanismus, durch den von einem Signifikanten ein Signifikat prädiziert wird.«²⁰¹ Alle Zeichen weisen deshalb auf das sie perzipierende und interpretierende Subjekt zurück, in dessen Wahrnehmung sie erst als Zeichen konstituiert werden. Die Relation

199 SB III, S. 266.

200 Vgl. dazu Schmitz-Emans 1995.

201 Eco 1977, S. 171.

von Signifikant und Signifikat wird nicht als eine unmittelbare, sondern als eine durch die Instanz des interpretierenden Subjekts vermittelte Beziehung aufgefaßt. Indem sie perzipiert werden, werden die Zeichen bereits transformiert, interpretiert, gedeutet. Daher steht das Zeichen nicht für einen Gegenstand, sondern ist nur unter Bezugnahme auf seinen jeweiligen Interpretanten zu erklären, so Eco:

»Die Bezugnahme auf einen Referenten erhellt nie das Signifikat des Zeichens, sondern schafft eher Unklarheit, weil man den Bezugsgegenstand dann als Zeichen betrachtet, welches das ursprüngliche Zeichen interpretiert und seine Anwendungsmöglichkeiten einschränkt. Das Signifikat eines Zeichens läßt sich nur klären durch den Verweis auf einen Interpretanten, der wieder auf einen weiteren Interpretanten verweist, und so fort bis ins Unendliche, was einen Prozeß *unbegrenzter Semiose* in Gang setzt, in dessen Verlauf der Empfänger das ursprüngliche Zeichen so weit dekodifiziert, wie er das für die Zwecke der betreffenden Kommunikation und die Bezugnahmen, bei denen er es anwenden möchte, braucht.«²⁰²

Das Konzept von der kristallklaren Lesbarkeit und Berechenbarkeit der Welt und ihrer Bewohner wird damit in seinen Grundfesten erschüttert und angezweifelt, da die Dechiffrierung der Zeichen sich unversehens zu einem komplexen Prozeß verdichtet: Die Lektüre natürlicher Zeichen – gleich, ob geologischer oder physiognomischer Natur – ist schöpferischer Akt und zugleich ein mit einem gewissen Unsicherheitsfaktor stark belastetes Unterfangen. Mit dem erkennenden Subjekt als Interpretanten der Zeichen bezieht Lichtenberg einen Faktor ein, dem ein Moment des Unwägbaren, Unergründlichen und gar Obskuren anhaftet – es bleiben immer dunkle Stellen, weiße Flecken auf der Landkarte der geologischen Geschichte oder des menschlichen Charakters, wie vor allem auch die Betrachtung der Träume zeigt, in denen sich das dem Verstand verborgene Potential des menschlichen Charakters zumindest andeutet. Mit der Zeichenübersetzung verbunden ist darüber hinaus eine Weiterentwicklung des Zeichens, ein Erkenntniszuwachs, etwa wenn der Interpretant (s)eine Definition des Zeichens liefert. Denn da wir »nicht bloß einen andern Regenbogen, sondern jeder einen andern Gegenstand und jeder einen andern Satz als der andere [sehen]«²⁰³, muß auch die aus den Sensationen resultierende Erkenntnis eine jeweils andere sein und setzt die Semiose auf eine individuelle Weise fort.

Der Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozeß entspricht in der Auffassung Lichtenbergs dem semiotischen Vorgang der Designation: Zeichen einer Zeichenklasse werden mittels eines Interpretanten in Zeichen einer anderen Zeichenklasse übersetzt. Lichtenbergs Bewußtsein für diesen Transformationsprozeß zeigt sich vor allem in seinen »Hogarth-Erklärungen«: In ihnen wird offensichtlich, daß nicht nur Lichtenbergs Bild-Exegese eine Übersetzung der visuellen Zeichen Hogarths in die Zeichen der Sprache ist, sondern daß die

202 Eco 1977, S. 173.

203 Aus: F₇60.

Bilder bereits Transformationen sind, indem sie nämlich Hogarths Interpretation der zugrundeliegenden Geschichte und der von ihm wahrgenommenen ›Wirklichkeit‹, etwa in Form der Innenstadt Londons, darstellen: Hogarth kommentiert und paraphrasiert seine Wahrnehmung in der ihm eigenen Sprache. Deshalb fragt Lichtenberg nicht nur nach dem faktischen Inhalt der Kupferstiche, sondern zugleich nach der *Art und Weise*, wie sich die Gegenstände ihm darbieten, und auf welche Absicht Hogarths die Art der Darstellung hindeutet.

Kunst übersetzt nach dieser Auffassung Erfahrenes in einer besonderen, subjektiven Art und Weise in ein bestimmtes Medium. Sie vermittelt Wahrnehmungen in einer ästhetischen Form. Die Form, das ›Wie‹ der Darstellung, ist aus diesem Grund für Lichtenberg von größter Wichtigkeit und wird ihrem Inhalt, wenn nicht gar übergeordnet, so doch zumindest gleichgestellt. Die Auffassung, daß die Form nicht nur die Bedeutung entscheidend beeinflußt, sondern selbst schon Bedeutung ist und umgekehrt, weist auf Lichtenbergs ganzheitliche Betrachtungsweise hin, die im Rahmen einer neuen, auf das ›Ganze‹ des Kunstwerks ausgerichteten Ästhetik – wie sie am Ende des 18. Jahrhunderts in Erscheinung tritt – gesehen werden kann.

Unter diesen Vorzeichen erscheinen die »Erklärungen« Lichtenbergs als Integrale mindestens zweier Individualitäten, der des bildenden Künstlers und der des Erklärenden. Bild und Text sind nicht nur miteinander verflochten, sondern verweisen auf unendlich viele weitere semiotische Deutungsmöglichkeiten. Deshalb bilden in Lichtenbergs Auffassung seine »Hogarth-Erklärungen« nicht den Beschluß, sondern die Fortsetzung einer unbegrenzten Semiose, deren Anfangs- und Endpunkte unbekannt sind.²⁰⁴

Die Unbegrenztheit und Unabgeschlossenheit der Zeichendeutung kann jedes Individuum an sich selbst wahrnehmen. So ändert sich mit dem Wissensstand auch die Wahrnehmung, wie Lichtenberg im folgenden beschreibt:²⁰⁵

»Je weiser man selbst wird, desto mehr sieht man in den Werken der Natur, warum sollte auch nicht in manchen unsrer Gedanken sehr viel mehr enthalten sein, als wir zuweilen bemerken? es sind ja auch Produkte der menschlichen Natur. Jeder Gedanke ist an sich was, der falsche so gut als der wahre. Der falsche ist nur Unkraut, das wir in unserer Haushaltung nicht gebrauchen können. So läßt sich manches entschuldigen, was ich dem Hogarth angedichtet habe. Er konnte das alles instinktmäßig hingeworfen haben ohne es zu wissen. Schnürbrust und Holzwelle, Moll Flanders und second sight auf Marriage à la mode.«²⁰⁶

Jeder Mensch vereint also mehrere Entwicklungsstufen in sich, denen jeweils ein bestimmter Wissensstand und damit eine gewisse Art der Anschauung

204 Insofern können die »Hogarth-Erklärungen« als Demonstrationsfeld für Lichtenbergs Semiotik aufgefaßt werden. Vgl. Schmitz-Emans 1995, S. 126.

205 Vgl.: »*Subjektivität*. Wie viel anders sieht nicht schon der Alte die Welt an, als der Jüngling?« (aus: L₁167).

206 Aus: L₁309.

zugeordnet werden kann. Daß einem selbst zuweilen bei Lektüre früherer Aufzeichnungen die eigenen Gedanken fremd vorkommen, hat Lichtenberg an sich selbst erfahren: »Wenn ich zuweilen in einem meiner alten Gedankenbücher einen guten Gedanken von mir lese, so wundere ich mich, wie er mir und meinem System so fremd hat werden können, und freue mich nun so darüber, wie über einen Gedanken eines meiner *Vorfahren*.«²⁰⁷

Theorie versus »Vorstellungs-Art«

In Verbindung mit der Erkenntnis Lichtenbergs, daß alle Wahrnehmungen durch ihre ›designative‹ Natur auf das wahrnehmende Subjekt und dessen jeweiligen Wissensstand verweisen, kann seine Ablehnung des Theorie-Begriffs gesehen werden, den er durch den Begriff der »Vorstellungs-Art« ersetzen will: »Im Compendio der Physik nicht mehr das Wort Theorie zu gebrauchen bei Feuer Elektr[izität]. und Magnetismus und bei vielen andern. Sondern Facta und Mutmaßungen; *Vorstellungs-Art*. pp.«²⁰⁸

Mit dem Begriff »Vorstellungs-Art« verweist Lichtenberg auf die *Subjektivität* der Auffassungen, negatiert damit deren Absolutheitsanspruch und impliziert zugleich die Weiterführbarkeit der Gedanken. Nach Lichtenbergs Auffassung sind jedoch nicht nur naturwissenschaftliche Hypothesen, sondern *alle Theorien eigentlich »Vorstellungs-Arten«*, denn keine kann Anspruch auf absolute Wahrheit und allgemeine Gültigkeit erheben: »Nicht zu sagen Hypothese, noch weniger Theorie, sonder[n] *Vorstellungs-Art*.«²⁰⁹

So bezeichnet er auch Kants Philosophie nicht als Theorie, sondern als »Vorstellungs-Art«. ²¹⁰ Insofern erscheint Philosophie als ›Sammelbecken‹ verschiedener individueller »Vorstellungs-Arten«. Mit diesem Ausdruck wird der subjektive und vorläufige Charakter der Philosophie betont: Er impliziert, daß die vorliegende Schilderung nur eine von vielen möglichen »Vorstellungs-Arten« ist, und verweist zugleich ostentativ auf die Herkunft der Philosophie aus den je individuellen und persönlichen Vorstellungen des jeweiligen philosophierenden Subjekts. Philosophie erscheint demnach als unabschließbarer Prozeß, in dessen Verlauf sich die Gedanken, die Vorstellungen kaleidoskopartig verändern.

207 K_{II}44.

208 J_{II}2021.

209 J_{II}2093. Vgl. auch Lichtenbergs Vorsatz, »Im Compendio der Physik nicht mehr das Wort Theorie zu gebrauchen bei Feuer, Elektr[izität]. und Magnetismus und bei vielen andern. Sondern Facta und Mutmaßungen; *Vorstellungs-Art*. pp.« (J_{II}2021). Vgl. die praktische Einlösung dieser Forderung in J_{II}2128.

210 Vgl. J_I472.

Lichtenbergs Philosophie-Begriff

Daß die Philosophie für Lichtenberg genuin subjektiven Charakter besitzt, zeigt auch seine Definition der Philosophie als »Inbegriff der Meinungen eines Menschen«. Bildung und Formulierung eigener Meinungen und damit zugleich einer eigenen Philosophie sind für ihn von existentieller Wichtigkeit:

»Wenn jeder Mensch seinen besondern Planeten bewohnte, was wäre wohl da Philosophie? Was sie jetzt auch ist, ein Inbegriff der Meinungen eines Menschen ist seine Philosophie. Wer wäre wohl des Menschen Schuhmacher? und wer sein Baumeister? Versetzt man ihn in eine Gesellschaft, so ließe er sich wohl die Schuhe von einem andern machen, aber seine Meinungen? Das ist eine üble Sache, ich kann den Hals brechen, wenn ich mir sie selbst zusammenstümpere, oder ein Paar gut gemachte erhandle, die mir nicht passen.«²¹¹

Daß er im Hinblick auf sich selbst eine eigenständige Philosophie für unabdingbar hält, betont er explizit:

»Das ist wahr, meine Schuh kann ich mir nicht selbst machen, aber ihr Herrn, meine Philosophie laß ich mir nicht zuschreiben. Meine Schuh will ich mir allenfalls selbst machen lassen, das kann ich selbst nicht.«²¹²

Lichtenberg ermuntert damit zwar zur Bildung einer eigenen Philosophie, gemahnt aber an anderer Stelle auch zur Vorsicht:

»Die Frage: soll man selbst philosophieren? muß dünkt mich so beantwortet werden als eine ähnliche: soll man sich selbst rasieren? Wenn mich jemand fragte, so würde ich antworten, wenn man es recht kann, es ist eine vortreffliche Sache. Ich denke immer daß man das letztere selbst zu lernen suche, aber ja nicht die ersten Versuche an der Kehle mache. Handle wie die Weisesten vor dir gehandelt haben, und mache den Anfang deiner philosophischen Übungen nicht an solchen Stellen, wo dich ein Irrtum dem Scharfrichter in die Hände liefern kann.«²¹³

Philosophieren erscheint als Lernprozeß, dessen Anfänge oftmals Irrtum behaftet sind. Daher erscheint es ratsam, nicht gleich mit den ersten philosophischen Versuchen vor die »Scharfrichter«, sprich: die wissenschaftliche Öffentlichkeit, zu treten.²¹⁴ Seinem Ratschlag, mit der Veröffentlichung philosophischer Gedanken vorsichtig zu verfahren, ist er selbst gefolgt, wenn man den Ort bedenkt, an dem die meisten seiner philosophischen Gedanken zu finden sind: Die »Sudelbücher« – die, wenn nicht gar die gesamten, so doch den größten Teil der philosophischen »Meinungen« Lichtenbergs enthalten – gelten als seine privatesten Aufzeichnungen, die nicht zur Publikation bestimmt waren, sieht man von den Skizzen ab, die er zu Aufsätzen verarbeitet und veröffentlicht hat. Seine schriftlich fixierten philosophischen »Ver-

211 Aus: C₁142.

212 D₁68.

213 Aus: C₁142.

214 Vgl. auch: »Ja über alles seine Meinung [sagen] mit so vielen Zusätzen von Neuem als möglich; ohne dieses wird aus allem nichts nur hüte dich vor dem Drucken-Lassen.« (aus: J_{II}1352).

suche« enthielt er somit den zeitgenössischen »Scharfrichtern« vor. Lichtenbergs Meinungen zu erkenntnis- und sprachtheoretischen Phänomenen blieben demnach zu seinen Lebzeiten weitestgehend privat. An die Öffentlichkeit trat er vor allem mit seinen naturwissenschaftlichen Schriften und physiognomischen Polemiken, die allerdings zentrale erkenntnis- und sprachtheoretische Aspekte implizieren.

Eigene Philosophie: Erfahrung, Reflexion, Rezeption

Wie aber gelangt man zur Bildung eigener Meinungen und Philosophie, wenn man sie nicht erwerben kann wie ein Paar Schuhe? Hierfür bieten sich mindestens zwei Möglichkeiten an: zum einen, indem man andere Meinungen rezipiert und sich aneignet; zum anderen, indem man sich selbst anhand eigener Erfahrungen eine eigene Meinung bildet. Letztere Alternative favorisiert Lichtenberg:

»Wir sollten uns bemühen Facta kennen zu lernen und keine Meinungen, hingegen diesen Factis eine Stelle in unserm Meinungs-System anweisen. Man rasoniere nur einmal selbst über die gemeinsten Dinge, hüte sich aber ja etwas hineinzubringen, was die *Meinung* eines andern war, wenigstens muß sie nicht qua talis hinein, wenn sie nicht die unsrige ist. Es ist unglaublich was sich die Menschen Dinge einander nachbeten können. Der größte Mann, der alles auf seiner eignen Waage wiegt was er ausgibt, glaubt sich einmal einen Augenblick allzu sicher und legt etwas hin, das er nicht gewogen hat. Wo ich nicht sehr irre, so liegt hierin eigentlich der Unterschied des großen und des schlechten Schriftstellers, daß jener mit eignen geübten Kräften aus Factis rasoniert, und dieser die verstümmelten Meinungen anderer mit nicht genugsam geübten verbindet. Ein schlechter Schriftsteller ist von dem guten nicht dem Grade nach unterschieden, daher gibt es große schlechte Schriftsteller. Daß die Geschichte eine Lehrmeisterin des Lebens sei ist ein Satz der gewiß von vielen ununtersucht nachgebetet wird. Man untersuche einmal, wo die Menschen, die sich durch ihren Verstand gehoben haben, ihren Verstand herhaben. Sie holen ihn in den Affairen selbst, da wo die Begebenheiten sind und nicht da wo sie erzählt werden. Man kann sehr viel gelesen haben und wenig Verstand zeigen. Die Geschichte sollte die Begebenheiten so erzählen, aber welcher Geschichtschreiber kann dieses tun?«²¹⁵

Nicht die Rezeption oder gar die Nachahmung anderer Meinungen, sondern das Kennenlernen von »Factis«, also Tatsachen, *aus eigener Anschauung* heraus stellt für Lichtenberg die eigentliche Basis für das eigene Meinungssystem und zugleich auch für die Qualität von Literatur dar.²¹⁶ Eigene sinnliche Erfahrung bildet deshalb die Grundlage der eigenen Philosophie und beugt zudem

215 Aus: D_I19. NB: »Grade das Gegenteil tun heißt auch nachahmen, es heißt nämlich das Gegenteil nachahmen.« (D_I604).

216 »Vieles Lesen macht stolz und pedantisch; viel sehen macht weise, verträglich und nützlich. Der Leser baut eine einzige Idee zu sehr aus; der andere (der Weltseher) nimmt von allen Ständen etwas an, modelliert sich nach allen, sieht, wie wenig man sich in der Welt um den abstrakten Gelehrten bekümmert, und wird ein Weltbürger.« (H_{II}30).

Irrtümern und Vorurteilen vor.²¹⁷ Darüber hinaus empfiehlt Lichtenberg eine dem eigenen Selbst entsprechende Methode des Aneignens:

»Man muß alles auf seines eignen Selbsts Weise und Erfahrung in der Welt verstehen lernen oder wenigstens zu verstehen suchen. Kömmt man auf Sätze die allem von den weisesten Menschen Behaupteten widersprechen, so muß man aufsuchen woran dieses liegt und sich zu bessern oder die andern zu widerlegen suchen.«²¹⁸

Während die Kenntnis anderer Meinungen vor allem dienen sollte, das aus der eigenen Erfahrung heraus gebildete Urteil zu überprüfen, erhält man die Kenntnis der Tatsachen *nicht* aus intensivem Studium historischer Quellen, sondern vielmehr aus der eigenen sinnlichen Anschauung, aus der Aufmerksamkeit auf die Phänomene der Umwelt.²¹⁹ Die Gefahr, daß anstelle der Ausbildung einer eigenen Meinung die Meinung eines anderen adaptiert wird, birgt hingegen vor allem die unkritische und unmäßige Lektüre, wenn eigene Beobachtung der Rezeption von Beobachtungen und Meinungen anderer weicht. Letztendlich kann dies zum Verlust der Selbstständigkeit der eigenen Existenz führen:

»Bei unsrem frühzeitigen und oft gar zu häufigen Lesen, wodurch wir so viele Materialien erhalten ohne sie zu verbauen, wodurch unser Gedächtnis gewöhnt wird die Haushaltung für Empfindung und Geschmack zu führen, da bedarf es oft einer tiefen Philosophie unsrem Gefühl den ersten Stand der Unschuld wiederzugeben, sich aus dem Schutt fremder Dinge herauszufinden, selbst anfangen zu fühlen, und selbst zu sprechen und ich mögte fast sagen auch einmal selbst zu existieren.«²²⁰

Jener Verlust des »ersten Stands der Unschuld«, den Lichtenberg hier als negative Folge übermäßiger Lektüre beklagt, führt zu Vorurteilen und hemmt das Er-Finden neuer Erkenntnisse, indem man nämlich »in jeder Sache nur sieht was man schon weiß«²²¹. Nicht nur Selbst-Denken, sondern darüber hinaus auch Selbst-Wahrnehmen und Selbst-Empfinden im Gegensatz zur übermäßigen Rezeption der Meinungen anderer bildet deshalb die Grundlage für eine eigene Philosophie:

»Man empfiehlt Selbst-Denken oft nur um die Irrtümer anderer beim Studieren von Wahrheit zu unterscheiden. Es ist eine Nutzen, aber ist das alles? wie viel unnötiges Lesen wird uns erspart. Ist denn Lesen Studieren? Es hat jemand mit großem Grunde

217 »Man lasse nur einströmen, in unsern sinnlichen Werkzeugen liegt der Fehler nicht, wenn wir superklug oder Gecken sind, sondern in unserm Lesen und Vorurteilen.« (F₃321).

218 J_{II}2107.

219 Vgl.: »Da die Richtigkeit unsers Urteils sich nicht sowohl auf eine Kenntnis der Meinungen anderer, als auf *Erfahrung oder Erkenntnis von Factis* gründet, so wäre die Frage was uns am sichersten zu einem Reichtum an solchen Factis, die gleichsam die Punkte sind, von welcher unser Urteil ausgeht, führen könne. Ist die Geschichte das Mittel oder bringt uns nicht ein geringer Umgang mit der Welt schon dahin?« (D_I15, Hervorhebung von mir, U.F.).

220 B₂264.

221 Aus: F_I113.

der Wahrheit behauptet, daß die Buchdruckerei Gelehrsamkeit zwar mehr ausbreitet aber im Gehalt vermindert hätte. Das viele Lesen ist dem Denken schädlich. Die größten Denker, die mir vorgekommen sind, waren gerade unter allen den Gelehrten, die ich habe kennen gelernt die, die am wenigsten gelesen hatten. Ist denn Vergnügen der Sinne gar nichts?»²²²

»Beobachtungsgeist aufwecken, zu Selbsterkenntnis führen«²²³ ist das zentrale aufklärerische Anliegen Lichtenbergs, das nicht nur in seiner »Anti-Physiognomik«, in der er es explizit zur Sprache bringt, sondern in seinem gesamten Werk thematisiert wird. Über die eigenständige Beobachtung hinaus ist für Lichtenberg jedoch auch die eigene Motivation wichtig: »Die Bemühung, selbst zu beobachten, kann uns nicht früh genug beschäftigen, aber doch wünschte ich, daß man selbst darauf verfielen.«²²⁴

Wie dem »Weltseher« der »Leser«,²²⁵ steht dem sinnlichen Vergnügen und der eigenen Erfahrung das »Lernen auf der Stube«²²⁶ oder – mit Lichtenberg – die »gelehrte Stallfütterung«²²⁷ gegenüber. Dieses Anlesen von Wissen ist oftmals anerkannter als das selbständige Forschen, da es ob des immensen Aufwands an Disziplin ungleich mühsamer erscheint als das eigene Beobachten:

»Es erfordert schon Standhaftigkeit, Sachen zu lesen, die man mit eben so viel Zeit oder etwas mehrerer Zeit, aber mehr Vergnügen, selbst finden könnte; allein Dinge zu lesen, die man *leichter* selbst herausbringt, ist in allem Betracht eine Kasteiung der Seele, die mancher gute Tropf von einem Studenten, wie Mönche die Kasteiung des Fleisches, in dem Wahn, ein gutes Werk zu tun, unternimmt, und sich dabei heimlich mit der zukünftigen Belohnung, Ruhe, Ehre und Unsterblichkeit schmeichelt. – Aber vergeblich.«²²⁸

Lichtenberg hingegen vertritt die besonders für die Naturwissenschaftler der Neuzeit charakteristische Auffassung, daß am Ausgangspunkt für den Aufbau einer eigenen Meinung, Theorie und Philosophie immer die eigene Anschauung, die Überzeugung, »mit eigenen Augen« zu sehen, steht und, entgegen der scholastischen Auffassung, eben *nicht* das Studium der Geschichte. Für die zeitgenössische Situation konstatiert er ein Übergewicht der historischen Studien, das zu einem Wissen führt, das durch die Vernachlässigung der Selbsterkenntnis geprägt ist. Derart erworbenes Wissen erscheint daher im Grunde genommen sinnlos, bildet doch die Kenntnis des eigenen Selbst erst die Prämisse für die Anwendbarkeit und damit für die Sinnhaftigkeit allen Wissens. So diagnostiziert Lichtenberg ein Mißverhältnis zwischen dem historischen Wissen und der Selbsterkenntnis:

222 F439.

223 SB III, S. 264.

224 SB III, S. 512.

225 Vgl. H_{II}30.

226 Aus: H_{II}118.

227 Aus: H_{II}118.

228 SB III, S. 512f.

»Man geht heutzutage unter uns im Studio der Naturhistorie zu weit, die meisten lernen nur was andere gewußt haben, ohne so weit zu kommen selbst etwas zu sehen. Ich leugne die Wichtigkeit und die Würde eines solchen Studii gar nicht, allein es ist traurig wenn man junge Leute über einer Insektenhistorie die Kenntnis ihrer selbst, ihres Körpers und [ihrer] Seele vernachlässigen sieht, und daß sie die Kennzeichen einer Phläne besser inne haben, als die von der Syntax genitivi, und daß man von einem ostindischen Fisch zu reden weiß, ohne zu wissen wo der Magen liegt.«²²⁹

Mit seiner Forderung nach selbständiger Forschung bricht er gleichzeitig eine Lanze für die empirische Wissenschaft: »Aus jeder Wissenschaft, die man studiert, sollte man vorher schon etwas auf die Art gelernt haben, die man dem eigentlichen Studieren immer entgegen setzt, durch eigene Erfahrung.«²³⁰

Nicht theoretisches Wissen anzuhäufen, sondern durch bewußte Aufmerksamkeit auf die eigene sinnliche Anschauung und Empfindung Gedanken und Ideen zu entwickeln, ist Aufgabe des Philosophen, wie in folgender von Lichtenberg aus der »Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften« zitierten Eintragung gefordert wird:

»Wir halten die Philosophie nicht sowohl für die Kenntnis einer gewissen Summe von Begriffen und Sätzen als für eine allgemeine Fertigkeit, das Empfundene zu Gedanken zu bringen, Gefühle in Ideen aufzulösen und alles was in unserer Seele Bild ist zu den ersten Strichen der Zeichnung zurückzuführen, aus denen es zusammengesetzt ist, mit einem Worte, sie bestehet nicht sowohl im *Wissen* als im *Erfinden*.«²³¹

Lichtenberg lehnt jedoch das Studium der Meinungen anderer, also die Lektüre von Büchern nicht ab. Vielmehr besteht er darauf, daß man *zuerst* eigene Beobachtungen, Erfahrungen und Gedanken macht, bevor man diejenigen der anderen rezipiert, um das Selbst-Gedachte zu überprüfen oder zu ergänzen:

»Man kann nicht leicht über zu vielerlei denken, aber man kann über zu vielerlei lesen. Über je mehrere Gegenstände ich denke, das heißt, sie mit meinen Erfahrungen und meinem Gedankensystem in Verbindung zu bringen suche, desto mehr Kraft gewinne ich. Mit dem Lesen ist es umgekehrt: ich breite mich aus, ohne mich zu stärken. Merke ich bei meinem Denken Lücken, die ich nicht ausfüllen, und Schwierigkeiten, die ich nicht überwinden kann, so muß ich nachschlagen und lesen. Entweder dieses ist das Mittel, ein brauchbarer Mann zu werden, oder es gibt gar keines.«²³²

Um den eigenen forschenden Blick auf die Welt nicht durch das Gelesene zu verstellen, muß eine gewisse Distanz zwischen dem Gelesenen und der eigenen Individualität geschaffen und eingehalten werden.²³³ Erst ein auf eigener Anschauung basierendes Meinungssystem aber gewährleistet diese bewußte Distanzierung sowie die *aktive, sprich: kritische Rezeption anderer Meinungen*, die die Lektüre nicht hemmend, sondern nutzbringend im Hinblick auf das eigene Denken wirken läßt:

229 Aus: F₁149.

230 SB III, S. 512.

231 Aus: KA_{II}158.

232 G_{II}208.

233 Vgl. Altenhein 1994, S. 40.

»Eine Regel beim Lesen ist die Absicht des Verfassers und den Hauptgedanken sich auf wenig Worte zu bringen und sich unter dieser Gestalt eigen zu machen. Wer so liest ist beschäftigt, und gewinnt, es gibt eine Art von Lektüre wobei der Geist gar nichts gewinnt, und viel mehr verliert, es ist das Lesen ohne Vergleichung mit seinem eigenen Vorrat und ohne Vereinigung mit seinem Meinungs-System.«²³⁴

Wenn als Voraussetzung für sinnvolle Lektüre bereits ein eigenes »Meinungs-System« gefordert wird,²³⁵ so basiert das aktive Lesen letztendlich wiederum auf eigener Beobachtung, da ja nur letztgenannte die Bildung einer eigenen Meinung ermöglicht:

»Der Grund von allem ist die Beobachtung und Kenntnis der Welt, und man muß viel selbst beobachtet haben, um die Beobachtungen anderer so gebrauchen zu können als wenn es eigne wären, sonst liest man sie nur und sie gehen ins Gedächtnis ohne sich mit dem Blut zu vermischen, alles Lesen der Alten ist vergeblich, wenn es nicht so getrieben wird.«²³⁶

Über die bloße Kenntnis von Tatsachen und Meinungen hinaus spricht Lichtenberg hier mit der »Vermischung der Beobachtungen anderer mit dem Blut« einen zentralen Aspekt an, der auf sein bereits mehrfach erwähntes ganzheitliches Menschenbild hinweist. Demzufolge sind durch eigene Beobachtung oder durch Lektüre erworbenen Kenntnisse nur dann sinnvoll, wenn sie nicht unvermittelt nebeneinander im Gedächtnis stehenbleiben, sondern vollständig angeeignet, und verinnerlicht werden, gleichsam »in Fleisch und Blut« übergehen, insbesondere, indem sie in ein systematisch geordnetes »Ganzes« integriert werden. Vollständige Verinnerlichung vollzieht sich durch den Anschluß neuer Beobachtungen an jenes »Ganze«:

»Es ist ein sehr wesentlicher Umstand, (wenn es nur verstanden wird) sich alles, was man weiß so eigen zu machen, daß es ganz zu eines seinem Wesen zu gehören scheint. Das historische Wissen ist grade das Gegenteil davon, das taugt beim Denken nichts und fällt einem nicht bei, wenn mans braucht, ob es gleich gut ist vieles historisch zu wissen. Also alles recht an ein Ganzes angeschlossen sei es auch zweifelhafte Hypothese, es ist immer besser als Kollektaneen von factis dem Gedächtnis anvertraut. In dem, was ich hier sage ist mehr als ich auszudrücken im Stande bin. Ich werde mich aber hoffentlich immer wieder verstehen, wenn ich dieses lese.«²³⁷

234 F₁1222.

235 Wie stark für Lichtenberg die Nützlichkeit der Lektüre von der Konstitution des lesenden Subjekts abhängt, zeigt folgender häufig zitierter »Sudelbuch«-Eintrag: »Ein Buch ist ein Spiegel, wenn ein Affe hineinsieht, so kann kein Apostel heraus gucken.« (F₁112).

236 Aus: E₁265.

237 J_{II}1738.

»Gedanken-« und »Meinungs-System«:
Ganzheitlichkeit des Denkens als Qualitätsmerkmal

Was ist dieses »Ganze«, an das »alles recht angeschlossen« werden soll? Dem Anschluß an das (imaginäre) »Ganze« stellt Lichtenberg die Einverleibung des Erfahrenen in das Gedächtnis gegenüber: Während mit letzterem die pure Speicherung der Gedanken bezeichnet wird, die höchstens objektiven Ordnungskriterien wie der Chronologie folgt, meint das »Ganze« ein auf eine je individuell bestimmte Art und Weise organisiertes umfassendes Wissen, die subjektiv systematisierte Speicherung der Gedanken und Gesinnungen:

»Das Sammeln und beständige Lesen ohne Übung der Kräfte hat das Unangenehme, welches ich seit einigen Jahren (1788 geschrieben) bei mir bemerke, daß sich alles an das Gedächtnis und nicht an ein System hängt. Daher fallen mir beim Disputieren oft die besten Argumente nicht so leicht bei, wie wenn ich allein bin, oder eigentlich, ich muß mir wirklich erfinden was ich schon wußte, aber gemeiniglich erst in dem Augenblick erfahre ich, daß ich es wußte, wenn es mir nichts nützt, es gewußt zu haben.«²³⁸

Die Einordnung des Erfahrenen und der Gedanken in ein individuelles, auf subjektive Bedürfnisse hin ausgerichtetes System von Fakten und Meinungen gewährleistet Lichtenberg zufolge erst den Zugriff auf die in der Erinnerung gespeicherten Erfahrung und damit die sinnvolle Anwendung des Gelernten. Darüber hinaus erkennt er, daß jene systematische Ordnung der Gedanken das Denken selbst erst ermöglicht: »Die Systeme haben nicht allein den Nutzen, daß man ordentlich über Sachen denkt, nach einem gewissen Plan, sondern, daß man überhaupt über Sachen denkt, der letztere Nutzen ist unstreitig größer, als der erstere. Z. E. Assoziation.«²³⁹

Denken wird zum systematisierten Prozeß, indem es sich nach dem Prinzip der Assoziation vollzieht.²⁴⁰ Lichtenbergs Vorstellung von einem »Paradigma« als »Finder« bildet in diesem Zusammenhang den Versuch, dem Assoziationsvorgang einen Plan zu geben, um so die Entwicklung von Ideen zu systematisieren. Erst die *sinnvolle Anordnung* des wie auch immer erfahrenen Wissens gewährleistet dessen Erschließung und somit dessen Verfügbarkeit, denn: »Gerade wie auf meinem Bibliotheks-Zimmer, sieht es in meinem Kopfe aus. Ordnungsliebe muß dem Menschen früh eingeprägt werden, sonst ist *Alles* Nichts.«²⁴¹

Das »Bibliotheks-Zimmer« im Kopf ist das Gedanken- und Meinungs- oder Gesinnungs-System des Menschen. Hier finden sich die Gedanken in einer bestimmten, für den jeweiligen Menschen typischen Anordnung, die erst

238 H_{II}168.

239 E_I497.

240 Dementsprechend spricht Lichtenberg auch von »Hartleys Assoziations-System« (F₃₅). Vgl. E_I469.

241 L_I691.

die Nutzbarkeit des Wissens garantiert: Denn nicht die bloße Anhäufung von Wissen führt zu Erkenntnissen, sondern erst mit der Zuweisung eines Gedankens oder einer Erfahrung zu einem bestimmten Ort im Gefüge der Gedanken erhält er eine Funktion als Teil eines ›Ganzen‹. Das Einzelne definiert sich über das ›Ganze‹ und umgekehrt. Jene Ganzheitlichkeit des Denkens bildet für Lichtenberg ein Qualitätsmerkmal, das seinen Niederschlag in der sprachlichen Darstellung der Gedanken findet:

»In den Schriften berühmter Schriftsteller aber mittelmäßiger Köpfe findet man immer höchstens das was sie einem zeigen wollen, da in den Schriften des systematischen Denkers, der alles mit seinem Geiste umfaßt, man immer das Ganze sieht und wie jedes zusammenhängt. Erste suchen und finden ihre Nadel bei dem Licht eines Schwefelhölzchens das nur an der Stelle leuchtet und kümmerlich, wo es sich befindet, da die andern ein Licht anzünden, das sich über alles erstreckt.«²⁴²

Das ›Ganze‹ meint das erkennende Subjekt in der Ganzheitlichkeit seiner Existenz, seines Denkens. Nach Lichtenberg setzt sich jenes ›Ganze‹, das die Existenz des einzelnen Menschen bildet, aus mehreren Systemen zusammen: So korrespondiert mit dem geistigen Gedanken- und Gesinnungs-System das körperliche Knochen-System des Menschen. Wie der Knochenbau, so ist auch das Gedanken-System individuell verschieden, und zwar nicht nur angesichts seines Materials, sondern vor allem im Hinblick auf die Anordnung jenes Materials.

Aus dem je individuellen Gedanken-System entspringen die für den einzelnen Menschen charakteristischen Urteile und Handlungen:

»Jeder Mensch hat etwas Eigenes, die feigen und biegsamen wissen es nur nach andern zu modeln. Der Wagenmeister geht denkt und spricht wie es sein Knochen- und Gedanken-System mit sich bringt, wer ihn auslacht, den lacht er im Fall der Not wieder einmal aus oder wenn er an der Gelegenheit dazu verzweifelt schlägt ihm hinter die Ohren.«²⁴³

Aus dem Umstand, daß jeder Mensch individuelle, weil subjektive Erfahrungen hat, die als geistige Vorstellungen und Gedanken in einer wiederum für den jeweiligen Menschen charakteristischen und ihm eigenen Weise angeordnet werden, folgert Lichtenberg, daß man, um »Einen Menschen recht zu verstehen [...] man zuweilen der nämliche Mensch sein [müßte, U.F.], den man verstehen will. Wer versteht, was Gedanken-System ist, wird mir Beifall geben.«²⁴⁴ Ob jener Eigen-Tümlichkeit eines jeden Gedanken-Systems, kann es kein einzelnes Gedanken-System geben, nach dem die anderen Gedanken-Systeme gemessen werden könnten. Genauso ist kein Gedanken-System geeignet, eine – und sei es eine auch noch so begrenzte – Menge von Gedanken-Systemen zu repräsentieren:

242 J₁515.

243 D₁491.

244 Aus: B₁262.

»Es wird schwerlich Ein Mensch können gefunden werden, dessen Urteil über das Gute und Schöne als die Stimme der menschlichen Natur wird angesehen werden können. man sollte anfänglich glauben, daß ein Mann von der größten Erfahrung und Einsicht allemal am besten schreiben würde. Allein ist der Witzige nicht eben so gut ein Mensch? Da ein menschliches Geschlecht von lauter Weisen so wenig das glücklichste wäre als eines von lauter Narren oder Witzigen, *so kann kein Glied desselben sein Gedanken- und Gesinnungs-System als das Maß des Besten angeben.*«²⁴⁵

Aus dem Aufsetzen von Fragen, auch über die größten Kleinigkeiten,²⁴⁶ besteht Lichtenbergs Methode, mit Gedanken zu experimentieren und die Assoziation zu systematisieren. Resultat dieses Vorgangs kann nicht nur die Erfindung sein, sondern zudem die Bildung eines eigenen Gedanken-Systems: »Man frage sich selbst, ob man sich die kleinsten Sachen erklären kann, dieses ist das einzige Mittel sich ein rechtes System zu formieren, seine Kräfte zu erforschen, und seine Lektüre sich nützlich zu machen.«²⁴⁷

»Eine Sache wirklich verstehen« bedeutet, sie aus dem »eigenen System« heraus zu erklären, und eben nicht, Wissen zu lernen, ohne selbst zu reflektieren, denn:

»Daß Leute, die so erstaunlich lesen, oft so schlechte Denker sind kann seinen Grund ebenfalls in der Beschaffenheit unseres Gehirns haben. Es ist ja wahrhaftig nicht einerlei ob ich einen Satz ohne Mühe lerne, oder ob ich selbst nach meinem System darauf komme. Beim letztern hat alles Wurzeln, beim erstern ist es bloß angeklebt.«²⁴⁸

Die eigene Auseinandersetzung mit Problemen, das Selbst-Denken, bildet für Lichtenberg den Weg zum wirklichen Verstehen. Hierbei kommt es darauf an, die Phänomene aus und für sich selbst zu erklären. Vorrangiges Ziel sollte deshalb nicht sein, das stoffliche Wissen historischer Erkenntnisse zu übernehmen. Vielmehr weist erst die Betrachtung der Wege, die zu jenen Erkenntnissen geführt haben, Möglichkeiten auf, die zu eigenen »Erfindungen« führen:

»Zwei Absichten muß man bei der Lektüre beständig vor Augen haben, wenn sie vernünftig sein soll. Einmal die Sachen zu behalten und sie mit seinem System zu vereinigen, und dann vornehmlich, sich die Art eigen zu machen, wie jene Leute die Sachen angesehen haben, das ist die Ursache warum man jedermann warnen soll keine Bücher von Stümpfern zu lesen, zumal wenn sie ihre Räsonnements einmischen, man kann Sachen aus ihren Kompilationen lernen, allein was einem Philosophen eben so wichtig, wo nicht wichtiger ist, seiner Denkungs-Art eine gute Form zu geben lernt er nicht.«²⁴⁹

Im Hinblick auf die Ausbildung und Formung eines eigenständigen Denkens sollte daher nicht vorrangig faktisches Wissen, sondern vielmehr die Art und Weise des Denkens vermittelt werden:

245 Aus: C₁181. Hervorhebung von mir, U.F.

246 Vgl. K_{II}308.

247 KA_{II}296.

248 Aus: F_I1171.

249 D₁506.

»wir werden nicht angehalten individua im Denken zu werden. Wir lesen zu früh, gesetzt es seien auch die alten Schriftsteller, wie soll man ein Kind verhindern, daß es nicht bloß lernt, wie Herder sagt, denken was die Alten, sondern so denken wie sie dachten. Liberty and property, darauf müssen wir halten.«²⁵⁰

Hilfreich bei der Entwicklung eines Bewußtseins für das eigene Denken ist das Verlassen der ausgetretenen Erklärungs- und Demonstrationspfade, indem man beispielsweise die Betrachtungsperspektive wechselt:

»Ich habe oft bemerkt, daß wenn Leute einen mathematischen Satz von einer andern Seite her verstehn lernen, als durch die gewöhnliche Demonstration, so sagen sie gerne, o ich seh es, *es muß so sein*. Es ist dieses ein Zeichen, daß sie es sich aus ihrem System erklären.«²⁵¹

Während Respekt vor den Urteilen anerkannter Wissenschaftler dazu verführen kann, die Richtigkeit dieser Urteile unreflektiert vorauszusetzen und unkritisch zu übernehmen, kann die Ausbildung eines eigenen Gedanken-Systems beitragen, Irrtümern vorzubeugen, indem die Urteile anderer nicht übernommen werden, ohne daß eine selbständige Auseinandersetzung mit dem Ausgangsproblem erfolgt wäre und mit bereits gewonnenen eigenen Erkenntnissen verglichen werden. Eigene Beobachtung und ein auf ihr aufgebautes Gedanken-System erscheinen insofern als Prämissen für die Bildung authentischer Urteile und Erkenntnisse und tragen in dieser Hinsicht zur Annäherung an die Wahrheit bei.

Allerdings sind auch Urteile, die auf eigener Erfahrung basieren, nicht immun gegen Irrtümer: »Was hilft alles Schließen aus Erfahrung? ich leugne nicht, daß es zuweilen eintrifft. Aber fehlt es nicht auch eben so oft? und ist das nicht was ich sagen wollte? Glücksspiel.«²⁵² Fehler in Erkenntnissen, die auf eigener Erfahrung beruhen, aber werden früher oder später bemerkt, wenn sie im eigenen Gedanken-System in bestimmter Weise auffallen, während fehlerhafte Urteile, zumal, wenn sie von fachlichen Koryphäen gefällt und bereits allgemein anerkannt worden sind, nur schwerlich als mangelhaft identifiziert werden:

»Wenn man die Menschen lehrt wie sie denken sollen und nicht ewig hin, was sie denken sollen: so wird auch dem Mißverständnis vorgebeugt. Es ist eine Art von Einweihung in die Mysterien der Menschheit. Wer im eigenen Denken auf einen sonderbaren Satz stößt, kommt wohl wieder davon ab, wenn er falsch ist. Ein sonderbarer Satz hingegen, der von einem Mann von Ansehen gelehrt wird, kann Tausende, die nicht untersuchen, irre führen. Man kann nicht vorsichtig genug sein in Bekanntmachung eigener Meinungen, die auf Leben und Glückseligkeit hinaus laufen, hingegen nicht emsig genug, Menschen-Verstand und Zweifel einzuschärfen. Hieher gehört die auf der gegenüberstehenden Seite angeführte Sentenz *every man's reason is every man's oracle*.«²⁵³

250 Aus: B,95.

251 E,496.

252 F,947.

253 Aus: F,441. »Jedem ist sein eigener Verstand der eigene Prophet.« – Lichtenberg

Aus diesem Grund ist die Schlüsselfrage, die am Ende der Rezeption anderer Systeme stehen sollte, um Unterschiede und mögliche Schwächen aufzudecken: »Wie würde dieses geworden sein, wenn ich es selbst hätte finden sollen nach der Verfassung meines Systems?«²⁵⁴

Dynamik und Selbst-Reflexion als erkenntnistheoretische Postulate

Aktive Auseinandersetzung fordert Lichtenberg nicht nur hinsichtlich der Meinungen anderer, sondern wie das Rezipierte muß auch das eigene »Gedanken-System« permanent einer skeptischen Prüfung unterzogen werden:

»Man lese nicht viel und nur das Beste, langsam, und befrage sich alle Schritte, warum glaube ich dieses? folgt es aus meinem übrigen Gedanken-System, oder ist es nur aus Trägheit zur Untersuchung durch Vorurteil, fides implicita und dergleichen daran angeplackt worden, hat sich einmal ein solcher Klumpe angehängt und man fängt an darauf zu bauen, so reißt öfters alles ab und dann wird eine Menge guter Sachen zuweilen unbrauchbar, und die Mühe ist doppelt sie an das eigentliche System schicklich so anzusetzen daß sie anschlagen.«²⁵⁵

Das Gedanken-System des Einzelnen kann dessen Denkweise derart beeinflussen, daß nicht mehr die Empfindung, nach Lichtenbergs Definition die »Vorstellung bezogen aufs Subjekt«, sondern bereits das aus ihr entsprungene Urteil in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt:

»Er hatte sich ein gewisses System gemacht, das nunmehr einen solchen Einfluß auf seine Denkungsform hatte, daß die Zuschauer sein Urteil immer ein paar Schritte vor der Empfindung voran gehen sahen, ob er selbst gleich glaubte es hielte sich hinten.«²⁵⁶

Insofern also können Systeme schädlich wirken, wenn sie erstarren und über die Empfindung dominieren. Permanente Selbstreflexion, die Differenzierung zwischen Urteil und Empfindung, zwischen Resultat und Ausgangspunkt bilden für Lichtenberg die Voraussetzungen, um Irrtümern vorzubeugen. Dynamik statt Erstarrung, aktive Arbeit an sich selbst statt passive Rezeption der Erkenntnisse anderer, Selbst-Beobachten, Selbst-Denken und darüber hinaus unaufhörliche Reflexion des eigenen Selbst(-Denkens) sind Lichtenbergs erkenntnistheoretische Desiderate.

zitiert hier aus Bolingbrokes »True use of retirement and study« (The works Bd. 2, S. 525). Vgl. SB I/II, Komm., S. 431.

254 KA_{II}264.

255 B₂85.

256 D₄485.

Mut zur Individualität: Anti-Systematik

Während das Studium der Geschichte den Mut zu eigener Innovativität hemmen kann, indem vor allem die Philosophiegeschichte lehrt, daß so gut wie alles schon irgendwann einmal gedacht und artikuliert worden ist, ruft gerade Lichtenbergs Erkenntnis, daß alle Innovationen subjektiv-individuellen Vorstellungen entspringen und deshalb immer wieder innovativ, eigentümlich und voll potentieller Erfindungen sind,²⁵⁷ dazu auf, Mut zu eigenen Anschauungen und daraus entstehender »Erfindungen« zu haben:

»Soll ich um nichts noch einmal zu erfinden, was schon erfunden ist, mein Leben über der Gelehrten-Geschichte zubringen? Sagt man ja Dinge vorsätzlich 2 mal, und man nimmt es einem nicht übel, wenn nur die Einkleidung neu ist. Hast du selbst gedacht, so wird deine Erfindung einer schon erfundenen Sache gewiß allemal das Zeichen des Eigentümlichen an sich tragen.«²⁵⁸

Dieses »Zeichen des Eigentümlichen« prägt Lichtenbergs Philosophie, etwa, wenn sich die Eigenheit seiner philosophischen Ansichten in der Form spiegelt, in der er sie darstellt: Lichtenberg präsentiert seine philosophischen Auffassungen weder komprimiert oder geschlossen noch logisch angeordnet. Eine systematische Darstellung seiner Erkenntnis- oder Sprachtheorie existiert nicht. So betont bereits die Form seiner »Philosophie« deren Individualität, indem sie sich durch die Zerstreut-, ja gar Zersplittertheit seiner Aussagen von den logisch aufgebauten Traktaten der Vergangenheit und der historischen Gegenwart abgrenzt. Bemerkungen wie »Schmierbuch-Methode bestens zu empfehlen«²⁵⁹ oder »man muß querfeldein marschieren, und über die Gräben setzen. Diese Methode, die man wohl die unmethodische nennen könnte, ist überhaupt nebenher sehr zu empfehlen«²⁶⁰, legen die Ansicht nahe, daß die unsystematische Fixierung seiner Gedanken beabsichtigt ist und daher vielmehr als »Anti-Systematik« bezeichnet werden sollte.²⁶¹

Ein Zweck dieser Anti-Systematik ist es, der häufigen Neigung der Menschen vorzubeugen, eine Philosophie schon allein deshalb für wahr anzuerkennen, weil ihnen ihre systematische Anlage als überzeugend erscheint,²⁶² denn:

257 Vgl. H_{II}54.

258 Aus: D_I255.

259 Aus: F_I1219.

260 Aus: K_{II}384.

261 Dies hat Günther Patzig überzeugend dargelegt. Vgl. Patzig 1992, S. 24.

262 Diese Haltung attestiert Lichtenberg auch einigen »Sympathisanten« Kants: »Ich glaube, daß so wie die Anhänger des Herrn Kant ihren Gegnern immer vorwerfen, sie verstünden ihn nicht, so glauben auch manche Herr Kant habe recht weil sie ihn verstehen. Seine Vorstellungs-Art ist neu, und weicht von dem Gewöhnlichen sehr ab, und wenn man nun auf einmal Einsicht in dieselbe erlangt, so ist man auch sehr geneigt sie für wahr zu halten, zumal da er so viele eifrige Anhänger hat, man sollte aber dabei immer bedenken, daß dieses Verstehen noch kein Grund ist es selbst für wahr zu halten. Ich glaube, daß die meisten über der Freude ein sehr abstraktes und dunkel abgefaßtes System zu verstehen zugleich geglaubt haben, es sei demonstriert.« (J_I472).

»Es ist nichts gewöhnlicher, als daß man sich von der Wahrheit einer Sache überzeugt hält, sobald man die Meinung versteht, die ein großer Mann davon gehegt hat. Das sind aber ganz verschiedene Dinge. Es ist mir oft selbst so gegangen. Ich glaube, daß mancher, der sich nur durch die Schwierigkeiten des Tychonianischen Systems, und durch alle Epizyklen durchgearbeitet hatte, dachte, nun gottlob, daß ich endlich alles ins reine habe.«²⁶³

Die Mühe und Zeit, die das Verstehen des Systems in Anspruch nimmt, entfällt bei Lichtenberg bzw. wird ins Gegenteil verkehrt: Seine »Sudelbücher« bilden offensichtlich kein schematisch gegliedertes Gefüge von Einträgen. Sie sind vielmehr »Ad-hoc-Produkte«, eine Gedanken-»Sparbüchse«. Diese Einsicht, daß seinen »Sudelbüchern« kein System – ähnlich dem in der traditionellen Philosophie üblichen – zugrundegelegt ist, dessen Verständnis den Schlüssel zum inhaltlichen Verständnis ihrer Einträge enthielte, jene Erkenntnis der Anti-Systematik bewirkt, daß das Augenmerk des Lesers fortan nicht auf das vermeintlich gegliederte Ganze gerichtet ist, sondern auf die Kleinform der Einträge. Das Interesse fokussiert sich in Lichtenbergs »Sudelbüchern« zunächst auf das Jetzt des jeweiligen Eintrags und schlägt allenfalls assoziative Brücken zwischen den einzelnen Bemerkungen oder zwischen den Einträgen und den Gedanken der Leser. Systematik kann lediglich nachträglich durch eigene Leistung des Rezipienten hergestellt werden, wie beispielsweise die Erschließung durch ein Schlagwortverzeichnis oder durch eine nach thematischen Gesichtspunkten geordnete Katalogisierung der Einträge.²⁶⁴ Der Blick schwenkt vom System weg auf das Detail, auf den Inhalt und die Form einzelner kurzer, überschaubarer Abschnitte: Lichtenbergs Gedanken erscheinen mikroskopierte, einzelne Gedankenstücke wirken isoliert und vergrößert. Die Erleichterung über das Verstehen des Systems weicht der Verwunderung über die veränderte, witzige Betrachtungsweise des Altbekannten, das zu Neuem wird: Lichtenberg bietet die Möglichkeit, mit ihm »Neue Blicke durch die alten Löcher«²⁶⁵ zu wagen. Hierdurch können eigentlich alltägliche Betrachtungen als besondere erscheinen und den Rezipienten nicht nur in teils amüsiertes, teils ernsthaftes Staunen versetzen,²⁶⁶ sondern darüber hinaus zu eigenen Assoziationsleistungen anregen.

263 J₁475. Der dänische Astronom Tycho Brahe (1546–1601) war Gegner des heliozentristischen Weltsystems, wie es Kopernikus vertrat, und entwarf sein eigenes Weltbild mit der Erde als Zentrum. Um die Planetenbahnen mit dieser geozentristischen Vorstellung in Einklang zu bringen, mußte Tycho ein extrem kompliziertes System von Epizyklen konstruieren, ähnlich dem des Ptolomäischen Systems, das mit Kopernikus' Heliozentrismus jedoch überflüssig geworden war.

264 Die Tatsache, daß viele Einträge diverse Themengebiete berühren, läßt eine solche Katalogisierung jedoch zu einem größeren Vorhaben werden, vor allem unter dem Anspruch, die Querverbindungen zwischen den einzelnen Einträgen möglichst vollständig zu erfassen.

265 F₁879.

266 Vgl. A₁78, D₁469, F₁559 und F₁700.

Der anti-systematische Charakter der »Sudelbücher« weist jedoch nicht allein auf ihre Einzigartigkeit hin, sondern kann zugleich als Ausdruck einer gewissen Vorläufigkeit aufgefaßt werden. Dieser provisorische Zug wird verstärkt durch Stilmittel wie Ellipsen, die den Einträgen stenogrammartige Kürze verleihen und sie als Gedankenbruchstücke erscheinen lassen. Die »Sudelbücher« Lichtenbergs vermitteln deshalb nicht den Eindruck einer geschlossenen Theorie, sondern erscheinen vielmehr als ein Sammelsurium vieler Ansätze, die zur Arbeit an einer eigenen Philosophie einladen: »Ich habe fast auf jeder Seite Ideen-Körner ausgestreut, die wenn sie auf den rechten Boden fallen Kapital ja Dissertationes tragen können.«²⁶⁷

Lichtenbergs »Sudelbücher« sind insofern ein Angebot an ihre Leser, selbst aktiv zu werden, selbst zu reflektieren. Zwar fordern auch die »Theorie-Paläste« der Philosophen eine gewisse Aktivität ihrer Rezipienten, jedoch richtet sich diese zumeist vorrangig auf das Verstehen der Theorie und ihres Systems. Die kritische Reflexion des Rezipienten steht, wenn überhaupt, erst am Ende des Kampfes um das Verstehen. Darüber hinaus haftet der Theorie ein bestimmter Zug der Allgemeingültigkeit, ein gewisser Anspruch auf Abсолютheit der in ihr vertretenen Erkenntnisse an. Theorie und System suggerieren die (vermeintliche) Abgeschlossenheit der behandelten Materie, ein Ganzes, in das sich schwerlich etwas ein- oder hinzufügen läßt. Insofern können Theoriesysteme die allein Innovationen bergende Eigenaktivität ihrer Rezipienten hemmen, der Respekt vor der Komplexität des Systems läßt verstummen und in der Passivität der Rezeption verharren. Darin stimmt Lichtenberg mit Bacon überein:

»Der berühmte Baco von Verulam hat schon gesagt und wir haben es wahr befunden, daß in einer Wissenschaft nicht viel mehr erfunden wird, so bald sie in ein System gebracht worden.«²⁶⁸

Diesen Absolutheitsanspruch meidet Lichtenberg in seinen »Sudelbüchern«. Vielmehr stellt er seine Gedanken zur Diskussion und ruft zu eigenem Wahrnehmen und Denken auf. Mut zum Selbst-Beobachten und Selbst-Denken, zur eigenen Individualität, auch wenn sie unvollkommen und widerlegbar erscheint, ist eines der zentralen erkenntnistheoretischen Postulate Lichtenbergs, das ausgerichtet ist auf die Herausbildung eines »organisch« gewachsenen und daher für Fehler sensiblen Systems eigener Ansichten:

»Wenn wir im Studieren keine Sprünge machen, niemals wider unsere Empfindung und Überzeugung reden, so machen wir den individuellen Menschen aus, und sind für uns richtig; wir können widerlegt werden, das schadet nicht; ein Menschengesicht verdient immer diesen Namen, wenn es nicht gleich das schönste ist. Etwas, das durch verschiedene Stufen zur Vollkommenheit steigt, ist demohngeachtet richtig, wenn es gleich noch unvollkommen ist, dafür ist es im Steigen begriffen. Es gibt mehr vernünftige Kinder und alte Leute, als zwischen 18 und 45, und doch ist diese

267 Aus: E₁189.

268 Aus: C₂209.

Zeit von 27 Jahren, wo die vorteilhaftesten Winde wehen, wenn der Steuermann etwas taugt, so muß es gut gehen.«²⁶⁹

*Wille, Einsicht, gesunder Menschenverstand
und die »Sudelbücher« als hermeneutische Weg-Weiser*

Zielpunkt der Bemühungen ist die gesunde Vernunft als die Instanz, die nach Lichtenberg als »Richterin« über alle Wissenschaftsdisziplinen hinweg die Menschen verbindet:

»Ist es denn einerlei ob ich meinen Verstand in Theologie oder in Historie oder in Naturlehre oder in Gesellschaften bilde? behüte der Himmel. Woher erhalten denn jene Wissenschaften ihren Beifall? Sie müssen vor einem Richter erscheinen, der sonstwo gelernt hat, was richtig sei. Als Weltbürger ist jedermann verbunden zu erscheinen, wenn ich ihn vor den Richterstuhl der gesunden Vernunft fordere.«²⁷⁰

Gesunde Vernunft oder gesunder Menschenverstand als das ihr zugeordnete »Organ« wird durch eigene Anschauung und systematische Ordnung des Wahrgenommenen unter »deutliche Begriffe«,²⁷¹ kurz: durch die Ausbildung eines eigenen Gedanken- und Meinungs-Systems erlangt.²⁷² Um jenen gesun-

269 SB III, S. 513.

270 Aus: D,267.

271 Wenn Lichtenberg davon spricht, »Die deutlichen Begriffe wieder zu klaren herabstimmen« (F,77) zu wollen, so geht diese Hierarchisierung von deutlichen und klaren Begriffen auf Descartes zurück, der in seinen »Prinzipien« definiert: »Klar (clara) nenne ich die Erkenntnis, welche dem aufmerkenden Geiste gegenwärtig und offenkundig ist, wie man das klar gesehen nennt, was dem schauenden Auge gegenwärtig ist und dasselbe hinreichend kräftig und offenkundig erregt. Deutlich (distincta) nenne ich aber die Erkenntnis, welche, bei Voraussetzung der Stufe der Klarheit, von allen übrigen so getrennt und unterschieden (sejuncta et praecisa) ist, daß sie gar keine andren als klare Merkmale in sich enthält.« (Descartes/Buchena, 15; Prinzipien, I, 45.). Insofern verweist Lichtenbergs Bemerkung auf sein Postulat, sich in den »Stand der Unschuld« zurückzusetzen und zum Ausgangspunkt der eigenen Anschauung zurückzukehren. Bei der Frage nach dem Ursprung dieser Begriffe stößt Lichtenberg wiederum auf die Unergründlichkeit des eigenen Selbst, das sich dem analysierenden Blick entzieht. Von diesem Blickwinkel aus gesehen, erscheint das Anliegen des Menschen, den Ursprung der »Dinge außer ihm« zu ergründen, als Anmaßung: »Es ist schwer anzugeben, wie wir zu den Begriffen gekommen sind die wir jetzo besitzen, niemand, oder sehr wenige werden angeben können, wenn sie den Herrn v. Leibniz zum erstenmal haben nennen hören; weit schwerer aber wird es noch sein, anzugeben, wenn wir zu erstenmal zu dem Begriff gekommen, daß alle Menschen sterben müssen, wir erlangen ihn nicht so bald, als man wohl glauben sollte. So schwer ist es den Ursprung der Dinge anzugeben, die in uns selbst vorgehen, wie wird es erst alsdenn ergehen, wenn wir hierin [etwas] in Dingen außer uns zu Stande bringen wollen?« (A,9).

272 So Lichtenberg: »Wie wird Menschen-Verstand exkolliert? Ich fordere dazu ein beständiges Bemühen deutliche Begriffe und zwar da wo es angeht nicht bloß aus Beschreibungen, sondern durch die Sinne zu erhalten, wobei man denn gleichsam mit der Absicht sehen muß als wollte man eine Beschreibung davon drucken lassen, und ein glückliches Gedächtnis das mir das Beobachtete sogleich wieder darstellt,

den Menschenverstand zu erreichen, muß jedoch zur eigenen sinnlichen Anschauung und einem geordneten Gedanken-System der hartnäckige Wille dazu treten, jedes beobachtete Phänomen und jede Idee erschöpfend zu reflektieren und experimentell zu überprüfen:

»Alles bis auf das äußerste hinaus zu verfolgen, so daß nicht die geringste dunkle Idee zurückbleibt, mit Versuchen die Mängel daran zu entdecken, sie zu verbessern, oder überhaupt zu dieser Absicht etwas Vollkommneres anzugeben, ist das einzige Mittel uns den so genannten gesunden Menschen-Verstand zu geben, der der Haupt-Endzweck unsrer Bemühungen sein sollte. Ohne ihn ist keine wahre Tugend. Er macht allein den großen Schriftsteller, scribendi recte sapere est et principium et fons. Man muß nur wollen, war der Grundsatz des Helvetius.«²⁷³

Der gesunde Menschenverstand bildet als die oberste Urteilsinstanz menschlicher Erkenntnis das Ziel aller intellektuellen Bestrebungen. Er ermöglicht die Annäherung an wahre Erkenntnis. Darüber hinaus wird er insofern zur maßgeblichen ethischen Komponente aufgewertet, als er ein konstituierendes Element der ›wahren Tugend‹ als höchster ethisch-moralischer Kategorie darstellt. Zudem erscheint der gesunde Menschenverstand insofern als unabdingbare Basis für literarisch-ästhetische Qualität, als für Lichtenberg, Horaz zitierend, ›Verstand und Einsicht‹ Eigenschaften sind, von denen die ästhetische Qualität des Schreibens abhängt. Moralisch-ethische Kriterien und literarisch-ästhetische Qualität sind in dieser Weise untrennbar miteinander verbunden.

Die Herausbildung des Menschenverstands und damit die Möglichkeit, höchste moralisch-ethische und literarisch-ästhetische Dimensionen zu erreichen, beruht Lichtenberg zufolge ausschließlich auf der hartnäckigen Aktivität des Subjekts. Als *letztendliche Basis* dieser ausdauernden Eigeninitiative erscheint jedoch die *Willensstärke*. Moralischer Fortschritt und intellektueller Erkenntnisgewinn resultieren demzufolge letztlich aus dem Willen, mit dem, so Lichtenberg, die notwendigen intellektuellen Begabungen einhergehen: »Ich glaube auch an den Helvetiusschen Satz: *Man kann, was man will, aber nicht alles, was man sich ruhig wünscht zu können, will man*. Die Art zu wollen, die Helvetius meint, ist unwiderstehliche Begierde, die fast nie ohne die erforderliche Fähigkeit ist.«²⁷⁴ Willensstärke wird in dieser Hinsicht zum unabdingbaren Konstituens sowohl ethischer Entwicklung als auch intellektuellen Erkenntnisgewinns, die insofern beide auf die permanente Anstrengungen des Einzelnen verweisen.²⁷⁵

wenn es nun bei Beurteilung einer andern Sache genützt werden soll.« (aus: D₂267). Vgl. G_{II}206.

273 D₁133. Vgl. KA_{II}296 und auch A₁40.

274 G_{II}53.

275 An diese Einsicht erinnert die Auffassung vom Wollen als Voraussetzung des Verstehens, auf dem jeder Erkenntnisgewinn basiert, wie sie Schleiermacher in der Einleitung zu seiner »Hermeneutik« von 1838 konstatiert: »*Die strengere Praxis [in der Kunst des Auslegens, U.F.] geht davon aus, daß sich das Mißverstehen von*

Diese Bedeutung des Willens und der Disziplin verdeutlicht Lichtenberg im Zusammenhang mit seiner Auffassung von der Art eines derartigen Erkenntniszuwachses, die er in einer späten »Sudelbuch«-Eintragung konkretisiert:

»Man sollte sich nicht schlafen legen, ohne sagen zu können daß man an dem Tage etwas gelernt hätte. Ich verstehe darunter nicht etwa ein Wort, das man vorher noch nicht gewußt hat; so etwas ist nichts; will es jemand tun, ich habe nichts dagegen; allenfalls kurz vor dem Lichtauslöschen. Nein, was ich unter dem Lernen verstehe, ist Fortrücken der Grenzen unserer wissenschaftlichen oder sonst nützlichen Erkenntnis; Verbesserung eines Irrtums, in dem wir uns lange befunden haben; Gewißheit in manchen Dingen, worüber wir lange ungewiß waren; deutliche Begriffe von dem, was uns undeutlich war, Erkenntnis von Wahrheiten, die sich sehr weit erstrecken usw. Was dieses Bestreben nützlich macht, ist, daß man die Sache nicht flüchtig vor dem Lichtausblasen abtun kann, sondern, daß die Beschäftigungen des ganzen Tages dahin abzuwecken müssen. Selbst das Wollen ist bei der dergleichen Entschließungen wichtig, ich meine hier das beständige Bestreben der Vorschrift Gnüge zu leisten.«²⁷⁶

Erkenntnisgewinn entspricht bei Lichtenberg nicht dem Auswendiglernen bestimmter Fakten. Vielmehr bedeutet Lernen, die Fähigkeit zu erlangen, komplexe Zusammenhänge zu erfassen und Irrtümer, die vor allem aus falschen Begriffen resultieren, zu erkennen. Die Verdeutlichung von Begriffen bildet hierbei eines der konkreten wissenschaftlichen und pädagogischen Ziele Lichtenbergs dar. Erkenntnis erscheint insofern als Verdeutlichung des Undeutlichen, als Erhellung des Dunklen und besitzt daher aufklärende Wirkung. Folglich definiert Lichtenberg: »Aufklärung in allen Ständen besteht eigentlich in *richtigen Begriffen von unsern wesentlichen Bedürfnissen*.«²⁷⁷

Der »bon sens, Menschen-Verstand, common sense«²⁷⁸ ist kein »vollkommener Sinn«,²⁷⁹ sondern vielmehr die »immer wachsam anschauende Erkenntnis von der Wahrheit nützlicher allgemeiner Sätze«²⁸⁰, deren Herausbildung Hauptziel aufklärerischer Bestrebungen ist. Als Hauptmittel jener »wachsam anschauenden Erkenntnis« erscheint der *Zweifel*, der für Lichtenberg nichts anderes sein muß als »Wachsamkeit, sonst kann er gefährlich werden«²⁸¹. Nicht das Verdienst um neue Erfindungen, sondern das Infragestellen anerkannter Wahrheiten bildet das Charakteristikum Lichtenbergs, so resümiert er im Herbst 1793: »Wenn auch meine Philosophie nicht hinreicht, etwas Neues auszufinden, so hat sie doch Herz genug, das längst Geglaubte für unausgemacht zu halten.«²⁸² Was er hier bescheiden und fast wie ein Manko

selbst ergibt und das Verstehen auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden.«
(Schleiermacher, HuK, 92.).

276 K_{II} 297. Hervorhebung von mir, U.F.

277 J_I 246.

278 Aus: F_I 56.

279 Vgl. F_I 56.

280 Aus: F_I 56.

281 Aus: F_I 447.

282 K_{II} 49.

konstatiert, stimmt mit seinem wissenschaftlichen und pädagogischen Ideal überein, das eben nicht in der Vermittlung von neuem Sachwissen besteht. Vielmehr ist es die *Bestrebung, Möglichkeiten und Wege zur Erkenntniserweiterung zu eröffnen*: Zu zweifeln bedeutet nichts anderes als auf Dinge hinzuweisen, die einem selbst unstimmig oder gar falsch erscheinen. Lichtenberg legt nicht neue Lehrsätze vor, sondern stellt die alten in Frage, er zweifelt und hält seine Äußerungen in der Möglichkeitsform, dem Konjunktiv.

Indem Lichtenberg darauf verzichtet, neue ›Wahrheiten‹ vorzustellen, sondern anerkannte ›Wahrheiten‹ anzweifelt, deutet er auf Möglichkeiten eigener Weiterarbeit hin und eröffnet Richtungen, die zu Erfindungen leiten können. In dieser Hinsicht erscheint sein Werk, besonders seine ›Sudelbücher‹, gerade *nicht* als die theoretisch-systematische Darstellung neuer Entdeckungen. Vielmehr sind sie als hermeneutischer ›Weg-Weiser‹ zum Erkenntnisgewinn aufzufassen. Seine Schriften markieren einen Meilenstein auf einem Weg, der immer zum jeweils erkennenden Subjekt führt, und dessen Ende nicht abzusehen ist.

*Erkenntnis und Sprache:
Von den natürlichen zu den willkürlichen Zeichen*

Die menschliche Erkenntnis vollzieht sich nach Lichtenbergs Einsichten als Designationsprozeß, dem die Vorstellung eines dreistelligen Zeichenmodells mit dem erkennenden Subjekt als interpretierender, also zeichenentschlüsselnder und -deutender Instanz zwischen bezeichnendem Zeichen und bezeichneter Sache zugrundeliegt. Diese Designation kennzeichnet zum einen ihre beliebige Fortführbarkeit. Sie ist eine unendliche Semiose:

»Wir sehen in der Natur nicht Wörter, sondern immer nur Anfangsbuchstaben von Wörtern, und wenn wir alsdann lesen wollen, so finden wir, daß die neuen sogenannten Wörter wiederum Anfangsbuchstaben sind.«²⁸³

Die gewissermaßen allegorisierende Gleichsetzung der Erkenntnis natürlicher Zeichen mit dem Lesen von Wörtern, also mit der Wahrnehmung sprachlicher Zeichen trifft das Zentrum der Erkenntnistheorie Lichtenbergs insofern, als die Bemerkung nicht als uneigentliche, sondern vielmehr als *eigentliche Rede* aufgefaßt werden kann: Erkenntnis ist Designation von Zeichen, die sich als Transformation dieser Zeichen von dem System natürlicher Zeichen in ein System willkürlicher Zeichen vollzieht. Natürliche Zeichen mögen höchstens als solche noch perzipiert werden. Apperzipiert und erkannt werden aber können sie ausschließlich, *indem* und *nachdem* sie in die willkürlichen Zeichen der Sprache transformiert worden sind. Das ›Material‹ menschlicher Erkenntnis bilden deshalb nicht die natürlichen Zeichen ›an sich‹, sondern dieselben in ihrer versprachlichten Form. Denn das Zeichensystem, in dem menschliches

Denken stattfinden kann, ist das der Sprache: Denken ist sprachgebunden – »Weil wir in Worten denken.«²⁸⁴ Erkenntnis wird somit zu einem Vorgang der Benennung: Das Erkannte wird zu benennen gesucht. Was außerhalb des von der menschlichen Erkenntnis Erfassbaren liegt, bleibt namenlos. Das Denken erscheint somit begrenzt auf diejenigen Gedanken, die auf die Sprache bezogen und damit ausgedrückt werden können. Andererseits ist aber der Erkenntnisfortschritt als das besondere Verdienst der Sprache anzusehen, so Schleiermacher 1838, der wie Lichtenberg davon ausgeht, daß das Denken ein sprachlicher Vorgang ist:

»Der Einzelne ist in seinem Denken durch die (gemeinsame) Sprache bedingt und kann nur die Gedanken denken, welche in seiner Sprache schon ihre Beziehung haben. Ein anderer Gedanke könnte nicht mitgeteilt werden, wenn nicht auf schon in der Sprache bestehende Beziehungen [Bezeichnungen?] bezogen. Dies beruht darauf, daß das Denken ein inneres Sprechen ist. Daraus erhellt aber auch positiv, daß die Sprache das Fortschreiten des Einzelnen im Denken bedingt.«²⁸⁵

Die Wörter sind Zeichen und zwar *willkürlich* gesetzte, da Sprachzeichen und Bezeichnetes in der Regel in keinem »natürlichen«, etwa ursächlichen, Zusammenhang stehen.²⁸⁶ Sie verweisen nicht unmittelbar auf die natürlichen Zeichen, sondern stehen für die Begriffe als diejenigen Kategorien, in denen Denken möglich ist. Die Sprache stellt das Medium dar, in dem diese Begriffe gefaßt werden können. Denken wird insofern zu einem Operieren mit Sprachzeichen: »Die Worte sind eine Art von Buchstabenrechnungskunst für die natürlichen Zeichen der Begriffe«²⁸⁷.

Prinzipielle Unzulänglichkeit der Sprachzeichen: Die »falsche« Philosophie der Sprache

Lichtenberg betont die *Zeichenhaftigkeit* der Wörter: Sie sollen als Zeichen und nur als Zeichen aufgefaßt werden und nicht als Definitionen. Diesen Zeichencharakter der Wörter faßt er als »unermessliche[n, U.F.] Vorteil [auf, U.F.], den die Sprache dem Denken bringt«²⁸⁸, denn:

»Was die Dinge sind, dieses auszumachen ist das Werk der Philosophie. Das Wort soll keine Definition sein, sondern ein bloßes Zeichen für die Definition, die immer das veränderliche Resultat des gesamten Fleißes der Forscher ist, und es in so unzähligen Gegenständen ewig bleiben wird, daß der Denker daher gewöhnt wird sich um

284 Aus: E₁507. In einem seiner ersten »Sudelbuch«-Einträge spricht Lichtenberg allerdings von der Möglichkeit, »ohne Worte« zu denken: »Weil aber unsere wichtigsten Entschlüsse, wenn wir sie ohne Worte denken, oft nur Punkte sind ...« (aus: A₁3.).

285 Schleiermacher, Hermeneutik, S. 78.

286 Ein natürlicher Zusammenhang ist beispielsweise der zwischen Ursache und Wirkung. So weist Rauch als natürliches Zeichen auf Feuer hin.

287 Aus: A₁103. Diese mathematisierende Sprachvorstellung findet sich auch bei Hobbes und Leibniz.

288 Aus: K₁19.

das Zeichen als Definition gar nicht mehr zu bekümmern, und diese Unbedeutlichkeit auch endlich unvermerkt auf solche Zeichen überträgt, die richtige Definitionen sind. Und das dünkt mich sehr recht. Denn da einmal nun die Zeichen der Begriffe keine Definitionen sein können, so ist fast besser gar keines derselben eine Definition sein zu lassen, als auf das Ansehen einiger Zeichen hin, die richtige Definitionen sind, so vielen andern die es nicht sind einen falschen Kredit zu verschaffen. Das würde eine Herrschaft der Sprache über die Meinungen bewirken die alle den Vorteil wieder raubte den uns die Zeichen verstaten.«²⁸⁹

Indem Lichtenberg dem Wort das Definitorische, also seine letztgültige Bestimmtheit, abspricht, spricht er der Sprache einen gewissen Spielraum zu, eine Offenheit und Unbestimmtheit hinsichtlich ihrer Bedeutung. Wörter sollten deshalb als ›neutrale‹ Bezeichnungen angesehen werden, als variable Größen und nicht als feststehende Definitionen oder Urteile. Die Auffassung von Wörtern als Definitionen kann dazu führen, daß sich die Bezeichnung einer Sache vor die eigentliche Sache schiebt und das Lesen der Anschauung weicht. Insofern Wörter als Definitionen betrachtet werden, können sie die gleiche hemmende und Passivität erzeugende Wirkung ausüben, die Lichtenberg für die Systeme konstatiert:

»Was Baco von der Schädlichkeit der Systeme sagt, könnte man von jedem Wort sagen. Viele Wörter, die ganze Klassen ausdrücken, oder alle Stufen einer ganzen Leiter, werden wie von einer Stufe als individua gebraucht. Das heißt die Wörter wieder indefinieren.«²⁹⁰

Angesichts dieser Auffassung wird Lichtenbergs Einschätzung von Hypothesen und Nomenklaturen verständlich: »Hypothesen sind Gutachten, Nomenklaturen sind Mandate.«²⁹¹ Während Hypothesen bereits Urteile über die untersuchten Gegenstände enthalten, sollen Nomenklaturen, mit denen vor allem Fachtermini gemeint sind, lediglich Benennungen und *Stellvertreter* der ihnen anvertrauten Begriffe sein. Das Augenmerk darf sich nicht auf das Wort, sondern sollte sich vielmehr auf die durch das Wort bezeichnete Sache richten, denn: »Das Wort kann doch nicht alles enthalten und also muß ich doch die Sache noch besonders kennen lernen.«²⁹²

Um zu vermeiden, daß die Sprache die eigene Anschauung be- oder gar verhindert, indem die Bedeutungen der Wörter als definitorisch angenommen und mit der bezeichneten Sache gleichgesetzt werden, ist es nach Lichtenberg sogar besser, wenn man die Bedeutung des Wortes erst gar nicht versteht: »Hätte man für die ganze Chemie hebräische Namen oder arabische wie Alkali pp, so würde man am besten dabei fahren je weniger man von den Namen versteht.«²⁹³ Durch das Nicht-Verstehen der Wörter wird der Blick auf die Sache gelenkt, denn, um die Bedeutung der Wörter zu verstehen, muß

289 Aus: K_I19.

290 C_I278.

291 Aus: K_I20. Vgl. hierzu K_I21, J_{II}1673, 1686, 1691.

292 Aus: K_I19.

293 Aus: K_I19.

notwendigerweise das erkundet werden, was sie bezeichnen: Das Wort ist lediglich ein Stellvertreter für die von ihm bezeichnete Sache, an sich zunächst unbedeutend und nur bedeutend als zeichenhafter Verweis auf die Sache. Wenn das Bewußtsein dafür vorausgesetzt werden kann, daß das Wort nicht dem Wesen der Sache entspricht, dann ist das Wort das beste, »das jedermann gleich versteht. Also sei man ja behutsam mit der Wegwerfung allgemein verstandener Wörter, und man werfe sie nicht deswegen weg weil sie einen falschen Begriff von der Sache gäben! Denn einmal ist es nicht wahr, daß es mir einen falschen Begriff gibt, weil ich ja weiß und voraussetze, daß das Wort diene die Sache zu unterscheiden, und für das andere, so will ich aus dem Wort das Wesen der Sache nicht kennen lernen.«²⁹⁴

Die Sprache kann zum Hindernis werden und in die Irre leiten, wenn statt der Sache die sie bezeichnenden Sprachzeichen betrachtet werden. Aus dieser Einschätzung der Sprache ergibt sich als Konsequenz, daß die Wörter eben deshalb niemals die Sache ersetzen können, weil sie jener *nicht vollständig* entsprechen und deshalb die Sache *nicht adäquat* ausdrücken. Der tiefere Grund für diese Unzulänglichkeit der Sprache zeigt sich, wenn das Sprachsystem mit der menschlichen Erkenntnis verglichen wird. Lichtenbergs erkenntnistheoretische Überlegungen führen zu einer gesteigerten, ja radikalen Subjektivierung des Erkenntnisprozesses, die aus der Ansicht resultiert, daß der Mensch als erkennendes Subjekt unfähig sei, äußere Gegenstände als solche zu erkennen, da er *eigentlich* immer nur sich selbst sehe und es ihm unmöglich sei, aus sich herauszugehen.²⁹⁵ Die menschliche Sinnlichkeit zeichne sich allerdings dadurch aus, daß durch sie wahrgenommene Gegenstände vom wahrnehmenden Subjekt als räumlich von ihm getrennt aufgefaßt werden. Die aus dieser Auffassung resultierende Meinung des Menschen, daß »Dinge außer ihm« existieren, findet ihren Niederschlag in der Sprache. Die Sprache »zerhackt« das Zusammenhängende, das organische Ganze des menschlichen Seins auf eine artifizielle Art und Weise und spiegelt dadurch die »falsche« Philosophie wider, die nicht nur zwischen Menschen und »Dingen außer ihm« unterscheidet, sondern auch das menschliche Ganze teilt:

»Ich und mich. Ich fühle mich – sind zwei Gegenstände. Unsere falsche Philosophie ist der ganzen Sprache einverleibt; wir können so zu sagen nicht *raisonnieren*, ohne falsch zu *raisonnieren*.«²⁹⁶

Der sprachliche Ausdruck entspricht nicht dem synthetisch Verbundenen, das die menschliche Empfindung kennzeichnet. So wenig wie gleichzeitig empfangene sinnliche Eindrücke entsprechend sprachlich wiedergegeben werden

294 Aus: K_I19.

295 Vgl. beispielsweise: »Wenn wir glauben, wir sähen Gegenstände, so sehen wir bloß uns. wir können von nichts in der Welt etwas eigentlich erkennen, als uns selbst, und die Veränderungen, die in uns vorgehen.« (aus: H_{II}151).

296 Aus: H_{II}146. Vgl. J_I404.

können, so wenig können die Gedanken in dem Zustand, wie sie im Geist vorliegen, ausgedrückt werden. Dieses Problem, innere Gefühle und Gedanken aufzuspalten und sprachlich zu strukturieren, zu dem die Verbalisierung unweigerlich führt, soll die sprachliche Äußerung einen gewissen Grad an Verständlichkeit erreichen, beklagt Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag:

»Ich habe überhaupt sehr viel gedacht, das weiß ich, viel mehr als ich gelesen habe, es ist mir daher sehr viel von dem unbekannt, was die Welt weiß, und daher irre ich mich oft, wenn ich mich in die Welt mische, und dieses macht mich schüchtern. Könnte ich das alles was ich zusammengedacht habe so sagen, wie es in mir ist, nicht getrennt, da möchte sich manches nicht zum besten ausnehmen, so würde es gewiß den Beifall der Welt erhalten.«²⁹⁷

In dieser Hinsicht besteht eine *Kluft* zwischen den philosophischen Einsichten und den sprachlichen Gegebenheiten. Lichtenberg faßt die Sprache auf als eine eigene, aber »falsche« Philosophie, die bestimmten Regeln wie Deklinationen und Konjugationen folgt – im Gegensatz zur »wahren« Philosophie, die die »falsche« Philosophie der Sprache als Ausdrucksmittel benötigt, jedoch um die »wahren« Bedingungen der Erkenntnis weiß und dieselben aufzudecken sucht, um der »falschen« Philosophie, die die Sprache vermittelt, korrigierend entgegenzuwirken:

»Man bedenkt nicht, daß Sprechen, ohne Rücksicht von was, eine Philosophie ist. Jeder, der Deutsch spricht, ist ein Volksphilosoph, und unsere Universitätsphilosophie besteht in Einschränkungen jener. Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs, also die Berichtigung einer Philosophie, und zwar der allgemeinsten. Allein die gemeine Philosophie hat den Vorteil, daß sie im Besitz der Deklinationen und Konjugationen ist. Es wird also immer von uns wahre Philosophie mit der Sprache der falschen gelehrt. Wörter erklären hilft nichts; denn mit Wörterklärungen ändere ich ja die Pronomina und ihre Deklination noch nicht.«²⁹⁸

Diese Kluft zwischen »wahrer« Philosophie und Sprache kann nicht aufgehoben werden, da die vollständige Übertragung der Subjektivität des Erkennens zugleich den Verlust der Funktion der Sprache als Mittel intersubjektiver Kommunikation bedeuten würde. Alles, was erreicht werden kann, ist das *Wissen um den Betrug durch die Sprache*, der mit seiner Entlarvung als solcher gleichzeitig entschärft wird. Zugleich ist dieses Wissen um die »falsche« Philosophie der Sprache Ausdruck des »höheren Geistes« des Menschen:

»Unsere Sprache darf aber in diesem Stücke nicht philosophisch sein, so wenig als sie in Rücksicht auf das Weltgebäude kopernikanisch sein darf. Aus nichts leuchtet, glaube ich, des Menschen höherer Geist so stark hervor, als daraus, daß er sogar den Betrug ausfindig zu machen weiß, den ihm gleichsam die Natur spielen wollte. Nur bleibt die Frage übrig: wer hat Recht, der, welcher glaubt, er werde betrogen, oder der es nicht glaubt? Unstreitig hat der Recht, der glaubt, er werde nicht betrogen. Aber das glauben auch beide Parteien nicht, daß sie betrogen werden. Sobald ich es

297 Aus: J,640.

298 Aus: H_{II}146.

weiß, so ist es kein Betrug mehr. Die Erfindung der Sprache ist vor der Philosophie hergegangen, und das ist es, was die Philosophie erschwert, zumal wenn man sie andern verständlich machen will, die nicht viel selbst denken. Die Philosophie ist, wenn sie spricht, immer genötigt, die Sprache der Unphilosophie zu reden.«²⁹⁹

Diese Kluft, die zwischen Sprache und Denken besteht, artikuliert Lichtenberg auch in seinen Vorlesungen, und zwar verbunden mit dem Wunsch nach einer Sprache, die Denkfehler und Irrtümer als Verstöße gegen ihr Regelsystem registriert:

»Man kan auch sagen 2 mal 2 ist 5, *aussprechen* sollte man sagen, aber nie kan er es dencken. Ich habe daher schon oft gewünscht, daß es eine Sprache geben mögte worin man eine Falschheit gar nicht dagen könnte, oder wo wenigstens jeder Schnitzer gegen die Wahrheit auch ein Grammaticalischer wäre.«³⁰⁰

Da eine derartige Sprache jedoch Utopie zu bleiben scheint, ist das letztendliche *Ziel der sprachphilosophischen Überlegungen Lichtenbergs* vielmehr, das Bewußtsein für die Diskrepanz zwischen den Erkenntnissen der ›wahren‹ Philosophie und ihrem Ausdruck in der ›falschen‹ Philosophie der Sprache zu wecken. Die Einsicht in die Unzulänglichkeit des menschlichen Seins entspricht gerade Lichtenbergs Idealvorstellung vom Erkenntnisfortschritt: »Weiser werden heißt immer mehr und mehr die Fehler kennen lernen, denen dieses Instrument, womit wir empfinden und urteilen, unterworfen sein kann.«³⁰¹

Nicht in einer mangelnden Sprachbeherrschung, sondern in den Mängeln der Sprache selbst ist also nach Lichtenbergs Auffassung der Grund für die weitgehende Unmöglichkeit einer in seinem Sinne adäquaten Wiedergabe der Wahrnehmungen und Gedanken durch sprachliche Zeichen zu suchen. Die innere Verflechtung der Gedanken und Empfindungen kann nicht, oder wenn, dann nur unter Hinnahme von Verlusten hinsichtlich der Verständlichkeit, in die sukzessive Ordnung des Sprachsystems übertragen werden. Zwischen der sinnlichen Empfindung und den sprachlichen Zeichen besteht eine Inhomogenität, wie sie beim Versuch, musikalische Ereignisse zu verbalisieren, offensichtlich wird:

»Eine Empfindung, die mit Worten ausgedrückt wird, ist allzeit wie Musik die ich mit Worten beschreibe, die Ausdrücke sind der Sache nicht homogen genug.«³⁰²

Daß Lichtenbergs Unfähigkeit, Musik in Worte zu fassen, nicht aus einem mangelnden Musikverständnis herrührt, zeigt folgende Bemerkung Eduard Hanslicks, der den Vergleich zwischen Musik und Sprache 1854 in seiner berühmten musikästhetischen Schrift »Vom Musikalisch-Schönen« in ähnli-

299 Aus: H_{II}151.

300 Lichtenberg/Joost 1988, S. 142.

301 Aus: A_I137. Vgl. dazu auch folgende Bemerkung, die an Sokrates' berühmtes »Ich weiß, daß ich nichts weiß« erinnert: »Bei den vernünftigsten Weltweisen nimmt die Überzeugung von ihrer Unwissenheit zugleich mit ihrem Wachstum an Erkenntnis zu.« (Aus: F₄62).

302 A₁62.

cher Weise thematisiert: »In der Musik ist Sinn und Folge, aber musikalische; sie ist eine Sprache, die wir sprechen und verstehen, jedoch zu übersetzen nicht im Stande sind.«³⁰³ Der Grund für das Scheitern der Transformation musikalischer Ereignisse in Sprachzeichen liegt in der prinzipiellen Verschiedenheit von Sinn und Folge der Musik und Sinn und Folge der Sprache. Beide Zeichensysteme sind nicht kompatibel miteinander: Sprachliche Ausdrücke entsprechen nicht den musikalischen Ausdrucksmöglichkeiten.³⁰⁴

*Lavaters Sprachkritik: Physiognomischer Ausdruck
als irdische Antizipation himmlischer Sprache*

Die Einsicht in die prinzipielle Unzulänglichkeit der Sprache im Hinblick auf den Ausdruck von sinnlich Wahrgenommenem, Empfundem und Gedachten regt die Gelehrten-Köpfe des 18. Jahrhunderts zu Entwürfen sprachlicher Instrumentarien an, die einen den erkenntnistheoretischen Ansichten und den menschlichen Empfindungen gemäßen Ausdruck gewährleisten sollten: Die ›falsche‹ Philosophie der Sprache sollte einer der ›wahren‹ Philosophie angemessenen Ausdrucksform weichen.

Die Unzulänglichkeit der Sprache im Hinblick auf den Ausdruck von Empfindungen bedenkend, hält etwa Lavater für undenkbar, daß die konventionelle, irdische Form der Sprache in ihrer Unvollkommenheit auch in himmlischen Sphären Ausdrucksmittel der Empfindung und der Gedanken sein soll:

»Willkürliche Töne, die mit dem, was sie vorstellen, in keiner natürlichen unmittelbaren Verbindung stehen, scheinen offenbar ein so unvollkommenes zufälliges, unbestimmtes Mittel zu seyn, unsere Gedanken und Empfindungen auszudrücken, daß ich mir schlechterdings nicht vorstellen kann, daß diese in jenem Lande der Wahrheit noch sollten Statt haben können.«³⁰⁵

303 Hanslick, S. 78.

304 Hanslick äußert sich zum Gegensatz von Sprache und Musik folgendermaßen: »Der wesentliche Grundunterschied besteht aber darin, daß in der Sprache der Ton nur Mittel zum Zweck eines diesem Mittel ganz fremden Auszudrückenden ist, während in der Musik der Ton als Selbstzweck auftritt. [...] Der Schwerpunkt des Wesens liegt also ganz wo anders bei der Sprache und bei der Musik, und um diesen Schwerpunkt gruppieren sich alle übrigen Eigenthümlichkeiten. Alle specifisch musikalischen Gesetze werden sich um die selbständige Bedeutung und Schönheit der Töne drehen, alle sprachlichen Gesetze um die correcte Verwendung des Lautes zum Zweck des Ausdrucks.« (Hanslick, S. 99). Hanslick gelangt hier zu der Erkenntnis, daß der Ton als Instrument sprachlichen Ausdrucks fungiert, wobei jedoch eine prinzipielle Diskrepanz zwischen dem Auszudrückenden und dem Ton besteht. Der Ton wird hierbei als sinnlicher Reiz aufgefaßt, wohingegen in der Sprache alles Klangliche dem Gedanken untergeordnet ist. Demgegenüber erscheint vielleicht der symphonische Zusammenklang der Töne als Möglichkeit, Empfindungen ungetrennt zu äußern.

305 Lavater, Aussichten, S. 101 f.

Als wesentliche Mängel unserer Sprache faßt Lavater hier die fehlende Unmittelbarkeit und Bezugslosigkeit des Ausdrucks zum Auszudrückenden sowie die Arbitrarität der Zeichenrelation auf. Ein weiteres Indiz für die Unangemessenheit des ›wort-sprachlichen‹ Ausdrucks stellt für ihn die Sukzessivität der sprachlichen Äußerungsform – gegenüber der Simultaneität sinnlicher Empfindungen – dar:

»Jede, auch die vollkommenste Wortsprache der Erde, (es sey dann, daß man das musicalische Concert eine solche nennen wollte,) hat die sehr wesentliche Unvollkommenheit – daß sie nur successiv ist; wie die Bilder- und Zeichensprache für das Aug nur momentan. Die Sprache des Himmels, soll sie vollkommen seyn, muß succeßiv und momentan zugleich seyn; das ist, sie muß einen ganzen gleichzeitigen Haufen von Bildern, Gedanken, Empfindungen wie ein Gemälde zugleich und auf einmal, und demnach die succeßiven mit der größten und wahrhaftesten Schnelligkeit darstellen. Sie muß Gemälde und Sprache zugleich seyn.«³⁰⁶

Die Sprache, die menschliche Empfindungen unmittelbar und damit wahrhaftig wiederzugeben vermögen soll, muß Lavater zufolge physiognomische, pantomimische und musikalische Ausdrucksmöglichkeiten einbeziehen.³⁰⁷ Um Lavaters Zielvorstellung von einer ungetrübten, kristallklaren Kommunikation zu verwirklichen, müßte sich der Mensch in einen multifunktionellen Zeichen wahrnehmenden und signalisierenden ›Apparat‹ verwandeln:

»das Ohr [wird, U.F.] einst darinn dem Auge ähnlich seyn [...], daß es gleichzeitige Verschiedenheiten zugleich und mit unterscheidender Genauigkeit wahrnehmen kann, so ist sehr wahrscheinlich, daß es auch der Zunge oder den verschiedenen Werkzeugen der Sprache möglich seyn wird. Jeder Nerv, jeder Muskel könnte fähig seyn, einen besondern Ton hervorzubringen.«³⁰⁸

Lavaters sprachkritische Überlegungen, in denen er die Anschauung der physiognomischen Sprache als irdische Antizipation der himmlischen Sprache vertritt, sind als beispielhaft für die Blüten anzusehen, die die utopischen Sprachvorstellungen seiner Zeit treiben,³⁰⁹ und stehen mit ihren illusionistisch-fiktionären Zügen im Kontrast zu Lichtenbergs nüchtern-pragmatischen Vorschlägen zur Überwindung der Kluft zwischen Ausdruck und Auszudrückendem.

306 Lavater, *Aussichten*, S. 106.

307 Vgl. Lavater, *Aussichten*, S. 108. Die Begründung des physiognomischen Zugs der vollkommenen himmlischen Kommunikation liegt für Lavater in der Gottesebenbildlichkeit Christi. Vgl. Riha/Zelle 1991, S. 122.

308 Lavater, *Aussichten*, S. 118f.

309 Mit seiner Utopie von der himmlischen Sprache übertrumpfte Lavater die empfindsamen Ideen von einer authentischen Herzensaussprache noch und bilde einen Gipfel innerhalb der gegen die irdischen, vor allem rhetorischen Verstellungskünstler gerichteten Forderungen der empfindsamen Strömung der Aufklärung nach Ehrlichkeit und Gefühlsausdruck, so Karl Riha und Carsten Zelle. Vgl. Riha/Zelle 1991, S. 122f.

Logische (Sprach-)Zeichensysteme: Leibniz' ›Universalsprache«

Eines der zentralen Probleme, um das die sprachtheoretische Diskussion des 18. Jahrhunderts kreist, ist die zwangsläufige Sukzessivität sprachlicher Elemente, die der Ordnung der Gedanken und Gefühle offensichtlich nicht entspricht. Darüber hinaus übt der sprachliche Ausdruck eine generalisierende Wirkung auf das Auszudrückende aus:

»Es ist ein ganz unvermeidlicher Fehler aller Sprachen daß sie nur genera von Begriffen ausdrücken, und selten das hinlänglich sagen was sie sagen wollen. Denn wenn wir unsere Wörter mit den Sachen vergleichen, so werden wir finden daß die letzteren in einer ganz andern Reihe fortfahren als die erstern.«³¹⁰

Während Lichtenberg zufolge bereits beim gedanklichen Erkenntnisprozeß eine Generalisierung des Wahrgenommenen insofern stattfindet, als letzteres unter dem Gesichtspunkt der Ähnlichkeit unter Kategorien, sprich Begriffe, eingeordnet wird, um die Abrufbarkeit des Erfahrenen als Erinnerung zu gewährleisten, schließt die Sprache die so gewonnenen Begriffe wiederum zu größeren Einheiten zusammen. Insofern verschärft sich der Gegensatz zu den natürlichen Gegebenheiten um ein weiteres, denn:

»Die Natur schafft keine genera und species, sie schafft individua und unsere Kurzsichtigkeit muß sich Ähnlichkeiten aufsuchen um vieles auf einmal behalten zu können. Diese Begriffe werden immer unrichtiger je größer die Geschlechter sind, die wir uns machen.«³¹¹

Von den assoziativen Brücken, die als tragendes Prinzip der Erkenntnis den verschachtelten Charakter des menschlichen Gedankensystems prägen, können in der Sprache nur sehr wenige adäquat dargestellt werden. Dieses komplexe Gedanken- und Empfindungsgeflecht geht bei seiner Transformation in die (artifizuell) begrenzten und darüber hinaus linear geordneten Einheiten der Sprache (Wörter) weitestgehend verloren. Sprachsystem und Gedankensystem verhalten sich in diesen Punkten ähnlich inkompatibel zueinander wie sprachlicher und musikalischer Ausdruck:

»Die Eigenschaften die wir an unserer Seele bemerken hängen so zusammen, daß sich wohl nicht leicht eine Grenze wird angeben lassen, die zwischen zweien wäre, die Wörter, womit wir sie ausdrücken, sind nicht so beschaffen, und zwei auf einander folgende und verwandte Eigenschaften werden durch Zeichen ausgedrückt, die uns keine Verwandtschaft zu erkennen geben.«³¹²

Bei seinen Überlegungen, wie jene verwandtschaftlichen Beziehungen sprachlich dargestellt werden könnten, stößt Lichtenberg auf die logische Sprache der Mathematik:

310 Aus: A₁118.

311 Aus: A₁17.

312 Aus: A₁118.

»Man sollte die Wörter philosophisch deklinieren können, das ist ihre Verwandtschaft von der Seite durch Veränderungen angeben können. In der Analysis nennt man einer Linie a unbestimmtes Stück x , das andere nicht y wie im gemeinen Leben, sondern $a-x$. Daher hat die mathematische Sprache so große Vorzüge für der gemeinen.«³¹³

Diese Vorstellung von einer ›Mathematisierung‹ der Sprache korrespondiert mit Lichtenbergs Auffassung von den Worten als einer »Art von Buchstabenrechenkunst für die natürlichen Zeichen der Begriffe«³¹⁴ und geht zurück auf Gottfried Wilhelm Leibniz, der in seiner »Historia & commendatio characteristicae universalis quae simul sit ars inveniendi« das Modell einer »Characteristica Universalis«, einer »Universalsprache« skizziert. Nach Leibniz' Auffassung dienen die Sprachzeichen der Ökonomie des Denkens, indem sie gleichsam ›Kürzel‹ für Gedanken, Ideen oder Sachverhalte bilden und die Vorstellung der Einzeldinge ersparen. So beschreibt er anschaulich:

»Denn gleichwie man in großen Handelsstädten, auch im Spiel und sonst nicht allezeit Geld zahlt, sondern sich an dessen Statt der Zettel oder Marken bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedient, also tut auch der Verstand, zumal wenn er viel zu denken hat, mit den Bildnissen der Dinge, daß er nämlich Zeichen dafür braucht, damit er nicht nötig habe, die Sache jedesmal sooft sie vorkommt, von neuem zu bedenken. Daher begnügt er sich, wenn er sie einmal wohl gefaßt hernach oft, nicht nur in äußerlichen Reden, sondern auch in den Gedanken und im innerlichen Selbstgespräch das Wort an die Stelle der Sache zu setzen.«³¹⁵

Wie aber wirken die Zeichen auf das durch sie Bezeichnete? Indem die Zeichen bzw. Wörter Verschiedenes unter dem Aspekt der Ähnlichkeit zusammenfassen, ordnen sie die Vielfalt des Wahrgenommenen zu größeren, überschaubaren und leichter faßlichen Einheiten. Denn »gleichwie ein Rechenmeister, der keine Zahl schreiben wollte, deren Halt [Wert] er nicht zugleich bedächte und gleichsam an den Fingern abzählt, wie man die Uhr zählt, nimmer mit der Rechnung fertig werden würde, als würde man, wenn man im Reden und auch selbst im Denken kein Wort sprechen wollte, ohne sich ein eigentliches Bildnis von dessen Bedeutung zu machen, überaus langsam sprechen oder vielmehr verstummen müssen, auch den Lauf der Gedanken notwendig hemmen und also im Reden und Denken nicht weit kommen.«³¹⁶ Zeichen erleichtern also die Denktätigkeit und tragen zu ihrer Effizienz bei. Wie vor ihm bereits Hobbes vergleicht auch Leibniz die Wörter mit ›Rechenpfennigen‹, das Denken wird zum Operieren mit Zeichen:

»Daher braucht man oft die Worte als Ziffern oder als Rechenpfennige anstatt der Bildnisse und Sachen, bis man stufenweise zum Fazit schreitet und beim Vernunftschluß zur Sache selbst gelangt. Hieraus erscheint, ein wie Großes daran gelegen ist, daß die Worte als Vorbilder und gleichsam als Wechselzettel des Verstandes wohl gefaßt, wohl unterschieden, zulänglich, häufig, leichtfließend und angenehm sind.«³¹⁷

313 Aus: A₁118.

314 Aus: A₁103.

315 Leibniz/Pörksen, 6; UG, § 5.

316 Leibniz/Pörksen, 7; UG, § 6.

Ob ihres repräsentierenden Charakters geben die Zeichen nicht »die unendliche Komplexität des Ideenreiches«³¹⁸ wieder, sondern stellen lediglich eine Auswahl an bestimmten Ideen dar. Daß Zeichen Dinge bzw. Ideen ausdrücken können, beruht Leibniz zufolge auf einer Analogie zwischen der Struktur der Zeichen und der Struktur der Dinge bzw. Ideen.³¹⁹ Die Beziehung zwischen Zeichen und Gedanken prägt die gleiche prästabilisierte Harmonie, die auch Seele und Körper verbindet. Genauer gesagt, »besteht unter den Zeichen [Charakteren, U.F.], besonders wenn sie gut gewählt sind eine Beziehung oder Ordnung, die einer Ordnung in den Dingen entspricht«³²⁰. Daher basiert die abbildende Funktion der Zeichen auf einer *Isomorphie von Zeichenstruktur und Begriffsstruktur*. Hierbei strebt letztere an, der Struktur der Ideen isomorph zu sein. Logik und Kombinatorik werden hier zu fundamentalen Disziplinen. Denn weil die Ideen in logisch-kombinatorisch strukturierter Form erscheinen, müssen auch die Gedanken und Zeichen logisch-kombinatorische Struktur aufweisen.³²¹ Die Suche nach einem Zeichensystem, das diese Strukturen möglichst adäquat wiedergeben kann, führt Leibniz zu seinem Konzept einer »Characteristica universalis«, einer »Scientia generalis« sowie einer »Ars iudicandi«, mittels deren die Wahrheit einer Aussage durch Rechenoperationen überprüft werden soll, und einer »Ars inveniendi«, die den Gewinn neuer Erkenntnisse durch kombinatorische Methoden gewährleisten soll.³²² Da die natürlichen Sprachen die Interdependenzen zwischen den Dingen nachweislich unscharf und undeutlich ausdrücken, weil ihre Zeichen beispielsweise mehrdeutig sein können und die formalen Strukturen dem Bezeichneten nicht entsprechen, sieht Leibniz schließlich in der Übertragung mathematisch-logischer Ausdrucksweise, die seit jeher als ideale Sprache für die Darstellung logischer Beziehungen gilt, auf die Begriffssprache ein Mittel zur Überwindung des mangelhaften Ausdrucks.³²³

317 Leibniz/Pörksen, 7; UG, § 7.

318 Borsche (Hg.) 1996, S. 155.

319 Vgl. Leibniz/Gerhardt VII, 264; Quid sit Idea (III.).

320 Leibniz/Buchenau I, 19. Vgl. Leibniz/Gerhardt VII, 192; Dialogus: »Est aliqua relatio sive ordo in characteribus qui in rebus, inprimis si characteres sint bene inventi.«

321 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 155.

322 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 155. Hier zeigt sich das optimistische Weltverständnis der Rationalisten, die davon überzeugt waren, »daß die Wirklichkeit wegen ihrer begrifflich-atomistischen Struktur [...] prinzipiell mit Zeichen erfäßbar ist!« (Borsche (Hg.) 1996, S. 155).

323 Die Unterschiede zwischen der natürlichen Sprache und der Characteristica universalis faßt Heinekamp zusammen: »1. Die characteristic universalis ist ein instrumentum rationis. Die natürlichen Sprachen erfüllen mehrere und verschiedenartige Funktionen. 2. Die characteristic universalis ist ein künstliches Zeichensystem, d. h. die Zeichen sind auf Grund ihrer Adäquatheit vom Menschen bewußt gewählt. Die natürlichen Sprachen sind natürliche Zeichensysteme, d. h. der Mensch belegt infolge eines unbewußten Antriebs auf Grund von Ähnlichkeit

Mit Hilfe mathematischer Kalkülsprache soll die Struktur-Isomorphie zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem erreicht werden. Ein Beispiel für eine derartige Idealsprache ist die oben erwähnte Universalsprache. Sie sollte die eindeutige Zuordnung von Zeichen zu Grundbegriffen leisten sowie die interdependenten Beziehungen der Dinge bzw. Ideen darstellen:

»Et quanquam dudum egregii quidam Viri excogitaverint Linguam quandam seu Characteristicam Universalem, qua notiones atque res omnes pulchre ordinantur et cujus auxilio diversae nationes animi sensa communicare et quae scripsit alter in sua quisque lingua legere queat, nemo tamen aggressus est linguam sive Characteristicam, in qua simul ars inveniendi et judicandi contineretur, id est cujus notae sive characteres praestarent idem quod jotae arithmeticae in numeris et Algebraicae in magnitudinibus abstracte sumtis«³²⁴.

Bezeichnenderweise findet sich folgende Stelle, in der Leibniz die Hauptbegriffe des hier besprochenen Sprachmodells nennt, als Exzerpt unter den Aufzeichnungen Lichtenbergs:

»Cui studio cum intentius incumberem, incidi necessario in hanc contemplationem admirandam, quod scilicet excogitari posset quoddam Alphabetum cogitationum humanarum, et quod literarum hujus Alphabeti combinatione et vocabulorum ex ipsis factorum analysi omnia et inveniri et dijudicari possent.«³²⁵

Gegenstände mit Namen. [...] 3. Wer die Grundregeln der *characteristica* kennt, kann an den Zeichen selbst erkennen, was sie bedeuten. Die molekulare Struktur der komplexen Zeichen entspricht der molekularen Struktur der dargestellten Wirklichkeit. Im Gegensatz dazu haben die Menschen die Wörter nach ihren Interessen und Bedürfnissen gebildet. Deshalb ist den Wörtern im allgemeinen nicht anzusehen, was sie bedeuten. Die Bedeutung kann meistens nur durch einen Rekurs auf den Gebrauch und die Sprachgeschichte sichergestellt werden. Die Sprache ist kein genaues Abbild der Wirklichkeit. Bei der *characteristica universalis* stehen semantische Gesichtspunkte im Vordergrund, die natürlichen Sprachen sind vor allem durch Probleme der Pragmatik bestimmt. 4. Bei der *characteristica universalis* wird die Frage nach der Wahrheit und Falschheit durch die »Syntax« beantwortet. Bei den natürlichen Sprachen muß die Bedeutung der einzelnen Wörter berücksichtigt werden. [...] 5. Die *characteristica universalis* setzt voraus, daß alle Ideen in die sie konstituierenden Teile zerlegt sind. Insofern ist sie ein geschlossenes statisches System. Es kann in ihr nichts Neues auftreten. Die natürliche Sprache ist hingegen ein offenes dynamisches System. [...] Sie hat die Möglichkeit, sich trotz ihrer begrenzten Mittel einer unbegrenzten Fülle von verschiedenen Umständen und Situationen geschmeidig anzupassen.« (Heinekamp 1975, S. 279.).

324 Leibniz/Gerhardt VII, S. 184f.; *Charac. univ.*, XI. »Zwar haben schon seit langem vortreffliche Männer eine Art »Sprache« oder »allgemeine Charakteristik« ersonnen, in der sämtliche Begriffe und Dinge in gehörige Ordnung gebracht werden sollten, und mit deren Hülfe es den verschiedenen Nationen möglich sein sollte, sich ihre Gedanken mitzuteilen und schriftliche Aufzeichnungen in fremder Sprache in der eigenen zu lesen. Niemand aber hat bisher eine Sprache oder Charakteristik in Angriff genommen, die zugleich die Technik der Entdeckung neuer Sätze und ihrer Beurteilung umfaßte, deren Zeichen oder Charaktere somit dasselbe leisten, wie die arithmetischen Zeichen für die Zahlen, und die algebraischen für Größen überhaupt.« (Leibniz/Buchenau I, 30f.).

325 Leibniz/Gerhardt VII, 185; *Charac. univ.*, XI. Vgl. A₁12. »Bei meinen eifrigen

Die logische Formelsprache der Mathematik sollte es ermöglichen, die Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den zu bezeichnenden Dingen darzustellen und zudem mittels deduktiver Schlußfolgerungen zu neuen Urteilen zu führen.³²⁶ »Die Universalsprache sollte nicht nur ein Zeichensystem sämtlicher Begriffe, Dinge und Bezeichnungen sowie deren Verbindungen untereinander geben, sondern darüber hinaus so angelegt sein, daß sich mit ihrer Hilfe auch neue Sätze und Urteile aufgrund eines systematischen Verfahrens erschließen ließen«³²⁷, so Gockel. Leibniz' Ziel ist hier, »ein neues Alphabet des Denkens [...], d. h. ein Verzeichnis der höchsten Gattungen [...], aus deren Vereinigung dann die niederen Begriffe entstanden«³²⁸ zu konstituieren. Seine Forderung geht jedoch noch darüber hinaus, soll doch die »Characteristica universalis« die wirklichen und möglichen Relationen zwischen Gegenständen, Begriffen und Urteilen in einem offenem Zeichensystem darstellen, das niemals abgeschlossen werden kann, aber trotzdem in seinem jeweiligen Zeicheninventar immer stimmig ist.³²⁹

Problematisch an diesem Modell erscheint jedoch zum einen die ihm zugrundeliegende Annahme, daß es möglich sei, die Wirklichkeit in der Vielschichtigkeit ihrer Beziehungen in einem System fester Regeln zu formalisieren und damit kontrollierbar zu machen: Das Unerfaßbare wird hier faßlich, das Unermeßliche meßbar, Differenzierungen werden als System von Relationen und komplexe Zusammenhänge in Formeln erfaßt.³³⁰ Die Welt wird mathematisiert und zugleich in der Komplexität ihrer Zusammenhänge überschaubar. Andererseits darf jedoch bei allen Vorzügen der Universalsprache – wie etwa der hohe Grad an Exaktheit, der bei der Bestimmung der Begriff-Sache-Relation erreicht wird – und der Allgemeingültigkeit des sprachlichen Ausdrucks nicht übersehen werden, daß, obwohl auch hier Sprache als menschliches Werk gilt, zugleich jedoch die Ausschaltung der daraus resultierenden je individuell verschiedenen Imponderabilien für möglich erachtet wird. Sprache ist jedoch unweigerlich abhängig von der Intention des sprechenden Individuums. An der Nicht-Einbeziehung dieser Individualität in das sprachliche System scheitert schließlich Leibniz' Versuch, der darauf abzielt,

Bemühungen um dieses Problem gelangte ich dann mit innerer Notwendigkeit zu einer Betrachtung von erstaunlicher Tragweite: es müßte sich, meinte ich, eine Art Alphabet der menschlichen Gedanken ersinnen und durch die Verknüpfung der Buchstaben und die Analysis der Worte, die sich aus ihnen zusammensetzen, alles andere entdecken und beurteilen lassen.« (Leibniz/Buchenau I, 32).

326 Vgl. Leibniz: »De Synthesi et Analysisi universali seu Arte inveniendi et judicandi« (Leibniz/Gerhardt VII, 292–298) bzw. »Die Methoden der universellen Synthesis und Analysis« (Leibniz/Buchenau I, 39–50).

327 Gockel 1973, S. 100.

328 Leibniz/Buchenau I, 39. Vgl. Leibniz/Gerhardt VII, 292.

329 Vgl. Gockel 1973, S. 100. Vgl. Leibniz/Gerhardt VII, 184 bzw. Leibniz/Buchenau I, 31.

330 Vgl. Gockel 1973, S. 100.

die Kluft zwischen Zeichen und Bezeichnetem, die in der Individualität des Sprechenden gründet, durch ein logisches System aufzuheben, dem gerade jene Individualität entgegensteht.³³¹ Leibniz wußte selbst, daß seine theoretischen Vorstellungen von der perfekten Kalkülsprache nicht in die Praxis umsetzbar waren. Bleibt doch trotz aller Unvollkommenheiten die natürliche Sprache nach wie vor das Mittel, das das Denken ermöglicht, und sie bildet zugleich die Metasprache für die Kalkülsprachen. Sprache interessiert Leibniz daher nicht nur als komplexes und leistungsfähiges Zeichensystem,³³² sondern auch als natürliche Sprache als Spiegel des menschlichen Geistes, denn: Wie die Monade das Universum spiegelt, den Makrokosmos also als Mikrokosmos abbildet, so spiegelt die Sprache den Verstand und – in der Konsequenz – das Weltbild des Sprechenden wider. So glaubt Leibniz, »daß die Sprachen der beste Spiegel des menschlichen Geistes sind und daß eine exakte Analyse der Bedeutung der Wörter mehr als alles andere die Tätigkeitsweise des Verstandes erkennen läßt.«³³³ Leibniz zufolge nimmt die Sprache darüber hinaus eine zentrale Funktion im Erkenntnisprozeß ein, indem sowohl der *Grad der individuellen Erkenntnis* als auch der *überhaupt erreichbare Erkenntnisgrad* direkt durch die Sprache bedingt werden: Das Weltbild einer Sprachgemeinschaft ist somit eng an deren Sprache gekoppelt.³³⁴

Lichtenbergs Alternative zu Leibniz' Sprachmodell

Leibniz' Sprachmodell kann als Repräsentant für eine Denkrichtung der sprachtheoretischen Reflexionen Lichtenbergs angesehen werden, in deren Mittelpunkt das Verhältnis von Bezeichnendem und Bezeichnetem steht. Lichtenberg bezieht besonders Leibniz' Gedanken vom mathematischen Kalkül als Grundlage der Begriffssprache in seine Überlegungen ein. Bei aller Ernsthaftigkeit der Reflexionen über exaktere Ausdrucksmöglichkeiten mittels der logischen Formelsprache der Mathematik kann er jedoch nicht umhin, gerade jene Mathematisierung der Sprache zu parodieren. So findet sich folgende Persiflage auf den Versuch Tobias Mayers, der sich darum bemühte, auch kleinste Farbnuancen mit Hilfe der Buchstaben b, g und r plus verschiedener Exponenten präzise zu differenzieren: »Er erschrak und seine Gesichts-Farbe, die sehr viel Olivenfarbenes hatte, ging aus $b^1g^6r^1$ in b^1g^7 über.«³³⁵

331 Vgl. Gockel 1973, S. 100.

332 Vgl. Heinekamp 1992, S. 321.

333 Leibniz/Engelhardt, III/2; NE, III, 7, § 6.

334 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 159. Gerade diese zuletztgenannte Auffassung von Sprache als Spiegel der geistigen Verfassung wird später bei der Diskussion von Lichtenberg »Physiognomik des Stils«, die er als Gegenkonzept zu Lavaters Physiognomik entworfen hat, bedeutsam werden.

335 D₃71. Vgl. »Farben von Gesichtern und Kleidern mit $r^5g^2b^5$ nach Mayern und Lambert anzuzeigen. Omai z. E.« (F₁733). Über die Gesichtsfarbe des Südsee-Insulaners Omai, den Lichtenberg in London kennenlernte, erwähnt er bereits in

Wie Leibniz bereits selbst erkannt hatte, so kommt auch Lichtenberg zu der Einsicht, daß der Unzulänglichkeit der Sprache *nicht* durch die Einführung eines völlig neuen, auf logischen Formeln basierenden Sprachsystem abgeholfen werden kann. Vielmehr meint auch Lichtenberg, daß der Ausdruck der verwandtschaftlichen Beziehungen der Dinge mit den Mitteln der natürlichen Sprache erreicht werden müsse. Als Korrektiv zu seinen Erwägungen hinsichtlich einer mathematischen Universalsprache im Sinne Leibniz' muß deshalb folgende Bemerkung Lichtenbergs aufgefaßt werden:

»Eine Sprache, die allemal die Verwandtschaft der Dinge zugleich ausdrückt, wäre für den Staat nützlicher als Leibniz' Charakteristik. Ich meine solche wie zum Ex. Seelsorger statt Prediger, Dummkopf statt Stutzer, Wassertrinker statt Anakreontischer Dichter.«³³⁶

Lichtenberg beabsichtigt, eine exakte Charakterisierung des Bezeichneten mit konventionellen sprachlichen Mittel zu erreichen. Die Reihe der genannten Begriffe entspricht dabei genau seiner Forderung, zusammen mit der Bedeutung eines Begriffes zugleich die »Verwandtschaft der Dinge« untereinander auszudrücken. Der Begriff wird zur Definition, indem er die Charakterisierung der Tätigkeit des Bezeichneten enthält. Diese Charakterisierung ist jedoch bedingt von der Intention des sprechenden Individuums, die beispielsweise in der Gleichsetzung von »Wassertrinker« und »anakreontischem Dichter« satirisches Gepräge trägt. Das Sprachzeichen verweist so nicht nur definitorisch auf die Beziehung der Dinge, sondern zugleich und vor allem auf das subjektiv erkennende *Individuum*, dessen sprachlicher Kreativität es entsprungen ist. Ähnlich wie Leibniz, der sich mehr mit der Kombination der Charaktere als mit ihrer Nominierung befaßt hatte, interessiert sich auch Lichtenberg weniger für die Erfindung geeigneter neuer Sprachzeichen, sondern projiziert Leibniz' Idee von der Kombination der Zeichen auf die natürliche Sprache und legt deshalb den Schwerpunkt seiner Bemühungen auf die Kreation neuer Kombinationen der vorhandenen Sprachzeichen.

Seine Überlegungen führen ihn zu der Auffassung, daß gegenüber dem universellen Sprachmodell Leibniz' ein Sprachsystem zu favorisieren wäre, das fähig ist, mit herkömmlichen sprachlichen Mitteln die Abhängigkeit der Dinge untereinander darzustellen. Wahrheit und Exaktheit sprachlichen Ausdrucks zu erreichen, bildet das gemeinsame Ziel beider. Während jedoch Leibniz in seiner »Charakteristik« dieses Ziel durch die Ablösung des konventionellen Sprachzeichensystems durch ein vollkommen anders geartetes, abstrakt mathematisches Zeichensystem für realisierbar hält, stellt sich Lichtenberg die Aufgabe, wie unter Beibehaltung konventionellen Sprachmaterials Wahrheit und Exaktheit erlangt werden könnte.

D_{II}753: »Er sähe olivenfärbig aus, allein die Oliven die ich gesehen habe, sahen anders aus als Omai.« (D_{II}753). Zu Lichtenbergs Begegnung mit Omai vgl. RT_{II}25. 336 A₅₉.

*Böhmes Natursprachenlehre
als Gegenpol zu den logischen Formelsprachen*

In Lichtenbergs sprachkritischen Bemerkungen steht Leibniz' Universalsprache als ein Gegenpol die sogenannte »Natursprachenlehre« Jacob Böhmes gegenüber. In seinem Erstlingswerk »Aurora oder Morgenröte im Aufgang« von 1612, das Lichtenberg gelesen hat, findet sich die Ausgangsvorstellung Böhmes:

Die »Sprache der Natur [...] ist die Wurzel oder Mutter aller Sprachen, die in dieser Welt sind, und steht die ganze vollkommene Erkenntnis aller Dinge hierinnen. [...] Denn als Adam erstlich geredet hat, so hat er allen Kreaturen, nach ihren Qualitäten und instehenden Wirkungen, den Namen gegeben. Und ist eben die Sprache der ganzen Natur, aber es kann sie nicht ein jeder: denn es ist ein Geheimnis, Mysterium, welches mir von Gnaden Gottes ist mitgeteilt worden von dem Geiste, der Lust zu mir hat.«³³⁷

Böhme geht davon aus, daß Gott die Menschen mit einer *Wesenssprache* ausgestattet hat, durch deren Artikulation sich das verborgene Wesen der bezeichneten Dinge ausdrückt. Die Annahme von der Möglichkeit der natürlichen Wesenserkenntnis bedingt hierbei die Artikulationsfähigkeit des Menschen. Jenes natürliche Wesensverständnis des Menschen durch die Sprache sei jedoch mit dem Turmfall zu Babel verschwunden. Mit dem Aufkommen der vielen einzelnen Sprachen ginge der Verlust der Natursprache einher, wobei letztere jedoch verborgen und unerkannt in sämtlichen Sprachen präsent geblieben sei.³³⁸ Die Vorstellung Böhmes von der Wesenssprache des Menschen nimmt Lichtenberg auf, wenn das »vernünftige« Sprechen für ihn zugleich Ausdruck des Wesens und der Natur des sprechenden Menschens ist:

»Sinn ist Ordnung und Ordnung ist doch am Ende Übereinstimmung mit unserer Natur. Wenn wir vernünftig sprechen, sprechen wir nur immer unser Wesen und unsere Natur.«³³⁹

Gedanken, die Böhmes Natur- und Wesenssprache sehr nahe stehen, finden sich auch in den ebenfalls von Lichtenberg rezipierten »Elements of Criticism« von Henry Home of Kames, die zwischen 1762 und 1765 erschienen. Ein Aspekt, den Home im 18. Kapitel über die »Beauty of Language from a

337 Böhme, S. 170f.

338 Vgl. Gockel 1973, S. 101.

339 Aus: J,392. Allerdings ist Lichtenbergs Stellung hierzu gespalten: Einerseits plant er, Böhmes heftig umstrittene und geschmähte Schrift in einer Abhandlung zu verteidigen: »In einer Verteidigung von Jacob Böhm ließe sich viel Lehrreiches sagen. [...] Man lese die Schriften dieses Mannes und leugne hernach noch den inneren Sinn.« (Aus: D,173). Andererseits gesteht er jedoch die Unverständlichkeit der Ausführungen Böhmes ein: »Wenn man unverständlichen nonsensicalischen Dingen eine vernünftige Deutung geben will, so gerät man öfters auf gute Gedanken, auf diese Art kann Jacob Böhm's Buch manchem so nützlich sein, als das Buch der Natur.« (D,159). Vgl. auch F,215.

resemblance between Sound and Signification« erörtert,³⁴⁰ bezieht sich auf die Ähnlichkeiten zwischen lautsprachlichem Klang und semantischer Bedeutung eines Sprachzeichens. Diese onomatopoetische Qualität der Wörter, die im Sinne Böhmes der sprachliche Ausdruck des Wesens des bezeichneten Dinges sind, stellt Lichtenberg anhand einer Aufzählung von Beispielen aus der »Wörter-Welt«³⁴¹ heraus:

»Es donnert, heult, brüllt, zischt, pfeift, braust, saust, summet, brummet, rumpelt, quäkt, ächzt, singt, rappelt, prasselt, knallt, rasselt, knistert, klappert, knurret, poltert, winselt, wimmert, rauscht, murmelt, kracht, gluckset, röcheln, klinget, bläset, schnarcht, klatscht, lispeln, keuchen, es kocht, schreien, weinen, schluchzen, krächzen, stottern, lallen, girren, hauchen, klirren, blöken, wiehern, schnarren, scharren, sprudeln. Diese Wörter und noch andere, welche Töne ausdrücken, sind nicht bloße Zeichen, sondern eine Art Bilderschrift für das Ohr.«³⁴²

Wörter onomatopoetischer Qualität können insofern als Ausnahmen aufgefaßt werden, als durch die lautmalerischen Sprachelemente artikulatorischer Klang und semantischer Gehalt des Wortes als bedeutungsgleich erscheinen und somit eine Art »Wesensverwandtschaft« zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem hergestellt wird. Denn über den bloßen Verweischarakter der Wörter könnte ihnen jener Charakterzug des Definitorischen zuerkannt werden, den Lichtenberg den Wörtern in einer späten »Sudelbuch«-Eintragung³⁴³ abspricht. Sie erhalten gleichsam den Stellenwert eines natürlichen Zeichens, dessen Kennzeichen eben jene Wesensverwandtschaft zwischen Zeichen und dem von ihm Bezeichneten ist.

Lichtenberg zwischen Leibniz und Böhme:

Wirkliches Verstehen durch Rückkehr zur eigenen Anschauung

In dieser Problematik um die Divergenz von Zeichen und Bezeichnetem, von Wort und Sache stehen sich Leibniz' »Characteristica Universalis« und Böhmes Natursprache gegenüber. Sie bilden die beiden Pole, zwischen denen sich die sprachtheoretische und -kritische Reflexion Lichtenbergs bewegt. Die Aufhebung der Diskrepanz zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem verbindet als Ziel beide Sprachmodelle. Während Leibniz dies erreichen will durch die mathematisch-logische Kalkülsprache mit ihrem System fester Regeln, das sämtliche Beziehungen, die Sachen und Wörter unter- und miteinander eingehen können, erfassen soll, beruht Böhmes Natursprache auf der menschlichen Intuition der Wesenserkenntnis sowie auf dem sorgfältigen Horchen auf die verborgenen Qualitäten der artikulierten Sprache. Leibniz' Modell ist Ausdruck seines unbedingten Anspruchs auf die allgemeine Gültigkeit und Kon-

340 Vgl. Home, Elements, Bd. 2, S. 62–73 und Home/Meinhard, Bd. 2, S. 353–368.

341 J₁357.

342 A₁134.

343 Vgl. K₁19.

trollierbarkeit der Sprache als Zeichensystem. Dagegen erweist sich Böhmes Natursprache als Spiegel des Anspruchs des Menschen, der in der Erleuchtung die Erkenntnis und Erklärung der Sprache erhält.³⁴⁴

Lichtenberg verhält sich hinsichtlich beider Standpunkte letztendlich indifferent. Er erkennt, daß beide Konzepte praktisch nicht zu realisieren sind. Seine Sprachtheorie zielt deshalb vielmehr auf die Überwindung einseitiger Positionen ab, und zwar vor allem dadurch, daß der Blick vom Zeichen weg auf die bezeichnete Sache gelenkt werden soll – »man muß mehr sehen als sich sagen lassen«³⁴⁵. Die eigene sinnliche Anschauung soll im Vordergrund stehen – so wie sie vor der »Raserei« bewahrt, die darin besteht, daß die Ordnung unserer Begriffe mit der Ordnung der Dinge differiert, so gewährleistet sie und nur sie den Zusammenhang der Sprachzeichen mit dem durch dieselben Bezeichneten und damit die »Wahrheit« der Sprache. Das wirkliche Verstehen eines Wortes resultiert aus der eigenen Beobachtung der durch es bezeichneten Sache sowie aus der Aufmerksamkeit auf die Empfindung, auf das es sich bezieht. Mangel an eigener Anschauung und Abstraktion von der eigenen Empfindung hält Lichtenberg für den Grund der unvollkommenen, weil undurchsichtigen und nur *scheinbar* zusammenhängenden Sprache der Dichter seiner Zeit:

»Die Sprache der alten Dichter ist die Sprache der Natur schon in eine menschliche übersetzt, unsere Neuern sprechen die Sprache der Dichter unabhängig von Empfindung, daß heißt eine verrückte, was sie sagen hat scheinbaren Zusammenhang und ist oft zufälliger Weise richtig. Die Ursache ist, sie bilden sich nicht durch Beobachtung sondern durch Lesen, und man kann ja nicht verstehen wovon man keinen Begriff hat.«³⁴⁶

Deutlich wird hier der starke Einfluß, den die Sprache auf die »Denkungs-Art« ausübt: Die Verschiebung des Verhältnisses zwischen Zeichen und Bezeichnetem kann nicht nur die intersubjektive Kommunikation be- oder gar völlig verhindern und so die gesellschaftliche Isolation nach sich ziehen, sondern darüber hinaus auch dazu führen, daß man »sich selbst nicht mehr versteht«. Am Göttinger Antiquar Kunkel, mit dessen Biographie er sich beschäftigte, meint Lichtenberg diesen Vorgang zu beobachten:

»Er wußte wenigstens 10000 Wörter im Deutschen und konnte sie alle, in so fern es anging, deklinieren und konjugieren, aber wenigstens 8000 davon hatten sich in seinem Gehirn so von den eigentlichen Begriffen, die sie bezeichnen sollten, weggeschoben, daß sie öfters auf ganz andere zu liegen kamen oder daß sie doch über die Hälfte drüber oder drunter weg lagen, daher kamen die sonderbaren Vorstellungen von den Wissenschaften, wovon er doch täglich die Bücher unter Händen hatte. Manche Wörter waren bei ihm von einem abscheulichen Umfang daß sie nicht allein zwei drei Geschlechter, sondern jede Gattung und jedes Individuum besonders bezeichneten [...]. Kurz in einem Kopf, wo die Wörter nicht recht liegen, da ist eine

344 Vgl. Gockel 1973, S. 111.

345 Aus: E₁467.

346 Aus: E₂257.

ganz andere Denkungs-Art, ein anderes Jus naturae, andere Belleslettres, die ganze Haushaltung muß sich ändern, man wird Fremdling in seinem eigenen Vaterland und in der Welt.«³⁴⁷

›Sich selbst verstehen‹ ist ein Ausdruck, den Lichtenberg häufiger benutzt,³⁴⁸ und der als Leitsatz für sein eigenes Schreiben angesehen werden kann, dient er doch der Ökonomie der Wörter insofern, als Lichtenberg sich weiterer Erklärungen enthalten kann, wenn er »sich selbst versteht«: »Ich verstehe mich hier recht gut, und erkläre die Sache weiter nicht.«³⁴⁹ Voraussetzung dafür, daß man sich selbst versteht, ist ein reflektierter und reflektierender Umgang mit der Sprache, der bei dem Bemühen um die Erklärung der Wörter beginnt. So empfiehlt Lichtenberg, daß man sich »von jedem Wort [...] wenigstens einmal eine Erklärung gemacht haben [muß, U.F.], und keines brauchen, das man nicht versteht.«³⁵⁰ Hinzukommen muß schließlich noch die sorgfältige Ordnung der Wörter, die Haushaltung mit der Sprache:

»Also wollte ich allen jungen Leuten raten, alle neue Wörter fein zu ordnen und so wie die Mineralien in ihre Klassen zu bringen, damit man sie finden kann, wenn man darnach fragt oder sie selbst gebrauchen will. Dieses heißt Wörter-Ökonomie, und ist dem Verstand eben so einträglich, als die Geld-Ökonomie dem Beutel.«³⁵¹

Letztendlich führt dieses Ringen um wirkliches Verstehen der Wörter und um die Wahrheit des Ausdrucks wiederum zur eigenen Anschauung der Sachen, auf die jene sich beziehen, denn:

»Man muß zuweilen die Wörter wieder untersuchen, denn die Welt kann wegrücken, und die Wörter bleiben stehen. Also immer Sachen und keine Wörter! Denn sogar die Wörter unendlich, ewig, immer haben ja ihre Bedeutung verloren.«³⁵²

Anspruch auf Wahrheit der Sprache: Rolle der Metapher

Sprache soll vor allen Dingen *wahr* sein. Wahrheit aber meint nicht den ästhetischen Wohlklang, sondern die Adäquatheit des Zeichens im Hinblick auf die von ihm bezeichneten Sache. Vollkommene Übereinstimmung von sinnlicher Wahrnehmung und ihrem Ausdruck durch Sprache kann jedoch aufgrund der Inkompatibilität der Zeichensysteme und der Divergenz ihrer Ordnungen und Regeln niemals erreicht werden. Die Begrifflichkeit der Sprache kann daher immer nur eine ›Differential-Wahrheit‹ liefern und muß deshalb permanent anhand eigener Beobachtungen überprüft werden.

Sprache kann Wahrnehmungen und Empfindungen niemals adäquat wiedergeben, da ihre linear-sukzessive Ordnung nicht der Ordnung der Gedanken

347 Aus: B_I146.

348 Vgl. J_I715, K_{II}271, L_I192, L_I247, L_{II}710, L_{II}790, L_{II}806, L_{II}831, L_{II}840, L_{II}875.

349 J_I1008.

350 Aus: G_{II}206. Vgl. D_I267.

351 Aus: B_I146.

352 Aus: G_{II}68.

entspricht. Sprachliche Äußerungen besitzen für Lichtenberg den Charakter des Ungefähren. Denn so wie die allgemeine Struktur der Sprache die individuelle Empfindung niemals als vollständig individuell wiedergeben kann, so verhindert gerade die zwangsläufige Subjektivität des erkennenden Individuums hingegen auch die totale Objektivität sprachlichen Ausdrucks: »Die Menschen können nicht sagen, wie sich eine Sache zugetragen, sondern nur wie sie *meinen*, daß sie sich zugetragen hätte.«³⁵³

Diese Erkenntnis, daß sprachlicher Ausdruck die sinnlichen Eindrücke und die durch sie evozierten Vorstellungsbilder niemals adäquat darzustellen vermag, leitet Lichtenberg zu dem Schluß, daß Sprache genuin metaphorischen Charakter trägt. Sprache ist von ihrem ursprünglichen Wesen her *Metapher*, Übertragung von Bildern in artikulatorische Zeichen, denn: »Was sind aber unsere Gespräche und unsre Schriften anders als Beschreibungen von Bildchen auf unserer Retina oder falschen Bildchen in unserem Kopf?«³⁵⁴

Betrachtet man den gesamten Prozeß der Erkenntnis vom Nervenreiz bis zur sprachlichen Formulierung, so zeigt sich die doppelte Metaphorizität der Sprache: Die erste Metaphorisierung besteht darin, daß der Nervenreiz in ein Vorstellungsbild transformiert wird, die zweite Metaphorisierung erst ist die Formulierung des Vorstellungsbildes in einem artikulatorischen Lautbild.³⁵⁵ So differenziert Friedrich Nietzsche Lichtenbergs Erkenntnis vom metaphorischen Wesen der Sprache in seinem Aufsatz »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn« von 1873 unter den geänderten sprachtheoretischen Vorzeichen seiner Zeit und folgert:

»Die verschiedenen Sprachen, nebeneinandergestellt, zeigen, daß es bei den Worten nie auf die Wahrheit, nie auf einen adäquaten Ausdruck ankommt: denn sonst gäbe es nicht so viele Sprachen. Das »Ding an sich« (das würde eben die reine folgenlose Wahrheit sein) ist auch dem Sprachbildner ganz unfäßlich und ganz und gar nicht erstrebenswert. Er bezeichnet nur die Relationen der Dinge zu den Menschen und nimmt zu deren Ausdruck die kühnsten Metaphern zu Hilfe. Ein Nervenreiz, zuerst übertragen in ein Bild! Erste Metapher. Das Bild wird nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher. Und jedesmal vollständiges Überspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andre und neue.«³⁵⁶

Nietzsche konzentriert die Verbalisierung des Wahrgenommenen auf zwei Schritte, die beide Metaphorisierungsvorgänge darstellen und attestiert der Sprache anstelle von »Wahrheit«, also »Adäquatheit« einen relativierenden und metaphorischen Charakter – und konstatiert zugleich den Betrug des Menschen durch die Sprache, die den Anschein erweckt, die ›Dinge an sich‹ angemessen widerzuspiegeln. Im Grunde genommen ist sie jedoch gar nicht dazu in der Lage, mangelt es den Sprachzeichen doch an der Wesensverwandtschaft

353 C₁375, Hervorhebung von mir, U.F.

354 Aus: D₁448.

355 Vgl. Stingelin 1996, S. 105.

356 Nietzsche, Wahrheit, S. 312.

zu dem von ihnen Bezeichneten, die die unabdingliche Voraussetzung für die adäquate Wiedergabe der Dinge bildet:

»Wir glauben etwas von den Dingen selbst zu wissen, wenn wir von Bäumen, Farben, Schnee und Blumen reden, und besitzen doch nichts als Metaphern der Dinge, die den ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht entsprechen.«³⁵⁷

Metapher und (Ent-)Individualisierung der Sprache

Die Metaphorizität der Sprache gründet auf dem erkenntnistheoretischen Prinzip der ›Entindividualisierung‹,³⁵⁸ positiv ausgedrückt, auf der Generalisierung der Wörter im Zuge historischer Entwicklung:

»Jedes Wort wird sofort dadurch Begriff, daß es eben nicht für das einmalige ganz und gar individualisierte Urerlebnis, dem es sein Entstehen verdankt, etwa als Erinnerung dienen soll, sondern zugleich für zahllose, mehr oder weniger ähnliche, das heißt streng genommen niemals gleiche, also auf lauter ungleiche Fälle passen muß. [...] Das Übersehen des Individuellen und Wirklichen gibt uns den Begriff.«³⁵⁹

Erst die Subsumtion von einzelnen Wahrnehmungen unter Begriffe ermöglicht das Denken, indem die Mannigfaltigkeit des Wahrgenommenen unter dem Gesichtspunkt der Ähnlichkeit geordnet wird. Diese Begriffe werden versprachlicht, und Sprache ist insofern metaphorisch, als in den Sprachzeichen Unähnliches unter dem Aspekt der Ähnlichkeit zusammengeschlossen und somit durch Analogiebildung generalisiert wird. Jene begriffsbildende Fähigkeit des erkennenden Subjekts, Einzelnes unter dem Gesichtspunkt der Ähnlichkeit zusammenzuschließen, ist der *Witz*, der auf dem *Prinzip der Assoziation* basiert. Das Prinzip der Assoziation bildet die Grundlage des Prozesses menschlichen Verstehens, denn alle menschlichen Erkenntnisse beruhen auf der analogiebildenden Verbindung von Begriffen. Selbst die einfachsten und selbstverständlichsten begrifflichen Zuordnungen erscheinen erstaunenswert komplex, betrachtet man sie unter dem Gesichtspunkt ihrer ursprünglichen Entstehung:

»Was das Studium einer tiefen Philosophie so sehr erschwert, ist, daß man im gemeinen Leben eine Menge von Dingen für so natürlich und leicht hält, daß man glaubt, es wäre gar nicht möglich, daß es anders sein könnte; und doch muß man wissen, daß man solcher vermeintlichen Kleinigkeiten größte Wichtigkeit erst einsehen muß, um

357 Nietzsche, Wahrheit, S. 312f.

358 Denn, so auch Jung, »Erkennen und Benennen eines Gegenstandes sind miteinander verbunden [...]. Daher erscheint das Besondere der Sinneserfahrung, d. h. das von der Sinnlichkeit bemerkte Besondere eines Gegenstandes, das ›id quod interest‹ Herders, in der Sprache kraft des Verstandes als Bezeichnung. Mit der Bezeichnung aber wird das Besondere, das Individuelle zum Allgemeinen.« (Jung 1966, S. 36).

359 Nietzsche, Wahrheit, S. 313. Zur Bedeutung dieser Theorie von der ›Ur-Metapher‹ für die Wissenschaft vgl. Patterson 1982. Dort setzt der Verfasser Thomas Kuhns Paradigmen-Begriff in Beziehung zu Steven Peppers Begriff der »root metaphor« und zieht Lichtenbergs Werdegang als Beispiel für Peppers Theorie vom gemeinsamen metaphorischen Ursprung der Wissenschaft und der Metaphysik heran.

das eigentlich so genannte *Schwere* zu erklären. Wenn ich sage: *dieser Stein ist hart* – also erst den Begriff Stein, der mehreren Dingen zukommt, diesem Individuo beilege; alsdann von Härte rede, und nun gar das Hartsein mit dem Stein verbinde – so ist dieses ein solches Wunder von Operation, daß es eine Frage ist, ob bei Verfertigung manches Buches so viel angewandt wird.«³⁶⁰

Daß Assoziation und ihre zum Witz gesteigerte Ausformung die grundlegenden Prinzipien bilden, auf denen die Funktionsweise des menschlichen Verstandes basiert, artikuliert Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag:

»Aber sind das nicht Subtilitäten? braucht man das zu wissen? – Was das erste anbetrifft, so sind es keine Subtilitäten, denn gerade an diesen simplen Fällen müssen wir die Operationen des Verstandes kennen lernen. Wollen wir dieses erst bei dem Zusammengesetzten tun, so ist alle Mühe vergebens. Diese leichten Dinge schwer zu finden, verrät keine geringen Fortschritte in der Philosophie. – Was aber das andere anbetrifft, so antworte ich: *Nein!* man braucht es nicht zu wissen; aber man braucht auch kein Philosoph zu sein.«³⁶¹

Die sprachliche Form witziger assoziativer Verbindungen ist die Metapher: Im metaphorischen Ausdruck wird – wie in der erkenntnistheoretischen Kategorie des Begriffs – Unähnliches unter dem Gesichtspunkt der Ähnlichkeit verbunden. Lichtenberg und Nietzsche zufolge entspringt jeder sprachliche Ausdruck einer assoziativen Verbindung und verweist somit auf den historischen Zeitpunkt seiner Entstehung: »Unsere meisten Ausdrücke sind metaphorisch, es steckt in denselben die Philosophie unserer Vorfahren«³⁶².

Als eine Motivation für die Bildung metaphorischer Wendungen gilt das Fehlen eines entsprechenden ›verbum proprium‹: Wörter werden aus ihrem eigentlichen Kontext gerissen und umfunktioniert. Insofern stellen viele Metapher anfangs ›Hilfskonstruktionen‹ dar, die im Laufe der Zeit habitualisiert werden.³⁶³ Eine derartige Neukodifizierung von Wortzeichen bietet einen Ausweg aus der durch die Unzulänglichkeit der Sprache bedingten drohenden Sprachlosigkeit und birgt insofern innovatives Potential, als jene neuen Ausdrücke nicht nur neue Sprachspiele, sondern darüber hinaus neue Zugänge zur Welt eröffnen. Daher auch Lichtenbergs Bemerkung: »Katachresen. Vir gregis ipse caper. Mißbrauch aus Mangel eines bessern Worts, so sind unsere Metaphern meistens Katachresen.«³⁶⁴

Daß wir den metaphorischen Charakter der meisten sprachlichen Ausdrücke nicht mehr empfinden, liegt an dem Umstand, daß das Empfinden einer Metapher mit einer gewissen Ungewöhnlichkeit und einer Neuheit der Ver-

360 Aus: K_{II}65.

361 Aus: K_{II}65.

362 Aus: D_I515.

363 Plett nennt als Beispiele für derartige habitualisierte Katachresen »Tischbein« und »Fuß des Berges«. Vgl. Plett 1991, S. 70.

364 J_I410. Als Beispiel zitiert Lichtenberg hier die Formulierung aus der siebten Ekloge von Vergils »Bucolica«: »der Mann der Herde, ja der Bock«. Vgl. Klingner 1967, S. 112f.

bindung zweier Ausdrücke verbunden ist. Diese Ungewöhnlichkeit nutzt sich mit der Zeit ab. Der neue Ausdruck wird habitualisiert und verliert seinen offensichtlichen metaphorischen Charakter: »Unsere besten Ausdrücke werden veralten, schon manches Wort ist jetzt niedrig, was ehemals eine kühne Metapher war.«³⁶⁵ Die Ausdrücke veralten, wenn sie häufig benutzt werden: Sie nutzen sich ab, ihre ursprüngliche Bedeutungskraft geht verloren:

»Die Metaphern in unserer Sprache entstanden alle durch Witz, und jetzt gebraucht sie der Unwitzigste. [...] Die bilderreichste Sprache muß mit der Zeit das Bildliche verlieren, und bloß zu Zeichen erkalten, die den willkürlichen nahe kommen.«³⁶⁶

Diese Abnutzung des Ausdrucks resultiert vor allem aus der unmäßigen und vor allem unreflektierten Rezeption sprachlicher Gebilde, die ohne Bezug zur eigenen Erfahrung und Anschauung stattfindet. Wörter werden ohne die ursprünglich von ihnen bezeichnete Sache tradiert und aufgenommen. Die Kluft zwischen Wort und Sache vergrößert sich hierdurch derart, daß die Sache in den Hintergrund tritt und schließlich gänzlich entschwindet: Die sprachlichen Ausdrücke lösen sich von der ursprünglich durch sie bezeichneten Sache ab und schweben schlimmstenfalls als Abstrakta von dunkler Bedeutung im Raum oder, besser, in den Köpfen herum:

»Eine schädliche Folge des allzu vielen Lesens ist, daß sich die Bedeutung der Wörter abnutzt, die Gedanken werden nur so ohngefähr ausgedrückt. Der Ausdruck sitzt dem Gedanken nur los an. Ist das wahr?«³⁶⁷

Die Sprache verliert an Präzision und Genauigkeit: »Der Gedanke hat in dem Ausdruck noch zu viel Spielraum, ich habe mit dem Stockknopf hingewiesen, wo ich mit der Nadelspitze hätte hinweisen sollen.«³⁶⁸

*Individualisierung und Sensualisierung:
Renovation und Innovation der Sprache durch Metaphern*

Reflektierte Sprachbenutzung durch Überprüfung der Ausdrücke anhand der eigenen Anschauung und Empfindung gilt Lichtenberg als der beste Schutz vor der Verdunklung des Ausdrucks.³⁶⁹ Eigene Anschauung aber meint individuelle und subjektive Perspektive der Betrachtung und weckt über kurz oder lang zugleich das Bedürfnis nach einer Sprache, die eben jene Individualität und Subjektivität der Perspektive angemessen ausdrückt. Der Weg zu einer derartigen individuellen Ausdrucksweise, die zugleich eine Absage an veraltete und allgemein gängige Ausdrucksformen bedeutet und damit auch ein

365 Aus: D_I362.

366 Aus: G_{II}127.

367 E_I276. Die Frage am Ende dieses Eintrags weist auf Lichtenbergs Überzeugung hin, daß Erkenntnisgewinn vor allem durch Aufsetzen von Fragen erlangt wird und bildet zugleich die Frage, die die kritisch-skeptische Reflexion charakterisiert.

368 D_I96.

369 Vgl. G_{II}206.

›Kampfmittel‹ gegen das Abrücken des Ausdrucks von dem eigentlich Ausdrückenden bildet, führt nach Lichtenbergs Auffassung über die *Erneuerung des Sprachstils*, denn:

»Es ist also gewissermaßen der Dauer eines Werks zuträglich wenn man etwas neu im Stil tut, doch so, daß die Nachahmung schwer ist, es kann nicht so leicht veralten.«³⁷⁰

Dem Bemühen um sprachliche Innovationen, das letztendlich auf die Abstimmung des sprachlichen Materials auf die eigenen Bedürfnisse und Sichtweise abzielt, dient vor allem die Metapher, deren renovierende Wirkung Lichtenberg unterstreicht:

»Wenn man ein altes Wort gebraucht, so geht es oft in den Kanal nach dem Verstand den das ABC-Buch gegraben hat, eine Metapher macht sich einen neuen, und schlägt oft grad durch. (Nutzen der Metaphern.)«³⁷¹

Damit erfüllt die Metapher eine Paradigma-ähnliche Funktion: Sie gräbt neue Kanäle, kombiniert einst unverbunden nebeneinander stehende Gedankenteile und ebnet so den Weg zu neuen Erkenntnissen.

Als beispielhaft für die erfolgreiche Anwendung neuer metaphorischer Verknüpfungen in Analogie zu den eigenen Vorstellungen faßt Lichtenberg das Werk William Shakespeares auf, denn

»Shakespear unterscheidet sich in seinen Ausdrücken häufig dadurch von allen übrigen Schriftstellern, daß er nicht so leicht Metaphern wählt, die im Gemeinleben rezipiert sind, [...] sondern lieber statt dessen ein besonderes [Bild,] aus eben der Sache hergeholtes wählt.«³⁷²

Jene Metaphernvielfalt läßt Shakespeares Texte zu einem schier unauflösliehen Geflecht aus Assoziationen und Konnotationen werden und erschwert so nicht nur die Nachahmung, sondern vor allem auch die Übersetzung der Werke Shakespeares, die im Grunde genommen auch nichts anderes ist als eine Art von Nachahmung:

»ihn gut zu übersetzen ist an vielen Stellen ganz unmöglich, wegen seiner an Neben-Ideen reichhaltigen Metaphern, wo der beste Übersetzer uns doch nur immer einige geben kann. Außer einer tiefen Kenntnis der englischen Sprache, die nur wenige Ausländer sich erwerben können, wird eine noch schwerer zu erreichende Kenntnis der Sitten des Volks erfordert.«³⁷³

370 Aus: D_I362.

371 F_I116.

372 A_I88.

373 Aus: D_I569.

Sprach- und subjektübergreifende Funktion der Metapher

Durch die Kreation neuer metaphorischer Ausdrücke erhält der jeweilige Text einen eigentümlichen, individuellen Charakter. Insofern akzentuiert die Metapher die individuelle und subjektive Perspektive ihres Verfassers und wirkt somit der generalisierenden Kraft der Versprachlichung entgegen. Darüber hinaus spricht Lichtenberg der Metapher eine innovative Sprengkraft zu, enthält sie doch nicht nur das vom Verfasser beabsichtigte Verweispotential, sondern kann in der je subjektiven Rezeption auf Gedanken, Ideen und Vorstellungen führen, die vom Verfasser bei der Formulierung nicht oder zumindest nicht bewußt intendiert worden waren, denn es »ist gar nicht zu leugnen, daß obgleich ein solcher Metaphern-Christ oft weniger sagt, als man erwartet, so sagt er aber auch dafür nicht selten mehr, als er selbst gedacht hat. Der Schriftsteller gibt der Metapher den Leib, aber der Leser die Seele.«³⁷⁴ Insofern kommt der Metapher die Wirkung eines »Finders« zu, unterstreicht sie doch nicht nur die subjektive Sichtweise ihres Verfassers, sondern erlaubt dem rezipierenden Subjekt eigene, andersgeartete Assoziationen zu ziehen und aktiviert somit zur eigenen Anschauung der Dinge: Texte sind für ihre Rezipienten keine »Lorgnette um dadurch und nach andern zu sehen«³⁷⁵, sondern vielmehr Spiegel, »um hinein nach euch«³⁷⁶ zu schauen.

Angesichts dieser gleichsam »ansteckenden« Wirkung ist die Metapher nicht nur Ausdruck der eigenen Gedanken und letztendlich der eigenen Anschauung, sondern provoziert als »Eindruck« zugleich den Leser zu eigenen, subjektiven Assoziationen, die bestenfalls wiederum zu neuen Metaphern führen. Aus diesem Blickwinkel erhalten die Bemühungen um eigene Sichtweise der Dinge und um eigene Sprache einen Stellenwert, der über den bloß auf das eigene subjektive Bedürfnis bezogenen Anspruch, die eigene subjektive Anschauung angemessen zu verbalisieren, hinausgeht: Die Metapher besitzt insofern eine sprach- und subjekt-übergreifende Funktion, als sie nicht nur auf die Erfahrung und Assoziationen ihres Verfassers verweist, sondern darüber hinaus das sie rezipierende Subjekt und dessen eigene Erfahrung einbezieht. Diese besondere Wirkung metaphorischen Ausdrucks verweist auf den Zug des Unergründlichen und Änigmatischen, der der Metapher anhaftet:

»Die Metapher ist weit klüger als ihr Verfasser und so sind es viele Dinge. Alles hat seine Tiefen. Wer Augen hat der sieht [alles] in allem.«³⁷⁷

374 Aus: F₁375.

375 Aus: D₁617.

376 Aus: D₁617.

377 F₁369. Auf den Umstand, daß diese Eigenschaft der Metapher zugleich sinnkonstituierende Wirkung besitzt, weist Manfred Frank, unter Berufung auf Jean-Paul Sartre, hin: »Die *Bedeutung* eines Satzes oder eines Textes ist in seiner Konformität mit dem Sprachgebrauch, wie ihn die Grammatik festlegt, »enthalten«; der *Sinn* dagegen ist [...] ein unbestimmter Bodensatz, eine Bodenhefe des Textes, die sinn-treibend in anderen Bewußtseinen (consciences) als denen des »ursprünglichen

Mit dieser Bemerkung Lichtenbergs korrespondiert ein anderer Eintrag, in dem es heißt: »Sobald man anfängt alles in allem zu sehen, so wird man gemeinlich dunkel im Ausdruck.«³⁷⁸ Um jene ›Verdunklung‹ des Ausdrucks zu vermeiden, muß deshalb wiederum sinnliche Anschauung und eigene Beobachtung der Verbalisierung und Metaphorisierung vorausgehen. Denn nur eigene Anschauung gewährleistet zum einen wirkliches Verständnis der Zusammenhänge zwischen Wort und Sache und garantiert zum anderen, daß selbständig kreierte Verbindungen in Form von Metaphern auf ›wahren‹ und damit verständlichen Zusammenhängen und einsichtigen Verknüpfungen basieren. Die Metapher eilt der eigenen Subjektivität zu Hilfe, indem sie den Sprachausdruck zu individualisieren vermag. Sie verleiht der Sprache ein individuelles Gepräge und verstärkt ihre Ausdruckskraft, indem sie sie vom Gewöhnlichen abhebt: Das Besondere wird stärker empfunden als das Alltägliche. Deshalb mahnt Lichtenberg:

»Schimpft nicht auf unsere Metaphern, es ist der einzige Weg, wenn starke Züge in einer Sprache zu verbleichen anfangen, sie wieder aufzufrischen und dem Ganzen Leben und Wärme zu geben. Es ist unglaublich wie viel unsere besten Wörter verloren haben, das Wort vernünftig hat fast sein ganzes Gepräge verloren, man weiß die Bedeutung aber man fühlt sie nicht mehr, wegen der Menge von vernünftigen Männern, die den Titel geführt haben, *unvernünftig* ist in seiner Art stärker.«³⁷⁹

Die belebende Wirkung, die die Metapher auf die Sprache ausübt, besteht vor allem in der erwähnten Eigenschaft metaphorischer Ausdrücke, ein großes, ja

Lesers‹ oder ›Verfassers‹ aufgeht und etwa in den Wörtern entdecken läßt, das weder das Wörterbuch noch die Grammatik noch der Autor noch die bisherigen Leser (allein) hineingelegt haben« (Frank 1990, S. 140. Vgl. Sartre/Sicard 1979, S. 25f.). Damit eröffnen sich insofern durch den poetischen Text und die Metapher als dessen Ausdrucksmittel über das Individuelle hinaus weisende Perspektiven, als das Individuelle einen umfassenderen, ja allgemeinen Charakter erhält, indem etwas gesagt wird, das der Verfasser nicht hat sagen wollen. Die Auffassung Sartres, daß das Lesen in dieser Hinsicht zu einem ›Abenteuer‹ wird, wie er sie im folgenden Gespräch mit Michel Sicard äußert, bildet zugleich den Grundgedanken der Rezeptionstheorie im Sinne Iser und Jauß: »[Sicard, U.F.] – N’y a-t-il pas un risque de dévoiement de l’œuvre par un public très éloigné du contexte dans lequel on a écrit au départ, surtout lorsque la diffusion est internationale? Lus par des Soviétiques ou des Japonais, par exemple, vos livres qui ne sont plus dans la même situation, ne peuvent-ils pas être utilisés à d’autres fins? [Sartre, U.F.] – A d’autres fins, je ne sais pas. Livrer un sens différent, certainement. Mais est-ce un risque? N’est-ce pas au contraire une *chance* pour l’œuvre, si elle donne malgré tout un sens en liaison avec les mots, bien que différent de *mon* sens? [...] je sais que ça donne quelque chose de différent de moi, qui sort du livre sans sortir de moi – je considère que c’est une chance, parce que ça veut dire que ce que je dis d’individuel sur moi prend un caractère plus large, presque universel, lorsque cela dit quelque chose que je n’ai pas voulu dire. C’est une aventure du livre – une bonne/belle aventure.« (Sartre/Sicard 1979, S. 27.). Vgl. Frank 1990, S. 141.

378 Aus: F₁148.

379 Aus: E₂274.

ein unendliches Potential von Merkmalen einer Sache zu enthalten. In dieser Hinsicht tritt das (Sprach-)Zeichen in den Hintergrund und die bezeichnete Sache rückt ins Zentrum der Betrachtung:

»Das Mittel eine Rede sinnlich zu machen, sagt Mendelssohn, besteht in der Wahl solcher Ausdrücke, die eine Menge von Merkmalen auf einmal in das Gedächtnis zurückbringen, um uns das Bezeichnete lebhafter empfinden zu lassen als das Zeichen.«³⁸⁰

Die Metapher besitzt die Kraft, abstrakte Begriffe zu verdeutlichen, indem sie sie versinnlicht. Diese Versinnlichung kann eine Wesensverwandtschaft zwischen dem Zeichen und dem von ihm Bezeichneten herstellen, die Abstrakta aus ihrer bloßen Zeichenfunktion erlösen und gleich den onomatopoetischen Wörtern zu Definitionen werden lassen:

»Wenn Plato sagt die Leidenschaften und die natürlichen Triebe seien die Flügel der Seele, so drückt er sich sehr sehr lehrreich aus, solche Vergleichen erläutern die Sache und sind gleichsam Übersetzung der schweren Begriffe eines Mannes in eine jedermann bekannte Sprache, wahrhafte Definitionen.«³⁸¹

Insofern die Metapher die Sprache versinnlicht, verstärkt sie die Empfindung: Der Blick richtet sich nicht auf das Zeichen, sondern wieder auf die bezeichnete Sache, und die Sprache nähert sich dadurch ihrem Ursprung in der natürlichen Sprache an, die ja durch jene Wesensverwandtschaft von Sache und Zeichen geprägt ist. Daher begreift Lichtenberg die metaphorische Sprache als »eine Art einer natürlichen Sprache, die man sich aus den willkürlichen aber bestimmten Wörtern baut. Deswegen gefällt sie so sehr.«³⁸² Mit dem rezeptionsbezogenen Moment des »Gefallens« spricht Lichtenberg hier die ornative Funktion der Metapher an, die sie neben ihrer kognitiven Funktion als »Provokateurin« synthetisierenden Denkens enthält.³⁸³ Daß metaphorische Wendungen »gefallen«, also das ästhetische Empfinden ihres Rezipienten in positiver Weise stimulieren, kann als Resultat ihrer Nähe zur Sinnlichkeit gesehen werden: Metaphorische Sprache zeichnet sich durch Bildlichkeit aus. Insofern in der Metapher Sehen und Sprechen, visuelle Anschauung und sprachlicher Ausdruck, Sinnlichkeit und Sprache konvergieren, nähert metaphorische Sprache sich den *Vorstellungsbildern* im Kopf sowie an die sinnliche Anschauung als dem Ursprung sprachlichen Ausdrucks an. Die Metapher wird in dieser Hinsicht zu einem fundamentalen Kriterium für die Ästhetizität von Texten. Mit seinem »Metaphern-Kult« rückt Lichtenberg einem seiner rezeptionsbezogenen Ideale, nämlich, das »Herz« seiner Leser für sich einzunehmen, so nahe wie möglich:

380 Aus: F₁183.

381 A₁120.

382 D₁468.

383 Vgl. Plett 1991, S. 70.

»Lehre mich dem Menschen in das Herz zu reden, ohne daß mein Ausdruck in dem brechenden Mittel seines Gesinnungs-Systems eine andere Richtung nimmt.«³⁸⁴

Dieses Ziel vollständig zu erreichen, erscheint allerdings schwierig, wenn nicht gar unmöglich, denn: »Ich kann nur die Oberfläche der Leute auf meine Seite bringen, ihr Herz erhält man nur mit ihrem sinnlichen Vergnügen, des bin ich so überzeugt als ich lebe.«³⁸⁵

Gewohnte ›Denkbahnen‹ durchbrechende Wirkungskraft, Renovation durch »Ent-Generalisierung« der Begriffe, Annäherung an die natürliche Sprache des Menschen, Merkmal ursprünglichen Ausdrucks – durch die Zuweisung aller dieser Charakteristika erhebt Lichtenberg die Metapher zu dem sprachlichen Mittel, das den Stil zu erneuern und ihm den Zug des Individuellen und Besonderen zu verleihen vermag. In jenem Bestreben nach Individualität und Besonderheit des Stils sowie nach Präzisierung des Ausdrucks besteht aber nach Lichtenberg gerade die Möglichkeit einer größtmöglichen Approximation der Sprache an die eigenen Gedanken und Vorstellungen, evoziert durch die selbständige Anschauung als Prämisse, die sowohl Anordnung der sprachlichen Einheiten als auch Auswahl der Wörter betrifft.

Lichtenbergs Ansichten im Kontext der rhetorischen Tradition

Mit seiner Auffassung von der prinzipiellen Unzulänglichkeit der Sprache und seinem Ideal von einer individuellen Sprache steht Lichtenberg der rhetorischen Tradition entgegen, wie sie etwa von Gottsched vertreten worden ist.³⁸⁶ Während die Rhetorik davon ausgeht, daß die Ursache für mangelnden Ausdruck nicht in der Sprache, sondern im Sprechenden liege, und daher durch Beachtung bestimmter Regeln zu beheben ist, findet Lichtenberg die Sprache selbst unzulänglich. Mit jener Erkenntnis vom unzureichenden sprachlichen Ausdruck steht Lichtenberg in totalem Kontrast zur Auffassung Johann Christoph Gottscheds, der 1730 in seinem »Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen« behauptet:

»Unsere Sprache ist an sich selbst reich genug. Wir könnten zur Noth andern Völkern eine Menge der besten Ausdrücken abtreten, und würden doch keinen Mangel leiden dürfen. Man kann auch alle Gedanken gar leicht mit üblichen und gewöhnlichen Redensarten zu verstehen geben, wenn man nur will, und fleißig die besten deutschen Scribenten gelesen hat.«³⁸⁷

Gerade die Verwendung von Redensarten zum Ausdruck der Gedanken, wie sie Gottsched empfiehlt, ist für Lichtenberg ein Zeichen für schlechten Stil und steht in diametralem Gegensatz zu seiner Auffassung von einer Individualisierung des Ausdrucks, denn:

384 Aus: D₁54.

385 F₁537.

386 Zu Lichtenbergs sprachtheoretischen Ansichten im Zusammenhang mit der rhetorischen Tradition vgl. Gockel 1973, S. 128–147.

387 Gottsched VI, 1, S. 299.

»Das was man wahr empfindet auch wahr auszudrücken, das heißt mit jenen kleinen Beglaubigungszügen der Selbstempfindung, macht eigentlich den großen Schriftsteller, die gemeinen bedienen sich immer der Redensarten, das immer Kleider vom Trödelmarkt sind.«³⁸⁸

Die zitierte Äußerung Gottscheds könnte als Ausdruck seiner felsenfesten Überzeugung von der Sprache als adäquatem Ausdrucksmittel der Gedanken interpretiert werden, ginge er nicht von einer anderen Fragestellung aus als Lichtenberg. Denn bei Gottsched steht nicht die Frage nach dem adäquaten und wahren Ausdruck der Gedanken im Mittelpunkt, sondern vielmehr die Art und Weise des Denkens, von der er die Verbalisierung der Gedanken ausschließlich abhängig macht:³⁸⁹

»Der Kopf muß erst recht in die Falten gerückt, von Unwissenheit, Irrthümern und Vorurtheilen befreiet, mit Wissenschaften, Liebe der Wahrheit und Erkenntniß des Guten erfüllt werden: so wird hernach die Feder schon von sich selbst folgen«³⁹⁰.

Die Denkungsart des Menschen wird bei Gottsched zum ausschlaggebenden Faktor für die menschliche Ausdrucksfähigkeit: Wissen und Wahrheitsliebe stellen hierbei die Garanten für die angemessene Wiedergabe der Gedanken dar.

Lichtenberg dagegen erkennt die unweigerliche Sprachgebundenheit der menschlichen Kommunikation und entdeckt bei der skeptischen Betrachtung der instrumentalisierten Sprache, daß der Grund für die häufige Unvollkommenheit des Ausdrucks eben nicht eigentlich beim Menschen selbst und in dessen fehlerhaftem Gebrauch der Sprache zu suchen ist, sondern daß dem Mißstand vielmehr eine prinzipielle Unzulänglichkeit des sprachlichen Zeichensystems zugrundeliegt. Diese grundsätzliche Unzulänglichkeit der Sprache führt er in ironischer Weise und in direkter Bezugnahme auf Gottscheds Theorie³⁹¹ vor, wobei hier die Sprachlosigkeit anschaulich in Gestalt der drei Gedankenstriche gegenübertritt:

»Zu hoch sind meine Empfindungen nun gestimmt als daß irrdische Worte – – – Nonsense der Entzückung Nonsense Nonsense Gedacht, gefühlt ist besser als gesprochen, Himmel gefühlt ist ausgedruckt Nonsense, Nonsense. Schweigt oder lernt besser Deutsch. Kein Deutsch für diese Empfindungen, kein Deutsch. Gottsched, was bist Du«³⁹².

388 J,555. Ähnlich bemerkt Hanslick über die Redensarten in der Musik: »Es liegt eine tiefsinnige Erkenntniß darin, daß man auch in Tonwerken von »Gedanken« spricht, und wie in der Rede unterscheidet da das geübte Urtheil leicht echte Gedanken von bloßen Redensarten.« (Hanslick, S. 78).

389 Vgl. Yamada 1988, S. 131 f.

390 Gottsched VI, 1, S. 421 f.

391 Am 30. März 1766 schlägt Lichtenberg in einem Brief an Johann Christian Kestner die Lektüre der »Critischen Dichtkunst« Gottscheds gar als eine Möglichkeit der Bestrafung vor: »Legen Sie mir auf was Sie wollen. Soll ich den Noah oder Gottscheds critische Dichtkunst [...] durchlesen? Gut ich will es thun und mir einen Attestat von dem Magister Kern mit Beylagen geben lassen, daß ich alles mit christlicher Gelassenheit gethan habe.« (Bw I, Nr. 4, S. 5.).

*Minderung der Unzulänglichkeit sprachlichen Ausdrucks
durch Individualisierung des Stils*

Um die Unzulänglichkeit des Ausdrucks zu mildern, genügt es nicht, Regeln aufzustellen, die generelle Gültigkeit besitzen. Vielmehr plädiert Lichtenberg für die Entwicklung eines eigenen, individuellen Stils. Lichtenberg geht es weniger um das *Objekt* der Darstellung, sein Ziel ist weniger die Persuasion des Adressaten. Ihm kommt es in erster Linie auf die adäquate Verbalisierung individuell-subjektiver Gedanken und Vorstellungen an sowie auf die Anregung des Rezipienten zu *eigener Anschauung*. Das bedeutet nicht, daß sich Lichtenberg keiner rhetorischen Stilmittel bedient. Er benutzt sie allerorten, doch mit einem anderen Ausgangspunkt, nämlich dem *des subjektiven Bedürfnisses nach Ausdruck der Gedanken*. Darüber hinaus steht bei Lichtenberg nicht die Persuasion des Lesers von der dargelegten *Sache* im Vordergrund: Selbst in seiner polemischen Streitschrift gegen die Physiognomik, die angereichert ist mit stilistischen Mittel der Überzeugung wie rhetorischen Fragen, betont er, daß seine Absicht nicht ist, seine Leser eine bestimmte Art der Physiognomik zu lehren. Vielmehr will er »in diesen traurigen Tagen der falschen Empfindsamkeit Beobachtungsgeist aufwecken, zu Selbsterkenntnis führen und den Künsten vorarbeiten«³⁹². Für die Annahme, daß es Lichtenberg nicht darauf ankommt, seine Leser zu überzeugen und sie eine bestimmte Auffassung zu lehren, spricht auch sein erkenntnistheoretisches Prinzip des Zweifels, das sich methodisch in seiner anti-systematischen Einstellung sowie sprachlich in der häufigen Benutzung konjunktivischer Konstruktionen widerspiegelt. Lichtenberg will nicht überzeugen, sondern in Frage stellen und zur Diskussion anregen. Seine Schriften sind keine systematischen »Lehrbücher« im konventionellen Sinne, sondern animieren im besonderen Sinne zur *kritischen* Auseinandersetzung mit den vorgestellten Gedanken.

Dazu, wie sich seine Vorstellung vom individualisierten Ausdruck als *der* Sprachform, die dem Ideal vom adäquaten Ausdruck der Gedanken und Vorstellungen am nächsten kommt, realisieren ließe, finden sich praktische Hinweise in Lichtenbergs »Sudelbüchern«. Aus ihnen geht hervor, daß es vor allem darauf ankommt, den *ersten* Eindruck und die *erste* Empfindung, die ein Gegenstand auslöst, zu verbalisieren:

392 Bw I, Nr. 8, S. 13. Nach dem Entwurf in B,82. Lichtenbergs Sprechweise erinnert hier an Werthers Briefe, in denen ebenfalls oftmals die Unzulänglichkeit der Sprache – oftmals durch Gedankenstriche oder Interjektionen veranschaulicht – thematisiert wird, so auch im Brief vom 10. Mai 1771: »Ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele [...] ! – Mein Freund – Aber ich gehe darüber zugrunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.« (HA VI, S. 9, 25 ff.).

393 SB III, S. 264.

»Man soll seinem Gefühl folgen und den ersten Eindruck, den eine Sache auf uns macht, zu Wort bringen. Nicht als wenn ich Wahrheit so zu suchen riete, sondern weil es die unverfälschte Stimme unserer Erfahrung ist, das Resultat unserer besten Bemerkungen, da wir leicht in pflichtmäßiges Gewäsch verfallen, wenn wir erst nachsinnen.«³⁹⁴

Aus den Aufzeichnungen der Äußerungen jener sogenannten »unverfälschten Stimme der Erfahrung« entwickelt sich bei sorgfältiger Aufbewahrung der einzelnen schriftlichen Fixierungen eine sehr nützliche Sammlung von Formulierungen, die mittels witziger Assoziation vervielfältigt werden können:

*»In allen Stücken zu sammeln nicht bloß Wahrheiten, sondern auch Wendungen und Ausdrücke für gewisse Gelegenheiten, wenn man sie öfters durchliest, so vermehrt sich der Vorrat durch ähnliche.«*³⁹⁵

In seinen »Sudelbüchern« erweist sich Lichtenberg als »Sammler« solcher sprachlichen Bruchstücke, die den Charakter von Kleinodien tragen. Mit Lichtenbergs Auffassung, sich jeweils auf das zu konzentrieren, was am nächstliegenden erscheint, korrespondiert seine methodische Einstellung, immer dort mit der begonnenen Arbeit fortzufahren, wo es einen gerade am meisten hindrängt:

*»Ja, bei allen Ausarbeitungen des Maler Seekatz Manier zu folgen: nämlich nachdem der Plan entworfen ist bald hier bald dort zu arbeiten, einzelne Betrachtungen zu vollenden, ja selbst Ausdrücke für diesen oder jenen Ort zu sammeln, je nachdem man aufgelegt ist. Dieses unterhält den Mut, den nichts so sehr niederschlägt, als der Mangel an Abwechslung und ein methodisches Fortschreiten in der Ausarbeitung von unten auf. Man kann wohl mit Zuversicht behaupten, daß in keinem guten Gedicht in der Welt der erste Vers zuerst gemacht worden ist.«*³⁹⁶

Eine derartige Sammlung schriftlich fixierter Gedanken besitzt nach Lichtenberg vor allem den Nutzen, daß durch sie das Gedachte sichtbare Gestalt annimmt und dadurch an Deutlichkeit gewinnt. Darüber hinaus prägt die Formulierung in eigenen Worten der Philosophie einen jeweils subjektiv-eigen tümlichen Charakterzug auf. Denn nach Lichtenberg deutet die Sprachform auf die Individualität und Originalität der Gedanken hin, sie ist gleichsam die »Farbe des eignen Denkens«:

*»Nicht bloß stilles Nachdenken sondern auch Aufschreiben erleichtert den Ausdruck sehr, sondern verschafft auch die Gabe selbst dem Auswendiggelernten eine Farbe des eignen Denkens zu geben«*³⁹⁷.

Das aufmerksame Sammeln und Ausformulieren der Gedanken und Vorstellungen – und zwar just nach der ersten Empfindung – befördert die Herausbildung eines eigenen Stils und erleichtert den Anschluß des Erfahrenen an das eigene Gedankensystem. Die Verbalisierung dient der Verinnerlichung und

394 E_I454.

395 J_{II}1427.

396 Aus: J_{II}1422.

397 Aus: J_{II}1352.

der Aneignung von Gelerntem, indem sie es erleichtert, neue Zusammenhänge zu sehen, und somit den Weg zum Erkenntnisgewinn bahnt:

»Durch eine strikte Aufmerksamkeit auf seine eigenen Gedanken und Empfindungen, und durch die stärkstindividualisierende Ausdrückung derselben, durch sorgfältig gewählte Worte, die man gleich niederschreibt, kann man in kurzer Zeit einen Vorrat von Bemerkungen erhalten, dessen Nutzen sehr mannichfaltig ist. Wir lernen uns selbst kennen, geben unserm Gedankensystem Festigkeit und Zusammenhang; unsere Reden in Gesellschaften erhalten eine gewisse Eigenheit wie die Gesichter, welches bei dem Kenner sehr empfiehlt, und dessen Mangel eine böse Wirkung tut. Man bekommt einen Schatz, der bei künftigen Ausarbeitungen genützt werden kann, formt zugleich seinen Stil, und stärkt den innern Sinn und die Aufmerksamkeit auf alles. Nicht alle Reichen sind es durch Glück geworden, sondern viele durch Sparbarkeit. So kann Aufmerksamkeit, Ökonomie der Gedanken und Übung den Mangel an Genie ersetzen.«³⁹⁸

Die abschließende Bemerkung dieses Eintrags zeigt, daß Lichtenbergs Postulat vom individualisierten und präzisierten Ausdruck sich *nicht* an einen elitären Kreis mit besonderen Fähigkeiten ausgestatteter Köpfe richtet. Vielmehr stellt sein Konzept eine Chance für jeden dar, der die *Willenskraft* aufbringt und die *Mühe* nicht scheut, sich mit seinen eignen Empfindungen und deren Ausdruck auseinanderzusetzen. Denn das Vorhandensein von »starken Empfindungen« oder genialer Empfindungs- bzw. Erfindungskraft bildet keine notwendige Voraussetzung für die Entwicklung jenes überaus nützlichen Vorrats von Bemerkungen. Individualität und Präzision der Sprache ist vielmehr insofern erlernbar, als der Mangel an »Empfindbarkeit« durch eine besondere Aufmerksamkeit auf die eigenen Empfindungen kompensiert werden kann: »Leute von starker Empfindung sprechen derselben gemäß, andere sprechen leicht über die dieselbe weg, wenn sie ihre Aufmerksamkeit stärkten, so würde dies den Mangel starker Empfindung ersetzen.«³⁹⁹

Lichtenbergs Vergleich der Individualität des Sprachstils mit der Eigentümlichkeit der menschlichen Physiognomie weist auf seine Vorstellung vom Stil als Indikator geistiger Eigenschaften hin: Wenn die Sprache als »Farbe des Denkens« aufgefaßt wird, liegt die Annahme nahe, daß umgekehrt aus dem Sprachstil die Denkungs-Art »herausgelesen« werden kann. Diese Vorstellung von einer »Physiognomik des Stils« weist auf die Sprach- und Subjektbetontheit Lichtenbergs hin und bildet das Gegenkonzept Lichtenbergs zu Lavaters Physiognomik.

398 G_{II}207. Dieses Prinzip des Ordnen und Sammelns, also des ökonomischen »Haushaltens«, ist ein grundlegendes Prinzip Lichtenbergs: »Haushaltung ist in allen Dingen vorteilhaft, ein guter Gedanke. Ökonomie, Ausgabe und *Einnahme* zu aller Zeit gut angemerkt und bewahrt gibt einen Schatz. Gute Ökonomie ist auch *da* Reichtum.« (F₄463).

399 F₄473.

Ambivalenter Charakter der Sprachzeichen

Sprachlichem Ausdruck kommt in mehrerer Hinsicht eine gewisse Ambivalenz zu: So dient Sprache einerseits als intersubjektives Kommunikationsmedium, in dem die eigenen Gedanken und Ideen ausgedrückt und anderen Individuen mitgeteilt werden können. Die Zeichen der Sprache bilden in dieser Hinsicht eine Art Code, dessen Verständnis auf der Verabredung der Kommunizierenden basiert. Zum anderen stellt Sprache eine Art »Konservierungsmittel« dar, in dem Gedanken, Ideen und Empfinden des sprechenden Individuums möglichst adäquat ausgedrückt und teilweise als Erinnerungen aufbewahrt werden. Zwischen diesen beiden Polen, nämlich dem der *intersubjektiven* Funktion der Sprache als Kommunikationsmedium und dem ihrer *intrasubjektiven* Funktion als Ausdrucks- und Aufbewahrungsmittel der subjektiv-individuellen Gedanken und Ideen des Einzelnen, erstreckt sich das Spannungsfeld der sprachtheoretischen Reflexionen Lichtenbergs.

Aus dieser Konstellation ergibt sich die besondere Dialektik, die die Sprache prägt: Zum einen soll sie die eigenen Empfindungen und Gedanken möglichst adäquat wiedergeben, zum anderen aber auch einen gewissen Grad an Verständlichkeit nicht unterschreiten. Das Bedürfnis nach Verständlichkeit und der Anspruch nach größtmöglicher Angemessenheit des sprachlichen Ausdrucks weisen auf die grundlegende Ambivalenz der Sprache: Sprachlicher Ausdruck muß sowohl seiner bedeutungstragenden Funktion genügen als auch dem Bedürfnis nach adäquater Verbalisierung subjektiv-individueller Vorstellungen entsprechen. Ist erstere Funktion ein vorrangig intellektuelles Problem, so betrifft letzterer Anspruch die ästhetisch-sinnliche Seite der Sprache, wie sie in Lichtenbergs Formulierung von der »Farbe des Denkens« anklingt, nämlich die besondere Art der Kombination des sprachlichen Materials und seiner individuellen Modifikation und Variation.

Die besondere individuelle Ausformung der Sprache steht im Mittelpunkt von Lichtenbergs sprachästhetischen und stilphysiognomischen Reflexionen, sie rechtfertigt überhaupt erst den Ausdruck der Gedanken – seien sie auch Produkte des »allergemeinsten Menschen-Verstandes«:⁴⁰⁰

»Da wo einen die Leute nicht mehr können denken hören, da muß man sprechen, sobald man dahin kommt wo man nun wieder Gedanken voraussetzen kann, die mit unsern einerlei sind, da muß man aufhören zu sprechen. [...] Alsdann ist es erlaubt das Gedachte auszudrücken, wenn es auf eine besondere Art ausgedrückt wird [...]«⁴⁰¹

Sprechweise, Schreibart, Sprachstil bezeichnen jene besonderen Arten des sprachlichen Ausdrucks: Stilistische Modifizierung bildet die Möglichkeit, Sprache in bestimmter Weise zu formen. Stil ist das Mittel, das die Sprache bietet, subjektive Gedanken und individuelle Vorstellungen auf eine ihnen in

400 Vgl. B,86.

401 Aus: B,86.

besonderer Weise angemessene ›originelle‹ Art sprachlich zu artikulieren und zwar durch jeweils bestimmte Kombinationen der sprachlichen Zeichen. So konstatiert Schleiermacher zu Beginn des 19. Jahrhunderts: »Der Styl als Kunst der Bezeichnung hat kein andres Vermögen, als Worte die er wählen und ordnen, Sätze die er wählen und stellen kann«⁴⁰². Durch – bewußten oder unbewußten – Einsatz bestimmter stilistischer Mittel kann die Sprache zum Ausdruck der Individualität und Eigenheit des Sprechenden werden.

Sprache ist nicht nur intellektueller, sondern auch sinnlicher Reiz. Sie drückt nicht nur sinnliche Eindrücke aus, sondern ist ebenfalls sinnlicher Eindruck, der die Imaginationskraft zu aktivieren vermag und zu sinnlichen Assoziationen anregt:

»So wie Assimilation Silben und Wörter hervorbringt, so können in Nominibus propriis wiederum Farben zu Bildern der Einbildungskraft und Züge zu Charakteren hergeben. Es ist aller Untersuchung wert woher die Bilder stammen, die wir uns von Leuten formieren, die wir nie gesehen haben, die Formen von Straßen und Städten, die wir nie gesehen haben. An dem Gesicht, das ich mir vom General Lee gemacht habe, hat das doppelte e mehr Anteil als alle seine schlechten Taten, die mir zu Ohren gekommen sind.«⁴⁰³

Ideen-Assoziation als Verbindung der Zeichensysteme Sprache und Physiognomik

Assoziationen von Ideen und Vorstellungen, die für Lichtenberg den eigentlichen »Grund der Physiognomik«⁴⁰⁴ bilden, verbinden insofern Sprache und Physiognomik, als besondere sinnlich wahrgenommene Buchstabenkonfigurationen die Vorstellungskraft ihres Rezipienten hinsichtlich des nie gesehenen oder gehörten Bezeichneten aktivieren können, wie Lichtenberg anhand seiner Erfahrung mit den Eigennamen beschreibt. Lichtenbergs physiognomische Phantasie wird interessanterweise überwiegend von der *Physiognomie der Wörter* beeinflusst. Hingegen spielen die *Handlungen des Menschen* eine relativ untergeordnete Rolle. Diese Dominanz der sprachlichen Ausdrucksweise und schließlich der Handlungen über den physiognomischen Eindruck betont Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch-Eintrag«:

»Mir ist es oft mit Physiognomik so gegangen: Man sieht jemanden mit einem schläfrigen Gesicht, nun ist er schläfrig, man hört den Mann sprechen und er spricht geschwind, ha! das ist ein munterer Kopf, nun sehe ich ihm die geschwinde Sprache in den Augen, und alles sieht zwar stille aus aber in gespannter Ruhe. Er ist an einem Abend in einem tändelnden Humeur, das ist ein einfältiger Kerl, auch das trage ich in das Gesicht. Endlich steht er mir in einer Gefahr bei, nun ist es ein vernünftiger feiner, guter Kerl bei dessen Namen man Freuden-Zähnen vergießt. Und so hat man freilich endlich den Mann kennen gelernt, und seinen Charakter in sein Gesicht übertragen.«⁴⁰⁵

402 Schleiermacher, Stil, S. 370.

403 F₁683.

404 Aus: F₁216.

405 F₁697.

Lichtenberg kehrt hier die Charaktererkundung, wie sie die Physiognomisten um Lavater betreiben, um: Ausgangspunkt der Betrachtung ist zwar hier wie dort das Gesicht. Die Schlüsse, die er aus diesem ersten, oberflächlichen Eindruck gezogen hat, werden jedoch in der Folge durch die Assoziationen, die die Sprache und die Handlungen evozieren, korrigiert und schließlich verdrängt. Letztendlich schließt man nicht mehr von den Gesichtszügen auf die Charaktereigenschaften, sondern überträgt die Wesenszüge, die sich durch sprachliche Ausdrucksweise und Handlungen des Menschen offenbart haben, in das Gesicht.

Der Aspekt, daß die Wahrnehmung der sprachlichen Ausdrucksweise über den physiognomischen Blick dominiert und ihr die Fähigkeit zugesprochen wird, Auskunft über bestimmte charakterliche Eigenschaften des Sprechenden oder Schreibenden zu geben, bildet das Zentrum der Vorstellung Lichtenbergs von der Sprache als äußerer Expression innerer Eigenschaften, als das eigentliche physiognomische Ausdrucksmittel des Menschen. Fundiert wird jene Auffassung in Lichtenbergs sprachtheoretischem Ideal von der individuellen Sprache als »Farbe des eignen Denkens«, die sich aus der je besonderen, weil auf die individuellen Gedanken abgestimmten Anordnung des sprachlichen Materials konstituiert.

Sprache als ›Spiegel‹: »Physiognomik des Stils«

Aus dieser Einsicht wird Lichtenbergs Einschätzung von der Sprache als einer Art ›Spiegel‹ verständlich: In den Eigentümlichkeiten sprachlichen Ausdrucks spiegelt sich die Individualität des Sprechenden, seine Denkweise, seine soziale Herkunft, seine Erziehung und Bildung sowie der historische Ort.⁴⁰⁶ Wichtig für die folgenden Ausführungen zu Lichtenbergs Stil- und Sprachauffassung ist vor allem die Erkenntnis, daß sich jeder Mensch der sprachlichen Zeichen auf eine charakteristische, ihm eigentümliche Weise bedient. Die Totalität der Sprachzeichen bildet die Basis für das Verstehen seiner Rede innerhalb der intersubjektiven Kommunikation. Von diesem sprachlichem Gesamtzusammenhang hebt sich die Art und Weise der Sprache des *Einzelnen*, die »Physiognomie seines Stils«, als Ausdruck seiner Individualität ab. Sprache ist demnach wesentlich geprägt von ihrer Zugehörigkeit zu Traditionen sowie von der je einzigartigen, individuellen Existenz des Sprechenden.⁴⁰⁷

406 Diese Auffassung von der Konstellation von Sprache und sprechendem Individuum führt Friedrich Schleiermacher in seiner »Hermeneutik« von 1838 weiter: »Jede Rede beruht auf einem früherem Denken. [...] Hiernach ist jeder Mensch auf der einen Seite ein Ort, in welchem sich eine gegebene Sprache auf eine eigentümliche Weise gestaltet, und seine Rede ist nur zu verstehen aus der Totalität der Sprache. Dann aber ist er auch ein sich stetig entwickelnder Geist, und seine Rede ist nur als eine Tatsache von diesem im Zusammenhang mit den übrigen.« (Schleiermacher, HuK, S. 78.).

407 Vgl. Frank 1992, S. 6.

Das Verfahren, bestimmte sprachlich-stilistische Besonderheiten bestimmten Denkweisen oder gar Charakterzügen zuzuordnen, nennt Lichtenberg die »*Physiognomik des Stils*«, die er Lavaters Gesichts-Physiognomik entgegenstellt: Der Sprachstil wird zum Indikator individueller Persönlichkeit, der sprachliche Ausdruck erhält einen ähnlich individuellen Zug wie das Gesicht und avanciert wie letztgenanntes zum Objekt (stil-)physiognomischer Betrachtung. Wichtig ist hierbei allerdings, daß die je eigentümliche Organisation der Sprachzeichen nur unter Bezugnahme auf die allgemeine Totalität der Sprache gesehen werden kann: Der sprachliche Gesamtzusammenhang bildet die Voraussetzung für die Erkenntnis individueller Sprachverwendung.

In seinen Notizen zur Vorrede der »Antiphiysiognomik« formuliert Lichtenberg kurz und prägnant seine stilphysiognomische Überzeugung: »Allein einen klaren Satz will ich dich lehren, es ist Physiognomik des Stils.«⁴⁰⁸ Mit diesem doktrinär anmutenden Diktum vertritt er dezidiert die Ansicht, daß sich Physiognomik für ihn nur in der Form einer »Physiognomik des Stils« rechtfertigt. Der Sprachstil wird als einzig zuverlässiger Indikator im Rahmen physiognomischer Zeichendeutung proklamiert. Als Gewährsmann für diese Sprachauffassung benennt Lichtenberg in seiner »Kleinen Antiphiysiognomik« Sokrates. Denn: »Rede, sagte Sokrates zum Charmides, damit ich dich sehe«⁴⁰⁹.

Hier avanciert die Sprache zu *dem* Medium der Veräußerlichung innerer Qualitäten überhaupt, und zugleich wird die Sprachrezeption im allgemeinen zum eigentlichen Instrument »physiognomischer Apperzeption« erhoben. Wie geringfügig für Lichtenberg dagegen die äußere organische Beschaffenheit des menschlichen Körpers, die Physiognomie des Menschen hinsichtlich der Erforschung charakteristischer Wesenszüge ist, wird ersichtlich, wenn er lapidar konstatiert, daß ihm »zehn Wörter aus der Sprache eines Volkes [...] mehr wert [sind, U.F.] als 100 ihrer Sprachorgane in Weingeist«⁴¹⁰.

Richtet sich der Blick auf die Totalität aller Sprachen, so erscheint die Sprache einer Sprachgemeinschaft als je individuelle Ausformung sprachlicher Kommunikation überhaupt: Wie die stilistischen Eigentümlichkeiten, die die Sprache des Einzelnen kennzeichnen, auf bestimmte charakteristische Züge jenes Sprechenden schließen lassen, so verweisen Lichtenberg zufolge die Besonderheiten der jeweiligen Sprache auf bestimmte Merkmale einer Sprachgemeinschaft. Zu Indikatoren für die Mentalität und die geistige Verfassung einer Sprachgemeinschaft wird eine Sprache besonders dann, wenn man wie Lichtenberg annimmt, daß eine Sprache vor allem aus knappen Ad-hoc-Formulierungen besteht, in denen sich die Empfindungen in einer größtmöglichen Unverfälschtheit wiederfinden: »Man wird bei allen Men-

408 Aus: F₁802.

409 SB III, S. 275.

410 SB III, S. 288. Vgl. auch: »Eine Sammlung von den Kehlen der Nationen in Spiritus würde nicht den 100ten Teil so lehrreich sein als ihre Wörterbücher.« (F₁843).

schen von Geist eine Neigung finden sich kurz auszudrücken, geschwind zu sagen was gesagt werden soll. Die Sprachen geben daher keine schwache Kennzeichen von dem Charakter einer Nation ab.«⁴¹¹

Als exemplarisch für die stilphysiognomische Praxis Lichtenbergs können seine Bemerkungen über den Schreibstil Johann Georg Zimmermanns in einem Artikel von 1779 »Für das Göttingische Museum«⁴¹² herangezogen werden. Nachdem Lichtenberg einleitend Zimmermanns Schriften als »ein Geläute von Prose [...], worüber man alles vergißt«⁴¹³, etikettiert hat, entfacht er ein wahres Feuerwerk an Kritikpunkten, indem er in schneller Abfolge Stil- und Sprachcharakteristika der Ausdrucksweise Zimmermanns aufführt:

»Da rollen Lauwinen von Kernwörtern und phrasibus heroicis: Teufel, pissen, Händeküssen von unten hinauf und oben herunter, Hölle, speien, Tunpahl, Wanst und Esel in Satyren, Noten, Aphorismen und Apophthegmen dahin, so daß die vorbeigehenden Matronen, Kandidaten, Kraft-Barden und Hasen-Primaner und Orthographen staunend stehen: »Sei mir ein Bild der Ewigkeit«. Hierin hat unstreitig unser großer philosophischer freigeborner Phraseologe eine Stärke zu der man unter uns gebornen Sklaven selten gedeiht, zumal in den Gegenden wo die Regierungen die Superlativos gebrauchen, wo eigentlich der Positivus hingehört.«⁴¹⁴

Beißende Ironie kennzeichnet auch die stilphysiognomische Diagnose, in der Lichtenberg die genannten stilistischen Besonderheiten mit der »Denkungs-Art« Zimmermanns in Beziehung setzt:

»Allein Sie arbeiten auch dafür etwas rechtes an Dero Stil. Jedermann der sich etwas auf Physiognomik in diesen Dingen versteht wird in den Werken des Herrn Leib-Arzt's, zumal in Dero ersten und letzten, ich meine denen, die Sie noch als Jüngling und schon wieder als Jüngling geschrieben haben, eine gewisse Stärke andeutende Hartleibigkeit der Prosaischen Muse des Herrn Verfassers entdecken, die man an Ihrer poetischen unter den Ruinen von Lissabon vergrabenen Schwester so sehr bewundert hat.«⁴¹⁵

411 Aus: E₁39. Diese Vorstellung findet sich schon bei Leibniz, für den »die Sprachen der beste Spiegel des menschlichen Geistes sind und [...] eine exakte Analyse der Bedeutung der Wörter mehr als alles andere die Tätigkeitsweise des Verstandes erkennen läßt« (Leibniz/Engelhardt, III/2; NE, III, 7, § 6.). Wie die Monade das Universum spiegelt, den Makrokosmos also als Mikrokosmos abbildet, so spiegelt die Sprache den Verstand und – in der Konsequenz – das Weltbild des Sprechenden wider. Wie bei Lichtenberg nimmt die Sprache übrigens auch Leibniz zufolge eine zentrale Funktion im Erkenntnisprozeß ein, indem sowohl der Grad der individuellen Erkenntnis als auch der überhaupt erreichbare Erkenntnisgrad direkt durch die Sprache bedingt werden: Das Weltbild einer Sprachgemeinschaft ist somit eng an deren Sprache gekoppelt. Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 159.

412 SB III, S. 569.

413 SB III, S. 569.

414 SB III, S. 570.

415 SB III, S. 570f. Mit der Formulierung von der »eine gewisse Stärke andeutenden Hartleibigkeit« will Lichtenberg offenbar eine autoritär-dogmatische Gesinnung andeuten, die sich im Sprachstil Zimmermanns durch eben die bezeichneten Merkmale quasi »materialisiert«. Vgl. Schöne 1983, S. 12.

Hier wird Lichtenbergs stildagnostisches Verfahren deutlich: Er bezieht sich zu keinem Zeitpunkt auf das gesamte Erscheinungsbild des Textes, sondern begnügt sich mit der Benennung prägnanter, charakteristischer Details der Sprache.⁴¹⁶ Im Gegensatz zu seiner pathognomischen Anschauungsweise, die erst das Zusammenspiel von Sprachstil und Handlungsweisen des Menschen als ausschlaggebend für die Einschätzung annimmt, also die menschliche Physiognomie – wenn auch nicht eigentlich hintan stellt, so doch – ausschließlich in ihrem Kontext als äußeres Zeichen innerer Wesenszüge gelten läßt, fehlt bei Lichtenbergs stilphysiognomischer Verfahrensweise diese Einordnung der Einzelzüge in den Gesamtzusammenhang, in den Kon-Text. Durch diesen fehlenden Ganzheitsbezug wird die Gültigkeit der Diagnose schließlich fraglich, da sie sich lediglich auf eine summarische Anhäufung sprachlicher Eigentümlichkeiten gründet und zwischen diesen keinen Zusammenhang herstellt.⁴¹⁷

Lichtenberg bedient sich im Hinblick auf seine »Physiognomik des Stils« strenggenommen der gleichen Methode wie Lavater bei seiner Gesichts-Physiognomik: Ausgangspunkte sind hier wie dort charakteristische Einzelzüge. Jenen von der Norm abweichenden Eigentümlichkeiten werden bestimmten individuellen Charakterzüge aufgrund der Annahme eines ursächlichen Zusammenhangs zwischen diesen und jenen zugeordnet. Wie die Physiognomen ihre Betrachtungsobjekte ausgehend vom Körper über das Gesicht bis auf die Silhouette reduzieren, so richtet sich der stilphysiognomische Blick Lichtenbergs ebenfalls weniger auf die Totalität der Sprache des einzelnen Menschen, sondern vielmehr auf bestimmte eigentümliche Momente und stellt diese als Zeichen heraus, die auf bestimmte Denkstrukturen verweisen. Lichtenbergs stilphysiognomische Experimente scheinen hier gleich der Gesichtsphysiognomik Lavaters in der Annahme zu konvergieren, daß (Sprach-)Ausdruck und Individualität sich als Adäquate gegenüberstehen.⁴¹⁸

Lichtenberg setzt in seinen stilphysiognomischen Versuchen den sprachlichen Ausdruck als äußeren Indikator innerer Gegebenheiten gegen die Physiognomie des Körpers. Die Stilphysiognomik zeigt vor allem die prinzipielle und zentrale Position, die die Sprache im Denken Lichtenbergs einnimmt, und

416 Vgl. Schöne 1983, S. 13.

417 Da jedoch für die stilphysiognomische Praxis Lichtenbergs allein das oben zitierte Beispiel vorliegt und in Lichtenbergs Werk keine weiteren vergleichbaren stildagnostischen Aufzeichnungen existieren, sondern ansonsten nur Aufreihungen von Ausdrucksbesonderheiten und allgemeine stilistische Merkwürdigkeiten festgehalten wurden, halte ich es für vermessen, ein einzelnes Zeugnis als stellvertretend für Lichtenbergs gesamte praktische Anwendung seiner Theorie zu werten. Aus diesem Grund weise ich darauf hin, daß oben dargelegte Kritik an Lichtenbergs Verfahren sich ausschließlich auf den zitierten Text bezieht und ich in diesem Bezugsrahmen mit der Beurteilung Schönes einverstanden bin, daß diese Erkenntnisse hinsichtlich Lichtenbergs stilphysiognomischer Praktiken jedoch wegen mangelnder Vergleichstexte nicht pauschalisiert werden sollten. Vgl. Schöne 1983, S. 12.

418 Vgl. Käuser 1989, S. 142.

die sie sein gesamtes Leben über behauptet, auch wenn Lichtenberg sein stilphysiognomisches Konzept in späteren »Sudelbuch-«Einträgen in Frage stellt. Sprache muß, soll sie auf bestimmte Charakterzüge des Sprechenden verweisen, weitestgehend spontan, »unwillkürlich« produziert werden. Daher, meint Lichtenberg zunächst, gebe vor allem die *gesprochene* Sprache Aufschluß über charakteristische Eigentümlichkeiten des Menschen:

»Man muß nie den Menschen nach dem beurteilen, was er geschrieben hat, sondern nach dem, was er in Gesellschaft von Männern, die ihm gewachsen sind *spricht*.«⁴¹⁹

An späterer Stelle widerruft er diese Aussage jedoch:

»Man irrt sich gar sehr, wenn man aus dem, was ein Mann in Gesellschaft sagt oder auch tut, auf seinen Charakter oder Meinungen schließen will. Man spricht und handelt ja nicht immer von Weltweisen; das Vergnügen eines Abends kann an einer Sophisterei hängen. Beurteilt ja auch kein Vernünftiger Cicero's Philosophie aus seinen Reden.«⁴²⁰

Fazit ist demzufolge, daß eine stilphysiognomische Analyse der Sprache, gleich in welchem »Aggregatzustand« die Sprache vorliegt, weder eine zuverlässige Grundlage noch eine Garantie für die Richtigkeit charakterologischer Schlußfolgerungen bietet. Diese Erkenntnis bildet eine Analogie zu Lichtenbergs erkenntnispezifischer Einsicht, daß sich der Mensch selbst seiner Suche nach Erkenntnis des eigenen Selbst entzieht. Der menschliche Charakter bleibt insofern unergründlich, als einem bestimmten äußeren und damit sinnlich wahrnehmbaren Symptom, wie man es etwa (stil-)physiognomistisch feststellt, weder eindeutig noch sicher eine innere Ursache zugeordnet werden kann. Denn zweifelsohne unterliegt die Sprache dem Willen des Menschen insofern, als sie bewußt modifiziert, also stilisiert werden kann. Darüber hinaus wird der sprachliche Ausdruck durch gegenwärtige äußere Umstände beeinflusst, eventuell durch die geltenden Konventionen und durch die historische Situation, in der sich der Sprechende befindet. Derartige Faktoren können das Sprachverhalten entscheidend beeinflussen und denjenigen zu falschen Schlüssen leiten, der eine charakterologische Deutung beabsichtigt. Die stilphysiognomistische Methode Lichtenbergs erscheint allerdings insofern aufschlußreich, als das Registrieren bestimmter stilistischer Eigentümlichkeiten auf gewisse Attribute des Sprechenden – wie etwa seine Herkunft, seine Bildung – hinweisen kann.

419 G_{II}27.

420 G_{II}69.

*Stilistische Postulate Lichtenbergs:
Ästhetik und Individualität als Qualitätsmerkmale*

Die Möglichkeit stilistischer Modifizierung bezeichnet die Freiheit, die die Sprache jedem Sprechenden bietet, den sprachlichen Ausdruck auf individuelle Bedürfnisse und Ziele hin zuzuschneiden. Ziel kann hierbei beispielsweise die möglichst adäquate Wiedergabe der eigenen Gedanken sein und/oder aber der Wunsch, die Sprache ›gefällig‹ zu machen, sie zu ästhetisieren und sie zur (Dicht-)Kunst zu erheben. Sofern der ästhetisierende Gebrauch von Sprache, der das Charakteristikum literarischen bzw. dichterischen Sprechens bildet, zugleich eine Versinnlichung der Sprache bedeutet – Lichtenberg zufolge ist nur das sinnliche Vergnügen das, was wirklich gefällt –, stellt die Sprache der Literatur und Dichtung die größtmögliche Annäherung an den adäquaten Ausdruck der auf sinnlichen Eindrücken basierenden Gedanken dar.

Voraussetzung für die Ausbildung eines ästhetischen wie »guten« Stils ist nach Lichtenberg die größtmögliche Aufmerksamkeit auf sich selbst, denn »gut« schreiben bedeutet für Lichtenberg zugleich ein »Sich-selber-Schreiben«, daß sich im individuellen Stil zeigt:

»Liberty und property, darauf müssen wir halten. Der Mensch schreibt absolute immer gut wenn er sich schreibt, aber der Pertüquenmacher der wie Gellert schreiben will, ..., der den Winckelmann im Stil affektiert und die Chrie zu gehen kommt, schreibt schlecht. Warum ergötzt der niedersächsische Bauer durch seine plattdeutschen Naivetäten so oft den Kenner des Schönen, und der junge Theolog nicht der uns mit wehmütiger Stimme *durch lautre sichtbare Finsternis nach Golgatha hinleuchten, und uns den Gekreuzigten anstaunen lassen will.*«⁴²¹

Individueller Stil, der eben nicht durch Nachahmung anderer Stilhaltungen entsteht, erscheint Lichtenberg nicht nur in sprachlicher Hinsicht als Qualitätsmerkmal, sondern weist darüber hinaus auf menschlich-charakterliche Qualitäten des solchermaßen individuell Sprechenden hin:

»Es gibt Menschen, die sogar in ihren Worten und Ausdrücken etwas Eigenes haben, (die meisten haben wenigstens etwas, das ihnen eigener ist) da doch Redensarten durch eine lange Mode so und nicht anders sind, solche Menschen sind allzeit einer Aufmerksamkeit würdig, es gehört viel Selbstgefühl und Unabhängigkeit der Seele [dazu] bis man so weit kommt. Mancher fühlt neu und sein Ausdruck womit er dieses Gefühl ändern deutlich machen will ist alt.«⁴²²

Eben weil eine Individualisierung des sprachlichen Ausdrucks – im Sinne Lichtenbergs – nur schwierig zu erreichen ist,⁴²³ gelten Menschen mit eigen-

421 Aus: B,95.

422 A,138.

423 Vgl. hierzu: »Das Besondere statt des Allgemeinen, proprie communia dicere Gän-sediebstahl statt Dieberei (dieses ist das Element des Ausdrucks.« (KA_{II}275). Hier wird mit »Difficile est proprie communia dicere« – »Schwierig ist es, das Allgemeine eigentümlich auszudrücken« – aus »De arte poetica« des Horaz zitiert. Auf dieses Zitat spielt Lichtenberg häufiger an. Vgl. D,48, F,66, L,338.

tümlicher Sprache für ihn als besonders beachtenswert. Individuelle Sprache ist demnach Zeichen für eigenständiges Denken, für ein Bewußtsein des eigenen Selbst und zeugt von Anstrengung und Bemühung um den sprachlichen Ausdruck. Sie erfordert die Fähigkeit, »sich selbst zu sprechen«, und zugleich Mut, sich von sprachlichen Konventionen zu lösen, um selbstbewußt und innovativ mit Sprache umzugehen. Insofern weist die jeweilige Ausformung der Sprache auf den geistigen Entwicklungsstand des Sprechenden Individuums hin.

Zur Forderung nach Individualität des Ausdrucks tritt ein ästhetischer Anspruch: Lichtenbergs Stilideal besteht in der Vorstellung, »natürlich« bzw. »simpl und edel« zu schreiben. Individualität und »edle« Ausdrucksweise hängen insofern zusammen, als die eigenständige, individuelle Anschauung der Welt sowie eine gewisse Unabhängigkeit hinsichtlich sprachästhetischer Konventionen die Voraussetzungen für ein solches simples und edles Schreiben bilden:

»Simpl und edel schreiben erfordert vielleicht die größte Spannung der Kräfte, weil wir in einer allgemeinen Bestrebung unserer Seelenkräfte, gefallen zu wollen, sich nichts so leicht einschleicht als das Gesuchte, es wird außerdem *eine ganz eigene Art dazu erfordert die Dinge in der Welt zu betrachten*, die eher das Werk eines nicht sehr belesenen schönen Geistes als eines Studiums des Altertums ist.«⁴²⁴

Deutlich wird hier die enge Verflochtenheit von Sprechen, Denken und Anschauen: Eigene Anschauung bedingt eigenständiges Denken, und das Selbstdenken bildet wiederum die Prämisse für die Ausbildung eines individuellen Sprachstils. Hinzu tritt der Anspruch, sich möglichst einfach und natürlich ausdrücken. Natürliche Sprechweise jedoch resultiert wiederum aus individueller Betrachtungsweise der »Dinge in der Welt«. Da Sprache aber darüber hinaus von der seelischen Verfassung des Sprechenden abhängt, kann auch »bilderreiche« Sprache durchaus angemessen sein, wenn sie der gegenwärtigen Empfindung des Sprechenden entspricht:

424 Aus: B₁20. Hervorhebung von mir, U.F. Die weitverbreitete Annahme, daß die ästhetische Qualität proportional mit dem erbrachten Kraftaufwand steige, erklärt Lichtenberg einleuchtend in der folgenden Notiz mit der Praxis des pauschalisierenden Rückschließens: »Bei unserer elenden Erziehung, wo wir in der zweiten Hälfte des Lebens wieder vergessen müssen, was wir in der ersten gelernt haben, erfordert also Simpl-Schreiben Anstrengung, und daher glaubt man endlich alles was Anstrengung erfordert sei simpl und gut.« (J₁163). Abgesehen von dem ästhetischen Ideal der Simplizität bildet auch das vollständige Verstehen eine Prämisse für den richtigen Gebrauch und die ästhetische Qualität sprachlicher Ausdrücke: »Die Sprache wird zu sehr vernachlässigt. Da der gemeine Mann wenig liest und nicht Gelegenheit [hat] die Wörter ganz kennen zu lernen, so gebraucht er sie meistens falsch. Der vernünftige Mann in allen Ständen gebraucht nur Ausdrücke die er ganz versteht, und eine höhere Wahrheit zuweilen in gemeine Begriffe gehüllt und mit simplen Worten gesagt, ist zwar nicht das Naive selbst aber, es wird sehr dadurch gehoben.« (MatI_{II}175).

»Es ist eine sehr schöne Bemerkung von Priestley, daß der bilderreichste Stil eben so natürlich ist, als der einfachste, der nur die gemeinsten Worte gebraucht; denn wenn die Seele in der gehörigen Lage ist, so kommen jene Bilder ihr eben so natürlich vor, als diese simplen Ausdrücke.«⁴²⁵

Aufklärerisches Potential der Forderungen Lichtenbergs

Simpler Ausdruck muß also nicht immer angemessen sein, es zählt die »Lage der Seele«. Der Zustand der Empfindung bildet gleichsam die stilistische »Meßlatte«, aus ihm leitet sich der adäquate Stil ab, ihm soll der Ausdruck entsprechen. Die Ausrichtung des Sprachstils auf die eigene Empfindung und das eigene Selbst gewährleistet Lichtenberg zufolge gleichzeitig die Dauerhaftigkeit und Beständigkeit des Geschriebenen, bildet doch das eigene Selbst den zentralen Orientierungs- und Fixpunkt, der überzeitlich konstant bleibt:

»Philosophie, Beobachtung seiner selbst und zwar genauere, Naturlehre des Herzens und der Seele überhaupt, allein und in allen ihren Verbindungen, diese muß derjenige studieren der für alle Zeiten schreiben will. Dieses ist der feste Punkt, wo sich gewiß die Menschen einmal wieder begegnen, es geschehe auch wenn es wolle, ist ein solcher Geschmack der herrschende, so ist der Wert des menschlichen Geschlechts, mit den Mathematikverständigen so zu reden, ein größtes, und kein Gott kann es höher bringen.«⁴²⁶

Hierbei legt Lichtenberg offensichtlich den Schwerpunkt – entgegen rationalistischer Konvention – gerade nicht auf Wissen und Verstand, sondern erhebt gemäß seiner Erkenntnistheorie die individuelle Empfindung und ihre sprachliche Form zur ausschlaggebenden Instanz, zum Menschenrecht:

»Riefe ich laut aus und hätte meine Worte den Klang der Posaune des letzten Tags: *höre, du bist ein Mensch, so gut als Newton, oder der Amtmann oder der Superintendent, deine Empfindungen treulich und so gut als du kannst in Worte gebracht, gelten auch im Rat der Menschen über Irrtum und Wahrheit. Habe Mut zu denken, nehme Besitz von deiner Stelle!*«⁴²⁷

Lichtenbergs Forderung nach eigener Anschauung und Empfindung sowie nach selbständigem Denken und der entsprechenden Artikulation des Gedachten und Empfundenen besitzt umfassende Züge: Jedem Menschen ist eine Stelle in der Ordnung der Welt zugedacht, die er und nur er auszufüllen vermag. Lichtenberg spricht *jedem* Individuum nicht nur das *Recht*, sondern auch die *Fähigkeit* zu, diesen ihm zugedachten Ort auszufüllen. Die Konsequenz aus Lichtenbergs Idealvorstellung, daß jedes menschliche Individuum sich selbst mittels der Sprachzeichen adäquat ausdrücken, zu einem ihm eigenen und deshalb *natürlichen* Stil finden möge, ist eine Pluralität von Stilformen. Die Sprachgemeinschaft wird zu einem konzertierenden Orchester, bei dem die Harmonie zugunsten der Individualität in den Hintergrund tritt:⁴²⁸ »Der

425 H_{II} 70.

426 Aus: B_I 270.

427 Aus: B_I 321.

428 Denn auch stilistische »Dissonanzen« haben ihren berechtigten Platz im »Orchester«.

eine akouchierte mit subtilem Finger die tönenschwangere Flöte während der andere der dicken baßschwangeren Geige mit der Faust eben den Dienst erwies. (Stil)«⁴²⁹

Sofern individuelles Sprechen zugleich ein gewisses Ablösen von sprachlichen Konventionen bedeutet, kann Lichtenbergs Postulat von der Individualisierung der Sprache mittels stilistischer Modifikation als Weg zu einer (wörtlich zu nehmenden) Mündigkeit angesehen werden, der für den Menschen zum »Ausgang [...] aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit«⁴³⁰ wird. Die Auffassung, daß »gutes« Schreiben aus der größtmöglichen Aufmerksamkeit jedes Einzelnen auf sich selbst resultiert, bedeutet zugleich Ermutigung zur sprachlichen Artikulation der eigenen Gedanken. Insofern trägt Lichtenbergs Postulat dazu bei, die Kluft zwischen den sozialen und bildungsbedingten Schichten zu verringern oder gar zu überwinden, besteht doch der »Unterschied zwischen dem Pöbel und dem Gelehrten [...] oft bloß [...] in der Kunst, zu Buch zu bringen.«⁴³¹

*Lichtenbergs Kritik an zeitgenössischer Sprachpraxis:
»Vorschlag zu einem Orbis pictus«*

Das Verlangen, »richtig«, angemessen und »schön« zu sprechen führt oftmals viele Menschen über ihr Ziel hinaus, insbesondere diejenigen, die aufgrund eines niedrigeren Bildungsniveaus über einen eingeschränkteren Wortschatz verfügen, vor allem aber weniger Selbstvertrauen in die eigene Ausdrucksfähigkeit haben: Sie ahmen den Sprachstil der von ihnen Bewunderten unreflektiert nach und orientieren sich an vermeintlich gesellschaftlich festgelegter Sprachetikette. Dieses unreflektierte Nachahmen ist die Quelle falscher, vermeintlich »vornehmer«, sprich: gebildeter Ausdrücke und häufig auch der Fehler schlechter Schriftsteller, so Lichtenberg:

»Die meisten Menschen sind bessere Beobachter, als sie glauben und kennen den Menschen besser, als sie wissen, es sind nur die falsch verstandenen Vorschriften anderer die sie irre führen. [...] Sobald sie die Feder ergreifen, so ist es als wenn der Unsegen über sie käme, und das gemeiniglich desto stärker, je mehr sogenannte schöne Lektüre sie haben. Sie fangen alsdann an ein Gala-Deutsch zu sprechen und alles ist so festlich und buchmäßig, daß gar nichts drüber geht. Wenn sie das ganze Jahr mit ordentlichen, natürlichen Zügen einher gegangen sind, so fangen sie nun so süß und selig an zu schmunzeln, wie alte Jungfern, wenn sie sich malen lassen sollen. Es geht ihnen wie jenem Kammermädchen, die, unter ihresgleichen, sich ruhig überlassen, ganz reines Deutsch sprach, aber immer Klopfstock und Treppe sagte, sobald sie vornehm reden wollte.«⁴³²

da sie eine Art ästhetischer »Würze« bilden, denn, so Lichtenberg in seinem »Noc-tes«-Büchlein, »lauter Sammt im Styl ist nichts etwas Bär Peltz schadet nicht.« (Noctes, p. 13. Zur »Pelz«-Metaphorik Lichtenberg vgl Bw I, Nr. 294, S. 585, 588 und Bw III, Nr. 1397, S. 119.). Bw III, Nr. 1397

429 J_I995.

430 Kant, Was ist Aufklärung?, S. 35.

431 Aus: MatII_{II}51.

Die unreflektierte Nachahmung eines Sprachstils führt zu forciert und aufgesetzt klingenden Formulierungen oder gar zu falschen Ausdrücken, wie Lichtenberg wiederholt anhand von Beispielen aus der Bedienten-Sprache belegt.⁴³³ Eine solche gleichsam aus den Fugen geratene Sprache könnte gemäß Lichtenbergs stilphysiognomischer Methode den solchermaßen Sprechenden als »einfältig« kennzeichnen. Berücksichtigt man aber die gesellschaftlichen Konventionen, denen der Sprechende unterliegt, so weist ein derartiger Sprachstil weniger auf geistige Minderbemitteltheit des Sprechenden hin, sondern vielmehr auf eine gewisse Unselbständigkeit, fehlendes (Selbst-) Bewußtsein und mangelndes Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten:

»Die Menschen sind so einfältig nicht, als sie schreiben. Mancher hat eine bessere Physiognomik im Kopf, als die er im Buch vor sich hat und mit Bewunderung liest. Die Kunst ist nur seine Empfindung unverfälscht zu Buche zu bringen. Das Beste was die Menschen noch denken geschieht gemeiniglich triebmäßig, und erkennt sie es nur. Aber das soll alles schön und der Stil staatsmäßig sein. Es geht ihnen mit dem Vortrag wie gewissen gemeinen Leuten, die unter sich Tempel (Treppe) und bei Vornehmen Tempfel (Trepfe) sagen.«⁴³⁴

Ein ähnliches Orientieren an vermeintlich maßstabsbildenden Sprachkonventionen diagnostiziert Lichtenberg bei vielen literarischen, vor allem belletristischen Schriftstellern seiner Zeit. Ihnen wirft er vor, sich sprachlichen Mode-Strömungen hinzugeben und den eigenen – individuellen und natürlichen – Ausdrücken modische Redensarten vorzuziehen. Ihre Empfindungen und ihr Sprachstil seien in so hohem Maße von den Konventionen der Zeit bestimmt, daß das kreative (Er-)Finden individueller Ausdrücke dem Collagieren von schablonenhaft vorgeprägten Formulierungen gewichen sei und der Schreibende sich selbst zum bloßen »Setzer« degradiert habe:

»Ich glaube [...] ohne weiteren Beweis annehmen zu dürfen, daß die Seichtigkeit der Schauspiel- sowohl als der Romanen-Dichter unter uns, zu einer Größe gediehen ist, bei der sie sich mit dem Kredit den sie findet, nur bei einem Publikum erhalten kann, das sich jetzt über gewisse Prachtphrases, Mode-Bilder und Mode-Empfindungen verglichen, und dahin vereint zu haben scheint, den Wert oder Unwert einer Schrift bloß nach dem Grade der Näherung an jenes Konventions-System zu bestimmen. Die Gabe das Kapital von Bemerkungen über den Menschen zu vergrößern und eigene Empfindungen mit den verständlichsten individualisierenden Ausdruck zu Buch zu bringen und dadurch auch noch Männer zu unterhalten, die jenes System nicht kennen, und mehr als transzendente Setzer-Künste von einem Schriftsteller verlangen, scheint von Tag zu Tag mehr zu erlöschen.«⁴³⁵

»Festtags-« und »Kandidaten-Prose« sind zwei Bezeichnungen, mit denen Lichtenberg schriftstellerische »Produkte« (oder eher: Reproduktionen) belegt,

432 SB III, S. 382.

433 Vgl. seinen Plan zu den »Briefen von Mägden«, den er im »Sudelbuch E« häufiger erwähnt.

434 E, 380.

435 SB III, S. 377.

die einer derartigen Orientierung an vermeintlichen Sprachkonventionen und -moden entspringen. Ganz im Sinne seiner Stilphysiognomik schlußfolgert er aus dem Stil auf die geistige Konstitution des Schreibenden:

»Ein Mensch wählet sich ein Thema, beleuchtet es mit seinem Lichtchen so gut ers hat und schreibt alsdann in einem gewissen erträglichen Modestil seine Alltags-Bemerkungen, was jeder Sekundaner auch sehen aber nicht so festlich hätte sagen können. Für diese Art zu schreiben, welches die *Lieblings-Art der mittelmäßigen und untermittelmäßigen Köpfe* ist [...], habe ich kein besseres Wort als Kandidaten-Prose finden können.«⁴³⁶

Seine Vorstellung von »Festtags-Prose« illustriert Lichtenberg anhand eines krass-eingängigen Textbeispiels, das unfreiwilliger Komik nicht entbehrt:

»Jemand fängt sein Buch so an: Da erstlich, oder eigentlich hier erstlich (nämlich als ohne Rücksicht auf die Hauptsache zu nehmen, nämlich was die verschiedenen Schwingungen angeht, oder vielmehr um eigentlicher zu reden von was für Vorteil zu kommt oder erwächst von der Größe der Schwingung) die bloße Länge der Pendelstange nicht anders schicklich betrachtet oder geschätzt werden kann, sondern als einzig was sie trägt oder zu tragen vermag (als vermöge der gemeinen Applikation) im Verhältnis zu der Länge der Pallats und als zusammengekommen mit solchen uneigentlichen Kräften und Umständen die dazu gehören, oder gehören mögen und als weiter dazu gehören, das ist mit andern Worten (und noch immer Erstens) zu der gleichgültigen Distanz von seinem Mittelpunkt der Bewegung pp. So geht es noch einmal so lang fort ehe ein Punkt kommt.«⁴³⁷

Während er über den Verfasser von »Kandidaten-Prose« das doch harte Urteil (unter-)durchschnittlicher Verstandesfähigkeiten fällt, so entschuldigt er den in »Festtags-Prose« Schreibenden im Anschluß an soeben zitiertes Beispiel damit, daß er sich im »Umgang [...] deutlich und präzise«⁴³⁸ ausdrücke. Die »Festtags-Prose« ist eng verbunden mit der schriftlichen Fixierung der Gedanken. In dem von Lichtenberg herangezogenen Beispiel orientiert sich der Verfasser ja nicht an modischen Redewendungen, sondern verstrickt sich bei dem Versuch, sich besonders genau, eben »wissenschaftlich exakt« auszudrücken, in der Fülle seiner Exkurse. Die mit Inklusionen überfrachtete Satzkonstruktion ist das Ergebnis des Anspruchs, allen potentiellen Einwürfen und inhaltlichen Ergänzungen zuvorzukommen sowie einem vermeintlich wissenschaftlichen Stilideal zu genügen.

Abgesehen von der Frage, ob das »Kleben« an vorgeprägten Formulierungen dem Mangel an Selbstvertrauen oder einer gewissen Bequemlichkeit zuzuschreiben ist, birgt der Gebrauch jener »Wort-Hülsen« und das Übernehmen modischer Redewendungen die Gefahr, daß der sprachliche Ausdruck dem durch ihn bezeichneten Gegenstand nicht mehr entspricht. So konstatiert Lichtenberg für die literarische Darstellung des Menschen:

436 Aus: D₁90. Hervorhebung von mir, U.F.

437 Aus: F₁676.

438 Aus: F₁676.

»man malt den Menschen nicht mehr, wie er ist, sondern setzt statt seiner ein verabredetes Zeichen, das mit dem Original kaum so viel Ähnlichkeit hat, als manches heraldische mit dem seinigen.«⁴³⁹

Einen Grund für diese Entwicklung sieht Lichtenberg in der passiv rezipierenden Haltung der Lernenden:

»Durch die Gewohnheit immer süße Lehre leicht zu empfangen, erschlappt bei den meisten das Talent selbst zu suchen. Sie sehen daher in allen Dingen gemeiniglich nur, was sie schon wissen. Empfehlung vertritt die Stelle vor eigener Prüfung, Nachschlagen vor Nachdenken und Ansehen die von Würdigkeit. Unglückseliger Weise sind die Werke, worin der moralische Mensch, oder nur gewisse Seiten desselben gut entwickelt liegt, so äußerst selten, und weil auch bei den wenigen noch scharfe Beobachtung seiner selbst und Zusammenhaltung mit sich selbst nötig ist, und die Stelle der Zeichnungen vertreten muß, so werden sie so äußerst selten gelesen und verstanden, daß ihr Einfluß auf unsere jungen schönen Geister nur sehr gering ist.«⁴⁴⁰

Dieser Praxis, hohle Gemeinplätze aneinanderzureihen, entgegenzuwirken, ist das erklärte Ziel eines »Orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romanen-Dichter und Schauspieler«⁴⁴¹, wie ihn Lichtenberg im »Göttinger Magazin« von 1780 vorschlägt. Zur Verdeutlichung seiner Vorstellung liefert er erste Beiträge zu einem derartigen Werk gleich mit. Er sei, so Lichtenberg dort, »ein Buch, worin man ihnen [den jungen Schriftstellern, U.F.] allerlei Bemerkungen über den Menschen vorsagte und vorzeichnete, wodurch sie [...] in den Stand gesetzt werden, alles mehr zu individualisieren«⁴⁴².

Lichtenberg beabsichtigt mit jenem »Orbis pictus«, seinen Adressaten zu gesteigerter Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf andere zu führen, damit er »das, was täglich durch Augen und Ohren in ihn strömt mehr apperzipieren«⁴⁴³ könne, um schließlich »in sich selbst zu erwachen«.⁴⁴⁴ Die »Proben von Bemerkungen für den Dichter« und den Schauspieler, die Lichtenberg im Anschluß an die Darlegung von Zweck und Ziel seines »Orbis pictus« gibt, beziehen sich auf gestische wie sprachliche Ausdrucksweisen von weiblichen und männlichen Bedienten. Lichtenberg betreibt hier Pathognomik und Stilphysiognomik, indem er die Menschen anhand ihrer Sprechweise und ihrer Gestik charakterisiert. Ursprung und Quelle der als typisch deklarierten Verhaltensweisen sind eigene Beobachtungen und Erfahrungen mit Bedienten:

»Ernstliche Aufmerksamkeit auf die Sprache der Menschen aller Stände und Vergleichung ihrer Fehler mit ähnlichen in der höhern Welt gewährt gewiß größeres Vergnügen als mancher glaubt, der dieses zum erstenmal liest, und ist für unsere Absicht das sicherste und einzige Mittel wider das gemeinste wiewohl das gröbste Vergehen der Romanschreiber – da nämlich alle Personen denken und reden wie Se. Wohlgeboren – der Herr Verfasser.«⁴⁴⁵

439 SB III, S. 378.

440 SB III, S. 378.

441 SB III, S. 377.

442 SB III, S. 381 f.

443 SB III, S. 382.

444 Vgl. SB III, S. 382.

Hier zieht Lichtenberg die Grenze der Subjektivität: Für den Schriftsteller, Dichter, Dramatiker, dem an einer wahrheitsgetreuen Darstellung von Menschen gelegen ist, bildet zwar die eigene Anschauung die Basis für »gutes Schreiben«, also für eine angemessene, »wahre« Darstellung der Menschen und Dinge in der Literatur. Anders als bei der Verbalisierung der eigenen Gedanken muß jedoch bei der Schilderung von Charakteren die sprachliche Ausdrucksweise auf das jeweils dargestellte menschliche Subjekt abgestimmt werden: Die eigene Subjektivität tritt hier zugunsten lebendig-anschaulicher, »wahrer« Darstellung von Charakteren in den Hintergrund, da Stil hier nicht auf die Individualität des Verfassers hinweisen soll, sondern als (stil-)physiognomisches Zeichen vielmehr die Individualität eines bestimmten Charakters andeutet.

*Shakespeares und Wielands Werke
als Beispiele eines individualisierten Sprachgebrauchs*

Als Werke, in denen der »moralische Mensch« in genial-idealer Weise adäquat wiedergegeben wird, und die deshalb von der »wahren Menschen-Kenntnis« ihres Verfassers zeugen, nennt Lichtenberg die Schriften Shakespeares, dessen Sprache für ihn ein Paradebeispiel für originelles Schreiben⁴⁴⁶ darstellt. In Shakespeares Sprache konkretisiert sich Lichtenbergs Stilideal vom individualisierenden Ausdruck:

»Auch die allergeeinsten Dinge würde jedermann anders ausdrücken, wenn er seinem individuellen Gefühl folgen wollte dieses geschieht selten vor einem gewissen reifen Alter, da man merkt, daß man so gut Mensch ist, als Newton oder als der Prediger im Dorf, oder der Amtmann und alle unsere Vorfahren. Shakespear ist eine Probe davon.«⁴⁴⁷

Die Individualisierung des Ausdrucks zeigt sich bei Shakespeare etwa im Gebrauch besonderer Metaphern: Er wählt »nicht so leicht Metaphern [...], die im Gemeinleben rezipiert sind, [...] sondern lieber statt dessen ein besonderes [Bild,] aus eben der Sache hergeholtes«⁴⁴⁸. Darüber hinaus lobt Lichtenberg, Wieland zitierend, die auf das feinste abgestimmte Nuancierung bei der Schilderung individueller Charaktere sowie die umfassende Menschen-Kenntnis Shakespeares:

»Wer hat in einem so hohen Grade die Anschauungskraft, welcher zu eben der Zeit, da sie den ganzen Kreis der Menschheit umspannt, die feinsten Züge und die leichtesten *Schattierungen der Individual-Formen* nicht entziehen? – Ich kenne die Weisen der Griechen und Römer und nicht von gestern her; aber ich kenne keinen der Shakespearen an Kenntnis des Menschen übertreffe: ich kenne unter allen Dichtern keinen größeren Dichter und unter allen Sittenlehrern keine größeren Sittenlehrer.«⁴⁴⁹

445 SB III, S. 397f.

446 Vgl. »z. E. in synkopischen Sentenzen, fluche und schimpfe wie Shakespear« (aus: D₁610).

447 KA_{II}292.

448 Aus: A₁88.

Zur Lebendigkeit der sprachlich charakterisierten Individuen tragen auch die von Shakespeare häufig gebrauchten lokalen Redensarten bei, die zusammen mit seiner ohnedies metaphernreichen und daher konnotationsbeladenen Sprache nicht nur die Übersetzung seiner Werke zu einem diffizil-komplexen Unterfangen erheben, sondern bereits in ihrer Original-Sprache nur schwer vollständig zu »entschlüsseln« sind:

»Er ist meistens schwer ganz zu verstehen, denn seine gelehrten Kommentatoren haben ihn oft nicht verstanden, und ihn gut zu übersetzen ist an vielen Stellen ganz unmöglich, wegen seiner an Neben-Ideen reichhaltigen Metaphern, wo der beste Übersetzer uns doch nur immer einige geben kann. Außer einer tiefen Kenntnis der englischen Sprache, die nur wenige Ausländer sich erwerben können, wird eine noch schwerer zu erreichende Kenntnis der Sitten des Volks erfordert.«⁴⁵⁰

Daher wird, wie Lichtenberg erwähnt, die Erstellung eines Glossariums »über Shakespear«⁴⁵¹ erwogen, »worin nicht allein veraltete sondern auch sonst ungewöhnliche und Lokalausdrücke erklärt werden sollen, denn es ist bekannt, daß Shakespeare voll Warwickshirescher Redensarten ist«⁴⁵². Das Übersetzungsproblem der Werke Shakespeare verdeutlicht Lichtenbergs Auffassung von der Sprache als Spiegel von Kultur und Geschichte der Sprachgemeinschaft: Denn »eine Sprache ganz [zu, U.F.] verstehen; [...] heißt, das Volk ganz kennen, das sie spricht.«⁴⁵³

Darüber hinaus zeichnet Shakespeares Sprache eine besondere anschaulich-sinnliche Wirkung aus, er träfe unter Tausenden von Ausdrücken genau »den, der augenblicklich Gedanken wieder zu Empfindungen macht«, so Lichtenberg.⁴⁵⁴ Hierbei nennt Lichtenberg vor allem die Gedanken und Empfindungen, die sich der verstandesmäßigen Kontrolle entziehen und deren Verbalisierung daher noch diffiziler erscheint: »Shakespear hat eine besondere Gabe das Nürrische auszudrücken, Empfindungen und Gedanken zu malen und auszudrücken, die man kurz vor dem Einschlafen oder in leichtem Fieber hat.«⁴⁵⁵

Im Hinblick auf die Darstellung des Menschen stellt Lichtenberg Shakespeare mit Hogarth und Garrick in eine Reihe: Für ihn zeichnen sich alle drei dadurch aus, daß sie »anschauende Kenntnis des Menschen in allen Ständen, anderen durch Worte, den Grabstichel, und Gebärden verständlich gemacht«⁴⁵⁶ haben. Hinzu tritt eine besondere Präzision im Ausdruck verbunden mit der Fähigkeit, an unbedeutender Stelle disputationsschwangere Gedanken zu

449 Aus: D₁127. Vgl. »Shakespear ist ein großer Schriftsteller. Er trifft alles vom Bauern bis zum König.« (Aus: C₁231.).

450 Aus: F₁569.

451 Aus: KA_{II}169.

452 Aus: KA_{II}169.

453 Aus: G_{II}138.

454 Aus: B₁322.

455 Aus: D₁528.

456 Aus: F₁137.

äußern: So habe Shakespeare »die größte Gabe [...] von klaren Dingen mit Deutlichkeit zu reden die mir je vorgekommen ist. [...] Shakespear arbeitet aus sich heraus vom Menschen und für Menschen [...]. Man findet in der Tat bei ihm Bemerkungen in dem Winkel einer Periode Magd-Dienste tun, die den Scepter einer Disputation zu tragen verdienten.«⁴⁵⁷

Im Gegensatz zu den in Kandidaten-Prose (re-)produzierenden Schriftstellern geht Shakespeare von der eigenen Erfahrung aus. Während Lichtenberg den am Mode-Stil orientierten Schreibenden vorwirft, von Worten zu Gedanken zu gelangen, suche Shakespeare seine eigenen Empfindungen und seine eigenen Beobachtungen zu verbalisieren: »Bei unsern Mode-Dichtern sieht man so leicht wie das Wort den Gedanken gemacht hat, bei Milton und Shakespear zeugt immer der Gedanke das Wort.«⁴⁵⁸ Eben dieses Ausgehen von der eigenen Erfahrung bildet nach Lichtenberg die Prämisse für gutes Schreiben. Denn die Rezeption von Werken Homers, Shakespeares oder Wielands kann zwar Aufschluß über die sprachliche Realisierung von Gedachtem und über bestimmte stilistische Kunstgriffe geben und somit einige Verfahrensweisen hinsichtlich der Transformation von Empfindungen und Gedanken in Sprachzeichen aufzeigen, das Material für die Verbalisierung jedoch liefern sie nicht. Dieses Material wird ausschließlich aus eigenen Beobachtungen gebildet, der Mensch selbst und die ihn umgebende Welt der Dinge sind die Objekte dieser Beobachtungen und damit die Quelle der Erfahrung:

»Shakespear hat keine Offenbarungen gehabt. Alles was er euch sagt, hat er gelernt oder erfahren, also um wie Shakespear zu schreiben muß man lernen und erfahren, sonst wird nichts daraus. [...] Der Grund von allem ist die Beobachtung und Kenntnis der Welt, und man muß viel selbst beobachtet haben, um die Beobachtungen anderer so gebrauchen zu können als wenn es eigene wären, sonst liest man sie nur und sie gehen ins Gedächtnis ohne sich mit dem Blut zu vermischen, alles Lesen der Alten ist vergeblich, wenn es nicht so getrieben wird.«⁴⁵⁹

Mangel an eigener Anschauung und Erfahrung behindert nicht nur das eigene Schreiben, sondern auch das Verstehen von Texten Shakespeares und antiker Verfasser. Diese Texte sind dermaßen eng mit der Natur verbunden, daß nur eigene Anschauung ein »wirkliches« Verständnis ihrer an Assoziationen reichen Ausdrücke gewährleisten kann. Deshalb hängt das Verständnis dieser Schriften oftmals mit dem Alter und der Reife ihrer Rezipienten zusammen, und deshalb enthalten die Texte der Alten und die Werke Shakespeares, Miltons und auch Wielands ein Potential an neuen Erkenntnissen, das sich mit der menschlichen Entwicklung ständig vergrößert, denn: »je mehr man Erfahrung

457 Aus: F₅63.

458 Aus: F₄96.

459 Aus: E₂65. Vgl. dazu Lichtenbergs Bemerkung über den lernenden Schriftsteller: »So sehr er auch die stimulantia, Homer und Shakespear gebrauchen mag. Er lernt von diesen großen Mustern wenn er auch die seltene Gabe hat sie zu verstehen, und anschauend zu erkennen was ihnen die Unsterblichkeit gegeben hat, doch nur immer das Wie? aber nicht das Was.« (aus: F₁106).

bekommt, desto mehr sieht man in ihnen«⁴⁶⁰. Daher bedeutet die Ausbildung eines individuellen Stils sowie das ›wirkliche‹ Verstehen der antiken Schriften und der Werke Shakespeares zugleich, eine gewisse zeitliche Strecke der Entwicklung zurückzulegen, die damit ausgefüllt ist, sich um ein Potential an eigener Erfahrung zu bemühen. Insofern bedingt das aus der eigenen Erfahrung schöpfende Schreiben auch die Dauerhaftigkeit eines Werks. Eine solche Dauerhaftigkeit prognostiziert Lichtenberg den Werken Wielands:

»Wieland ist ein großer Schriftsteller, er hat verwegene Blicke in eine Seele getan, in die seinige oder eines andern, mitten in dem Genuß seiner Empfindungen greift er nach Worten und trifft, wie durch einen Trieb, unter Tausenden von Ausdrücken oft *den, der augenblicklich Gedanken wieder zu Empfindungen macht*. Dieses hat er mit dem Shakespear gemein [...]. Wieland ist aber weit über alles was ich kenne in den Schilderungen der sinnlichen Wollust, so wie sie sich einer schönen Einbildungskraft entkörpern, und sie in den geistigen Genuß unendlicher Wonne versenkt, in welcher eine durch alle Sinne einströmende Wollust wie ein Tropfen verschwindet; durch die der Adept Könige und Kurfürsten hinter sich läßt, sich gegen eine Welt gewogen stolz den Ausschlag gibt und Taten aufwiegt, wovon der Ruf durch Jahrtausende durchhallt. Sein Rosenfarb und Silber, sein Quell des Lichts, sein Klang der Sphären haben für den Kenner im stillen zu seiner Zeit eben den Wert den seine verschobene Halstücher, seine leinene Nebel und seine zweideutigen Schatten zu einer andern Zeit für einen andern Leser haben.«⁴⁶¹

Eigene sinnliche Anschauung erscheint hier als Grundlage für eine individuelle Sprache, bei deren Rezeption sinnliche Empfindungen vermittelt werden. Sinnliche Empfindung bildet aber die Quelle menschlicher Erfahrung, und da Lichtenberg zufolge der Mensch der Orientierungs- und Fixpunkt aller Erfahrung ist, stellt eigene sinnliche Erfahrung darüber hinaus die Garantin für die überzeitliche Wirksamkeit eines Werks dar. Individualisierung des Ausdrucks schlägt sozusagen ›zwei Fliegen mit einer Klappe‹, da sich in ihm subjektive und rezeptionsästhetische Ansprüche vereint finden.

*Physiognomik des Stils im 19. Jahrhundert:
Humboldt, Hegel, Schopenhauer*

Individueller und sinnlich anschaulicher Sprachstil deutet insofern auf Wahrnehmungs- und Denkweise des Sprechenden hin, als durch ihn innere Vorstellungen und Gedanken des Sprechenden möglichst adäquat wiedergegeben werden sollen. Die Auffassung vom sprachlichen Ausdruck als Schlüssel zum Inneren des Menschen, die mit Lichtenbergs Begriff von der »Physiognomik des Stils« zu einer Art Gegenmodell der konventionellen Physiognomik à la Lavater avanciert, findet sich – in modifiziert-differenzierter Weise – in den philosophischen Traktaten der ›Nachwelt‹, vor allem des 19. Jahrhunderts, wieder.

460 Aus: E₃370.

461 Aus: B₃322. Hervorhebung von mir, U.F.

So differenziert um die Jahrhundertwende Wilhelm von Humboldt die Auffassung von der Sprache als Ausdruck menschlicher Individualität, wie sie bei Lichtenberg angedeutet wird. Nach Humboldt wird Sprache von individuellen, historischen, und anderen Faktoren geprägt. Sie ist mithin in permanenter Verwandlung begriffen und deshalb niemals vollendetes ›Werk‹, das passiv rezipiert werden kann. Vielmehr fordert sie ob ihrer Unvollkommenheit immer von neuem zu aktiver Auseinandersetzung mit ihr auf:

»Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia).«⁴⁶²

Dem individuellen Sprechakt entspricht als Pendant das Verstehen, das ebenso individuell und schöpferisch geprägt ist:

»Keiner denkt bei dem Wort genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.«⁴⁶³

Grenzen werden dem Verstehen durch die Universalität und Individualität der Sprache gesetzt, da Verstehen immer als Zusammentreffen von zwei individuellen Perspektiven innerhalb des umfassenden sprachlichen Horizonts aufgefaßt werden kann, an dessen Grenzen zwar niemals jemand gelangen, die aber auch niemand jemals überschreiten kann.⁴⁶⁴ Jene Grenzen bilden den Rahmen der intersubjektiven Kommunikation und gewährleisten so zum einen das Verständnis der Menschen untereinander, zum anderen eine Offenheit, so daß das Verstehen zu einem unendlichen Prozeß wird.⁴⁶⁵ Die ›Wahrheit‹ ist deshalb, wenn überhaupt, nur approximativ zu finden, denn, so Schleiermacher: »Alle Mitteilung über äußere Gegenstände ist beständiges Fortsetzen der Probe, ob alle Menschen ihre Vorstellungen identisch konstruieren.«⁴⁶⁶

Erkenntnis wird zu einer unabschließbaren Semiose, da die Welt immer nur in ihrer individuellen Sprachform faßbar ist. Jedes Zeichen ist demnach abhängig von seiner jeweiligen Interpretation. Sein Sinn wird ihm in den individuellen Sprechakten verliehen, denn Sprachzeichen sind arbiträre Konventionen, die zwar referentiellen Wert besitzen, aber selbst keine Interpretationen sind. Daher besitzt jeder Sprechakt auf systematisch nicht erfaßbare Weise innovative Züge, denn jeder Sprecher verleiht den Worten (s)eine individuelle Prägung und seien die Unterschiede zwischen den einzelnen Individualsprachen auch bis zur Unmerklichkeit nuanciert. Diese je individuelle Interpreta-

462 Humboldt III, 418. GS VII, 45f.

463 Humboldt III, 439. GS VII, 64f.

464 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 287.

465 Vgl. Borsche (Hg.) 1996, S. 282.

466 Schleiermacher, HuK, S. 460.

tion der Zeichens ist der Stil, der gewissermaßen zwischen dem Individuellen und der Allgemeinheit der Sprache vermittelt.⁴⁶⁷ Im Stil »umschließen« sich gleichsam die objektive Allgemeinheit der Sprache und die subjektive Individualität des jeweils Sprechenden: Der Stil ist die Signatur, die der Sprechende seiner Sprache aufdrückt, durch ihn wird das Individuum in der Sprache präsent. Manfred Frank bezeichnet Stil – im Zusammenhang mit den Texten Ludwig Wittgensteins –, als ein »nicht selbst bedeutungshaftes, sondern fast physiognomisches Element« der Texte, er ist »gleichsam die Hand- oder die Unterschrift des Individuums in ihnen«⁴⁶⁸.

1807 begreift Georg Wilhelm Friedrich Hegel in seiner »Phänomenologie des Geistes« unter dem Aspekt der »Beziehung des Selbstbewußtseins auf seine unmittelbare Wirkung«⁴⁶⁹ die menschliche Sprache nicht als direkten, eher vielleicht als »übersetzten« und damit verwandelten Ausdruck des Inneren, höchstens jedoch als Wegweiser zu einer Erkenntnis innerer Züge. Hegel artikuliert jene zentrale Problematik der Sprache, nämlich das Spannungsfeld von objektiven Sprachzeichen und subjektiven Gedanken, von Äußerem und Innerem, von Sprachgemeinschaft und Subjekt:

»Sprache und Arbeit sind Äußerungen, worin das Individuum nicht mehr an ihm selbst sich behält und besitzt, sondern das Innere ganz außer sich kommen läßt und dasselbe Anderem preisgibt. Man kann darum ebenso sehr sagen, daß diese Äußerungen das Innere zu sehr, als daß sie es zu wenig ausdrücken; zu sehr, – weil das Innere selbst in ihnen ausbricht, bleibt kein Gegensatz zwischen ihnen und diesem; sie geben nicht nur einen Ausdruck des Innern, sondern es selbst unmittelbar; zu wenig, – weil das Innere in Sprache und Handlung sich zu einem Anderen macht, so gibt es sich damit dem Elemente der Verwandlung preis, welches das gesprochene Wort und die vollbrachte Tat verkehrt und etwas anderes daraus macht, als sie an und für sich als Handlungen dieses bestimmten Individuums sind.«⁴⁷⁰

In seinen 1851 erschienenen »Parerga und Paralipomena« führt Arthur Schopenhauer unter der Überschrift »Über Schriftstellerei und Stil« die Auffassung vom Stil als physiognomischer Äußerung des menschlichen Geistes fort und verbalisiert, allerdings unter anderen historischen Vorzeichen, Lichtenbergs Erkenntnis in der These: »§ 282 Der *Stil* ist die Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher als die des Leibes.«⁴⁷¹

Im darauffolgenden Paragraphen differenziert Schopenhauer diese Feststellung, wobei die Betonung der *Form* vor dem *Stoff* an Lichtenberg erinnert. Während *Inhalt und Thema des Denkens wechseln*, bleibt die *Denkungsart konstant* und wird aufgrund dieser Eigenschaft zum charakteristischen Zeichen für die Individualität des Denkenden. Äußerer Ausdruck der Denkungsart ist der Sprachstil, der in dieser Definition als Charakteristikum des Sprechenden auf dessen Individualität hindeutet:

467 Vgl. Frank 1992, S. 50.

468 Beide Zitate: Frank 1992, S. 110.

469 Hegel, Phänomenologie, S. 233.

470 Hegel, Phänomenologie, S. 235.

471 Schopenhauer V, Parerga II, § 282, S. 605.

»§ 283 Um über den Wert der Geistesprodukte eines Schriftstellers eine vorläufige Schätzung anzustellen, ist es nicht gerade notwendig, zu wissen, *worüber* oder *was* er gedacht habe (dazu wäre erfordert, daß man alle seine Werke durchläse), sondern zunächst ist es hinreichend, zu wissen, *wie* er gedacht habe. Von diesem *Wie* des Denkens nun, von dieser wesentlichen Beschaffenheit und durchgängigen *Qualität* desselben ist ein genauer Abdruck sein Stil. Dieser zeigt nämlich die *formelle* Beschaffenheit aller Gedanken eines Menschen, welche sich stets gleichbleiben muß; *was* und *worüber* er auch denken möge. Man hat daran gleichsam den Teig, aus dem er alle seine Gestalten knetet, so verschieden sie auch sein mögen.«⁴⁷²

Die Denkungsart eines Schriftstellers offenbart sich demzufolge in der stilistischen Ausformung seines sprachlichen Ausdrucks.⁴⁷³ Allerdings darf nicht übersehen werden, daß Schopenhauer die Stilanalyse lediglich als »eine vorläufige Schätzung«⁴⁷⁴ der Qualität schriftstellerischer Werke bewertet und ihr somit keinen absoluten Stellenwert als allein gültiger Maßstab zur Beurteilung geistiger Produkte zugesteht.

Indessen soll nicht impliziert werden, daß Lichtenberg den Sprachstil als ultimativen Indikator innerer Werte auffaßt.⁴⁷⁵ Vielmehr gilt, daß sprachliche Ausdruckweise laut Lichtenberg, Hegel und Schopenhauer als überaus wichtiges äußeres Zeichen für »die *formelle* Beschaffenheit aller Gedanken eines Menschen«⁴⁷⁶, als weitgehend zuverlässiges, weil hinsichtlich der thematisierten Gegenstände konstantes und prominentes Mittel zur Erkundung der Denkungsart und damit der Auffassungsweise des Schriftstellers bzw. des Menschen dienen kann.

Worauf es Lichtenberg, Humboldt, Hegel und Schopenhauer also vor allem ankommt, ist die *Art und Weise*, wie sich der einzelne Mensch der sprachlichen Mittel bedient.⁴⁷⁷ Denn allein in der Art und Weise des Sprechens offenbart sich die Individualität des Menschen. Im Stil konvergieren indivi-

472 Schopenhauer V, Parerga II, § 283, S. 606.

473 Die Vorrangigkeit des »Wie« vor dem »Was« bei der Betrachtung eines Textes betont bekanntlich auch Lichtenberg. Vgl. F₄₄₁. Nach Schöne bezieht sich Schopenhauer im zuvor Zitierten auf diesen »Sudelbuch«-Eintrag Lichtenbergs. Dies bestätigen zu können, erforderte eine eingehendere Beschäftigung mit Schopenhauers Lichtenberg-Rezeption, die den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Daher steht an dieser Stelle lediglich der Hinweis auf den potentiellen Lichtenberg-Bezug Schopenhauers. Vgl. Schöne 1983, S. 12.

474 Schopenhauer V, Parerga II, § 283 S. 606.

475 Einen weiteren Anhaltspunkt zur Erforschung des Charakters bilden etwa die Handlungen des Menschen. Vgl. F₆₉₇.

476 Schopenhauer V, Parerga II, § 283, S. 606.

477 Vgl. Geitner 1992, S. 281. So betont Lichtenberg, analog zu seinen erkenntnistheoretischen Überlegungen zum Denken, das »Wie« des sprachlichen Ausdrucks: »Es kömmt so außerordentlich viel darauf an wie etwas gesagt wird daß ich glaube die gemeinsten Dinge lassen sich so sagen, daß ein anderer glauben müßte der Teufel hätte es einem eingegeben.« (J₁₀₁₁) Daß es jedoch schwierig ist, sich individuell und in besonderer Weise auszudrücken, artikuliert Lichtenberg in mehreren »Sudelbuch«-Einträgen, in denen er das Horazische »Difficile est propria communia dicere« zitiert. Vgl. D₄₈, F₆₆, KA₁₁275, L₃₃₈.

duelles Erkenntnisvermögen und Sprache. In diesem Sinn begreift auch Schleiermacher die Sprache als veräußerlichtes Anschauungsvermögen des Einzelnen:

»Die individuelle Natur der Sprache ist Darstellung einer bestimmten Modifikation] des Anschauungsvermögens. [...] Der Charakter als individ[uelle] Natur ist ebenfalls eine bestimmte Modifik[ation] des Denkvermögens.«⁴⁷⁸

Sprache ist mehr als Zeichen: Individualisierter Stil und Anti-Systematik

Was Schopenhauer später auf den Schriftsteller reduziert,⁴⁷⁹ bezieht Lichtenberg auf die Sprache der Menschen im allgemeinen, ob mündlich oder schriftlich, ob Bedienter oder Physik-Professor. Eine systematische Theorie seiner »Stil-Physiognomik« entwickelte Lichtenberg jedoch nicht. Es finden sich lediglich vereinzelte, weitestgehend indifferente Äußerungen zum Thema, sieht man von seinem »Orbis pictus« ab.⁴⁸⁰ In Anbetracht seiner erwähnten System-Phobie hinsichtlich philosophischer Theorien scheint dieser Mangel an einer systematisierten »Physiognomik des Stils« indessen weniger auf ein Unvermögen Lichtenbergs hinzudeuten, seine stilphysiognomischen Beobachtungen und Überzeugungen zu systematisieren. Vielmehr liegt die Vermutung nahe, daß es Lichtenberg es absichtlich bei verstreuten Bemerkungen belassen habe. Im Vergleich mit den riesigen Physiognomik-Bänden Lavaters wirkt Lichtenbergs »Physiognomik des Stils« mit ihren verstreuten Bemerkungen geradezu anti-systematisch, ja als provokative Antipode und ironische Brechung.

Abgesehen hiervon stellt sich die Frage, ob eine Systematisierung seiner stilphysiognomischen Ansichten nicht gerade seiner Auffassung von der Sprache als Reservoir unkontrollierbar vieler »Neben-Ideen« und damit seinem Ideal vom Individualstil widersprechen würde. Denn Systematisierung bedeutet, etwas nach bestimmten Regeln darzustellen und unter Begriffe zu bringen. Demnach käme Systematisierung einer Generalisierung des systematisierten Gegenstands gleich. Stil sperrt sich jedoch insofern gegen eine Subsumtion unter einen Begriff, insofern er individuell geprägt ist. Gerade jene durch das Individuelle bedingte Einzigartigkeit als das Element, das den Stil konstituiert,

478 Schleiermacher, HuK, S. 172.

479 Vgl. Schopenhauer V, Parerga II, § 283, S. 606.

480 So konstatiert auch Schöne: »Weder in theoretisch-systematischer noch in praktisch-empirischer Hinsicht hat Lichtenberg eine »Physiognomik des Stils« zu entwickeln versucht (oder vermocht), die dem Anspruch eines solchen Begriffes genügte. Wo er sich überhaupt äußerte über den möglichen diagnostischen Wert stilphysiognomischer Beobachtungen des Sprachgebrauchs, beließ er es bei unbestimmten Hinweisen auf den vorläufigen Glaubwürdigkeitsgrad der Aussage [...] oder die subjektive Aufrichtigkeit des Sprechers« (Schöne 1983, S. 11. Vgl. dazu F₁802.). Zum Aspekt der Fragmentarizität und der augenscheinlichen Systemlosigkeit im Werk Lichtenbergs vgl. Kap. II, 2.1 Gattungen? Genres? »Nur keine Monstra« – Lichtenbergs Schreibformen zwischen Konvention und Individualität.

würde nämlich durch Generalisierung negiert werden.⁴⁸¹ Aufgrund ihrer generalisierenden Wirkung steht die Sprache als Zeichensystem im Widerstreit zur Individualität des Sprechenden, die Baumgarten in seiner ›Metaphysica‹ folgendermaßen definiert: »Quicquid est, quod multa non sunt, est VNICUM (vnum exclusiue tale.).«⁴⁸²

Das Individuelle läßt sich eben gerade *nicht* unter Begriffe fassen und somit klassifizieren, weil Begriffe generalisierend auf das von ihnen Bezeichnete wirken und sie somit ihres fundamentalsten Elements berauben würden, indem sie es nach bestimmten Regeln unter Kategorien subsumierten. Individua entziehen sich wegen ihrer Einmaligkeit jeglicher Reglementierung, sie bleiben in Begriffen nicht erhalten. Das Individuelle ist weder vergleichbar noch rekursiv: »Es ist radikal un-allgemein und die unüberschreitbare Grenze aller Idealisierung«, so Frank, der das Individuelle vom Besonderen insofern abgrenzt, als er letzteres als Spezifikation eines Allgemeinen, etwa einer Regel, versteht, von dem es deduktiv abgeleitet werden kann.⁴⁸³ Daher ist das Individuelle begriffslos, es scheint lediglich in Anschauung und Empfindung auf. Nach Schleiermacher »kann man keine Individ[ualität] in einem Begriff zusammenfassen, sondern sie wollen angeschaut sein. [...] Von keinem Stil läßt sich ein B[egriff] geben.«⁴⁸⁴ Der sprachliche Stil ist deshalb die ›Signatur‹ des sprechenden Individuums par excellence. In ihm bleibt die Individualität des Sprechenden erhalten, er ist ihr äußeres *Symptom*.⁴⁸⁵

Sprache ist mehr als Zeichen: Denn sofern Sprache menschliche Erkenntnis erst ermöglicht, verweist sie nicht nur auf den Menschen, sondern sie ist der Mensch selbst. So folgert Charles Sanders Peirce 1868:

»there is no element whatever of man's consciousness which has not something corresponding to it in the word; and the reason is obvious. It is that the word or sign which man uses is the man himself. For, as the fact that every thought is a sign, taken in conjunction with the fact that life is a train of thought, proves that man is a sign; so that every thought is an external sign, proves that man is an external sign. That is to say, the man and the external sign are identical, in the same sense in which the words homo and man are identical. Thus my language is the sum total of myself; for the man is the thought.«⁴⁸⁶

481 Vgl. dazu Frank 1992, S. 10ff.

482 Baumgarten, *Metaphysica*, § 77, S. 19. In der Übersetzung Kants: »Das, von dem nicht mehrere derselben Art sind, ist einzig.« (Kant XVII, 3, Nr. 3544, S. 44.).

483 Frank 1992, S. 16.

484 Schleiermacher, *HuK*, S. 172. Der Plural ›sie‹ im Nebensatz legt allerdings nahe, daß Schleiermacher hier nicht von der Individualität spricht, sondern von Individuen oder Individualitäten.

485 Vgl. Frank 1992, S. 111: »Symptome ›zeigen sich‹, Zeichen ›sagen etwas‹ über die Welt.«

486 Peirce V/VI, S. 189; 5.314. »Es gibt keinen Teil des menschlichen Bewußtseins, welchen auch immer man sich vorstellen mag, dem nicht etwas im Wort korrespondiert; und der Grund hierfür ist offensichtlich. Er liegt darin, daß das Wort oder das Zeichen, das der Mensch gebraucht, der Mensch selbst ist. Denn, wie die Tatsache, daß jeder Gedanke ein Zeichen ist, zusammengenommen mit der Tat-

Wenn aber der Gedanke der Mensch ist, dann bleibt immer ein Rest des Unergründlichen, des Un-Mittelbaren vorhanden, das der Empfindung vorbehalten ist. Diese Un-Mittelbarkeit des Tiefsten und Innersten bleibt aktuell auch oder gerade im 20. Jahrhundert. So artikuliert Moritz Heimann 1909: »Ich kann meinen ganzen Gedanken mitteilen; nur das eine, das Tiefste in ihm, das Bezaubernde, das kann ich nicht mitteilen. Was ist das also: ein Gedanke?«⁴⁸⁷

Jenes Unsagbare deutet der Stil an, indem durch ihn der Sprechende, sichtbar in bestimmten stilistischen Besonderheiten, aber zugleich unsichtbar in seiner Sprache gegenwärtig ist, wie Frank schreibt: »Was sich zeigt, fällt durch die Maschen des sprachlichen Code und ist doch irgendwie ›da‹.«⁴⁸⁸ Insofern transzendiert der Stil die Sprache. Sprache weist in dieser Hinsicht über sich hinaus auf die Bedingungen des menschlichen Seins, auf das Wesen des Menschen und zwar nicht nur auf das des Sprechenden, sondern auch auf das des rezipierenden Individuums.

Lichtenbergs Schriften könnten demgemäß hinsichtlich der in ihnen verwendeten Ausdrucksweise auf die individuelle Anschauung und Empfindung ihres Verfassers deuten. Die ausgeprägte Sprachreflexion Lichtenbergs läßt den berechtigten Schluß zu, daß er sich nicht nur auf der theoretischen Ebene mit der Sprache befaßt, sondern seine eigene Ausdrucksweise *bewußt* nach seinen sprach- und erkenntnistheoretischen Einsichten geformt hat. Spuren seiner individuellen Anschauungs- und Wahrnehmungsweise in der Sprache aufzuzeigen, und zu überprüfen, inwiefern Lichtenberg seine theoretischen Postulate (sprach-)praktisch einlöst, ist der Zweck der textbezogenen Betrachtungen dieser Arbeit.

1.4 Resümee:

Lichtenbergs erkenntnis- und sprachtheoretische Gedanken
im historischen Kontext

Lichtenbergs Reflexionen im historischen Kontext

Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts kreisen die erkenntnistheoretischen Reflexionen, ob empiristischer oder rationalistischer Ausrichtung, um die Konstellation von erkennendem Subjekt und zu erkennendem Objekt, aus-

sache, daß das Leben eine Abfolge von Gedanken ist, beweist, daß der Mensch ein Zeichen ist; so beweist die Tatsache, daß jeder Gedanke ein äußeres Zeichen ist, daß der Mensch ein äußeres Zeichen ist. Das bedeutet, daß der Mensch und das äußere Zeichen identisch sind, und zwar genauso wie die Wörter *homo* und *Mensch* identisch sind. Daher ist meine Sprache die Gesamtsumme von mir selbst; denn der Mensch ist der Gedanke.« Vgl. dazu Eco, *Zeichen*, S. 165.

487 Heimann, S. 213.

488 Frank 1992, S. 99.

gehend von der grundlegenden These, daß die Erkenntnis des Subjekts vor allem von den vermeintlich objektiven ›Dingen an sich‹ bestimmt wird. Sprache interessiert dabei lediglich im Hinblick auf ihre Funktion als Verständigungsmittel und steht deshalb *nicht* im Zentrum der erkenntnistheoretischen Diskussionen. Vielmehr gilt die Relation von sprachlichem Zeichen und semantischem Substrat als prinzipiell gesichert. Diskutiert wird daher lediglich die *Qualität* der Sprache innerhalb dieser Relation: Pole der Diskussion bilden die mittelalterliche Vorstellung von einer engsten Verknüpfung zwischen ›Gottessprache‹ und Sache sowie die nominalistische Auffassung von der arbiträren Zuordnung des Zeichens zur von ihm bezeichneten Sache.⁴⁸⁹

Mit Kants »Kritik der reinen Vernunft« rücken die *subjektiven Bedingungen der Erkenntnis* ins Zentrum erkenntnistheoretischer Reflexion. Doch auch Kant sieht, ebenso wie die Aufklärer, im sprachlichen Zeichensystem keine schwerwiegenden grundlegenden Probleme. Obwohl er das semantische Substrat des sprachlichen Zeichens problematisiert und es an die Konditionen menschlichen Erkennens bindet, faßt er die reinen Anschauungsformen und Kategorien *nicht* als sprachgebunden auf. Daher enthalten Kants Kritiken nur wenige kritisch-philosophische Äußerungen über Sprache. Das prinzipielle Vertrauen, das sowohl Kant als auch die Aufklärer den Sprachzeichen entgegenbringen, verdeutlicht seine Konstatierung: »Alle Sprache ist Bezeichnung der Gedanken und umgekehrt die vorzüglichste Art der Gedankenbezeichnung ist die durch Sprache, diesem größten Mittel, sich selbst und andere zu verstehen.«⁴⁹⁰ Zur Kritik an der Sprache selbst gibt es deshalb keinen Anlaß, reichen doch die Sprachzeichen völlig aus, um die Begriffe zu bezeichnen. Problematisiert wird vielmehr der *Sprachgebrauch*, in dem Kant zufolge die Gründe für Mißverständnisse liegen.

Grundlage dieses prinzipiellen Vertrauens in die Sprache bildet der klar definierte Zeichenbegriff der Aufklärung mit seinem deutlich abgegrenzten semantischen Substrat, wie Jürgen Schiewe zusammenfaßt: »Das sprachliche Zeichen war ihr arbiträr, prinzipiell geeignet, durch eine Begriffsdefinition einen festumrissenen Inhalt zu repräsentieren. Sprache erschien den Aufklärern somit als ein recht unproblematisches Mittel zur Bezeichnung von Gegenständen und Sachverhalten, auch die Möglichkeit von Kommunikation war ihnen prinzipiell kein Problem. Sobald ein Zeichen wohldefiniert und die Definition den Sprachbenutzern bekannt ist, kann mittels dieser Zeichen Kommunikation stattfinden, das Verstehen ist gesichert.«⁴⁹¹

Auf der Überzeugung von der Zeichenhaftigkeit der Welt und vom menschlichen Vermögen einer prinzipiellen Lesbarkeit dieser Zeichen basieren insofern auch die physiognomischen Schlußfolgerungen, als ihnen die

489 Vgl. Arntzen 1982, S. 247.

490 Kant/Weischedel XII, 500; Anthropol. I, 1, § 35, B 109.

491 Schiewe 1998, S. 181.

Auffassung zugrundeliegt, daß sich jedem äußeren physiognomischen Zeichen eine Charaktereigenschaft eindeutig zuordnen läßt. Physiognomik bildet in dieser Hinsicht ein eindrucksvolles Beispielphänomen für die Überzeugung von der gesicherten semantischen Aussage der Zeichen.

Als Ausdruck der aufklärerischen Überzeugung, daß sich durch die Ordnung dieser Zeichen in Form philosophischer und wissenschaftlicher Systeme begriffliche Schärfe und somit Gewißheit angesichts der Wahrheit menschlicher Erkenntnis erreichen läßt, erscheint in diesem Zusammenhang die von Lavater proklamierte Wissenschaftlichkeit physiognomischer Zeichendeutung, mit der er demzufolge den physiognomischen Schlußfolgerungen zugleich Wahrheit zuspricht. Diese Auffassung von der Existenz einer Wahrheit, die sich wissenschaftlich-systematisch erfassen läßt, setzt sich bei Hegel fort, der 1807 in seiner »Phänomenologie des Geistes« konstatiert: »Die wahre Gestalt, in welcher Wahrheit existiert, kann allein das wissenschaftliche System derselben sein.«⁴⁹²

Lichtenberg stimmt insofern mit der aufklärerischen und rationalistischen Meinung überein, als auch er von einer prinzipiellen Zeichenhaftigkeit der Welt ausgeht: Erkenntnis ist für ihn ein Prozeß der Designation. Allerdings erweitert er das traditionell zweistellige Modell von Bezeichnendem und Bezeichnetem um das Zeichen-interpretierende Subjekt zu einer dreistelligen Konstellation. Seine erkenntnistheoretischen Einsichten sind vor allem auf die *subjektiven Konditionen des Erkennens* ausgerichtet: So stellt er etwa *Witz und Scharfsinn* als Kennzeichen des erkennenden, also auf eine spezifische Art Zeichen-interpretierenden Subjekts und somit als *Prinzipien der Erkenntnis* heraus. Auf der vernetzenden Kombination einzelner Wahrnehmungen, Vorstellungen und Gedanken durch diese Erkenntnisprinzipien basiert der subjektive und individuelle Charakter menschlicher Erkenntnis.

Ohne die prinzipielle Zeichenhaftigkeit der Welt zu leugnen, distanziert sich Lichtenberg allerdings von der Vertrauensseligkeit in die Möglichkeit, durch Zeichendeutung und systematisierte Ordnung der Zeichen, ob physiognomischer oder sprachlicher, spricht: natürlicher oder willkürlicher Art, *Wahrheit* zu erkennen. Vielmehr bezweifelt er die Befähigung des Menschen, mit seiner subjektiv geprägten Erkenntnis die objektiven Zeichen entsprechend entschlüsseln, sie »richtig« lesen zu können. Darüber hinaus erscheinen ihm die sprachlichen Zeichen ob ihres generalisierenden Charakters als ungeeignet, die Individualität und Subjektivität der Gedanken des Einzelnen adäquat auszudrücken. Wie Hamann faßt Lichtenberg die Philosophie als sprachabhängig auf. Doch während die Sprache für Hamann die Vorbedingung des Denkens bildet, gilt sie Lichtenberg als Fehlerquelle. Während etwa Herder als Quelle von Mißverständnissen den (falschen) Sprachgebrauch hervorhebt, sucht Lichtenberg den Grund für die Mängel sprachlicher Kommu-

492 Hegel, *Phänomenologie*, S. 14.

nikation in der Konstitution der Sprache selbst. Mit ihrem Ursprung in der sinnlichen Wahrnehmung erscheinen die Sprachzeichen als genuin metaphysisch und können insofern lediglich Differential-Wahrheiten liefern.

Unter Einbeziehung seiner Einsicht in die Subjektivität menschlichen Erkennens führt für Lichtenberg der Weg zur (für die menschliche Erkenntnis un erreichbaren) ›Wahrheit‹ von der sinnlich-empirischen Erfahrung als Ausgangspunkt und deren Reflexion durch den Verstand über die Handlung zur Selbsterkenntnis als Ziel. Hierbei ist die pragmatisch-empirische Ausrichtung seiner Erkenntnistheorie mit ihrem Ausgangspunkt in scharf beobachteten Sensationen ein charakteristisches Merkmal, aus dem sich Lichtenbergs Schwierigkeiten mit Kants metaphysisch-transzendentalistischer Philosophie ergeben. So existiert für Lichtenberg kein subjekt-freier Ort und daher auch keine Möglichkeit, über die sinnliche Erfahrung hinaus zu ›wahren‹ Erkenntnissen zu gelangen.

Lichtenbergs erkenntnistheoretische Reflexionen prägt die enge Bindung von theoretischer (Vernunft-)Erkenntnis in Form systematischer Theorien und empirischer Erfahrung. Beide Erkenntnisprinzipien erscheinen als gleichrangig und zeichnen sich durch ein interdependentes Verhältnis zueinander aus. Diese wechselseitige Einflußnahme thematisiert Lichtenberg in einem späten »Sudelbuch«-Eintrag:

»Je mehr sich bei Erforschung der Natur die Erfahrungen und Versuche häufen, desto schwankender werden die Theorien. Es ist aber immer gut sie nicht gleich deswegen aufzugeben. Denn jede Hypothese die gut war, dient wenigstens die Erscheinungen bis auf ihre Zeit gehörig zusammen zu denken und zu behalten. Man sollte die widersprechenden Erfahrungen besonders niederlegen, bis sie sich hinlänglich gehäuft haben um es der Mühe wert zu machen ein neues Gebäude aufzuführen.«⁴⁹³

Hierbei tragen Hypothesen und Theorien insofern zum Erkenntnisfortschritt bei, als durch sie die empirischen Erfahrungen erschlossen werden: »Man muß Hypothesen und Theorien haben um seine Kenntnisse zu organisieren, sonst bleibt alles bloßer Schutt«⁴⁹⁴. Dieser Auffassung entsprechend postuliert Lichtenberg ein »Gedanken«- und »Meinungs-System«, in dem Begriffe und Wörter in einer bestimmten, je subjektiven Ordnung organisiert sind, um wieder aufgefunden und entsprechend ihrer Bedeutung ›richtig‹ angewendet werden zu können.

Eine systematische Form, die der Wirklichkeit entspräche und somit nicht-subjektive, absolut gültige ›Wahrheit‹ vermitteln könnte, existiert jedoch nicht, da ob der Subjektivität jeder Erkenntnis eine nicht-subjektive Wahrheit nicht erkannt werden kann. Dieser Einsicht entspricht Lichtenbergs anti-systematische Haltung, die sich gegen das aufklärerisch-rationalistische Vertrauen in die systematisierte Erkenntnis als dem einzigen und ›wahren‹ Weg zur Wahrheit

493 J_n1602.

494 Aus: J_i342.

wendet. Mit der subjekt-orientierten Auffassung Lichtenbergs korrespondiert die anti-systematische Darstellungsweise insofern, als sie sich dem subjektiv-individuellen Charakter des Auszudrückenden annähert und zugleich den Blick des Rezipienten auf das Verstehen des einzelnen Gedankengangs und nicht eines Systems lenkt. Darüber hinaus dient die Offenheit und Unabgeschlossenheit des Anti-Systems dem zentralen Ziel Lichtenbergs, das auch aufklärerisches Anliegen ist, nämlich die Rezipienten zur eigenständigen Anschauung, zum Selbstdenken und -handeln zu aktivieren.

Die aphoristischen, essayistischen und fragmentarischen Formen seiner Schriften erscheinen in dieser Hinsicht als Kritik an der rationalistischen Aufklärung, wie sie etwa von Christian Wolff und Johann Christoph Gottsched vertreten wird. Lichtenbergs ›Anti-Systematik‹ relativiert die vermeintliche Absolutheit wissenschaftlicher und philosophischer Erkenntnis und legt vielmehr Subjektivität, Unzulänglichkeit und Fortführbarkeit des Dargestellten nahe. Während die Starrheit des geschlossenen Systems mit seinem Wahrheitsanspruch in erster Linie auf die *Rezeption* der dargelegten Erkenntnisse verweist, kennzeichnet die anti-systematische Form insofern eine Dynamik, als sie auf die Unbegrenztheit und Fortführbarkeit der Erkenntnis deutet und anstelle von Rezeption zu eigenständiger (*Re-)*Aktivität auffordert.

Lichtenbergs Reflexionen sind vor allem geprägt durch die Einsicht in das unbestimmte und unbestimmbare, weil ausschließlich subjektiv erfahrbare Potential menschlicher Erkenntnis. Dieses unauslotbare Potential deutet sich in der ständigen Einbeziehung möglicher Alternativen an. Das Gegebene und Erkannte ist immer begleitet von einem Möglichen:

»Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Hypothese, als entscheidend aufstellen, und dem Aufsummen von allen möglichen Arten von Erklärungen. Denn so lange ich noch von der Wahrheit entfernt bin und von gewissen nicht alles noch erschöpfenden Sätzen ausgehe sind mehrere Auflösungen möglich, und eben diese Möglichkeit ist ein direkter Beweis, daß wir noch von der *Wahrheit* entfernt sind. So lange man diese noch nicht erreicht hat muß man alles Möglich[e] mit erkennen NB. NB. Es ist eine Art von Unbestimmtheit in den Aufgaben. So etwas ist z. B. mein Gedanke vom Licht, daß es nur unserer Erde leuchte, erst in *dem* Wirkungskreis anfangen zu leuchten: Obgleich der Gegenstand unsers Gesichts auf alle Körper fällt, so richtet sich doch alles nach den Gegenständen auf die er fällt, unsere Erde könnte ein Lichtkörper sein, so wie er ein magnetischer und ein elektrischer ist. (NB. medit.)«⁴⁹⁵

Diese Spannung zwischen dem Gegebenen und dem Möglichen kennzeichnet Lichtenbergs Denken. Im sprachlichen Ausdruck erscheint sie in den vielfältigen konjunktivischen Formulierungen. Darüber hinaus trägt Lichtenberg seiner Einsicht in die Unbestimmtheit der Erkenntnis, die mehrere Möglichkeiten einkalkuliert, auch mit seiner Auffassung Rechnung, daß er im »Göttinger Taschen Calendar« für 1791 als Ausdrucksform philosophischer Erkenntnisse die *indirekte Mitteilung* empfiehlt: »Wie es denn wirklich an dem ist, daß

495 L_{II}861.

Philosophie, wenn sie für den Menschen etwas mehr sein soll als eine Sammlung von Materien zum Disputieren, nur indirekte gelehrt werden kann.«⁴⁹⁶

Diesem Ideal vom indirekten und heuristischen, weil alternativen und innovativen Erkenntnismöglichkeiten offenstehenden Ausdrucksideal entspricht die metaphorische Sprache in besonderer Weise. Sie verweist auf den sinnlichen Ursprung der Sprachzeichen und wirkt als heuristisches Mittel, indem sie zu assoziativem Denken animiert und insofern zu neuen Erkenntnissen führen kann. Mithin deutet die Metapher über die vom Verfasser intendierte(n) Bedeutung(en) hinaus auf ein unauslotbares Potential möglicher Interpretationen.

Entgegen dem rationalistischen Aufklärungsprinzip von dem durch Reflexion bestimmten Zeichen divergieren Denken und Sprechen in Lichtenbergs Auffassung. Dies verdeutlicht seine Kritik am sprachlichen Zeichen als Repräsentanten von Dingen, Begriffen und Empfindungen sowie als Mitteilungsinstrument.⁴⁹⁷ Hierbei zweifelt Lichtenberg sowohl an der Fähigkeit der sprachlichen Zeichen, Gedanken und Dinge *adäquat* bezeichnen zu können,⁴⁹⁸ als auch an der Möglichkeit einer adäquaten Kommunikation durch Worte. Die Sprachzeichen erscheinen ihm vielmehr als prinzipiell unzulänglich im Hinblick auf die Subjektivität und Individualität der Erkenntnis. Sie verfälschen durch ihren Mangel an Präzision und Exaktheit die Philosophie. So sind sie etwa nicht in der Lage, die vielfältigen assoziativen Vernetzungen der Gedanken entsprechend wiederzugeben.

Auf der Suche nach einer Ausdrucksweise, die seinem Anspruch nach Adäquatheit und Präzision der Zeichen genügt, überzeugt Lichtenberg weder Leibniz' Vorstellung von einer logischen ›Universalsprache‹ noch Böhmes ›Natursprachenlehre‹ als Ersatz für die konventionellen Sprachzeichen. Vielmehr bleibt er der aufklärerischen Auffassung verhaftet, daß die Sprache in ihrer konventionellen, traditionell geprägten Form verbesserungsfähig und -würdig sei. In diesem Zusammenhang tritt Lichtenbergs pragmatische Orientierung, die sich in seinem erkenntnistheoretischen Handlungspostulat zeigt, insofern auch in seiner Sprachtheorie zutage, als er in der praktischen Verwendung der Sprachzeichen eine wichtige Quelle der Sprachbereicherung und des Sprachwandels sieht.⁴⁹⁹

Sofern ›richtige‹ Begriffe, die wiederum auf der eigenen sinnlichen Anschauung und Beobachtung basieren, die Grundlage des ›richtigen‹ Sprachgebrauchs und -verständnisses bilden, erscheint als letztendliche Basis für die

496 SB III, S. 79.

497 Vgl. Schiewe 1998, S. 121.

498 Vgl. B, 262.

499 Vgl. die »Sudelbuch«-Notiz A, 93, in der Lichtenberg darlegt, daß Ton und Mimik die Bedeutung einer Redensart in spezifischer Weise zu modifizieren und aktualisieren vermögen. Lexikalische Bedeutung erscheint hier als fixierte Form derart aktualisierter Bedeutung. Vgl. Schiewe 1998, S. 120.

Minderung der sprachlichen Unzulänglichkeit die Bereitschaft zu eigener Anschauung und Beobachtung und damit die *Rekursion zu den sinnlichen Ursprüngen der sprachlichen Zeichen*. Die Individualisierung der Sprache, die Lichtenberg als Hauptmittel zur Verringerung der Kluft zwischen Sprechen und Denken durch Annäherung an die Subjektivität und Individualität der Gedanken und Empfindungen proklamiert, kommt daher einer Versinnlichung der Sprache gleich, durch die die abstrakten, vom sinnlichen Ursprung entfernten Begriffe wieder an konkrete sinnliche Erfahrungen und Vorstellungen ›angedockt‹ werden und somit ihre adäquate, ›richtige‹ Anwendung garantiert wird.

Lichtenbergs Gedanke von der Rückkehr zu den sinnlichen Ursprüngen und von der Verwendung des sinnlichen Potentials der Sprachzeichen, vor allem in Form von Metaphern, entspricht einer Poetisierung der Sprache, die er bis zu einem bestimmten Grad vollzieht. So zeichnen sich seine Schriften durch logische Gedankenführung und sachlich-nüchternen Ton aus, der durch außergewöhnliche Metaphorisierungen und sprachlichen Witz eine individuelle wie sinnlich eindrückliche Diktion erhält.⁵⁰⁰ Seine Kritik der Schriftsprache und sein Lob der Metaphorik implizieren insofern die Kritik an der vernunftbestimmten und das Lob der poetischen Sprache, als Schrift durch Reflexion und Poesie durch Bildlichkeit gekennzeichnet wird.

Der Versuch, die beiden Bereiche, nämlich (natur-)wissenschaftlich-systematische Abhandlung und poetische Ausdrucksweise, zu verbinden, führt Lichtenberg zu sprachlichen Kurzformen wie Aphorismus, Glosse und Essay, die sowohl logische Stringenz der Gedankenführung als auch den spielerisch-suchenden Umgang mit dem sprachlichen Material gewährleisten. Das umgekehrt proportionale Verhältnis von Ausdrucksform und Inhalt – größtmögliche sprachliche Kürze bei gleichzeitigem größtmöglichem gedanklichen Reichtum – entspricht Lichtenbergs sprachästhetischem als auch rezeptions-theoretischem Ideal und erscheint als die »kommunikable Konsequenz«⁵⁰¹ seiner sprachkritischen Reflexionen.⁵⁰² Die Form des Aphorismus löst sich mit

500 Dem Beleg dieser Konstatierung dienen die textanalytischen Betrachtungen in Kapitel II, 2. Verbalisierung des Sensuellen – Sensualisierung des Verbalen!? Lichtenbergs »Wörter-Welt«

501 Schiewe 1998, S. 122.

502 Das kreativ-innovative Potential des versinnlichenden, metaphorischen und demzufolge literarisch-poetischen Sprechens, das Lichtenberg erwähnt, bildet den Grundgedanken der modernen Rezeptionstheorie von Iser und Jauß. In diesem Sinne formuliert auch Sartre seine berühmte These: »Lesen ist gelenktes Schaffen. Einerseits hat das literarische Objekt tatsächlich keine andere Substanz als die Subjektivität des Lesers [...]. Andererseits sind die Wörter gleichsam Schlingen, um unsere Empfindungen zu wecken und wieder gegen uns zu richten; jedes Wort ist ein Weg zur Transzendenz, es bezeichnet unsere Neigungen, nennt sie mit Namen, [...] es gibt ihnen Gegenständlichkeit und Horizont. So bleibt für den Leser noch alles zu tun, und doch ist alles schon getan; das Werk existiert nur genau auf der Ebene seiner Fähigkeiten; während er liest und schafft, weiß er, daß er in

Lichtenberg aus ihrer ausschließlichen Verwendung im medizinischen und naturwissenschaftlichen Kontext, indem sie in seinem Werk auf Philosophie, Religion, Moral und Literatur übertragen wird.

Ebenso trägt Lichtenbergs Postulat von der sinnlichen Anschaulichkeit des sprachlichen Ausdrucks sowohl zur Annäherung der Zeichen an das Ausdrückende als auch zur Verständlichkeit des sprachlichen Ausdrucks bei und verbindet in dieser Hinsicht den Anspruch nach adäquatem Ausdruck subjektiver Gedanken mit dem konventionellen rezeptionstheoretischen und -ästhetischen Ideal des »prodesse et delectare« oder »Nutzen und Vergnügen«, wie es sich in den Kalender-Aufsätzen Lichtenbergs zeigt, die sowohl der Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse dienen als auch unterhalten sollen.

Lichtenbergs erkenntnis- und sprachtheoretische Reflexionen kennzeichnen darüber hinaus die Verschiebung des Augenmerks vom »Was« des Denkens und Sprechens auf das »Wie«, vom Inhalt der Zeichen und Begriffe zur Form des Denkens und des Ausdrucks. Die Individualisierung des Stils erscheint ihm als ein wichtiger *Weg zur Minderung der Unzulänglichkeit der Sprache*, der als erlernbar erscheint. Durch das individualisierte Sprechen wird der sprachliche Ausdruck zum Zeichen, das auf charakteristische Denkweisen hinweist. Diese »Stilphysiognomik« erinnert wiederum an das »zeichengläubige« Denken im 18. Jahrhundert.

Für die Einordnung Lichtenbergs in den historischen Kontext ergeben sich zunächst folgende Einsichten: Während er der traditionellen Auffassung von der Zeichenhaftigkeit der Welt verhaftet bleibt, weisen seine Reflexionen in bestimmter Hinsicht progressive, auf das 19. Jahrhundert vorausweisende Aspekte und innovative Impulse auf.

Die Progressivität der erkenntnis- und sprachtheoretischen Reflexionen und Postulate Lichtenbergs wird deutlich in seiner Auffassung von der genuinen Metaphorizität der Sprachzeichen, die Nietzsche 1873 in seinem Aufsatz über »Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn« weiterführt. Progressiv erscheint auch Lichtenbergs Postulat von der Kreation und Innovation neuer Wortbildungen und Metaphorisierungen, das Kants Warnung vor Neubildungen entgegensteht, sowie von der Renovation konventioneller, bereits abgestumpfter Metaphern mit dem Ziel, die Begrenztheit des sprachlichen Materials zu erweitern, ohne die Funktion der Sprache als intersubjektives Verständigungsmittel zu beeinträchtigen.

Mut zur Innovation zeigt Lichtenberg auch in den erkenntnistheoretischen Reflexionen. So etwa korrespondiert mit seinem Alternativen einbeziehenden Denken die Suche nach innovativen, unkonventionellen Erkenntnisweisen. Als ein derartiges neues, weil nicht-rationales und auch nicht im eigentlichen

seiner Lektüre immer weiter gehen, daß er immer tiefgründiger schaffen könnte, und deshalb kommt das Werk ihm unerschöpflich und undurchdringlich vor wie ein Ding.« (Sartre, Literatur, S. 40.).

Sinne empirisches Medium der (Selbst-)Erkenntnis erscheint der Traum. Lichtenbergs Wertschätzung des Traums als aufschlußreichem, der verstandesmäßigen Reflexion und der empirischen Erfahrung gleichgeordneten Erkenntnis-Medium weist auf die Sensibilität und Aufgeschlossenheit Lichtenbergs hinsichtlich nicht rational gesteuerter Erkenntnismöglichkeiten hin. Darüber hinaus erscheint diese ernsthafte Einbeziehung nicht-rationaler Medien in die Ergründung der ›Wahrheit‹ als wegweisend im Hinblick auf die zentrale Position, die dem Traum als Erkenntnismedium in der Romantik zugesprochen wird.

Widersprüchlichkeiten im Denken Lichtenbergs resultieren vor allem aus dem Kontrast dieser Progressivität auf der einen Seite und den historischen Rahmenbedingungen auf der anderen Seite. Als ein derartiges Problem erscheint etwa die Beantwortung der Frage, worauf die Zeichen der Welt letztendlich verweisen. Lichtenberg nimmt ein sogenanntes ›Ganzes‹ an, das die menschliche Erkenntnisfähigkeit jedoch nie vollständig erfassen kann, da sie immer anthropomorphisch, subjektiv und auf einen kleinen Ausschnitt begrenzt bleibt. Es existiert demzufolge kein objektives ›Ding an sich‹, das als solches erkannt werden könnte. Hieraus folgt, daß es keine Möglichkeit gibt, ›Wahrheit‹ zu erkennen. Sofern die menschliche Erkenntnis mit ihrem Ausgangspunkt in der sinnlichen Wahrnehmung auf das Subjektive und Fragmentarische verwiesen wird, bleibt die Frage, ob und wie ›Wahrheit‹ erkannt werden kann, offen. Der Abgrund zwischen den ›Dingen an sich‹ und dem erkennenden Subjekt wie dessen Begriffen, fixiert in den sprachlichen Zeichen, klafft weiterhin auseinander.

Beispiele für progressive, das Denken des 19. Jahrhunderts antizipierende Ansätze sind vor allem Lichtenbergs Sprachskepsis,⁵⁰³ seine Auffassung von der Anti-Systematik, seine Erkenntnis von der Metaphorizität der Sprache und die Einbeziehung von ungewöhnlichen, weil weder rational noch empirisch faßbaren Erkenntnismedien. In diesen Punkten zeigt sich Lichtenbergs Position an einem Wendepunkt im erkenntnis- und sprachtheoretischen Denken, seine Stellung zwischen den Epochen.⁵⁰⁴ Seine Formulierung »Neue Blicke durch die alten Löcher« erscheint in dieser Hinsicht als eine Art Motto seines Denkens und Handelns. Unter den Rahmenbedingungen des 18. Jahrhunderts liefert Lichtenberg Denkanstöße und proklamiert unkonventionelle, innovativ-

503 Lichtenbergs skeptische Haltung unterscheidet sich allerdings von derjenigen der skeptischen Moralisten, etwa La Rochefoucaulds und La Bruyères, die zwar auch wie Lichtenberg unbeeindruckt von Systemen sind, jedoch überzeugt sind von der im Alten Testament begründeten Tradition, daß »nichts Neues unter der Sonne« (Prediger 1, 9) mehr geschieht, da alles Wiederholung des Althergebrachten sei. Von dieser Auffassung hebt sich Lichtenbergs unentwegtes Forschen und Experimentieren auf der Suche nach neuen Erkenntnissen ab. Vgl. de Boor/Newald 8, S. 360.

504 Zur Lichtenbergs Position *zwischen* den Epochen im Hinblick auf die Naturwissenschaft vgl. Engelhardt 1988 und Kleinert 1980.

progressive Wege der Erkenntnis. Seine Akzentuierung der Subjektivität, vor allem auch im Hinblick auf die Sprachzeichen, sowie seine skeptische Haltung gegenüber dem aufklärerischen Vertrauen in die Zeichen und Systeme als Wege zur Erkenntnis der Wahrheit weisen bereits die Richtung, die die philosophische Reflexion über Erkenntnis und Sprache im 19. Jahrhundert einschlägt.

*Fortführung: Sprache und Erkenntnis
in den Reflexionen des 19. Jahrhunderts*

Die Wende von der Erkenntnistheorie zur Sprachtheorie als fundamentaler Disziplin, die sich mit Wilhelm von Humboldt schließlich vollzieht, kündigt sich bereits in Hamanns Auffassung von der Sprache als »einzigem ersten und letzten Organon und Kriterion der Vernunft«⁵⁰⁵ und Herders Vorstellung von der Sprache als anthropologischen Zusammenhang stiftender Instanz an. Sprache erscheint Humboldt nicht nurmehr als »blosses Verständigungsmittel«⁵⁰⁶. Vielmehr faßt er sie als Ausdruck je individuell-subjektiver Weltansichten auf. Sprache avanciert insofern zur historischen Kondition des Denkens. Aus diesem anthropologisch orientierten Sprachverständnis resultieren Zweifel an der Tauglichkeit der traditionellen, unter historischen Bedingungen entwickelten Sprache als Ausdrucksmittel der geistigen, gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Verhältnisse.⁵⁰⁷

Sprache wird nicht mehr als Zeichensystem aufgefaßt, das vom menschlichen Denken und Erkennen getrennt ist, sondern als Organismus: Denken, Erkennen und Sprechen verschmelzen miteinander. Die Auffassung, daß sich Stil und Gedankenführung wechselseitig bedingen, die sich von Lichtenbergs Stilphysiognomik durch ihre *ganzheitliche Ausrichtung* und das *organische Sprachverständnis* abhebt, zeigt sich etwa in Schopenhauers Kritik an der Subjektivität des Stils:

»Sie besteht darin, daß es dem Schreiber genügt, selbst zu wissen, was er meint und will – der Leser mag sehn, wie auch er dahinter komme! Unbekümmert um diesen schreibt er eben, als ob er einen Monolog hielte, während es denn doch ein Dialog sein sollte, und zwar einer, in welchem man sich um so deutlicher auszudrücken hat, als man die Fragen des andern nicht vernimmt. Eben dieserhalb nun also soll der Stil *nicht* subjektiv, sondern objektiv sein, wozu es nötig ist, die Worte so zu stellen, daß sie den Leser geradezu zwingen, genau dasselbe zu denken, was der Autor gedacht hat. [...] Ist dies geschehn, so wirken die Worte rein objektiv, gleichwie ein vollendetes Ölgemälde; während der subjektive Stil nicht viel sicherer wirkt als die Flecken an der Wand, bei denen der allein, dessen Phantasie zufällig durch sie erregt worden, Figuren sieht, die andern nur Kleckse.«⁵⁰⁸

505 Vgl. Hamann/Nadler III, S. 284.

506 Humboldt III, 134. GS VI, 22.

507 Vgl. Schiewe 1998, S. 154.

508 Schopenhauer V, Parerga II, § 283, S. 639 f.

Denken und Sprechen hängen demzufolge untrennbar zusammen, sind aber nicht identisch. Allerdings hängt die richtige Verwendung der Wörter vom präzisen und klaren Denken ab. Die aus dem idealistischen Anspruch Schopenhauers resultierende Haltung, Unverständlichkeit und Fragmentarizität als Folge des subjektiven Stils zu monieren, ändert sich in der Romantik. So versteht Schlegel die Unverständlichkeit nicht nur als unabänderliche Bedingung menschlicher Erkenntnis, sondern gar als »Kraft« mit existentieller Funktion:

»Aber ist denn die Unverständlichkeit etwas so durchaus Verwerfliches und Schlechtes? – Mich dünkt das Heil der Familien und der Nationen beruhet auf ihr; wenn mich nicht alles trügt, Staaten und Systeme, die künstlichsten Werke der Menschen, oft so künstlich, daß man die Weisheit des Schöpfers nicht genug darin bewundern kann. Eine unglaublich kleine Portion ist zureichend, wenn sie nur unverbrüchlich treu und rein bewahrt wird, und kein frevelnder Verstand es wagen darf, sich der heiligen Grenze zu nähern. Ja das Köstlichste was der Mensch hat, die innere Zufriedenheit selbst hängt, wie jeder leicht wissen kann, irgendwo zuletzt an einem solchen Punkte, der im Dunkeln gelassen werden muß, dafür aber auch das Ganze trägt und hält, und diese Kraft in demselben Augenblicke verlieren würde, wo man ihn in Verstand auflösen wollte. Wahrlich, es würde euch bange werden, wenn die ganze Welt, wie ihr es fodert, einmal im Ernst durchaus verständlich würde. Und ist sie selbst diese unendliche Welt nicht durch den Verstand aus der Unverständlichkeit oder dem Chaos gebildet?«⁵⁰⁹

Die Skepsis, mit der bereits Lichtenberg dem rationalistischen und aufklärerischen Vertrauen in die Systeme begegnet, prägt das romantische Denken und entspricht Schlegels Einschätzung, daß Wissenschaft und System Hauptquellen der Unverständlichkeit seien: »ich wollte zeigen, daß man die reinste und gediegenste Unverständlichkeit gerade aus der Wissenschaft und aus der Kunst erhält, die ganz eigentlich aufs Verständigen und Verständlichmachen ausgeht, aus der Philosophie und Philologie«⁵¹⁰. Schlegel lehnt systematische Darstellungen ab und erkennt vielmehr, daß die Wahrheit niemals vollständig ausgedrückt werden kann. Damit richtet er sich gegen die rationalistische, aufklärerische und hegelianische These, daß die gesamte Wirklichkeit mit Hilfe der Sprache als transparentes System eindeutig definierter Zeichen verstanden werden kann. Nach Schlegel erscheint vielmehr das Fragment als adäquate Denk- und Ausdrucksweise.

Aus dieser Einsicht resultiert Schlegels Auffassung von der Kunst als zentraler Erkenntnisform sowie seine Forderung nach der permanenten Innovation des sprachlichen Ausdrucks: »Alle höchsten Wahrheiten jeder Art sind durchaus trivial und eben darum ist nichts notwendiger als sie immer neu, und wo möglich immer paradoxer auszudrücken, damit es nicht vergessen wird, daß sie noch da sind, und daß sie nie eigentlich ganz ausgesprochen werden können.«⁵¹¹ Diese Paradoxie, die Schlegel hier für den Ausdruck der »höch-

509 Schlegel, F., 2. Bd., 1. Abt., S. 370.

510 Schlegel, F., 2. Bd., 1. Abt., S. 364.

511 Schlegel, F., 2. Bd., 1. Abt., S. 366.

sten Wahrheiten« postuliert, artikuliert Franz Grillparzer eindrucksvoll im folgenden Epigramm von 1854: »Geläng« es mir, des Weltalls Grund, somit auch meinen auszusagen, so könnt« ich auch zur selben Stund mich selbst auf meinen Armen tragen.«⁵¹²

Die Erkenntnis, daß das Unbedingte nicht erkannt werden kann, zusammengefaßt in Novalis' »Blüthenstaub«-Epigramm: »Wir suchen überall das Unbedingte, und finden immer nur Dinge.«⁵¹³, daß es demzufolge keine Verknüpfung zwischen dem menschlichen Erkennen und dem »Ding an sich« geben kann, radikalisiert Friedrich Nietzsche in seinen Reflexionen »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn« von 1873 insofern, als er die Wahrheit als bloße Illusion, als anthropomorphistische Schimäre entlarvt:

»Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, kanonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen, in Betracht kommen.«⁵¹⁴

Diese Einschätzung von der Wahrheit als Illusion legt auch die Vielfalt der Sprachen nahe, aus der Nietzsche schließt, »daß es bei Worten nie auf die Wahrheit, nie auf einen adäquaten Ausdruck ankommt: denn sonst gäbe es nicht so viele Sprachen. Das »Ding an sich« (das würde eben die reine folgenlose Wahrheit sein) ist auch dem Sprachbildner ganz unfäglich und ganz und gar nicht erstrebenswert. Er bezeichnet nur die Relationen der Dinge zu den Menschen und nimmt zu deren Ausdruck die kühnsten Metaphern zu Hilfe.«⁵¹⁵ Als Konsequenz aus dieser Auffassung von der Metaphorizität und Subjektivität der Sprache folgt, daß keine objektive Wahrheit mit Hilfe sprachlicher Zeichen formuliert werden kann. Anstelle des Anspruchs nach Adäquatheit der Zeichen tritt vielmehr ein ästhetischer Anspruch nach Transformation der Wahrnehmung in eine völlig anders geartete Sprache:

»der adäquate Ausdruck eines Objekts im Subjekt – ein widerspruchsvolles Unding: denn zwischen zwei absolut verschiedenen Sphären, wie zwischen Subjekt und Objekt, gibt es keine Kausalität, keine Richtigkeit, keinen Ausdruck, sondern höchstens ästhetisches Verhalten, ich meine eine andeutende Übertragung, eine nachstammelnde Übersetzung in eine ganz fremde Sprache: wozu es aber jedenfalls einer frei dichtenden und frei erfindenden Mittelsphäre und Mittelkraft bedarf.«⁵¹⁶

Diesem ästhetischen Verhalten entspricht der Drang zur Metaphernbildung, den Nietzsche als Grundlage der menschlichen Existenz ansieht:

512 Grillparzer, Werke, Bd. 1, S. 526.

513 Novalis, Schriften 2, S. 413, Nr. 1.

514 Nietzsche, Wahrheit, S. 314.

515 Nietzsche, Wahrheit, S. 312.

516 Nietzsche, Wahrheit, S. 317.

»Jener Trieb zur Metaphernbildung, jener Fundamentaltrieb des Menschen, den man keinen Augenblick wegrechnen kann, weil man damit den Menschen selbst wegrechnen würde, ist dadurch, daß aus seinen verflüchtigten Erzeugnissen, den Begriffen, eine reguläre und starre neue Welt als eine Zwingburg für ihn gebaut wird, in Wahrheit nicht bezwungen und kaum gebändigt. Er sucht sich ein neues Bereich seines Wirkens und ein anderes Flußbett und findet es im *Mythus* und überhaupt in der *Kunst*.«⁵¹⁷

Die Kunst als ästhetisches Spiel mit der Sprache erscheint hier als Ausweg aus dem sklavischen Anklammern an jenes »ungeheure Gebälk und Bretterwerk der Begriffe«⁵¹⁸, das »dem freigewordenen Intellekt nur ein Gerüst und ein Spielzeug für seine verwegenen Kunststücke [ist, U.F.]: und wenn er es zerschlägt, durcheinanderwirft, ironisch wieder zusammensetzt, das Fremdeste paarend und das Nächste trennend, so offenbart er, daß er jene Notbehelfe der Bedürftigkeit nicht braucht und daß er jetzt nicht von Begriffen, sondern von Intuitionen geleitet wird. Von diesen Intuitionen aus führt kein regelmäßiger Weg in das Land der gespenstischen Schemata, der Abstraktionen: für sie ist das Wort nicht gemacht, der Mensch verstummt, wenn er sie sieht, oder redet in lauter verbotenen Metaphern und unerhörten Begriffsfügungen, um wenigstens durch das Zertrümmern und Verhöhnern der alten Begriffsschranken dem Eindrücke der mächtigen gegenwärtigen Intuition schöpferisch zu entsprechen.«⁵¹⁹ Nietzsche ersetzt somit die metaphysischen Begrifflichkeiten und die Wahrheit durch das *Spiel*, den künstlerisch-schöpferischen Umgang mit Sprache. Aus der Erkenntnis des schimärischen Charakters objektiver Wahrheit resultiert insofern die Freiheit des Menschen, wie sie sich just im Spiel mit der Sprache zeigt.

Insofern diese Erkenntnis letztendlich auf einer prinzipiellen Skepsis gegenüber den Sprachzeichen basiert, finden sich initiiierende Impulse für den spielerischen und daher befreiten ästhetischen Umgang mit der Sprache bereits in Lichtenbergs sprachkritischen Reflexionen, etwa in seinem Postulat von der individualisierten Sprache und der Aufforderung zum innovativen Umgang mit dem sprachlichen Material, allerdings immer unter Beibehaltung der intersubjektiven Funktion der Sprache als Verständigungsmittel.⁵²⁰ Von diesem

517 Nietzsche, Wahrheit, S. 319.

518 Nietzsche, Wahrheit, S. 321.

519 Nietzsche, Wahrheit, S. 321.

520 Am Rande sei erwähnt, daß ein Vergleich von Lichtenberg und Morgenstern etwa im Hinblick auf die Möglichkeit, durch den innovativen Umgang mit Sprache unter den historischen Rahmenbedingungen der Erkenntnis progressive Anregungen zu geben, lohnte. Interessant erscheint zum Beispiel der Gebrauch von Kurzformen, zum einen von rationalistisch-naturwissenschaftlich geprägten Haltung Lichtenbergs, zum anderen von der künstlerisch-dichterischen Persönlichkeit Morgensterns aus. So erinnert etwa die folgende Selbstcharakterisierung Morgensterns als »Tagebuchschriftsteller« und »Notizeur« in einem Brief vom 26. August 1912 an seine Frau Margareta sehr an die Physiognomie des Lichtenbergischen Werks: »Ich bin so wenig Literat, daß ich nicht kann, was viele können: »schreiben«. Ich kann nur

Aspekt aus gesehen erscheint die Untersuchung der Frage interessant, wie sich die sprachkritischen Erkenntnisse Lichtenbergs in seinem spielerisch-experimentierenden Umgang mit der Sprache einlösen: Welche Sprachspiele sind im Rahmen der geschilderten historischen Bedingungen möglich? Inwiefern entsprechen die sprachlichen Ausdrucksformen Lichtenbergs den (rhetorischen) Konventionen seiner Zeit? Wie verbinden sich ästhetische und rationalistische Ansprüche in den Ausdrucksformen seiner Schriften?

2. Verbalisierung des Sensuellen – Sensualisierung des Verbalen?! Lichtenbergs »Wörter-Welt«

2.1 Gattungen? Genres? »Nur keine Monstra« – Lichtenbergs Schreibformen zwischen Konvention und Individualität

Die Form, wie sie sich im äußeren Erscheinungsbild der Schriften Lichtenbergs konkretisiert und manifestiert, steht im Mittelpunkt der nachfolgenden Betrachtungen. Form meint hierbei die Art oder Gattung, die Lichtenberg – nichts weniger als unbewußt – wählt, um seine Gedanken und Beobachtungen – mit welcher Absicht auch immer – sprachlich zu fassen.

Prinzipielle Fragen

Der Versuch, Lichtenbergs Schriften nach formalen Gesichtspunkten zu strukturieren, wirft grundsätzliche Fragen auf, die auf charakteristische Eigenarten seines Werks hinweisen und vor allem aus der Erfahrung resultieren, daß die konventionelle Gattungssystematik seinen Texten nicht gerecht wird. Offensichtlich tritt die Schwierigkeit der formalen Systematisierung des Lichtenbergischen Werks zutage, wenn man die verschiedenen Ausgaben seiner Schriften und die dort vorgenommene Aufteilung der Bände betrachtet. Dabei wird deutlich, daß hauptsächlich zwischen vier größeren Schriftenkomplexen unterschieden wird: Ein auffallend umfangreiches Korpus bilden die privaten, zu seinen Lebzeiten unveröffentlichten Schriften Lichtenbergs, zu denen seine notizhaft kurzen, heute wie in der Vergangenheit gern pauschal als ›Aphorismen‹ etikettierten Aufzeichnungen, die Textfragmente sowie seine skizzen-

die jeweiligen spontanen und kurzen Fixierungen meiner innern Lebenswegeserlebnisse hinterher sammeln und aufreihen. Ich bin kein Schriftsteller in summa, kein Bildner aus dem Vollen, sondern nur ein nach dem Dichterischen hin veranlagter Aufzeichner meines Menschen, vom Nichtigen bis zum Wichtigen – ein Tagebuchschriftsteller, ein Notizeur« (Morgenstern/Habel V, S. 439.).

ähnlichen Vorarbeiten und Entwürfe zu ausgeführten oder nie verwirklichten Projekten zählen. Aus den – mehr oder weniger – abgeschlossenen Schriften sowie den Publikationen wissenschaftlicher, populär-wissenschaftlicher und satirisch-literarischer Art setzt sich ein zweiter Textkomplex zusammen, dessen Ausmaß von Lichtenbergs reger publizistischer Tätigkeit zeugt. Unter einer dritten Gruppe werden die poetischen Texte, die sich vor allem aus (Gelegenheits-)Gedichten, Spottversen, Epigrammen und Stammbuchsprüchen zusammensetzen, subsumiert, während die erhaltenen Briefe den umfangreichen vierten Werkteil bilden.

Zu beachten ist bei diesem wie bei jedem Versuch der systematisierenden Gliederung seines Werks jedoch, daß die einzelnen Schriftenkomplexe selbst bei einer derart groben wie vagen Strukturierung *nicht* durch klare Grenzlinien voneinander getrennt werden können, und daß die Unterteilung höchstens *eine quantitative, aber keinesfalls eine qualitative Differenzierung* der einzelnen Werke impliziert. Die einzelnen Schriften lassen sich oft nicht eindeutig einer der genannten Gruppierungen zuordnen, wirft doch bereits das Kriterium der Abgeschlossenheit bzw. der Fragmentarizität die prinzipiellen Fragen danach auf, ab wann eine sprachliche Äußerung überhaupt als abgeschlossen aufgefaßt wird, ob Abgeschlossenheit zugleich die unbedingte Garantin für die Literarizität und Vollendetheit einer Äußerung bildet, und welche Kriterien den gelungenen Sprechakt als solchen bedingen.¹ Inwieweit also ist eine Schrift, die angesichts ihrer ›abgerundeten‹, geschlossenen Form als ›autonomes‹ Werk bezeichnet werden könnte, mit der erfolgreichen Bewältigung der sprachlichen Ausdruckproblematik gleichzusetzen?

Zuletztgestellte Frage betrifft die zentrale Problematik, die den Umgang der Forschung mit den Schriften Lichtenbergs bestimmt und sich aus der – teils scheinbaren, teils offensichtlichen – Fragmentarizität vieler seiner Werke ergibt. Würde man nämlich, wie seinerzeit Peter Rippmann, Lichtenbergs Werk aus autonomieästhetischer Perspektive betrachten, läge die Wertung nahe, das offensichtliche Fehlen eines geschlossenen Werks als Ausdruck einer »Unfähigkeit [seitens Lichtenberg aufzufassen, U.F.], ein Erlebnis zu gestalten oder ein inneres Bild im dichterischen Kunstwerk festzuhalten«², aufzufassen. Die aus der diagnostizierten sprachlichen Gestaltungsschwäche resultierende Folgerung Rippmanns, »daß seine [Lichtenbergs, U.F.] Interpretation der Sprache als des inadäquaten Instruments menschlicher Mitteilung im Scheitern seiner literarischen Laufbahn eine verhängnisvolle Entsprechung hatte«³, führte schließlich gar zur Aburteilung des fragmentarischen

1 Warum wird beispielsweise das »Fragment von Schwänzen« zu den »Entwürfen« gezählt, zumal es doch veröffentlicht wurde und Lichtenberg nicht beabsichtigte, es zu einem umfangreicheren Werk auszuarbeiten, sondern lediglich als satirische ›Freundesgabe‹ (vgl. SB III, Komm., S. 253) gedacht hat und es von daher gesehen als ›abgeschlossen‹ angesehen werden könnte?

2 Rippmann 1953, S. 53.

3 Rippmann 1953, S. 53.

Werks als ›nichtig‹.⁴ Daß dieses Urteil der nicht erst in jüngster Zeit allgemein anerkannten Einschätzung von Lichtenbergs Schriften als sprachlich wie literarisch bedeutenden ›Produkten‹ diametral entgegensteht, wird groteskerweise vor allem durch die sich in der Zahl der Ausgaben und der Zitierungen spiegelnde Popularität der »Sudelbücher« als des fragmentarischsten seiner Werke bestätigt sowie durch die Tatsache, daß gerade sie den mit Abstand am häufigsten und intensivsten *literaturwissenschaftlich* erforschten Teil seines Werks darstellen. Will man nicht annehmen, daß die meisten der Rezipienten Lichtenbergischer Schriften, welcher Motivation auch immer ihre Beschäftigung mit seinen Werken entsprang, sich auf geschmacklichen Abwegen befinden oder gar wissenschaftlichen Irrtümern unterliegen, so stellt sich die Frage, was Lichtenbergs Werk als literarisches auszeichnet, auch wenn (oder gerade weil?) es nicht gattungssystematischen Kategorien zugeordnet werden kann und darüber hinaus auch noch in weiten Teilen fragmentarische Züge trägt.

Während Rippmanns Urteil belegt, daß Lichtenberg von der sprachlichen Norm abweicht – derartige Abweichungen zeichnen sich nämlich gerade dadurch aus, daß ihnen mit Sanktionen begegnet wird –, erweist die Tatsache, daß Lichtenbergs ›Normverletzung‹ heute anerkannt und sogar als besonderes Stilmerkmal *geschätzt* wird, daß sie eine bestimmte Funktion erfüllt, die von seinen Lesern als solche anerkannt worden ist und deshalb überwiegend ohne Sanktionen als literarisch-poetische Abweichung akzeptiert wird.⁵ Um die Literarizität des Lichtenbergischen Werks zu belegen, muß also geklärt werden, welche Funktion die Normverletzung erfüllt, und wie sie motiviert ist.

Die Frage nach der Konformität der Schriften Lichtenbergs hinsichtlich der klassischen literarischen Gattungstypen stellt also insofern ein besonderes Problem dar, als aufgrund bestimmter charakteristischer Merkmale wie Fragmentarizität und augenscheinlicher Un- bzw. Anti-Systematisiertheit auch erörtert werden muß, inwieweit überhaupt von literarischen Produkten die Rede sein kann. Wie begründet sich die Literarizität der Schriften, die in der Regel jeder stillschweigend voraussetzt, der Lichtenbergs Schriften zum Gegenstand literaturwissenschaftlicher Betrachtungen wählt? Inwiefern entsprechen die Schriften des hauptberuflichen Physikprofessors Lichtenberg in formaler Hinsicht den konventionellen Vorstellungen von literarischen Texten?

Formale Werkstruktur

Lichtenbergs Werk erscheint zunächst formal zersplittert in Kurzformen wie Magazin- und Kalender-Aufsätze, Fragmente, Aphorismen, wissenschaftliche Abhandlungen, Satiren, Streitschriften, Briefe und poetische Kleinformen. Die gattungssystematische und formale Zusammenfassung der einzelnen Schriften zu größeren Komplexen scheitert an der Disparität der Formen und dem Vor-

4 Vgl. Rippmann 1953, S. 53.

5 Vgl. Fricke 1981, S. 83 und 87.

herrschen von formalen ›Grenz-‹, wenn nicht gar ›Einzelgängern‹. Lichtenbergs Werk scheint damit allen traditionellen Definitionen des Werk-Begriffs zu widersprechen: Es ist weder strukturierbar noch abgeschlossen, vom Kriterium der Vollendetheit ganz abgesehen. Es tritt auf als Konglomerat disparater, oftmals gar fragmentarischer Einzelteile, die ihm einen offenen und zerfaserten Zug verleihen. Die Annahme, daß diese Disparität weniger als Unsystematisiertheit, sondern vielmehr als Ausdruck seiner – wohlbegründeten – anti-systematischen Haltung erscheint und Lichtenbergs Schriften dementsprechend in gattungsbezogener Hinsicht als ›Anti-Werk‹ aufzufassen sind, liegt insofern nahe, als sie an Lichtenbergs Aversion gegen systematisierte ›Theorie-Gebäude‹ erinnert.

Abgesehen von der Fragmentarizität vieler Schriften bestimmen Kurzformen unterschiedlichster Art und Thematik das Erscheinungsbild seines Werks: Neben *fünf wissenschaftlichen Abhandlungen* (inklusive der einzigen rein mathematischen Schrift), von denen vier in lateinischer Sprache verfaßt wurden, sind es hauptsächlich *populär-wissenschaftliche, satirisch-literarische Aufsätze* sowie einige *Streitschriften*, die Lichtenberg überwiegend in den von ihm selbst (mit-)herausgegebenen Periodika, dem »Göttingischen Magazin der Wissenschaften und der Litteratur« und dem »Göttinger Taschen Calendar«, veröffentlichte. Der Gattung der Briefform bedient sich Lichtenberg in den »*Briefen aus England*«, indem er die Darstellung seiner Londoner Eindrücke mit fiktiven Datierungen und in typischen an den Adressaten gerichteten Anreden versieht. Den umfangreichsten zusammenhängenden Korpus von Prosatexten bilden Lichtenbergs *Erklärungen der Kupferstiche Hogarths*. Vordergründig könnten sie zu den Bildbeschreibungen gerechnet werden. Daß sie aber keineswegs bloße Deskriptionen visueller Eindrücke sind, zeigt sich in dem Umstand, daß sie mit ihren Metaphorisierungen, literarischen Allusionen und ihrer Funktion den Freiraum, den die visuelle Darstellung bietet, auszufüllen, doch vielmehr den Eindruck reflektierend-erzählender, eigenständiger literarischer Schriften erwecken. Fabel, Erzählung und Roman sind Gattungen, zu denen sich *Skizzen* finden. Es blieb jedoch bei Ansätzen, die nicht weiter ausgeführt wurden. Schließlich finden sich auch *poetische Texte* in seinem Werk vorwiegend parodistischer oder satirischer Art, zumeist gereimte und teilweise dedizierte Gelegenheitsgedichte.

Sämtliche Arbeiten unter einem oder einigen wenigen formalen Oberbegriffen zu subsumieren, erscheint ob der Disparität ihrer Formen und Themen nicht möglich. Denn entweder verlören sich die Schriften in den einzelnen Gruppenbildungen, so daß ein Begriff lediglich für ein oder zwei Schriften gälte, oder aber die Oberbegriffe würden so großzügig formuliert, daß sie die Mehrzahl der Schriften unter sich subsumierten. Wolfgang Promies hat sie in seiner Ausgabe den thematischen Rubriken »Aufsätze gelehrten und gemeinnützigen Inhalts«, »Streitschriften« sowie »Unterhaltsame Aufsätze« zugeordnet.⁶ Daß sich Gelehrtheit, Gemeinnützigkeit und Unterhaltsamkeit

6 Vgl. SB III, S. 1070f.

jedoch nicht ausschließen und Aufsätze wie beispielsweise »Das Luftbad« und die »Vermischten Gedanken über die äërostatistischen Maschinen« ebenso lehrreich wie unterhaltsam sind, zeigt die Schwierigkeit und die Subjektivität der Systematisierung. Jede Systematisierung der Schriften Lichtenbergs erscheint in gewisser Hinsicht unbefriedigend. Seine zahlreichen Schriften scheinen sich jeder nachträglichen Ordnung entziehen zu wollen. Selbst die Kriterien der Wissenschaftlichkeit und Literarizität erbringen keine befriedigende Gliederung – fiele doch der größte Teil der Schriften unter die Gruppe der »Mischformen«.

Lichtenbergs »Sudelbücher« als formale und thematische Integrale

Entsprechen die publizierten Schriften Lichtenbergs, vor allem seine wissenschaftlichen Abhandlungen, die seine internationale Reputation als prominenter Naturwissenschaftler begründeten,⁷ noch am ehesten gattungsmäßigen Konventionen – sie nähern sich Genres wie Essay, Brief, Bericht, Kalender- und Magazinaufsatz, Biographie, naturwissenschaftlicher Abhandlung, polemischer Streitschrift zumindest an –, umfaßt die Textgruppe der Fragmente, Entwürfe und kürzeren Aufzeichnungen Lichtenbergs, die den »abgeschlossenen« Schriften in quantitativer Hinsicht mindestens gleichgestellt ist, die gattungsmäßig am schwierigsten faßlichen Sprachformen.

Schlagendstes Beispiel hierfür und Inbegriff der Formen- und Themenpluralität sind die »Sudelbücher«. Sie bilden ein Konglomerat literarischer Gattungen, eine Art Integral aller Formen und Themen des Lichtenbergischen Werks, enthalten sie doch sowohl physikalische Versuche nebst Abbildungen als auch literatur- und erkenntnistheoretische Diskurse, philosophische Reflexionen, Entwürfe zu Erzählungen und zu dem von Lichtenberg geplanten Roman. Kaleidoskopartig folgen ein- oder zweisätzliche Notizen, Konstatierungen von Reflexionen und Erfahrungen, Sentenzen, Apophthegmen, Aphorismen im konventionellen Sinne, Fragen, Imperative, Dialoge, einzelne Begriffe und Wörter und längere Erörterungen eines Problems aufeinander.

Beim Versuch, dieses Konglomerat von Sprachformen, die Kürze, Konzision und Präzision des sprachlichen Ausdrucks miteinander verbindet, einer literarischen Gattung zuzuordnen und es als Gesamtes gattungsmäßig zu benennen, gerät man unversehens in die Diskussion um den Begriff des Aphorismus, wurden doch Lichtenbergs »Sudelbuch«-Eintragungen zumeist als undifferenzierte Einheit der Gattung der Aphorismen subsumiert.⁸ Aufgrund

⁷ Vgl. Hasse 1997, S. 207.

⁸ So konstatiert Wildbolz: »Wer etwa den Versuch unternimmt, ein literarisch so bedeutendes Werk wie Georg Christoph Lichtenbergs Hauptwerk, seine Gedankenbücher, [...] in gattungsmäßiger Struktur zu erfassen, wird feststellen, daß diese Aufzeichnungen fast überall als Aphorismen klassifiziert und differenzierte Formuntersuchungen nur beiläufig und ohne Konsequenz unternommen worden sind« (Wildbolz 1969, S. 109.). Wildbolz selbst schlägt den Begriff der »Kurzform« vor,

dieser Einordnung seiner »Sudelbücher« wurde und wird Lichtenberg allort ja schon traditionellerweise als Aphoristiker par excellence proklamiert: So kursierten seine Aufzeichnungen, nachdem sie von ihren Entdeckern Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries lediglich unter dem vagen Titel »Vermischte Bemerkungen« im Jahr 1800 erstmals herausgegeben wurden, von spätestens 1835 an bis in die jüngste Vergangenheit unter dem Etikett »Aphorismen«⁹ oder »Ideen, Maximen und Einfälle«.¹⁰ Allerdings hat schon 1912 Walter Berendsohn die Bezeichnung »Aphorismus« ausdrücklich nur auf einen bestimmten Teil der Aufzeichnungen Lichtenbergs angewendet, keinesfalls auf die »Sudelbücher« in ihrer Gesamtheit.¹¹

Inadäquat ist die Bezeichnung der »Sudelbücher« als »Aphorismen-Sammlung« dann, wenn Aphorismus im Sinne der konventionellen Gattungsdefinition verstanden wird als ein- oder zweisätzliche, vom Kontext isolierte und in sich geschlossene Formulierung eines geistreichen Gedankens, die sich durch eine besondere Kombination sprachlicher Mittel auszeichnet, Anspruch auf Originalität und Allgemeingültigkeit zugleich erhebt und deren appellativer Charakter den Rezipienten zur Fortführung des Gedankens animiert.¹² Denn diese Merkmale treffen lediglich auf einen bestimmten, wenn auch nennenswerten Teil der »Sudelbuch«-Eintragungen zu.¹³

Exkurs: Vorschläge zur adäquaten Bestimmung des Aphorismus-Begriffs

Harald Fricke modifiziert die traditionelle Definition des Aphorismus insofern, als er die quantitative Begrenzung, »das stereotyp mit dem Aphorismus assoziierte Merkmal der »Kürze««¹⁴, als zu undifferenziert, unverbindlich und damit unbrauchbar verwirft. Denn: »Alle Versuche der Festlegung auf »einen Satz« [...] oder »drei Sätze« [...] oder darauf, daß sich die »Sätze zählen lassen müssen« ([...] – wo hört das auf?), entspringen dezisionistischer Willkür und zerschlagen sich vor der Tatsache, daß sich selbst bei den unstrittigen Prototypen der Gattung manche Aphorismen über mehrere Seiten erstrecken«¹⁵.

unter den er die Aphorismen als »die brillanten Glanzpunkte des Werkes« subsumiert. Als weitere literarische Kurzformen Lichtenbergs definiert er die Notiz, den Entwurf, die Sentenz, die Maxime, den Witz und schließlich das Fragment. Problematisch erscheint hierbei die quantitative Undifferenziertheit des Kurzform-Begriff: Was ist eine »kurze Sprachform«? Ein Wort, ein Satz, eine Seite? Vielmehr fällt bei der Durchsicht der »Sudelbücher« eine Disparatheit auch hinsichtlich der Länge der Eintragungen: »Sudelbuch«-Eintragungen bestehen sowohl aus seitenlangen Satzfolgen wie aus Satzfragmenten oder einzelnen Wörtern.

9 Vgl. Lichtenberg/Leitzmann 1902–1908; Lichtenberg/Sengle 1953/1984; Lichtenberg/Bruckner 1972; Lichtenberg/Batt 1976.

10 So von Gustav Jördens 1827–30, vgl. Lichtenberg/Jördens 1827–1830.

11 Vgl. Berendsohn 1912, S. 18 ff.

12 Vgl. Mautner 1968, S. 228.

13 Vgl. Joost in Noctes, Nachwort S. 115.

14 Fricke 1984, S. 14.

Stattdessen führt Fricke das Kriterium der »kotextuellen Isolation«¹⁶ ein, das die für »echte« Aphorismen-Ketten charakteristische wechselseitige Unabhängigkeit bezeichnet. Damit eine Aufzeichnung der Gattung des literarischen Aphorismus zugerechnet werden darf, fordert Fricke von ihr die Erfüllung bestimmter Kriterien: So muß sich die Aufzeichnung notwendigerweise durch kotextuelle Isolation, Prosaform und Nichtfiktionalität auszeichnen sowie zudem entweder aus einem verweisungsfähigen Einzelsatz bestehen oder eine bestimmte Konzision im Ausdruck oder aber eine sprachliche bzw. sachliche Pointe aufweisen.¹⁷ Demzufolge könnten auch längere Eintragungen wie beispielsweise F₃₁₁ als Aphorismen verstanden werden.

Fricke hat damit ein Modell entworfen, das es erlaubt, mit Hilfe eines Kriterien-Katalogs in seinem Sinne »echte« Aphorismen ausfindig zu machen. Er erreicht damit, daß die »Sudelbuch«-Aufzeichnungen, abgesehen von Ausnahmen wie etwa möglicherweise »versehentlich« in die »Sudelbücher« geratene Tagebuch-Einträge und physikalische Versuchsbeschreibungen, zu einem nennenswerten Teil der Gattung des literarischen Aphorismus gezählt werden dürfen. In der Konsequenz kann Lichtenberg zum »Prototyp der Gattung«¹⁸ und zusammen mit Friedrich Schlegel und Novalis zum »Begründer des Genres in der deutschsprachigen Literatur«¹⁹ erhoben werden, da in seinen Schriften das Potential der ihm nachfolgenden literarischen Aphoristik in prinzipieller Hinsicht bereits vorhanden sei.²⁰

Erscheint eine derartige Einschätzung Lichtenbergs mit Blick auf die modifizierte Gattungsauffassung zwar als zulässig und plausibel, so ist allerdings bei der Nennung von Lichtenberg, Schlegel und Novalis in einem Atemzug Vorsicht geboten, könnte sie doch dazu verleiten, Lichtenbergs »Aphorismen« im Sinne der Romantiker als Ausdruck einer »progressiven Universalpoesie« aufzufassen. Mögen Lichtenbergs »Sudelbücher« auch im Hinblick auf die romantische Aphorismen-Literatur als impulsgebend oder vorausweisend erscheinen, so war doch Lichtenbergs eigenes Aphorismus-Verständnis vor allem von Francis Bacons 1620 erschienenem »Novum Organum« geprägt, das den Bruch mit der scholastischen Tradition markiert.

15 Fricke 1984, S. 14.

16 Fricke 1984, S. 10 et passim. Damit geht die Forderung einer potentiellen quantitativen Begrenzung des Aphorismus in dem Sinne, das »nämlich in einer ganzen Aphorismen-Kette durchschnittlich wenigstens zweimal pro Druckseite ein neuer Aphorismus anfangen sollte, damit Eintragungen optisch noch als torsohaft und nicht als Zusammenstellung selbständiger Ganztexte wahrgenommen werden« (Fricke 1984, S. 15.).

17 Vgl. Fricke 1984, S. 18; Fricke 1981, S. 146. Verweisungsfähig meint hierbei die Eigenschaft, die Zugehörigkeit zu einem übergeordneten thematischen Zusammenhang anzuzeigen.

18 Fricke 1984, S. 76.

19 Fricke 1981, S. 157.

20 Vgl. Fricke 1984, S. 76.

Anfechtbar erscheint Fricke's Kriterien-Katalog als Versuch, den Aphorismus-Begriffs möglichst eindeutig zu definieren, vor allem angesichts seiner Vernachlässigung der historischen Prägung der Begriffsverwendung. So kritisiert Friedemann Spicker in seinem Buch über die historische Entwicklung des Aphorismus als Begriff und als Gattung an Fricke's Selektionsprinzip dessen Verkenntnis historischer Besonderheiten des Begriffsgebrauchs und die Abstraktion von zeit- wie autoren-spezifischen Gegebenheiten zugunsten logischer Eindeutigkeit der Definition. Die Einführung abstrakter Kriterien erscheint ihm insofern ahistorisch und wird in dieser Hinsicht dem Aphorismus-Begriff nicht gerecht, denn: »Seine rigorose Selektion per Kriterienüberprüfung und Ausschluß aus der Gattung hat sogar die Aberkennung des von den Autoren selbst gewählten Begriffs fraglos zur Folge. Eine allen Gesetzen der Logik gemäße Klarheit und Eindeutigkeit gewinnt Fricke um einen entschieden zu hohen Preis: den Primat der Theorie gegenüber dem Phänomen und die bedingungslose Ausgrenzung, wofern diese der Theorie nicht standhalten.«²¹

Hingegen geht Spicker auf seiner Suche nach der semantischen ›Mitte‹ des Aphorismus-Begriffs, nach den »traditionalen Fäden seiner Textur«²² vor allem von der Betrachtung der Begriffsverwendung in den unterschiedlichen historischen und werkspezifischen Kontexten aus, wenn er fragt: »Ist es also nicht ergänzend oder gar in erster Linie zu fragen, warum die Autoren den Begriff verwenden, was in seiner Verwendung verborgen liegt?«²³

Auf der Grundlage begriffsgeschichtlicher Beobachtungen, in deren Zentrum die Position des Aphorismus zwischen Wissenschaft und Literatur steht, synthetisiert Spicker die wesentlichen der beobachteten historischen Phänomene zu einem Aphorismus-Begriff, den er, unter Verzicht auf eine scharf abgegrenzte Begriffsdefinition, als Begriffsfeld mit ›semantischem Rand‹ und ›semantischer Mitte‹ charakterisiert: »In der Mitte des Begriffsfeldes finden sich Merkmale, die bei aller Ausuferung bei mannigfachen Interferenzen und entsprechender definitorischer Selbstbescheidung ein integratives Element deutlich machen, das hinter die Dichotomie von Wissenschaft und Literatur und auf den gemeinsamen Ursprung und das Zentrum des »Aphorismus« zurückführt. Einen solchen Begriffsrand, eine solche semantische Mitte zu beschreiben, bedeutet nicht nur weniger als eine Begriffsbestimmung, sondern zeigt darüber hinaus auch, warum hier jedes Denken in festen Grenzen, jeder Definitionsversuch im klassischen Sinne mithin zum Scheitern verurteilt ist.«²⁴

Indem Spicker Begriffe wie Epigramm, Aperçu, Zitat, Sentenz, Maxime, These, Fragment in die semantische Randzone des Aphorismus-Begriffs als Gattung einordnet und das jeweilige Verhältnis der Begriffe durch Ausgren-

21 Spicker 1997, S. 11.

22 Spicker 1997, S. 12.

23 Spicker 1997, S. 12.

24 Spicker 1997, S. 329.

zung bzw. Einfriedung näher bestimmt, demonstriert er die Unmöglichkeit einer klar umrissenen Definition des Aphorismus und weist vielmehr auf die *Vielfältigkeit und Offenheit der Begriffsbedeutung* hin. Die semantische Mitte des Aphorismus-Begriffs konstituiert sich nach Spicker vor allem aus fünf Phänomenen, die er unter den Begriffspaaren Lebensweisheit und Menschenkenntnis, Vereinzelung und System, Skizze und Experiment, Konzentrat und Konzentration, Rezeptionsverwiesenheit näher vorstellt.²⁵ Sofern diese fünf Aspekte zugleich sämtlich Charakteristika der »Sudelbücher« Lichtenbergs darstellen, erscheint der Aphorismus-Begriff im Sinne Spickers mithin als adäquate Bezeichnung für die gattungsmäßige Einordnung der »Sudelbücher«.

*Vereinzelung und System:
Form- und Methodenauffassung Francis Bacons
als traditioneller Ausgangspunkt*

Für das Moment des Anti-Systematischen, das Lichtenbergs »Sudelbücher« auszeichnet, ist insbesondere Francis Bacons Form- und Methoden-Auffassung grundlegend, die vor allem durch die Spannung zwischen Vereinzelung der Notate und systematischem Überbau geprägt ist. Bacon, von Lichtenberg als »einer der größten Denker neuerer Zeit, der Stifter wahrer Naturlehre«²⁶ geschätzt, vertritt gemäß seines von Lichtenberg mehrmals zitierten Diktums »*Vere scire, esse per Causas scire*«²⁷ die Auffassung, daß der wahre Weg »zur Erforschung und Entdeckung der Wahrheit«²⁸ derjenige sei, »auf dem [...] man von den Sinnen und vom Einzelnen ausgehend die Sätze [ermittelt, U.F.], indem man stetig und stufenweise aufsteigt, so daß man erst auf dem Gipfel zu den allgemeinsten Sätzen gelangt«²⁹. Wahrer Erkenntnisgewinn kann demnach ausschließlich auf der Basis eigener sinnlicher Erfahrung stattfinden, die den Ausgangspunkt der von Bacon befürworteten induktiven Methode bildet. Die Menschen müssen deshalb dazu bereit sein, »sich einstweilen der Begriffe zu entledigen und anzufangen, mit den Dingen selbst vertraut zu werden«³⁰. Hierbei nimmt das Experiment eine zentrale Position ein:

»... mein Weg und meine Methode, wie ich oft deutlich genug gesagt habe [...], besteht darin, nicht Werke aus Werken oder Experimente aus Experimenten, wie die Empiriker, abzuleiten, sondern aus den Werken und Experimenten die Ursachen und Grundsätze, und aus diesen beiden wieder neue Werke und Experimente [...] zu entnehmen.«³¹

25 Vgl. Spicker 1997, S. 349.

26 SB III, S. 162.

27 Bacon/Krohn I 1990, S. 279f. Vgl. J_I573, auch SB III, S. 654.

28 Bacon/Krohn I 1990, S. 89.

29 Bacon/Krohn I 1990, S. 89.

30 Bacon/Krohn I 1990, S. 99.

31 Bacon/Krohn I 1990, S. 117.

Bacon beschränkt sich in seinem »Novum Organum« nicht auf die theoretische Begründung seiner Forderung nach Experimenten, kann doch sein gesamtes Werk als Experimentierfeld angesehen werden, auf dem Bacon die Anwendung neuer Sprach- und Stilformen ausprobiert. Ist auch die Sprache für Bacon im Hinblick auf die abstrahierende Wirkung der Begriffe eine Quelle des Irrtums, vermag sie doch gleichsam Kreativität zu evozieren: So dürfen die aus der Erkenntnis gewonnenen »Sätze, welche aus Beweisen abgeleitet worden sind«³², keinesfalls die Grundlage für neue Entdeckungen bilden, also niemals die sinnliche Wahrnehmung ersetzen, da »die Feinheit der Natur [...] weit die Schärfe einer Beweisführung«³³ überrage. »Aber Sätze, die richtig und ordnungsgemäß vom Einzelnen abstrahiert worden sind, zeigen und verweisen leicht auf neues Einzelnes. So machen sie die Wissenschaft schöpferisch.«³⁴ Dieser Verweischarakter der Sprache auf Zukünftiges offenbart sich jedoch nicht nur in semantischer Hinsicht, sondern zeigt sich darüber hinaus in der formalen Sprachgestaltung: Insofern schlägt sich seine wissenschaftstheoretische Auffassung in den von ihm verwendeten sprachlich-stilistischen Formen nieder.

Die besondere formale, sprachlich-stilistische Physiognomie seines Werks gründet auf Bacons Bruch mit der Tradition, verfolgt er doch nicht nur das Ziel, seine Philosophie als neue neben die alten Theorien zu stellen, sondern strebt ferner eine *neue Ebene des Philosophierens* an, zu deren Realisierung er lediglich Ansatzpunkte liefern kann, deren endgültige Ausformulierung und Rechtfertigung er jedoch als Aufgabe zukünftiger Forscher sieht. Der Anspruch Bacons, mit seinem »Novum Organum« in einen *Dialog mit der Zukunft* zu treten, evoziert Kommunikationsprobleme.³⁵ Jenes Verständigungsproblem löst Bacon sozusagen im Sinne seiner eigenen Philosophie, nämlich *experimentell*, indem er mit der Stilform des Fragments experimentiert: Das »Novum Organum« bildet nur einen Teil der weitaus umfangreicher angelegten »Instauratio Magna«, deren Gesamtanlage sich als komplexe Verschachtelung von Fragmenten darstellt.³⁶ Die Fragmentarizität erscheint hierbei jedoch nicht als unbeabsichtigter Mangel des Werks, sondern vielmehr als wohlbedachte Stilisierung und signalisiert die Fortsetzbarkeit des Begonnenen. Sie basiert auf der Einsicht Bacons, daß sein Werk in allen seinen Teilen weitergeführt werden kann und zwar unter der Bedingung, daß die Forschungsmethode eine organische Arbeitsteilung gewährleistet.³⁷ Dieser Absicht entspricht auch die Formulierung der Reflexionen als Aphorismen,³⁸

32 Bacon/Krohn I 1990, S. 93.

33 Bacon/Krohn I 1990, S. 93.

34 Bacon/Krohn I 1990, S. 93.

35 Vgl. Bacon/Krohn I 1990, S. XXIX.

36 Vgl. Bacon/Krohn I 1990, S. XXXf.

37 Vgl. Bacon/Krohn I 1990, S. XXXVI.

38 Bacon bezeichnet seine »Lehrsätze« selbst als Aphorismen: »Aphorismi de inter-

deren (gedanken-)bruchstückhafter Formcharakter und Unvollkommenheit auf ihre zukünftige Fortentwicklung verweist. Denn, gemäß Bacons Ansicht gilt:³⁹

»Solange die Erkenntnis in Aphorismen und Beobachtungen besteht, wächst sie. Wenn sie erst einmal in zusammenfassende Methoden gepreßt worden ist, kann sie vielleicht noch aufpoliert und geschmückt werden, nimmt aber an Umfang und Substanz nicht mehr zu.«⁴⁰

Hierin distanziert sich Bacon vom Methoden-Begriff der scholastischen Lehrstofforganisation. Nach Bacons Auffassung ist der Rezipient nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, die Arbeit fortzuführen. Dabei legt Bacon den Schwerpunkt weniger auf die Interpretation des Textes, sondern auf die Zuwendung zur selbständigen Arbeit an offenstehenden Aufgaben: Seine Aphorismen sind deshalb als Fragmente aufzufassen, deren Inhalte dem Weiterdenken ihrer Rezipienten harren.⁴¹

Darüber hinaus entspricht diese Haltung seiner theoretischen Forderung nach eigener Anschauung der Dinge. Der Text weist nicht nur inhaltlich, sondern auch formal über sich hinaus auf die sinnliche Wahrnehmung der Natur. Bacon will die Leser seines Werks aus der rein passiv-rezeptiven Haltung herausholen und zu eigener Forschungsarbeit aktivieren. Dies ist nicht nur dem Inhalt der Schrift zu entnehmen, sondern ist zugleich in der Form impliziert: Deshalb ist bei der Rezeption des »Novum Organum« zu bedenken, daß Bacon hier den fragmentarischen Charakter und die Form der Aphorismen wohlbedacht einsetzt, um den Leser in die Arbeit zu integrieren.⁴²

Funktionalität und Ästhetizität:

Form der »Sudelbücher« und (Anti-)Methode Lichtenbergs

Daß Lichtenberg den Form-Begriff im Sinne dieser »Anti-Methode« Bacons verstanden hat, belegen zahlreiche seiner Aufzeichnungen. So hat er nicht nur das »Novum Organum« als »heuristisches Hebzeug«⁴³ aufgefaßt, sondern sich Bacons Formidee selbst zunutze gemacht, wie seine »Sudelbücher« und vor allem seine Kompendium-Projekt zeigen. Allerdings modifiziert Lichtenberg Bacons Formidee zugleich in einer besonderen Weise, die mit seinen erkenntnis- wie sprachtheoretischen Einsichten korrespondiert.

In mehreren »Sudelbuch«-Einträgen reflektiert Lichtenberg die Funktion der »Sudelbuch«-Form sowohl für seinen eigenen Erkenntnisfortschritt als auch für den Erkenntnisgewinn seiner Rezipienten: »Schmierbuch-Methode

pretatione naturae et regno hominis« (»Aphorismen über die Interpretation der Natur und die Herrschaft des Menschen«) (Bacon/Krohn I 1990, S. 80f.).

39 Vgl. Bacon/Krohn I 1990, S. XXXVII.

40 De Augmentis III, 292. Zitiert nach: Bacon/Krohn I 1990, S. XXXVII.

41 Vgl. Bacon/Krohn I 1990, S. XXXVII.

42 Vgl. Bacon/Krohn I 1990, S. XXXVII.

43 Aus: J₁1242. Vgl. SB III, S. 113.

bestens zu empfehlen. Keine Wendung, keinen Ausdruck unaufgeschrieben zu lassen. Reichtum erwirbt man sich auch durch Ersparung der Pfennigs-Wahrheiten.«⁴⁴ Demzufolge bilden seine »Sudelbücher« eine Art »Sparbüchse«⁴⁵ für Gedanken, Ideen, Einfälle und, wenn auch in geringerem Ausmaß, Exzerpte. An Bacons Ansicht vom Erkenntnisfortschritt erinnert Lichtenbergs Vorstellung von der dynamischen Wirkungsweise dieser »Schmierbuch-Methode«, die eine gleichsam organische Herausbildung eines je subjektiv-individuellen Gedanken-Systems bildet: »Es ist sehr gut alles was man denkt, rechnet und dergleichen in besondere Bücher zu schreiben, den Wachstum anzusehen unterhält den Fleiß, und gibt einen Neben-Bewegungsgrund ab aufmerksam zu sein.«⁴⁶ Einen anderen Ursprung der »Schmierbuch-Methode Lichtenbergs bildet die wirtschaftliche Buchführung der englischen Kaufleute, die sie erfolgreich anwenden, um ihre Geldangelegenheiten überblicken zu können. Ihre Buchführungsweise überträgt Lichtenberg auf die ökonomische Haushaltung mit Gedanken im allgemeinen und seine eigenen im besonderen:

»Die Kaufleute haben ihr Waste book (Sudelbuch, Klitterbuch glaube ich im Deutschen), darin tragen sie von Tag zu Tag alles ein was sie verkaufen und kaufen, alles durch einander ohne Ordnung aus diesem wird es in das Journal getragen, wo alles mehr systematisch steht, und endlich kommt es in den Leidger at double entrance nach der italiänischen Art buchzuhalten. In diesem wird mit jedem Mann besonders abgerechnet und zwar erst als Debitor und dann als Creditor gegenüber. Dieses verdient von den Gelehrten nachgeahmt zu werden. Erst ein Buch worin ich alles einschreibe, so wie ich es sehe oder wie es mir meine Gedanken eingeben, alsdann kann dieses wieder in ein anderes getragen werden, wo die Materien mehr abgesondert und geordnet sind, und der Leidger könnte dann die Verbindung und die daraus fließende Erläuterung der Sache in einem ordentlichen Ausdruck enthalten.«⁴⁷

Dieser Bemerkung ist die 1968 durch die Ausgabe von Wolfgang Promies eingeführte und heute zumindest in der Fachwelt anerkannte Bezeichnung »Sudelbücher« für die traditionell unter »Aphorismen« subsumierten Aufzeichnungen Lichtenbergs entnommen. Abgesehen davon, daß die Bezeichnung dem Status der Konvolute im Hinblick auf Lichtenbergs (anti-)methodisches Vorgehen entspricht, erscheint die Umbenennung insofern berechtigt, als die Bezeichnung »Sudelbuch« zum einen die gattungssystematische Festlegung der Einträge auf einen für Lichtenberg inadäquaten Aphorismus-Begriff vermeidet und zum anderen keine Einheitlichkeit der Form vorspiegelt. Vielmehr trägt sie dem vorläufigen Charakter dieser Aufzeichnungen Rechnung, den Lichtenberg an mehreren Stellen betont. Vor allem aber scheint sie Lichtenbergs eigener Auffassung von diesem Teil seines Werks zu entsprechen, da er sie selbst dafür verwendet:

44 F₁1219.

45 Aus: J₁471.

46 D₁366. Vgl. De Augmentis III, 292. Zitiert nach: Bacon/Krohn I 1990, S. XXXVII.

47 Aus: E₁46.

»In dem Sudelbuch können die Einfälle die man hat, mit aller der Umständlichkeit ausgeführt werden, in die man gewöhnlich verfällt so lang einem die Sache noch neu ist. Nachdem man bekannter mit der Sache wird, so sieht man das Unnötige ein und faßt es kürzer. Es ist mir so gegangen als ich meinen Timorus schrieb. Ich [habe] oft mit dem, was ein Aufsatz im Sudelbuch war, einen Ausdruck schattiert.«⁴⁸

Hier wird die Funktion, die die »Sudelbuch«-Aufzeichnungen für Lichtenberg erfüllten, offensichtlich: Sie dienten als eine Art ›Steinbruch‹, als Materialsammlung für die verschiedensten Projekte und als Arsenal von Formulierungen und Ausdrücken. Die zitierten Bemerkungen verdeutlichen die gestufte Methode, die Lichtenberg hier vorschlägt und die sich im formalen Erscheinungsbild seines Werks mit seinen »Sudelbüchern«, »Materialheften« und publizierten Abhandlungen und Aufsätzen eindrucksvoll widerspiegelt: Auf die Fixierung der Ideen, von der Phantasie im »wilden und rauschenden Fluge«⁴⁹ aufgejagt, ohne weitere Rücksicht auf Kürze und Konzision der Darstellung, folgt die Ordnung der Gedanken durch verstandesmäßige Reflexion, die in einem zweiten Schritt, diesmal bereits sorgfältiger formuliert, festgehalten wird. Aus der Verbindung der zwar vorläufig geordneten, aber noch vereinzelt Gedankengänge entsteht schließlich der logische Aufbau einer Abhandlung oder eines Aufsatzes.⁵⁰

Allerdings darf der Vorläufigkeitscharakter und die hier erwähnte Freiheit hinsichtlich Umständlichkeit und Redundanz der »Sudelbuch«-Eintragungen nicht mit den Begriffen ›Sudeln‹ und ›Schmieren‹ konventionell anhaftenden negativen Werturteil gleichgesetzt werden. Vielmehr bestechen die meisten »Sudelbuch«-Notizen nicht nur durch ihren wohlüberlegt gewählten, so präzisen wie prägnanten sprachlichen Ausdruck, sondern zeichnen sich darüber hinaus auch hinsichtlich ihrer graphischen Physiognomie größtenteils durch Sorgfältigkeit aus. Laut Joost wurde ihnen »nichts weniger als gesudelt [...]: gelegentliche Schmierereien stammen fast ausschließlich von seinen Herausgebern, dem Bruder Ludwig Christian, dem Sohn Christian Wilhelm, ja sogar Leitzmanns Hand findet sich ein paarmal.«⁵¹ So zeigt sich auch hier die Schwierigkeit, die bei der Subsumierung der »Sudelbücher Lichtenbergs unter einen (Gattungs-)Begriff auftreten: Es scheint, als ob ihnen kein (Gattungs-)Begriff vollkommen gerecht werden kann.

Lichtenbergs »Sudelbücher« prägt eine Hybridität, wie sie sich sowohl in der formalen Erscheinung und semantischen Substanz der Aufzeichnungen als auch in dem Nebeneinander von praktischer Funktionalität und ästhetisch-

48 E₁150.

49 SB III, S. 113.

50 Sofern Lichtenberg in seinen Schriften »fast auf jeder Seite Ideen-Körner ausgestreut [hat, U.F.], die wenn sie auf den rechten Boden fallen Kapital ja Dissertationes tragen können« (aus: E₁189), erscheint sein Werk auch im Hinblick auf seine Rezipienten als Grundlage für das (anti-)methodische Vorgehen, das Lichtenberg empfiehlt, und bereitet insofern zukünftigen Erkenntnisfortschritt vor.

51 Noctes, Nachwort S. 115.

literarischer Wirkung zeigt. Hierbei bildet vor allem die Heterogenität der Themen und Formen ein Kennzeichen, durch das sich die »Sudelbücher« von den aufklärerischen »Aphorismen«, die in der älteren wissenschaftlichen Bedeutungstradition stehen, distanzieren⁵² und im Hinblick auf die Bedeutungsverschiebung des Aphorismus-Begriffs zur Literatur zugleich zukunftsweisend erscheinen. Während der Aphorismus Spicker zufolge in der Aufklärung eine überaus beliebte Denk- und Schreibform in der Tradition Bacons bezeichnet, die, »Kurz, leserfreundlich, offen für Verschiedenartiges, das Selbstdenken fördernd«⁵³, in allen wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Gebieten angewendet wird,⁵⁴ scheint in Lichtenbergs »Sudelbuch«-Notizen bereits die Auffassung dieser Form als literarische Gattung auf, als die sie sich bereits am Ende des 18. Jahrhunderts in der Rezeption der Lichtenbergischen Schriften zeigt und im Laufe des 19. Jahrhunderts immer eindeutiger konsolidiert.⁵⁵

Auf diese in der historischen Entwicklung begründete Positionierung des Aphorismus in Form der »Sudelbuch«-Eintragungen »zwischen« den Disziplinen und Begrifflichkeiten⁵⁶ ist letztendlich die Komplexität des Gattungsbegriffs zurückzuführen, die Spicker so eindringlich anhand Komposita und Formulierungen charakterisiert, in denen ursprünglich konstrative Bereiche synthetisiert werden, wie Gedanken-Erlebnis, Erkenntnis- und Gedankenkunst, lebendiges, existentielles oder auch ästhetisches Denken, Begriffsspiel, Sprachdenken, Bildlogik, Anschauungs- und Erlebnisdenken.⁵⁷ In diesen Bildungen wird die Hybridität sowie die Komplexität, die mit dem Gattungsbegriff des Aphorismus so eng verbunden ist, offensichtlich. Darüber hinaus nähert sich aus dieser, in der Begriffsgeschichte fundierten Perspektive die Bezeichnung »Aphorismus« in diesem komplexen Sinne dem Charakter der »Sudelbücher« an.

52 Vgl. «... da dem Professor der Physik an einem Titel oder einer Gattungsbezeichnung für seine scheinbar nicht druckbaren privaten Einfälle und Bemerkungen überhaupt nicht gelegen ist, hat er keinen Anlaß, sie den moralistischen »Aphorismen« seiner Zeit zuzurechnen. Seine Eintragungen sind auch viel zu heterogen dazu und gehen in der Tat weit über das »aufklärerisch Vernünftige«, das seiner Zeit Denkbare hinaus. Gerade das macht sie uns ja bis heute unvergleichbar wertvoll.» (Spicker 1997 (2), S. 105.).

53 Spicker 1997 (2), S. 96f.

54 Vgl. Spicker 1997 (2), S. 97.

55 Vgl. Spicker 1997 (2), S. 109.

56 Nämlich »»zwischen«: Philosophie und Literatur, Ethik und Ästhetik, Denken und Anschauung, Erkenntnis und Erlebnis, Gedanke und Existenz, System und Einzel»satz« (im Sinne von Kraus), zwischen Referenz und Sinn (Gabriel), Begriff und Metapher, »der auf mathematisch-logischem Kalkül beruhenden Begriffssprache und der aus der Intuition entspringenden Bedeutungssprache« (Spicker 1997, S. 394 unter Verwendung eines Zitats aus Arntzen 1971, S. 326.).

57 Vgl. Spicker 1997, S. 394. Nachweise der einzelnen Bildungen siehe dort.

Aus Lichtenbergs Sicht erscheint der Begriff jedoch weiterhin inadäquat, ist doch Lichtenbergs eigener Aphorismus-Begriff, den historischen Gegebenheiten entsprechend, primär wissenschaftlich geprägt, während die literarische Komponente als unschwellig erscheint. Dies verdeutlichen etwa seine Entwürfe zu einem Physik-Lehrbuch, in denen Skizze und Experiment als Konstituenten eines Aphorismus-Begriffs erscheinen, dessen hypothetisch-experimentelle Komponente das Vorläufige und das für sich Gültige der Skizze in paradoxer Weise integriert.⁵⁸ Just dieses hypothetische Moment, das in der (Natur-)Wissenschaft seine ideale Ausdrucksform im Aphorismus findet, bildet auch ein prägendes Kennzeichen der »Sudelbuch«-Aufzeichnungen Lichtenbergs, ob philosophischer oder ästhetischer Diktion, und wird so zu einem verknüpfenden Moment zwischen Wissenschaft und Kunst.⁵⁹

Konzentration und Sensation: Lichtenbergs »Compendium«-Plan

Beispiel für ein »Materialheft«, das, entgegen dem thematischen Konglomeratscharakter der »Sudelbücher«, vorrangig Eintragungen zu einem bestimmten Projekt enthält, ist das Konvolut von Aufzeichnungen zu Lichtenbergs geplantem,⁶⁰ aber nie realisiertem eigenen Compendium oder Lehrbuch der Physik, das vermutlich vorwiegend zwischen 1786 und 1789 entstanden ist, und das er selbst mit »Zur Materie sowohl als der Form meines Compendii gehörige Bemerkungen«⁶¹ überschrieben hat. Abgesehen davon, daß das Materialheft an sich aufgrund seiner besonderen thematischen Ausrichtung bereits die praktische Umsetzung der zweiten Stufe der (Anti-)Methode Lichtenbergs bildet,⁶² sind hier vor allem die Anmerkungen über die *formale Ausgestaltung des Compendiums* interessant, die stark an die »Sudelbuch«-Form erinnern – findet sich doch hier Lichtenbergs Stilideal explizit formuliert. Neben der Präzision und Deutlichkeit des sprachlichen Ausdrucks sowie der leicht zu überblickenden Anordnung der einzelnen Abschnitte betont Lichtenberg vor allem die *Kürze* der Form:

»Requisiten eines guten Lehrbuchs

Gute und leicht zu übersehende Ordnung, deutlicher Vortrag, höchst präziser Ausdruck, gnaue Anzeige aller zum Hauptzweck und Gegenstand gehöriger Stücke, Vermeidung aller Uebergänge in Nebenfächer und [...] endlich eine Kürtze, bey

58 Vgl. Spicker 1997, S. 361.

59 Vgl. Spicker 1997, S. 362.

60 Auf die Möglichkeit, daß nicht das abgeschlossene Werk, die fertige Abhandlung, sondern bereits das Planen an sich ein Ziel Lichtenbergs darstellt, das er als eine Art »Selbstprüfung« auffaßt, die er anwendet, um etwa die eigene Fähigkeit des logischen Denkens zu erproben, weist die folgende »Sudelbuch«-Notiz hin: »Plane zu entwerfen auch über Dinge die man nicht abzuhandeln gedenkt sondern nur sich selbst zu prüfen.« (J_{II}1528).

61 Zehe 1994, S. 18.

62 Vgl. E₁46.

welcher weder Deutlichkeit noch Vollständigkeit verleiht. – Was hier von dem Ganzen gesagt ist gilt wieder von jeder Abtheilung und Unterabtheilung.«⁶³

Daß mit dieser Kürze ein ›aphoristischer Stil‹ gemeint ist, wird deutlich, wenn Lichtenberg fragmentarisch vereinzelt Sätze anstelle eines kohärenten Textes fordert:

»In ein Lehrbuch: Viele Sachen in den wenigsten Worten; mehr Literatur als Rasonnement, unumschränkte Wahrheitsliebe und Bescheidenheit Reichhaltige Kürzte, mehr abgebrochene Sätze als zusammenhängendes Rasonnement.«⁶⁴

Innovativ erscheint das Kompendium-Projekt vor allem in dieser stilistischen Hinsicht, denn Lichtenbergs eigenem Bekunden zufolge scheint es geradezu als *Gegenmodell zu den konventionellen Handbüchern* konzipiert zu sein.⁶⁵ So diagnostiziert und kritisiert er an den vorliegenden Lehrbüchern der Physik vor allem einen Mangel an jener von ihm postulierten Kürze des Ausdrucks:

»Zu einer allgemein brauchbaren Grundlage zu Vorlesungen sind die meisten Handbücher der Physik zu weitläufig; es fehlt ihnen an der aphoristischen Kürze und der Präzision des Ausdrucks, der zu einem solchen gehört. Ein zu einer Grundlage brauchbares Lehrbuch muß nur den Kern seiner Wissenschaft oder Kunst in der gedrängtesten Kürze enthalten, daß der Lehrer in jeder Zeile leichte Veranlassung findet das Angegebene zu erklären.«⁶⁶

Hier liefert Lichtenberg die Begründung für den von ihm proklamierten aphoristischen Lehrbuch-Stil. Wie die »Sudelbücher«, so faßt Lichtenberg auch das Lehrbuch mehr als impulsgebend auf denn als zusammenhängende Abhandlung:⁶⁷ Der Text soll weniger vollständiges Wissen präsentieren – was ohne-

63 Zehe 1994, S. 43.

64 Zehe 1994, S. 43. Vgl. GH_{II}156.

65 Die von Lichtenberg konstatierte Unzulänglichkeit der vorhandenen Lehrbücher, die paradoxerweise gerade aus deren Anspruch auf Vollständigkeit resultiert, scheint meines Erachtens Lichtenbergs Entschluß, ein eigenes Lehrbuch zu schreiben, maßgeblich beeinflusst zu haben. So beklagt er auch in den einleitenden Worten zu seiner Vorlesung den Mangel eines seinen Ansprüchen genügenden Lehrbuchs, das die Grundlage seines Kollegs hätte bilden können: »Ich konnte kein Buch [...] finden das völlig das gewesen wäre, was ich verlangte.« (Lichtenberg/Joost 1988, S. 134.). Eine Annäherung an seine Vorstellung stellte lediglich das Kompendium Erxlebens dar, nachdem es von Lichtenberg überarbeitet und aktualisiert worden war. (Vgl. Lichtenberg/Joost 1988, S. 135.). Eigentlich, so bekennt Lichtenberg, habe er »selbst oft über die Kompendienschreibung gelacht.« (UB_{II}74). Sein Lehrbuch-Plan beruht jedoch nicht zuletzt auf seiner im folgenden artikulierten Ansicht: »Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird wenn es anders wird; aber so viel kann ich sagen, es muß anders werden, wenn es gut werden soll.« (K_{II}293, vgl. D_I53: »Allzeit: Wie kann dieses besser gemacht werden?«).

66 H_{II}175.

67 Daß für Lichtenberg Kompendia keine ›Bücher‹ im konventionellen Sinne sind, sondern vielmehr Nachschlagewerke, die, indem sie gesicherte Fakten als Fundament für eigene Forschungen liefern, den höchstmöglichen Wahrheitsanspruch erfüllen müssen, belegt folgende Bemerkung: »Der Mann, der glaubt ein Kompen-

hin nicht möglich ist –,⁶⁸ sondern vielmehr zum Erklären des Dargelegten in eigenen Worten anregen und damit das Verständnis sichern sowie zum Fortführen der Erkenntnisse animieren. Daß das Kompendium einen ähnlich vorläufigen, skizzenhaft offenen und statt einem konsolidierenden, einen eher richtungsweisenden Charakter wie die »Sudelbücher« tragen sollte, erhellt aus dem Titel, den Lichtenberg sich für sein Kompendium überlegt hatte:

»Leitfaden bei einem zusammenhängenden Vortrage gemeinnütziger physikalischer Sätze, als Vorbereitung zu einer künftigen Wissenschaft der Natur.«⁶⁹

Die augenscheinlich zusammenhanglos nebeneinandergestellten Sätze zwingen den Rezipienten, die Kohärenz zwischen einzelnen Erkenntnissen selbst herzustellen, und provozieren damit zugleich das Selbstdenken und Fragenstellen. Wie Bacon beabsichtigt auch Lichtenberg mit dieser Form der Darstellung, den Rezipienten aus seiner passiv-trägen Konsumhaltung herauszuholen und ihn über die aktive Weiterarbeit möglicherweise sogar zu neuen Erfindungen zu führen. In dieser Hinsicht erfüllt die Form die Funktion eines »heuristischen Hebzeugs«:⁷⁰ Neben expliziten Verweisen auf unerschöpfte Forschungsgebiete und dem skeptischen Infragestellen der dargelegten Erkenntnisse – Grundpfeiler seines Plans sind Winke und Fragen: »Bei dem Compendio ja die Winke nicht zu vergessen: was noch zu tun ist.«⁷¹ und »ja jedes Kapitel der Physik mit Fragen über dasselbe zu beschließen«⁷² – appellieren die »Frei«-Räume zwischen den einzelnen Aphorismen, die Lichtenbergs Kompendium enthalten soll, an ihre Ausfüllung mittels Phantasie und Witz sowie nicht zuletzt durch die eigene Anschauung und Beobachtung ihrer Leser. Insofern entspricht Lichtenbergs Kompendium seiner anti-methodi-

dium wäre ein Buch, oder Facta registrieren wäre Geschichte schreiben.« (E₁232) Vgl. UB_{II}42. Vgl. den Titelhaften »Sudelbuch«-Eintrag: »Vermischte Anmerkungen (eigentlich bloß Fingerz[eige].) für Physik und Mathematik« (aus: J_{II}1254).

- 68 Über den naiv-utopischen Anspruch auf Abgeschlossenheit und Vollständigkeit hinaus kritisiert Lichtenberg die Irrtümer, zu denen der Anspruch führt, alles erklären zu können: »Ein etwas vorschnippischer Philosoph, ich glaube Hamlet Prinz von Dänemark hat gesagt: es gebe eine Menge Dinge im Himmel und auf der Erde, wovon nichts in unsern Compendiis steht. Hat der einfältige Mensch, der bekanntlich nicht recht bei Trost war, damit auf unsere Compendia der Physik gestichelt, so kann man ihm getrost antworten: gut, aber dafür stehn aber auch wieder eine Menge von Dingen in unsern Compendiis wovon weder im Himmel noch auf der Erde etwas vorkommt.« (L₁155). Der Verzicht auf den Anspruch der Vollständigkeit und das Eingeständnis der Fragmentarizität sowie der Fortführbarkeit der eigenen Erkenntnisse wird somit zum Mittel, das der lawinenartigen Fortpflanzung von Irrtümern prophylaktisch begegnen soll.

69 Aus: L_{II}852.

70 Vgl. J₁1242 sowie SB III, S. 113. Dort bezeichnet Lichtenberg Bacons »Novum Organum« als »vortreffliches heuristisches Hebzeug«, das jedoch »gehoben sein« will.

71 L_{II}855.

72 Aus: K_{II}310.

schen Auffassung und zudem seiner eigenen Praxis, zunächst weitgehend unabhängig von – möglicherweise forcierten – Zusammenhängen einzelne Beobachtungen auszuarbeiten, wie folgender »Sudelbuch«-Eintrag belegt, in dem er die Anti-Methode gleichsam parolenhaft proklamiert:

»Ja alles was künftig gebraucht werden kann, zumal für die Physik gleich einzeln auszuarbeiten, bald hinten im compendio bald vornen, so wie Seekatz malte ohne dieses Verfahren ist nie ein großes Werk geschrieben worden.«⁷³

Die Größe eines Werks definiert sich für Lichtenberg nicht über die möglichst erschöpfende sowie ausführliche Behandlung der Themen, im Gegenteil: Ein »großes Werk« zeichnet sich für ihn gerade durch höchstmögliche Kürze und Präzision der Darstellung aus. Daß diese Formulierung einiger weniger prägnanter Sätze sowie die Beschränkung auf das Wichtigste und die fundamentalen Kerngebiete eine besondere Schwierigkeit darstellt, da sie ein hohes Maß sowohl an Disziplin als auch an Selbst- und Menschenkenntnis erfordert, thematisiert Lichtenberg im folgenden:

»Es ist ungemein schwer, und erfordert Kenntniß der {Zuhörer} {Welt} so wohl als seiner selbst, in allen Dingen {das gehörige [...] Maaß zu halten, um nicht eine Frucht zu gebären, die die Monstrositäten des Vaters, hier starck und dort {gar nichts} schwach {oder gar nichts} an sich trägt. Wo man sich zu starck fühlt muß man anhalten, und arbeiten, wo das nicht ist. Nur keine Monstra.«⁷⁴

Die Forderung nach der Vermeidung monströser Formen korrespondiert mit dem Aspekt des Konzentrierten, der im folgenden Postulat Lichtenbergs als ein Kennzeichen des Aphorismus auftritt: »Aphorismen über die Physik zu schreiben jeden Tag etwas, das beste kurz zusammen, und allenfalls mit dem treffendsten Beispiel, das sich nur finden läßt.«⁷⁵ Dieses Konzentrat-hafte des Aphorismus wirkt sich insofern auf das Rezeptionsverhalten aus, als die Mehrdimensionalität, mit der die Aphorismen erfaßt werden müssen, um ihren potentiellen Informationsgehalt zu ergründen, Aufmerksamkeit und Konzentration fordert:⁷⁶ Konzentration in der Form und im Rezeptionsverhalten korrelieren in dieser Hinsicht miteinander.⁷⁷ Ein Mittel, um eine derartig konzentriert-aufmerksame Haltung seiner Rezipienten zu wecken, zu erleichtern und zu fördern, sieht Lichtenberg vor allem in der Möglichkeit, das Erläuterte durch sinnfällige Beispiele zu illustrieren. Aus dieser Einsicht resultiert seine

⁷³ J_{II}1407.

⁷⁴ Zehe, 1994, S. 35.

⁷⁵ J_{II}1647.

⁷⁶ Vgl. auch: »Der Aphorismus trifft den Kern einer Sache, indem er ihn im gleichen Satz eigenmächtig als solchen definiert. Die Elemente dieses Satzes: Treffen, Kern, Satz, Eigenmächtigkeit wollen mehrdimensional gelesen sein, soll er seinen potentiellen Aufschlußreichtum entfalten.« (Spicker 1997, S. 364.).

⁷⁷ Vgl. »Das bündige Kernige, gedrängt Eindringliche in der semantischen Mitte des Aphorismus-Begriffs setzt ein bestimmtes Leseverhalten voraus und bewirkt es seinerseits gleichzeitig. Konzentration in der Form und im Rezeptionsverhalten stehen in diesem Wechselverhältnis« (Spicker 1997, S. 370.).

Forderung, die dargelegten Erkenntnisse anhand konkreter und treffender Beispielfälle sinnlich-anschaulich zu exemplifizieren.⁷⁸

Im Hinblick auf physikalische Erkenntnisse besteht die Versinnlichung vor allem in der Schilderung und Durchführung von Schauversuchen, auf denen auch der überwältigende Erfolg von Lichtenbergs experimentalphysikalischen Vorlesungen gründet.⁷⁹ Allerdings sieht Lichtenberg in den Versuchen nicht nur die einzige Möglichkeit, die ungeteilte Aufmerksamkeit und Konzentration seiner Hörer und Leser zu gewinnen – »Denn es ist es unglaublich wie unwissend die studierende Jugend auf Univers. kommt, wenn ich nur 10 Minuten rechne oder geometrisire, so schläft 1/4 derselben sanfft ein.«⁸⁰ –, sondern sie bilden darüber hinaus Gelegenheiten für die bereits Wachenden andere, innovative Perspektiven einzunehmen. So schreibt Lichtenberg am 10. Juni 1782 an Franz Ferdinand Wolff:

»In Collegiis über die Experimental=Physic muß man etwas spielen; der schläfriche wird dadurch erweckt, und der wachende vernünfftige, sieht Spielereyen als Gelegenheiten an, die Sache unter einem neuen Gesichtspunct zu betrachten. Ew. Wohlgeboren schöner und lehrreicher Versuch wird dem Purschen gewiß besser gefallen, wenn ein Paar Fensterscheiben dabey zu Grunde gehen.«⁸¹

Das Bemühen Lichtenbergs, Wissenschaft zum Ereignis für die Sinne werden zu lassen, entspricht seinem Ziel, bei den Adressaten seiner Zuhörer und Leser mehr als oberflächliches Interesse für das Vorgestellte zu wecken, denn »ihr Herz erhält man nur mit ihrem sinnlichen Vergnügen, des bin ich so überzeugt als ich lebe.«⁸² Die Versinnlichung abstrakter Erkenntnisse wie physikalischer Gesetze oder unvorstellbarer astronomischer Größenverhältnisse mittels Versuchen und Vergleichen zwecks Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse, ist das erklärte Ziel, das Lichtenberg mit vielen seiner Kalender-Auf-

78 Daß sich Lichtenberg darüber hinaus in seiner pädagogischen Praxis vor allem am Wissensstand seines Publikums orientiert, erläutert er 1783 in einem Brief an Johann Andreas Schernhagen: »denn ich erkläre jedesmal alles nach dem Verstand der Gesellschaft, und ihren Fähigkeiten« (Bw II, Nr. 1150, S. 708).

79 Vgl. Beuermann 1992, S. 355.

80 Bw II, Nr. 968, S. 431.

81 Bw II, Nr. 922, S. 344. Daß dem Spiel-Begriff allerdings eine besondere Unbestimmtheit anhaftet, gibt Lichtenberg in folgender Bemerkung zu bedenken: »Spielen ist ein sehr unbestimmtes Wort. Oft wird etwas eine Spielerei durch den schlechten Gebrauch den man von der Sache macht. Es gibt ja Leute, die mit den allerheiligsten Dingen spielen.« (UB_{II}76). Die Tatsache, daß Lichtenberg in seinen Experimenten mit natürlichen Phänomenen, also mit der göttlichen Schöpfung spielt, legt die Vermutung nahe, daß dieser Eintrag selbstironisch aufzufassen ist. Sie wird durch den Umstand unterstützt, daß Lichtenberg nicht nur einen religiösen Ausdruck verwendet, sondern diesen sogar noch in hyperbolischer Form und daß Begriffe aus dem religiösen Bereich bei Lichtenberg oftmals in ironischem Kontext stehen. Zur Verwendung des Spielerei-Begriff in negativem Sinn vgl. Lichtenbergs Abhandlung »De nova methodo naturam ac motum fluidi electrici investigandi« in Hasse 1997, S. 144f.

82 F,537.

sätze verfolgt. Entsprechend schreibt er in seinen Bemerkungen »Ueber das Weltgebäude« im »Göttinger Taschen Calender« für 1779: »Nicht sowol eine trockene Darstellung der Entfernungen der Planeten von der Sonne ihrer Größen und Umlaufs=Zeiten allein, als vielmehr Betrachtungen über diesen und jenen Theil des unermesslichen Ganzen, neuere Bemerkungen, Muthmaßungen, Vergleichen und *Sinnlichmachung der mannichfaltigen Erscheinungen*, die es darbietet, werden der Gegenstand dieses Artickels seyn [...].«⁸³

Seine Kalender-Aufsätze nehmen in dieser Hinsicht Züge des *Essays* an: Sie stellen *Versuche* dar, Wissenschaft in literarischer und allgemein verständlicher sprachlicher Form zu vermitteln und schlagen von daher gesehen eine Art »Brücke« zwischen Wissenschaft und Literatur. Die allgemeine Verständlichkeit seiner Schriften entspricht seiner erkenntnistheoretischen Auffassung, daß *jeder* nicht sowohl das Recht, sondern auch die Fähigkeiten besitzt, eigene Forschungen zu betreiben und eigene Erkenntnisse selbstbewußt zu artikulieren. Prämisse hierfür ist der *Wille* dazu:

»Man muß nie denken, dieser Satz ist mir zu schwer, der gehört für die großen Gelehrten, ich will mich mit den andern hier beschäftigen, dieses ist eine Schwachheit die leicht in völlige Untätigkeit ausarten kann. Man muß sich für nichts zu gering halten.«⁸⁴

Individueller Freiraum – das Prinzip des Spielens

Über die bloße Verständlichkeit der Darstellung hinaus bildet die Betonung der Subjektivität und damit die Aufdeckung der Anzweifelbarkeit vermeintlich objektiven Wissens ein zentrales Anliegen Lichtenberg, das sich sprachlich in Form von Fragen und Konjunktiven zeigt, gemäß seiner Auffassung: »*Dinge zu bezweifeln, die ganz ohne weitere Untersuchung jetzt geglaubt werden, das ist die Hauptsache überall.*«⁸⁵ In dieser Hinsicht stellt Lichtenberg auch und insbesondere angeblich gesichertes Wissen zur Diskussion und verleiht der Wissenschaft appellativen Charakter – denn: »Keine Untersuchung muß für zu schwer gehalten werden, und keine Sache für zu sehr ausgemacht.«⁸⁶ Mittels ihrer »Frei-Räume« werden seine Schriften auch formal zum Imperativ, der zum Selbstprüfen und -denken aufruft sowie zur eigenen Anschauung der Phänomene und zum Experimentieren, das dem Spielen entspricht, denn: »Seinen Organen etwas zu spielen geben heißt nicht studieren.«⁸⁷

Die tragende Rolle, die hier dem Prinzip des Spielens zukommt, läßt sich insofern auf Lichtenbergs Umgang mit der Sprache übertragen, als er in seinen

83 GTC 1779, S. 1. Hervorhebung von mir, U.F.

84 D₁434.

85 J_{II}1276.

86 K_{II}305.

87 F_I472.

Schriften mit den sprachlichen Ausdrucksformen ›spielt‹. Vor allem Lichtenbergs »Sudelbücher« treten als »Spiel-Schriften« auf, indem sie weitestgehend unabhängig von konventionell etablierten Gattungen gestaltete Sprachformen enthalten und so Subjektivität und Eigenständigkeit durch die Form vermitteln, Lichtenberg steht hier in formaler Hinsicht »mit seiner Individualität vor uns«⁸⁸, so formuliert Schlichtegroll.

Sofern Lichtenberg gerade den Schriften, die sich am wenigsten nach den formalen Konventionen richten, den höchsten ›Reinheitsgrad‹ und ›Lehrwert‹ zuspricht, legitimiert er nicht nur den individuellen Umgang mit der Sprache, sondern scheint zudem den adäquaten hermeneutischen Schlüssel für das Verständnis seines eigenen Werks zu liefern, obwohl er sich nicht auf seine eigenen Schriften bezieht:

»Ein aufmerksamer Denker wird in den Spiel-Schriften großer Männer oft mehr Lehrreiches und Reines finden, als in ihren ernsthaften Werken. Das Formelle, Konventionelle, Etiquettenmäßige fällt da gemeiniglich weg, es ist zum Erstaunen wie viel elendes konventionelles Zeug noch in unserer Art im Druck zu erzählen ist. Die meisten Schriftsteller nehmen eine Miene an, so wie manche Leute wenn sie sich malen lassen. Touren des Ansehens und der Verabredung, Treppe für Treppe.«⁸⁹

Lichtenbergs »Sudelbücher« als offensichtlichste Form seiner »Spiel-Schriften« stellen in formaler Hinsicht eklatante Beispiele für angewandte Individualisierung der Sprachform dar. Das Prinzip des Spielens bildet insofern das Prinzip, das die disparaten Teile seines Werks verbindet, als es sich sowohl in literarisch-sprachlicher Weise – als Spielen mit der Sprache – als auch in naturwissenschaftlich-mathematischer Hinsicht – als Spiel mit physikalischen Ereignissen – zeigt.

88 Schlichtegroll 1805, S. 188.

89 F₅₀₂.

*Mathematik und Empirie Spiel als wissenschaftliches Problem:
Lichtenbergs »Betrachtungen über einige Methoden,
eine gewisse Schwierigkeit in der Berechnung
der Wahrscheinlichkeit beim Spiel zu heben«*

Selbst Lichtenbergs einzige rein mathematische Schrift, die zugleich seine Antrittsvorlesung als außerordentlicher Professor an der Göttinger Universität ist und von ihrem Zweck her eigentlich auf die konventionelle Form einer wissenschaftlichen Abhandlung schließen ließe, entzieht sich dem Spiel-Prinzip nicht, im Gegenteil: In ihr spielt Lichtenberg nicht nur mit sprachlichen Ausdrucksformen, sondern erhebt das Spiel in den Rang des theoretischen mathematischen Diskurses, der als »Betrachtungen über einige Methoden, eine gewisse Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit beim Spiel zu heben«⁹⁰, angekündigt wird.

Zentrales Problem der Abhandlung ist die Tatsache, daß bei der Anwendung von mathematischen Gesetzen auf natürliche Gegebenheiten »nicht selten«⁹¹ Abweichungen von dem eigentlich *erwarteten*, weil *errechneten* Resultat auftreten. Als Grund hierfür nennt Lichtenberg die Annahme der Mathematiker, daß deren von mathematischen Gesetzen bestimmte und somit berechenbare Welt mit der natürlichen Welt identisch sei:

»Wenn eine Bombe, die der Rechnung nach in einer Parabel nach dem Ziel fliegen sollte, weder nach dem Ziel, noch in einer Parabel fliegt, wenn eine Kraft, die eine gewisse Last heben sollte, kaum hinreicht die Maschine in Bewegung zu setzen, so liegt der Fehler nicht in der Rechnung, denn in der Welt, wie sie sich der Meßkünstler dachte, würde die Kraft wirklich gehoben, und die Bombe ihr Ziel auf einer parabolischen Bahn gefunden haben. [...] Sondern darin lag der Fehler, daß er glaubte sein System ginge mit dem unsrigen schon völlig gleich.«⁹²

Die Fehlerhaftigkeit dieser Prämisse zeigt laut Lichtenberg die praktische Erfahrung, die oftmals von den theoretischen Berechnungen abweicht, so auch in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Glücksspiels, des sogenannten »Petersburger Problems«, bei dem beispielsweise zwei Personen eine Münze werfen und, je nachdem, ob sich Kopf oder Zahl zeigt, Geld verlieren oder gewinnen. Im folgenden stellt Lichtenberg diverse gedankliche Experimente zur Berechnung der Wahrscheinlichkeit eines Gewinns vor, um sie anschließend kritisch zu diskutieren und mit eigenen *empirischen* Erfahrungen zu vergleichen: Die Tatsache, daß Lichtenberg erwähnter Problemstellung als einziger und erster nicht mit theoretisch-mathematischer Diskussion, sondern mit experimentellen Versuchen begegnet,⁹³ läßt diese Schrift programmatisch erscheinen und zwar nicht nur im Hinblick auf seine experimentalphysikali-

90 SB III, S. 9.

91 SB III, S. 9.

92 SB III, S. 9f.

93 Vgl. Promies 1964, S. 41.

sche (Lehr-)Tätigkeit, sondern auch in erkenntnistheoretischer wie sprachpraktischer Hinsicht.

In seinen Ausführungen wechselt die Erörterung theoretisch-mathematischer Problematik mit der Darstellung eigener Experimente sowie sinnfälliger Beispiele ab, die die abstrakte mathematische Materie sozusagen de-abstrahieren und veranschaulichen, »um jedermann in den Stand zu setzen über die Frage zu urteilen.«⁹⁴ So exemplifiziert Lichtenberg die Begriffe von Erfahrungs- und Vernunftschluß anhand folgender, ja schon allegorisch zu nennenden Vorstellung:

»Man begreift, daß wenn unsere Erde so groß wäre als Jupiter, und überall so bevölkert als Europa, manche Begebenheiten, Genies und Meisterstücke derselben, die wir jetzt als einzeln bewundern, weniger selten sein würden, ohngeacht es auch alsdann einzelne geben würde. Wenn einige Personen auf einer kleinen unbewohnten Insel, auf dem ungeheuren stillen Meer verlassen säßen, aber doch segeln könnten, wenn sie nur einen Kompaß und einen Quadranten hätten, würde man sie nicht verlachen, wenn sie auf der Insel dergleichen Instrumente suchen wollten, und wieviel würde man wohl gegen eins verwetten können, daß sie nichts von der Art finden würden, wenn sie auch noch so lange suchten; und gleichwohl hat sich der Fall zugetragen, man hat einen Quadranten und Kompaß gesucht, und gefunden; ja, weil dem Quadranten, den man fand, noch einige wesentliche Stücke fehlten, so suchte man weiter, und fand die Stücke in einem Kasten, der ans Ufer geworfen war, ich weiß nicht, ob es eben die waren, die zu dem nämlichen Quadranten ehemals gehört hatten, aber aus der Beschreibung sollte man eher das Gegenteil vermuten.«⁹⁵

Durch derartige allegorische Einschübe und anschauliche Gleichnisse erhält die eigentlich theoretisch-abstrakte Thematik nicht nur sinnliche Anschauungskraft, sondern zusammen mit rhetorischen Finessen wie dem paraptischen Verschweigen des Hauptgegenstandes,⁹⁶ parallelisierten, chiastischen und antithetischen Konstruktionen, Alliterationen, rhetorischen und »echten« Fragen, hyperbolischen Wendungen, subjektiven Wertungen, dialogischem Monolog, Apostrophen sowie dem Wechsel zwischen der ersten Person Singular (»ich«), dem indefiniten »Jemand« oder »Man« und der dritten Person Plural »Wir« verleihen sie dem Text literarisches Gepräge. Diese Vermischung von Literarizität und Wissenschaftlichkeit, die Gegenüberstellung von subjektiver Erfahrung und »objektiven« Rechengesetzen läßt die gattungssystematische Etikettierung als wissenschaftliche Abhandlung selbst bei diesem doch eindeutig an die Fachwelt adressierten Text im konventionellen Sinn als inadäquat erscheinen. Vielmehr erscheint der Text aus dieser Perspektive als ein weiteres Beispiel für Lichtenbergs Spiel mit der Form und für seine Individualisierung der Sprache, wenn auch in der modifizierten Form der wissenschaftlichen Abhandlung.

94 SB III, S. 13.

95 SB III, S. 17.

96 Vgl. SB III, S. 10.

*Orientierung an konventionellen Formen:
Lichtenbergs lateinische Abhandlungen*

Hingegen sind die vier wissenschaftlichen Schriften in lateinischer Sprache,⁹⁷ die die Ergebnisse dreier Projekte enthalten, die Lichtenberg in den Jahren zwischen 1770 und 1778 betrieben hat, nicht nur thematisch, sondern auch stilistisch eindeutig der Gattung der wissenschaftlichen Abhandlung zuzuordnen. In ihnen verwendet Lichtenberg, wie Dag Nikolaus Hasse erläutert, das Latein des späten 18. Jahrhunderts, dem durch den häufigen Gebrauch von Partikeln und Konjunktionen eine argumentierende, mitunter auch elegante Diktion verliehen wird. Die Satzkonstruktionen sind oftmals reich an Umfang wie an Inklusionsbeziehungen und entsprechen in dieser Hinsicht dem wissenschaftlichen Deutsch des 18. Jahrhunderts.⁹⁸ Neben der Kunsthaftigkeit der Sprache, die indessen vor allem in erwähnten komplex-verschachtelten Satzkonstruktionen besteht, finden sich selbst hier Abschnitte, die Beobachtungen in notizhafter Kürze und Schlichtheit wiedergeben,⁹⁹ sowie Passagen, in denen Lichtenbergs ästhetisches Vergnügen an beobachteten physikalischen Phänomenen aus der individuellen Verwendung der Sprache hervorleuchtet. Eindrucksvollstes Beispiel hierfür ist die Schilderung der von ihm entdeckten »Lichtenbergischen Figuren« in seiner Abhandlung »De nova methodo naturam ac motum flvidi electrici investigandi«¹⁰⁰ von 1778:

»Sed quum postea clypeum saepe e laqueari cubiculi suspensum tenerem, evenit, ut pulvis ille in basi subsidens, non uti ante clypeum, illam aequabiliter obtegeret, sed in quibusdam partibus nun summo meo gaudio in stellulas coiret, pallidas ab initio ac

97 Latein verwendet Lichtenberg übrigens vorrangig aus dem praktischen Grund der internationalen Verständigung. Zu seiner Auffassung des Lateinischen als »nützlicher« Sprache vgl. B₁200.

98 Vgl. Hasse 1997, S. 209. Allerdings schränkt Hasse seine Wertung der vier Abhandlungen ein: »Lichtenbergs lateinischer Stil ist freilich nicht immer derselbe. Die im Präsenz gehaltenen Beschreibungen der in Stade vorgenommenen Jupitermond-Beobachtungen sind sehr schlicht und haben den Charakter der Notizen, die beim Observieren gemacht wurden. Die Vorrede zur Edition der Mayerschen Schriften dagegen beginnt mit einem stilistisch wohl ausgearbeiteten Satzgefüge, dessen erstes und entscheidendes Wort (curam) rhetorisch verspätet eingeführt wird. Mit viel Sorgfalt ist auch die captatio benevolentiae geschrieben, die Lichtenbergs ersten Sozietätsvortrag einleitet [...]. Hier wechseln lange Perioden mit sentenzartigen Kurzsätzen wie etwa: »Facile est errare, de errore judicare non item«, auf Deutsch »Es ist leicht zu irren, weniger leicht, über einen Irrtum zu befinden« [...].« (Hasse 1997, S. 209.).

99 Vgl. »Observationes astronomicae per annum 1772 et 1773 ad situm Hannoverae, Osnabrugi et Stadae determinandum institutae« von 1776. Vgl. Hasse 1997, S. 8ff.

100 »Über eine neue Methode, die Natur und Bewegung der elektrischen Materie zu erforschen«. Vgl. Hasse 1997, S. 142ff. Hier und im folgenden zitiere ich nach der neu übersetzten und kommentierten Ausgabe von Hasse. Die Schrift findet sich aber auch in SB III, S. 24ff., dort jedoch in der Übersetzung von Lichtenberg/Kries von 1806.

hebetes, sed largius de industria adperso pulvere, distinctas, pulcherrimas, ac operi caelato saepe non dissimiles. Apparebant interdum stellae sere innumerae, viae lacteae, ac soles majores; arcus a parte concava obscuri a convexa autem radiis distincti; ramuli nitidissime effecti iis similes, quos vapores congelati in orbiculis fenestrarum producunt; nubes porro varia sua forma ac diversis umbrae gradibus spectabiles, ac aliae denique singularis formae figurae [...]. Sed gratissimum spectaculum mihi praebeat, cum illas vix destrui posse viderem [...].¹⁰¹

Auffällig sind vor allem die eindrucksvollen metaphorischen Wendungen und Vergleiche, die astronomischer bzw. meteorologischer Herkunft sind. Sie verleihen dem geschilderten Ereignis nicht nur Anschaulichkeit, indem sie die sinnliche Imaginationskraft des Rezipienten anregen, sondern vermitteln zugleich eine Art literarischen Geistreichtums. Ein zweites prominentes Merkmal dieses Abschnitts bilden eingestreute Wertungen wie »summo meo gaudio«, »pulcherrimas« und »gratissimum spectaculum«, durch die die Schilderung einen subjektiven Anstrich erhält, und die Lichtenbergs ästhetischer Lust am Beobachten und seiner Begeisterung am Experiment Ausdruck verleihen. Sie belegen, daß Lichtenberg selbst in der theoretisch-objektiven Atmosphäre der wissenschaftlichen Abhandlungen Raum findet, die Subjektivität seiner Perspektive hervorzuheben, und zugleich in jenen Passagen mittels derartiger Einschübe eine gewisse literarisch-ästhetische Atmosphäre evoziert.

Trotz solcher literarisch anmutender Passagen bilden Lichtenbergs lateinische Abhandlungen den Teil seines Werks, der sich am ehesten an konventionellen Formen orientiert. Insofern stellen sie eine Art »Gegenpol« zu den »Sudelbüchern« dar, die mit Blick auf sein gesamtes Werk als die extremste Abweichung von formalen Konventionen gelten können, während sich vor allem seine populär-wissenschaftlichen Kalender- und Magazinschriften im Feld, das zwischen beiden Polen gespannt ist, bewegen, also im Hinblick auf die verschiedenen formalen Kriterien jeweils mehr oder minder konventionell bzw. individuell erscheinen.¹⁰²

101 Hasse 1997, S. 150. In der Übersetzung Hasses: »Als ich aber später des öfteren den Schild [des Elektrophors, U.F.] an der Zimmerdecke hängen ließ, geschah es, daß der auf der Grundfläche liegende Staub diese nicht, wie zuvor den Schild, gleichmäßig bedeckte, sondern sich nun an mehreren Stellen zu meinem großen Vergnügen in kleinen Sternen anordnete, die anfangs matt und schwer zu erkennen waren, die aber, als ich mit Eifer mehr Staub darauf streute, sehr deutlich und sehr schön wurden und häufig getriebener Arbeit glichen. Es zeigten sich mitunter fast unzählbar viele Sterne, Milchstraßen und größere Sonnen; Bogen, die an ihrer hohlen Seite dunkel, an ihrer erhobenen aber mit Strahlen versehen waren; ganz fein gebildete Ästchen, denen ähnlich, welche gefrorener Dampf an Fensterscheiben erzeugt; ferner Wolken, sehenswert in ihrer mannigfachen Gestalt und den verschiedenen Graden des Schattens; und schließlich andere Figuren von besonderer Form [...]. Aber das erfreulichste Schauspiel bot sich mir, als ich sah, daß sie sich kaum zerstören ließen; [...].« (Hasse 1997, S. 151).

102 Allerdings zeichnet sich die Mehrzahl der Aufsätze durch Unkonventionalität und Freiheit der Form aus.

Fragmentarisches

Mit seinen wissenschaftlichen Abhandlungen, semi-wissenschaftlichen Aufsätzen und satirisch-polemischen Schriften zeigt Lichtenberg, daß er durchaus in der Lage ist, einzelne Erkenntnisse zusammenzufügen und in weitgehend geschlossener und an konventionellen Normen orientierter Form zu präsentieren. Häufig finden sich in seinen Aufsätzen »Sudelbuch«-Einträge teilweise oder gar vollständig wieder. Oftmals blitzen sie aperçuhaft im Fluß des Textes auf und bereichern ihn nicht selten mit textübergreifenden, lebensweisheitlichen Elementen.¹⁰³ Viele Aufzeichnungen aus den »Sudelbüchern« hat Lichtenberg, häufig in modifizierter Form, in jenen Schriften größeren Ausmaßes verwendet, die sich literarisch weitgehend etablierten Formen wie wissenschaftlicher Abhandlung oder Aufsatz sowie dem sich erst im 18. Jahrhundert herausbildenden Genre des Essays annähern. Läßt sich auch die Frage nach der Gattungszugehörigkeit auch hier oftmals nicht eindeutig beantworten, erscheint sie doch nicht in der Weise problematisch wie bei den »Sudelbüchern«.

Aufschlüsse für das Verfahren der Verarbeitung kleiner, fragmentarischer Formen in längeren Texten bietet etwa die Betrachtung der antiphiysiognomischen Streitschrift Lichtenbergs »Über Physiognomik; wider die Physiognomen« und deren Entwürfe, die sich vor allem im »Sudelbuch F« finden.

Die meisten der Gedankengänge, die Lichtenberg letztlich in der logisch-schlüssigen Aufsatzform zusammengeschlossen hat, hat er bereits in den »Sudelbuch«-Aufzeichnungen skizziert und formuliert. So enthält beispielsweise F₁804 einen längeren Gedankengang, der später in der Vorrede zur »Antiphiysiognomik« auftaucht. Der Entwurfscharakter wird zum einen schon durch die eingeklammerte Ettikettierung des Eintrags als »(Vorrede.)« offensichtlich, die die nachfolgenden Ausführungen als Teil einer Vorrede ausweist. Ein zweites Merkmal der Aufzeichnung sind kontextlose, umklammerte Einfügungen, die die Funktion von gedanklichen Stützen besitzen und auf assoziativen Denkleistungen Lichtenbergs beruhen: »Ich habe meine Regeln von Jahr zu Jahr und von Woche zu Woche geändert (im eignen Fett ersticken) und wenn

103 So scheinen auch folgende Sätze aus den einleitenden Passagen zur Schrift über die Lichtenbergischen Figuren, eine eigene selbständige Einheit im textlichen Verlauf zu bilden, sie sind vorstellbar als »Sudelbuch«-artig isoliertes Aperçu und erinnern an A₁78: »Experimenta [...] instrumentis magnae molis instituere idem est ac phaenomena ipsa, quae praebent, microscopio subicere, et quae antea parvitate se sua aciei et oculorum et attentionis exercitatissimae subdlexerant, hoc modo adaucta, et sensus hebetiores, et observatorem quam maxime supinum et inconsideratum fallere saepe non amplius possunt.« (Hasse 1997, S. 144 ff. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 145 ff.: »[...] Versuche mit großen Instrumente anstellen, ist ebensoviel als die Erscheinungen, die sie darbieten, unter das Vergrößerungsglas bringen. Das, was sich vorher durch seine Kleinheit dem schärfsten Gesicht und der angestrengtesten Aufmerksamkeit entzog, kann, auf diese Art vergrößert, oft auch einem stumpfern Sinn und einem nachlässigern Beobachter nicht mehr entgehen.«).

ich mich nicht recht strenge befragte...«.¹⁰⁴ Hier erinnert sich Lichtenberg an eine frühere Beobachtung, in der er die Beziehung von Regeln und Physiognomik thematisiert: »Die Physiognomik wird in ihrem eignen Fett ersticken. Die Regeln werden sich so häufen und die deutlichen so oft trügen,...«¹⁰⁵. Auch explizite Anweisungen und Fragen Lichtenbergs an sich selbst unterbrechen den Argumentationsfluß: »(Hierbei muß noch gesagt werden, daß ich öfter in Gesellschaft für Physiognomik gesprochen habe und warum?)«.¹⁰⁶

Wie F₈₀₄ zeigt, müssen fragmentarische Texte nicht kurz sein oder abrupt abbrechen, sie enthalten oft sogar vollständig ausgeführte Gedankengänge. Das typische Kennzeichen eines Textfragments bildet vielmehr sein Verweischarakter, wodurch der einzelne Gedanke in einen übergeordneten Problemkomplex eingeordnet erscheint und sein torsohafter Zug betont wird. Fragmente können daher durchaus sprachlich elaborierte und mithin literarische Texte sein. Sie zeichnen sich durch ihre Zugehörigkeit zu einem übergeordneten Gedankenzusammenhang oder Kontext aus, auf den durch spezifische sprachliche Indikatoren verwiesen wird.

Den im Vergleich zu ihren Entwürfen abgeschlossenen Charakter einer Schrift wie der »Antiphiysiognomik« evoziert vor allem der Umstand, daß die Ausführungen nicht nur mit Titel und Untertitel, sondern außerdem mit einem Motto und einer Vorrede versehen sind und am Ende eine Zusammenfassung der »Hauptsätze«¹⁰⁷ steht. Dennoch: Auch diese in sich gerundet wirkende Form weist Züge des Fragmentarischen, Unvollständigen und Unabschließbaren auf, wenn Lichtenberg davon spricht, seine Erläuterungen abbrechen zu müssen, da sie »sich ins unendliche vervielfältigen«¹⁰⁸ ließen, und sie mit einem Ausblick auf den Plan einer physiognomisch erklärten Kupferstichfolge beschließt.

Ausdrücklich als Fragment deklariert ist unter Lichtenbergs Schriften lediglich das »Fragment von Schwänzen«. Allerdings muß die Bezeichnung »Fragment« hier vorrangig als parodistisch-imitierende Allusion auf Lavaters »Physiognomische Fragmente« angesehen werden. »Echte« Vorläufigkeit hingegen deutet die Bezeichnung »Vorschlag« an, die Lichtenberg im Titel seines »Orbis pictus«-Aufsatzes verwendet. Insofern zeigt sich auch hier, in einer publizierten Schrift, jene Offenheit der Form, die in den »Sudelbüchern« und in seinem Kompendium-Projekt so offensichtlich zutage tritt. Vor allem die Bemerkungen zur Form seines Kompendiums belegen, daß das Fragmentarische, Abgebrochene der Form seiner Schriften nichts weniger als zufällig oder gar als Ausdruck eines Scheiterns an der Sprache anzusehen ist, sondern vielmehr aktiver Bewältigung des Ausdrucksproblems der Sprache gleichkommt.

104 Aus: F₈₀₄.

105 F₂₁₇. Vgl. G_{II}95.

106 Aus: F₈₀₄.

107 SB III, S. 289.

108 SB III, S. 289.

Die Form wird zum Ausdruck der erkenntnistheoretischen Einsichten Lichtenbergs.

Von Bacons aphoristischer Formauffassung unterscheidet sich Lichtenberg durch eine gesteigerte, ja radikal-emphatische Betonung des Subjektiven und des Sinnlichen: Lichtenberg sprengt nicht nur die traditionellen Grenzen formaler Gestaltungsprinzipien, sondern überschreitet darüber hinaus auch die Grenzen zwischen den Disziplinen der Wissenschaft und der Literatur. Indem er wissenschaftliche Abhandlungen mit subjektiven Wertungen und literarischen Stilmomenten bereichert, indem er auch und gerade in seinem wissenschaftlichen Lehrbuch durch Fragen zu Zweifeln an der ultimativen Gültigkeit seiner Darlegungen aufruft, durch ›Winke‹ Möglichkeiten des Weiterarbeitens aufzeigt und durch fragmentarisch-abgebrochene Sprachformen einen Freiraum für das rezipierende Subjekt schafft, überwindet er die konventionellen Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und Literatur, zwischen vermeintlich wissenschaftlicher Objektivität und seiner radikalen Befürwortung einer ubiquitären Subjektivität.¹⁰⁹

Fragmentarisches Vereinzelttes und systematisiertes ›Ganzes‹

Die Progressivität Lichtenbergs zeigt sich vor allem in seiner Betonung der Subjektivität des ›Ganzes‹, in das sich die einzelnen Gedanken einfügen. Daß darüber hinaus jenes ›Ganze‹ im Sinne Lichtenbergs als ›Gedanken-System‹ aufgefaßt werden kann, verdeutlicht die zukunftsweisende Prägung seines Werks insofern, als Lichtenberg das System nicht als objektives, sondern als subjektives versteht, dessen Unabgeschlossenheit und Unvollständigkeit sich in fragmentarischer und aphoristischer Form ausdrückt, die somit zugleich auf die Subjektivität ihres Verfassers als Basis hinweist. Das subjektive Ich des Denkenden bildet unter diesem Blickwinkel das Medium, das die einzelnen Gedankenbruchstücke, wie sie etwa in den »Sudelbüchern« aufgezeichnet sind, im organisch gewachsenen und wachsenden Gedankensystem zu einer geistigen Einheit zusammenfaßt. Dementsprechend konstatiert Requadt: »Lichtenbergs Aphorismen erscheinen als ein »Gedankensystem« in seinem Sinne; er wird sich bei seinen Aufzeichnungen seines geistigen Wachstums bewußt. [...] Die Einheit der Gedankenbücher besteht weder in der Geschlossenheit eines objektiven Systems noch eigentlich in dem stofflichen Zusammenhang, obwohl Lichtenberg bestimmte Gebiete in seiner Meditation bevorzugt hat, sondern in dem Ich des Schreibenden. Während das aphoristische

109 Denn eigentlich zielt »Wissenschaft [...] durch zusätzliche Normierung der sprachlich zulässigen Ausdrucksweisen und der sachlich zulässigen Behauptungen darauf ab, einen intersubjektiven *Zustimmungszwang* als Voraussetzung gemeinsamen rationalen Handelns zu begründen. Dichtung hingegen zielt darauf ab, einen subjektiven *Freiraum* zu schaffen und dessen individuelle Ausfüllung durch persönliche Aktivität des Lesers zu stimulieren.« (Fricke 1981, S. 243f.).

Denken als offenes und flüssiges, als Ausnahme- und Gelegenheitsdenken mehr die lösende Kraft dieser Geistigkeit offenbart, zeigt es als Selbstdenken den Grund, aus dem es aufsteigt.«¹¹⁰

Mit seiner Auffassung von der Subjektivität des Systems und deren Ausdruck in der Form des Fragments und des Aphorismus hebt Lichtenberg zugleich den Zustimmungszwang vor allem auch hinsichtlich (natur-)wissenschaftlicher Erkenntnisse weitestgehend auf. Sein Ziel ist vielmehr, eine so kritisch-skeptische wie aktive Rezeptionshaltung zu provozieren. Die Aktivität der Rezeption besteht nämlich für ihn vor allen Dingen darin, daß der Leser durch die Vereinzelung der Formen und die hierbei entstehenden ›Freiräume‹ die Freiheit zur individuellen Kombination der einzelnen Aussagen und Erkenntnisse erhält.

Insofern bilden Fragmentarizität und Nonkonformität seiner Schriften hinsichtlich konventioneller Gattungen kein Manko, sondern erscheinen vielmehr als Resultat von Lichtenbergs Bemühen um eine absichtsvoll gewählte, auf individuelle Bedürfnisse hin abgestimmte Ausdrucksform sowie der Erkenntnis des Unabschließbaren und auf ewig Subjektiven menschlichen Wissens,¹¹¹ die auch und vor allem für die Naturwissenschaften gilt, wie sein Kompendium-Plan formal signalisiert. Daß dieser Umgang mit der Form, vor allem auf (natur-)wissenschaftlichem Gebiet, so innovativ wie modern ist, zeigt sich darin, daß Christoph Meckel noch 1978 konstatiert: »Das Fragment ist den Naturwissenschaften nicht bekannt. Es kommt zustande, wo Form das Produkt eines Einzelnen ist und subjektiv verantwortet wird, also aus zahllosen Gründen scheitern kann.«¹¹²

Schließt die Fragmentarizität eines Textes auch die Inkohärenz der einzelnen Bruchstücke ein, so verweisen die einzelnen Fragmente jedoch auf einen potentiellen kohärenten Zusammenhang, der jedoch vom Rezipienten erst als

110 Requadt ²1964, S. 154.

111 Vgl. dazu Novalis: »Als Fragment erscheint das Unvollkommene noch am Erträglichsten – und also ist diese Form der Mittheilung dem zu empfehlen, der noch nicht im Ganzen fertig ist – und doch einzelne Merckwürdige Ansichten zu geben hat.« (Novalis, Schriften II, aus Nr. 318, S. 595.).

112 Meckel 1978, S. 6. Zwar hat Lichtenberg sein Kompendium in der geplanten Form nie verwirklicht, allerdings veröffentlichte Christoph Heinrich Pfaff, ein Schüler Lichtenbergs, im Jahr 1800 »Aphorismen über die Experimentalphysik. Zum Gebrauche bey Vorlesungen«. Motivation und Absicht der ungewöhnlichen Lehrbuch-Form ähneln derjenigen Lichtenbergs auffällig: »Die Aphorismen verdanken ihr Entstehen der Unzufriedenheit des Autors mit den vorhandenen Lehrbüchern. Sie bedürfen zwar, wie Pfaff schreibt, »um verstanden zu werden, erst einer umständlichen Erläuterung und Entwicklung; wenn sie aber diese in den Vorlesungen wirklich erhalten, so können sie, wie ich nicht zweifle, dazu dienen, das Gehörte und Verstandene dem Gedächtnisse gleichsam in concentrirter Gestalt tiefer einzuprägen. Auch lassen sie dem Vortrage des Lehrers einen freiern Spielraum als unsere meisten für ihren Zweck wohl zu weitläufigen Compendien« (Pfaff, p.1).« (Zehe 1994, S. 67.).

ein solcher hergestellt werden muß: So sind die »Sudelbücher« nicht nur auf das Engste mit denjenigen Schriften verknüpft, in denen ihr gedankliches und/oder sprachliches Material im Rahmen einer kohärenten Form verwendet wird. Vielmehr verbindet jeder einzelne »Sudelbuch«-Eintrag über seine vielfältigen Korrespondenzen zu anderen Aufzeichnungen die einzelnen »Sudelbücher« zu einem intertextuellen Geflecht, dessen einzelne Teile auf ein subjektives »Ganzes« verweisen.¹¹³

Auf die Existenz und Beschaffenheit eines solchen »Ganzes« verweist auch die häufig anzutreffende Bemerkung »Ich verstehe mich«, indem hier die Zugehörigkeit des Gesagten zu einem Zusammenhang im »Ich« signalisiert, in dessen Rahmen es verstanden wird. Dieser Kon-Text ist ein genuin subjektiver. Das »Ganze« wird daher immer durch das produzierende bzw. rezipierende Subjekt konstituiert. Insofern verweisen alle Einzeltexte auf das Subjekt, das sie produziert hat, und zugleich auf das Subjekt, das sie rezipiert: »Alles ist sich gleich, ein jeder Teil repräsentiert das Ganze.«¹¹⁴ Das Subjekt erscheint insofern als die Instanz, die Kohärenz zwischen den einzelnen fragmentarischen Aufzeichnungen stiftet, indem sie das Einzelne in ein »Gedanken-System« einordnet.

Produktions- und rezeptionsästhetische Aspekte des Fragmentarischen

Durch die Verwendung fragmentarischer Formen wird die (Re-)Konstruktion jenes »Subjekt-Ganzes«, jenes »Gedanken-Systems«, auf das die Fragmente verweisen, zu einem nicht geringen Teil der interpretatorischen Initiative des Lesers anheimgestellt: Das Verständnis fragmentarischer Äußerungen¹¹⁵ fordert entweder ein besonderes Hintergrundwissen oder divinatorische Phantasie vom Rezipienten, dessen kreative Kraft die fehlende textuelle Einheit ersetzen muß.¹¹⁶ Textualität oder Kohärenz ist ein Phänomen, das auf das individuelle Verständnis angewiesen ist und zwar nicht nur in rezeptionstheoretischer, sondern auch in produktionsästhetischer Hinsicht: So kommt es bei der aktiven Rezeption von Texten im allgemeinen und fragmentarischen Texten im besonderen nach Schleiermacher »auf das Erraten der individuellen Kombinationsweise eines Autors [an, U.F.], welche anders geartet in der gleichen geschichtlichen Position und der gleichen Form des Vortrags doch ein anderes Resultat würde gegeben haben«¹¹⁷.

113 Vgl. J_I715, J_I1008, K_{II}271, L_I192, L_I247, L_{II}710, L_{II}790, L_{II}806, L_{II}831, L_{II}840, L_{II}875.

114 F_I478.

115 Aus der Erkenntnis heraus, daß im Grunde genommen allen Äußerungen fragmentarischer Charakter zugesprochen werden kann, fordert Novalis 1798 die »Herstellung verstümelter Fragmente und Beweis, daß der Fond aller wircksamen Meynungen und Gedanken der Alltagswelt Fragmente sind.« (Novalis, Schriften II, Nr. 302, S. 593.).

116 Vgl. hierzu Frank 1990, S. 157.

117 Schleiermacher, HuK, S. 318.

Dabei folgt aus der Tatsache, daß *kein* Kriterium existiert, das die Beziehungsmöglichkeiten der einzelnen Text-Elemente limitieren würde, die Unabschließbarkeit der Kohärenz-Herstellung: Jeder Text verweist auf andere Texte, jedes Fragment verweist auf andere Fragmente und auf ein subjektives Ganzes, dessen Physiognomie jeweils vom individuellen Verständnis des produzierenden bzw. rezipierenden Subjekts abhängt. Daher verbleibt jede Interpretation letztendlich im Hypothetischen, denn das Textverständnis ist unerschöpflich, vor allem dann, wenn die Form derart frei gewählt und individuell zugeschnitten erscheint wie in den »Sudelbüchern«.¹¹⁸

Zu den rezeptions- und wirkungsästhetischen Aspekten des Fragmentarischen tritt bei Lichtenberg mit der Ökonomie jener Form ein produktionsbezogenes Moment hinzu:

»Wenn man auch nicht aus einem Granitfelsen ein Haus hiebe, so könnte man ohne sehr viele Kosten vielleicht die *Ruinen* eines Hauses daraus hauen: so daß die Nachwelt glauben müßte, es habe ein Palast da gestanden.«¹¹⁹

Dieses Gedankenexperiment, das durch mehrmalige Umkehrung der zeitlichen Perspektive auf engstem Raum verblüfft, verdeutlicht nicht nur die Relativität des Fragments im Hinblick auf ein räumliches oder quantitatives Ganzes, auf das es verweist, sondern auch hinsichtlich seiner ambivalenten Position in der Zeit: Als fragmentarisches Bruchstück deutet es zum einen in die Zukunft, indem es der Weiterführung seiner Leser harrt. Zugleich kann es aber auch im Rückblick als Ruine, als Relikt eines vergangenen Dagewesenen aufgefaßt werden und als solches vom Zeitpunkt seiner Rezeption in die Vergangenheit zum Zeitpunkt seiner Produktion weisen. In dieser Hinsicht oszilliert oder pendelt das Fragmentarische und Bruchstückhafte gleichsam zwischen den beiden Polen des »Nicht mehr« und des »Noch nicht«.¹²⁰

118 Vgl. Schleiermacher zum Zusammenhang von möglichen Konnotationen und Form: »Die Hauptgedanken hängen mit dem Ineinandergehen des Stoffes und der Form genau zusammen, die Nebengedanken nicht. Das Verhältnis ist aber sehr verschieden, die Bestimmtheit desselben gehört wesentlich zur Einheit des Werkes und bestimmt den Charakter desselben. [...] Auf der quantitativen Seite des Verhältnisses kann der Gegensatz zwischen Haupt- und Nebengedanken verschwinden, wenn die Nebengedanken entweder ausgeschlossen sind oder einen verhältnismäßig gleichen Raum einnehmen. Ist der Gegensatz aufgehoben, so wird das Werk mehr eine freie Gedankenkombination sein, ein freies Spiel. Dominiert dagegen der Gegensatz, so wird die Einheit des Werkes bestimmter, höher sein. [...] Wo bestimmte Form ist, da dominiert jener Gegensatz, und umgekehrt, wo der Gegensatz nicht dominiert, da ist Formlosigkeit oder die Form ein Minimum.« (Schleiermacher, HuK, S. 195f.).

119 J₁1170.

120 Spicker ordnet diese Ambivalenz des Fragmentarischen und Bruchstückhaften den begrifflichen Vorstellungen, wie etwa Abgerissenheit und Verstreutheit, zu, die mit ihm verbunden werden: »Das *nicht mehr* in einem System Verbundene leitet die Vorstellungen in Begriffen wie Abgerissenheit, Abgebrochenheit oder Losgelöstheit, das *noch nicht* als System Verknüpfte liegt in Begriffen wie Verstreutheit oder

Insofern das Fragment über seine eigenen zeitlichen und räumlichen Grenzen hinausdeutet, transzendiert es sich selbst. In der Grenzüberschreitung der Zeitlichkeit in beiderlei Richtung offenbart sich die dynamische Ambivalenz, die dem Fragmentarischen innewohnt: Es ist sowohl reflexiv als auch progressiv, in jedem Fall ist es auf die subjektive Imaginationskraft seiner Rezipienten angewiesen.¹²¹

Lichtenberg zeigt hier den ökonomischen Nutzen des subjektiven Frei- raums auf, den die Form des Fragments gewährt. Die Eigenschaft, daß ein sprachlicher Text aufgrund der Unzulänglichkeit seines Zeichensystems *immer* ein imponderables Moment enthält, indem sein Verständnis zu einem bestimmten, zu einem nicht gerade geringen Teil im Ermessen des rezipierenden Subjekts liegt, tritt im Fragment ostentativ zutage. Die teilweise demonstrative Fragmentarizität seiner Texte zeigt, daß Lichtenberg jene Subjektivität nicht nur erkannt und miteinkalkuliert hat, sondern daß er darüber hinaus aus jener ›Not‹ eine ›Tugend‹ gemacht hat: Indem er die zwangsläufige implizite Fragmentarizität jeder sprachlichen Äußerung in eine explizite verwandelt hat, macht er sich die Verweiskraft des Fragments sowie die mit ihr verbundene Ökonomie der Produktion desselben zunutze. Darüber hinaus verleiht er ihm einen bestimmten ästhetischen Wert, kann doch das Fragment nicht nur auf ein schlichtes »Haus«, sondern gar auf einen prachtvollen »Palast« verweisen: Dessen letztendliche Physiognomie wird zwar von der subjektiven Imagination- und Kombinationskraft des Rezipienten bestimmt, da die Fundamente jedoch gegeben sind, so wird die (Re-)Konstruktion des ›Gebäudes‹ in eine bestimmte Richtung gelenkt.

Allerdings geht er damit das Risiko ein, *mißverstanden* zu werden. Davon, daß ihm dieses Risiko zwar bewußt ist, sowie davon, daß er trotzdem nicht bereit ist, sein Stilideal zugunsten des Anspruchs auf inter-individuelles Verständnis zu opfern und sich zeitgenössischen Konventionen unterzuordnen, zeugt folgender »Sudelbuch«-Eintrag:

»Über Menschen-Kenntnis und Stil ließe sich etwas sehr Nützliches schreiben, es müßten die großen Regeln *Vorrat ohne Aufwand* oder wo [möglich] *Aufwand bei großem Vorrat* ins Licht gesetzt werden. [...] Ein guter Schriftsteller muß sich schlechterdings nichts daraus machen, wenn man ihn auch in 10 Jahren nicht versteht. Was dieses Jahrhundert nicht versteht, versteht das nächste.«¹²²

Unverbundenheit zugrunde: das Ganze, das war oder sein wird.« (Spicker 1997, S. 353.).

121 In dieser Hinsicht weist Lichtenbergs Bemerkung auf das romantische Fragment-Verständnis voraus, denn, so Spicker: »Das romantische »Fragment« integriert beide Aspekte, Vergangenheit und Zukunft, als Pole des Anti-Systematischen.« (Spicker 1997, S. 343.). Die Ambivalenz verbindet das Fragment mit dem Aphorismus insofern, als sie zur ›semantischen Mitte‹ des Aphorismus-Begriff gehört und zwar im Hinblick auf das Verhältnis des Aphorismus zu einem größerem Ganzen, »das er nicht oder noch nicht ist.« (Spicker 1997, S. 344.).

122 Aus: E,424. Ein Beispiel dafür, daß Lichtenbergs Werk vor allem im Hinblick auf

Hier wird deutlich, daß Lichtenberg der subjektiven, intra-individuellen Darstellungsfunktion der Sprache zunächst eine vorrangige Position gegenüber der inter-individuellen Mitteilungsfunktion der Sprache einräumt. Insofern bildet die formale fragmentarische Gestalt des Lichtenbergischen Werks, die sprachpraktische Einlösung seiner theoretischen Forderung nach Orientierung am eigenen Selbst als zentralem Fixpunkt, der überzeitlich konstant bleibt und damit die Dauerhaftigkeit einer sprachlichen Äußerung garantiert.

Subjektiven Bedürfnissen in sprachpraktischer Hinsicht zu genügen, entspricht zugleich der Mut zu konventionsungebundener und innovatorischer Gestaltung sprachlicher Ausdrucksmittel. Nach Schleiermachers Unterscheidung der »Perioden« in eine »erste [...], in welcher sich diese Formen allmählig bildeten« und in eine »andere [...] in welcher sie herrschten«¹²³, und der entsprechenden Zuordnung des Schriftstellers gehört Lichtenberg daher vor allem der ersten Periode an. Lichtenbergs Werk zeichnet sich in bezug auf seine formale Gestaltung zwar einesteils durch die spezifische Modifizierung vorhandener Formen wie der wissenschaftlichen Abhandlung aus, im besonderen wird es jedoch durch die innovative Verwendung der Sprachformen geprägt.

Abgesehen von dem absichtsvollen Einsatz aphoristischer und fragmentarischer Formen in seinen »Sudelbüchern« und im geplanten physikalischen Kompendium prägt auch die Hogarth-Erklärungen ein solches innovatorisches Moment, das Lichtenberg in der Vorrede zur ersten Lieferung selbst reflektiert, wenn er sich zur Form seiner Bilderklärung äußert.¹²⁴ Die Form, die Lichtenberg für die sprachliche Fassung der Kupferstiche wählt und die er als den poetischen Weg bezeichnet,¹²⁵ hebt sich insofern von der Form früherer Bilderklärungen ab, als sie darauf ausgerichtet ist, das bildlich Dargestellte

seine vermeintliche Unvollkommenheit mißverstanden worden ist, bildet etwa die Gleichsetzung des Planens mit der Absicht, das Geplante zu realisieren. Diese Auffassung von der Motivation seiner Pläne, Skizzen und Entwürfe relativiert folgende Bemerkung Lichtenbergs, in der er die Motivation planerischer Tätigkeit reflektiert: »Plane zu entwerfen auch über Dinge die man nicht abzuhandeln gedenkt sondern nur sich selbst zu prüfen.« (J_{II}1528). Bedenkt man, daß vor allem der Umstand, daß die meisten der von Lichtenberg geplanten Projekte im Stadium des Vorläufigen verblieben sind, als Beleg für sein Scheitern an der Sprache herangezogen wird, so relativiert zitierte Aufzeichnung diese Auffassung dahingehend, daß bei Betrachtung und Bewertung seines Werks zumindest als Möglichkeit einbezogen werden muß, daß Lichtenberg seine »Plane« gar nicht zu verwirklichen trachtete, daß für ihn demzufolge der Begriff des Planens *nicht unbedingt* die Vollendung des Projektes bedeutete.

123 Schleiermacher, HuK, S. 321.

124 Vgl.: »Einmal bin ich der erste, der sich auf diesem Wege versucht hat. Ich hatte keine Vorgänger, weder in Deutschland noch in England, noch in sonst irgend einem Lande.« (SB III, S. 662, zweite, zusammenhängende Hervorhebung von mir, U.F.).

125 Vgl. SB III, S. 661.

sprachlich nachzuempfinden: »Was der Künstler da *gezeichnet* hat, müßte auch so *gesagt* werden, wie *Er* es würde *gesagt* haben, wenn er die Feder so hätte führen können, wie er den Grabstichel geführt hat.«¹²⁶ Dieser Formanspruch Lichtenbergs hat seinen Grund in dem hohen Stellenwert, den er der Form in rezeptionsästhetischer Hinsicht zuspricht. Denn die Form, so glaubt Lichtenberg, ist fähig, über den eigentlichen Text hinaus zu wirken und die Stimmung, die derjenigen der Hogarthischen Kupferstiche entspricht, zu erzeugen:

»Auf diese Weise erläutert, würde Hogarth nicht bloß jedem verständlich, sondern der Geist eines jeden schon durch den Vortrag der Erläuterung, selbst wider seinen Willen, zu der Stimmung gebracht, in welcher allein man des großen geistigen Genusses fähig ist, den diese Blätter gewähren können.«¹²⁷

Der »poetische« Weg, den Lichtenberg eigenen Worten zufolge einschlägt, um Hogarths Bilder adäquat zu im Medium der Sprache wiederzugeben, ist geprägt durch seinen gleichsam »schlängelnden« Fortgang, der durch unzählige Exkurse und assoziative, anekdotenhafte Einschübe, deren Zweckmäßigkeit Lichtenberg betont, erzeugt wird.¹²⁸ Dieses Vorgehen entspricht seiner Überzeugung von der »Schlangenlinie« als der ästhetischen Idealform (schrift-)sprachlicher Äußerung, die, indem sie dem traditionellen Ideal der »runden Form« entgegensteht, so individuell wie innovativ erscheint:

»Nur immer ein Buch herauszugeben wenn man etwas Rundes zu sagen hat ist menschlicher Stolz, gibt es denn nicht noch mehr Figuren als die Ründe, die Schlangenlinie halte ich für ein Buch für die dienlichste und ich hatte schon in dieser Linie geschrieben ehe ich wußte daß Hogarth etwas über dieselbe geschrieben hatte, oder ehe Tristram Shandy sein Manier *en Ziczac* oder *Ziczac à double Ziczac* bekannt machte...«¹²⁹

Zitierter »Sudelbuch«-Eintrag vereint die zentralen Merkmale der Formauffassung Lichtenbergs: Die Form der Schlangenlinie wird zum Ausdruck des individuellen Umgangs mit Sprache und nähert sich darüber hinaus an die Form menschlicher und damit immer subjektiv geprägter Erkenntnis an, indem sie keinen geschlossenen Kreis bildet, sondern sich vielmehr durch Offenheit, Unabgeschlossenheit und Fortsetzbarkeit auszeichnet.¹³⁰ Lichtenberg findet mit der Schlangenlinie nicht nur eine legitime Form, sein eigenes

126 SB III, S. 661.

127 SB III, S. 661.

128 »Ich bin in meinen Erklärungen auch ausgeschweift, aber wie ich *glaube*, immer zweckmäßig.« (SB III, S. 662). Lichtenbergs analytische Art, einen Totaleindruck in einzelne Bestandteile zu zerlegen, bezeichnet Goethe später als »Lichtenbergisieren«. Vgl. Beise 1993.

129 Aus: B₁131. Vor allem wegen ihres individualisierenden Stils, dessen prominente Merkmale neben der Kürze und Präzision des Ausdrucks gerade jenes Schlangenlinienhafte sowie die Vereinzelung der Formen sind, wurden Lichtenbergs Schriften von seinen Zeitgenossen geschätzt, allerdings auch kritisiert. Vgl. etwa Beise 1993, S. 57f.

130 Vgl. Wildbolz 1969, S. 116.

anti-methodisch pendelndes, spiralförmiges Denken sprachlich wiederzugeben, sondern sieht zugleich die Möglichkeit, seinen Anspruch nach Individualität, Originalität und Innovativität formal zu verwirklichen.

Fragen danach, inwiefern sich dieses innovatorisch-subjektivistische Moment der individuellen Sprachgestaltung Lichtenbergs zeigt, wie es in der Nonkonformität der Schriften hinsichtlich zeitgenössischer Gattungskonventionen zutage tritt, wie sich sein Anspruch auf Versinnlichung des Sprachlichen in der Verwendung besonderer sprachlich-stilistischer Mittel fortsetzt, und welche sprachlich-stilistischen Kunstgriffe seinen Werken jene ästhetisch-literarischen Züge verleihen, die sich in der Form bereits ankündigten, stehen im Mittelpunkt der nachfolgenden empirischen Betrachtungen seiner Schriften.

2.2 Kon-Figurationen: Sprache und Stil

Die folgenden Ausführungen sind eine Art ›analytische Bestandsaufnahme‹ sprachlicher, formaler und stilistischer Eigentümlichkeiten der Schriften Lichtenbergs. Anhand ausgewählter Text-Beispiele werde ich die thematisch-gedankliche Strukturierung sowie syntaktische, grammatische, stilistische, rhetorische und lexikalische Besonderheiten der Sprache Lichtenbergs untersuchen, um sie anschließend mit seinen theoretischen Postulaten zu vergleichen.¹³¹

a) Gedankenstruktur:

Mit der Betrachtung von fünf Schriften Lichtenbergs, die jeweils einen bestimmten, für Lichtenbergs Werk charakteristischen Texttyp repräsentieren, soll im folgenden der gedankliche und thematische Aufbau exemplarisch veranschaulicht werden.

131 Begriffe wie ›Exemplarizität‹ und ›Repräsentativität‹ können allerdings hier lediglich unter Vorbehalt gebraucht werden, da sich Lichtenbergs Schriften, wie gesehen, vor allem in formaler, gattungsbezogener Hinsicht nicht mittels Oberbegriffen zu Gruppierungen zusammenfassen lassen, aus denen dann eine Schrift als Exemplum gewählt werden könnte. Die Schriften, die im folgenden betrachtet werden, sind zwar so gewählt, daß sie eine bestimmte Gruppe von Texten ›repräsentieren‹, so beispielsweise die wissenschaftlichen Abhandlungen oder die satirisch-polemische Streitschrift. Es ist allerdings davor zu warnen, die hierbei erhaltenen Ergebnisse zu pauschalisieren, das heißt, sie unreflektiert und unüberprüft auf die Texte zu übertragen, die der Textgruppe *vermeintlich* angehören, da ja bereits die Gruppierung der Texte subjektiv ist und keinesfalls letztendliche Gültigkeit besitzt.

*Darstellung physikalischer Beobachtungen in wissenschaftlicher Form:
»De nova methodo naturam ac motum fluidi electrici investigandi«*

Ein Beispiel für die wissenschaftliche Darstellung eines physikalischen Gegenstands bildet Lichtenbergs lateinische Schrift »De nova methodo naturam ac motum fluidi electrici investigandi«¹³², die 1778 in den »Novi Commentarii Societatis Regiae Scientiarum Gottingensis« publiziert wurde. In ihr stellt Lichtenberg seine elektrophysikalische Entdeckung vor, die später als »Lichtenbergische Figuren« in die Physik-Geschichte einging und die seine internationale Reputation als prominenter Experimentalphysiker mitbegründete.

Die Abhandlung besteht zunächst aus drei großen Abschnitten: Sie beginnt mit der Würdigung und Beschreibung des Elektrophors als des Instrumentariums, das die Beobachtungen und Versuche,¹³³ deren Schilderung den Hauptgegenstand der Abhandlung bilden, erst ermöglicht. An diese Darstellung der äußeren Rahmenbedingungen schließt sich mit der Beschreibung und kritischen Auswertung der eigenen Beobachtungen der eigentliche Hauptgegenstand an. Die Nachbildung der Beobachtungen im Experiment und Vorschläge zu weiterführenden Versuchsaufbauten beschließen die Abhandlung.

Lichtenberg führt seine Betrachtungen mit einigen historischen Bemerkungen zum Elektrophor ein: Er benennt zwar den Erfinder, hebt aber vor allem Voltas Verdienste um den Elektrophor hervor, da erst letzterer »machinae electricae dignitate et Electrophori perpetui nomine donavit«¹³⁴, »ut inventoris tantum non nomine, laudibus autem ac honore omnino dignus si censendus«¹³⁵. Anschließend erläutert Lichtenberg den hohen Stellenwert, der dem Elektrophor in bezug auf die wissenschaftliche Forschung zugesprochen werden muß, »tum ob phaenomena ipsa, quae praebet, tum et ob studium ac

132 »Von einer neuen Methode, die Natur und Bewegung der elektrischen Materie zu erforschen.« Vgl. Hasse 1997, S. 142–171.

133 Daß Lichtenberg zwischen diesen beiden zentralen Begriffen genau unterscheidet, läßt sich den Vorlesungsskripten seines Schülers Gamaufs entnehmen: »Man muß zwischen *Beobachtungen* und *Versuchen* unterscheiden. *Jene* sind Erfahrungen, die wir aufschreiben ohne Hinzuthun, z. B. in der Astronomie. *Versuche* hingegen entstehen durch Hinzuthun des Menschen dabey. Man würde nämlich nicht weit kommen, wenn man bloß das untersuchen wollte, was die Natur von selbst darbietet. Man muß also Dinge durch Kunst in Verbindung zu bringen suchen, in welche sie vielleicht in Jahrtausenden nicht gekommen wären. Dieß heißt Versuche anstellen.« (Gamauf 1808–12, S. 22f.). Darüber hinaus erscheint die Akzentuierung des Experiments als unverzichtbares Mittel des Erkenntnisfortschritts als Charakteristikum neuzeitlicher Naturwissenschaft.

134 Hasse 1997, S. 142. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 143: dem Instrument »den Rang eines elektrischen Instruments und den Namen *elettroforo perpetuo* verliehen«.

135 Hasse 1997, S. 144. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 145: »daß er zwar nicht den Namen des Erfinders, wohl aber dessen Lob und Ehre ganz und gar verdient.«

fervorem in mirandas materiae electricae qualitates inquirendi, quo Physicos, Germanos in primis, iterum impleuisse videtur«¹³⁶. Nach dieser einleitenden Würdigung Voltas und des durch denselben nutzbringend verbesserten Elektrophors schildert Lichtenberg die Eindrücke, die seine eigene erste Begegnung mit einem Elektrophor gängiger Größe evozierte und aus denen sein Entschluß resultiert, einen größeren Elektrophor zu konstruieren. Folgender kurzer, exkursartiger Einschub, dessen gleichnishafter Charakter seiner Aussage aphorismenhafte Allgemeingültigkeit verleiht, enthält die Rechtfertigung dieser Modifizierung des Versuchsinstrumentariums:

»Experimenta enim instrumentis magnae molis instituere idem est ac phaenomena ipsa, quae praebent, microscopio subicere, et quae antea parvitate se sua aciei et oculorum et attentionis exercitatissimae subdlexerant, hoc modo adaucta, et sensus hebetiores, et observatorem quam maxime supinum et inconsideratum fallere saepe non amplius possunt.«¹³⁷

Die Realisierung des derart begründeten Vorhabens beschreibt Lichtenberg im anschließenden Passus. Neben der Deskription seines eigenen Elektrophors gibt er hier zugleich eine anschauliche Vorstellung seiner ersten Beobachtungen, die ihm sein neues Instrument ermöglichte:

»Scintillas (si ita appellare fas est et forma et effectu fulmina minuta) quatuordecim vel quindecim digitos longas elicere mihi contigit, quae manu exceptae, totum corpus vehementer concutiebant, et e clypeo ex improvise saepe demissae, basin interdum cum strepitu perforabant.«¹³⁸

Nach diesen der eigentlichen Thematik vorausgeschickten Bemerkungen über die äußeren Rahmenbedingungen leitet Lichtenberg die Darstellung des ›Hauptgegenstands‹ ein und baut eine Spannung auf, indem er die eigentlich zentrale Erscheinung zunächst verschweigt, dafür aber ihre wissenschaftliche Bedeutung für die Physik im allgemeinen wie für die Erforschung der Elektrizität im besonderen vorwegnimmt.¹³⁹ Vor die eigentliche Darlegung jenes

136 Hasse 1997, S. 144. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 145: »teils wegen der Erscheinungen selbst, die es darbietet, teils auch wegen des Eifers und Ansporns, die Eigenschaften der elektrischen Materie zu erforschen, den es den Physikern, insbesondere den deutschen, offnebar erneut gegeben hat«.

137 Hasse 1997, S. 144 ff. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 145 ff.: »Denn Versuche mit großen Instrumenten anstellen, ist ebensoviel als die Erscheinungen, die sie darbieten, unter das Vergrößerungsglas bringen. Das, was sich vorher durch seine Kleinheit dem schärfsten Gesicht und der angestrengtesten Aufmerksamkeit entzog, kann, auf diese Art vergrößert, oft auch einem stumpfern Sinn und einem nachlässigern Beobachter nicht mehr entgehen.«

138 Hasse 1997, S. 146. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 147: »Es ist mir gelungen, Funken – wenn man, was der Form und Wirkung nach kleine Blitze sind, so nennen darf – von 14 oder 15 Zoll Länge zu produzieren; fing man sie mit der Hand auf, erschütterten sie heftig den gesamten Körper. Die häufig [und] unvermutet vom Schild herabgeschickten Funken durchbohrten unter bisweilen beträchtlichem Krachen die Grundfläche.«

139 Lichtenberg ist überzeugt, daß sie »ad naturam fluidi electrici penitus inspiciendam viam sternere posse«. (Hasse 1997, S. 146).

Phänomens – von Lichtenberg bereits als jene im Titel der Abhandlung genannte Methode zur genaueren Erforschung der Natur proklamiert –, sind zwei Exkurse geschaltet: Während im ersten Exkurs allgemein bekannte Schwierigkeiten bei der Beobachtung elektrischer Phänomene auf anschaulich-witzige Weise geschildert werden, rühmt Lichtenberg anschließend die ästhetische Schönheit sowie die ›vielfache Verwendbarkeit‹¹⁴⁰ der Versuche, aus denen jener bereits mehrfach erwähnte Hauptgegenstand seiner Abhandlung resultiert.

Der Vorstellung dieser Versuche und ihrer Erscheinungen widmet sich Lichtenberg dann endlich im unmittelbar darauffolgenden Passus, wobei der metaphorischen, ja allegorischen Umschreibung des Beobachteten subjektiv-euphorische Wertungen wie »gratissimum spectaculum«¹⁴¹ beigelegt sind. Über die Auswertung der Beobachtungen gelangt Lichtenberg zur Konstruktion von weiterführenden Experimenten, die ihn zur Ursache der Erscheinungen führen. Es folgt die genaue Anleitung zur Durchführung des grundlegenden Experiments und des Elektrisierungsverfahrens sowie weiterer fünf Versuche, die auf dem ersten aufbauen. Die Versuchsbeschreibungen bilden interessanterweise den eigentlichen Zweck seiner Darstellung, denn: »quum non tam, quae ego viderim, sed quid aliis sit agendum, ut videant ipsi, indicare animus sit«¹⁴².

Zum Schluß gibt Lichtenberg sechs praktische Tips und Hinweise zur Durchführung der Versuche sowie zu den verwendbaren Materialien und kündigt die Fortführung der Abhandlung an.¹⁴³

Lichtenberg durchbricht hier die eigentlich ›geradlinige‹ Struktur der wissenschaftlichen Abhandlung durch die Einfügung von Exkursen, die digressiven Charakter erhalten, indem sie *vor* der eigentlichen Schilderung der zentralen Erscheinung, aber *nach* der bloßen Erwähnung der Bedeutung jenes »Hauptgegenstands« eingefügt sind. Diese Verzögerungen sowie die mehrfach vorweggenommenen *Wertungen* des zu beschreibenden Phänomens führen zum Aufbau einer Spannung, die in der enthusiastisch-metaphorischen, von intellektueller wie ästhetischer Lust zeugenden Darstellung der zentralen Beobachtung ihren Höhepunkt findet, die zugleich den sprachlichen Glanzpunkt der Abhandlung bildet. Mutet auch ihr Beginn wie ein Lexikon-Artikel oder Lehrbuch-Kapitel und ihr Schluß wie ein Handbuch oder praktischer Ratgeber an, so erhält die Abhandlung, wenn nicht schon in den eingefügten Exkursen, spätestens hier literarischen Charakter, der nicht nur durch die Metaphorik und Stilmittel wie Kontrast,¹⁴⁴ Litotes,¹⁴⁵ antithetische Konstruk-

140 Vgl. Hasse 1997, S. 148ff.

141 Hasse 1997, S. 150.

142 Hasse 1997, S. 160. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 161: »es nicht so sehr meine Absicht ist, zu zeigen, was ich gesehen habe, sondern was andere zu tun haben, um es selbst zu sehen«.

143 Vgl. »conjecturas alii commentationi reservans« (Hasse 1997, S. 160); »de quibus in posterum plura« (Hasse 1997, S. 166).

144 Vgl. »exercitatissimae« versus »maxime supinum et inconsideratum« (Hasse 1997,

tionen,¹⁴⁶ Wiederholungen¹⁴⁷ sowie diverse rhetorische Wendungen,¹⁴⁸ sondern gleichermaßen durch das explizite Bekennen zur Subjektivität des Dargestellten evoziert wird, wie es sich in der Verwendung der »Ich«-Form sowie in häufigen kommentierend-wertenden Parenthesen ausdrückt.

Nicht nur die anschauliche Beschreibung und die wiederholte explizite Betonung der naturwissenschaftlichen Bedeutsamkeit und ästhetischen Schönheit des Beobachteten sowie die apostrophische Anrede der Rezipienten¹⁴⁹ dienen dem aufklärerischen Hauptzweck der Abhandlung, die Rezipienten zu eigenen Versuchen anzuapornen, sondern Lichtenberg macht sich darüber hinaus gerade das Versagen der Ausdruckskraft der Sprache zunutze: So erhält die Unzulänglichkeit sprachlichen Ausdrucks, die schließlich die Verbalisierung der visuell wahrnehmbaren »schönsten Figuren dieser Art, deren wunderbare Bildung und Regelmäßigkeit ich mit Worten nicht beschreiben kann«¹⁵⁰, verhindert, in diesem Zusammenhang, nämlich innerhalb der Anleitung zu eigenen Experimenten, insofern eine besondere Funktion, als sie auf den hier verschwiegenen, zu erwartenden »Augenschmaus« neugierig macht – ein Verfahren mit ähnlicher Wirkung wie das Zurückhalten der Haupterscheinung im Anfangsteil der Abhandlung.

Digressive Exkurse, die der Abhandlung allgemeingültige Züge sowie eine gewisse Spannung verleihen, absichtliches Verschweigen des Hauptgegenstands sowie die Thematisierung der sprachlichen Unzulänglichkeit sind neben den verwendeten stilistischen Sprachmitteln die prominenten Merkmale dieser Schrift. Durch sie erhält die Abhandlung trotz aller wissenschaftlichen Nüchternheit und Stringenz einen literarisch-ästhetischen Wert, der sich aus ihrer zwar weitestgehend stringenten, jedoch teilweise von kurzen Exkursen unterbrochenen Gedankenstruktur konstituiert und sie von der gängigen Form wissenschaftlicher Abhandlungen abhebt.

S. 144ff.).

145 Vgl. »non ultimum locum« (Hasse 1997, S. 148).

146 Vgl. »Quinimo saepe tam ansia cum accuratione sus observationes retulerunt quidam paullo dicaciores, ut fulminum itinera v. c. a fumarii in culinam, quae vix unius temporis momenti fuerant, enarrando, libellos repleverint, quibus perlegendis hora vix tota sufficit.« (Hasse 1997, S. 148. Hervorhebung von mir, U.F.).

147 Vgl. »repetita repetere« (Hasse 1997, S. 144).

148 Vgl. »Et quid mirum?« (Hasse 1997, S. 148); »mihi persuadeo« (Hasse 1997, S. 148); »ita ut [...] nullus dubitem« (Hasse 1997, S. 148ff.).

149 Vgl. »Experimenta, quae Vestro, socii atque auditores spectassimi, nunc subjecturus sum examini« (Hasse 1997, S. 148).

150 Hasse 1997, S. 163. Originaler Wortlaut: »Elegantissimas hujus generis figuras, quarum mirabilem efformationem ac regularitatem verbis exprimere nequeo« (Hasse 1997, S. 162.).

*Populärwissenschaftliches und Poetisches:
»Vermischte Gedanken über die aërostatischen Maschinen«*

Als Beispiel für eine semi-wissenschaftliche Schrift Lichtenbergs wird im folgenden die Struktur von Lichtenbergs »Vermischte Gedanken über die aërostatischen Maschinen« betrachtet, die er im »Göttingischen Magazin der Wissenschaften und der Litteratur« für das Jahr 1783 veröffentlichte.

Lichtenbergs »Vermischte Gedanken« lassen sich zunächst in zwei große Teile und eine »Nachschrift« gliedern: Auf einen einleitenden Exkurs, in dem Lichtenberg auf das 18. Jahrhundert zurückblickt, folgen einige zur zentralen Thematik überleitende Bemerkungen über Montgolfier und seine Erfindung des Heißluftballons. Hieran schließt sich der Hauptteil des Aufsatzes an, der Erläuterungen zur Konstruktion sowie Überlegungen über potentielle Einsatzgebiete heißluftgefüllter Ballons enthält. In der den Aufsatz beschließenden »Nachschrift« beschreibt Lichtenberg einen aktuellen Versuch.

Der erste Teil des Aufsatzes, in dem die so zahlreichen wie vielfältigen Errungenschaften des 18. Jahrhunderts thematisiert werden, besitzt zwei Abschnitte. Während der erste Abschnitt eine Aufzählung der Entdeckungen des 18. Jahrhunderts enthält, verknüpft der zweite Abschnitt Vergangenes und Zukünftiges in einer kommentierenden Bewertung der Erfindungen, verbunden mit einem prognostizierenden Ausblick auf ihre zukünftige Weiterentwicklung. Interessant ist vor allem die anthropomorphisierende Dialog-Form, die Lichtenberg für die Aufzählung der Entdeckungen wählt: Das 18. Jahrhundert antwortet auf die Fragen des nachfolgenden 19. Jahrhunderts – »was hast du geliefert und was hast du Neues gesehen?«¹⁵¹ – mit der Aufzählung seiner Errungenschaften in Form einer asydenischen Aneinanderreihung, deren einzelne Kola durch ihren Beginn »ich habe« als parallelisierte Hauptsätze erscheinen. Nach zwölf »ich habe«-Einheiten, jeweils durch Semikola voneinander getrennt und fünfmal elliptisch ausgelassen, verlangsamt sich das Redetempo, indem ein Punkt gesetzt und die Aufzählung durch die Wiederholung der zweiten Fragestellung in rhetorischer Form: »Und was ich gesehen habe? O genug.«¹⁵² unterbrochen wird. Es folgt die polysyndetische Reihung von zwölf Eigennamen, die durch die Konjunktion »und« miteinander verbunden sind. Daran schließt sich eine Art »unaufgeforderter Nachschlag« des eifrig seine Errungenschaften anpreisenden 18. Jahrhunderts an, in dem das »ich habe« aus vorangegangener Asyndese zu einem »habe ich« verkehrt sowie mit deiktischen Imperativen wie »sieh hier« und »da – da habe ich« angereichert wird.¹⁵³ Exklamationen, Interjektionen und rhetorische Fragen bestimmen den zweiten Passus dieses ersten Teils, in dessen Fazit das Fehlen eines zuverlässigen Erfindungsmittels sowie die mangelnde Würdigung des Erfinders und seiner Erfindung beklagt werden:

151 SB III, S. 63.

152 SB III, S. 63.

153 Vgl. SB III, S. 64.

»Aber leider! leider! liegt alles in einem Labyrinth, wozu Baco den Faden gesucht aber nicht gefunden hat, und der Mensch muß noch jetzt, wie vor Jahrtausenden, die größten Dinge so erfinden, wie die Schweine die Salzquellen und Gesundbrunnen. Und dann muß auch seine Entdeckung nicht allzu groß sein, sonst läuft er noch hier und da Gefahr, wo nicht wie das erfinderische Schwein zu Lüneburg für seinen Dienst geviertelt, doch so wie Lord Clives Pferd in einem Stall mit Gitterfenstern auf irgend einem Bergschloß totgefüttert zu werden, und das ist noch trauriger.«¹⁵⁴

Den hier vorgestellten Anfangsteil bezeichnet Lichtenberg im folgenden als »Ausschweifung«¹⁵⁵ und kündigt die nächsten überleitenden Sätze zu Montgolfier und der Bedeutung seiner Erfindung abermals an als »ein paar Worte [...], die ebenfalls nicht ganz hieher gehören«¹⁵⁶. In dieser kurzen Passage greift Lichtenberg seine Überlegungen zur Größe der Erfindungen vom Schluß des letzten Abschnitts auf, um am Beispiel von Montgolfiers Entdeckung den Zusammenhang von der Größe einer Erfindung und ihrer oftmals unangemessenen Geringschätzung zu erläutern. Denn die wirklich großen Erfindungen erwecken häufig den Anschein, daß sie auf einfache Weise entdeckt werden können, gerade jene scheinbare Leichtigkeit der Erfindung bildet jedoch ihre besondere Schwierigkeit – so, wie das Nächstliegende oft erst zuletzt erkannt wird:

»Solche kinderleichtscheinende Entdeckungen sind unendlich schwerer zu machen, als die sonoren, schwerscheinenden, aber kinderleichten Konstruktions-Verdrehungen, die bei uns so oft für Erhabenheit angestaunt werden.«¹⁵⁷

Diesem Hinweis, der zu einer angemessenen Einschätzung der Erfindung Montgolfiers beitragen will, folgen die eigentlichen Gedanken über die »aërostatischen Maschinen«, denen Lichtenberg eine Art »Leseanleitung« vorausschickt, in der er zugleich auf die Intention seines Aufsatzes deutet:

»Nachstehende Blätter enthalten Vorschläge und Winke, weder von gleichem Wert noch auch, wie man leicht sieht, von gleichem Ernst, die indessen vielleicht einige der vielen Köpfe, die sich jetzt mit dieser Erfindung beschäftigen auf etwas Besseres leiten können.«¹⁵⁸

Der folgende zweite Abschnitt der Schrift ist zweiteilig angelegt: Zunächst entwirft Lichtenberg einige konkrete Vorschläge zur Konstruktion von heißluftgefüllten Bällen und Kugeln hinsichtlich Material und Vorgehensweise, vor allem im Hinblick auf die Haltbarkeit des Produktes. Anschließend zeigt er fünfundzwanzig Gelegenheiten auf, bei denen derartig konstruierte »Kugeln« nutzbringend verwendet werden können, und zwar »Ernst und Scherz, Versuche zum Nutzen und Vergnügen durcheinander«¹⁵⁹, so daß oft nicht zu

154 SB III, S. 64.

155 SB III, S. 65.

156 SB III, S. 65.

157 SB III, S. 65.

158 SB III, S. 65.

159 SB III, S. 69.

unterscheiden ist, ob ein Vorschlag ernst oder scherzhaft gemeint ist. Als ein jedenfalls anfangs durchaus ernsthafter Anwendungsvorschlag erscheint beispielsweise die Verwendung der Heißluftbälle als Höhenmeßgeräte. Die Verwendung eines Wortes in neuer Bedeutung, zu der ihn dieser Vorschlag anregt, zeigt Lichtenbergs innovativen Umgang mit der Sprache:

»6) Können diese Kugeln schon ganz im Kleinen gebraucht werden, Höhen, zumal in eingeschlossenen Räumen zu messen, als z. B. die Höhe von Gewölben in Kirchen und alten Denkmälern, die man oft nicht besteigen kann, mag oder darf [...]. So wie man nämlich seit jeher einen *Senkel* hatte, so hat man jetzt einen *Steiger*.«¹⁶⁰

Der Schluß dieses Vorschlags allerdings wirkt entschieden weniger ernsthaft: »Auch die Höhe der Wolken könnte in manchen Fällen so gemessen werden.«¹⁶¹

Neben dem physikalischen und praktischen Nutzen, sei es zu Meßzwecken, zum Blitzableiten oder zur Fortbewegung, regen die Kugeln auch Lichtenbergs ästhetische Phantasie an. So könnten sie, »phantasiert« Lichtenberg, zu »den majestätischsten Feuerwerken und Illuminationen [dienen, U.F.], die die Welt noch gesehen hat, und die man mit Elektrizität anzünden könnte; auf diese Weise ließen sich die Wolken illuminieren.«¹⁶²

Mit einer satirischen Pointe, die trotz (vielleicht auch gerade wegen) aller parodistischen Spitzen poetische Züge aufweist, endet die Auflistung. Hier verknüpft Lichtenberg das Aufsteigen des menschlichen Körpers durch einen mit Heißluftbällen ausgerüsteten Wagen mit der Erhebung der Seele. Das Resultat dieser Erhebung schlägt sich in der Sprache nieder, denn:

»Daß sich die Seele erhebt, wenn der Leib erhoben wird, ist demonstriert, so wie wenn der Leib stürzt, die Seele gemeiniglich auch nicht zurücke bleibt. Prof. Charles hat vielleicht nie gedichtet, wer aber den Brief liest, worin er seine Empfindungen beschreibt, wird eine dichterische Erhebung der Seele darin nicht verkennen. Man bedenke auch nur das Atmen der Alpenluft, das Baden, Plätschern und Schwimmen im Lichtmeer und in Gesellschaft der Morgensterne, während die Hälfte der Welt unter einem noch im Schlamm der Nacht ruht.«¹⁶³

Lichtenberg spielt hier auf die enthusiastisch-gefühlvollen Schilderungen einer Ballonfahrt an, mit denen Professor Charles seine Physik-Vorlesungen eröffnete und die Christoph Martin Wieland in seinem Aufsatz über »Die Aeronaute«¹⁶⁴ zitiert.¹⁶⁵ Trotz der satirischen Absicht blitzt im letzten Satz Lich-

160 SB III, S. 71. Das Wort »Senkel« verzeichnen zwar sowohl Adelung als auch Grimm (vgl. Adelung IV, Sp. 333; DWB 17, Sp. 1927–1930), allerdings nicht in der Bedeutung, auf die Lichtenberg hier abhebt.

161 SB III, S. 71.

162 SB III, S. 73.

163 SB III, S. 74.

164 Vgl. Teutscher Merkur 1784, 1. Vierteljahr, S. 69–86 sowie Wieland 1783/84, S. 19–64.

165 Vgl.: »Es war nicht Vergnügen, es war Wonnegefühl. Glücklich entgangen den abscheulichen Qualen der Verfolgung und Verleumdung, fühlte ich, daß ich alles

tenbergs poetische Phantasie auf, wie sie sich hier in der sinnlich ›eindrucksstarken‹ Sprache zeigt: Neben visuellen Impressionen (»Lichtmeer«, »Morgensterne«) werden olfaktorische Eindrücke (»Atmen der Alpenluft«), auditive Wahrnehmungen (durch das onomatopoetische »Plätschern«) sowie kinetische Momente (»Schwimmen«) durch die Sprache evoziert. Darüber hinaus wird ein Gefühl der Leichtigkeit und des Schwebens vermittelt (»Schwimmen« und »Baden«), das durch die Wahl der Vokale (helles ›i‹ und ›e‹ im »Schwimmen im Lichtmeer« im Gegensatz zum düsteren ›a‹ und ›u‹ im »Schlamm der Nacht ruhen«) unterstützt wird. Hinzu treten Stilmittel wie Alliteration (»Atmen der Alpenluft«), Kontrast (»Lichtmeer« versus »Schlamm der Nacht«) sowie bildreiche Metaphorik (»Schlamm der Nacht«), die der Sprache ihren poetischen Charakter verleihen.

Diese sinnlich-poetische Sprache steht in totalem Kontrast zum nüchtern-ironischen Ton seiner physikalisch-praktischen Ausführungen, zu denen auch wieder die »Nachschrift« zu zählen ist. In ihr stellt er ein neueres physikalisches Experiment vor, das als Realisierung einer seiner Vorschläge erscheint.

Sowohl im Hinblick auf die formale wie thematische Anlage als auch hinsichtlich des Sprachausdrucks entspricht Lichtenbergs Aufsatz seiner Etikettierung als »Vermischte Gedanken«. Im Vergleich zu der zuvor betrachteten physikalischen Abhandlung erscheinen seine »Gedanken« als eine Art ›Gelenk‹, das zwischen Schriften überwiegend wissenschaftlich-physikalischer Thematik und literarisch-satirischen Schriften vermittelt. Denn so wie der strukturelle Aufbau sowohl nüchterne Anweisungen zur Konstruktion als auch die fast schon rhapsodisch zu nennende Abfolge von Vorschlägen enthält, so umfaßt die Sprache die gesamte Ausdruckspalette, die in dieser Schrift vom nüchtern-wissenschaftlichen Stil über ironisch-satirischen Ton bis hin zur sinnlichen Poesie reicht.

*Theoretisch-reflexive Auseinandersetzung in der Streitschrift
»Über Physiognomik; wider die Physiognomen«*

Lichtenbergs theoretisch-reflexive Auseinandersetzung mit der Physiognomik findet in seiner vielzitierten »Anti-Physiognomik« in Form einer Streitschrift mit satirischen und stellenweise auch polemischen Zügen statt, die er 1778

beantwortete, indem ich mich über alles erhob. Dieser moralischen Empfindung folgte bald eine andere noch lebhaftere, die Bewunderung des majestätischen Schauspiels, das sich uns darstellte. Auf welche Seite wir herab schauten, war nichts als Kopf an Kopf; über uns ein Himmel ohne Wolke; in der Ferne die reizendste Aussicht von der Welt. O mein Freund, sagte ich zu Herrn Robert, wie glücklich sind wir! Ich weiß nicht, in welcher Disposition wir die Erde zurück lassen: aber wie sehr ist der Himmel auf unsrer Seite! Welche Heiterkeit! Was für eine entzückende Scene! Warum kann ich nicht den letzten von allen unsern Verkleinerern hier haben und ihm sagen: da, sieh, Unglücklicher, was man verliert, wenn man den Fortgang der Wissenschaften aufhält!« (Wieland 1783/83, S. 31).

unter dem Titel »Über Physiognomik; wider die Physiognomen« im dem von ihm herausgegebenen »Göttinger Taschen Calender« publizierte. Sie setzt sich zunächst aus zwei Abschnitten zusammen: einem Vorspann und der eigentlichen Abhandlung.

Der Vorspann ist zweiteilig: Auf eine kurze, »an den Verleger«¹⁶⁶ gerichtete Note folgt die Einleitung zur vorliegenden zweiten Auflage der Schrift. In der Note appelliert Lichtenberg, indem er auf die prunkvollere Ausstattung der Erstveröffentlichung seines Aufsatzes im »Göttinger Taschen Calender« von 1778 rekurriert, an seinen Verleger und zugleich an alle anderen Leser, seine Schrift auch im »männlicheren Habit«¹⁶⁷ und trotz ihrer angeblich offensichtlichen Mängel wohlwollend aufzunehmen. Gleichzeitig kündigt er bereits eine mit Kupferstichen Chodowieckis illustrierte, aufwendiger ausgestattete Fortsetzung des Aufsatzes an. Die Vorrede hat demnach die Funktion, die vorliegende zweite Auflage der Schrift zu rechtfertigen:

»Dir, guter Mann, führe ich hier *auf Dein Verlangen* zum zweitenmal ein Geschöpf vor, das Dir in seiner Kindheit viel Vergnügen gemacht hat.«¹⁶⁸

Die anschließende »Einleitung zur zweiten Auflage«¹⁶⁹ beginnt mit einigen editionsgeschichtlichen und –technischen Anmerkungen.¹⁷⁰ Ihr folgt ein Abschnitt, in dem Lichtenberg seine Ziele und Absichten sowie den Zweck der Schrift darlegt.¹⁷¹ Daran schließt sich eine kurze kritische Betrachtung der zeitlichen und räumlichen Ausbreitung der Physiognomik an.¹⁷² In der folgenden längeren Passage schildert er im Zusammenhang mit der Genese der »Anti-Physiognomik«-Schrift seine eigenen Erfahrungen mit physiognomischen Praktiken.¹⁷³ Mit einigen Seitenhieben auf Zimmermann und einem Appell an die Physiognomen, bei eigenen physiognomischen Betrachtungen das kritische Urteilsvermögen zu gebrauchen, endet die Einleitung.¹⁷⁴

Unter der Überschrift »Über Physiognomik«¹⁷⁵ folgt die eigentliche Abhandlung. Sie gliedert sich in drei große Abschnitte. Lichtenberg exponiert das Thema, indem er als Eröffnung seiner Ausführungen eine mehrfach metaphorisch verschlüsselte Charakterisierung der aktuellen Situation der Physiognomik gibt, seine eigene Position dazu und den Sinn und Zweck des Aufsatzes verdeutlicht.¹⁷⁶ Bevor er zur differenzierten Ausführung seiner

166 SB III, S. 256.

167 SB III, S. 256.

168 SB III, S. 256. Hervorhebung von mir, U.F.

169 SB III, S. 257–263.

170 Vgl. SB III, S. 257.

171 Vgl. SB III, S. 257–259 oben.

172 Vgl. SB III, S. 259.

173 Vgl. SB III, S. 260–262.

174 Vgl. SB III, S. 262–263.

175 SB III, S. 263.

176 Vgl. SB III, S. 263 f.

Physiognomik-Kritik kommt, erläutert er knapp, aber präzise seine eigene Definition der beiden Schlüsselbegriffe »Physiognomik« und »Pathognomik«, um »allem alten Mißverständnis auszuweichen und neuem vorzubeugen«¹⁷⁷.

An diese Exposition des Themas schließt sich der Hauptteil der Schrift an, in dem Lichtenberg seine Kritik an der Physiognomik detailliert diskutiert,¹⁷⁸ wobei seine Argumentation nach folgendem Muster abläuft: Zunächst thematisiert Lichtenberg mittels rhetorischer Fragestellungen, antithetischer Gegenüberstellungen¹⁷⁹ oder einfacher Konstatierungen der Tatsachen die ihm problematisch erscheinenden Aspekte in der theoretischen bzw. praktischen Physiognomik. Mit Hilfe gleichnishafter Illustrationen veranschaulicht er die Problematik eindrücklich, und führt sie gelegentlich durch satirische Überspitzungen ad absurdum.¹⁸⁰ Schließlich legt er seine eigene Sichtweise der Problematik in thesenhafter Form dar. Auf diese diskursive Demonstration der Hauptkritikpunkte folgt die Zusammenfassung der bisher erwähnten Überlegungen und eine abschließende Diagnostizierung des aktuellen Zustandes der Physiognomik.¹⁸¹ Als Konsequenz der gewonnenen Erkenntnisse prognostiziert Lichtenberg der Physiognomik ein düsteres Schicksal: »die Physiognomik wird in ihrem eignen Fett ersticken«¹⁸².

Ausgehend von der Einsicht, daß jeder, »selbst die, die wider Physiognomik streiten«¹⁸³, unwillkürlich physiognomische Schlußfolgerungen betreiben, sucht Lichtenberg anschließend nach einer potentiell zulässigen Methode, von äußeren Zeichen auf innere Züge zu schließen und findet sie in der Pathognomik, für ihn – im Gegensatz zur Physiognomik – die wahre »Sprache für die Augen«¹⁸⁴, wie sie sich beispielsweise Shakespeare in seinen Stücken zunutze gemacht hat.¹⁸⁵ Im Anschluß an die Problematisierung und Veranschaulichung jener Pathognomik-These anhand von Beispielen¹⁸⁶ führt er seine Erkenntnis, daß die physiognomische Wahrnehmung auf Ideen-Assoziation beruhe,¹⁸⁷ aus und illustriert diese These am Beispiel eigener physiognomischer »Ausschweifungen«¹⁸⁸ sowie charakterologischer Deutungsver-

177 SB III, S. 264.

178 Vgl. SB III, S. 264–276.

179 Gemäß seiner Auffassung: »Auf sehr entfernte Dinge auf einmal zu kommen und dann im folgenden zu zeigen, daß doch ein Zusammenhang dazwischen war.« (KA_{II} 272), ist die antithetische Verbindung zweier scheinbar Sachverhalte ein Charakteristikum der Schriften Lichtenbergs.

180 Vgl. dazu: »die schönste Seele bewohne den schönsten Körper, und die häßlichste den häßlichsten. Also mit einer bloßen Veränderung der Metaphor, vielleicht auch die größte Seele den größten und gesundeste den gesundensten?« (SB III, S. 270).

181 Vgl. SB III, S. 276 f.

182 SB III, S. 277.

183 SB III, S. 277.

184 SB III, S. 283.

185 Vgl. SB III, S. 279–281.

186 Vgl. SB III, S. 281–283.

187 Vgl. SB III, S. 283–287.

188 SB III, S. 284.

suche anderer, die gleichzeitig als Belege für die Absurdität und Willkürlichkeit vieler, vor allem pseudo-wissenschaftlicher, physiognomischer Schlußfolgerungen dienen. Diese Ausführungen münden in eine Gegenüberstellung von Physiognomik und Pathognomik¹⁸⁹, die zugunsten der letzteren ausfällt:

»Die pathognomischen Abänderungen in einem Gesicht sind eine Sprache für das Auge, in welcher man, wie der größte Physiologe sagt, nicht lügen kann. [...] Die beweglichen Teile und die verschiedenen Folgen in den Bewegungen, sind nicht Korollaria aus einem durch die festen gegebenen Satz. Es sind notwendige Bedingungen, ohne die die Auflösung immer unbestimmt bleibt.«¹⁹⁰

Auf die anschließende kurze Charakterisierung der »Physiognomen«¹⁹¹ folgt das Resümee aller gewonnenen Erkenntnisse in Form von neun Thesen,¹⁹² die in der Feststellung enden:

»Physiognomik ist also äußerst trüglich. Die wirkenden Leidenschaften haben zwar ihre Zeichen, und lassen oft merkliche Spuren zurück, das ist unleugbar, und daher rührt, das was die Physiognomik Wahres hat. Es ist aber auch dieses bei dem größten Teil des menschlichen Geschlechts so unsicher und schwankend, daß wir [...] den Charakter mit eben so vieler Sicherheit herauswürfeln, als aus den Zügen erraten würden. In den Bewegungen der Gesichtsmuskeln und der Augen liegt das meiste, jeder Mensch, der in der Welt lebt, lernt es finden; es lehren, heißt den Sand zählen zu wollen.«¹⁹³

Dieses Feststellung kann als Essenz der die Physiognomik betreffenden Erkenntnisse Lichtenbergs aufgefaßt werden. Als Konsequenz seiner Einsicht sucht Lichtenberg, eine Alternative zur physiognomischen Methode der Charaktererkundung aufzuzeigen, die seiner Auffassung nach darin besteht, »aus bekannten Handlungen eines Menschen, und die zu verbergen er keine Ursache zu haben glaubt, andere nicht eingestandene zu finden.«¹⁹⁴ Damit schließt seine Ausführungen über Physiognomik und Pathognomik.

Als eine Art »Coda«, die nach dem Schluß der eigentlichen Abhandlung steht, gibt Lichtenberg als Ausblick auf kommende Publikationen eine Vorstellung von seinem Plan zu einer Folge von Kupferstichen, die »denselben Knaben und dasselbe Mädchen auf zween verschiedenen Pfaden des Lebens«¹⁹⁵ zeigen und seine Theorie von den äußeren Einflüssen als Hauptursache physiognomischer Veränderungen illustrieren soll. Verschlüsselte Exposition des Themas, Differenzierung der Kritik und Rechtfertigung der eigenen Stellungnahme durch vergleichende und durch Beispiele illustrierte Gegenüberstellung der Kritikpunkte und der eigenen Thesen, Resümierung des Gesagten in konziser Thesenform und ein abschließender Ausblick auf

189 Vgl. SB III, S. 287f.

190 SB III, S. 288.

191 Vgl. SB III, S. 288f.

192 Vgl. SB III, S. 290–293.

193 SB III, S. 293.

194 SB III, S. 293.

195 SB III, S. 294.

weiterführende Projekte. In dieser Weise, die geprägt ist von dem Wechsel zwischen theoretischen Ausführungen und dieselben veranschaulichenden Beispiele, formuliert Lichtenberg hier seine Reflexionen über die Physiognomik.

*Literarische Umsetzung unmittelbarer Eindrücke
im ersten »Brief aus England«*

Lichtenbergs eigene *unmittelbare* Anschauung und deren Umsetzung in literarische Sprachform läßt sich anhand seiner drei »Briefe aus England« aufzeigen, die zwischen 1776 und 1778 im »Deutschen Museum« erschienen. In ihnen beschreibt er die Londoner Theaterszene und deren Schauspieler, allen voran den seinerzeit berühmtesten englischen Mimen David Garrick. Anhand des ersten Briefes werde ich im folgenden die Gedankenstruktur exemplarisch erläutern.

Dieser erste Brief¹⁹⁶ besteht aus drei Abschnitten, die in ihren Längen stark differieren: Der Hauptteil wird umrahmt von einer jeweils recht kurzen Einleitungs- und Schlußpassage.

In der brief-typischen Einleitung¹⁹⁷ nimmt Lichtenberg auf den halbwegs fiktiven¹⁹⁸ Adressaten Bezug und nutzt die Gelegenheit, um sich über die Form seiner verschriftlichten Beobachtungen zu äußern:

»Beobachtung und Raisonement durch einander, und wahrscheinlicher Weise mehr Ausschweifung als beide zusammen; alles, wo möglich, gerade weg, ich meine in der Ordnung und mit den Ausdrücken, die mir die Laune der Minute darbietet, in welcher ich schreibe.«¹⁹⁹

Nach der kurzen Eröffnung folgen im Mittel- und Hauptteil des Briefes konkrete Deskriptionen der englischen Schauspieler.²⁰⁰ Dieser Abschnitt setzt sich aus drei größeren Passagen plus einer knappen Überleitung zusammen: Auf die bloße Aufzählung der Rollen und Stücke,²⁰¹ in denen Lichtenberg Garrick

196 Er trägt die fiktive Datierung »London, den 1. Oktob. 1775« (SB III, S. 326).

197 Vgl. SB III, S. 326.

198 Lichtenberg schrieb die Briefe zwar im Auftrag Boies, aber nicht als direkte, also »echte« Briefe an ihn die Briefform ist hierbei Lichtenbergs selbstgewählte Ausdrucksform, deshalb ist in dieser Hinsicht der Adressat fingiert. Vgl. SB III, Komm., S. 149.

199 SB III, S. 326. Angesichts dieser proklamierten »launigen« Schreibform mutet es seltsam an, daß ich den »Brief« in drei Teile gliedere. Jedoch wird am Schluß offensichtlich werden, daß Lichtenberg hier vielleicht etwas übertrieben hat, wenn er die Spontaneität als prägendes Moment der Aufzeichnungen angibt – denn der Eindruck der Spontaneität wird hier bewußt durch den Einsatz bestimmter formalstilistischer Kunstgriffe erzielt, wie sich im Verlauf der Betrachtung der gedanklichen Struktur noch zeigen wird. Nichtsdestoweniger trifft er damit im Grunde genommen genau den Charakter des »Briefes«.

200 Vgl. SB III, S. 326–336.

201 Diese sehr kurze Auflistung begreife ich als Überleitung zwischen Einleitung und Hauptteil, nicht als eigenen Abschnitt.

in Aktion gesehen hat, folgt zunächst die Beschreibung des Schauspielers Thomas Weston, der mit Garrick verglichen wird.²⁰² Daran schließt sich die Charakterisierung Thomas Quins, eines weiteren Kollegen Garricks, an, dessen Spiel ebenfalls in Relation zu dem Garricks gesetzt wird.²⁰³ Der dritte und längste Passus dieses Hauptteils ist schließlich Garrick selbst gewidmet: Der detaillierten Deskription seiner Physiognomie²⁰⁴ folgt die minutiöse wie anschauliche Schilderung Garricks als Hamlet in jener Szene, in der Hamlets Vater als Geist erscheint.²⁰⁵ Am Schluß des Briefes stellt Lichtenberg schließlich die deutsche Theaterszene der englischen – respektive Londoner – Bühnenwelt gegenüber.²⁰⁶

Die thematischen Einheiten, in die ich den Brief untergliedert habe, zeichnen sich durch ihre locker erscheinende Aneinanderfügung aus sowie durch die von Lichtenberg zu Beginn ›angedrohten‹ Abschweifungen vom thematischen Zentrum (hier: Garrick): Die spontane, ›launige‹ Schreibhaltung äußert sich im ›schlangenlinienhaften‹ Verlauf der Ausführungen. Im Gegensatz zur »Anti-Physiognomik«, die eine zwar auch durch assoziative Abschweifungen oftmals unterbrochene Argumentationsweise, dennoch vorrangig ein strenger, zweckgerichteter Gedankenaufbau prägt, kommt Lichtenberg hier erst nach längerem Um- und Einkreisen zum eigentlichen Hauptthema, der Charakterisierung Garricks. Dadurch wird der Eindruck vermittelt, daß Lichtenberg sich beim Verfassen des Briefes von seinen spontanen Assoziationen hat leiten lassen: Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch Lichtenbergs geschicktes Vorgehen, baut er doch durch die Einordnung der Beschreibungen Westons und Quins – die ja mit ihren komparativen Zügen bereits eine Charakterisierung Garricks implizieren – vor der Schilderung Garricks eine Spannung auf, an deren Gipfelpunkt Garrick um so glanzvoller erscheint. Während die Physiognomik-Streitschrift also eine gedankliche Struktur aufweist, die von dem Zweck geleitet wird, seine Kritik logisch-schlüssig erscheinen zu lassen, so zeichnet den ersten »Brief aus England« eine zwar von Assoziationen geleitete und dadurch spontan wirkende Abfolge von Beobachtungen aus, die aber nichtsdestoweniger genau durchdacht und auf ihr Ziel, die glanzvoll-überhöhende Schilderung Garricks, hin ausgerichtet ist.

202 Vgl. SB III, S. 327–329.

203 Vgl. SB III, S. 329f.

204 Vgl. SB III, S. 330–333.

205 Vgl. SB III, S. 333–336.

206 Vgl. SB III, S. 336–338.

*Umsetzung der Hogarth-Rezeption Lichtenbergs in seiner Erklärung
»Eine gesellschaftliche Mitternachts-Unterhaltung
im neuesten Geschmack oder Die Punsch-Gesellschaft«*

Die sprachliche Umsetzung artifiziell gebrochener Realität in eine literarische Form kennzeichnet die Hogarth-Erklärungen Lichtenbergs, die ab Mitte der achtziger Jahre entstanden. Zur Exemplifizierung dieser Schriftengruppe dient Lichtenbergs Erklärung²⁰⁷ des Hogarth-Stiches mit dem Titel »A Midnight Modern Conversation« oder »Eine gesellschaftliche Mitternachts-Unterhaltung im neuesten Geschmack oder Die Punsch-Gesellschaft«,²⁰⁸ die er in ihrer ausgearbeiteten Form 1794 als Teil der ersten Lieferung seiner Hogarth-Erklärungen veröffentlichte. Eine schematisierte Übersicht bzw. klar getrennte Gliederung des Textes in die symmetrische Dreiheit Beginn, Mittelteil und Schluß ist hier nicht möglich, da es höchstens eine sehr kurze, allgemein gehaltene Einleitung, aber keinen ihr entsprechenden Schlußteil gibt.

Lichtenberg eröffnet seine Erklärung mit einem kurzen Überblick über die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des Kupferstich-Blattes,²⁰⁹ das wegen des »ohne Übertreibung«²¹⁰ dargestellten Sujets und der »große[n] Verständlichkeit [...]«²¹¹ der Darstellung eine weite Verbreitung und dauerhaften Erfolg erzielte. Um jenes Sujet sprachlich zu veranschaulichen, gibt er unmittelbar darauf mit einigen allgemeinen Bemerkungen eine knappe Übersicht über die im Bild gezeigte Szene, an die sich die eigentlichen Bilderläuterungen anschließen.

Diese eigentlichen Bilderklärungen beginnen mit einigen satirischen Bemerkungen zur englischen Zeitrechnung, zu denen Lichtenberg die der Szene beigegebene Standuhr veranlaßt, und die zugleich eine Art »Rahmen« der Kommentierung der einzelnen Bilddetails darstellen. Anschließend werden die dargestellten Personen einzeln und der Reihenfolge ihrer gesellschaftlichen bzw. moralischen Rangordnung entsprechend beschrieben, erklärt und in den Bildkontext eingeordnet. Beginnend mit dem Pastor und seinem »Küster«²¹² geht Lichtenberg zu den Erläuterungen des Advokaten, Arztes, Offiziers und Staatsmanns über. Ihnen folgen der »Zier-Affe (cox-comb)«²¹³, der

207 Mit dem Begriff der »Erklärung« übernehme ich die Bezeichnung, unter der Lichtenberg seine Bemerkungen zu den Kupferstichen Hogarths veröffentlichte. Als problematisch erscheint hier der Begriff der »Beschreibung« deshalb, weil die Bemerkungen nicht nur deskriptiven, sondern vor allem interpretativen Charakter besitzen: Lichtenberg verbindet hier Deskription, Interpretation und darüber hinausgehende bildbezogene Assoziationen zu einem kunstvollen Geflecht von Äußerungen.

208 Vgl. SB III, S. 689–702.

209 Vgl. SB III, S. 689.

210 SB III, S. 690.

211 SB III, S. 689.

212 SB III, S. 693.

213 SB III, S. 696.

Schlafende, die beiden Rauchenden vor der Uhr und schließlich der rechte Tischnachbar des Advokaten als hinsichtlich ihrer Profession von Lichtenberg nicht näher bestimmte Personen.²¹⁴

Diese Ausführungen werden durch mehrere Exkurse, Anekdoten und kurze Abschweifungen unterbrochen: Seine Bemerkungen über die Zeit-Auffassung der Engländer illustriert Lichtenberg durch eine pointierte Anekdote.²¹⁵ Eine längere Problematisierung der allgemeinen Behauptung, daß »die meisten Köpfe auf diesem Blatte [...] Porträte«²¹⁶ seien, schiebt er in die »Erklärung« des Pastors ein, auch zur Porträthaftigkeit des dargestellten Advokaten finden sich einige, jedoch nur kurze Bemerkungen.²¹⁷ Die Kokarde des Offiziers bildet anschließend den Aufhänger einer weiteren Anekdote,²¹⁸ während die Figur des Schlafenden Lichtenberg gar zum wörtlichen Zitat einiger »Verse Meiboms«²¹⁹ verleitet. Ein Vergleich mit der Deutung Irlands fügt Lichtenberg an die Erläuterung der beiden Rauchenden an,²²⁰ die mit der Juden-Anekdote als zweitem großem Exkurs abschließend illustriert wird.²²¹ Im Anschluß an die Deutung des belebten Personals erläutert Lichtenberg die im Bild vorhandenen unbelebten Gerätschaften wie Pfeifen, Flaschen, Perücken und Hüte. Hierbei regt ihn ein Blatt Papier, das er als »Tabakspapier«²²² deutet, zu einer letzten Abschweifung über das »Tabaksrauchen«²²³ in England an. Zum Schluß der Erklärung rekurriert er auf ihren Beginn, indem er anhand eines Details der Uhr abermals die Zeit thematisiert.

Aus den vorausgehenden Beobachtungen wird ersichtlich, daß Lichtenbergs Ausführungen zu Hogarths Kupferstichen eng, ja unzertrennlich miteinander verwoben sind. Formale Großteile wie Einleitung, Hauptteil und Schlußfazit sind hier nicht mehr so klar zu trennen wie in den wissenschaftlichen Schriften oder in der »Anti-Physiognomik«. Die thematische Strukturierung prägen zahlreiche Abschweifungen, die auf Assoziationsleistungen Lichtenbergs beruhen. Zu einem gewissen Teil ist diese Eigentümlichkeit der Hogarth-Erklärungen durch den Beziehungsreichtum des in den Stichen Dargestellten bedingt. Das Erstaunliche ist jedoch, daß trotz aller Abschweifungen die einzelnen Abschnitte durch ein Gefüge von Korrespondenzen, daß sich aus bestimmten thematischen Beziehungen sowie der Anwendung formal-stilistischer Mittel konstituiert, eng miteinander verbunden sind.

214 Vgl. Abb. 1, S. 323.

215 Vgl. SB III, S. 691.

216 SB III, S. 692.

217 Vgl. SB III, S. 693 f.

218 Vgl. SB III, S. 694 f.

219 SB III, S. 697.

220 Vgl. SB III, S. 698.

221 Vgl. SB III, S. 699 f.

222 SB III, S. 701.

223 SB III, S. 701.

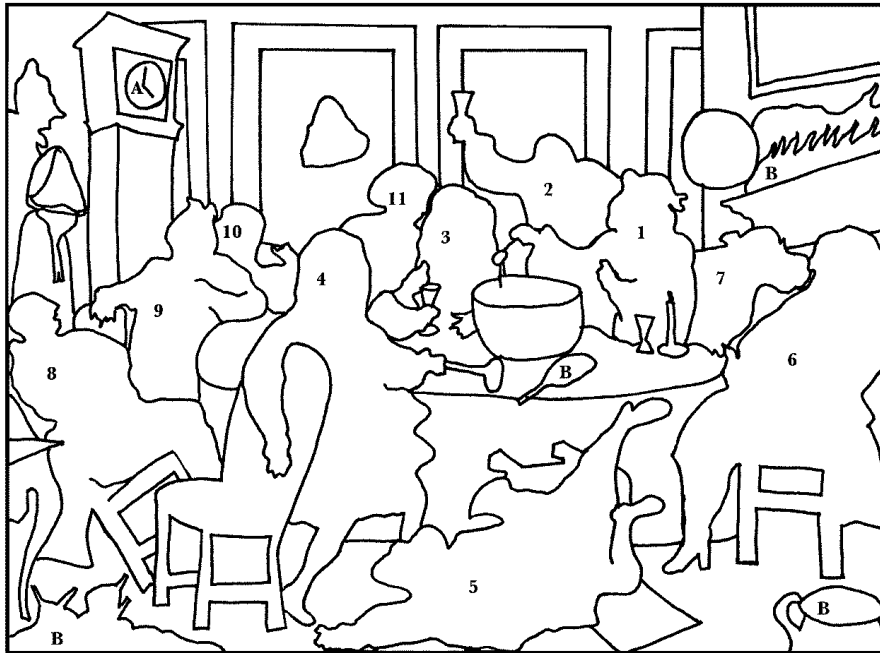


Abbildung 1: William Hogarth: »A Midnight Modern Conversation«. Schematisierte Darstellung nach der Abb. in Lichtenberg/Mautner 1991. Die Abfolge der Zahlen und Buchstaben bezieht sich auf die Deixis in Lichtenbergs »Erklärung«.

Legende:

A	Uhr
1	Pastor
2	Küster
3	Advokat
4	Arzt
5	Offizier
6	Staatsmann
7	Zier-Affe
8	Schlafender
9	Rauchender I
10	Rauchender II
11	rechter Tischnachbar des Advokaten
B	Gerätschaften

*Zentrale Aspekte der Gedankenstruktur in den Schriften Lichtenbergs:
Zusammenfassung*

Während sich die lateinische Abhandlung »De nova methodo naturam ac motum fluidi electrici investigandi« von 1778 durch eine stringent-logische Gedankenfolge auszeichnet, die durch kurze, allerdings immer auf den wissenschaftlichen Hauptgegenstand ausgerichtete Exkurse unterbrochen wird, bildet der fünf Jahre später publizierte populärwissenschaftliche Magazinaufsatz über die aërostatischen Maschinen eine Mischung aus ernst- und scherzhaften Teilen, aus satirisch-ironischen Abschnitten und wissenschaftlichen Instruktionen. Seine Struktur zeichnet sich sowohl durch wissenschaftlich-nüchterne Passagen als auch mindestens ebenso umfangreiche literarische Exkurse aus. Weite Teile sind gar durch die rhapsodische Anordnung einzelner Gedanken geprägt, die dem Aufsatz den Charakter eines Konglomerats von freien Assoziationen verleiht. Logisches Aufeinanderfolgen einzelner Kritikpunkte erzeugt hingegen die Stringenz der anti-physiognomischen Streitschrift »Über Physiognomik, wider die Physiognomen« von 1778. Anschauliche Beispiele illustrieren die theoretischen Reflexionen und lockern die straffe Gedankenfolge auf, die in konzis formulierte Thesen mündet.

Ausgeweitete Exkurse, die das Hauptthema um- und endlich einkreisen, verleihen dem gedanklichen Aufbau des ersten »Briefs aus England« von 1776 mit seinem spiralförmigen Verlauf einen spontanen, assoziationsbestimmten Zug. Gemessen an Zahl und Umfang der assoziationsbedingten Abschweifungen stellt die betrachtete Hogarth-Erklärung »Eine gesellschaftliche Mitternachts-Unterhaltung im neuesten Geschmack oder Die Punsch-Gesellschaft« von 1794 eine Steigerung der sich gleichsam schlängelnden Struktur dar. Hier ist keine Trennung von formalen Großteilen mehr möglich, vielmehr erscheint die Erklärung als Geflecht aus einzelnen Beobachtungen und an sie geknüpfte – häufig anekdotische – Assoziationen, das durch ein Netz von Korrespondenzen zusammengehalten wird.

Demnach zeichnen sich folgende Einsichten in die Gedankenstruktur der Schriften Lichtenbergs ab:

Stringenz und logische Anordnung der Gedanken kennzeichnen vor allem diejenigen Schriften Lichtenbergs, die – wie die wissenschaftlichen Abhandlungen, aber auch die Streitschriften – stärker als die literarischen Schriften vor allem auf die Wahrhaftigkeit des Dargelegten sowie Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft der Argumentation ausgerichtet sind. Interessant ist hierbei, daß auch in diesen Schriften Exkurse eingefügt sind, die sich jedoch in der Regel – mehr oder weniger direkt – auf den Hauptgegenstand beziehen und mithin den stringenten Ablauf nicht schwerwiegend stören.

Hingegen bestimmt Schriften wie die Hogarth-Erklärungen und die »Briefe aus England« eine spiral- oder schlangenlinienartige Struktur, die sich durch unzählige eingeschaltete Abschweifungen vom Hauptthema auszeichnet. Lichtenbergs Lust an der Assoziation zeigt sich in dieser »launigen« Schreibform am deutlichsten. Sie ist eben die Form, die nicht nur Hogarths, sondern vor

allem auch seinem eigenen ästhetischen Formideal entspricht, denn, so Lichtenberg: »die Schlangenlinie halte ich für ein Buch für die dienlichste«. ²²⁴ Mit dieser Form orientiert sich die Darstellung sowohl an ihrem bildlichen Gegenstand als auch an der individuellen Anschauungsweise des Schreibenden. Das Spiel mit den Assoziationen, das sich formal in dem lockeren Gefüge der Gedanken, Anekdoten und Exkurse realisiert, ist das prominente Merkmal der literarischen Schriften Lichtenbergs. In struktureller Hinsicht nähern sie sich den »Sudelbüchern« an und erscheinen von daher als Station auf dem Weg zur Individualisierung der Sprache, denn: Während die Hogarth-Erklärungen und die »Briefe aus England« noch durch ein komplexes Geflecht von formalen und thematischen Korrespondenzen zusammengehalten werden, löst sich die Gedankenstruktur in den »Sudelbüchern« in eine augenscheinlich unverbundene Abfolge kürzerer und längerer Einträge verschiedenster Thematik auf und wird hierdurch schließlich zum Ausdruck einer ›Anti-Struktur‹.

b) Syntax

Im Zentrum der nächsten Ausführungen steht die Frage danach, wie Lichtenberg seine Beobachtungen und Gedanken in Form sprachlicher Zeichen miteinander verknüpft und syntaktisch organisiert, also: welche syntaktischen Konstruktionsformen seine Schriften auszeichnen.

Bei der syntaktischen Anordnung sprachlicher Einheiten stehen vor allem zwei Möglichkeiten der Formulierung zur Auswahl: Die Sätze können zunächst als einfache Hauptsätze gebildet werden, aus deren parataktischer Anordnung sich der Text konstituiert. Die Darstellung von Abhängigkeitsverhältnissen und die hierarchische Strukturierung der Gedanken und Beobachtungen läßt sich sprachlich durch hypotaktische Satzbilder darstellen, indem den einfachen Hauptsatzkonstruktionen Nebensätze subordiniert werden.

Während die Hypotaxe vor allem die Komplexität der Struktur des gedanklichen Zusammenhangs in der kunstvollen Schachtelung von Haupt- und Nebensätzen darstellt, steht bei der parataktischen Anordnung der einzelne Gedanke, die einzelne Beobachtung im Vordergrund. Der Text wird aus der additiven Aneinanderreihung einzelner Sätze gleicher Ordnung gebildet, wobei die einzelnen Satzeinheiten sich durch ihre Überschaubarkeit, Klarheit

224 Aus: B_I131. Vgl. auch: »Ich halte die Schlangen-Linie zum Muster für ein Buch weit dienlich[er] als den Zirkel.« (SB III, S. 529). In den Hogarth-Erklärungen schlägt er mit der Wahl dieser Form gleichsam ›zwei Fliegen mit einer Klappe‹, da er, indem er die Formauffassung des bildenden Künstlers auf die sprachliche Fassung überträgt, seinem Anspruch an die Bilderklärung gerecht wird: »Was der Künstler da *gezeichnet* hat, müßte auch so *gesagt* werden, wie *Er* es würde *gesagt* haben, wenn er die Feder so hätte führen können, wie er den Grabstichel geführt hat.« (SB III, S. 661) – zugleich aber sein eigenes Formideal verwirklicht.

und meistens auch durch eine im Vergleich zu hypotaktischen Konstruktionen relative Kürze auszeichnen können. Im Extremfall erhält ein parataktischer Text, vor allem bei der asyndetischen Reihung der Satzeinheiten, stenogramhaften oder gar fragmentarischen Charakter: Es besteht die Gefahr, daß der Text in seine Einzelteile zerfällt, sich in einzelnen Konstatierungen zu verlieren droht, so daß er inkohärent und zusammenhanglos wirkt. Dieser Zug der Unbestimmtheit läßt sich allerdings insofern positiv formulieren, als der Text der subjektiven Kreativität und Imaginationskraft des rezipierenden Individuums größtmöglichen Freiraum bietet: Indem die Verbindung der einzelnen Gedanken offengelassen wird, bleibt es hier ähnlich der Wahrnehmung sinnlicher Eindrücke dem Rezipienten überlassen, die unverbundenen Einheiten zu verknüpfen und in eine Relation zu bringen.

Während die parataktische Abfolge kurzer syntaktischer Einheiten der Sprache pfeilähnliche Schnelligkeit und Zielgerichtetheit sowie zudem eine stakkatohafte Diktion verleihen kann, evozieren hypotaktische Perioden häufig einen eher ruhigen Sprachfluß, der sich durch die Vielfalt der Gedankenverbindungen und den Wechsel der Ebenen gleichsam »schlängelt«. Besteht bei einer zu komplexen Strukturierung des Textes mittels hypotaktischer Konstruktionen vor allem die Gefahr, daß der Rezipient durch die mühevollen Entwirrung des Beziehungsgeflechts ermüdet, wenn er sich nicht gar vollends darin verstrickt, so riskiert hingegen der exzessive Einsatz parataktischer Reihung als literarischer Ausdruck emotionaler Erregung die Überstrapazierung dieses vorwiegend emotionalen Effekts, so daß Pathetik gar in Komik umschlagen kann.

Entgegen parataktischer Gleichordnung wird bei hypotaktischer Koordination ein – je nach der gewählten Konjunktionsweise mehr oder weniger festgelegtes – Modell der Verknüpfung von Beobachtungen vorgestellt, in dem sich die charakteristische Auffassungsweise des Verfassers zeigt. Hypotaktische Syntaxkonstruktionen sind insofern Ausdrucksmittel des rational denkenden Individuums und seines intellektuell-kombinatorischen Potentials par excellence. Sie eignen sich vor allem zur diskursiven Problematisierung wissenschaftlicher Materien, zur Formulierung von hypothetischen Schlußfolgerungen und logischer Aussagerelationen. Die Leistung des Rezipienten besteht dabei zunächst darin, die Komplexität der Struktur des solcherart Dargelegten intellektuell zu erfassen. Durch die Wahl konditionaler und/oder konjunktivischer Ausdrucksweisen erhält die hypotaktische Formulierung den vorläufigen, hypothetischen Charakter, der die Rezipienten über den passiven Konsum des Dargelegten hinaus zur kritischen Betrachtung und zum Selbstdenken aktiviert. Die Tatsache, daß letztere Wirkungsweisen Lichtenbergs Rezeptionsästhetischen Zielsetzungen entspricht, läßt zusammen mit dem Wissen um Lichtenbergs Sprachbewußtsein den Umstand nicht erstaunlich erscheinen, daß er gerade konditionale und konjunktivische Ausdrucksweisen verstärkt in seinen Schriften einsetzt.²²⁵

225 Zu Lichtenbergs Konjunktiv-Gebrauch vgl. Schöne 1983.

In welchen Kontexten und zu welchen Zwecken Lichtenberg die eben vorgestellten syntaktischen Möglichkeiten in seinen Schriften verwendet, ist Thema der nachfolgenden analytischen Betrachtungen ausgewählter Texte. Ausgangspunkt bildet sein »Fragment von Schwänzen«, in dem er die »Physiognomischen Fragmente« Lavaters bis in deren optisches Erscheinungsbild hinein imitierend parodiert. Im Kontrast hierzu werden anschließend die syntaktischen Charakteristika in Lichtenbergs eigenem Sprachgebrauch vorgestellt.

Satire und Parodie: Lichtenbergs »Fragment von Schwänzen«

Im »Fragment von Schwänzen«, das – zumindest in seinen ersten beiden Teilen – 1777 als Beilage zu einem Brief Lichtenbergs an Friederike Baldinger entstand,²²⁶ ahmt Lichtenberg seine Vorlage, die zwischen 1775 und 1778 publizierten und international bekannten »Physiognomischen Fragmente« Johann Caspar Lavaters, überaus genau nach.²²⁷ Die Parodie reicht von der Imitation charakteristischer Details der Sprache Lavaters über den strukturellen Aufbau des einzelnen Fragments bis hin zum typographischen Druckbild.²²⁸ Entsprechend der Strukturierung der »Physiognomischen Fragmente« Lavaters gliedert auch Lichtenberg seine Ausführungen in mit Zwischentitel, Nummern oder Majuskeln versehene Unterabschnitte, wobei die Gestaltung der einzelnen Titel den Überschriften Lavaters frappant ähneln.²²⁹

226 Vgl. Bw I, Nr. 419, S. 753–760.

227 Der hohe Bekanntheitsgrad, von dem die weite Verbreitung der »Fragmente« Lavaters zeugt – Lichtenberg lieh sich den ersten Band während seines England-Aufenthaltes 1775 von der englischen Königin aus, wie er Schernhagen am 17. Oktober 1775 brieflich mitteilt –, trug sehr zum großen Erfolg des »Schwanz-Fragments« bei. Über den Bestseller-Charakter des »Schwanz-Fragments« schreibt Lichtenberg am 6. März 1783 in einem Brief an Schernhagen: »Es ist besonders wie die Schwantz Physiognomick gefallen muß mit jedem Posttag muß Dieterich welche verschicken. Man sieht daraus was man thun muß um Applausum zu haben. Gottlob, daß ich es nicht nöthig habe mir ihn auf diese Weise in Collegiis zu verschaffen, ich ziehe die Purschen nicht an ihren eignen Schwäntzen herein, und noch viel weniger an Sauschwäntzen. Dieterich sagt immer ich könnte einen Buchhändler glücklich machen, aber mich zugleich unglücklich pflege ich ihm zu antworten.« (Bw II, Nr. 1046, S. 567f.).

228 So Joost im Nachwort zu dem von ihm herausgegebenen Faksimile der Handschrift und des ersten Separatdrucks des »Schwanz-Fragments«: »Der Druck entspricht typographisch sogar im Format den Lavaterschen »Fragmenten« durch sein (freilich etwas kleineres) Quart und parodiert sie schon damit: Die einzige mir bekannte Abweichung vom sonst in dieser Zeit für pasquillantische Literatur üblichen Kleinoktav.« (Lichtenberg/Joost 1992 (1), Nachwort). Auch die für Lavaters »Fragmente« typischen Vignetten und inschriftartig an den Kapitelenden eingefügten Sentenzen hat Lichtenberg in der Originalhandschrift nachgeahmt. Vgl. Lichtenberg/Joost 1992 (1), Nachwort.

229 Vgl. »Vier Umrissse von unähnlichen Thoren« (Lavater) versus »Einige Silhouetten von unbekannten meist tatlosen Schweinen« (Lichtenberg, SB III, S. 535.); »Neun

Sprachlich zeichnen sich Lavaters »Fragmente« vor allem durch ihren überschwenglich-pathetischen Tonfall aus, der an sich schon einer gewissen Komik nicht entbehrt und nur schwerlich noch übertroffen werden kann. Verglichen mit ihrer Vorlage ist daher Lichtenbergs Parodie in sprachlicher Hinsicht durchaus als würdiger Teil der »Physiognomischen Fragmente« Lavaters vorstellbar.²³⁰ Die Sprache des »Schwanz-Fragments« unterscheidet sich, abgesehen vom geradezu antipodischen Gegenstand der Betrachtung, lediglich in der Akkumulation der pathetischen Formulierungen, der einzelnen, auch wörtlich von Lavater übernommenen Ausdrücke, Interjektionen, emphatischen Exklamationen, apostrophischen Wendungen sowie bestimmter syntaktischer Stereotypen wie die von Lavater bevorzugt verwendeten Konditionalkonstruktionen, deren Glieder sich häufig nur scheinbar bedingen.²³¹ Zur Parodie Lavaters reicht Lichtenberg demnach die bloße Nachahmung der prominenten stilistischen Merkmale und deren konzentrierte Wiedergabe völlig aus.

Einen charakteristischen Zug der Syntax Lavaters, die Dominanz der asyndetischen Reihung parataktischer Satzglieder, kostet Lichtenberg exzessiv gleich zu Beginn seiner Parodie aus:

»Wenn du in diesem Schwantze nicht siehst, lieber Leser, den Teufel in Sauheit, (obgleich hoher Schweinsdrang bey a) nicht deutlich erkennst den Schrecken Israels

- erdichtete Silhouetten«, »Drei weibliche Silhouetten« (Lavater) versus »Acht Silhouetten von Puschenschwänzen zur Übung« (Lichtenberg, SB III, S. 536). Letzterer erinnert an den ausgedehnten pädagogischen Teil der Lavaterschen »Fragmente«, die sogenannten »Physiognomischen Uebungen zur Prüfung des physiognomischen Genies«. Vgl. Lavater/Fragmente I, 1775, 17. Fragment, S. 185–266.
- 230 Lavaters Eigenart, in seine physiognomischen Ausführungen pädagogische Übungen einzufügen, führt Lichtenberg beispielsweise in seinen »Fragen zur weiteren Übung« lediglich durch die offensichtliche Beliebigkeit der möglichen Schlußfolgerungen vollends ad absurdum und zeigt dabei zugleich die Willkürlichkeit pseudo-wissenschaftlicher physiognomischer Analogiebildung auf: »Welcher ist der kraftvollste? Welcher hat am meisten Thatstarrendes? Welcher Schwanz wird schwänzen? Welcher ist der Jurist? der Mediciner? der Theologe? der Weltweise? der Taugenichts? der Taugewas? Welcher ist der verliebteste? Welcher alternirt mit dem Haarbeutel? Welcher hat den Freytisch? Welchen könnte Göthe getragen haben? Welchen würde Homer wählen, wenn er wieder käme?« (Bw I, Nr. 419, S. 758f.). Sprachlich hingegen weist die Parodie allerdings eine mehr als frappante Ähnlichkeit mit ihrer Vorlage auf, so daß sich ernsthaft die Frage stellt, welcher Text hier eigentlich den anderen an Absurdität und sartirischer Überspanntheit übertrifft: »Wer ist *Dichter*? der Versebilder? Wortfärber? Teppichen gleich Gedankenaußspanner? Bildergeber? Bardenphraseologe? – aber siehe! das Bild, das er hertönt, hat weder Materie noch Form – weder Knochen noch Fleisch; weder Farbe noch Seele- und wenn Geistigkeit keinen Körper bekommt, nicht Unsichtbarkeit sichtbar wird – wo dann die Dichtung? – da, wo die *Mahlerey* ist, wenn der Mahler statt *farbiger Gestalten* den *willkührlichen Namen* hinsetzt – doch, welcher Mahler ist unsinnig genug, das zu thun, und dieß Geschäfte *Mahlerey* zu nennen – und doch wie viel hochberühmte Dichter und Dichter mit ächter Dichtungskraft thun das!« (Lavater, Ausw., S. 225.).
- 231 Vgl. hierzu Lichtenberg/Joost 1992 (1), Nachwort.

in c, nicht mit den Augen riechst, als hättest du die Nase drinn, den niedern Schlamm in dem er aufwuchs bey d, und nicht zu treten scheinst in den Abstoß der Natur und den Abscheu aller Zeiten und Völcker, der sein Element war – so mache mein Buch zu; so bist du für Physiognomik verlohren.«²³²

Auffällig ist zunächst das offensichtliche Mißverhältnis zwischen dem übermäßig ausgedehnten Konditionalsatz und den beiden kurzen Hauptsätzen. Die asyndetische Aneinanderreihung der einzelnen Kola im Konditionalsatz erzeugt eine Spannung, die an ihrem Höhepunkt durch den abrupten Abbruch des Sprachflusses in das pathetische Schweigen des Gedankenstriches überdehnt wird, um schließlich in die lapidaren Konstatierungen der beiden parallelisierten Hauptsätze von geradezu lächerlicher Kürze abzustürzen. Pathetische Inversionen wie die finite Stellung des akkusativen Satzgliedes, die eine Betonung jenes Satzteils bewirken, evozieren einen prophetenhaften Tonfall: »Wenn du in diesem Schwantze nicht siehst [...] den Teufel in Sauheit« anstelle von »Wenn du in diesem Schwantze den Teufel in Sauheit nicht siehst«. Der durch diese Umstellung hervorgerufene Anklang an den Predigtstil wird an folgender Stelle mit ihrem gebetsformelhaften Beginn noch deutlicher:

»Der du mit menschlichem warmem Hertzen die gantze Natur umfängst, mit andächtigen Staunen dich in jedes ihrer Wercke hinfühlst, lieber Leser, theurer Seelenfreund, betrachte diesen Hundeschwanz, und bekenne, ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, sich eines solchen hätte schämen dürfen.«²³³

Parenthesen wie »(obgleich hoher Schweinsdrang bey a)«,²³⁴ ornamentierte Apostrophe wie »lieber Leser, theurer Seelenfreund«²³⁵ sowie emphatische Interjektionen und Flüche kolloquialen Charakters wie »Fühls! hörts! und Donner werde dem Fleischer, der dich anpackt«²³⁶ stellen typische Einschnitte im syntaktischen »Fluß« dar. Auffallend ist der exzessive Einsatz onomatopoetischer Ausdrucksmittel wie Alliteration und Assonanz, die oftmals in Zusammenhang mit der Verwendung des Epitheton ornans auftreten: »hoher erhabener Bug«²³⁷, »keimendes Korn von Keiler Talent«²³⁸, »sichtbarlich städ-

232 Bw I, Nr. 419, S. 754. Erzeugt bereits die Substitution des menschlichen Gesichts durch Schweineschwänze und Studentenzöpfe – von der Zweideutigkeit letzterer ganz zu schweigen – eine Spannung zwischen ästhetischer und moralischer Unangemessenheit im Vergleich zu Lavaters Anspruch, die Menschen in Schönheit und Moral zu verbessern, so überschreitet Lichtenberg hier, indem er die alttestamentarische Gottesanrede »Schrecken Israels« auf die »Sau« appliziert, im Hinblick auf den satirischen Geschmack des 18. Jahrhunderts gar die Grenze des Erlaubten, so Joost. Vgl. Lichtenberg/Joost 1992 (1), Nachwort.

233 Bw I, Nr. 419, S. 754.

234 Bw I, Nr. 419, S. 754.

235 Bw I, Nr. 419, S. 754.

236 Bw I, Nr. 419, S. 756.

237 Bw I, Nr. 419, S. 754.

238 Bw I, Nr. 419, S. 756.

tische Schwäche«²³⁹, »zartes Marcipanherz«²⁴⁰ oder auch in Provinzialismen wie »Spickespeck«²⁴¹.

Kumulative Anhäufungen attributiver Ausdrücke, als asyndetische Reihungen und als Satzbruchstücke isoliert stengelassen, rechtfertigen den Titel der Schrift, indem sie der Sprache fragmentarischen und skizzenhaften Charakter verleihen:

»Durchaus nichts weichlich=hundselndes, nichts damenschöbigtes, Zucker=knapperndes, wintzigtes Wesen. Ueberall Mannheit, DrangDruck, hoher erhabener Bug und ruhiges, bedächtliches, Krafftherbergendes Hinstarren, gleichweit entfernt von unterthänigem Verkriechen, zwischen den Beinen und Hünerhündischer, Wildwilder, unschlüssiger Horizontalität.«²⁴²

Bemerkenswert sind neben der Syntax auch die phantasievollen, schaurig-schönen adjektivischen, neologistisch wirkenden Komposita und Epitheta ornantia, mit denen Lichtenberg Lavaters Sprachgebrauch satirisch überspitzt imitiert. Zugleich bildet diese Stelle einen Höhepunkt im Hinblick auf die Verwendung onomatopoetischer Stilmittel wie Alliteration und Assonanz.

Die Parodie gipfelt schließlich in der, wenn auch nicht vollständigen, so doch weitestgehenden Aufhebung der Syntax: Die Erläuterungen der Schwanz-Abbildungen bestehen am Ende nur noch aus der Abfolge von Satzfragmenten bzw. parataktischen Aneinanderreihungen von Satztori, die lediglich durch emphatische Exklamationsätze wie »Strecke du das Gewehr armer Teufel, und laß die Parücke einmarschiren«²⁴³ und »Heil dir und ewiger Sonnenschein, glückseliges Haupt, das dich trägt«²⁴⁴ oder Floskeln à la »Wanns auffliegt, füllts die Welt«²⁴⁵ unterbrochen werden. Dieses »Bombardement« von assoziativen Gedankenbruchstücken, völlig wahllos zusammengestellter, meistens unverbunden nebeneinanderstehender Aussagen und Werturteilen bewirkt mindestens zweierlei: Einerseits wird den Ausführungen ein unreflektierter, skizzenhaft vorläufiger und fragmentarischer Charakter verliehen; andererseits erhält die Sprache, durch stenogrammatische Kürze beschleunigt, einen Zug von Kolloquialität, spontan verbalisierter Emotionalität, überschwenglicher Pathetik und unreflektierter Heftigkeit.²⁴⁶

239 Bw I, Nr. 419, S. 756.

240 Bw I, Nr. 419, S. 757.

241 Bw I, Nr. 419, S. 756.

242 Bw I, Nr. 419, S. 754.

243 Bw I, Nr. 419, S. 758.

244 Bw I, Nr. 419, S. 758.

245 Bw I, Nr. 419, S. 757.

246 Das gehäufte Auftreten manierierter, pathetischer Ausdrücke, Interjektionen, Apostrophe und kolloquialer Wendungen richtet sich jedoch nicht nur gegen Lavater, sondern parodiert darüber hinaus die Sprache der Stürmer und Dränger und der Empfindsamkeit, deren Ziel es ist, durch den Gebrauch dieser Stilmittel unmittelbarer Gefühlsausdruck zu sein. Hierzu zählen neben dem intensiven Einsatz onomatopoetischer Effekte auch die asyndetische Reihung konditionaler Satzglieder

Die ostentative Überladenheit der Sprache mit rhetorischen Stilmitteln steht im totalen Gegensatz zu dem durch sie Mitgeteilten, die Diskrepanz zwischen semantischem Gehalt der Ausdrücke und sprachlicher Erscheinung wird offensichtlich. Lichtenbergs satirische Spitzen richten sich insofern nicht nur gegen Lavater und die Sprachgewohnheiten der Stürmer und Dränger sowie der empfindsamen Literatur, sondern darüber hinaus auf die traditionelle Rhetorik und ihre formalen Kunstmittel.²⁴⁷ Seine Bemerkung, »Aus dem Numerus und Wohlklang einer Periode auf den Gedanken zu schließen, den sie enthält«²⁴⁸, deutet auf Lichtenbergs Wissen um die Dialektik der Rhetorik hin sowie auf seinen bewußten Umgang mit ihren Mitteln. Eine solchermaßen reflektierte Anwendung rhetorischer Kunstmittel artikuliert er explizit in den Vorarbeiten zu seinem »Parakletor«, einer Fragment gebliebenen Satire auf die Originalgenies des Sturm und Drangs aus den siebziger Jahren, die zuerst eine Auseinandersetzung mit den Rezensenten seiner »Timorus«-Streitschrift werden sollte:²⁴⁹

»Meine Sprache ist allzeit simpel, enge und plan und da wo sie keines von allen dreien ist, habe ich es getan um den deutschen Zwirnhändlern in London das Übersetzen meines Traktats ins Englische wonicht unmöglich zu machen, doch so viel zu erschweren als ich konnte. [...] Wahrheit und Gerechtigkeit küssen sich in jeder Periode. Sie zeigen sich selbst in dem Klang meiner Periode so deutlich, daß selbst der Spanier oder Portugiese, oder unsere Landsleute, die nicht deutsch verstehen, sie nicht verkennen können. Die wenigen Schimpfwörter die ich brauche sind treffend und schwer, und der Schlag allezeit in einer gnauen Verhältnis mit dem Fell worauf

sowie Anreden im Gebets- oder Predigtstil. Beispiele hierfür finden sich in den Oden Klopstocks und in der »Bibel der Stürmer und Dränger«, Goethes »Die Leiden des jungen Werther« von 1774 allerorten. (Vgl. beispielsweise die lange Asyndese von »Wenn«-Sätzen im Brief vom 10. Mai 1771.) Bereits 1767 kritisierte Johann Gottfried Herder in seiner dritten Fragmentsammlung »Über die neuere deutsche Literatur« die auf diese Weise stilisierte (Predigt-)Sprache, »wo man das Verständliche des Vortrages so oft darin setzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu sagen, den Perioden in seine fürchterliche Glieder zu ordnen, um einen panischen Schauer einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach diesem Zuschnitt: »Wenn wir um uns umherschauen – wenn wir – wenn wir – weil es – – so werden wir gewahr, daß die Menschen Sünder sind:« dies ist die gewöhnliche homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter und Beiwörter, und Hülfsörter und Synonymen und periodische Teile in Überfluß hat: um den Mangel an Gedanken zu verbergen, die das Ohr übertäubet, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit, und nach dem Essen einen sanften Schlaf machet.« (Herder I, S. 514; Über die neuere Deutsche Literatur, 3. Sammlung, III, 6.).

247 Vgl. Lichtenberg/Joost 1992 (1), Nachwort.

248 Aus: F₆73.

249 Hierüber schreibt Lichtenberg am 2. September 1776 an Friedrich Nicolai: »Meine Schrift, von welcher Ihnen Dieterich gesagt hat, ist eigentlich ein Versuch einen Vorschlag auszuführen, den Sie mir einmal vor ein Paar Jahren thaten, meine Satyre gegen die verderbliche Geniesucht unserer Zeit zu wenden.« (Bw I, Nr. 419, S. 631.).

er fällt, und ist er ja zuweilen stärker, so ist gewiß das Wundpflaster nicht weit. Übrigens habe ich es nie für eine Schande gehalten mit Witz zu wetterkühlen, oder mit Numerus zu donnern ehe ich aus Barbara und Celarent geblitzt habe.«²⁵⁰

Obwohl hier satirisch überspitzt dargestellt, so weisen Lichtenbergs Bemerkungen zum Stil seines »Parakletors« doch auf den reflektierten Umgang mit rhetorischen Stilmitteln, vor allem im Hinblick auf den »Klang« seiner »Perioden« hin. Wie sich sein »wetterkühlender Witz« und »donnernder Numerus« in der Form seiner syntaktischen Konstruktionen niederschlägt, wird im folgenden Abschnitt untersucht.

Formenvielfalt und Komplexität in der »Anti-Physiognomik«

Im Kontrast zur parataktischen Syntax und unverbundenen Abfolge von Satzfragmenten in seinem Lavater parodierenden »Fragment von Schwänzen« zeichnen sich die syntaktischen Konstruktionen in Lichtenbergs »eigen-tlichem« Sprachgebrauch durch Formenvielfalt und einen hohen Grad an Komplexität aus. Jener Gegensatz wird vor allem in seiner »Anti-Physiognomik« offensichtlich, da hier die Sprache der Physiognomen parodierende und satirische Abschnitte und Passagen theoretischer Auseinandersetzung mit der Physiognomik aufeinandertreffen.

Vor allem in den diskursiven Partien dominieren anstelle parataktischer Reihungen komplexe hypotaktische Satzgefüge, die jedoch meistens überschaubar bleiben, da sie durch Satzzeichen wie Semikola oder Doppelpunkte²⁵¹ in kleinere Sinneinheiten unterteilt bzw. nicht übermäßig ausgedehnt werden. Anhand folgender Passage aus der »Anti-Physiognomik« sollen jene Komplexität der syntaktischen Konstruktionen sowie weitere Konstruktionsprinzipien betrachtet werden, die Lichtenberg bevorzugt verwendet:

»Indessen alle Aufsuchung physiognomischer Grund-Regeln hemmen zu wollen, hat der Verfasser so wenig die Absicht als das Vermögen, und ferne sei es von ihm, sich den Bemühungen zu widersetzen, die vielleicht, wie die ihnen ähnlichen, den Stein der Weisen zu finden, auf nützlichere Dinge leiten können, als ihr Zweck, ich meine: in diesen traurigen Tagen der falschen Empfindsamkeit Beobachtungsgeist aufwecken, zu Selbsterkenntnis führen und den Künsten vorarbeiten.«²⁵²

250 Aus: E₁189. Vgl.: »Über meinen Stil werden sich wenige zu beklagen haben, ich schreibe einfältig von einfältigen Dingen, aber wo ich schwülstige Gegenstände vor mir habe, da kann ich auch ausgerechnete und potentatische Wörter des Genies gebrauchen und meine eigentliche Sonntagsprose kann ich nie ohne Wonnegefühl und bebende Lippen lesen. Was den Ausdruck überhaupt anbetrifft, so ist er durchaus pur und gut deutsch und ich habe nie die güldne Regel jenes großen Römers aus den Augen gelassen: Vermeide ein insolentes und inaudites Wort, wie eine Skopul.« (SB III, S. 526.).

251 Da kein Manuskript der »Anti-Physiognomik« Lichtenbergs erhalten ist, kann die Interpunktion nicht anhand ihrer Handschrift überprüft werden. Daher verweise ich auf die Satzvorlage der in SB III abgedruckten Fassung, an deren Interpunktion meine Behauptung überprüft werden kann. Vgl. Lichtenberg, Anti-Physiognomik²1778.

Zwei autonome syntaktische Einheiten sind durch die Konjunktion »und« kopulativ miteinander verbunden. Satzwertige Infinitivkonstruktionen²⁵³ kennzeichnen beide Satzeinheiten: Im ersten Teil ist der erweiterte Infinitiv – etwas ungewöhnlich – zwischen der einleitenden adversativen Konjunktion (»indessen«) und dem Rest des Hauptsatzes positioniert, während im zweiten Teil die Infinitivkonstruktion – eher konventionell – am Schluß steht. Weitere Merkmale der Syntax sind kopulative Reihungen wie »so wenig die Absicht als das Vermögen« und komparative Wendungen in Form attributiver Gliedsätze: »wie die ihnen ähnlichen, den Stein der Weisen zu finden«. Letzteres Beispiel ist hier parenthesenhaft in den vom Dativobjekt der zweiten Infinitivkonstruktion (»Bemühungen«) abhängigen Relativsatz eingeschoben. Attributive bzw. relative Gliedsätze bilden die von Lichtenberg am häufigsten gebrauchte Nebensatzform:²⁵⁴

»Der, der zuerst dem unendlich guten Wesen ein unendlich böses zugesellte, und die klugen Köpfe, die noch jetzt den Teufel anbeten, haben vermutlich durch Schmerz, Erdbeben, Pestilenz und Krieg verleitet ihre ähnlichen Schlüsse gezogen.«²⁵⁵

Satzwertige Partizipialkonstruktionen parenthesenhaften Charakters wie »durch Schmerz, Erdbeben, Pestilenz und Krieg verleitet« bilden eine Alternative zu den relativen Nebensätzen und tragen zur Konzision des Ausdrucks bei.²⁵⁶ Schließlich sind auch asyndetische Aneinanderreihungen infinitivischer Wendungen wie am Schluß des zuerst zitierten Passus²⁵⁷ nicht selten. So etwa auch in folgender Periode:

»Das ruhige Durchschauen durch verjährte Vorurteile; die Scharfsichtigkeit durch das verwilderte Gebüsch den graden Stamm zu erkennen; die philosophische Selbstverleugnung, zu gestehen man habe nichts Wunderbares gesehen, wo alles von Wundern wimmeln soll, und die von Durst nach lauterer Wahrheit und von Menschenliebe begleitete Unparteilichkeit ohne Menschenfurcht, ist ein kostbarer Apparat, der selten mit an Bord genommen wird, wenn man nach entfernten Ländern segelt; im Reich der Körper, so gut als der Gedanken.«²⁵⁸

252 SB III, S. 264.

253 Als Beispiel für den Gebrauch von Infinitiven in komplexeren Konstruktionen kann auch folgende Stelle gelten: »Und doch auch, dem Physiognomen nicht mit bloßem Raisonement zu begegnen, ließe sich, wenn hier der Ort dazu wäre, leicht zeigen, wie wenig Trost er aus den Physiognomien der Wilden für sein System zu hoffen hat.« (SB III, S. 273).

254 70% aller Satzgefüge in der »Anti-Physiognomik« enthalten attributive bzw. relative Gliedsätze.

255 SB III, S. 275.

256 So auch in den »Hogarth-Erklärungen«: »Mit Steinen bepackt, würde sie bei diesem Rade von sehr merklich ungleichen Halbmessern über lose Bohlen geführt, ihren Effekt sicher tun.« (SB III, S. 672f.).

257 Vgl. SB III, S. 264.

258 SB III, S. 274.

Zudem findet sich hier abermals eine kopulative Verbindung zweier Ausdrücke (»im Reich der Körper, so gut als der Gedanken«). Anstelle eines relativen Nebensatzes erscheint hier eine attributive Partizipialkonstruktion: »die von Durst nach lauterer Wahrheit und von Menschenliebe begleitete Unparteilichkeit«. Neben dieser asyndetischen Reihung komplexerer Art existieren auch schlichtere Asyndesen:

»So werden Kopfhängen, hochweises Stirnerunzeln, Lispeln, Stammeln, Gang, Stimme, die horchende Kopfhaltung, das kurzsichtige gelehrte Blinzen, vornehmes Trübsehen, empfindsame Melancholie, leichtfertige Lebhaftigkeit, das bedeutende Augenwinken und die satyrische Miene, andern nachgetan, so gut als das Gähnen; von einigen vorsätzlich und vorm Spiegel studiert, von andern, ohne daß sie es wissen.«²⁵⁹

Auch Polysyndesen konstruiert Lichtenberg in komplexer Form:

»Bedlam wird von Leuten bewohnt, die, wenn sie nicht wie versteinert vor sich hinstarren, oder mit den Sternen lächelten, oder auf den Gesang der Engel horchten, oder den Sirius ausblasen wollten, oder mit untergesteckten Armen schauernd zusammen führen, Respekt einflößen würden.«²⁶⁰

Ein Beispiel für eine komplexe Abfolge relativer Gliedsätze, von denen wiederum Infinitivkonstruktionen und ein weiterer Relativsatz abhängen, bildet folgender Abschnitt:

»Shakespeare, der die entferntesten Begriffe, und die sich vielleicht nie in einem Menschenkopf vorher begegnet sind, zu seiner Absicht zu verbinden weiß, der im Stande war, die Welt ein O, und endlich gar die Schaubühne ein hölzernes O zu nennen; der über das mehr Bemerkengeist und Gabe besitzt, von klaren Dingen mit Deutlichkeit zu reden, als vielleicht noch ein Schriftsteller besessen hat...«²⁶¹.

Hypotaktische Konstruktionen erhalten durch parallelisierte Satzanfänge als aneinandergereihte Abfolge, gleichsam anaphorische Züge:

»Ich wollte vielmehr einigen gefährlichen Folgerungen begegnen, die schon hier und da von Jünglingen und Matronen aus jenem Werk gezogen zu werden anfangen; Ich wollte hindern, daß man nicht zur Beförderung von Menschenliebe physiognomisierte, so wie man ehemals zu Beförderung der Liebe Gottes sengte und brennte; Ich wollte Mißtrauen erwecken [...]; Ich wollte hindern...«²⁶².

Die Parallelisierung der Satzanfänge bewirkt, daß die einzelnen Sinneinheiten neben ihrer thematischen Kohärenz – sie artikulieren allesamt Beweggründe und Absichten Lichtenbergs – auch formal als Zusammenhang erscheinen. Zugleich aber wird durch die Trennung der Sätze durch Semikola²⁶³ jeder syntaktischen Einheit ein autonomer Stellenwert zugesprochen. Lichtenberg erreicht so durch das bewußte Einsetzen bestimmter syntaktisch-stilistischer

259 SB III, S. 282.

260 SB III, S. 292.

261 SB III, S. 279.

262 SB III, S. 257.

263 Vgl. zur Überprüfung Lichtenberg, *Anti-Physiognomik* 1778, S. 8.

Mittel, daß das einzelne Satzgefüge eine hybride Stellung zwischen Teil des Kontextes und autonomem Gedankengang einnimmt: Kohärenz durch Parallelisierung des sprachlichen Ausdrucks und gleichzeitig relative Autonomie der Einzelsätze, nicht zuletzt durch den Einsatz von Semikola als Grenzzeichen, prägen die syntaktische Struktur dieses Abschnitts. Durch den häufigen Gebrauch ähnlicher syntaktischer Parallelisierungen werden auch sie zu einem prägenden Moment der Syntax Lichtenbergs. Oftmals wendet er sie bei der von ihm gern gebrauchten antithetischen Gegenüberstellung zweier Gedanken²⁶⁴ an:

»So gut einer bei schön geformtem äußern Ohr nicht bloß taub werden, sondern sogar taub geboren sein kann, so gut kann einer bei der schönsten Nase schlecht riechen und ein Narr sein.«²⁶⁵

Zum Ausdruck antithetischer Beziehungen verwendet Lichtenberg darüber hinaus häufig eine kunstvolle Sonderform des Parallelismus, den Chiasmus:

»so wie nicht jeder träumt, der schläft, so schläft auch nicht jeder, der träumt«,²⁶⁶
 »Ein Wort kann zu einem Gesicht werden, und ein Gesicht zu einem Wort.«²⁶⁷

In Verbindung mit parallelisierten Satzgefügen treten oftmals elliptische Syntaxkonstruktionen auf, ähnlich dem zuletzt zitierten Satz, hauptsächlich in Form von Koordinations-Reduktionen und Zeugmen, indem identisches Wortmaterial – häufig Verben – ausgelassen wird:

»Tugend macht schöner, Laster häßlicher.«²⁶⁸
 »Nach ersteren ist es das epochemachende Weltumschaffende, und nach letzteren Brauchbarkeit für das Jahr 1778 bei der Toilette.«²⁶⁹

Aber auch Substantive läßt Lichtenberg aus, wenn sie unmittelbar zuvor erwähnt wurden:

»Aber überzieht sich die blanke Stirne mit Fleisch oder stürzt die konvexe ein, wenn das Gedächtnis verschwindet?«²⁷⁰
 »Ich sagte oben Shakespeare sei sehr arm an eigentlich physiognomischen Bemerkungen [...]. Unparteiische Leser werden sehen, daß dieses nicht sagen will er enthalte ganz und gar keine.«²⁷¹

264 Antithetische Gegenüberstellung kann auch durch konzessive Satzkonstruktionen ausgedrückt werden: »Denn obgleich im gemeinen Leben, unter dem geschriebenen Gesetz und vor dem menschlichen Richter die Entscheidung über den Charakter leicht sein mag, so ist es doch, wo nicht eine einzige Tat gerichtet, sondern auf einen ganzen Charakter geschlossen werden soll, sehr schwer, und vielleicht unmöglich in einem besondern Fall zu sagen, was ein Bösewicht sei« (SB III, S. 268).

265 SB III, S. 286.

266 SB III, S. 286.

267 SB III, S. 285.

268 SB III, S. 282.

269 SB III, S. 263.

270 SB III, S. 267.

271 SB III, S. 280.

Ab und zu erscheinen Ellipsen auch als inkongruente Zeugmen oder Syllepen, wenn syntaktisch ungleichartige Satzeinheiten miteinander koordiniert werden:

»Die Sache, wovon hier die Rede ist, ist die Physiognomik, und die erwähnten Parteien kein geringer Teil der guten Gesellschaft unsers Vaterlandes.«²⁷²

Hier sind zwei Satzeinheiten vom Typus der »ist-Prädikation« durch die Konjunktion »und« miteinander verbunden, im zweiten Satz ist das Verb elidiert. Da aber im ersten Teil der Konstruktion »ist« als Kopula steht: »Die Sache [...] *ist* die Physiognomik«, im zweiten Teil jedoch »sind« eingefügt werden müßte: »und die erwähnten Parteien [*sind*] kein geringer Teil«, liegt hier ein fehlerhafter syntaktischer Bezug vor, der allerdings, weil dem Verständnis in keiner Weise abträglich, vom Rezipienten nicht sanktioniert wird.

Kontextuelle Abhängigkeit bildet eine notwendige Bedingung für das Verständnis von syntaktischen Ellipsen. Neben dem ökonomischen Aspekt der Konzision im Ausdruck bewirken derartige elliptische Syntaxformen durch ihre enge Beziehung zum Kontext zugleich eine Verdichtung der einzelnen Aussagen und tragen zur Kohärenz des Textes bei.

Der Konzision des Ausdrucks dienen auch die fragmentarischen Syntaxkonstruktionen, die stenogrammartigen Charakter besitzen und der geschriebenen Sprache ein gewisses Maß an Spontaneität und kolloquiale Anklänge verleihen. Regelmäßig folgen Satzfragmente auf rhetorische Fragesätze, sie erfüllen zumeist kommentierende, ausrufende oder Antwort-Funktion: »Oder füllt die Seele den Körper etwa wie ein elastisches Flüssige, das allzeit die Form des Gefäßes annimmt: so daß, wenn eine platte Nase Schadenfreude bedeutet, der schadenfroh wird, dem man die Nase platt drückt? *Ein rohes Beispiel, aber mit Fleiß gewählt.*«²⁷³; »Aber was für eiteles, elendes Stückwerk ist nicht gleich unsere Wetterweisheit? *Und nun gar unsere prophetische Kunst!*«²⁷⁴

Fragmentarische Satzgefüge können auch länger und so komplex strukturiert sein, daß sie kaum mehr als Fragmente erkennbar sind, wie die folgenden Beispiele belegen:

»Ein hinfalliger Sinn, dessen Eindruck durch vorgreifende Schlüsse und assoziierte Vorstellungen so leicht geschwächt und verdreht wird, daß es noch in weit einfacheren Fällen als dieser, wo keine Leidenschaften mitwirken, und selbst nach erwiesenem Irrtum, fast unmöglich ist, Urteil von Empfindung zu trennen.«²⁷⁵

»Eine Einleitung, voll Unverstand, knarrender mühsamer Schweizerprose, Sticheleien, auf mich, die von dem roten Kamm, und dem sich gekränkt glaubenden Hochmut des Schreibers zeugten, unbestimmtes, superlatives Lob von Mendelssohn, so wie es jeder Primaner austeilen kann, der Herrn Mendelssohn aus Rezensionen

272 SB III, S. 263.

273 SB III, S. 267. Hervorhebung von mir, U.F.

274 SB III, S. 265f. Hervorhebung von mir, U.F.

275 SB III, S. 268.

kennt, Klatschereien über Göbhard, Timorus und Philadelphia, die Wörter Maulauf-sperren, von einem hannöverischen Publikum, das den Schreiber sehr weit übersieht; Kalendermacher, von mir, da alles mit dem Kalender eigentlich nichts zu tun hatte; und Knips für mich, von einem seichten elenden Wirrwarre von Abhandlung im Merkur, von der dem Herrn Hofrat vermutlich von seinen Vertrauten aufgebunden war, sie sei derb und kräftig.«²⁷⁶

Sätze, die durch jähren Abbruch fragmentarischen Charakter erhalten, sind jedoch sehr selten. Folgende Aposiopese dient zum einen der Anregung der Phantasie, kann zum anderen aber auch als Ausdruck des Mangels an passenden Worten aufgefasst werden und erscheint insofern als Hinweis auf die Unzulänglichkeit sprachlichen Ausdrucks im Hinblick auf emotionale Sensationen:

»Was das für ein Vergnügen ist, zu sehen, wie auf das Signal einer bezaubernden Musik sich das Gewühl figurierender Luftspringer wie eine See bricht, um diese junge Venus zu einem Solo hervorschweben zu lassen, wenn man das Solo nennen kann, wo tausend Herzen mithüpfen – –«²⁷⁷.

Die elliptischen und fragmentarischen Satzgefüge Lichtenbergs unterscheiden sich darin von denjenigen Lavaters, daß sie nicht in kumulierenden Reihungen auftreten und nicht als einzelne Aussagen unverbunden aneinandergereiht werden, ohne sich aufeinander zu beziehen, auch nicht in den Hogarth-Erklärungen, die ja – wie die Texte Lavaters, teilweise sogar physiognomische Bildbeschreibungen sind. Lichtenbergs Ellipsen sind kontextabhängig, ohne den vorhergehenden Text sind sie unverständlich oder wirken zumindest fehlerhaft. Elliptische Satzkonstruktionen dienen daher vorrangig der Konzision des Ausdrucks, indem überflüssiges, da bereits erwähntes Wortmaterial weggelassen wird, sowie gleichzeitig der Textverdichtung, indem eigentlich für sich stehende Satzgefüge, etwa durch ein gemeinsames Verb, zusammengeschlossen werden.

Komplexe Satzgefüge bestehen in der »Anti-Physiognomik« sehr häufig aus Konditionalsätzen mit »wenn..., dann...«-Konstruktionen.²⁷⁸ Eng hiermit verbunden ist die Verwendung konjunktivischer Verbformen,²⁷⁹ wie folgende Beispiele belegen, die überdies wiederum einen Relativsatz und mehrere comparative Gegenüberstellungen enthalten:

»Wenn eine Erbse in die Mittelländische See geschossen wird, so könnte ein schärferes Auge als das unsrige, aber noch unendlich stumpfer als das Auge dessen, der alles sieht, die Wirkung davon auf der Chinesischen Küste verspüren.«²⁸⁰

276 SB III, S. 566.

277 SB III, S. 366.

278 In der »Anti-Physiognomik« kommen Konditionalsätze bzw. konjunktivische Verbformen in 30 % der syntaktischen Einheiten vor.

279 Vgl. Schöne 1983.

280 SB III, S. 264.

»Ich glaube, wenn wir den Menschen genau kennten, so würden wir finden, daß die Auflösung selten unmöglich werden würde, und daß, wenn wir diejenigen meiden wollten, die unter einem gewissen System von Umständen gefährlich werden können, wir 99 von 100 meiden müßten.«²⁸¹

Die konditionale Konjunktion kann eingespart werden, indem das konjunktivische Prädikat des konditionalen Nebensatzes an die Stelle der Konjunktion positioniert wird:

»Entwickelten sich unsere Körper in der reinsten Himmelsluft, [...] so würde die herrschende Leidenschaft, und das vorzügliche Talent [...] verschiedene Gesichtsförmlichkeiten hervorbringen.«²⁸²

Die hier vorliegende Konstellation zwischen den einzelnen Aussageinhalten kann durch die Gleichung $a:b = c:d$ veranschaulicht werden. Konstellationen dieser Art stellen ein Merkmal aphoristischer Sprachformen dar und prägen Lichtenbergs Sprachstil vor allem in der »Anti-Physiognomik« und vielen »Sudelbuch«-Aufzeichnungen. Das häufige Vorkommen solcher konditionaler und konjunktivischer Ausdrucksformen in der »Anti-Physiognomik« liegt in dem Umstand begründet, daß Lichtenberg hier größtenteils theoretische, oftmals hypothetische Vorstellungen und deren potentielle Folgerungen verbalisiert.

Als ein besonderes Charakteristikum der Sprache Lichtenbergs in der »Anti-Physiognomik« erscheinen – zeitweilig kumulativ auftretende – imperativische Ausdrucksformen, die dem Text offensive Züge verleihen:

»Also Du, der Du glaubst die Seele schaffe ihren Körper, horche auch du auf das, was Sie dir auf einem andern Weg, als dem ihres Geschöpfes offenbart: halte den für weise, der weise handelt, und den rechtschaffen, der Rechtschaffenheit übt, und laß dich nicht durch Unregelmäßigkeit in der Oberfläche irren, die in einen Plan gehören den du nicht übersiehst, in den Plan desjenigen, nach dessen Vorschrift die Seele wenigsten ihren Körper bauen mußte, wenn sie ihn gebaut hat.«²⁸³

Apostrophische Wendungen wie »Du, der Du glaubst« erinnern hier an den prophetenhaften Unterton und den Predigtstil im »Fragment von Schwänzen«.²⁸⁴ Auch hier fungieren sie als parodistische Elemente, jedoch mit dem Unterschied, daß sich Lichtenberg hier bewußt typische Sprachwendungen seiner »Gegner«, der Physiognomen, zunutze macht, um seine *eigene* Auffassung auszudrücken und die Physiognomen damit, wenn nicht gerade »mit ihren eigenen Waffen zu schlagen«, dann zumindest mittels der den physiognomischen Traktaten eigenen Sprache anzusprechen. Der Anklang an die Sprechweise Lavaters und dessen »Physiognomische Fragmente« ist keines-

281 SB III, S. 269.

282 SB III, S. 266.

283 SB III, S. 275.

284 Die verstärkende Wirkung derartig »verdoppelnder« Apostrophierungen stellt Lichtenberg in folgender »Sudelbuch«-Notiz heraus: »Starke Apostrophen. Ihr, die ihr, Ihr, darin. Ein Zuruf an lebendige oder tote Dinge.« (D₄9).

wegs zufällig. Vielmehr werden durch sie die eigentlichen Adressaten der Abhandlung mit sprachlichen Mitteln charakterisiert – im Unterschied zur *karikierenden* Absicht des »Fragments von Schwänzen«. Auch in der folgenden Passage scheint Lichtenberg den Predigtstil Lavaters regelrecht zu imitieren:

»Bist du Elender, denn der Richter von Gottes Werken? Sage mir erst, warum der Tugendhafte so oft ganzes Leben in einem siechen Körper jammert, oder ist immerwährendes Kränkeln vielleicht erträglicher als Häßlichkeit? Willst du entscheiden, ob nicht ein verzerrter Körper, so gut als ein kränklicher, (und was ist Kränklichkeit anders als innere Verzerrung?) mit unter die Leiden gehört, denen der Gerechte hier, der bloßen Vernunft unerklärlich, ausgesetzt ist? Sage mir, warum Tausende mit Gebrechen geboren werden, einige Jahre durchwinseln und dann wegsterben? Warum das hoffnungsvolle Kind, die Freude seiner Eltern, dahinstirbt, wenn sie anfangen seiner Hilfe zu bedürfen, warum andere gleich nach ihrem Eintritt in die Welt wieder hinaus müssen, und nur geboren werden um zu sterben?«²⁸⁵

Rhetorische Fragen gebraucht Lichtenberg häufig, um eine Problematik zu thematisieren, zu verdeutlichen und gleichzeitig den Leser bzw. »Gegner« offensiv anzusprechen, wie der zitierte Abschnitt mit seiner Abfolge von fünf bzw. sechs Fragesätzen eindrucksvoll verdeutlicht.²⁸⁶ Die Form der Frage ist für Lichtenberg zudem das sprachliche Ausdrucksmittel, das sich am besten dazu eignete, um »mit Gedanken zu experimentieren«²⁸⁷. Diese Anschauung belegt auch folgende syntaktische Konstruktion aus dem »Bericht von den über die Abhandlung wider die Physiognomen entstandenen Streitigkeiten« von 1780, die zugleich ein weiteres Beispiel für die konzise wie virtuose Versprachlichung selbstreflexiver Denkvorgänge in Form von Fragen darstellt:

»Als ich die Einleitung erhielt, so dachte ich doch wieder, das hat Zimmermann nicht geschrieben, sollte der Mann, der dich wohl ehemals seinen Freund nannte, und dich gar einmal zu seinem Vertrauten machte, den du wissentlich nie beleidigt hast, der dich ehemals so impertinent lobt, sollte dich der jetzt gleich so impertinent tadeln, ohne dich in Briefen, die er dir sonst wohl ohne Ursache schrieb, zu warnen, oder, wo du geirrt hast, zum Widerruf bewegen?«²⁸⁸

In derart komplexen syntaktischen Gefügen drücken sich Lichtenbergs Anspruch, gedankliche Vorgänge präzise, exakt und außerdem in möglichst konziser Form durch die Sprache wiederzugeben, sowie seine Sensibilität für das Erreichen maximaler Sprachwirkung mit minimalen sprachlichen Mitteln aus.²⁸⁹ Daß diese Simplität des Ausdrucks nicht mit Kunst- und Anspruchs-

285 SB III, S. 272f. Dieses Fragefeuerwerk stellt zudem wiederum eine Allusion auf den Stil Lavaters dar. Rhetorische Fragen können auch als parenthetische Einschübe fungieren: »Was der Mensch könnte geworden sein, will ich nicht wissen. Was hätte nicht jeder werden können? Sondern ich will wissen was er ist.« (SB III, S. 271).

286 Vgl. dazu besonders KA_{II}309 ff.

287 Aus: K_{II}308.

288 SB III, S. 567.

289 Vgl. Mautner 1968, S. 185.

losigkeit gleichzusetzen ist, sondern gerade das »simple« Schreiben eine große Kunst und hohe Ansprüche an den Schreibenden stellt, belegen derartige Satzgefüge, die sich durch komplexe Schachtelung von Nebensatzkonstruktionen, parenthetischen Einschüben auszeichnen.²⁹⁰ Simplizität, Konzision, Präzision, Exaktheit der Sprache sind Lichtenbergs Ideale – die aufgeführten Charakteristika seiner Syntax verfolgen das gemeinsame Ziel, diese Ideale weitestgehend zu verwirklichen.

Die »Anti-Physiognomik« zeigt insofern die Vielseitigkeit der Sprache Lichtenbergs, als sie sowohl polemisch-satirische und parodistische Abschnitte als auch diskursive Passagen enthält. Der Eindruck, daß in den letzteren hypotaktische Periodenbildung vorherrscht, während in den zuerst genannten häufig kürzere, oft stakkatohaft aufeinanderfolgende Parataxen, Satzfragmente oder zumindest einfacher konstruierte Sätze emotionale Steigerung ausdrücken, legt die Annahme nahe, daß Lichtenberg um die Wirkung bestimmter syntaktischer Konstruktionen weiß und diese gezielt einsetzt.

*Komplexe Konstruktionen in Lichtenbergs mathematischer Schrift über
»einige Methoden, eine gewisse Schwierigkeit in der Berechnung
der Wahrscheinlichkeit beim Spiel zu heben«*

Lichtenbergs mathematische Schrift über die »Berechnung der Wahrscheinlichkeit beim Spiel« zeichnet sich durch einen eindeutigen Vorrang hypotaktischer Periodenbildungen aus, die der Abhandlung eine wissenschaftliche Diktion sowie einen Zug von rational-reflektierter Elaboriertheit verleihen. Die Vielfalt der Ausdruckweisen, die die einzelnen Beobachtungen, Sachverhalte und Gedanken miteinander verbinden, zeigt die Schwierigkeit der in dieser Schrift diskutierten Materie an, nämlich, komplexe Abhängigkeitsverhältnisse zwischen empirischen Erfahrungen und theoretischen Annahmen sprachlich darzustellen:

»Also die bloße Seltenheit jener Fälle, da eine Seite sehr oft hintereinander fällt, gibt uns kein Recht sie aus der allgemeinen Betrachtung heraus zu lassen, ohngeachtet die nämliche Vernunft, die uns dieses lehrt, uns auch warnt, uns vor einem solchen Spiel zu hüten, wo die Hoffnung, große Reichtümer zu bekommen, auf nichts Besseren, als auf solchen Begebenheiten, beruht.«²⁹¹

Lichtenberg verquickt hier Erfahrung und Vernunft in einer komplexen Konstruktion: Der Hauptsatz thematisiert die konstitutive Rolle der empirischen Gegebenheiten. Sein syntaktisches Erscheinungsbild kennzeichnet die Einfügung eines attributiven Nebensatzes sowie ein infinitivisches konstruiertes

290 Vgl. »Bei unserer elenden Erziehung, wo wir in der zweiten Hälfte des Lebens wieder vergessen müssen, was wir in der ersten gelernt haben, erfordert also Simpel-Schreiben Anstrengung, und daher glaubt man endlich alles was Anstrengung erfordert sei simpel und gut.« (J₁163).

291 SB III, S. 18.

Präpositionalobjekt. Konzessiv mit ihm verbunden ist ein komplex strukturierter Nebensatz, in dem die Position der Vernunft erörtert wird. Ihn prägen ein Relativsatz, dem Subjekt »Vernunft« attributiv zugeordnet, sowie ein erweiterter Infinitiv, von dessen Präpositionalobjekt ein attributiver Nebensatz abhängt, der eine erweiterte Infinitivkonstruktion sowie eine komparative Wendung als präpositionale Objekte aufweist.

Der hypotaktische Satzbau, der durch komplexe Abhängigkeitsverhältnisse der einzelnen Glieder gekennzeichnet ist, deutet auf die wissenschaftliche Methode der (Hypo-)Thesenbildung, die auf dem In-Beziehung-Setzen von Beobachtungen und theoretischen Erkenntnissen basiert. Um das Beziehungsgeflecht zu verstehen, ist nicht nur die Aufnahme der einzelnen Sachverhalte, sondern darüber hinaus vor allem der intellektuelle Nachvollzug der Art der Abhängigkeitsverhältnisse gefordert. Hierbei besteht die Gefahr, daß sich der Leser im Verweis- und Beziehungsgeflecht des Textes verstrickt. Dieser Gefahr wirkt Lichtenberg jedoch dadurch weitestgehend entgegen, daß er seine syntaktischen Konstruktionen in der Regel nicht mit Inklusionsbeziehungen überlädt, indem er sie durch den Einsatz stilistischer Mittel wie Parallelisierung und pronominale Verweisungen zwar zusammenhält, aber gleichzeitig in kurze, hintereinander gereihte Sinneinheiten trennt:

»Er abstrahiert sich von dieser Welt eine eigne, von welcher er die Gesetzbücher gleichsam selbst in Händen hat; keine Kraft kann in derselben wirken, ehe er sie selbst hinein legt; er weiß, was überall geschieht, und aus seinen Formeln liest er Weissagungen ab; ohne ein Wunder hebt er Gesetze auf, verordnet andere, und gibt seiner Welt jede Gestalt die er will.«²⁹²

Darüber hinaus belebt Lichtenberg den Text durch rhetorische und weiterführende Fragen sowie durch kurze dialogische Partien den diskursiven Fluß der Abhandlung. Sogar eine chiasmatische Wendung findet sich: »Wenn eine Bombe, die der Rechnung nach in einer Parabel nach dem Ziel fliegen sollte, weder nach dem Ziel, noch in einer Parabel fliegt«²⁹³.

*Literarische Satire und wissenschaftlicher Stil:
Syntax in den »Vermischten Gedanken
über die äërostatischen Maschinen«*

Der Wechsel von satirisch-literarischen Partien und Passagen wissenschaftlicher Diktion prägt Lichtenbergs populärwissenschaftliche Schrift über die »äërostatischen Maschinen«. Ihr Beginn wird dominiert von einer umfangreichen Periode in Form einer asyndetischen Reihung von Hauptsätzen, die durch ihre identischen – teilweise elliptisch ausgesparten – Satzanfänge parallelisiert sind.²⁹⁴ Im Lauf der Aufzählung steigert sich die Länge und Komplexität

292 SB III, S. 9.

293 SB III, S. 9.

294 Vgl. SB III, S. 64f.

der einzelnen Hauptsatz-Kola, indem ihnen Relativsätze, Parenthesen und Appositionen zugeordnet werden. Nach dem siebten Glied wird die Stereotypie der Asyndese durch einen Hauptsatz unterbrochen, dessen Subjekt nicht wie in den anderen am Beginn, sondern in der Mitte steht und zudem mit einem anderen Verb aufwartet. Anschließend verläuft die Reihung in derselben Weise weiter wie vor dem Bruch: Sie beginnt abermals mit einfachen Hauptsätzen, deren Komplexität sich wiederum steigert. Nach dem siebzehnten Kolon findet die Reihung einen vorläufigen Abschluß, indem ein Punkt gesetzt wird. Es folgen zwei Einzelsätze identischen Beginns und gleicher Konstruktion wie die Hauptsatz-Kola der vorhergehenden Asyndese. Eine rhetorische Frage mit nachfolgender Antwort unterbricht die Reihe identischer Satzkonstruktionen. Mit einem letzten Satz, dessen Beginn demjenigen der Asyndese-Kola entspricht, jedoch als Polysyndeton fortgeführt wird, endet die Aufzählung, allerdings abermals nur vorläufig. Denn auf eine weitere rhetorische Frage-Antwort-Einheit folgt eine Coda-ähnliche Fortführung der asyndetischen Reihung, allerdings erscheint nun der Satzbeginn in umgekehrter Form und mit deiktischen Adverbien versehen: Statt »Ich habe« heißt es jetzt »Hier habe ich«²⁹⁵ bzw. »da habe ich«²⁹⁶.

Aus der syntaktischen Gestaltung dieser Aufzählung läßt sich ersehen, mit welchen Mitteln Lichtenberg die Variation sprachlichen Ausdrucks mit einer Kohärenz stiftenden Stereotypie koppelt: allmähliche Steigerung der syntaktischen Komplexität, Unterbrechung durch »monologische Dialoge« sowie geringfügige, aber wirksame Änderung der Satzanfänge.

An die Aufzählung schließt sich ein kurzer kommentierender Teil an, den hypotaktisch konstruierte Exklamationen und rhetorische Fragen bestimmen, während die nachfolgende Erläuterung der Herstellungsverfahren von Heißluft-Bällen im wissenschaftlichen Sprachstil vorrangig in konditionalen und konjunktivischen Konstruktionen verfaßt ist. Hypothetische Ausdrucksformen kennzeichnen auch den dritten Teil der Schrift, der aus einer durchnummerierten Reihe von Vorschlägen zur Nutzung der Heißluftballons besteht. Formuliert Lichtenberg seine Anregungen anfangs noch in vollständigen Sätzen, verkürzen sich die einzelnen Punkte allmählich, vor allem durch das spiegelstrichartige Verfahren der Subsumierung mehrerer Vorschlagspunkte unter einen Satzbeginn: So hängen der neunte bis vierzehnte Vorschlag von dem vor dem neunten stehenden Satzbeginn »Sie könnten ferner nützen«²⁹⁷ ab. Während die folgenden beiden Punkte wie auch der neunzehnte Vorschlag sich durch die »Autonomie« ihrer Konstruktionen auszeichnen, sind die Vorschläge achtzehn, zwanzig und einundzwanzig dem Satzbeginn des siebzehnten »Montgolfiersche Maschinen könnten dienen«²⁹⁸ zugeordnet. Die letzten vier »Empfehlun-

295 SB III, S. 64.

296 SB III, S. 64.

297 SB III, S. 72.

298 SB III, S. 73.

gen« bilden wiederum jeweils in sich geschlossene, eigenständige Einheiten. Durch sein Verfahren, mehrere Sätze von demselben Satzbeginn abhängig zu machen, erreicht Lichtenberg nicht nur eine Kürze im Ausdruck, sondern verklammert darüber hinaus die einzelnen Punkte zu größeren Komplexen und vermeidet so, daß sich die Aufzählung in ihre einzelnen Posten zerfasert. Die Schrift schließt mit einer Nachschrift im hypotaktischen Diskursstil.

*Deskriptives und Erzählendes
in den Hogarth-Erklärungen und den »Briefen aus England«*

Anhand von Lichtenbergs Erklärung zu Hogarths »Punsch-Gesellschaft« sowie seines ersten »Briefs aus England«, die sich beide durch eine vorwiegend literarisch-ästhetische Erzählhaltung auszeichnen, werden im folgenden Abschnitt prominente Merkmale der Syntax aufgezeigt.

Der Wechsel von deskriptiven und erzählenden Partien und erörternden Kommentaren, in denen beschriebene Fakten reflektiert werden, kennzeichnet Lichtenbergs Erklärung von Hogarths »Punschgesellschaft«. Während in den kommentierenden Passagen hypotaktische Konstruktionen von übersichtlicher Länge auftreten, werden die deskriptiven Abschnitte vor allem durch die Folge kurzer, parataktisch angeordneter Sätze, gelegentlich durch Relativsätze unterbrochen, und syndetische Reihungen von Hauptsätzen oder einzelnen Wörtern geprägt. Eine Polysyndese von Verben dient Lichtenberg beispielsweise zur satirischen Beschreibung der mannigfaltigen Tätigkeiten des Pastors: »Mit welcher Würde er nicht rührt und schöpft und mischt und raucht!«²⁹⁹

Polysyndetische Reihung kann aber auch Lichtenbergs Suche nach präzisiertem und, dem – hier visuell – wahrgenommenen Gegenstand der »Erklärung«, adäquatem sprachlichen Ausdruck widerspiegeln, indem Ausdrucksalternativen zur Verfügung gestellt werden:

»Diese wird hier durch das Wesen repräsentiert, das im Vordergrund an der Stuhllehne hängt, oder schwebt oder geht oder steht, man weiß nicht recht welches.«³⁰⁰

Die Beschreibungen der einzelnen Bildteile sind entweder über kommentierende Passagen oder durch Pronominal-Verweise miteinander verknüpft. Den Grad an Kohärenz allerdings, der mit hypotaktischen Konstruktionen in den

299 SB III, S. 691.

300 SB III, S. 694. Diese Stelle erscheint als die sprachpraktische Einlösung seiner Bemerkung: »Statt jedes einzelnen Wortes könnte man 6 machen, wir drucken zu viel mit einerlei Wort aus.« (KA_{II}197). Vgl. dazu: »Wir haben für Farbe und Pigment nur ein Wort, welches viele Verwirrung verursacht. So haben wir für vieles nur ein Wort, wo wir mehrere haben sollten. Color Begriff, pigmentum Wort. Eine Verbindung von Begriffen mit Worten ausgedruckt kann für einen andern ganz etwas anders werden. Deswegen ist vor allen Dingen zu sehen, ob nicht mehrere Worte zu machen wären, dieses gibt Anlaß zu Distinktionen. Die Streitigkeiten über das Wort schön rühren eben daher.« (D₄68).

wissenschaftlichen Erörterungen oder polemischen Streitschriften erreicht wird, erhält die Bilderklärung hierdurch nicht. Interjektionen, Exklamationen, wörtliche Rede und literarische wie sprichwörtliche Zitate bereichern die Schilderung.

Der erste »Brief aus England« zeichnet sich zunächst durch einen vorwiegend gleichmäßigen Sprachduktus aus, dessen Sätze zumeist hypotaktisch konstruiert sind. Gelegentliche Einwürfe wie brieftypische Apostrophierungen, Interjektionen wie »leider!«³⁰¹, Exklamationen, wörtliche Rede, Zitate im englischen Original, rhetorische Fragen,³⁰² parenthetische und appositionale Einschübe verleihen der Schilderung einen lebendig-abwechslungsreichen Charakter. Mit der Einflechtung wertender Kommentare, oft in Form relativer Nebensätze, verlässt Lichtenberg die Ebene bloßer Deskription und erhebt den Text zur literarischen Darstellung subjektiv eigentümlicher Beobachtungen.

Zentrum und zugleich spannungsmäßiger Höhepunkt des »Briefs« ist die Schilderung Garricks, in einer Szene aus Shakespeares »Hamlet« agierend. Das stilistische Mittel der syndetischen Reihung von Satzbruchstücken, das in den deskriptiven Passagen des gesamten »Briefs« vorkommt, führt Lichtenberg hier zu einem Höhepunkt:

»Auf einmal, da Hamlet eben ziemlich tief im Theater, etwas zur Linken, geht und den Rücken nach der Versammlung kehrt, fährt Horatio zusammen: Sehen Sie, Mylord, dort kommts, sagt er und deutet nach der Rechten, wo der Geist schon unbeweglich hingepflanzt steht, ehe man ihn einmal gewahr wird. Garrick, auf diese Worte, wirft sich plötzlich herum und stürzt in demselben Augenblicke zwei bis drei Schritte mit zusammenbrechenden Knien zurück, sein Hut fällt auf die Erde, die beiden Arme, hauptsächlich der linke, sind fast ausgestreckt, die Hand so hoch als der Kopf, der rechte Arm ist mehr gebogen und die Hand niedriger, die Finger stehen aus einander, und der Mund offen, so bleibt er in einen großen aber anständigen Schritt, wie erstarrt, stehen, unterstützt von seinen Freunden, die mit der Erscheinung bekannter sind, und fürchteten, er würde niederfallen; in seiner Miene ist das Entsetzen so ausgedrückt, daß mich noch ehe er zu sprechen anfing, ein wiederholtes Grausen anwandelte. Die fast fürchterliche Stille der Versammlung, die vor diesem Auftritt vorherging, und machte, daß man sich kaum sicher glaubte, trug vermutlich nicht wenig dazu bei. So spricht er endlich, nicht mit dem Anfange, sondern mit dem Ende eines Odemzugs und bebender Stimme: *Angels and ministers of grace defend us!* Worte, die alles vollenden, was dieser Szene noch fehlen könnte, sie zu einer der größten und schrecklichsten zu machen, deren vielleicht der Schauplatz fähig ist. Der Geist winkt ihm, da sollten Sie ihn von seinen Freunden, die ihn warnen nicht zu folgen und festhalten, los arbeiten sehen, immer mit den Augen auf den Geist, ob er gleich mit seinen Gefährten spricht. Aber endlich, da sie es ihm zu lange machen, wendet er auch sein Gesicht nach ihnen, reißt sich mit großer Heftigkeit los, und zieht mit einer Geschwindigkeit, die einen schaudern macht, den Degen gegen sie: *by heaven I'll make a ghost of him, that lets me*, sagt er. Das ist genug für sie; alsdann legt er den Degen, gegen das Gespenst aus: *go on I'll follow thee*: so geht der Geist ab. Hamlet steht noch immer still, mit vorgehaltenem Degen, um mehr Entfernung

301 SB III, S. 329 und öfter.

302 Vgl. SB III, S. 330.

zu gewinnen, endlich da der Zuschauer den Geist nicht mehr sieht, fängt er ihm an langsam zu folgen, steht zuweilen still und geht dann weiter, immer mit ausgelegtem Degen, die Augen starr nach dem Geist, mit verwirrtem Haar und noch außer Odem, bis er sich ebenfalls hinter den Szenen verliert.«³⁰³

Durch den Umstand, daß die einzelnen Kola auf ein Minimum an sprachlichem Ausdruck reduziert sind und größtenteils als parataktische Asyndese von kurzen Hauptsätzen, elliptischen Partizipialkonstruktionen und fragmentarischen Sätzen aufeinanderfolgen, erhält die Schilderung einen stenogramm-artigen, stakkatohaften Zug und vermittelt die kinetische Rasanzen und Atemlosigkeit des Bühnengeschehens, das durch die zwar sparsam, jedoch effektiv eingesetzte wörtliche Rede zugleich hörbar wird. Eingeflochtene Kommentare, die Auskunft über das subjektive Erleben des Verfassers geben, verstärken diese Wirkung noch. Entsprechend Garricks Bewegungsabläufen fällt das Tempo der Schilderung zum Schluß hin stetig ab, die Sprache verliert ihren rasanten Charakter, indem die einzelnen Einheiten länger werden, und die Passage endet in einem vollständigen Nebensatz. Durch den Verzicht auf Interjektionen – außer dem Shakespeare-Zitat findet sich keine weitere Interjektion – sowie durch den unregelmäßigen Wechsel von Satzfragmenten und vollständigen Satzkonstruktionen umgeht Lichtenberg die Gefahr einer zu starken Pathetik. Dazu tragen auch die eingestreuten Reflexionen bei, die, wenn auch keine nennenswerten, so doch eine geringfügige Distanz zwischen Betrachter und Geschehen schaffen, indem sie das Geschilderte als Bühnenszene ausweisen. In diesem Zusammenhang erscheint der Umschwung von »Hamlet« zu »Garrick« als ein interessantes Detail, das, durch das Tempo der Schilderung fast unmerklich, die Aufmerksamkeit von der Figur Hamlets vollkommen auf den Schauspieler Garrick lenkt. Die literarische Qualität dieser Schilderung wird vor allem durch ihre Konfrontation mit den Aufzeichnungen im Reise-Tagebuch Lichtenbergs³⁰⁴ eindringlich verdeutlicht, in denen dasselbe Ereignis thematisiert wird. Lichtenbergs Schilderung in seinem ersten »Brief aus England« erscheint im Vergleich zu seinen eher berichtshaft-nüchternen Tagebuch-Notizen als elaboriertes, da wirkungsvoll stilisiertes Konzentrat, das sich durch die stärkere Fokussierung Garricks, eine beschleunigte Sprache, die sparsamere Verwendung wörtlicher Rede sowie durch die Anreicherung der Schilderung mit Details und vor allem mit effektvollen Adjektiven auszeichnet, die die Atmosphäre entscheidend prägen. Insbesondere der Umstand, daß Lichtenberg im »Brief aus England« seine Eindrücke in verdichteter, konzentrierter und fokussierter Form schildert, zeigt die dichterisch-literarische Qualität seines Textes.³⁰⁵

303 SB III, S. 335.

304 Vgl. RT_{II}11 und RT_{II}12.

305 Als Anregung sei bemerkt, daß eine eingehende analytische Gegenüberstellung beider Texte vor allem hinsichtlich Lichtenbergs sprachlich-stilistischer Arbeit und seiner dichterischen Fähigkeiten aufschlußreich sein könnte. Zur konkreten Über-

*Zusammenfassung der betrachteten syntaktischen Phänomene
in den Schriften Lichtenbergs*

Im Hinblick auf die syntaktische Formung der Sprache in den Schriften Lichtenbergs lassen sich entsprechend den eben beschriebenen Beobachtungen folgende Ergebnisse zusammenfassen:

Lichtenberg verwendet die syntaktischen Konstruktionsmöglichkeiten bewußt, indem er Parataxe wie Hypotaxe gezielt einsetzt und zwar sowohl im Hinblick auf das Auszudrückende als auch hinsichtlich rezeptionstheoretischer und –ästhetischer Gesichtspunkte. Während sich seine wissenschaftlichen Schriften, die diskursiven Partien seiner satirisch-polemischen Pasquillen sowie die erzählenden Passagen in den literarischen Texten durch die Bildung von – mehr oder weniger komplexen – hypotaktischen Perioden auszeichnen, werden parataktische Formen für parodistische Zwecke, oftmals in gereihter Form bei Aufzählungen sowie zur Auflockerung hypotaktischer Passagen genutzt, vor allem aber setzt Lichtenberg sie zur kurzen, prägnanten und klaren Wiedergabe von sinnlichen Eindrücken und Schilderung von Beobachtungen ein.

Sein Ideal vom kurzen, prägnanten, konzisen und exakten Ausdruck verwirklicht Lichtenberg durch den häufigen Gebrauch partizipialer und infinitivischer Konstruktionen, die oftmals als Reihung auftreten und die elliptische Aussparung von Satzteilen erlauben, ohne den Ausdruck unpräzise oder gar unverständlich werden zu lassen. Abschnittsweise praktiziert Lichtenberg dieses Verfahren der elliptischen Aussparung von Sprachmaterial anscheinend unberührt von der Tatsache, daß der Text syntaktisch fehlerhaft wird und skizzenhaft-fragmentarisch wirkt. Das Verständnis allerdings ist nach wie vor gewährleistet – wie an folgender Stelle in seinen »Vermischten Gedanken über die aërostatistischen Maschinen:

»4) Wird die Kugel so groß gemacht einen Menschen zu heben, so wird der Nutzen unabsehbar. Armeen zu rekognoszieren, Terrain aufzunehmen und für die Schlacht zu besehen.«³⁰⁶

Auf die drei hier zitierten erweiterten Infinitive folgen weitere sechs, teilweise mit Nebensätzen versehene Infinitive. Anstelle einer syntaktischen Konstruktion, von der diese neun parataktisch gereihten Infinitivbildungen abhängig

prüfung der genannten Aspekte vgl. etwa folgende Passage aus dem Reise-Tagebuch mit der ihr entsprechenden Stelle im »Brief aus England«: »Der Geist winkt: Hamlet will ihm folgen, Horazio und Marcello wollen ihn nicht loslassen, die Art wie er unter den heftigsten Bemühungen sich loszureißen die Worte spricht *my fate cries out und makes each pretty art'ry in this body as hardy as the Nemean Lions nerve: Still am I called, unhand me, Gentlemen*, reißt den Zuschauer immer mehr hin. Endlich da er sich losreißt und in demselben Augenblick den Degen gegen Horazio und Marcellus zieht: *By heaven I'll make a ghost of him that lets me – I say away* – bringt die Illusion aufs höchste.« (aus: RT_{II}11).

306 SB III, S. 70.

wären – sie lautete etwa »Die Kugel kann dazu dienen oder nützen, ...«, reicht es Lichtenberg für das Verständnis seines Textes hier völlig aus, das Substantiv »Nutzen« zu nennen: Die Verbindung von eingangs formulierter Vorstellung und nachfolgend aufgezählten Nutzungsmöglichkeiten ist dem Rezipienten überantwortet, die folgenden, isoliert stehenden »zu«-Sätze sind dann als attributive Finalangaben zum Substantiv »Nutzen« aufzufassen.

Interessant ist der Umstand, daß Lichtenberg infinitivische Konstruktionen mit »zu« gewählt hat, denn er hätte ja auch einen Doppelpunkt hinter seinen ersten Satz setzen können und die Infinitive ohne »zu« aufzählen können. Hierbei zeigt sich allerdings die Funktion, die die anscheinend überflüssige »zu«-Partikel erfüllt: Sie stiftet die Kohärenz zwischen der Eingangshypothese und der nachfolgenden Aufreihung, indem sie auf die Abhängigkeit der Infinitiveinheiten von einer gemeinsamen syntaktischen Konstruktion verweist. Zugleich parallelisiert und verbindet sie die Infinitivkonstruktionen, indem sie allen gemeinsam ist. Das »zu« erhöht das Verweispotential der einzelnen Glieder der Aufzählung und verhindert, daß sie sich allzuweit vom Textgefüge entfernen. Derartige Fragmentarizität, wie sie vor allem auch Exklamationen zueigen ist, erinnert an die Spontaneität der Ideen und Unmittelbarkeit des Eindrucks, wie sie auch in dem zuletzt betrachteten Textbeispiel eindrucksvoll deutlich wird, und wie sie viele »Sudelbuch«-Aufzeichnungen Lichtenbergs vermitteln. Insofern bildet sie auch ein Kennzeichen für den spielerischen und gedankenexperimentellen Umgang mit einem Thema. So zeichnen sich gerade die wissenschaftlichen Abhandlungen und die argumentativen Partien der Streitschriften durch ihre elaborierten syntaktischen Konstruktionen aus, in denen die hypotaktischen Inklusionsbeziehungen ausformuliert sind, so daß der Interpretationsspielraum des Rezipienten erheblich geringer ist als in fragmentarisch-elliptischen Textabschnitten.

Abgesehen von gereihten Infinitivkonstruktionen, die in der Regel Subjekt- und Objektsätze sind, überwiegen in den hypotaktischen Konstruktionen der betrachteten Texte vor allem relative Nebensätze, häufig attributivischer Funktion, und – wie Albrecht Schöne bereits für die »Sudelbücher« nachgewiesen hat – konditionale und konjunktivische Bildungen.³⁰⁷ Während konditionale Konstruktionen auf Abhängigkeitsverhältnisse deuten und ein Charakteristikum der argumentativen Diskussion von wissenschaftlichen Problemen wie der Verdeutlichung physiognomischer Methodik bilden, weisen Lichtenbergs Konjunktive auf seine (gedanken-)experimentelle Praxis hin und zeigen Offenheit und Vorläufigkeit der Darstellung an. Fragen, Exklamationen, Apostrophe, Zitate und Reihungen lockern die hypotaktischen Passagen auf, die so trotz ihres häufig komplex-komplizierten, in der Regel allerdings nicht überstrapazierten und daher transparenten Geflechts von Beziehungen abwechslungsreich erscheinen. Während die Kunsthaftigkeit der Verschachtelung ein-

307 Vgl. Schöne 1983, S. 15ff.

zelter Gedanken zu komplexen hypotaktischen Periodengebilden Lichtenbergs Fähigkeit zeigt, seine komplexen intellektuellen gedanklichen Vorgänge in ihren Beziehungen möglichst adäquat und präzise zu verbalisieren, demonstrieren die parataktischen und stenogrammhaft-fragmentarischen Partien seine Kunst, Beobachtungen mit minimalen Mitteln zu einem nicht nur kohärenten und verständlichen, sondern darüber hinaus so literarischen wie effektvollen Text von konziser Prägnanz zu verarbeiten. Die Variation des Ausdrucks durch die sinnvolle Kombination von hypotaktisch organisierter Hierarchie und parataktischen Reihungen evoziert, verleiht den Texten ästhetische Qualität und deutet auf Lichtenbergs Sensibilität, Flexibilität und Vielseitigkeit im Zusammenhang mit syntaktischen Gestaltungsmöglichkeiten hin.

c) Wortspiele und andere Stilfiguren

Wie schon bei der Betrachtung syntaktischer Phänomene deutlich geworden ist, formt Lichtenberg seine Texte durch den bewußten Einsatz bestimmter sprachlich-stilistischer Mittel, motiviert durch seine sprach- und rezeptions-ästhetischen Idealvorstellungen und den Anspruch nach logischer und klarer Darstellung mit größtmöglicher Präzision, Exaktheit und Kürze sowie nach einem individualisierenden sprachlichen Ausdruck. Auf die Annäherung an diese Ideale ist vor allem der innovative wie spielerisch-experimentelle Umgang mit dem sprachlichen Material ausgerichtet, der sich vor allem in den »Sudelbüchern« Lichtenbergs als (seinen) »Spielschriften« par excellence zeigt, aber auch in seinen Abhandlungen und Aufsätzen, vor allem satirischer Art, auftritt. Die Art und Weise, wie Lichtenberg mit den Wörtern »spielt«, sowie die Frage, welche stilistischen Figuren er hierbei zu welchen Zwecken verwendet, werden im folgenden Abschnitt näher betrachtet.

Sprachspiel, Wortspiel, Stilfigur: Bestimmung der Begriffe

Wortspiele und andere Stilfiguren in den Schriften Lichtenbergs sind die thematischen Zentren der folgenden Betrachtungen. Da beide Begriffe eng miteinander zusammenhängen und – besonders im Hinblick auf die Reichweite ihres Geltungsbereichs – oftmals sehr unterschiedlich aufgefaßt werden, ist es vor jeder näheren Betrachtung konkreter Textbeispiele zunächst wichtig, die terminologischen Bedeutungen zu erläutern, in denen diese beiden Begriffe hier verwendet werden.

Kennzeichen der Wortspiel-Definitionen ist die Uneinheitlichkeit ihrer Kriterien, unter denen sich vor allem Doppeldeutigkeit, klangliche Ähnlichkeit der Wörter, Witz der Wortbeziehungen immer wieder finden. Als exemplarisch für eine zwar poetische, doch so obskur-undifferenzierte wie allgemein-unverbindliche Begriffsbestimmung des Wortspiels erscheint der Definitionsversuch Mautners:

»Der Begriff »Wortspiel« im allgemeinsten Sinn besteht dann zu Recht, wenn die Aufmerksamkeit und das Denken des Sprechenden, Schreibenden, Hörenden, Lesenden nicht stetig fortschreiten, sondern von einem Wort gebannt auf diesem verharren, es wiederholend, umkreisend, ausdeutend, mit ihm jonglierend, kurz, wenn mit ihm »gespielt« wird, mag dieses Spiel auch einen ernsthaften Sinn haben oder aus einer ersten Gemütslage hervorgehen.«³⁰⁸

Als Merkmale des Wortspiels nennt Mautner das wiederholte und gehäufte Vorkommen eines Worts sowie die Ausdeutung seines semantischen Potentials. Während zuerst genanntes Kriterium die Bildung stilistischer Figuren betrifft, wird mit dem zweiten Kriterium das Merkmal bezeichnet, das dem Wortspiel-Begriff im allgemeinen zugeordnet wird, wie etwa von Wilpert, der »Wortspiel« als »geistvolle Ausnutzung sprachlicher Vieldeutigkeit zu witzigen Effekten«³⁰⁹ definiert und neben der Doppeldeutigkeit eines Ausdrucks das Spiel mit dem Gleich- oder Ähnlichklang mehrerer Wörter nennt. Es sind demzufolge zunächst drei, miteinander kombinierbare Ebenen, auf denen Wortspiele stattfinden können: die syntaktische Ebene der Wortposition und –frequenz, die morphemische Ebene der Wortform sowie die semantische Ebene der Wortbedeutung. Zugleich werden mit der »Gebanntheit« der Aufmerksamkeit Motivation und Wirkungsweise als Identifikationskriterien des Wortspiels genannt, die jedoch kein verbindliches Urteil ermöglichen, da einerseits die Entscheidung darüber, ob der Schreibende von dem Wort gebannt war oder nicht, an der mangelnden Information über sein Denken scheitert, und andererseits die Reaktion der Rezipienten nicht einheitlich, sondern jeweils subjektiv verschieden verläuft, so daß ein Leser von dem Wort gebannt ist, ein anderer jedoch nicht.³¹⁰ Im Unklaren bleibt die Differenzierung des Wortspiel-Begriffs auch in bezug auf die Anzahl der benötigten Sprachzeichen und deren Beziehungen untereinander. Denn während das Spiel mit dem semantischen Potential mit einem Sprachzeichen auskommt, so erfordert der spielerische Umgang mit der morphemisch-klanglichen Ähnlichkeit offensichtlich *mehrere* Sprachzeichen.

Diesem Umstand trägt Christian Wagenknecht in seiner 1965 publizierte Dissertation über »Das Wortspiel bei Karl Kraus« Rechnung, in der er eine differenzierte Definition des »Wortspiels« zu liefern sucht. Ausgangspunkt Wagenknechts ist die Erkenntnis der terminologischen Ambiguität des Wortes als Bezeichnung für Teile der Rede und Teile der Sprache – zum Verständnis eines Wortes ist häufig der aktuelle Kontext, in dem es steht, ausschlaggebend. Das Wortspiel konfiguriert sich aus den beiden Eigenschaften des Worts, sofern es als geprägtes Sprach-Gut im jeweils aktuellen schriftlichen oder mündlichen Rede-Kontext in besonderer Weise kombiniert wird. Aus dieser Einsicht heraus erscheint die terminologische Differenzierung zwischen

308 Mautner 1974, S. 248.

309 Wilpert 1989, S. 1037.

310 Vgl. Wagenknecht 1965, S. 12f.

»Sprachzeichen« als den Wörtern und Wendungen der Sprache und den »Redezeichen« als den Wörtern und Wendungen schriftlicher oder mündlicher Rede sinnvoll.

Wagenknecht unterscheidet zunächst zwischen »Sprachspiel« und »Wortspiel«: Während eine Rede dann als Sprachspiel oder »verbales Spiel«³¹¹ bezeichnet werden darf, wenn wenigstens zwei Sprachzeichen verwendet werden müssen, von denen zumindest zwei gleichförmig sind,³¹² liegt ein Wortspiel als Spezialfall des Sprachspiels erst vor, wenn mindestens »zwei submorphemisch gleichförmige Sprachzeichen [...] semantisch akzentuiert oder überlagert gebraucht«³¹³ oder aber wenigstens »zwei morphemisch gleichförmige Sprachzeichen [...] semantisch disproportional oder kontaminativ gebraucht«³¹⁴ sind.

Bei den Wortspielen differenziert er zwischen den vertikalen und den horizontalen Wortspielen. Hierbei umfaßt ein vertikales Wortspiel lediglich *ein* Redezeichen, zu dem ein Sprachzeichen in drei unterschiedlichen Graden gleichförmig sein kann:³¹⁵

- a) Amphibolie, also Doppel- oder Mehrdeutigkeit liegt dann vor, wenn das Sprachzeichen dem ganzen Redezeichen voll gleichförmig, also homonymisch ist.
- b) Ist das Sprachzeichen dem ganzen Redezeichen nur ungefähr gleichförmig, wird es also graphemisch oder phonemisch verändert,³¹⁶ spricht Wagenknecht von Interferenz.
- c) Die Entstehung eines neuen Redezeichens durch Amalgamierung oder Kreuzung von Sprachzeichen bezeichnet der Terminus der Kontamination.

311 Wagenknecht 1965, S. 20.

312 Gleichförmig sind zwei Sprach- oder Redezeichen dann, wenn in ihnen zumindest zwei Grapheme oder Phoneme in derselben Abfolge gebraucht werden. Homonymische Redezeichen sind unter einem Sprachzeichen zusammengefaßt.

313 Wagenknecht 1965, S. 20. Wagenknecht nimmt hier die quantitative Unterscheidung zwischen voller und partieller sowie morphemischer und submorphemischer Gleichförmigkeit vor: Während zwei Rede- oder Sprachzeichen dann submorphemisch gleichförmig sind, wenn sich ihre Morpheme lediglich partiell gleichförmig sind wie bei Reimwörtern (»Tor« – »Ohr«), so sind mit morphemischer Gleichförmigkeit Rede- und Sprachzeichen gemeint, die entweder zweimal dasselbe Morphem (»töricht« – »Tor« m.) oder vollständig gleichförmig Morpheme (»töricht« – »Tor« n.) enthalten. Vgl. Wagenknecht 1965, S. 14. Hieraus ergibt sich seine Definition des »Sprachzeichens« als »eine Klasse von voll gleichförmigen Redezeichen [...], die während eines beschränkten Zeitabschnitts für verschiedene Interpreten ungefähr dieselbe »Bedeutung« gehabt haben.« (Wagenknecht 1965, S. 14.).

314 Wagenknecht 1965, S. 20.

315 Vgl. Wagenknecht 1965, S. 21.

316 Zur Art der Veränderung erläutert Wagenknecht: »Ein Sprachzeichen ist einem Redezeichen »ungefähr« gleichförmig, wenn das Redezeichen nicht alle Grapheme (Phoneme), die im Namen des Sprachzeichens enthalten sind, und statt ihrer andere, oder wenn es dieselben Grapheme (Phoneme) in veränderter Reihenfolge enthält.« (Wagenknecht 1965, S. 21, Anm. 37.).

Merkmal der Kontamination ist der Umstand, daß das Sprachzeichen lediglich einem Teil des Redezeichens voll gleichförmig ist.³¹⁷

Beim horizontalen Wortspiel, das *mindestens zwei* Redezeichen umfaßt, sind zumindest zwei der gebrauchten Sprachzeichen entweder, im Fall des klanglichen Wortspiels, submorphemisch gleichförmig und semantisch akzentuiert,³¹⁸ oder aber, im Fall des Variations-Wortspiels, semantisch disproportional und ihre Morpheme stimmen, im Fall des Variations-Wortspiels, wenigstens partiell überein.³¹⁹

Nach der Definition Wagenknechts stellt das Wortspiel eine spezielle Form des verbalen Spiels dar. Der spielerische Umgang mit der Sprache kann als Mittel aufgefaßt werden, der Rede über die besondere Kombination der Sprachzeichen eine von der sprachlichen ›Norm‹ abweichende, individuelle und innovative Diktion zu verleihen. Diese beabsichtigten Abweichungen von der normalen Abfolge sprachlicher Zeichen werden durch die Stilisierung der Sprache erreicht, sie werden in der traditionellen Rhetorik als stilistische Figuren kategorisiert. Die figurative Formung der Sprache kann auf graphematischer, phonologischer, morphologischer, syntaktischer, semantischer und pragmatischer Ebene stattfinden:³²⁰ Stilfiguren bezeichnen beispielsweise die besondere syntaktische Position der Wörter, die zum Beispiel in Formen wie Inversion, Hyperbaton, Epiphraze, Parenthese, Parallelismus und Chiasmus erscheinen kann, sowie die Wiederholung der Wörter hinsichtlich Position (beispielsweise als Geminatio, Anadiplose, Anapher und Epipher oder gar als Sympleke), Frequenz (pleonastisch oder gar tautologisch), Similarität (identisch und affinitiv) sowie Extension (in morphologischer und phonetischer Form als Alliteration und Assonanz). Zu nennen sind außerdem hier Figuren der Amplifikation bzw. der Kürzung und Appellfiguren wie rhetorische Fragen, Exklamationen und Apostrophe.

Sofern Stilfiguren als Spiele mit dem sprachlichen Material aufgefaßt werden können, bilden die Wortspiele eine besondere Art der Stilfiguren.³²¹ Von den mit ihm verwandten Stilfiguren des Reims, der Paronomasie oder des Polypyttons unterscheidet sich das Wortspiel durch die besondere Kombination der Bedingungen, die erfüllt sein müssen, um eine besondere Zeichen-

317 Als Beispiele führt er an (Sprachzeichen in Schrägstrichen): für a) »Kabinett« und /Kabinett/; für b) »Nazirener« und /Nazarener/; für c) »Blutrotbuch« und /blutrot/. Vgl. Wagenknecht 1965, S. 21.

318 Vgl. /Gott/ und /Goethe/.

319 Vgl. /bringen/ und /umbringen/.

320 Vgl. Bußmann ²1990, S. 650.

321 »Denn wenn die Sprachfiguren das sind, wofür sie Quintilian erklärte, wenn die Sprachfiguren »arte aliqua novatae formae dicendi« sind, dann bleibt im Rahmen der Rhetorik allein der nach sprachlichen Merkmalen definierte Begriff. Seine adäquate Explikation wäre zugleich die Erklärung eines Wortgebrauchs und in nuce die Theorie einer sprachlichen Figur.« (Wagenknecht 1965, S. 13. Zitat aus Quintilian, Inst. Orat. 9, 1, 14.).

verwendung als Wortspiel anzuerkennen. Darüber hinaus können Wortspiele, insbesondere horizontaler Art, oftmals Stilfiguren wie Assonanz, Alliteration, Reim und andere enthalten. Indem ich die Stilfiguren zum verbalen Spiel zähle, erweitere ich Wagenknechts Gleichförmigkeitsbedingung insofern, als ich auch Paronomasien, Polypota, Anaphern, Epiphern, Alliterationen, Assonanzen und andere Stilfiguren als sprachspielerische Merkmale auffasse.

Da die Wortspiele oftmals mit der Verwendung bestimmter stilistischer Figuren einhergehen, werde ich gemeinsam mit der folgenden kurzen Vorstellung einiger Wortspielarten Lichtenbergs die mit ihnen vorkommenden stilistischen Figuren erläutern, um im Anschluß, unabhängig vom Wortspiel-Aspekt, weitere evidente Stilfiguren herauszustellen.

*Lichtenbergs Sprach- und Wortspiele:
Semantisches und klangliches Potential der Wörter*

In den Schriften Lichtenbergs, insbesondere in seinen »Sudelbüchern« und in seinen satirischen Schriften, finden sich Wortspiele sowohl vertikaler als auch horizontaler Art. Mit dem semantischen Potential des Sprachzeichens »Ton« spielt Lichtenberg beispielsweise in folgender Amphibolie, indem er die Bedeutung des »Tons« als Rede- oder Verhaltensweise, wie sie durch das attributive »gut« erzeugt wird, mit der musiktheoretischen Bedeutung des Worts koppelt: »Der gute Ton steht dort um eine Oktave niedriger.«³²² Die Doppeldeutigkeit des Handels – nämlich als legale geschäftliche Tätigkeit, beispielsweise als Buchhandel, einerseits und in (halbwegs) illegaler Form andererseits, etwa als eine Art »Kuhhandel« oder Korruption, neudeutsch unter »Deal« bekannt – regt Lichtenberg zu einem Wortspiel an, das in Chiasmus-ähnlicher Form auftritt: »Ich sehe nicht ab, warum ein Buchbinder und ein Justitiarius nicht sollte aussehen können wie ein spekulierender Kaufmann. Der erste handelt neben seinem Hauptgeschäfte her wirklich, und der andre kann sogar aus seinem Hauptgeschäfte einen *Handel* machen.«³²³ Die Deutungsmöglichkeiten der Sprachzeichen »Erhebung« und »Sturz«, nämlich als physikalisches Phänomen der »Emporhebung« und des »Absturzes« eines Körpers einerseits und als »Erbauung« und »Fall« in moralischer Hinsicht andererseits nutzt Lichtenberg in seinen satirischen Vorschlägen zum Nutzen der Heißluftballons. So in folgender komparativer Parallelisierung konditionaler Konstruktionen: »Daß sich die Seele erhebt, wenn der Leib erhoben wird, ist demonstriert, so wie wenn der Leib stürzt, die Seele gemeiniglich auch nicht zurücke bleibt.«³²⁴

Durch Interferenzen als einer nächsten Art des vertikalen Wortspiels entstehen neologistische Wortkreationen wie »Flieg-Blasen«³²⁵ in Analogie zu »Fisch-Blasen« und »Nimmergrün«³²⁶ analog zu »Immergrün«.

322 UB_{II}32.

323 SB III, S. 698.

324 SB III, S. 74.

325 SB III, S. 72.

Ein weites Feld für Lichtenbergs Wortspiele bildet die Kontamination. Die durch sie entstandenen Wörter besitzen nicht selten zusammenfassend-pointierenden Charakter und haben insofern kürzende Funktion: »Klein und nett, kurz recht *zaunköniglich*.«³²⁷ Ausgehend von »Blitzableiter« bildet Lichtenberg mittels Kontamination die Bezeichnungen »Kriegableiter«³²⁸ für Kirchtürme, »Blick-Ableiter«³²⁹ für Schönheitspflästerchen sowie »Königlicher Hofblitzableiter – ein Titel«³³⁰. Den Ausdruck »viel Federlesens um etwas machen« wandelt Lichtenberg in gleicher Weise ab zu »Viel Federkauens wollen wir gewiß nicht machen«³³¹.

Das Prinzip der Kontamination gebraucht Lichtenberg auch in seinen horizontalen Wortspielen, die häufig antithetische und parallelisierte Strukturen aufweisen, so beispielsweise in der folgenden Gegenüberstellung zweier Wörter, wobei das zweite als Variation des ersten erscheint: »Was man so sehr prächtig *Sonnenstäubchen* nennt sind doch eigentlich *Dreckstäubchen*.«³³² Die Antonyme Bildung und Kunst regen Lichtenberg zur Konfrontation des adjektivischen »ausgebildet« mit »ausgekünstelt«³³³ an. Ähnlich verfährt er bei der Konstruktion von »Wohlgestorben« im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag: »Nicht alle die Wohlgeboren sind Wohlgestorben oder im Reich der Toden Hochedelgestorbene.«³³⁴ Hier führt Lichtenberg das zunächst antithetische Variationswortspiel graduell weiter, indem das adjektivische »Wohl-« durch die Steigerungsform »Hochedel-« ersetzt wird. Lichtenbergs Wortspiele bestehen oft in der Bildung von Wortpaaren, die über gemeinsame gleichförmige Morpheme als Analogiebildungen erscheinen wie beispielsweise »Galanterie-Diebstahl, Galanterie-Prostitution«³³⁵ und »Vorsänger und Vortrinker«³³⁶. Nach demselben Muster reiht Lichtenberg auch mehrere Wörter auf: »Aus Aberlist, nach Aberglaube und Aberwitz.«³³⁷ Daß die Reihung nicht nur horizontal, sondern auch vertikal verlaufen kann, zeigt folgende Aufzeichnung, die in beiden Richtungen gelesen als Variationswortspiel erscheint:

326 Vgl.: »Die Wege sind mit Nimmergrün besetzt.« (E₁299).

327 D₁318. Hervorhebung von mir, U.F.

328 In: UB_{II}37.

329 SB III, S. 674.

330 UB_{II}9.

331 E₁363. Hervorhebung von mir, U.F. Vgl. DWB 3, Sp. 1402: »nicht recht wissen was man schreiben soll: ein schreiben an dich will seinen guten Tag haben und federkauen hab ich nicht gelernt. Zelter an Göthe.«

332 J₁164. Hervorhebungen von mir, U.F. Mit dieser Bemerkung wird in Grimms Wörterbuch der Eintrag »Dreckstäubchen« belegt. Vgl. DWB 2, Sp. 1360.

333 Vgl. SB III, S. 333.

334 E₁372.

335 Aus: D₁415.

336 SB III, S. 693.

337 C₁281. Hierbei erscheint der Ausdruck »Aberlist« als neologistisch, ist er doch weder bei Adelung noch bei Grimm verzeichnet.

»Entsprechen, entsagen. versprechen, versagen.«³³⁸

Die Stilfiguren der antithetischen Gegenüberstellung und der zeugmatischen Kürzung prägen folgenden »Sudelbuch«-Eintrag, in dem die Wortbildung »barbrust« sowohl eine kontaminative Variation darstellt als auch klanglich an das Ausgangswort »barfuß« erinnert: »Die Bauernmädchen gehen barfuß, und die Vornehmen barbrust.«³³⁹ Derartige Wortspiele, die auf klanglichen Affinitäten basieren, nehmen eine prominente Position in Lichtenbergs Schriften ein, so beispielsweise in den Assonanzen der Wortpaare »Nähr- und Wehrstand«³⁴⁰, »Bacchus, Backhaus«³⁴¹, »protokollieren, prodekollieren«³⁴² sowie des Formelpaars »Die drei Grazien und die drei Horazier.«³⁴³

Häufig finden sich Wortspiele in Form von Reihungen klanglich und/oder morphemisch einander ähnlicher Wörtern. Sie sind gleichsam »Worttreppen«, in denen mittels minimaler stufenweiser Veränderung bestimmter Morpheme oder Buchstaben in additiver oder subtraktiver Weise ein Ausgangswort zu einem von ihm verschiedenen Endwort umgeformt wird, so in folgenden Beispielen: »Apostel, Apostille, Postille«³⁴⁴ und »Vellus, Vlies, Velies, Veleis, Felleisen«³⁴⁵ oder gar »Polizei, Polzei, Plotzei, Platzei, Platzerei, Plackei, Plackerei.«³⁴⁶ Provokativ wirkt die Aufforderung »Statt Goethisch lies Gotthisch.«³⁴⁷ Auch der Klang der Schlüsselfrage Hamlets regt Lichtenberg zu witzigen Umformung an: »To be or not to be – Toby or not Toby, that is the question?«³⁴⁸ An die Aufzählung ähnlich konstruierter und ähnlich klingender Städtenamen hängt Lichtenberg eine Schlußfolgerung an: »*Harburg* und *Hamburg*, *Hierburg* und *Hinburg*. Hannover ist soviel als Hinüber.«³⁴⁹ Die geringfügige Variation von Wörtern versteht Lichtenberg als ein paradigmatisches Mittel, das, indem es neue und unerwartete witzige Zusammenhänge entdecken läßt, mit minimalem Aufwand zu neuen Erkenntnissen oder gar Erfindungen leiten kann und zugleich den sprachlichen Ausdruck in ästhetischer Hinsicht bereichert: »Nach dem Paradigma Erkältung und Erkaltung müßte man mehrere Worte durch probieren. Die Distinktion ist fein, aber schön. Entfaltung und Entfältung. usw.«³⁵⁰

338 D₁552.

339 D₁303.

340 SB III, S. 689. Dieses Wortpaar ist zugleich ein Sprachspiel, indem es als Abwandlung der Wendung »Lehr- und Wehrstand« erscheint.

341 B₁156.

342 B₁356.

343 F₁835.

344 B₁358.

345 B₁202.

346 B₁35.

347 E₁326.

348 B₁229.

349 E₁91.

350 J₁112.

Sprachspielen wie den vorgestellten Bildungen von ›Worttreppen‹ scheint das gemeinsame Auftreten von Wörtern wie »Vermögen« und »Vergnügen«³⁵¹ sowie »hinzugehen« und »hintergehen«,³⁵² die sich nur minimal voneinander unterscheiden, entsprungen zu sein. Solche Wortkombinationen besitzen außerdem klangliche Reize – wie auch in folgender Exklamation, in der Lichtenberg den Unterschied zwischen langen und kurzen Vokalen für ein Wortspiel nutzt, das im Hinblick auf die Relation von »starren«, »entstart« und »Saturn« zugleich anagrammatische Züge trägt: »*starre* mit *entstartem* Auge, Saturn!«³⁵³.

Derartige Kombination klanglich affinitiver, jedoch semantisch unterschiedlicher Wörter, die sich in den »Sudelbüchern« häufig findet, wirkt nicht nur witzig, sondern oftmals auch komisch oder gar provokativ als satirische Spitze. Auf klanglicher Ähnlichkeit von Wörtern beruhende Analogiebildung ist oftmals Ursprung falscher etymologischer Schlußfolgerungen, die häufig unwillkürlich komisch wirken. So werden aus den römischen Hausgöttern ›Hinterteil-Besitzende‹: »Er leitete Penates von penes nates her, und verstund darunter was die gemeinen Leute ihre Braten, Torten und Pasteten nennen. (πῦ)«³⁵⁴ Satirisch-bissige Züge erhält ein ähnliches Wortspiel, in dem Kritiker als gleichsam ›frisch auf die Welt gekommen‹ charakterisiert werden: »Rezensent, quasi recens natus.«³⁵⁵ Affinität des Klanges führt Lichtenberg auch zur Verbindung des Mörderischen, das den ismaelitischen Geheimbund der Assassinen während der Kreuzzüge kennzeichnet, und dem Eselhaften: »Assassinisch, asininisch. Vom Assassinischen herauf zum Asininischen.«³⁵⁶ Homophonie französischer und lateinischer Ausdrücke bei semantischer Differenz wird dem Fremdsprachenmächtigen im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag zum Verhängnis, in dem der Nachtstuhl zum Stuhl an sich erhoben wird: »Er schrieb Chaise per se statt percée.«³⁵⁷

351 Vgl. SB III, S. 12.

352 Vgl. SB III, S. 72.

353 Aus: E₃368. Hervorhebungen von mir, U.F.

354 F₁121. »penes« als Akkusativ fordernde Präposition – im Besitze jemandes (analog zu »penes se esse« – bei Sinnen sein). Vgl. Langenscheidt 1983, S. 867; »nates« als Akkusativplural zu natis, f. – Hinterbacke, pl. Gesäß. Vgl. Langenscheidt 1983, S. 777. Promies' Deutung von »penes« als Pluralform zu »penis« – Schwanz liegt zwar bei Lichtenberg nahe, man denke nur an das »Fragment von Schwänzen«, scheint mir aber hier nicht recht zu den »Torten, Braten und Pasteten« zu passen, die doch eher als euphemistische Umschreibungen des Gesäßes wirken und zugleich auf die Verwandtschaft der Präposition »penes« mit dem substantivischen »penus« verweisen, das den im Haus verwahrten Vorrat, Lebensmittel, Mundvorrat und Speise(n) bezeichnet. Vgl. Langenscheidt 1983, S. 869.

355 D₁222.

356 F₁315. Vgl. zu dieser Art auch die Verbindung der Menschenfreunde mit dem weiblichen Vornamen »Philippine«, den Lichtenberg 1779 in einem Brief an Ernst Gottfried Baldinger mit »Hengstliebende« (Bw I, Nr. 608, S. 973.) übersetzt hat: »Die Philanthropinen sowohl als Philippinen.« (F₁403).

357 J₁1146. Auf ähnliche Weise, durch Differenz graphematischer und orthographischer

Klangliche Sprachspiele und Stilfiguren: Alliteration und Assonanz

Abgesehen von der witzig-wortspielerischen Verwendung klanglicher Affinitäten gebraucht Lichtenberg sie auch in sprachästhetischer Hinsicht in stilfigurativer Form, die über ihre ästhetische Wirkung hinaus zur Textkohärenz beitragen, indem die Ausdrücke über ihre klangliche Ähnlichkeit miteinander korrespondieren. Derartige klangliche Sprachspiele werden sowohl durch Alliterationen als auch durch Assonanzen erzeugt. Beide Mittel verwendet Lichtenberg in seinen gesamten Schriften überaus häufig.

Alliterative Effekte begegnen beispielsweise in Kompositbildungen wie «Wetterweisheit»³⁵⁸ und «Geistesgaben»³⁵⁹, in Zwillingsformeln wie «fix und fertig»³⁶⁰, «dünne und durchsichtig»³⁶¹, in Wortfolgen wie «Blitz [...] auf Bouteillen»³⁶², «Durchbrüche von Deichen»³⁶³, «Original an Orten»³⁶⁴, in mehrwortigen Formulierungen wie »aus mehr Gefälligkeit als Gefühl gerühmte Gesichter»³⁶⁵, «tränkte, trocknete und wieder tränkte»³⁶⁶, «Verschwiegenheit hat unzertrennliche verschwisterte Tugenden»³⁶⁷ und in Gleichnissen wie: »Die weißen Federn der Damen sind weiße Fahnen die sie aufstecken zum Zeichen der Kapitulation.«³⁶⁸ Fast schon zungenbrecherhaft erscheint die Kombination ähnlich artikulierter, sogenannter stimmhafter und stimmloser Konsonanten wie der Explosivlaute ›d‹ und ›t‹, ›g‹ und ›k‹, ›b‹ und ›p‹: «dem Donner Trotz bieten»³⁶⁹, «kein kleines Kompetenten-Gedränge»³⁷⁰, »Den Buckel mit birkenem Pinsel blau bemalen.«³⁷¹, «Können diese Kugeln schon ganz im Kleinen gebraucht werden»³⁷². Exzessiv kombiniert Lichtenberg im folgenden Satz die Frikative ›f‹, ›ph‹, ›v‹, deren Abfolge im Affrikata ›pf‹ gipfelt: »man befestigte den *Phaeton* vermittelst eines Flaschenzugs am *Pferde*»³⁷³. Diese Mischung phonemisch affinitiver, jedoch graphemisch

Ausdrucksweise, deren Ursprung ebenfalls in Assoziationen fremdsprachlicher Ausdrucksweise des Wortes liegen kann, wird der Philosophierende ›militarisiert‹: »Einer schrieb immer, statt Philosophen oder Philosophierer, Philosooffizierer, oder gar Philos-Offizierer (Philosophizers schreibt Boyle).« (L₅₈₆).

358 SB III, S. 265. Hervorhebungen von mir, U.F.

359 SB III, S. 333. Hervorhebungen von mir, U.F.

360 SB III, S. 691. Hervorhebungen von mir, U.F.

361 SB III, S. 67. Hervorhebungen von mir, U.F.

362 SB III, S. 63. Hervorhebungen von mir, U.F.

363 SB III, S. 68. Hervorhebungen von mir, U.F.

364 SB III, S. 689. Hervorhebungen von mir, U.F.

365 SB III, S. 270. Hervorhebungen von mir, U.F.

366 SB III, S. 66. Hervorhebungen von mir, U.F.

367 SB III, S. 293. Hervorhebungen von mir, U.F.

368 J₁162. Hervorhebungen von mir, U.F.

369 SB III, S. 63. Hervorhebungen von mir, U.F.

370 SB III, S. 693. Hervorhebungen von mir, U.F.

371 D₅48. Hervorhebungen von mir, U.F.

372 SB III, S. 71. Hervorhebungen von mir, U.F.

373 SB III, S. 71. Hervorhebungen von mir, U.F.

unterschiedlicher Konsonanten verschleiert die alliterativen Beziehungen visuell – deutlich treten sie erst hervor, wenn man bei der Artikulation über sie ›stolpert‹.

Zungenfertigkeit erfordern auch die konsonantischen Feinheiten der Wendung »Frauenzimmer mit Pfauenschwänzen.«³⁷⁴, die darüber hinaus auch noch vokalisch assonieren. Vokalische Assonanzen dieser Art treten nicht weniger häufig als Alliterationen auf. Sie verleihen der Sprache onomatopoetische Züge und färben ganze Textpassagen auf bestimmte Weise klanglich ein. Assonanzen treten auf in Wortpaaren wie »*neuen ungeheuren*«³⁷⁵, »*mächtigen und gefährlichen*«³⁷⁶, »*das Leitseil entzwei*«³⁷⁷ und »*transzendente Ventriloquenz*«³⁷⁸, als Suffixe erzeugen sie reimhafte Wirkung: »Die Uhr weist hier auf *vier*«³⁷⁹ oder aber Züge echohafter Wiederholung: »Es gibt *Bastard-Arten* in allen Wissenschaften.«³⁸⁰ Auch größere syntaktische Einheiten wie »das Wesen [...], das [...] an der Stuhllehne hängt, oder schwebt oder geht oder steht, man weiß nicht recht welches.«³⁸¹ erhalten durch die Verwendung gleicher oder ähnlicher Vokale eine besondere Klangfarbe. Nicht selten treten Assonanzen auch in Verbindung mit Alliterationen auf: »gleichwohl jedes Wort vor Gott gewogen«³⁸², »der Mensch denkt, Wunder, *wer er wäre*«³⁸³, »Warnung für alle, die es *wagen*, darüber zu denken und zu schreiben, es wenigstens mit *Bedacht* zu tun«³⁸⁴, »Harnisch, den *man* durch einen Anzug von *stahlblauem Atlas* ausdrückt«³⁸⁵, »*ist immerwährendes Kränkeln* vielleicht erträglicher als gesunde *Häßlichkeit*?«³⁸⁶ Mehrere Stilfiguren sind im folgenden Beispiel enthalten:

»Freilich dem Herrn d'Alembert solche Gründe entgegen setzen, kommt mir nicht viel besser vor, als *einem* gelehrten Verteidiger der *Dreieinigkeit* die Beweise der Multiplikation entgegensetzen wollen; die *Zweifel* des erstern kommen, so wie die Überzeugung des letzern gewiß nicht daher, weil sie die *weisen* Widerlegungen ihrer Gegner noch nicht gewußt haben.«³⁸⁷

Neben den Assonanzen, erzeugt vor allem durch die kumulierende Verwendung des Diphthongs ›ei‹, und der Alliteration in »weisen Widerlegungen [...]

374 F,807.

375 SB III, S. 64. Hervorhebungen von mir, U.F.

376 SB III, S. 63. Hervorhebungen von mir, U.F.

377 SB III, S. 70. Hervorhebungen von mir, U.F.

378 SB III, S. 257. Hervorhebungen von mir, U.F.

379 SB III, S. 690. Hervorhebungen von mir, U.F.

380 F,914. Hervorhebungen von mir, U.F.

381 SB III, S. 694. Hervorhebungen von mir, U.F.

382 SB III, S. 266. Hervorhebungen von mir, U.F.

383 Aus: E,296. Hervorhebungen von mir, U.F.

384 SB III, S. 13. Hervorhebungen von mir, U.F.

385 SB III, S. 336. Hervorhebungen von mir, U.F.

386 SB III, S. 272. Hervorhebungen von mir, U.F.

387 SB III, S. 16. Hervorhebungen von mir, U.F.

gewußt«, begegnet hier die antithetische Gegenüberstellung in Form der Begriffspaare »Zweifel« und »Überzeugung« sowie »Beweise« und »Widerlegungen«. Die Kombination von Wiederholungen in alliterativer und assonanter oder gar anaphorischer Form geht oftmals einher mit kontrastierender Gegenüberstellung. So sind beispielsweise in folgender Notiz zwei Aussagen über die Konjunktion »und«, die in der Regel Gleichwertiges und Ähnliches verknüpft, koordiniert sowie darüber hinaus durch anaphorische Wortwiederholung und Assonanzen verbunden. Diese enge formale und klangliche Verbundenheit bildet einen ironischen Kontrast zum gegensätzlichen semantischen Gehalt der beiden Teilaussagen: »*Alles* wohlklingend und *alles* erlogen.«³⁸⁸ Alliterative Elemente in Gemeinschaft mit antithetischer Gegenüberstellung kennzeichnen auch Lichtenbergs Beschreibung von Hogarths Kupferstich als »geistvolle Darstellung einer Gesellschaft, die sich zu einem beträchtlichen Grad von Geistlosigkeit herabgetrunken hat«³⁸⁹. Graduell gesteigert wirken die Assonanzen im nächsten Beispiel, in dem die Ähnlichkeit zwischen »Höhen« und »Höhlen« derart frappant ist, daß die Ausdrucksweise hyperbolisch erscheint und in dieser Hinsicht auf den satirischen Charakter des Ausgesagten verweist: »6) Können diese Kugeln [...] gebraucht werden, Höhen [...] zu messen, als z. B. die Höhe von Gewölben in Kirchen und alten Denkmäler [...]; die Höhen von unterirdischen Höhlen.«³⁹⁰

Morphologisches: Wiederholung, Variation, Akkumulation

Kunstvoll und sorgfältig stilisiert wirkt folgender Kyklos, der durch die positive Wendung des negierten Beginns einen reizvollen Kontrast bildet: »Gewiß nicht, denn der Mann [...] verliert ja seine 1000 Dukaten gewiß.«³⁹¹ Wortwiederholungen korrespondieren mit der Stilfigur der syntaktischen Parallelisierung. Sie haben verschiedene Funktionen: So können sie in asyndetischen Reihungen kohärenzstiftend wirken, indem sie als gemeinsames Element – zum Beispiel in Form anaphorischer Wiederholung – die einzelnen, syntaktisch unverbundenen Aussagen miteinander verbinden: »jedermann schwänzen, jedermann apportieren und über jedermanns Stock springen«³⁹². Auch kann durch Insistieren auf einem Wort ein bestimmter Aspekt, eine bestimmte Eigenschaft emphatisch hervorgehoben werden, hinzu tritt eine gewisse Pathetik des Ausdrucks wie etwa in der Beteuerung »Ich will *alles*, *alles* beweisen«³⁹³. Desweiteren betont die gehäufte Verwendung identischer Wörtern die Komparabilität zweier Aussagen: »so würde die herrschende Leidenschaft

388 E,367. Hervorhebungen von mir, U.F.

389 SB III, S. 689.

390 SB III, S. 71. Hervorhebungen von mir, U.F.

391 SB III, S. 14. Hervorhebungen von mir, U.F.

392 SB III, S. 292. Hervorhebungen von mir, U.F.

393 SB III, S. 566.

[...] bei *verschiedenen* Graden und Mischungen *verschiedene* Gesichtsformen hervorbringen, so wie *verschiedene* Salze in *verschiedene* Formen anschließen³⁹⁴, als Anadiplose: »Wer nichts als Chemie *versteht versteht* auch die nicht recht.«³⁹⁵

Die Wiederholung gleicher Wörter oder Mehrwort-Verbindungen kann einzelne Sätze, aber auch ganze Textteile verbinden. So korrespondiert das Ende seiner Abhandlung über die Wahrscheinlichkeit beim Spiel mit der Eröffnung der eigentlichen Untersuchung über die Verwendung gleicher oder ähnlicher Ausdrucksweisen: »In der ganzen *angewandten* Mathematik wird man ähnliche Beispiele finden, und es ist immer ein Gewinn *Abweichungen von dieser Art* zu entdecken [...]. Ich will jetzt einige Betrachtungen über eine sehr merkwürdige *Abweichung von dieser Art* anstellen, die sich in einem Teile der *angewandten* Rechenkunst zeigt [...].«³⁹⁶ und: »*Auf diese Art* wird sich erkennen lassen, warum die Münze so oft abwechselt [...]. Ich leugne nicht, daß sich auf Herrn Beguelins *Art*, Formeln finden lassen [...]. *Auf diese Art* wäre diese Aufgabe wegen der *Abweichung* von der Rechnung, die sich bei ihrer *Anwendung* hervortut, nicht seltsamer, als viele andere in der *angewandten* Mathematik.«³⁹⁷

Eine kunstvolle Variation der schlichten Wiederholung derselben Wörter oder Wendungen in unveränderter Form bildet die Kumulation eines Wortes in unterschiedlichen Flexions- und/oder Derivationsarten. Derartige morphologische Sprachspiele sind in den Schriften Lichtenbergs häufig anzutreffen, vor allem in denjenigen satirisch-polemischen Charakters, die sich durch hyperbolische Ausdrucksweise, scharf kontrastierte Vergleiche und exzessive Metaphorisierungen auszeichnet.

So setzt er die verschiedenen Komparationsformen eines Adjektivs zur Verschärfung eines Vergleichs ein – wie im nächsten Beispiel, in dem auf den Positiv gleich der Superlativ folgt: »So gut einer bei *schön* geformten äußern Ohr nicht bloß taub werden, sondern sogar taub geboren sein kann, so gut kann einer bei der *schönsten* Nase schlecht riechen und ein Narr sein.«³⁹⁸ Kombiniert ist die graduelle Steigerung mit Stilfiguren wie Assonanz («*Ohr*« – »geboren«), Alliteration («*Nase*« – »*Narr*«), syntaktischer Parallelisierung mittels anaphorischer Wiederholung (»so gut« – »so gut«) und antithetischer Gegenüberstellung (»*Ohr*« – »*Nase*«). Zur graduellen Steigerung der attributiven Adjektive tritt in folgender Konditionalkonstruktion die doppelte antithetische Gegenüberstellung sowohl zweier Substantive als auch zweier Attribute: »Wenn also derselbe Mensch bei einer *großen* und einerlei *Wahrschein-*

394 SB III, S. 266. Hervorhebungen von mir, U.F.

395 Aus: J,860. Hervorhebungen von mir, U.F. Dieser Satz wirkt zugleich chiasmisch durch die Positionierung der Wörter »nichts – versteht« und »versteht – nicht«.

396 SB III, S. 10. Hervorhebungen von mir, U.F.

397 SB III, S. 22f.

398 SB III, S. 286. Hervorhebungen von mir, U.F.

lichkeit sich bald einlassen will und bald nicht will, so wird dieses auch bei einem *geringeren* Einsatz, aber *größern Unwahrscheinlichkeit* zu gewinnen sein müssen.«³⁹⁹ Vom Elativ zum Komparativ steigert sich der ironische Kommentar des Verfassers in den »Aërostatischen Maschinen«: »Das ist *sehr traurig*. [...] das ist *noch trauriger*.«⁴⁰⁰ Das Aufgreifen von Adjektiven verklammert einzelne Satzkonstruktionen und trägt zur Kohärenz der Argumentation bei, wie im folgenden Textausschnitt, in dem sich der zweite Satz im Hinblick auf die Position der Adjektive chiasmisch zum ersten verhält und durch die Wendung vom Elativ »sehr groß« zum Komparativ »größer« als graduelle Steigerung erscheint: »Montgolfiers Entdeckung ist allerdings *sehr groß*, und doch scheint sie jetzt *so leicht*. [...] Allein, daß sie *so leicht* scheint, macht sie nur *noch größer*.«⁴⁰¹ Chiasmatische Züge trägt auch der nächste Satz, dessen beide Teile komparativ miteinander verknüpft sind. Die Komparation steigert sich hier allerdings nicht, sondern fällt vielmehr graduell vom Komparativ »schwerer« zum Positiv »schwerscheinend« ab. Auffällig ist hierbei die kontaminative Verwendung des attributiven Partizips »scheinend«, das zunächst an »kinderleicht«, dann an »schwer« angehängt wird: »Solche *kinderleicht-scheinende* Entdeckungen sind *unendlich schwerer* zu machen, als die sonoren, *schwerscheinenden*, aber *kinderleichten* Konstruktionsverdrehungen ...«⁴⁰² Durch die absteigende Positionierung des Superlativs oder Elativs am Beginn und des Komparativs oder gar Positivs am Schluß erhalten auch die folgenden syntaktischen Konstruktionen anti-klimatischen Charakter: »Bei ersterem ein *Bestes* zu suchen, hat man mehr Mut, weil man da schon ein *Gutes* und *Besseres* kennt.«⁴⁰³ Und: »Sie dachten gewiß *sehr viel*, sahen aber vermutlich *wenig* oder *nichts*.«⁴⁰⁴

Diagnostische sowie prognostische Erkenntnisse bekräftigt Lichtenberg im folgenden Beispiel durch die Wiederholung desselben Verbs in verschiedenen Tempus- und Modusformen: »ein solcher Satz der nicht *erwiesen*, sondern bloß exklamiert *worden ist*, der nie *erwiesen werden wird*, und nicht *erwiesen werden kann*«⁴⁰⁵. Auch die Verbindung unterschiedlichen partizipialen Formen eines Verbs begegnet zuweilen: : »Ein Ruhe *genießender* und *genießen lassender*, bedeutungsvoller Kopf.«⁴⁰⁶ Hinsichtlich Tempus, Modus, Aktiv und Passiv findet sich im folgenden das Verb »Sehen« variiert: »Keiner *sah* des andern Gesicht und *konnte* es nicht *sehen* und – *wollte* es nicht *sehen*, aus Furcht das seinige *möchte gesehen werden*.«⁴⁰⁷

399 SB III, S. 15. Hervorhebungen von mir, U.F.

400 SB III, S. 64. Hervorhebungen von mir, U.F. Vgl. auch: »Der Weißbinder hält sein Werk für so *vollkommen*, als der Maler das seinige, oder wohl gar für *vollkommener*.« (SB III, S. 336. Hervorhebungen von mir, U.F.).

401 SB III, S. 65. Hervorhebungen von mir, U.F.

402 SB III, S. 65. Hervorhebungen von mir, U.F.

403 SB III, S. 66. Hervorhebungen von mir, U.F.

404 SB III, S. 699. Hervorhebungen von mir, U.F.

405 SB III, S. 273.

406 SB III, S. 696. Hervorhebungen von mir, U.F.

Häufig anzutreffen ist die Koppelung morphologisch verwandter Wörter in verschiedenen Ausformungen, beispielsweise in der Kombination von Adjektiv und Verb: »durch *angebrachte* Verbesserungen der Wahrheit immer näher und näher *gebracht*«⁴⁰⁸, »Er hatte sich in den *lieben* Gott *verliebt*«⁴⁰⁹, von Verb und Substantiv: »mit Wasser *geschossen* wie mit *Schießpulver*«⁴¹⁰, »der größte *Waghals* von einem Spieler [...] *wagen* würde«⁴¹¹, von Substantiv und Verb: »wenn eine platte Nase *Schadenfreude* bedeutet, der *schadenfroh* wird«⁴¹², »Ja was dieses *Wunder* selbst als *Wunder wunderbar* macht«⁴¹³, auch in umgekehrter Reihenfolge: »Freilich müssen wir das schöne Gesicht nicht oft bei seinen *Teufelstaten* antreffen, sonst wird es sich bald in unsern Augen *verteufeln*«⁴¹⁴. Im nächsten Beispiel wiederholt Lichtenberg ein Substantiv gar in der diesem morphologisch entsprechenden Präposition und verbindet hierdurch zwei aufeinanderfolgende Satzkonstruktionen auf subtile Weise: »ein Mann, der ein *Vermögen* hat, und etwas nicht tun will, bloß, weil er dieses *Vermögen* hat. Sobald man sagt, *vermöge* der allgemeinen Auflösung ...«⁴¹⁵ Chiasmatische Züge besitzen folgende Konstruktionen, in denen zum einen Adjektiv und Verb ihre syntaktischen Positionen als Attribut und Prädikat tauschen: »daß eine bestrichene Nadel *getrennte Weltteile verbunden* hat, und Salpeter und Schwefel [...] *verbundene Weltteile trennen könnte*«⁴¹⁶, sowie zum anderen zwei Phraseologismen miteinander verbunden werden, indem das Prädikat des ersten (»gnade Gott«) substantiviert wird und zusammen mit dem Subjekt die attributivische Präpositionalfügung des zweiten (»von Gottes Gnaden«) bildet: »Dann *gnade Gott* denen *von Gottes Gnaden*«.⁴¹⁷

Einen Sonderfall der Polyphton-artigen Sprachspiele bildet die sogenannte »figura etymologica«, bei der zwei stammverwandte Wörter aufeinander folgen, zum Beispiel Substantiv und Adjektiv: »An einer *Krankheit krank* liegen, oder an den *Mitteln*«⁴¹⁸ oder aber Verb und Substantiv: »*krönt* damit die *Krone*«⁴¹⁹, »ohne *Brütwärme ausgebrütet*«⁴²⁰.

407 SB III, S. 699. Hervorhebungen von mir, U.F. Vgl. auch: »Von ihrem Alter *ist* keine da, die das *wäre*, was sie *war*, und die zwei oder drei der älteren, die sie *itzt übertreffen*, *hätte* sie unter gleichen Umständen vielleicht in ihrem 25sten Jahre alle *übertroffen*.« (SB III, S. 338. Hervorhebungen von mir, U.F.).

408 SB III, S. 13. Hervorhebungen von mir, U.F.

409 J,158. Hervorhebungen von mir, U.F.

410 SB III, S. 63. Hervorhebungen von mir, U.F.

411 SB III, S. 11. Hervorhebungen von mir, U.F.

412 SB III, S. 267. Hervorhebungen von mir, U.F.

413 SB III, S. 874. Hervorhebungen von mir, U.F.

414 SB III, S. 272. Hervorhebungen von mir, U.F.

415 SB III, S. 16. Hervorhebungen von mir, U.F.

416 SB III, S. 64. Hervorhebungen von mir, U.F.

417 Aus: D,216. Hervorhebungen von mir, U.F.

418 F,316. Hervorhebungen von mir, U.F.

419 SB III, S. 693. Hervorhebungen von mir, U.F.

420 SB III, S. 63. Hervorhebungen von mir, U.F.

Ballungen unterschiedlicher morphologischer Erscheinungsformen eines Wortes können dazu dienen, einen bestimmten sinnlichen Eindruck zu betonen und mit sprachlichen Mitteln zu konkretisieren, so beispielsweise der Aspekt des ›Langen‹ im Bild des Nachtwächters, den Lichtenberg als »langen, hageren übrigens aber gesunden Mann [...], mit länglichem Gesicht, in die Länge herunter gezogener Nase, strackem ungebundenem Haar, und langsamen, sändem, gravitätischem Tritt«⁴²¹ beschreibt. Abgesehen von dem wiederholten Gebrauch des Wortes »lang« und mit ihm verwandter Wörter wie länglich, Länge, langsam bestimmt vor allem die Dominanz gedehnter dunkler Vokale wie ›a‹ und ›u‹ den Eindruck.

Das Spiel mit den morphologischen Ausformungen eines Wortes durchzieht ganze Passagen, so auch die folgende, in der Lichtenberg vom Fliegen über die Flügel bis zur Flieg-Blase gelangt. Alliterationen, Assonanzen, Wortteilhomophonie (»deswegen« – »bewegen«) und parallelisierte Wendungen (»mit einer Blase fliegen« – »mit einer Blase schwimmen«) sind weitere hier angewendete Stilmittel: »Der Mensch hat bisher bloß deswegen nicht *fliegen* können, weil es ihm schwer fiel *Flügel* zu *bewegen*, die die Last seines Körpers tragen sollten. Jetzt, da er sich so leicht machen kann, als er will, und die *Flügel* nur braucht sich zu lenken und etwa ein paar Pfund zu heben, so wird er künftig auch *mit einer Blase fliegen*, wie die Fischer *mit einer Blase schwimmen*. Den Luftschiffern wären solche *Flieg-Blasen* sehr zum Notfall zu empfehlen.«⁴²²

Wortakkumulationen können auch auf die Problematisierung eines bestimmten Begriffs hindeuten. So greift Lichtenberg in seiner »Anti-Physiognomik« häufig den Sprachgebrauch der Physiognomen und ihrer Traktate auf – und zugleich an, indem er die Bedeutung des betreffenden Begriffs durch Übertragungen auf andere Bedeutungsebenen problematisiert. Als exemplarisch für ein solches Vorgehen kann folgende Stelle aus der »Anti-Physiognomik« herangezogen werden, in der Lichtenberg verschiedene semantische Ebenen des Begriffs »Bauen« beleuchtet. Mittels einer rhetorischen Frage in Concessio-Form zitiert er eine im Sprachgebrauch der Physiognomen oft gebrauchte Metapher: »Die Seele baut doch ihren Körper und kann man nicht aus dem Gebäude auf den Baumeister schließen?«⁴²³ Hieran schließt sich die Problematisierung dieser Metaphorisierung an:

»Dieses unnütze Lieblings-Sätzgen der Physiognomen kann man ohne Anstand zugeben, wenn man sich vorläufig über den Begriff von bauen vereinigt, und die kleine Einschränkung macht, daß man, um dieses Urteil richtig zu fällen, auch die ganze Absicht des Gebäudes kennen müsse.«⁴²⁴

421 SB III, S. 284.

422 SB III, S. 72. Hervorhebungen von mir, U.F. Als interessantes Detail sei auf die Kombination von »Fischer« und »Luftschiffer« hingewiesen, die sowohl klangliche als auch anagrammatische Züge trägt.

423 SB III, S. 274.

424 SB III, S. 274.

Lichtenberg führt das metaphorische Bild fort, indem er das Bauen als Formung des Körpers durch die Seele mit dem Bauens in dessen eigentlicher Bedeutung als Errichtung eines Gebäudes vergleicht. Stilistisch auffällig sind hier vor allem Alliterationen («*Backöfen bauen*», »*Grönländer*« – »*Gradier-Haus*«, »*Wind* – »*Wände*«, »*heiterem Himmel*«) sowie die Form der direkten Rede:

»Offenbar bauen wir unsere Körper nicht so, wie wir Backöfen bauen, und ohne die Einschränkung könnte ein Grönländer, der etwa ein Gradier-Haus sähe, auch schließen: der diese Wohnung baute, war sicherlich ein Thor, erst läßt er den Wind durch die Wände streichen, und dann sorgt er obendrein dafür, daß es auch bei heiterem Himmel nicht an Regenwetter fehlt.«⁴²⁵

Das Ergebnis ist schließlich eine Allegorie, die das Bild von der Seele als Baumeisterin des Körpers mit der eigentlichen Bedeutung des Bauens verbindet. Die hieraus gezogene Konsequenz im Hinblick auf physiognomische Methoden der Schlußfolgerung formuliert Lichtenberg als imperativische Apostrophierung:

»Diesem guten Tropf würde ich antworten: Lerne erst das Land kennen, in welchem dieses Gebäude steht, so wirst du, wenn du je so weit kommst, die Weisheit bewundern müssen, womit es aufgeführt ist.«⁴²⁶

Auf ähnliche Weise, nämlich durch Ausweitung der Bedeutungsebene, auf der bestimmte Wörter in bestimmtem Kontext gebraucht werden, verfremdet Lichtenberg auch Sprichwörter:

»Gelegenheit macht nicht nur Diebe allein, sie macht auch große Männer.«⁴²⁷.

Satirisch-bissige Wirkung erreicht er vor allem, indem er metaphorische Redensarten in ihrem eigentlichen Sinne nimmt, wie folgende euphemistische Wendung, und geringfügig umformt, beispielsweise durch den Austausch der Präposition:

»Es fehlt ihm über der Nase, sagt man im gemeinen Leben von einem der nicht viel Verstand hat; nach der neueren Physiognomik müßte man sagen, es fehlt ihm an der Nase.«⁴²⁸

Ähnlich verfährt er im nächsten Textausschnitt, in dem durch Einfügung des Negationspräfixes »Nicht-« ein schwerwiegender Perspektivenwechsel stattfindet:

»Hüte dich vor den Gezeichneten ist ein Schimpfwort, denen die Gezeichneten, von einer gewissen Klasse der Nicht-Gezeichneten in der Welt seit jeher ausgesetzt gewesen sind. Mit größerem Recht könnten also die Gezeichneten sagen: hüte dich vor den Nicht-Gezeichneten.«⁴²⁹

425 SB III, S. 274.

426 SB III, S. 274.

427 SB III, S. 268.

428 SB III, S. 278.

429 SB III, S. 279.

Kontrastierungen: Antithesen und Antonymien

Gegenüberstellungen von Sachverhalten, Diagnose und Konstatierungen begegnen häufig in Form identisch konstruierter, aufeinanderfolgender syntaktischer Einheiten, deren Aussage mittels geringfügiger Modifizierungen in ihr Gegenteil umgekehrt wird. So erzielt Lichtenberg mit minimalstem Aufwand größtmögliche Effekte, wie etwa in folgender Konstruktion: »Der erste irrt oft menschlich, der andere irrte seit jeher eminent.«⁴³⁰

Jene allerorten im Text anzutreffende antithetische Gegenüberstellung von Sachverhalten, Wörtern und Ausdrücken, prägt die Schriften Lichtenbergs, vor allem diejenigen satirisch-polemischen Charakters. Derartige Kontrastierung kann unmittelbar stattfinden, so daß der Gegensatz offensichtlich wird, wenn sich zum Beispiel »Fortgang« und »Zurückgang«⁴³¹, »Verschönerungen« und »Verschlimmerungen«⁴³² gegenüberstehen. Mittels der Konfrontation des »Gartens der Natur« mit dem »Blumengärtchen«⁴³³ des Physiognomen hebt Lichtenberg durch das Diminutiv die Nichtigkeit und Naivität der Physiognomik hervor und imitiert zugleich das von Diminutiven geprägten Vokabular physiognomischer Traktate.⁴³⁴ Eine besondere Stilform der Antithese ist das Oxymoron, das bisweilen in Wendungen wie »beredtes Stillschweigen«⁴³⁵ als sogenannte ›contradictio in adiecto‹ und kontaminativen Wortbildungen wie »Himmelgrün«⁴³⁶ auftritt.

Liegen zwischen zwei Antonymien mehrere Sätze, kann das antithetische Verhältnis der Wörter dazu dienen, ganze Abschnitte zu verklammern. So korrespondiert mit der Feststellung »Alles dieses ist aus Ideen-Assoziation begreiflich«⁴³⁷ mit dem erst später im Text erwähnten Postulat Lichtenbergs, »jene Ideen wieder zu dissoziieren«⁴³⁸. Antonymische Anordnung wird auch an folgender Stelle offensichtlich:

430 SB III, S. 276.

431 SB III, S. 289.

432 SB III, S. 295.

433 SB III, S. 273.

434 Vgl. hierzu beispielsweise folgende Stelle aus der »Anti-Physiognomik«: »Daher entsteht zuweilen das Torheits-Fältgen, durch alles bewundern und nichts verstehen; das scheinheilige Betrüger-Fältgen, die Grübchen in den Wangen, das Eigensinns-Fältgen, und der Himmel weiß was für Fältgen mehr.« (SB III, S. 281.).

435 Vgl. SB III, S. 734.

436 Aus: D₁649.

437 SB III, S. 284.

438 SB III, S. 284. Oftmals korrespondieren auch ganze Satzgefüge miteinander: Entweder sind sie antonymisch aufeinander bezogen, wie »Die Sprachen aller Zeichen und aller Völker sind voll von pathognomischen Bemerkungen, und zum Teil unzertrennlich mit ihnen verwebt« (SB III, S. 278) versus »Es gibt keine Physiognomik von einem Volk zum andern, von einem Stamm zum andern und von einem Jahrhundert zum andern« (SB III, S. 279); oder sie weichen nur so geringfügig voneinander ab, so daß der spätere Satz als Variation des ersten begriffen werden kann: »Hingegen sind unsere Sprachen höchst arm an eigentlich physiognomischen Beobachtungen« (SB III, S. 278) und »Dieser Shakespeare ist sehr arm an eigent-

»Eine nicht genugsame Beherzigung einiger dieser Wahrheiten, verbunden mit ungewöhnlicher Unbekanntheit mit der Welt und dem Menschen, einem eben daher entspringenden Unheil stiftenden Bestreben Heil zu stiften, dem ein Teil unsers Publikums, frommschwärmend da glaubt, wo es höchstens verzeihen sollte, haben, als wäre alles andere schon außer Streit, nun gar den äußerst unüberlegten und niederschlagenden Gedanken erzeugt, die schönste Seele bewohne den schönsten Körper, und die häßlichste den häßlichsten.«⁴³⁹

Außer dem unmittelbar aufeinanderfolgenden gegensätzlichen Ausdruckspaar »Unheil stiften« – »Heil stiften« fällt hier die Reihung von Wörtern mit dem negierenden Präfix bzw. Infix »-un« auf, die der Sprache ein düsteres klangliches Moment verleiht und damit zugleich die Atmosphäre beeinflusst.⁴⁴⁰ Darüber hinaus demonstriert zitiertes Beispiel eingängig die Komplexität syntaktischer Konstruktionen Lichtenbergs: Während Prädikat (»haben [...] erzeugt«) und Akkusativobjekt (»den [...] Gedanken«) mit dem ihm zugeordneten attributiven Gliedsatz (»die schönste [...] häßlichsten«) relativ überschaubar erscheinen, zeichnet sich die Subjektphrase durch die Reihung ihrer einzelnen Teile aus, wobei vom letzten Subjektteil ein erweiterter Infinitiv sowie ein relativer Nebensatz abhängt. Die Relativkonstruktion enthält wiederum sowohl einen lokalen als auch einen komparativen Nebensatz.

Auffällig ist die exzessive Verwendung von Partizipien als stilistisches Mittel der Kürzung: Während attributive Partizipialverbindungen komplex strukturiert wie »eben daher entspringenden Unheil stiftenden« oder superlativisch betont wie »äußerst unüberlegten und niederschlagenden« erscheinen, zeichnet sich die adverbiale Bestimmung »frommschwärmend« vor allem durch ihren neologistischen Charakter als Kompositbildung aus dem Adjektiv »fromm« und der Partizipform des Verbs »schwärmen« aus. Der Kürze des Ausdrucks dienen auch die Bevorzugung der konjunktivischen Form des dem Akkusativobjekt zugehörigen Attributivsatzes gegenüber einem durch eine Konjunktion eingeleiteten Nebensatz sowie die koordinierten Ellipsen im zweiten Teil des Attributivsatzes. Die Fortführung dieser Ellipsen über die Satzgrenze hinaus bindet die nachfolgende rhetorische Frage an jene ihr vorhergehende Konstruktion, zugleich potenzieren hyperbolische Superlative die

lich physiognomischen Bemerkungen« (SB III, S. 279) und schließlich noch ein drittes Mal, diesmal im direkten Bezug auf die zuletzt zitierte Stelle: »Ich sagte oben, Shakespeare sei sehr arm an eigentlich physiognomischen Bemerkungen« (SB III, S. 280). Diese teils offensichtlichen, teils subtilen Rekursionen innerhalb der Syntax und der Wortwahl lassen eine gewisse Ökonomie im Ausdruck erkennen und tragen zur Kohärenz der Ausführungen bei. Der Text wirkt durch diese rekursiven Allusionen wie ein Geflecht von Verweisen.

439 SB III, S. 269f. Hervorhebungen von mir, U.F.

440 Das zeitweilig gehäufte Auftreten von »Un-Wörtern« kann als sogenannter »Unsagbarkeitstopos«, als Ausdruck für die Unzulänglichkeit der Sprache an der Grenze zur Sprachlosigkeit aufgefaßt werden – allerdings nicht in der pathetischen Ausformung wie in der Sprache des »Werther« zu beobachten. Vgl. beispielsweise HA VI, S. 9, Z. 11f. und 17f.

satirische Diktion der Passage und steigern sie ins Ironische: »Also mit einer bloßen Veränderung der Metaphor, vielleicht auch die größte Seele den größten und die gesundeste den gesundesten?«⁴⁴¹

Konzision und Kürze

Partizipien und Ellipsen als Stilmittel der Kürzung setzt Lichtenberg häufig ein, wie auch nachstehend zitierter »Sudelbuch«-Eintrag verdeutlicht, in dessen ersten Teil das Subjekt aus dem syndetischen Wechsel von Partizip II-Konstruktionen (»nichts aufgeschoben«, »Pfennige gespart«) und elliptischen Wendungen (»alle Tage wenig«, »nicht zuviel auf einmal«, »lieber oft ein wenig«) besteht. Beachtenswert ist darüber hinaus hier vor allem der Zusammenhang von Form und Inhalt des sprachlichen Ausdrucks. So liefert der Eintrag zugleich die erkenntnistheoretische Begründung, indem formales Erscheinungsbild und semantischer Inhalt korrespondieren. Denn die Kürze der Kola verleiht der Aufzeichnung nicht nur einen stenogrammartigen Zug, sondern führt darüber hinaus in der ›Stückelung‹ des Subjekts in einzelne, kurze Einheiten die semantische Aussage des Satzes gleichsam vor Augen und – im Falle der Artikulation – vor Ohren:⁴⁴²

441 SB III, S. 270.

442 Hierbei gilt allerdings, daß Lichtenberg die exzessive akkumulierende Reihung elliptischer Satzfragmente, vor allem in Exklamationsform, und den hierdurch erzeugten stakatohaft-pathetischen Sprechduktus in Gemeinschaft mit fehlender Logik, Inkohärenz und ›Non-Sense‹ der Textaussage als typisch für den »Genie-Stylo« der Stürmer und Dränger auffaßt, wie er ihn im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag imitiert. Dieser Eintrag erinnert – vor allem in der abschließenden rhetorischen Frage – stark an seine Lavater-Parodie im »Fragment von Schwänzen«: »Der Tod ist das Leben, ehe die Zeit war, war die güldne Zeit, kein Jammertal, keine Kopfsteuer, kein Zahnweh. Güldne Zeit keine Zeit, wie harmonisch und doch wie wahr, wie simpel und doch wie stark. Jungfräuliche ungeschändete Vernunft vermählt mit gesundem Ausdruck noch nicht durch den Pöbel und keine Akademie abgenutzt. Dort letzter Planet, Model, *Mikrosystema*, letztes Geschöpf, Mensch, Ebenbild Gottes, *Mikrokosmos*. Wo ist Analogie wenn hier keine ist?« (aus: E₁368). Lichtenbergs Urteil über jenen Stil findet sich in derselben Aufzeichnung, in der er die zitierte Stelle als Kostprobe eines Textes ankündigt, der aus der Umarbeitung eines seiner eigenen Texte durch ein »bekanntes Tollhaus« hervorgegangen ist. Sein Urteil über dieses Produkt ist daher zugleich ein Vergleich seines eigenen Stils mit dem vermeintlichen »Erfindungs- und Genie-Stylo«: »ich habe mein Werk nicht mehr gekannt, als es zurückkam, so wenig als die Leute ihre Schweine, wenn sie aus der Mastung kommen. Wo vorher das Gerippe beleidigend hervorsah, da war nun eine sanfte Wölbung von Speck und was sich vorher wie ein Würfel anfühlte fühlte nun die Hand angenehm wie eine Kugel, durchaus herrschte ein gewisser großer weissagender Ton, Gedanken wurden kühn gesagt und andere kühn verschwiegen, das Weggelassne ist so weggelassen daß man glaubt es wäre besser als das Hergesetzte so daß wenn man es oft liest man endlich glaubt man schwebt auf der Tiefe und könnte den Plato mit einem Wort aussprechen, und im Gedanken-Schwindel sich besser als alles was ist ewig ohne Ekel nach Gottes Zweck auf einmal genießen.« (aus: E₁368).

»Nichts aufgeschoben; alle Tage wenig; Pfennige gespart in allen Stücken, nicht zuviel auf einmal, und lieber oft ein wenig ist meinem Charakter am zuträglichsten, und wenn ich es nicht so ausrichte, so richte ich nichts aus.«⁴⁴³

Die konditionale Syntaxkonstruktion des zweiten Teils kennzeichnet ein Sprachspiel, das – wie so häufig bei Lichtenberg – chiasmischen Charakter besitzt und durch das Spiel mit Position und Umfunktionierung der Wörter und ihrer syntaktischen Funktionen durch geringfügige oder überhaupt keine Änderungen besticht. Während das Akkusativobjekt des konditionalen Nebensatzes in Form des Pronomens »es« in das indefinite »nichts« gewendet wird, das zugleich an das Negationswort »nicht« des Nebensatzes erinnert, erhält das Adverb »so« des Konditionalsatzes im Hauptsatz konjunktionale Funktion. Interessant ist die Umdeutung des Verbs, das zunächst als ›Ausrichtung auf etwas hin‹, nämlich auf das im ersten Teil erwähnte Verfahren, verstanden werden kann, im Hauptsatz dann synonym zu ›etwas erreichen‹ gebraucht wird.

Position: Parallelisierungen, Chiasmen und Parenthesen

Identität oder Ähnlichkeit des Wortmaterials erzeugt enge Bindungen zwischen (Teil-)Sätzen oder ganzen Textpartien und trägt so zur Kohärenz bei. Ähnliche Wirkung besitzt die Parallelisierung der syntaktischen Konstruktionsweisen. Parallelisierte Syntaxkonstruktionen betonen die Komparabilität des Dargelegten, zugleich wird der Blick auf die Elemente gelenkt, durch die sie sich unterscheiden – wie im folgenden Beispiel die Berufsgruppen und ihre antonomastisch umschriebenen ›Meister‹: »Nicht jeder Schauspieler [...] ist deswegen ein Garrick, und nicht jeder Schriftsteller [...] ist deswegen ein Shakespear.«⁴⁴⁴

Neben den Parallelisierungen zeichnet sich Lichtenbergs Sprachgebrauch häufig durch Besonderheiten in der syntaktischen Positionierung der Wörter aus. Prominente Beispiele hierfür sind die oft anzutreffenden chiasmischen Bildungen wie »ich habe Luft in feste Körper und feste Körper in Luft«⁴⁴⁵, »Er half sie bilden, so wie sie ihn wiederum bilden halfen.«⁴⁴⁶, »Wenn du einmal eine Welt schaffst, oder malst, so schaffe und male das Laster häßlich«⁴⁴⁷ und anastrophische Formeln à la »Geld genug«⁴⁴⁸. Inversionen werden sowohl satirisch verwendet als Allusion auf die biblische Sprache in den »Physiognomischen Fragmenten« Lavaters »Soll das Fleisch Richter sein vor dem Geist?«⁴⁴⁹ als auch als Parodie der Pathetik empfindsam-poetischer Sprache

443 F,327.

444 SB III, S. 336.

445 SB III, S. 63.

446 SB III, S. 333.

447 SB III, S. 273.

448 SB III, S. 14.

449 SB III, S. 270.

»zu trinken den reinen Strahl der Sonne, eine Stunde vor ihrem Aufgang«⁴⁵⁰. Epiphrasen wie in zuletzt zitiertem Beispiel finden sich dagegen auch in Lichtenbergs »normalem« Sprachgebrauch: »Kommen doch die Flaschen daher, und unser Zucker, und eine Menge schleichender Gifte«⁴⁵¹, »so kann jede Hemisphäre aus einem einzigen Stück gemacht werden, ohne die mindeste Falte«⁴⁵².

Parenthesenartige Einschübe unterbrechen den Sprachfluß nicht selten.⁴⁵³ Sie kommen häufig als Concessio-ähnliche Phrasen vor: »das vorzügliche Talent, ich leugne es nicht, bei verschiedenen Graden«⁴⁵⁴, in denen Lichtenberg seine eigene Position hervorhebt, oder in Form der Prokatalepse apostrophischen Charakters, durch die das Publikum in die Argumentation integriert und möglichen Einwände bereits vorweg begegnet wird, wie »Ferner, ihr leugnet nicht, daß ...«. Parenthesen wirken sperrend, wenn sie eng zusammengehörende Satzteile voneinander trennen. So spalten im folgenden Beispiel sogar zwei parenthetische Einschübe die einzelnen Bestandteile des Prädikats in Prädikat und Infinitivphrase: »und geben, wenn sie auch nichts beweisen, dem Ansehen Bernoullis und Cramers entgegen gesetzt, genugsam zu erkennen ...«⁴⁵⁵. Ähnlich auch im nächsten Satz: »so läßt sich doch, wie diese großen Männer wohl werden gewußt haben, zweifeln«⁴⁵⁶. Hier zeichnet sich das Prädikat des Einschubs durch die inversive Abfolge seiner Teile aus, die sich zugunsten des Klangs auswirkt – »wohl werden gewußt haben« anstelle von »wohl gewußt haben werden«.

Dialog zwischen Verfasser und Leser: Persuasion und Appellation

Eine Stilfigur, die Lichtenberg fortwährend benutzt, ist die Synekdoche, deren Einsatz im folgenden anhand der »Antiphysiognomik« exemplarisch betrachtet wird. Lichtenberg verwendet sie einerseits im semantisch engeren Sinn als partikularisierende Synekdoche, wie zum Beispiel in unzähligen Fällen durch

450 SB III, S. 72. Mit dem Umstand, daß Inversionen von Lichtenberg in der Regel lediglich in parodistischer oder satirischer Absicht verwendet werden, korrespondiert seine Auffassung, daß Inversionen die Verständlichkeit der Sprache erschweren. Aus ihr resultiert Lichtenbergs eher ablehnendes Verhältnis gegenüber diesem Stilmittel: »Unsere Inversionen in der Sprache haben das Nachteilige, daß wir dem Ausländer oft fade vorkommen müssen, der sie unmöglich alle verstehen kann, da sie bei dem Volke selbst erlernt werden müssen. Es wäre besser wir sprächen weniger in Inversionen.« (J₄14).

451 SB III, S. 66.

452 SB III, S. 67.

453 Vgl. beispielsweise: «... Fische entdeckt, die was der olympische Jupiter nicht konnte, die schwächern, selbst unter dem Wasser, mit unsichtbarem Blitz töden» (SB III, S. 63.).

454 SB III, S. 266.

455 SB III, S. 13.

456 SB III, S. 12.

Ersetzung des Plurals durch den Singular: »der Physiognome«⁴⁵⁷ statt »die Physiognomen«, »der gesunde Mensch«⁴⁵⁸, »Der Semiotiker«⁴⁵⁹, »der Bauer«⁴⁶⁰, »die Hausfrau«⁴⁶¹, »Der Engländer«⁴⁶² und als Pars pro toto: »ein denkender Kopf«⁴⁶³, »ein heller Kopf«⁴⁶⁴, »die besten Köpfe meines Vaterlandes«⁴⁶⁵, »Silber«⁴⁶⁶ für Silbergeschirr. Metonymien wie »Hand«⁴⁶⁷ für Schrift, »Strick«⁴⁶⁸ als Metapher für die Todesstrafe und Rom und Griechenland«⁴⁶⁹ für die antiken Schriftsteller begegnen weniger häufig, vor allem aber dann, wenn »wir« die Stelle des »ich« einnimmt. Der bewußte Einsatz des »Wir« bildet ein charakteristisches Stilmittel Lichtenbergs, das er zum einen dazu benutzt, um sich mit den Rezipienten seiner Schriften zu solidarisieren, und um seine eigenen Argumentationszusammenhänge plausibel und überzeugend wirken zu lassen, indem er sie als Auffassung einer Gruppe »denkender Köpfe«, also seiner Leserschaft, hinstellt und mit dem – oftmals unwillkürlichen – zustimmenden Nicken einen Effekt ähnlich dem der rhetorischen Fragen erzielt, wenn er seine eigene Meinung mit der seines Publikums gleichsetzt. Ähnliche Wirkung hat der Einsatz persuasiver Phraseologismen wie »Niemand wird leugnen«⁴⁷⁰, »Dieses hat noch niemand geleugnet«⁴⁷¹ und »das ist unleugbar«⁴⁷². Hierzu gehört auch der Ausdruck »Ich bin aber überzeugt, daß die besten Köpfe meines Vaterlandes mit mir stimmen werden«⁴⁷³. Ferner schiebt Lichtenberg häufiger vermeintlich logische Folgerungen in Form einer rhetorischen Frage ein, um einen Argumentationsstrang einzuleiten, in dem er dieselben widerlegt: »Also wird ja wohl der innere Mensch auf dem äußeren abgedruckt sein?«⁴⁷⁴ Die Beziehung zwischen Verfasser und Leser mittels appellativer Figuren, wie sie in zuletzt zitierter Stelle tangiert wird, bildet ein weiteres Stilisierungsfeld Lichtenbergs, dessen Ausformungen anhand der »Anti-Physiognomik« exemplarisch betrachtet werden soll, da in den satirisch-polemischen Schriften die Beziehung zwischen Verfasser und Adressaten in besonders evidenter Weise hervortritt.

457 SB III, S. 269; 272.

458 SB III, S. 277.

459 SB III, S. 277.

460 SB III, S. 283.

461 SB III, S. 280.

462 SB III, S. 281.

463 SB III, S. 272.

464 SB III, S. 280.

465 SB III, S. 269.

466 SB III, S. 271.

467 SB III, S. 271.

468 SB III, S. 268.

469 SB III, S. 283.

470 SB III, S. 264.

471 SB III, S. 278.

472 SB III, S. 293.

473 SB III, S. 349.

474 SB III, S. 265.

Zu Anfang der Schrift wird zwischen einem »wir«, das die Gesellschaft (vermutlich national beschränkt) inklusive dem Verfasser umfaßt, und einem indefiniten »man«, das die praktizierenden Physiognomen bezeichnet, unterschieden. Im folgenden benennt Lichtenberg sich selbst eindeutig als »Verfasser«⁴⁷⁵ oder spricht in der »Ich«-Form⁴⁷⁶. Satirischer Stil äußert sich hier in hyperbolischen Formulierungen wie »Fürwahr mir gehen die Augen über«⁴⁷⁷ oder indirekten Apostrophen an die Rezipienten wie »Wer mir noch hundert solcher Delphischen Wörter gibt, dem will ich den Ausgang des Amerikanischen Krieges voraussagen«⁴⁷⁸. Die Adressaten der Schrift, Leser bzw. Gegner werden als »ihr« bzw. »du« direkt angesprochen, vor allem in Form rhetorischer Fragen:

»Was wollt ihr also aus Ähnlichkeit der Gesichter [...] schließen [...]«⁴⁷⁹

und imperativer Wendungen an den Leser:

»Löse du mir diese Aufgaben auf, so will ich dir die deinigen auflösen.«⁴⁸⁰

Das »Wir« kann mehrfach gedeutet werden: Zum einen kann es, wie zu Beginn der Schrift, als Bezeichnung für die Gesellschaft bzw. Menschheit im allgemeinen inklusive des Verfassers aufgefaßt werden, zum anderen bezieht es sich auf eine bestimmte Gruppe der Gesellschaft, nämlich die der Physiognomik-Gegner, zu denen sich auch Lichtenberg zählt, und schließlich kann sich »wir« – möglicherweise als Form des Pluralis Maiestatis – ausschließlich auf Lichtenberg selbst beziehen, mittels derer die Leser der Schrift in die Argumentation integriert werden: »Auf dem Gesicht, von dem wir hier hauptsächlich reden wollen«⁴⁸¹ und »Doch wir müssen abbrechen«⁴⁸² sowie »Ausgemacht scheint uns folgendes«⁴⁸³. Lichtenberg stellt also vorwiegend zwei »Parteien« gegeneinander: die der Physiognomen versus die der Anti-Physiognomen, die entweder in einzelnen Personen als Repräsentanten der jeweiligen Partei – wobei er sich selbst mit den Anti-Physiognomen identifiziert – im »du« bzw. »ich« oder als unbestimmte Mengen von Menschen im »ihr« bzw. »wir« erscheinen. Das indefinite »man« kann sich auf die Gesellschaft im allgemeinen oder einen bestimmten Teil von ihr beziehen. Lichtenberg benutzt diese Anreden oftmals als rhetorisches Stilmittel der Persuasion und Aufforderung zur Solidarisierung zur Manipulation seiner Rezipienten und setzt sie gezielt dann ein, wenn er die Zustimmung des Lesers erwirken will.

475 SB III, S. 263.

476 Vgl. SB III, S. 264: »ich meine«.

477 SB III, S. 286.

478 SB III, S. 269.

479 SB III, S. 268. Hervorhebung von mir, U.F.

480 SB III, S. 273. Hervorhebung von mir, U.F.

481 SB III, S. 265.

482 SB III, S. 289.

483 SB III, S. 289.

Dieses Ergebnis findet sich bei Betrachtung der literarisch-erzählenden und wissenschaftlichen Schriften Lichtenbergs bestätigt. Wenn die Verwendung appellativer Stilmittel dort auch nicht mit solcher Intensivität betrieben wird wie in den Streitschriften, so zeigt sich doch auch dort der gezielte Einsatz dieser Mittel in rhetorischen Fragen, Exklamationen und dem Wechsel der Perspektive durch Änderung erwähnter Darstellungsmodalitäten.

Soviel zu den evidentesten Stilfiguren im Sprachgebrauch Lichtenbergs. Mit der Stilfigur der Synekdoche ist bereits ein Stilmittel erwähnt worden, das zu den Tropen gezählt wird. Jene stehen gemeinsam mit den Metaphern im Zentrum des nächsten Abschnitts, bevor sich abschließend das Augenmerk auf die lexikalischen Eigenarten der Sprachverwendung Lichtenbergs richten wird.

d) Metaphern und andere Tropen

Die Suche nach innovativen sprachlichen Ausdrucksformen, die sowohl seinem Anspruch genügen, die Subjektivität und Individualität seiner Gedanken zumindest annähernd adäquat wiederzugeben, als auch ästhetisch-anschauliche Qualität besitzen, führt Lichtenberg zu seiner Idealvorstellung von der individualisierten Sprache. Als ein Mittel, das – neben den betrachteten stilistischen Kategorien der Position, der Wiederholung, der Quantität und der appellativen Funktion sprachlicher Einheiten – den Sprachausdruck in individualisierend-varieierender Weise zu beeinflussen vermag, erscheint der Austausch von Spracheinheiten ähnlicher Semantik und unterschiedlicher morphologischer Erscheinung, insbesondere die Verwendung einer okkasionell-innovativen Ausdrucksform anstelle ihres habituell-konventionellen Äquivalents. Die Formen und Modalitäten, unter denen eine solche Modifizierung des Ausdrucks stattfindet, werden unter die Stilcategory der ›Tropen‹ subsumiert.⁴⁸⁴

484 Entsprechend dem Vorschlag Lausbergs unterscheidet Plett hierbei zwischen den »Grenzverschiebungstropen« und den »Sprungtropen«. Während bei ersteren das tropische Substituens in unmittelbarer Nachbarschaft des Substituendums angesiedelt ist – so bei der periphrasierenden Umschreibung, bei generalisierenden oder partikularisierenden Synekdochen, Antonomastien, hyperbolisch übertreibender anstelle angemessener Ausdrucksweise und bei der metonymischen Ersetzung des ›eigentlichen‹ Ausdrucks durch einen mit jenem kausal, räumlich oder zeitlich verbundenen Tropus –, verhalten sich die »Sprungtropen« entweder abbildhaft – so bei der Metapher und ihrer Ausdehnung zur Allegorie oder aber gegensätzlich zu ihren Substituenden – wie in ironischen Ausdrucksweisen und in der Litotes. Vgl. Plett 1991, S. 70ff. Zur Problematik dieser ›sportlichen Metaphorik‹ vgl. Weinrich 1963 (auch Haverkamp (Hg.) 1996, S. 316–339.).

*Kognition und Ästhetik:
Grundlegende Aspekte von Tropen, speziell von Metaphern*

Mit einer seiner sprachtheoretischen Kernfragen, deren Beantwortung ihn zur Verwendung tropischer Ausdrucksweisen führt, beschließt Lichtenberg sein »Miszellen-Heft« von 1798. Im Hinblick auf seinen praktisch-innovativen Umgang mit dem sprachlichen Material erscheint sie als eine Art »Leitmotiv«: »Wie kann dieses 1000mal Gesagte wieder neu gesagt werden?«⁴⁸⁵ Einige Möglichkeiten dieser Neu- oder Andersformulierung hat er bereits in den unmittelbar vorhergehenden Einträgen genannt: »Eine drollige Beschreibung davon«⁴⁸⁶, »Eine Allegorie«⁴⁸⁷, »Eine Fabel«⁴⁸⁸. Der Weg zu einer solchermaßen innovierenden Variation des sprachlichen Ausdrucks führt Lichtenberg zufolge vor allem über »Vergleichungen«⁴⁸⁹ und Assoziationen zu dem »witzigen« Prinzip des »Aufsuchen[s, U.F.] worin zwei Dinge verwandt sind, und wie sie sich bei der Ab- und Anspannung der gemeinschaftlichen Eigenschaft verhalten.«⁴⁹⁰ – entsprechend der sprachtheoretischen Erkenntnis Lichtenbergs, daß eine »Sprache die allemal die Verwandtschaft der Dinge zugleich ausdrückte, [...] für den Staat nützlicher [wäre, U.F.] als Leibnizens Charakteristik.«⁴⁹¹ Einen zentralen Aspekt bei dieser Suche nach »Verwandtschaften« zwischen den Dingen bildet die *Ähnlichkeit*, die Lichtenberg in Fragen wie »Läßt sich nicht etwas Ähnliches in andern Dingen angeben«⁴⁹² und »Kann es zu einem Gleichnis gebraucht werden«⁴⁹³ thematisiert.

Verschiedenes, Unähnliches unter dem Aspekt der Ähnlichkeit zusammenzuschließen, bildet ein grundlegendes Prinzip menschlichen Erkenntnisvermögens und beruht auf dem Filtern von Wahrnehmungen und Vorstellungen, um bestimmte Eigenschaften eines Dinges oder einer Vorstellung zu akzentuieren und die hieraus gewonnenen Beobachtungen auf andere Dinge oder Vorstellungen zu übertragen, also: »Etwas zu transferieren (Transferring instruments).«⁴⁹⁴ Resultat dieser Transferierung kann die Klassifizierung der Dinge und Vorstellungen sein,⁴⁹⁵ die etwa Aufschluß über die praktische Anwendbarkeit des einzelnen Dinges oder Gedankens geben kann, vielleicht »Läßt es sich zu einem phys.[ikalischen, U.F.] Versuch nutzen«⁴⁹⁶ oder dient zur Erläu-

485 MH_{II}43, Hervorhebung von mir, U.F. Vgl. auch: »Jedem Dinge einen andern Namen geben« (aus: MH_{II}142).

486 MH_{II}25.

487 MH_{II}26.

488 MH_{II}27.

489 MH_{II}28.

490 D,646.

491 Aus: A_I59.

492 MH_{II}22.

493 MH_{II}31.

494 MH_{II}35.

495 »Zu welcher Klasse von Dingen gehört es« (MH_{II}32).

496 MH_{II}29.

terung eines Gedankens.⁴⁹⁷ Der auf assoziativen Leistungen basierende Transfer dient insofern dem Erkenntnisgewinn, als Lichtenbergs Vorschlag, zunächst »Die ganze Klasse des Dinges fest zu setzen, und dann auf das Ding zurück zu kommen«⁴⁹⁸, zugleich einen Perspektivenwechsel des Betrachtenden impliziert: Das beobachtete Phänomen, die Vorstellung, der Gedanke wird durch Assoziation aus seiner Vereinzelung heraus in einen Kontext gestellt und bildet so einen Teil eines Zusammenhangs. Dieser Kontext kann – als neuer Ausgangspunkt der Betrachtung – zu einer anderen Sichtweise des ursprünglichen Vereinzelten und infolgedessen zu neuen Erkenntnissen führen.

Insbesondere die Neuheit und Außergewöhnlichkeit der Verbindungslinien zwischen verschiedenem Einzelnen stellt Lichtenberg hierbei als wichtigen Aspekt heraus: »Etwas noch nie Erhörtes dabei zu denken und zu sagen.«⁴⁹⁹ Die Fähigkeit des »witzig« Denkenden, Unähnliches unter dem Aspekt der Ähnlichkeit zusammenzubringen – nach eigenem Bekunden eine seiner Stärken⁵⁰⁰, eröffnet daher Wege zu neuen Erkenntnissen: »Relationen und Ähnlichkeiten zwischen Dingen finden, die sonst niemand sieht. Auf diese Weise kann Witz zu Erfindungen leiten.«⁵⁰¹ Sprachlicher Art sind diese »Erfindungen«, wenn sie etwa zur Bildung von innovativen, ungewöhnlichen Ausdrücken und Formulierungen führen.

Die prominente Stellung der Metapher in diesem Zusammenhang resultiert vor allem aus dem Umstand, daß eine charakteristische Eigenschaft metaphorischer Sprache ihre *verbindende* Funktion ist: So ist nach der traditionellen Rhetorik der »uneigentliche«, metaphorische Ausdruck über ein »tertium comparationis« mit dem Eigentlichen, dem Auszudrückenden verbunden. Gottsched etwa begreift die Metapher »als verblünte Redensart, wo man anstatt eines Wortes, das sich in eigentlichen Verstand zu der Sache schicket, ein anderes nimmt, welches eine gewisse Ähnlichkeit damit hat und also ein kurzes Gleichnis in sich schließt«⁵⁰². Während bei der »so-wie«-Komparation zumindest zwei der »Beteiligten« explizit einander gegenübergestellt werden, ist die Metapher demnach gewissermaßen ein »Vergleich im Verborgenen«:

497 Vgl. »Was für Gedanken können damit erläutert werden« (MH_{II}30).

498 MH_{II}39.

499 MH_{II}33.

500 »Wenn ich irgend in etwas eine Stärke besitze so ist es gewiß im Ausfinden von Ähnlichkeiten und dadurch im Deutlich-machen dessen was ich vollkommen verstehe, hierauf muß ich also vorzüglich denken.« (J_{II}1646).

501 GH_{II}186. Diese Erkenntnis führt Lichtenberg in einem späteren »Sudelbuch«-Eintrag weiter, wenn er das Finden von Ähnlichkeiten zur ausschließlichen Quelle wissenschaftlichen Fortschritts erklärt: »Ohne Witz wäre eigentlich der Mensch gar nichts, denn Ähnlichkeit in den Umständen ist ja alles was uns zur wissenschaftlichen Erkenntnis bringt, wir können ja bloß nach Ähnlichkeiten ordnen und behalten.« (Aus: J_I959).

502 Gottsched VI, I, S. 326.

Das Substituens impliziert die Komparation zu dem Substituenden, für den es steht; der Substituend erscheint jedoch nicht mehr explizit im Text.

Diese Auffassung von der Metapher als einem »eingefangenen Vergleich«⁵⁰³ und ihrer Funktion als ein Substituens, das für ein wörtliches Äquivalent steht, wird heute mit dem Begriff der »Substitutionstheorie«⁵⁰⁴ bezeichnet und war bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts allgemein anerkannt.⁵⁰⁵ Insofern bildet sie also den theoretischen Erkenntnisstand, von dem auch Lichtenbergs Metaphern-Auffassung geprägt ist. In Lichtenbergs Metaphern-Verständnis deuten sich allerdings bereits Ansätze an, die über die rhetorische Auffassung von der Metapher als bloßer, vorwiegend zu Dekorationszwecken vorgenommenen Substitution eines eigentlichen Ausdrucks hinausgehen, etwa wenn Lichtenberg die Subjektivität metaphorischen Ausdrucks betont.

Sofern die Metapher auf der Fähigkeit des Witzigen basiert, (Un-)Ähnlichkeiten in den Dingen auszumachen, bildet sie eine Möglichkeit, Subjektivität sprachlich auszudrücken. Denn die »Ähnlichkeiten liegen nicht in [den] Dingen, vor Gott gibt es keine Ähnlichkeiten«⁵⁰⁶. Vielmehr gilt: »Ähnlichkeit ist subjektiv«⁵⁰⁷. Zeichnet sich die Metapher darüber hinaus durch eine »Kühnheit«⁵⁰⁸ aus, die vom Grad ihrer Ungewöhnlichkeit abhängt, und hebt sie sich mithin von bereits konventionalisierten Metaphern ab, dann vermag sie der Sprache nicht nur einen innovativen, sondern zudem einen individuellen Zug zu verleihen, indem sie die Sprache in besonderer Weise färbt und nuanciert. Entsprechend seinem Postulat von der Individualisierung sprachlichen Ausdrucks zielt Lichtenberg auch mit der Bildung von Metaphern auf die Durchbrechung sprachlicher Konventionen, indem er »neue Bilder« fordert: »Der Sturm am Berge, das Rauschen des Eichenwaldes und das Silber-Gewölke sind alles ganz gute Sachen, aber neue Bilder sind besser.«⁵⁰⁹ Neben der

503 So soll nach Ivor Armstrong Richards dieser Vergleich in Metaphernform »Ähnlichkeiten betonen und scharfsinnig die Details dieser Ähnlichkeit einfangen« (Haverkamp (Hg.) 1996, S. 46.).

504 Vgl. etwa Max Blacks Konstatierung: »Jede Auffassung, die davon ausgeht, daß ein metaphorischer Ausdruck anstelle eines äquivalenten *wörtlichen* Ausdrucks gebraucht wird, nenne ich im folgenden eine *Substitutionstheorie* der Metapher [*a substitution view of metaphor*].« (Haverkamp (Hg.) 1996, S. 61.).

505 Vgl. »Bis vor kurzem ist die eine oder andere Form der Substitutionstheorie von den meisten Autoren, die etwas über die Metapher zu sagen hatten, anerkannt worden (für gewöhnlich Literaturwissenschaftlern oder Verfassern von Rhetorikbüchern).« (Haverkamp (Hg.) 1996, S. 61.). Vgl. etwa Plett 1991, S. 70ff.

506 Aus: J,959.

507 Aus: J,404.

508 Zur »Semantik der kühnen Metapher« und der mit ihr verbundenen Problematik vgl. Weinrich 1963 (auch Haverkamp (Hg.) 1996, S. 316–339.).

509 F₁731. Als »Beispielsammlung« für derartige Metaphern, wie sie Lichtenberg hier aufzählt, erscheinen die Oden und Hymnen Klopstocks. Vgl. Klopstock, Werke, S. 9–179; Klopstock, Oden. Die innovative Qualität der »Ähnlichkeit« bildet für

Betonung des Innovativen weist Lichtenbergs Bezeichnung metaphorischer Wendungen als »Bilder« hier auf das Vermögen der Metapher, sprachlichen Ausdruck mit sinnlicher Anschaulichkeit zu bereichern und ihm somit ästhetische Qualitäten zu verleihen.

Sind auch ob der »Armut« der Sprachen⁵¹⁰ nach Lichtenberg »unsre Metaphern meistens Katachresen«⁵¹¹, so gilt der bewußte und geschickte Einsatz tropischer Stilmittel doch auch der rhetorischen Tradition und deren Repräsentanten Gottsched als sprachlicher Ausdruck einer besonderen intellektuell-kognitiven Fähigkeit der Assoziation sowie gemäß stilphysiognomischer Anschauungsweise als Maßstab für den Witz des *poetisch* Schreibenden:

»Und freylich zeigt sich der Witz eines Poeten hauptsächlich in der glücklichen Erfindung verblümter Redensarten. Denn ist derselbe eine Kraft der Seelen, das Ähnliche leicht wahrzunehmen: so merket man, daß in jedem uneigentlich verstandenen Worte ein Gleichniß steckt, oder sonst eine Ähnlichkeit vorhanden ist, weswegen man eines für das andere setzt.«⁵¹²

In der Rhetorik wird allerdings vorwiegend die ornativ-dekorative Funktion der Tropen und Metaphern betont. So bilden sie Gottsched zufolge ein Kennzeichen literarisch-poetischer Ausdrucksweise, denn: »Der größte Zierrath poetischer Ausdrückungen besteht freylich in den tropischen, uneigentlichen und verblümmten Worten und Redensarten. Man setzt dieselben dem eigentlichen Ausdrücke entgegen, der alle Wörter in ihrer natürlichen und einfältigsten Bedeutung braucht.«⁵¹³ Mit seiner Auffassung von der heuristischen Funktion metaphorischer Ausdrucksweisen weicht Lichtenberg von der traditionellen Beschränkung der Metapher auf ein lediglich dekoratives Stilmittel ab. Sofern die Ansicht von der Metapher als bloßer Dekoration den Zweck der Metapher auf Unterhaltung und Vergnügen des Lesers reduziert, impliziert sie zugleich die Auffassung, daß metaphorische Sprache in ernsthaften Abhandlungen wie etwa philosophischen Erörterungen nichts zu suchen habe.⁵¹⁴ In

Lichtenberg ein Maß für die »Größe« eines Schriftstellers: »Es ist nicht zu leugnen, daß einige von unsern neuern schönen Geistern alle die Anlage zu großen Schriftstellern haben, die sie von der Natur empfangen konnten, allein, daß sie keine großen Schriftsteller sind, ist, sie haben nichts gelernt. Sie haben keinen Überfluß und daher können sie keine Gold-Münzen wegwerfen. Ihre Ähnlichkeiten sind Alltagsware nur mit einer Art geputzt und aufgefrischt, woran man sieht sie könnten etwas leisten.« (aus: F₁106).

510 Vgl. »unsere Sprachen sind nicht reich genug« (aus: F₁1061).

511 Aus: J,410.

512 Gottsched VI, I, S. 324.

513 Gottsched VI, I, S. 319. Bedenkend, daß jede Sprache im Grunde genommen genuin metaphorischen Charakter trägt, ist hierbei fraglich, was unter dem Gebrauch der Wörter »in ihrer natürlichsten und einfältigsten Bedeutung« zu verstehen ist.

514 So Max Black: »Ausgenommen die Fälle, in denen Metapher als Katachrese zeitweilige Unvollkommenheiten des wörtlichen Sprachgebrauchs beseitigt, ist ihr Zweck Unterhaltung und Abwechslung. Nach dieser Auffassung stellt ihr Gebrauch

diesem Zusammenhang erscheinen Lichtenbergs theoretische Reflexionen über die heuristische Funktion der Metapher als Aufwertung: Metaphorische Sprache wird so, vor allem im Hinblick auf die Postulate vom Erkenntnisfortschritt durch eigenständiges Denken, auch und gerade für wissenschaftliche und philosophische Schriften zu einem so wichtigem wie zentralem Stilmittel.

Demzufolge ist am Gebrauch metaphorischer Wendungen nicht nur das *kognitive Potential* des Schreibenden abzulesen, sondern auch dessen *künstlerisch-poetische Fähigkeit* hinsichtlich der Produktion literarischer Texte sowie die Qualität jener Produkte. Tropen, zu denen im weiteren Sinne auch die Metaphern zählen, vereinen demnach kognitive und ästhetisch-sinnliche Funktionen: Sie sind Zeichen für die intellektuelle Fähigkeit, Verschiedenes unter dem Ähnlichkeitsaspekt zu assoziieren, und können andere, neue Perspektiven eröffnen, so erkennt Lichtenberg. Der schöpferisch-innovative Umgang mit tropischen Wendungen nähert die Sprache an die Subjektivität des sprechenden Individuums und dessen ›Gedanken-‹ und ›Vorstellungs-System‹ an.

Da tropische und metaphorische Ausdrucksweisen ein bestimmtes Maß an Kontextwissen und Assoziationsfähigkeit wie -bereitschaft voraussetzen, besteht allerdings gerade bei den sogenannten ›kühnen‹ Metaphorisierungen die Gefahr, daß der Ausdruck obskur-änigmatische Züge erhält, die jedoch, bewußt eingesetzt, als stilistisches Mittel zur Verrätselung bestimmten, etwa satirischen, Zwecken dienen. Dieses änigmatische Potential der Metapher wird vor allem vom Kontext determiniert, indem sich durch ihn die Metaphernbedeutung entweder von selbst ergibt oder aber rätselhaft bleibt.⁵¹⁵

Demgegenüber veranschaulicht die ›Bilder-‹-Sprache allerdings auch das Dargestellte und kann durch ihre illustrative, sinnlich-eingängige Wirkung dazu beitragen, die Verständlichkeit des Textes zu erhöhen. Denn, so Lichtenberg, bildhafte »Vergleichungen erläutern die Sache und sind gleichsam Übersetzung der schweren Begriffe eines Mannes in eine jedermann bekannte Sprache wahrhafte Definitionen«⁵¹⁶. Durch die Bildhaftigkeit des Ausdrucks

immer eine Abweichung vom »einfachen und strikt angemessenen Stil« dar (Whately). Sollten Philosophen also Wichtigeres zu tun haben als ihren Lesern Vergnügen zu bereiten, kann die Metapher in der philosophischen Erörterung keinen ernstzunehmenden Platz einnehmen.« (Haverkamp (Hg.) 1996, S. 65.).

515 Vgl. Richards Auffassung von der Metapher, nach der sie »in allererster Linie Austausch und Verkehr von *Gedanken*, eine Transaktion zwischen Kontexten ist. *Denken* ist metaphorisch und verfährt vergleichend; daraus leiten sich die Metaphern der Sprache her.« (Haverkamp (Hg.) 1996, S. 35.). Die konstitutive Rolle dieser Kontextabhängigkeit verdeutlicht auch die Definition Harald Weinrichs: »Eine Metapher, und das ist im Grunde die einzig mögliche Metapherdefinition, ist ein Wort in einem Kontext, durch den es so determiniert wird, daß es etwas anderes meint, als es bedeutet. Vom Kontext hängt wesentlich ab, ob eine Metapher sich selber deutet oder rätselhaft bleibt.« (Weinrich 1963, S. 340; auch Haverkamp (Hg.) 1996, S. 334.).

516 Aus: A₁120.

erhält der Text ästhetische Qualitäten, indem sie der Variation sprachlichen Ausdrucks dienen und Imaginationskraft wie sinnliche Phantasie des Rezipienten angeregt wird. Darüber hinaus verleiht sie dem Text einen, nicht mit Trivialität zu verwechselnden ›unterhaltsamen‹ Wert, der auf der erkenntnistheoretischen Einsicht gründet, daß neben der sinnlichen Anschaulichkeit das Auffinden von Ähnlichkeiten ein dem menschlichen Erkenntnisvermögen innewohnendes Prinzip bildet und das Entdecken ungewöhnlicher Verbindungen von Ähnlichem und Unähnlichem Vergnügen bereitet.

Während Tropen wie Litotes und Hyperbel vor allem der satirischen Behandlung sowie der Variation im Ausdruck dienen, besitzen Metaphern über ihre ästhetische Qualität hinaus einen besonderen kognitiven und heuristischen Wert, wenn sie einen Perspektivenwechsel evozieren. Diese Wirkung der Metapher, Änderungen hervorzurufen, hebt sie von anderen Stilfiguren ab, so stellt auch Jacques Sojcher heraus: »Die Metapher ist also mehr als eine Stilfigur; sie ist auch eine existentielle Figur, da sie eine Änderung der Blickrichtung bewirkt, eine Änderung des Fühlens, Denkens und Sprechens, ohne die es kein metaphorisches Bewußtsein gäbe.«⁵¹⁷

In dieser Hinsicht erscheint die Substitutionstheorie problematisch, impliziert sie doch, daß der metaphorische Ausdruck und sein wörtliches Äquivalent ohne kognitive Verluste gegeneinander ausgetauscht werden können, daß also die Metapher ohne weiteres in das Substituendum zurückgeführt werden könnte. Aus der Einsicht heraus, daß die Metapher, so formuliert Max Black, »mehr als eine bloße Substitution eines anderen, wörtlich zu nehmenden Wortes [ist, U.F.], die eine umfassende Paraphrase an derselben Stelle restituieren könnte«⁵¹⁸, resultiert die Auffassung vom interaktiven Charakter der Metapher: Zwei unterschiedliche Vorstellungen werden in eine wechselseitige Relation gebracht, und die Wortbedeutung oder die Bedeutung der Metapher bildet das Ergebnis der Interaktion beider Vorstellungen.⁵¹⁹ Die Metapher entsteht demzufolge aus der Konstruktion eines Interaktionsnetzes und nicht nurmehr aus einem Prozeß einfacher Substitution. Konsequenz dieser Erkenntnis ist die Ablösung der Substitutionstheorie durch die Theorie von der interaktiven Metapher.⁵²⁰

517 Haverkamp (Hg.) 1996, S. 228.

518 Haverkamp (Hg.) 1996, S. 364.

519 Vgl. Haverkamp (Hg.) 1996, S. 69. Zu den Konditionen und Forderungen einer derartigen Interaktionstheorie vgl. Haverkamp (Hg.) 1996, S. 75f.

520 Vgl. zur Interaktionstheorie vor allem die Aufsätze »Die Metapher« (1936) von Ivor Armstrong Richards sowie »Die Metapher« (1954), »Mehr über die Metapher« (1977) von Max Black. Abgedruckt in Haverkamp (Hg.) (1996), S. 31–54; 55–79; 379–413.

*Lichtenbergs tropische Ausdrucksweise
am Beispiel seiner »Anti-Physiognomik«*

An Lichtenbergs stetes Bemühen erinnert, assoziative Verbindungen zwischen den Dingen und Vorstellungen, seien sie einander auch noch so unähnlich, zwecks Erkenntnisfortschritt zu finden und also »Begriffe und Sachen zusammen zu bringen, die selten zusammenkommen, oder die gemeinen mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit und Beobachtungs-Geist anzusehen«⁵²¹, erscheint es nur konsequent, wenn der Gebrauch tropischer – vor allem metaphorischer Stilfiguren in seinen Schriften eines der wichtigsten sprachlichen Ausdrucksmittel bildet. Daß Lichtenbergs Sprachauffassung in Anbetracht der tropischen Ausdrucksweisen ihre praktische Einlösung in der Sprache seiner Schriften und deren hohem Gehalt an tropischen Wendungen findet, ist die These, die die nachfolgenden Betrachtungen exemplarischer Textausschnitte belegen sollen.

Da sie sich sowohl in quantitativer Hinsicht durch eine Fülle an metaphorischen und tropischen Stilfiguren als auch in qualitativer Hinsicht durch einen hohen Grad an sprachlicher Komplexität im Gebrauch dieser Mittel auszeichnet, bietet sich Lichtenbergs Streitschrift von 1778, in der er die Urteilsmethoden der Physiognomen um Lavater und dessen »Physiognomische Fragmente« kritisiert, als Beispieltext zur eingehenden Betrachtung seiner metaphorischen und tropischen Sprachpraxis an. Verweise auf ähnliche Tropisierungen und Metaphorisierungen in anderen Kontexten sind an gegebenen Orten eingestreut.

In seiner »kleinen Anti-Physiognomik« verwendet Lichtenberg Tropen, insbesondere Metaphern aus den unterschiedlichsten thematischen Gebieten auf vielfältige Weise zur Veranschaulichung abstrakter Begrifflichkeiten sowie zur satirisch-ironischen Brechung kritisierter physiognomischer Schlußfolgerungen und insofern zur Modifizierung der Perspektive. So lassen sich die thematischen Bereiche, aus denen Lichtenberg den Stoff für die Periphrasierung und Metaphorisierung abstrakter oder theoretischer Begriffe wählt, folgendermaßen kategorisieren: (Natur-)Wissenschaft, Astronomie, Technik; Medizin; organische und anorganische Natur, Flora und Fauna, vier Elemente; Bibel, Religion, Kirche, Prophetie, Aberglaube; Bildende Kunst, Architektur, Literatur, Dichtung, Musik; Gesellschaftsleben: Kleidung, Ernährung, Bildungswesen; Seefahrt; Handel; Politik; Militär; Kriminalistik; Mythologie; Zeit und Geschichte; Geographie und Geologie; Anthropologie; Philosophie.

Die Sprache der »Anti-Physiognomik« prägen vor allem vielfältige Formen tropischer Verschlüsselung des Auszudrückenden, die sowohl der satirisch-polemischen Wirkung als auch der Variation des sprachlichen Ausdrucks dienen und schließlich einen kritischen Blick auf die Physiognomik und ihre

521 Aus: E,440.

Methoden evozieren. Hierfür verwendet Lichtenberg vor allem das *Stilmittel der Periphrase* in ihren verschiedenen Erscheinungsformen wie Euphemismen, synonymische Wiederholungen, neologistische Wortbildungen, Antonomasien, Metaphern, Allegorien, Synekdochen und Metonymien, die sich ironisch-antonymisch oder satirisch-hyperbolisch auf das Auszudrückende beziehen.⁵²² Einen Vorgeschmack im Hinblick auf die tropische Gestaltung des zentralen Abhandlungsteils vermitteln die ihm vorgeschaltete kurze Note »An den Verleger«⁵²³ sowie die an sie anschließende »Einleitung zur zweiten Auflage«⁵²⁴. Die kaum eine halbe Druckseite einnehmende Vorrede bildet allerdings insofern ein Extrem, als sie ob der konsequenten Durchgängigkeit ihrer Metaphorik als Allegorie bezeichnet werden kann.

Im Mittelpunkt dieser Vorrede steht die Editionsgeschichte der vorliegenden Schrift, die Lichtenberg in anthropomorphisierender Form darstellt, indem er sie mit der menschlichen Genese gleichsetzt. Infolgedessen wird die Schrift zum »Geschöpfe«, das »in seiner Kindheit [...] in Gold und Seide« gekleidet war und nun, »etwas mehr erwachsen, aber noch nicht viel weiser, [...] jenen Flitterstaat« zugunsten eines »männlicheren Habits« abgelegt hat. Sie befindet sich demnach, um im Bild zu bleiben, wohl gerade in der Pubertät – jenem hybriden Stadium zwischen Unvollkommenheit und Ausgereiftheit, in dem viele der Schriften Lichtenbergs hinsichtlich ihrer äußeren Form (nicht ihres Inhalts! N.B.) stehengeblieben zu sein scheinen –, denn erst »Beim nächsten Besuch wird [...] [er, U.F.] als *Mann* erscheinen, in dem vorteilhaftesten Putz, den ich von Chodowiecki für ihn erhalten kann«.⁵²⁵ Gebrochen wird die Allegorie durch die Verwendung von Ausdrücken, die eigentlich im Zusammenhang mit Tieren gebraucht werden, so etwa, wenn die »kleinen Untugenden, wonicht ausgerottet, doch gezäumt«⁵²⁶ werden sollen, und der Aufsatz mit Charakterzügen wie »wildes Feuer« und »dreister Blick« belegt wird. Darüber hinaus zeichnet sich die Note durch emphatische Apostrophe wie »Dir, guter Mann« und »mein Freund« sowie durch imperativische Wendungen »Versage aber deswegen ...« aus, die an die Sprache der »Stürmer und Dränger« erinnern, hier vor allem satirische Wirkung erzeugen. Daß derartige Ausdrucksweise auf die Sprachpathetik physiognomischer Traktate, allen voran diejenige Lavaters und seines Anhängers Zimmermann, mit ihren predigthaftern Kraftausdrücken alludiert, wird vor allem in dem hier proklamierten vermeintlichen Ziel des Verfassers deutlich, die Schrift »zum stehenden Charakter« zu stärken und zu befestigen, das mit dem Ideal der Physiognomik übereinstimmt, in diesem Kontext allerdings ironische Züge trägt.

522 Vgl. Plett 1991, S. 71.

523 SB III, S. 256.

524 SB III, S. 257–263.

525 SB III, S. 256. Hervorhebung von mir, U.F.

526 SB III, S. 256.

Die Note wirkt nicht nur insofern komplex, als sie mittels des sprachlichen Ausdrucks unterschiedliche Gruppierungen parodiert, sondern auch im Hinblick auf die verwendeten Bildbereiche: In die bestimmende anthropomorphe Allegorie sind Metaphern aus Ernährung (»genährt«), Fauna (»ausgerottet«, »gezäumt«) und Militär (»befestigt«) eingefügt. Sowohl von der stilistischen Gestaltung des sprachlichen Ausdrucks als auch von ihrem ironisch-satirischen Duktus her kündigt sich hier bereits das sprachliche und thematische Potential der folgenden Teile der Schrift in konzentrierter Form an.

Verschlüsselung: Parodie und Ironie

Die Parodie der Sprache physiognomischer Traktate findet sich in der »Anti-Physiognomik« an mehreren Stellen. So können etwa folgende fingierte Äußerungen des »Physiognomen«, die sich kritisch auf Lichtenbergs Argumentation beziehen, als Allusionen auf die Sprache der »Physiognomischen Fragmente« aufgefaßt werden:

»Allein, ruft der Physiognome, Was? Newtons Seele sollte in dem Kopf eine Negers sitzen können? Eine Engels-Seele in einem scheußlichen Körper? der Schöpfer sollte die Tugend und das Verdienst so zeichnen? das ist unmöglich.«⁵²⁷

Das Aufnehmen von Ausdrucksformen jener Gruppierung, gegen deren Methoden sich seine Kritik richtet, ist ein Mittel, das Lichtenberg häufig gebraucht, vor allem, indem er Wendungen, die für die Sprache der Physiognomen typisch sind, verfremdet und gleichnishafte Gegenüberstellungen bildet. So nimmt er den Untertitel seiner Streitschrift »Zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis«, mit dem er den Untertitel der Lavaterischen »Fragmente« wörtlich zitiert, zum Anlaß für folgendes Gleichnis: »Ich wollte hindern, daß man nicht zu Beförderung von Menschenliebe physiognomisierte, so wie man ehemals zu Beförderung der Liebe Gottes sengte und brennte«⁵²⁸. Die Ersetzung der »Beförderung von Menschenliebe« durch die »Beförderung der Liebe Gottes« bewirkt einerseits die antithetische Kontrastierung von »Mensch« und »Gott«. Andererseits wird durch die große Ähnlichkeit beider Formulierungen, die sich in ihrer Funktion als Absichtserklärungen metonymisch auf die Methoden beziehen, durch die die Ziele erreicht werden sollten, und ihre Koppelung über die komparativische »so wie«-Konjunktion eine enge Verbindung zwischen der Physiognomik und der mittelalterlichen Inquisition hergestellt. Dieser Vergleich wirkt insofern polemisch, als die Gleichsetzung der prognostizierten Folgen physiognomischen Schlußfolgerns mit der Hexenverbrennung, periphrasiert durch das pleonastische Begriffspaar »sengen und brennen«, hyperbolisch erscheint. Zudem wird die Bedeutung des Begriffs der »Liebe« ironisch in Frage gestellt, wenn die

527 SB III, S. 272.

528 SB III, S. 257.

potentiellen Folgen physiognomischer Methoden mit der Erzeugung von Haß statt Liebe und schlimmstenfalls mit Menschenvernichtung gleichgesetzt werden.

Die Ironie bildet insofern eine extreme Art periphrastischer Ausdrucksweise, als das eigentlich Auszudrückende durch sein Antonym wiedergegeben wird, so etwa in euphemistischen Formulierungen wie »Eine herrliche Aussicht!«⁵²⁹, »zum Teil reizend gebildete Feinde«⁵³⁰, »unsere sonoren Philosophen«⁵³¹, »ein ganzes, kostbares *Sedez-Bändchen*«⁵³² und Antonomasien wie »Engel ohne Flügel«⁵³³ anstelle von Teufel und »Meisterstück der Schöpfung«⁵³⁴ anstelle von Mensch. In gleicher, ironischer Weise titulierte Lichtenberg die Physiognomen als »Helden und Heldinnen«⁵³⁵ sowie den fanatischen Lavater-Anhänger Zimmermann als »galanten Schriftsteller«⁵³⁶. Ihren elaborierten Charakter bedenkend, erscheint auch Lichtenbergs Bezeichnung seiner Schrift als »zerstreute Anmerkungen [...] in einem Taschen-Kalender«⁵³⁷ weniger als bescheidene Untertreibung, sondern vielmehr als pure Selbstironie.

Ein weiteres Mittel zur Ironisierung der Sprache ist die Untertreibung in Form von Litotes-Konstruktionen, in denen der eigentliche Ausdruck durch sein negiertes Antonym substituiert wird. Zugleich dienen sie der Hervorhebung und besonderen Betonung des eigentlichen Ausdrucks sowie als Topos echter oder vermeintlicher Bescheidenheit.⁵³⁸ So sind »die erwähnten Parteien *kein geringer Teil* der guten Gesellschaft unsers Vaterlandes«⁵³⁹, »wer schöne Spitzbuben [...] sehen will, muß sie *nicht gerade immer* hinter den Hecken und im Dorf-Kerker suchen«⁵⁴⁰, und der Mann, der sich annahte, »daß er den Leuten ansehen könnte, wenn sie Caspar hießen«⁵⁴¹, »irrte sich *nicht wenig*, wie man mir gerne glauben wird«⁵⁴². Ironisch wirkt die Litotes

529 SB III, S. 269.

530 SB III, S. 271.

531 SB III, S. 259.

532 SB III, S. 257.

533 SB III, S. 272.

534 SB III, S. 286. Vgl. auch SB III, S. 689; S. 951. Diese Formulierung ist zugleich eine Allusion auf Lavaters Sprachstil. Vgl. Wieckenberg 1992, S. 41. In welcher Weise die Wendung darüber hinaus seinen erkenntnistheoretischen Einsichten entspricht, bekundet er in einem »Sudelbuch«-Eintrag: »Ein Meisterstück der Schöpfung ist der Mensch auch schon deswegen, daß er bei allem Determininismus glaubt er agiere als freies Wesen.« (J_{II}1491).

535 SB III, S. 263.

536 SB III, S. 262.

537 SB III, S. 263.

538 Als Topos echter oder vermeintlicher Bescheidenheit und als Variation des Ausdrucks dient die Litotes etwa an folgenden Stellen: »zu nicht geringem Vergnügen meiner Spielgefährten« (SB III, S. 260); »munterte mich nicht wenig auf fortzufahren« (SB III, S. 261).

539 SB III, S. 263. Hervorhebung von mir, U.F.

540 SB III, S. 271. Hervorhebung von mir, U.F.

541 SB III, S. 284.

542 SB III, S. 284f.

auch in folgender Passage, in der Lichtenberg sich auf Zimmermann und der vermeintlich von jenem verfaßten Polemik gegen die »Anti-Physiognomik« bezieht:⁵⁴³

»Außer einem hofdeutsch-französischen Schimpfwort, und einem für diesen galanten Schriftsteller sehr ungeschickten Übergang von vermeintlichen Spott zu *wenig ermunterndem Lob*, und am Ende einem kleinen Spaß für die auf dem 3-Groschen-Platz, habe ich wenig gefunden, was wider mich wäre.«⁵⁴⁴

Interessant erscheint die Periphrase »hofdeutsch-französisches Schimpfwort«, deren Motivation ein »Sudelbuch«-Eintrag erhellt, in dem es heißt: »Gegen Z. im Merkur, Alles ist für ausgenommen einen Stichelei und das schöne Radotage und das ist ein Schimpfwort, das ich niemals gegen einen Mann erwidern werde, der denken zu können oder wenigstens zu wollen scheint. Ich hoffe er wird es bereuen.«⁵⁴⁵ Daß gerade der Begriff »Radotage«, der soviel wie Gefasel meint und mit dem Lichtenbergs Aufsatz im Merkur-Heft belegt wird, Lichtenbergs »Nerv« besonders trifft, erscheint vor allem im Hinblick auf seine sprachtheoretischen Postulate plausibel – proklamiert er doch dort gerade »Gefasel« als eines der größten Vergehen im Umgang mit Sprache.

Dynamisches: Sprünge und Schritte – Phantasie und Vernunft

Daß Lichtenberg im nächsten Abschnitt, in dem er die physiognomische Methode der Schlußfolgerung mit der Form der medizinischen Diagnostizierung vergleicht, den verneinten Komparativ »nicht kleiner [...] als« wählt, erscheint zum einen aus der Unbestimmtheit dieser Wendung gegenüber einem positiven »mindestens so groß wie« motiviert zu sein. Zum anderen – und dies mag vielleicht das ausschlaggebende Moment gewesen sein – alliiert »kleiner« mit »Kometenschwänzen« und »Krieg«. Alle drei »K«-Wörter bilden in dieser Hinsicht eine klangliche Einheit und verleihen dem Text klangliche Qualität:

»Er schließt nicht etwa von langem Unterkinn auf Form der Schienbeine, oder aus schönen Armen auf schöne Waden, oder wie der Arzt aus Puls, Gesichts- und Zungenfarbe auf Krankheit, sondern er springt und stolpert von gleichen Nasen auf gleiche Anlage des Geistes, und, welches unverzeihliche Vermessenheit ist, aus gewissen Abweichungen der äußeren Form von der Regel auf analogische Veränderung der Seele. Ein Sprung, der, meines Erachtens, *nicht kleiner* ist, als der von Kometenschwänzen auf Krieg.«⁵⁴⁶

543 Der wirkliche Verfasser des im »Teutschen Merkur« 1777, IV, S. 106–119 abgedruckten Aufsatzes war Lenz, der mit »z.« unterzeichnet hatte. Vgl. SB III, Komm., S. 113f.

544 SB III, S. 262.

545 F,812.

546 SB III, S. 276. Hervorhebung von mir, U.F.

Die kinetische Metaphorik des Springens und Stolperns, mittels deren hier die Denkweisen der Physiognomen verbildlicht werden, verwendet Lichtenberg häufig, so findet sich auch in der »Einleitung« eine ähnliche Stelle, wenn er ausruft:

»Was für ein unermeßlicher Sprung von der Oberfläche des Leibes zum Innern der Seele! Hätten wir einen Sinn die innere Beschaffenheit der Körper zu erkennen, so wäre jener Sprung noch immer gewagt.«⁵⁴⁷

Daß bereits kleine Veränderungen unverhältnismäßige große Konsequenzen nach sich ziehen können, verdeutlicht Lichtenberg am krassen Beispiel semantischer Verschiebungen: »Wenn ich in einer kurzen Sentenz die Bedeutung jedes Worts nur um einen Zoll verschiebe, so kann sich der Sinn um Meilen ändern.«⁵⁴⁸ Sprunghaftigkeit als Kennzeichen für Schlußfolgerungen, die nicht von der Logik vernünftiger Überlegungen geleitet sind, sondern vielmehr dem zufälligen Denken entspringen und daher Gefahr laufen, falsch zu sein, können zwar als unkonventioneller Weg zu neuen, überraschenden Erkenntnissen und Erfindungen führen. Die Richtigkeit und damit die Nutzbarkeit der auf diesem Weg gewonnenen Erkenntnisse allerdings gewährleistet erst ihre Überprüfung durch Verstand und Vernunft, die allein *logisch* anzuordnen vermögen: »Eine kleine Erhebung durch Wein ist den Sprüngen der Erfindung und dem Ausdruck günstig; der Ordnung und Planmäßigkeit aber bloß die ruhige Vernunft.«⁵⁴⁹ Seine erkenntnistheoretische Auffassung, daß Überprüfung und Ordnung des sprunghaft Erkannten durch die Vernunft unabdingbare Voraussetzung für die Stimmigkeit des eigenen »Systems« sind und darin zur Entwicklung des individuellen Menschen beitragen, formuliert Lichtenberg in seinen »Betrachtungen für junge Gelehrte«: »Wenn wir im Studieren keine Sprünge machen, [...] so machen wir den individuellen Menschen aus, und sind für uns richtig«⁵⁵⁰. Während Sprunghaftigkeit der Phantasie zugeordnet wird, steht das schrittweise Vorgehen für das vernünftige »Fort-Schreiten« des Denkenden.

Diese Auffassung Lichtenbergs von der initialisierenden Funktion der Phantasie weist zugleich auf die Rolle der spontanen Assoziation bei der Bildung von Metaphern hin. Diese Spontaneität als Ausgangspunkt innovativer Assoziationen – und somit auch ungewöhnlicher sprachlicher Formulierungen –

547 SB III, S. 258.

548 SB III, S. 276.

549 Aus: K_{II}181. Entsprechend heißt es in den »Geologischen Phantasien« Lichtenbergs: »Phantasie und Witz sind das leichte Corps, das die Gegenden rekognoszieren muß, die der nicht so mobile Verstand bedächtlich beziehen will. Ein kleiner Fehltritt schadet jenen nicht, aber freilich, wehe ihnen, wenn sie sich zu weit entfernen, oder gar ohne Verstand und Urteilskraft für sich allein agieren. Sie werden alsdann gemeinglich von jedem geschlagen, der sich diese geringe Mühe nehmen will.« (SB III, S. 114).

550 SB III, S. 513.

dokumentieren zahlreiche »Sudelbuch«-Notizen, die häufig gar lediglich aus einer einzigen metaphorischen Wendung oder einem Vergleich bestehen. Im Vergleich der (Anti-)Ordnung der »Sudelbuch«-Einträge mit den logisch aufgebauten Argumentationen seiner Abhandlungen wird das gestufte Vorgehen Lichtenbergs deutlich: Die »Sprünge der Phantasie«, die Lichtenberg in seinen »Sudelbuch«-Aufzeichnungen festhält, werden in den Materialheften und schließlich in seinen Aufsätzen und Abhandlungen stufenweise in eine schrittweise Ordnung gebracht. Der bewußte Einsatz stilistischer Mittel wie der Metapher wird demzufolge durch die vorhergehenden spontanen und eben nicht bewußt zu steuernden »Sprünge« der Phantasie erst ermöglicht, da neue Metaphern in erster Linie aus derartig spontanen Assoziationen generiert werden.

Wenn »Schritt« in seiner Bedeutung als »Fort-Schritt« wissenschaftlich-geordnetes Denken meint, erscheint die Tatsache nicht überraschend, daß Lichtenberg als Paradigma, mit dem er »*die ganze Physik zu durchlaufen und Ähnlichkeiten aufzusuchen*«⁵⁵¹ vorschlägt, gerade das Wort »*Schrittzähler*«⁵⁵² nennt. Im Zusammenhang mit der Fortbewegung als Streben nach neuen Erfindungen und Erkenntnissen liegt die Verbindung mit dem Verkehrsweernetz nicht fern. Entsprechend verwendet Lichtenberg die (Fortbe)Weg(ungs)-Metaphorik im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag, um seine Paradigma-Methode zu veranschaulichen:

»Ich glaube unter allen heuristischen Hebezeugen ist keines fruchtbarer, als das was ich *Paradigmata* genannt habe. [...] Denn man muß notwendig heut zu Tage anfangen, [...] ganz neue Wege zu versuchen. Die Gleise oder vielmehr die gebahnten Wege sind etwas sehr Gutes, – aber wenn niemand nebenher spazieren gehen wollte, so würden wir wenig von der Welt kennen. Die Leute, die in der Gegend wohnen, das ist, die, die sich in der Welt nur einem kleinen Fach widmen, müssen alles versuchen. Der Reisende bleibt auf der Heerstraße, der Gutsbesitzer muß alle Stellen untersuchen.«⁵⁵³

Demzufolge ist auch beispielsweise die Physik ein Gebiet, ein »Feld«, das nicht nur von Wegen durchzogen ist, sondern auch Hindernisse in Form von »Hecken« aufweist, die überwunden werden müssen, verläßt man die gebahnten Wege: »Wer botanisieren will muß nicht auf der Chaussee bleiben, man muß heutzutage über die Hecken springen, wenn man etwas Neues finden will. Unsere Konventions-Physik besteht aus einem Feld mit lauter Fußpfaden, wer immer darauf fortwandelt, wird nicht mehr viel finden.«⁵⁵⁴

551 Aus: J_{II}1566.

552 Aus: J_{II}1566.

553 Aus: K_{II}312.

554 Aus: J_{II}1633. Zur Hecken-Metaphorik vgl. auch: »Mit eben flickgewordener Einbildungskraft arbeitet er sich von einer Hecke zur andern und von einem Häufgen zum andern.« (D_I631).

Das Bild vom »Hecken überspringen«, das konstruktive und innovative Züge trägt, erscheint im Zusammenhang mit Lichtenbergs Genie-Kritik in sein Gegenteil verkehrt, wenn das Genie als destruktive Kraft geschildert wird, die mit aller Gewalt »durch die Hecken bricht«, anstatt sie leichtfüßig zu überspringen:

»Wo ich nicht sehr irre, so kommt es daher, daß man glaubt mit Genie lasse sich unmöglich von dem getretenen Pfade aus etwas Gutes sehen, sondern man müsse notwendig durch die Hecken brechen, Felder zertreten, Staub machen, sprützen und sprengen um etwas zu finden. Daher beruhigt sie nur ein abgebrochener Stil, Sätze und Halbgedanken und halb neues Wort. Dem Dichter-Genie will ich ein solches Bild nicht absprechen, nur muß sich der Philosoph kein solches Bild davon machen wollen.«⁵⁵⁵

Die Nähe der Philosophie zum verheerenden »Feldzug« des Genies, zeigt sich in einer ähnlichen Metapher, wenn Lichtenberg die übertragene Bedeutung des Feldes mit seiner ursprünglichen Bedeutung des Feldes als Ackerland oder Flurstück in der Wendung vom »sehr verwilderten Feld der Philosophie«⁵⁵⁶ kombiniert. Als bereits konventionalisierte Metapher gebraucht Lichtenberg das »Feld« als sinnlich faßbaren Alternativausdruck zu Begriffen wie Gebiet, Bereich, Fach beispielsweise in der Wendung »ein unerschöpfliches Feld von lehrreicher Beschäftigung«⁵⁵⁷. Die Möglichkeit der Fortführung und Transferrierung derartig sinnlicher Metaphorik auf andere Kontexte zeigt sich in der Metapher vom »Urbar-Machen«, die an die landwirtschaftliche Nutzung des Feldes erinnert – so etwa in Formulierungen wie »In Hamburg ist der dritte Feiertag noch nicht urbar gemacht.«⁵⁵⁸ und »Zeit urbar machen.«⁵⁵⁹, in denen das eigentlich zu Land- oder Feldareale gehörende »Urbar-Machen« auf ungenständliche zeitliche Einheiten und die Zeit als abstrakter Begriff angewendet wird und somit ein plastisches Bild vom nutzbringenden Gebrauch der Zeit gibt. Neben Gleisen, Wegen und Pfaden verwendet Lichtenberg als sinnlich eingängiges Bild für die Verbindung abstrakter Begriffe wie Gedanken, Ideen und Vorstellung Brücken-Metaphern. So spricht er von der »Brücke die zwei Ideen-Reihen in meinem Gehirn verbindet«⁵⁶⁰ und »aus verschiedenen Ursachen einstürzen«⁵⁶¹ kann. Dagegen gibt es jedoch »Über unsere Gedanken

555 Aus: E₁501.

556 Vgl. SB III, S. 285. Anklänge an diese Verbindung von ursprünglicher und übertragener Bedeutung könnte auch die Kombination von »Stadt« und »Feld« enthalten: »Er lebt überdas in einer Stadt, wo ein Künstler, wenn er durch den Wink eines Fremden auf ein nicht ganz bekanntes Feld geleitet wird, durch eigene Beobachtung, leicht alles Nötige bald nachholen kann [...]. Was er in diesem Feld selbst für einen Taschen-Kalender auf meinen Vorschlag getan hat« (SB III, S. 295.).

557 SB III, S. 269.

558 F₁1010.

559 C₁245.

560 Aus: F₁866. Vgl. »Brücke zwischen zwei Ideen« (SB III, S. 267).

561 Aus: F₁866. Zur Brücken-Metaphorik vgl. auch E₁517: »Wer dieses nicht einsieht, muß entweder eine schlechte Erziehung genossen, oder irgend einmal einen Schlag

hinaus nach den Objekten«⁵⁶² und »von unsern Vorstellungen zu den Ursachen keine Brücke.«⁵⁶³

Eine ähnliche Funktion wie den Verkehrswegen auf festem Land kommt den Wasserwegen zu. Beispielsweise träumt Lichtenberg von dem Ausbau (s)eines Gehirns zu einem »Kanal-Netz«: »Wenn ich Kanäle in meinem Kopfe ziehen könnte, um den inländischen Handel zwischen meinem Gedankenvorrat zu befördern!«⁵⁶⁴ Umgekehrt überträgt er die Anatomie des menschlichen Körpers auf die Handelswege, wenn er von »Chausseen, die die Stellen von Arterien und Venen des Handels zugleich vertreten«⁵⁶⁵, spricht. Die Verkehrswege des festen Landes kombiniert Lichtenberg mit den Wasserwegen der Binnen- und Seeschifffahrt: »Die Chausseen sind Kanäle durch welche alle die Verleumdungen nach Hannover fließen.«⁵⁶⁶ Der Vergleich von Gedanken-System und Seefahrt findet sich bei Lichtenberg häufiger, gekoppelt mit Licht-Metaphorik im »Lichtmeer der Gottheit, *Vernunft*«⁵⁶⁷ sowie in der Wendung: »die von Durst nach lauterer Wahrheit und von Menschenliebe begleitete Unparteilichkeit ohne Menschenfurcht, ist ein kostbarer Apparat, der selten mit an Bord genommen wird, wenn man nach entfernten Ländern segelt; im Reich der Körper, so gut als der Gedanken.«⁵⁶⁸ Beide Male dient die

an den Kopf bekommen [haben], wodurch die Brücke zwischen diesem Satz und dem Beifall eingestürzt ist.«

562 Aus: L_{II}805.

563 Aus: L_{II}811. Vgl. »die Brücke [...], von der ich öfters rede, und woran ich noch mehr denke, nämlich dem Übergang von Vorstellung auf Gegenstände an sich.« (aus: L_{II}836).

564 Aus: K_{II}30.

565 Aus: J_I691. Vgl. zur Handelsmetaphorik in Verbindung mit dem menschlichen Körper: »Unter allen Kanälen, die die Natur für die Subsistenz unsres Wesens angelegt hat, ist wohl der Darm-Kanal, so wie er der längste ist, der wichtigst. Der Großhandel wird allein durch ihn geführt, das wissen die Hypochondristen, alles übrige ist bloß Stapelei. Dieser Kanal ist unzähliger Richtungen fähig (alle zu erklären). Ob es Geschöpfe gibt, bei denen der Darm-Kanal durch den Kopf geht, ist bloß wahrscheinlich, aber daß es welche gibt, bei denen der Darm-Kanal durch das Herz geht weiß ich von einer Art Muscheln wenigstens gewiß.« (MH_{II}19).

566 J_I654.

567 SB III, S. 274.

568 SB III, S. 274. Schifffahrtsmetaphorik findet sich auch an folgenden Stellen, vor allem in Verbindung mit sprachlichen oder literarischen Erscheinungen: So spricht Lichtenberg in der »Anti-Physiognomik« vom »seichten Strom jugendlicher Deklamation« (SB III, S. 272), und in der »Punschgesellschaft« wird ein Gedichtband als »auf dem Strom der Zeit schwimmender Körper« dargestellt: »Auch hat ein gewisser Dichter Banks eine verkleinerte Kopie dieses Blatts einem seiner bleiernen Gedichte als Schwimmkissen angebunden, um es auf dem Strom der Zeit oben zu halten, und er hat seinen Endzweck erreicht; sie soll sogar den ganzen Band flott gehalten haben.« (SB III, S. 689). In seiner Abhandlung über die Wahrscheinlichkeit beim Spiel verwendet Lichtenberg einen Extremfall der Seefahrt, das Ausgesetztsein auf einer verlassen Insel, zur Allegorisierung seiner Argumentation (vgl. SB III, S. 17), während er in seinen »Vermischten Gedanken über die aëro-

Seefahrtsmetaphorik zur poetischen Veranschaulichung abstrakter Begrifflichkeiten und Vorstellungen und erinnert darüber hinaus an die religiös-biblische Vorstellung von der Kirche und ihrer Gemeinde als ›Schiff auf dem Meer der Zeiten‹.⁵⁶⁹

Bibel und Religion

Kontrastiv verwendet Lichtenberg die Fortbewegungsmetaphorik im folgenden Textausschnitt, in dem sich »Sprung« und »Schritt« sowie, jeweils einem von beiden zugeordnet, »Andacht« und »Vernunft« antithetisch gegenüberstehen: »Der Schluß aus den Werken der Natur auf einen allmächtigen, allgütigen und allweisen Schöpfer, ist mehr ein Sprung der instruierten Andacht, als ein Schritt der Vernunft.«⁵⁷⁰ Sprachlich liegen hier Metaphorisierungen in Form der ›Ist‹-Prädikation und der Genitiv-Verbindung vor, wie sie Lichtenberg häufiger verwendet, verbunden mit einer komparativen Konstruktion. Die Ironie des Ausdrucks vom »allmächtigen, allgütigen und allweisen Schöpfer«, auf die die anaphernhaften Reihung der »all-«-Attribute bereits hinweist, wird deutlich, wenn man diese Stelle mit einem »Sudelbuch«-Eintrag vergleicht, in dem Lichtenberg seine Auffassung vom Glauben an einen Gott darlegt. Wichtig ist hierbei vor allem die sorgfältige Differenzierung von Theologie und Religion sowie von Herz und Vernunft:

»Was für ein Kriegen und Streiten und Rennen für Gottes-Verehrung, man sollte zu manchen Zeiten fast geglaubt haben, der Mensch lebe bloß um zu beten und Gott zu verehren. Ich bin überzeugt, daß hierin das meiste bloßer Auswuchs ist. Es gibt schlechterdings keine andere Art Gott zu verehren, als die Erfüllung seiner Pflichten, und Handeln nach Gesetzen die die Vernunft gegeben hat. [...] Einen Gott der objective dreinschläge, wenn ich Unrecht tue, gibt es nicht, das muß der Richter tun der der Verwalter der Gesetze ist oder wir selbst. Ich glaube daher auch nicht, daß es Religions-Spötter gibt, aber Spötter der Theologie wohl. – Das sind Auswüchse, die freilich gar mancherlei Art sind, und darunter sehr gefällige die durch Aberglaube und frühe Einschätzung ganz das Ansehen und das Gewicht von Wahrheit erhalten. [...] Überhaupt erkennt unser Herz einen Gott, und dieses nun der Vernunft faßlich zu machen, ist freilich schwer, wo nicht gar unmöglich.«⁵⁷¹

statischen Maschinen« die unsichtbare Kraft der Elektrizität beim Blitz mit der Wasserkraft verglichen und somit visuell faßbar gemacht wird: »Blitze sind gewaltsame Durchbrüche einer angehäuften elektrischen Materie, so wie Überschwemmungen Durchbrüche von Deichen« (SB III, S. 70).¹

569 Der architektonische Begriff des »Kirchenschiffs« rührt übrigens nicht, wie man vielleicht augenscheinlich annehmen könnte, von der länglichen Form des Kirchengrundrisses mit seinem apsidialen Abschluß her, sondern gründet auf der Etymologie des Wortes »Schiff«. Mit seinem Ursprungswort ›naos‹ bezeichneten die Griechen ihren ›Tempel‹, während das lateinische ›navis‹ darüber hinaus auch für Haus und Kirche verwendet wurde. Vgl. beispielsweise Koepf, Hans: Bildwörterbuch der Architektur. Stuttgart ²1974, 1985. (= Kröners Taschenausgabe. 194.). S. 332f.

570 SB III, S. 275.

571 Aus: L₂275.

Wie Sprung und Schritt, so stehen sich auch Herz und Vernunft gegenüber: Das, was das Herz »erkennt«, muß die Vernunft »faßlich machen«, sprich: zu erklären suchen, so Lichtenbergs Postulat. Mit »Kriegen und Streiten« sowie »Aberglaube« werden in dieser Aufzeichnung zwei Hauptmotive erwähnt, die Lichtenberg – häufig in Kombination – zur tropischen und metaphorischen Darstellung der Physiognomik, ihrer Anhänger und ihrer Methoden gebraucht. Beispiel hierfür ist der Beginn des zentralen Teils der »Anti-Physiognomik«, in dem die Physiognomik auf zweifache Weise metaphorisch verschlüsselt wird. In der ersten Umschreibung wählt Lichtenberg zur Veranschaulichung ein historisch-militärisches Sujet: Die Physiognomik wird mit einem kriegsgerischen Angriff zahlreicher, emsiger und mutiger »Helden und Heldinnen«⁵⁷² auf die »Zollfreiheit unsrer Gedanken und der geheimsten Regungen unsers Herzens«⁵⁷³ und auf die menschlichen Physiognomien als »die zukommlichsten Werke ihrer Befestigung«⁵⁷⁴ gleichgesetzt, der jedoch »mehr einem Gotisch-Vandalischen Sturm als einer überdachten Belagerung ähnlich sieht«⁵⁷⁵.

Dieses Bild ist kombiniert mit der zweiten Metapher, die insofern eine Episode aus der Bibel thematisiert, als Lichtenberg die Physiognomik mit dem Turmbau zu Babel vergleicht: Die Seele erhält anthropomorphe sowie göttliche Züge, wenn es heißt, sie »lächle über die anwachsenden Babylonischen Werke ihrer stolzen Stürmer«⁵⁷⁶, mit denen er die Traktate und Regelwerke der Physiognomen meint. Zudem sei sie davon »überzeugt, daß sich lange vor ihrer Vollendung, die Sprachen der Arbeiter verwirren und Meister und Gesellen auseinander gehen werden.«⁵⁷⁷ Die »Babel«-Metapher weist hierbei auf die von Lichtenberg kritisierte Obskurität des sprachlichen Ausdrucks physiognomischer Traktate hin⁵⁷⁸ – stellt man sich Lavaters großformatige Physiognomik-Wälzer aufeinandergestapelt vor, drängt sich allerdings die Vermutung auf, daß die Vorstellung des Turms zu Babel durchaus bildlich genommen werden darf.⁵⁷⁹

572 SB III, S. 263.

573 SB III, S. 263.

574 SB III, S. 263.

575 SB III, S. 263.

576 SB III, S. 263. Zur anthropomorphisierenden Metaphorisierung der Seele vgl. auch folgende Stelle: »die schönste Seele bewohne den schönsten Körper« (SB III, S. 270). Vgl. hierzu SB III, S. 265; 267; 277.

577 SB III, S. 263.

578 In seinen »Vermischten Gedanken über die aërostatischen Maschinen« findet sich in einer Anmerkung eine ähnliche Metapher, wenn Lichtenberg die Sprache eines Zeitungsartikels als »das abscheulichste Babel, das sich nur sprechen läßt« (SB III, S. 66 66) bezeichnet.

579 Umgekehrt liegt Periphrasierung eines biblischen Motivs vor, wenn Lichtenberg das jüngste Gericht als den »großen, feierlichen Morgen, an dem sich unsere Seelen zum erstenmal von Angesicht schauen werden« (SB III, S. 284.), bezeichnet. Die Metapher enthält nicht nur eine Anthropomorphisierung der Seele, sondern bezieht

An die Metaphorik des Turmbaus zu Babel, die architektonischen und biblischen, antropomorphen und göttlichen Bereich vereint, knüpft Lichtenberg im nachfolgenden Text an, wenn er die hier angedeutete Funktion der Seele als Baumeisterin des Körpers, eine Lieblingsmetapher der Physiognomen, mit dem Errichten eines Hauses vergleicht: »Die Seele baut aber doch ihren Körper und kann man nicht aus dem Gebäude auf den Baumeister schließen?«⁵⁸⁰ Aus dem Vergleich der beiden »Bau-Weisen« zieht Lichtenberg den Schluß, daß das Bauen des Körpers durch die Seele sich vom Hausbau des Menschen vor allem darin unterscheidet, daß Bauherr und Bauplan den Menschen in weiten sowie essentiellen Teilen unbekannt bleiben, da die Annahme eines allmächtigen Schöpfergottes nicht auf logisch-schrittweisem Schlußfolgern der Vernunft basiert, sondern von Lichtenberg vielmehr als »ein Sprung der instruierten Andacht« aufgefaßt wird. Denn: »Die Natur zeigt ihrem eingeschränkten Beobachter nichts als einen Urheber, der ihn weit übertrifft. Wie weit? das sagt sie ihm nicht.«⁵⁸¹ Weil also Schlüsse von den Werken der Natur auf ihren Schöpfer, zu denen die physiognomischen Schlußfolgerungen gehören, zu einem großen Teil aus Spekulationen bestehen und viele Unsicherheiten aufweisen, rät Lichtenberg:

»Also Du, der du glaubst die Seele schaffe ihren Körper, horche auch du auf das, was Sie dir auf einem andern Weg, als dem ihres Geschöpfs offenbart: halte den für weise, der weise handelt, und den für rechtschaffen, der Rechtschaffenheit übt, und laß dich nicht durch Unregelmäßigkeit in der Oberfläche irren, die in einen Plan gehören, den du nicht übersiehst, in den Plan desjenigen, nach dessen Vorschrift die Seele wenigstens ihren Körper bauen mußte, wenn sie ihn gebaut hat.«⁵⁸²

Außer polyptotischen Figuren (»für weise halten« – »weise handeln«, »rechtschaffen« – »Rechtschaffenheit«) und appellativen Apostrophen an den Leser fällt hier die Periphrasierung Gottes in der antonomastischen Wendung »desjenigen, nach dessen Vorschrift die Seele [...] gebaut hat«, auf. In ähnlicher Weise ist Gott an anderer Stelle in der Formulierung »dessen, der alles sieht«⁵⁸³ präsent. Entsprechend redet Lichtenberg auch in seinen Betrachtungen zur Wahrscheinlichkeit beim Spiel von »dem, der allein die Gesetztafeln dieses Ganzen in seiner allmächtigen Hand hält«⁵⁸⁴. Besonders solche Umschreibungen Gottes erinnern, abgesehen von Lichtenbergs umfassender

sich darüber hinaus ironisch auf die Physiognomik, als Lichtenberg die Seelen mit einem »Ange-sicht« ausstattet.

580 SB III, S. 274. Vgl. auch »die schönste Seele bewohne den schönsten Körper, die häßlichste den häßlichsten.« (SB III, S. 270.); »Eine große Veränderung im Gehirn für unser Auge, könnte eine sehr kleine für die Seele sein, von der es bewohnt wird, und umgekehrt. Und ihr wollt gar aus dem Gewölbe über dieses Gehirn schließen?« (SB III, S. 277.).

581 SB III, S. 275.

582 SB III, S. 275.

583 SB III, S. 264.

584 SB III, S. 9.

Bibel-Kenntnis und religiöser Erziehung, an seine Auffassung von dem katachretischen Charakter uneigentlicher Rede: Sie weisen auf die Determiniertheit des menschlichen Vorstellungsvermögens hin, das daran scheitert, die Ursache allen Seins zu begreifen.

Derartige Periphrasen in Form von Antonomasien stellen wegen ihres häufigen Vorkommens ein Stilmerkmal der Sprache Lichtenbergs dar. Neben schlichten, neutralen Umschreibungen, die einen typischen Charakterzug des Umschriebenen herausstellen, wie »größtes Tier des festen Landes«⁵⁸⁵ für Elefant, können Antonomasien auch ironische oder satirische Wirkungen erzielen, etwa wenn Leibniz als »ein großer Weltweiser«⁵⁸⁶, der Teufel als »Engel ohne Flügel«⁵⁸⁷ oder aber wenn, etwa in den mathematischen »Betrachtungen [...] der Wahrscheinlichkeit beim Spiel«, Theologe als »gelehrter Verteidiger der Dreieinigkeit«⁵⁸⁸ bezeichnet wird. Der rhetorische Tropus der Antonomasie tritt häufig auch in umgekehrter Weise in der appellativischen Verwendung von Eigennamen auf, in charakteristischer Weise an folgenden Textstellen: »so wäre ich ein physiognomischer Richmann geworden«⁵⁸⁹; »Ist dieses nicht vielleicht ein Gaßner der mich betrügt?«⁵⁹⁰; »Dem Himmel sei auch Dank, daß es so gewiß tiefsinnige Köpfe ohne Lambertische Nasen gibt, als, so lange die Welt steht, die Lambertischen Nasen gemeiner sein werden als die Lamberte.«⁵⁹¹ Im ersten der »Briefe aus England« ist von »Sir Johne in allen Ständen«⁵⁹² und davon, »daß Garrick noch täglich seine Rebhuhne findet«⁵⁹³, die Rede.

Metaphern aus der Architektur verwendet Lichtenberg nicht nur in bezug auf Seele und Körper, sondern auch, um abstrakte Begriffe wie Ideen, Gedanken und Wörter zu versinnlichen. So werden etwa, wie gesehen, »zwei Ideen-Reihen« über eine »Brücke«⁵⁹⁴ miteinander verbunden. Allegorisch mutet die

585 SB III, S. 675.

586 SB III, S. 265.

587 SB III, S. 272.

588 SB III, S. 16.

589 SB III, S. 261.

590 SB III, S. 263. Vgl. »Wie wenn nun unsere Pflanzen erst gar die Sonne hätten, die sie in England haben, wo sie noch außerdem vor dem Strahl sicher sind, für den bis itzt in Deutschland noch kein Franklin einen Ableiter gefunden hat, obgleich manche Stadt und manches Städtchen seinen Richmann zählt, der für den Vorwitz mit ihm spielen zu wollen, mit seinem Verderben hat büßen müssen.« (SB III, S. 338).

591 SB III, S. 287. Die hier angewandte Deklinierung von Eigennamen begegnet in Lichtenbergs Sprachgebrauch häufiger. Vgl. D₁30; D₁91. Ein charakteristischer Zug von Lichtenbergs Stil ist auch das Wortspiel der Verfremdung von Eigennamen zu Verben oder Adjektiven. Vgl. D₁145 (»heruntergeLavatert«); D₁666 (»beNewtonter«); F₁1170 (»beHallert«).

592 SB III, S. 329.

593 SB III, S. 329. »Rebhuhn« spielt auf die Figur des Partridge (übersetzt »Rebhuhn«) aus Henry Fieldings Roman »Tom Jones« an.

594 SB III, S. 267.

Gebäude-Metaphorik an folgender Stelle an, mit der Lichtenberg die Wirkung der Werke der »Genies« und »Originale« seiner Zeit auf die »Nachwelt« umschreibt:

»Wie wird sie lächeln, wenn sie dereinst an die bunten Wörtergehäuse, die schönen Nester ausgeflogener Mode, und die Wohnungen weggestorbener Verabredung anklopfen, und alles, alles leer finden wird, auch nicht den kleinsten Gedanken, der mit Zuversicht sagen könnte: herein?«⁵⁹⁵

Neben der Personifizierung des hereinbittenden Gedankens und der lächelnden Nachwelt erhält der Text durch die Verwendung ornativer Attribute (»bunten«, »schönen«) ironischen Charakter. Satirisch wirkt der Gebrauch des Superlativs (»auch nicht den kleinsten«). Eine Art »evolutionäre« Entwicklung impliziert die Allegorie insofern, als Lichtenberg vom unbelebt-sachlichen »Gehäuse« über die tierischen »Nester« zu den menschlichen »Wohnungen« gelangt. Die ornithologische Metapher bezieht sich auf den unmittelbar vorhergehenden Ausdruck »von der daunigten, hinbrütenden Wärme des Genies«⁵⁹⁶, dessen »Temperatur« »von dem Strahl eines Zeitungslobs«⁵⁹⁷ herührt. Diese Wendung geht ihrerseits auf das Bild zurück, mit dem Lichtenberg das Genie, »das oben im Sturm am Berge sein Nest baut und niemals in seinem Gegenstand lebt, sondern immer oben drüber braust, brütend aussieht und nie etwas ausbrütet«⁵⁹⁸, satirisch kritisiert und zugleich parodiert, indem er die Sprache der »Original-Genies«, allen voran Klopstocks Oden und Hymnen, durch für sie typische Metaphern nachahmt.

Feuer, Licht, Temperatur

Die Phänomene Temperatur und Licht bilden einen weiteren Bereich, aus dem Lichtenberg Metaphern schöpft. Sie werden oftmals in Verbindung verwendet: So tritt zu der bereits zitierten »Wärme des Genies« eine Licht-Metaphorik hinzu, deren Verschlüsselungscharakter in der elliptischen Aussparung des zentralen Worts (»Es werde« *Licht!*) offensichtlich wird. Die Verständlichkeit bleibt durch den hohen Bekanntheitsgrad des Bibelzitats gewahrt, so daß die Ellipse nicht nur leicht ergänzt werden kann, sondern auch die Ironie der Koppelung des verschwiegenen »Lichts« mit den ihm antonymisch zugeordneten »Schattenrissen« zu erkennen ist: »O was wird die Nachwelt sagen, wenn sie von der daunigten, hinbrütenden Wärme des Genies und dem Wort: *Es werde*, das man von den Schattenrissen dieser Leute so zuverlässig weglas,

595 SB III, S. 262.

596 SB III, S. 261. Zum alludierend-parodierenden Charakter dieser Wendung vgl. die Notiz in D₁668: »Lavater redet einmal vom *Hinbrüten*, *dunigtes* (downy) *wollust-warmes erschlaffendes Hinbrüten* πμ«.

597 SB III, S. 261.

598 Aus: E₁506. Zu Lichtenbergs Kritik am Genie-Kult vgl. auch E₁501, E₁504 sowie F₁731.

als hätte es Dieterich dahin gedruckt, nicht eine Spur in den Werken derselben finden wird?«⁵⁹⁹

Ganz im Sinne der aufklärerischen Tradition verwendet Lichtenberg die Licht-Metaphorik für vernunftgeleitetes, »aufgeklärtes« Denken, wenn er von »Geistes-Erleuchtung«⁶⁰⁰ spricht, sowie als anschauliche Metapher für Deutlichkeit und Klarheit, wenn er seine Schrift »des Lichts wegen«⁶⁰¹ mit »Zusätzen« bereichert. An die Metapher von der »hell-tagenden Vernunft« knüpft sich im Zusammenhang mit der Diskussion unbewußter physiognomischer Vorurteile aufgrund von ebenso unbewußten Assoziationen ein ganzes Bild:

»Diese subtilen Feinde der Wahrheit, deren eine unzählige Menge in uns liegt, entfliehen bei hell-tagender Vernunft, einzeln, bei den meisten, aller Beobachtung. Kaum hat sich aber auch jener Tag in den Zwischenräumen eines unruhigen Schlafs, in einer Fieberhitze oder schwärmerischen Aussicht auf Restaurator-Ehre zur Dämmerung geneigt, so steigen sie oft zu einem hohen Grad von Klarheit vergrößert hervor«⁶⁰².

Die Anthropomorphisierung des »Tages, der sich zur Dämmerung *neigt*«, korrespondiert nicht nur mit dem antithetischen »*Steigen* der Feinde der Wahrheit«, sondern verleiht der Sprache dazu poetische Züge.

Licht, Feuer und Religion verbindet Lichtenberg in folgender Metaphorisierung, die vom »Licht der wahren Religion«⁶⁰³ ausgeht: »Wo aber der Funke aus dem Lichtmeer der Gottheit, *Vernunft* einmal glimmt, da kann auch eine Flamme entstehen, wenn man sie anzufachen weiß«⁶⁰⁴. Als Metapher für die Darstellung innerer Prozesse des Menschen findet das Feuer auch im folgenden Textausschnitt Verwendung. Interessant ist hier das eröffnende Gleichnis, in dem die physikalische Wirkung des Feuers in Zusammenhang mit dem physikalischen Phänomen der Biegsamkeit von Körpern gebracht wird:

»Sind die Fehler, die in einem Wachsbilde bemerke, alle Fehler des Künstlers, oder nicht auch Wirkungen ungeschickter Betaster, der Sonnenhitze oder einer warmen Stube? Äußerste Biegsamkeit des Körpers, Perfektibilität und Korruptibilität desselben, deren Grenze man nicht kennt, kommt hierin dem Zufall zustatten. [...] Dieses zeigt, wie biegsam alles ist, und wie ein kleiner Funke das Ganze in dem auffliegen macht, der in dem andern kaum einen versengten Punkt zurückläßt. [...] Was bei dem Manne Farbe wirkt, wirkte bei dem Kind Form, grünes Holz wirft sich bei dem Feuer an dem ein trocknes bloß braun wird.«⁶⁰⁵

599 SB III, S. 261.

600 SB III, S. 277.

601 SB III, S. 257.

602 SB III, S. 285.

603 SB III, S. 273.

604 SB III, S. 274.

605 SB III, S. 267. Dieser Passus korrespondiert mit der wenig später gestellten rhetorischen Frage: »Oder füllt die Seele den Körper etwa wie ein elastisches Flüssige, das allzeit die Form des Gefäßes annimmt [...]?« (SB III, S. 267.).

Feuer-Metaphorik dient häufig zur Versinnlichung abstrakter Charaktereigenschaften, etwa wenn jemand »von Ehr- oder Geldgeiz oder Liebe angeflammt«⁶⁰⁶ ist, wenn die Physiognomen die »Befestigungen« »mit einer Hitze [erstürmen, U.F.], die mehr einem Gotisch-Vandalischen Sturm als einer überdachten Belagerung ähnlich sieht.«⁶⁰⁷, oder aber »das wilde Feuer«⁶⁰⁸ als eine Eigenschaft der personifizierten »Anti-Physiognomik« zugesprochen wird. Daß die destruktive Kraft jenes »wildes Feuers« in heruntergestimmter Form als »Erwärmung« im wissenschaftlichen Zusammenhang konstruktive Funktion erfüllen kann, verdeutlicht Lichtenbergs Schilderung eines ehemaligen Mitschülers als einem Menschen »von sehr lebhaftem Witz und nicht gemeinen Talenten, aus dem etwas hätte werden können, wenn er dieses wilde Feuer durch ernste Wissenschaft zu zweckmäßiger Erwärmung zusammen zu halten früh genug wäre gezwungen worden.«⁶⁰⁹ Während unter das »wilde Feuer« demnach Lebhaftigkeit bis hin zu destruktiver Hitze, Leidenschaft sowie Sprunghaftigkeit subsumiert werden, ist die »Erwärmung« Metapher für *zweckmäßige* Ausrichtung der Anlagen auf *schrittweisen*, vernunftgeleiteten Erkenntnisfortschritt der Wissenschaft. Jener Kontrast zwischen feurig-erhitzter, von der Absenz vernünftigen Denkens bestimmter Leidenschaftlichkeit und kühlerer, logisch aufgebauter Vernunfttätigkeit findet sich in Lichtenbergs Gleichnissen wieder, wenn Physiognomik in Verbindung mit ersterer und Wissenschaft als Ausdruck letztgenannter antithetisch gegenübergestellt werden.

Organisches: Flora und Fauna

Mittels einer hypothetischen Versuchsanordnung aus der experimentellen Physik veranschaulicht Lichtenberg seine These, daß in der Welt, »jeder Teil ein Spiegel des Ganzen ist«⁶¹⁰:

»Wenn eine Erbse in die Mittelländische See geschossen wird, so könnte ein schärferes Auge als das unsrige, aber noch unendlich stumpfer als das Auge dessen, der alles sieht, die Wirkung davon auf der Chinesischen Küste verspüren. Und was ist ein Lichtteilgen, das auf die Netzhaut des Auges stößt, verglichen mit der Masse des Gehirns und seiner Äste, anders?«⁶¹¹

Während der Erbsen-Versuch die visuelle Perzeption des Menschen gleichsam in vergrößerter Form umschreibt, wählt Lichtenberg eine Metapher aus der Natur, wenn er die Anatomie des menschlichen Gehirns mit der Verästelung eines Baumes gleichsetzt. Diese metaphorische Vorstellung vom Menschen als Baum setzt sich in der viel später auftretenden Formulierung »die Scharfsich-

606 SB III, S. 258.

607 SB III, S. 263.

608 SB III, S. 256.

609 SB III, S. 284.

610 SB III, S. 264.

611 SB III, S. 264f.

tigkeit durch das verwilderte Gebüsch den graden Stamm zu erkennen«⁶¹² fort. Derartige Metaphern und Vergleiche aus der organischen wie anorganischen Natur können zur poetischen Periphrasierung der physiognomischen Objekte dienen, wie in folgender Apostrophe: »Beschneide du deinen Buchsbaum wie du willst, und pflanze deine Blumen nach dir verständlichen Schattierungen, aber beurteile nicht den Garten der Natur nach deinem Blumengärtchen.«⁶¹³

Grotesk-komisch wirkt hingegen der Vergleich des menschlichen Kopfs mit einem Kürbis: »Von der äußeren Form des Kopfs, in welchem ein freies Wesen wohnt, muß man nicht reden wollen wie von einem Kürbis«⁶¹⁴. Der »Kürbis« bietet sich hierbei in besonderer Weise als Komparationsobjekt an,

612 SB III, S. 274.

613 SB III, S. 273. Synekdochisch verwendet Lichtenberg den »Lorbeer« als Antonym zum »Strick«. Vgl. SB III, S. 268. Garten-Vergleiche und -Allegorien finden sich vor allem in Lichtenbergs »Sudelbüchern« mehrfach, meistens in Verbindung mit dem Literaturbetrieb sowie der Kultur- und Kritikszone. So probiert er etwa in F₁1123 »Eine ironische Vergleichung unseres neueren Stils mit den englischen Gärten« und skizziert in D₁214 eine Garten-Allegorie »auf den gegenwärtigen der Kritik«: »Steine hineinschmeißen, Gewächshäuser einbrechen, schießen mit Blasröhren gegen die Fenster in die Glashäuser.« (aus: D₁214). In J₁871 spricht er »von den Neger-Sklaven in den Plantagen der Literatur.« und konstatiert in J₁731: »Wir haben eigentlich nur Ableger von Romanen und Komödien. Aus dem Samen werden wenige gezogen.« Eine dementsprechende allegorische Vorstellung findet sich in J₁868: »Mit einem Wort Deutschland ist das wahre Bücher-Beet für die Welt, die Treibhäuser, die Gärtner, ich meine die Buchhändler mögen auch sagen was sie wollen.« Der erste seiner »Briefe aus England« schließt mit einer ähnlichen Allegorie, in der die Theater Deutschlands als »Treibhäuschen« dargestellt werden, in denen die Pflanzen der Nachwuchsschauspieler wachsen, bedroht vom Blitzstrahl der Theaterkritik: »Sie [die verstorbene Schauspielerin Ackermann, U.F.] hat uns indessen gezeigt, was wir in Deutschland mit unsern Treibhäuschen ausrichten können. Wie wenn nun unsere Pflanzen erst gar die Sonne hätten, die sie in England haben, wo sie noch außerdem vor dem Strahl sicher sind, für den bis itzt in Deutschland noch kein Franklin einen Ableiter gefunden hat, obgleich manche Stadt und manches Städtchen seine Richmann zählt, der für den Vorwitz mit ihm spielen zu wollen, mit seinem Verderben hat büßen müssen.« (SB III, S. 338). Als Hinweis darauf, daß die Garten-Motivik in den Schriften Lichtenbergs so interessante wie vielfältige Aspekte aufweist und sich schon von daher als Thema zu einer eigenen Untersuchung anbietet, deren Ausführung mich allerdings hier zu weit vom Zentrum meiner Arbeit abführen würde, sollen diese cursorischen Andeutungen genügen. In diesem Zusammenhang erscheint die Tatsache bedeutungsvoll, daß Lichtenberg selbst einer Art »Garten-Enthusiasmus« frönte, wie zahlreiche Aufenthalte, von denen er brieflich berichtet, in seinem Gartenhäuschen vor den Toren Göttingens bezeugen. Zu Lichtenbergs Interesse am englischen Garten vgl. auch C₁207.

614 SB III, S. 290. Obwohl diese Vorstellung an die phantasievoll-skurrilen Bilder des italienischen Künstlers Giuseppe Arcimboldo (1527–1593) erinnert, ist nicht sicher, ob Lichtenberg sie gekannt hat. Ich habe jedenfalls bei Lichtenberg keinen Hinweis auf eine derartige Verbindung gefunden. Vgl. zur Metaphorik aus der organischen Natur auch die Wendung »die Frucht eines sich über alles erstreckenden Beobachtungsgeists« (SB III, S. 259.).

da er nicht nur den sprachklanglichen Effekt der Alliteration (Kürbis – Kopf) erzeugt, sondern zudem durch seine Form und Größe visuelle Ähnlichkeit mit dem menschlichen Kopf aufweist.⁶¹⁵ Die Wendung geht auf die Formulierung aus der Einleitung der »Anti-Physiognomik« zurück, in der Lichtenberg auf physiognomische Auswüchse wie etwa die Tierphysiognomik anspielt: »Ich wollte endlich zeigen, daß man, durch ein paar armselige Beispiele von Hunden, Pferden, Dreigroschen-Stücken und Obst, die man allenfalls noch, (nicht immer,) aus dem Äußeren beurteilt, verleitet, noch nicht vom Leib auf ein Wesen schließen könne, dessen Verbindungsart mit ihm uns unbekannt ist.«⁶¹⁶ Dementsprechend heißt es in einem »Sudelbuch«-Eintrag: »Man kauft doch bei uns das Obst nicht nach dem Ansehen, sondern man kostet es.«⁶¹⁷

Im Hinblick auf derartige tropische und metaphorische Verwendung von Vertretern der Fauna erscheint die »Antiphrisiognomik« – ebenso wie Lichtenbergs gesamtes Werk – als vielfältiger »Tierpark«: Von Bienen und Spinnen über Hunde, Schafe, Lämmer, Pferde und Ochsen bis hin zu den exotischeren Exemplaren wie Elefanten, Chamäleons, Affen und Krokodilen reichen Lichtenbergs »tierische« Vergleiche und Metaphern. Sie veranschaulichen etwa negative menschliche Eigenschaften und Charakterzüge wie mindere Intelligenz, so in der Gegenüberstellung von Affe und Apostel, die delikaterweise auch noch miteinander alliterieren: »Solche Werke sind wie Spiegel; wenn ein Affe hineinguckt, kann kein Apostel heraus sehen.«⁶¹⁸; wie geschäftstüchtige

615 Die Ähnlichkeit der Kürbis-Form mit der Form des menschlichen Kopfes scheint auch der Ausgangspunkt gewesen zu sein für die »Sonderbare Art wilde Enten zu fangen«, die Lichtenberg im »Göttinger Taschen Calendar« für 1782 schildert: »Der Jäger schneidet einen Kürbis so aus, daß er ihm auf den Kopf paßt, und er durchsehen kan; schwimmt, oder wo es angeht, noch besser, wadet nach den Enten zu. Die Enten, die glauben es käme ein Kürbis an, halten sich ganz stille. Auf diese Weise kan der Jäger, selbst mitten unter sie kommen, und sie nicht allein bey den Beinen herunter ziehen und ihnen den Hals abdrehen, sondern sie sogar befühlen und nur die fettesten wählen. Wenn doch die Enten das innere manches Menschenkopfs sehen könnten, wie mancher könnte ohne diese Decke gegen sie schwimmen und sie unbemerkt befühlen!« (GTC 1782, S. 103 f.). Satirische Bissigkeit erhält die amüsante Anekdote durch die Schlußpointe, in der gar das »Innenleben« von Kürbis und Kopf gleichgesetzt werden. Lichtenbergs Auffassung, daß Kürbis und menschlichen Kopf bisweilen nicht nur äußere, sondern auch innere Beschaffenheit verbinden, verdeutlicht auch seine Bemerkung über die Leser des Kalenders, die Lichtenberg im August 1781 in einem Brief an Johann Friedrich Blumenbach äußert: »Den Calendar lesen tausend Leute und darunter mancher Kürbis-Kopf, der das noch nicht weiß.« (Bw II, Nr. 848, S. 244 und Anm. hierzu). Vgl. auch Gravenkamp 1995, S. 9.

616 SB III, S. 258.

617 (F,679). In diesen Zusammenhang paßt auch folgende Formulierung, die einen Vergleich des Menschen mit Pferden und Ochsen enthält: »Zwei schließen aus dem Anblick eines Brustbildes, auf die Länge des Mannes, der eine sagt, er sei groß der andere er sei klein, und keiner kann sagen warum. Beim Pferd und Ochsen gings an, wenn der Maßstab dabei wäre« (SB III, S. 286.).

618 SB III, S. 280.

Raffinesse, die mit dem Netzespannen der Spinnen verglichen wird: »Sie waren [...] von untrüglichen Geschäfts-Instinkt. Wo sie nur einen einzigen Faden hinspannten, da finden sich sogleich Fliegen in Menge.«⁶¹⁹; oder aber Falschheit in dem Gleichnis von den dressierten und dennoch »unbrauchbaren« Hunden: »ferner die, die wie eine gewisse Art unbrauchbare Hunde jedermann schwänzel, jedermann apportieren, und über jedermanns Stock springen, immer unglaublich treu tun und selten da sind, wenn man sie haben will«⁶²⁰. Aus dem Chamäleon bildet Lichtenberg den Neologismus »Chamäleonism«⁶²¹, der die Unergründbarkeit und Unberechenbarkeit des menschlichen Wesens periphrasiert, »diese Welt von Chamäleonism mit Freiheit; [...] das Tier, das selbst den Galgen auf der Stirne Lügen strafen und Leidenschaften ermorden könnte«⁶²². Gleichnishaft setzt Lichtenberg die Krokodile ein, das attributive »lieb« und die Verbindung mit der religiösen Metaphorik verleihen der Wendung ironischen Charakter: »die Zeiten sind ja ohnehin schon so ziemlich vorbei, da man das liebe Gewitter verehrt, wie die Egyptier die lieben Krokodile, von denen sie mit landesgottheitlicher Herablassung aufgefressen werden.«⁶²³

Der Eindringlichkeit und satirischen Übersteigerung des Ausdrucks dienen die Lämmer in der Komparation »so unschuldig [...] wie die Lämmer«⁶²⁴ sowie in folgender Metapher vom Typ der »Ist«-Prädikation: »Wer sagt, ich bin ein hitziger Kopf, wenn ich anfangs, ist ein gutes Lamm«⁶²⁵. Ähnliche Wirkung erzielen Wendungen wie »den selbst die Hunde bemerken«⁶²⁶ und »so deutlich, daß die Elefanten und die Hunde den Menschen verstehen lernen.«⁶²⁷

Metaphorisch umschreibt Lichtenberg den gezielten Einsatz der Artenkreuzung als »Weg [...], auf welchem die Engländer ihre Schafe und Pferde spanischen und arabischen Idealen genähert haben.«⁶²⁸, der durch den Vorschlag, auf gleiche Weise »unsere deutsche Gesichter jenen griechischen«⁶²⁹ Idealphysiognomien zu nähern, ironische Qualität erhält. Der animalisch-brutale Zug menschlicher Barbarei wird durch die Kombination mit dem tierischen Winterschlaf verstärkt: »der stärkende Winterschlaf einer neuen Barbarei«⁶³⁰, während der Teufel als Ausbund menschlicher Lasterhaftigkeit und Bosheit in seinen tierischen Attributen »Schwanz, Schwärze und Klaue«⁶³¹ vergegenwärtigt wird.

619 SB III, S. 699.

620 SB III, S. 292.

621 SB III, S. 258.

622 SB III, S. 258.

623 SB III, S. 70.

624 SB III, S. 282.

625 SB III, S. 293.

626 SB III, S. 267.

627 SB III, S. 278.

628 SB III, S. 270f.

629 SB III, S. 270.

630 SB III, S. 269.

631 SB III, S. 291.

Vereinzelt verwendet Lichtenberg Ausdrücke aus dem Tierreich wie »ausgerottet«⁶³², »durchwinseln«⁶³³, »gezäumt«⁶³⁴, »wimmeln«⁶³⁵, »nachgespürt«⁶³⁶, die zum einen an die kraftvoll-pathetische Sprache physiognomischer Traktate erinnern und darin Lichtenbergs Text parodistische, satirische und ironische Züge verleihen, zum anderen verstärkend und hervorhebend wirken oder aber sprachästhetische Effekte, wie Alliterationen und Assonanzen, bewirken.⁶³⁷

Anorganisches: Geographie, Geologie, Meteorologie

Mittels Metaphern aus der anorganischen Natur, aus der Geographie und Geologie umschreibt Lichtenberg physiognomische Methoden der Schlußfolgerung:

»eben so enthält die Form jedes Landstrichs, die Gestalt seiner Sandhügel und Felsen, mit natürlicher Schrift die Geschichte der Erde, ja jeder abgerundete Kiesel, den das Weltmeer auswirft, würde sie einer Seele erzählen, die so an ihn angekettet würde wie die unsrige an unser Gehirn.«⁶³⁸

Diese Stelle korrespondiert mit dem Vergleich der Physiognomik, den Lichtenberg in seinem abschließenden Resümee bringt, in dem er das Anmaßende der Physiognomen angesichts ihrer Überzeugung, die Sprache der Natur verstehen zu können, inklusive ihrer unzähligen Veränderungen kritisiert: »In den Bewegungen der Gesichtsmuskeln und der Augen liegt das meiste, jeder Mensch, der in der Welt lebt, lernt es finden; es lehren, heißt den Sand zählen wollen.«⁶³⁹

Jene »an Wahnsinn grenzende Vermessenheit«⁶⁴⁰, aus dem Zustand des Äußeren auf die Konstitution des Inneren schließen zu wollen, thematisiert auch der nächste Passus. Die Umweltabhängigkeit des menschlichen Körpers und seiner Physiognomie, die bereits im Zusammenhang mit der Feuer-Metaphorik erwähnt worden ist, illustriert Lichtenberg hier eingängig anhand von Beispielen aus der anorganischen Natur wie Salz- und Stein-Formationen:

632 SB III, S. 256.

633 SB III, S. 272.

634 SB III, S. 256.

635 SB III, S. 274.

636 SB III, S. 284.

637 Vgl. »wo alles von Wundern wimmeln soll« (SB III, S. 274.).

638 SB III, S. 265. Die hier geschilderte Anthropomorphisierung der Natur als »Schreibende« folgt der traditionellen Auffassung vom »Buch der Natur«. Katachretisch wirkt das Bild von der an das Gehirn angeketteten Seele, bei dem die Art der Verbindung im Unklaren bleibt – und in dieser Hinsicht zum Ausdruck der Begrenztheit menschlichen Wissens wird, das die Seele nicht zu lokalisieren, geschweige denn ihre Verbindung zum Gehirn zu bestimmen vermag.

639 SB III, S. 291.

640 SB III, S. 268.

»Entwickelten sich unsere Körper in der reinsten Himmelsluft, [...] so würde die herrschende Leidenschaft, und das vorzügliche Talent, ich leugne es nicht, bei verschiedenen Graden und Mischungen verschiedene Gesichtsformen hervorbringen, so wie verschiedene Salze in verschiedene Formen schießen, wenn sie nicht gestört werden. [...] So hat jede einfache Steinart im reinsten Zustand ihre eigne Form, allein die Anomalien, die die Verbindung mit andern hervorbringt, und die Zufälle, denen sie ausgesetzt sind, macht, daß sich auch oft der Geübteste irrt, der sie nach dem Gesicht unterscheiden will. So steht unser Körper zwischen Seele und der übrigen Welt in der Mitte, Spiegel der Wirkungen von beiden, erzählt nicht allein unsere Neigungen und Fähigkeiten, sondern auch die Peitschenschläge des Schicksals, Klima, Krankheit, Nahrung und tausend Ungemach«⁶⁴¹.

Ebenso wie die Formationen der Steine und Salze ist auch das Wetter weitestgehend unberechenbar, weil individuell verschieden und nicht unter Regeln zu bringen. Von daher eignet sich die Meteorologie als ein weiteres Beispiel für die Schwierigkeit, Gesetzmäßigkeiten für natürliche Vorgänge zu finden, um mit ihr umgehen, ja sie in gewisser Weise ›beherrschen‹ zu können, denn:

»Trotz den Bänden meteorologischer Beobachtungen ganzer Akademien, ist es noch immer so schwer vorherzusagen, ob übermorgen die Sonne scheinen wird, als es vor einigen Jahrhunderten gewesen sein muß, den Glanz des Hohenzollerischen Hauses vorauszusehn.«⁶⁴²

Dieses unsichere, spekulative Moment verbindet meteorologische Wettervorhersagen und Physiognomik. Beide erhalten durch es insofern einen Zug des Prophetischen, als die Suche nach Analogien, Berechenbarkeit, Bestimmung zukünftiger Verhältnisse und damit Sicherheit ob des Mangels an Regeln und Gesetzmäßigkeiten sich mit Weissagungen begnügen muß, bei denen die Gefahr des Irrtums ebenso groß ist wie der (Aber-)Glaube der Menschen an sie:⁶⁴³

»Wir urteilen stündlich aus dem Gesicht, und irren stündlich. So weissagt der Mensch von Zeitläuften, Erbprinzen, und Witterung; der Bauer hat seine Tage, die die Witterung des ganzen Jahres bestimmen, gemeiniglich Festtage, weil er da müßig genug ist zu physiognomisieren. Jeder Mensch ist des Tages einmal ein Prophet. [...] Wollten wir die Leute, von denen wir nach dem Anblick urteilen, alle durch jahrlangen, genauen Umgang prüfen, ich glaube, es würde der Physiognomik ärger ergehen, als der Astrologie.«⁶⁴⁴

Durch derartige Vergleiche der Physiognomik mit prophetischer Weissagungspraxis stellt Lichtenberg die Wissenschaftlichkeit der Physiognomik in

641 SB III, S. 266.

642 SB III, S. 266.

643 Dieser Aberglaube schlägt sich in Redensarten nieder wie »Es regnet allemal wenn wir Jahrmarkt haben, sagt der Krämer, und auch allemal wenn ich Wäsche trocknen will, sagt die Hausfrau. Gesetzt auch gleiche Nasen würden von gleichen Ursachen geformt, so ist erst noch auszumachen, ob sich Lambert und Felix Heß nicht noch in andern Stücken geglichen haben, die der eigentlichen Nasenwurzel näher, als den Instrumenten des Tiefsinns lagen.« (SB III, S. 286.).

644 SB III, S. 283.

Frage.⁶⁴⁵ Dabei leugnet er nicht einmal den Umstand, *daß* es Zusammenhänge zwischen Physiognomie und seelischer bzw. charakterlicher Verfassung geben mag. Vielmehr zweifelt er vor allem an dem Vermögen des Menschen, die Zeichen zu lesen oder gar verstehen zu können, das die Physiognomik als gegeben voraussetzt, indem sie sich anmaßt, aus physiognomischen Konstellationen charakterologische Urteile zu fällen. Diese Skepsis hinsichtlich der Fähigkeit des Menschen, die Natur in vollem Ausmaß verstehen zu können, thematisiert Lichtenberg anhand eines Beispiels aus der Geschichte bzw. der Prophetik: »Auch lag vermutlich das Schicksal Roms in dem Eingeweide des geschlachteten Tieres, aber der Betrüger der es darin zu lesen vorgab, sah es nicht darin.«⁶⁴⁶

Seine Assoziation von physiognomischen und prophetischen Methoden der Schlußfolgerung im Hinblick auf die Willkürlichkeit, die beiden anhaftet, drückt sich in Metaphern aus dem religiös-abergläubischen Bereich aus wie die »vermeintliche Einweihung in die Mysterien der Physiognomik«⁶⁴⁷, »Sprengel der Physiognomik«⁶⁴⁸, »Schriften ihrer Götzen«⁶⁴⁹ sowie die Bezeichnung der Physiognomik als »klügelnder« Aberglaube,⁶⁵⁰ in denen die Obskurität physiognomischer Urteilsfindung mitschwingt und deren religiöser Sprachduktus auf die Ausdrucksweise Lavaters alludiert. Auf den Status der Physiognomik als prophetische Kunst weist auch der Ausdruck »Orakelwörter« im folgenden Abschnitt hin, in dem Lichtenberg die Treffsicherheit physiognomischer Urteile mit den Gewinnchancen beim Glücksspiel vergleicht:

Die Physiognomen »irren sich, wenn sie aus Schatten-Rissen oder Porträten von Personen urteilen, die sie gar nicht kennen, so entsetzlich, daß wenn man die Treffer mit den Fehlern verglichen sähe, das Glücksspiel gleich in die Augen fallen würde. Sie machen es aber wie die Lottospieler, publizieren Blättgen voll glücklicher Nummern, und behalten die Quartanten, die man mit unglücklichen anfüllen könnte, für sich. Auch die getroffenen sind es oft nur in Orakelwörtern, mit Spiel-Raum für den Sinn; und oft sieht der Physiognome Forschungs-Geist in den Augenknochen, oder poetisches Genie in den Lippen des Mannes, weil er sie in dessen Schriften aus Mangel an Kenntnissen und Geschmack oder durch Journale verführt, zu finden glaubt. Dem Denker, der jene Schriften leer findet, wird dadurch die ganze Kunst verdächtig.«⁶⁵¹

645 Vgl. »Das Zukünftige sehen ist ebenfalls Physiognomik.« (F₁23).

646 SB III, S. 265.

647 SB III, S. 259.

648 SB III, S. 269.

649 SB III, S. 269.

650 Vgl. SB III, S. 257.

651 SB III, S. 288.

Technik, Mathematik, Geometrie

Die Ungewißheit der Schlußfolgerungen, die aus der Deutung natürlicher Zeichen gezogen werden, läßt zwar den Vergleich zwischen Meteorologie und Physiognomik zu, allerdings unterscheiden sich die *Objekte* der jeweiligen Betrachtungsweise gravierend voneinander. Lichtenberg zufolge ist nämlich »der Gegenstand der Meteorologie, so viel ich weiß, eine bloße Maschine, deren Triebwerk wir mit der Zeit näher kommen können. Es steckt kein freies Wesen hinter unsern Wetterveränderungen, kein eigensinniges, eifersüchtiges, verliebtes Geschöpf, das um einer Geliebten willen einmal im Winter die Sonne wieder in den Krebs führte.«⁶⁵² Die Maschinenhaftigkeit ist das entscheidende Moment, das die Erforschung natürlicher Vorgänge von der Betrachtung des Menschen trennt, der eben gerade *keine* »Maschine« ist, sondern ein komplex denkendes, »freies Wesen«, das sich chamäleonartig verhalten kann und deswegen nicht berechenbar ist. Aus diesem Umstand resultiert die Unzu(ver)lässigkeit physiognomischer Taxierungen: »Von der äußeren Form des Kopfs, in welchem ein freies Wesen wohnt, muß man nicht reden wollen wie von einem Kürbis, so wenig als Begebenheiten, die von ihm abhängen, berechnen, wie Sonnenfinsternissen.«⁶⁵³ Gerade die fälschliche Unterstellung, der Mensch agiere maschinenartig, sei jedoch die Ursache für die grundlegende Annahme der Physiognomen, daß sich aus den physiognomischen Gegebenheiten charakterologische Schlußfolgerungen ziehen ließen.⁶⁵⁴

Im Gegensatz zum Un-Regelmäßigen des Menschen ist für Lichtenberg die Natur als Gegenstand der Physik bis zu einem gewissen Grad maschinenhaft. Ihre Prozesse sind vergleichbar mit dem *regelmäßigen* Gang eines Uhrwerks, den der Physiker nicht nur in seiner natürlichen Form beobachtet, sondern bei denen er mit Hilfe von Experimenten bestimmte Erscheinungen und Phänomene konzentriert und gleichsam »verstärkt« oder »vergrößert« wahrnehmen kann. Die höchste Form naturwissenschaftlicher Beschäftigung ist jedoch die Mathematik, in deren Gesetzmäßigkeiten die natürlichen Phänomene konserviert werden, denn:

»was hundert Jahre von *Versuchen* wiederum nicht hätten lehren können, lehrt ihn eine Stunde *Rechnung*, und monatlange Rechnung wird vielleicht am Ende in ein *Blättern* von 5 Minuten verwandelt. Jeder Körper, mögt ich sagen, den der Physiker mit der Hand umfaßt, ist ihm ein Modell der Schöpfung, mit dem er machen kann, was er will. So ist es freilich kein Wunder, wenn, durch solche Maschinen gehoben, der Mensch eine Höhe erreicht, die ihn schwindeln macht.«⁶⁵⁵

652 SB III, S. 266.

653 SB III, S. 290.

654 »Man sagt mit eben dem Grad von Bestimmtheit, der Charakter des Menschen liege in seinem Gesicht, indem man sich auf die Lesbarkeit von allem in allem beruft, als man, sich auf den Satz des zureichenden Grundes stützend behauptet er handle maschinenmäßig.« (SB III, S. 290.).

655 SB III, S. 275f.

Insofern steht der prophetisch-unabgesicherten Sprunghaftigkeit physiognomischer Methodik die mathematische Sicherheit logischen Fortschreitens gegenüber, die in der anderen Auffassung und Konstitution des Objekts begründet liegt. Die Unberechenbarkeit der Relation zwischen sinnlich wahrnehmbarem Äußeren und geistiger Verfassung verdeutlicht Lichtenberg durch eine Metapher, die im Stil einer mathematischen Rechenaufgabe formuliert ist und anhand von Zahlen das ungeheure Ausmaß geringfügiger Modifikationen demonstriert:

»Wie sind Sinnes-Unterricht und Geistes-Erleuchtung abgewogen? Ein Zusatz von 1 im Sinn, könnte eine Erleuchtung von 1000 bewirken. Die Veränderung des Gehirns immer in der Verhältnis zu sehen, in welcher sich die Veränderung im Geist zeigt, dazu haben wir keinen Sinn. Wir sehen nur Farbe und Figur, und diese kann vom begleitenden Gedanken für einen fremden Sinn so gut um eins abweichen, als um tausend.«⁶⁵⁶

Ein weiterer Aspekt, der Naturwissenschaft und Physiognomik unterscheidet, ist die fehlende empirische Grundlage der Physiognomik im Hinblick auf den Zusammenhang von bestimmten charakterlichen Eigenschaften und physiognomischen Merkmalen, wie Lichtenberg im Vergleich mit statistischer Berechnung vorführt. Ironisch erscheint hierbei die Kombination der Prophetik mit der Zuverlässigkeit, die ja keine ist:

»Wäre man einmal so weit, daß man mit Zuverlässigkeit sagen könnte, unter 10 Bösewichtern etc. sah immer einer so aus, so könnte man Charaktere berechnen wie Mortalität. Allein hier zeigen sich gleich unübersteigliche Schwierigkeiten, völlig von dem Schlag derer, denen die Prophetik ihre Zuverlässigkeit zu danken hat.«⁶⁵⁷

Metaphern und Vergleiche aus der Mathematik benutzt Lichtenberg daneben auch zur Veranschaulichung der Rezeptionsproblematik der Werke Shakespeares. Den Grund für die »Verschiedenheit der Urteile über diesen Schriftsteller«⁶⁵⁸ vermutet Lichtenberg in der oftmals ungenügenden Vorbildung der Rezipienten, die die Sprache Shakespeares zwar zu »verstehen« meinen, sie aber nicht wirklich »lesen« können. Dies hängt auch damit zusammen, daß die pathognomischen Züge, die in Shakespeares Werken eine wichtige Rolle spielen, nicht verstanden werden: »Die Menschen sind geneigt zu glauben, daß sie jedes Buch, worin nichts von krummen Linien und algebraischen Formeln vorkommt, lesen könnten, so bald sie die Sprache verstünden, worin sie geschrieben sind.«⁶⁵⁹ Diese Konstatierung erinnert an eine ihr vorausgehende Textstelle, an der Lichtenberg durch ein ähnliches Beispiel aus der Geometrie die Wirkung äußerer Einflüsse auf die Entwicklung der menschlichen Physiognomie metaphorisiert, gekoppelt mit einer »Spiel«-Metapher (»Schachspiel«) sowie der übertragenen Verwendung des »Felds«:

656 SB III, S. 277.

657 SB III, S. 268.

658 SB III, S. 280.

659 SB III, S. 280.

»Um aller Welt willen, was ist für uns in praxi eine verdorbene gute Anlage? nichts weiter als eine grade Linie die man krumm gebogen hat; eine krumme. Niemand kennt seine guten und bösen Fähigkeiten alle. Es wäre eine Art von psychologischem Schachspiel, und ein unerschöpfliches Feld von lehrreicher Beschäftigung für die dramatischen Dichter und Romanenschreiber«⁶⁶⁰.

Mit einer ähnlichen Metapher aus der Geometrie periphrasiert Lichtenberg die in der Physiognomik praktizierte abwertende Einschätzung der Profile Dunkelhäutiger als »Ideal von Dummheit und Hartnäckigkeit«, wenn er ihre Funktion als »Asymptote der Europäischen Dummheits- und Bosheits-Linie«⁶⁶¹ bezeichnet.

Der selbstbeweihräuchernden Auffassung, daß die so schnelle wie weite Ausbreitung der Physiognomik »in unserm Vaterland, die Frucht eines sich über alles erstreckenden Beobachtungsgeists«⁶⁶² sei, hält Lichtenberg seine antithetisch formulierte Ansicht entgegen, daß sie sich »weit leichter und natürlicher aus dem so gemein gewordenen Bestreben erklärt, sich mit den wenigst-möglichen Kenntnissen, den größtmöglichen Anschein davon zu geben«⁶⁶³. Diese Erkenntnis metaphorisiert er in ironischer Weise als »eine Aufgabe aus einer Mathematik, die unsere sonoren Philosophen verstehen und ausüben, ut apes Geometriam.«⁶⁶⁴ Lichtenberg gebraucht hier den Begriff der Mathematik in einer weiteren Bedeutung, die auf dessen etymologischen Ursprung aus dem griechischen ›máthema‹ weist, das unter anderem gleichbedeutend mit ›Wissenschaft‹ war.⁶⁶⁵ Abgesehen davon, daß mit der Mathematik zugleich die Logik seiner eigenen Ansicht herausgestellt wird, hängt die Wahl dieser Metapher wohl auch mit dem epiphernhaft angefügten »ut apes Geometriam«⁶⁶⁶ zusammen, eines weiteren Gleichnisses aus dem Tierreich, die er sich bereits im »Sudelbuch D« notiert hat,⁶⁶⁷ und die auf die Wabenkonstruktion der Bienen als geometrisch vollkommenes, jedoch *unbewußtes* Handeln hinweist. In ähnlicher Weise vergleicht er in seinem »Orbis pictus« charakteristische Züge von weiblichen Bedienten mit der »Geometrie der Spinne, die weder von Geometrie noch von Absicht etwas weiß; genug es fehlt ihr was, und ein dunkles Gefühl belehrt sie, daß dieses Etwas über kurz oder lang in ihrem Netz hängen bleiben wird«⁶⁶⁸.

660 SB III, S. 269.

661 Beide Zitate: SB III, S. 273.

662 SB III, S. 259.

663 SB III, S. 259.

664 SB III, S. 259.

665 Vgl. Kluge ²²1989, S. 466.

666 »wie die Bienen die Geometrie«.

667 Vgl. D₁621.

668 SB III, S. 399. Die Übertragung der Tätigkeit von Spinnen und Bienen auf die menschliche Existenz fasziniert Lichtenberg lebenslang, so nimmt er sich noch in einem späten »Sudelbuch«-Eintrag vor, »Überall zu betrachten, wie weit das Bienenartige, auch allenfalls Spinnen- und Wespenartige im Menschen geht. (Was der Mensch tut ohne es zu wissen)« (L_{II}956). Zum Vergleich vom ›Bau‹ des mensch-

Bildende Kunst und gesellschaftliche Kultur

Neben den zahlreichen Metaphern und Tropen aus der Naturwissenschaft treten gelegentlich auch Periphrasen aus dem Bereich der bildenden Kunst auf.⁶⁶⁹ So illustriert Lichtenberg seine Auffassung von der ›Biegsamkeit‹ auch der festen Teile des menschlichen Körpers mit folgender Vorstellung:

»Um einen Kopf von jedem Skelett, der nicht monströs wäre, würde ein geschickter Künstler, ohne aus dem Wahrscheinlichen herauszugehen, eine Hülle von Muskeln und Haut aus Wachs schlagen, und ihr Eindrücke geben können, jede beliebige Absicht dadurch zu erreichen.«⁶⁷⁰

Das gemeinsame Auftreten von Tugend und Schönheit bzw. Laster und Häßlichkeit in der bildenden Kunst wie in der Dichtung erklärt Lichtenberg rezeptionstheoretisch insofern, als diese Kombinationen »nicht von einer durch Intuition erkannten notwendigen Verbindung dieser Eigenschaften« herkämen, sondern weil »Liebe und Haß mit doppelter Kraft erwecken«⁶⁷¹ würden, denn:

»Malten oder schrieben sie für ein einziges Volk, oder gar für einen einzigen Menschen, so würde die Volks-Schönheit, oder das Gesicht der Geliebten, des Herzens-Freundes und des verehrten Vaters, noch sicherer die Tugend empfehlen. So entstünden italienische Christus-Gesichter. Sokrates, wenn wir ihn nicht näher kennen, würde ein ähnliches in der Römischen Schule erhalten haben.«⁶⁷²

Die Erwähnung Sokrates' in diesem Kontext rekurriert auf eine frühere Textstelle, an der Lichtenberg auf eine aus der griechischen Antike überlieferte Anekdote verbunden mit Motiven aus der römischen Mythologie alludiert:

»wenn [...] Zopyrus dem Sokrates seine böse Anlage im Gesicht sah, warum sah er denn die stärkere Kraft nicht jene zu verbessern und sein eigener Schöpfer zu werden. Denn wenn die erstere in einem Faunskopf stecken mußte, so verdiente die letztere fürwahr ein Familien-Gesicht des Jupiter.«⁶⁷³

lichen Körpers mit dem Haus der Schnecke und Netz der Spinne vgl. C,226 und E,509. Die metaphorische Gleichsetzung des Spinnennetzes mit der menschlichen Wahrnehmungs- und Erkenntnisweise ist ein Motiv, das nicht nur bei Lichtenberg vorkommt, sondern – soviel als Anregung zur weiteren Betrachtung der Spinne als metaphorisches Phänomen in Literatur und Philosophie – auch in anderen, späteren Philosophien auftritt, etwa bei Uexküll, auf den Peter Høeg in seinem Roman »Der Plan von der Abschaffung des Dunkels« (1995) nicht nur hinweist, sondern dessen Spinnen-Metaphorik eindrucksvoll fortführt.

669 Vgl. hierzu auch SB III, S. 291 f.

670 SB III, S. 292 f.

671 SB III, S. 291.

672 SB III, S. 291.

673 SB III, S. 271. Einen Anklang an die griechische Mythologie findet sich auch in der Bezeichnung »Phaeton« – eigentlich Beiname des Sonnengottes in der griechischen Mythologie –, mit der Lichtenberg sein ›Luftgefährt‹ belegt, das er in den »Vermischten Gedanken über die aërostatischen Maschinen« präsentiert. Vgl. SB III, S. 71; SB III, Komm., S. 34.

Hierin bezieht er sich zugleich auf Lavater, der die Anekdote im zweiten Band seiner »Physiognomischen Fragmente« anführt.⁶⁷⁴ Bei Sokrates findet Lichtenberg schließlich auch Unterstützung seiner Auffassung von der Betrachtung des sprachlichen Ausdrucks als Ausdruck des Individuums, denn: »Rede, sagte Sokrates zum Charmides, damit ich dich sehe«⁶⁷⁵.

Entsprechend seiner Ansicht, Menschen anhand ihres sprachlichen Ausdrucks und ihrer Handlungen beurteilen zu können, charakterisiert Lichtenberg gesellschaftliche Schichten, die er bereits metonymisch als »feinere Welt«⁶⁷⁶ und »gute Gesellschaft«⁶⁷⁷ bezeichnet hat, durch ihre Handlungen und Ausdrucksweise:

»Er muß hingehen, wo sie aus Silber speisen, wo sie Gesichter-Kenntnis und Macht über ihre Muskeln haben, wo sie mit einem Achselzucken Familien unglücklich machen, und ehrliche Namen und Kredit über den Haufen wispern, oder mit affektierter Unschlüssigkeit wegstottern.«⁶⁷⁸

Die Folgen der Handlungen schlagen sich im gesellschaftlichen Erscheinungsbild des Menschen nieder. Entsprechend anthropomorphisiert Lichtenberg in folgender Passage Eigenschaften wie Liederlichkeit, Geiz und Bettelei anhand von Kleidungsmetaphorik:

»Was aber unserm Urteil aus Gesichtern noch so oft einige Richtigkeit gibt, sind die, weder physiognomischen und pathognomischen, untrüglichen Spuren ehemaliger Handlungen, ohne die kein Mensch auf der Straße oder in Gesellschaft erscheinen kann. Die Liederlichkeit, der Geiz, die Bettelei etc. haben ihre eigne Livree, woran sie so kenntlich sind, als der Soldat an seiner Uniform, oder der Kaminfeger an der seinigen. Eine einzige Partikel verrät eine schlechte Erziehung, und die Form unseres Hutes und Art ihn zu setzen, unsern ganzen Umgang und Grad von Geckerei. [...] Es wird mehr aus Kleidung, Anstand, Kompliment beim ersten Besuch, und Aufführung in der ersten viertel Stunde, in ein Gesicht hinein erklärt, als die ganze übrige Zeit wieder aus demselben heraus. Reine Wäsche und ein simpler Anzug bedecken auch Züge des Gesichts.«⁶⁷⁹

674 Vgl. Lavater/Fragmente II, 1776, VIII. Fragment: »Sokrates nach einem alten Marmor von Rubens«, S. 64–74.

675 SB III, S. 275.

676 Vgl. SB III, S. 257.

677 Vgl. SB III, S. 263. Den Begriff der Gesellschaft setzt Lichtenberg auch zur Anthropomorphisierung unbelebter Dinge ein wie Taschenkalender (»in deren Gesellschaft er, ein gleich buntes Geschöpf, erscheint.« (SB III, S. 258.)) und Abstrakta wie Hunger und Betrug (»hingegen der Hunger, in Gesellschaft des schlaun Betrugs« (SB III, S. 262.)) sowie Witz und Einbildungskraft (»in Gesellschaft des muntern Witzes und der verführerischen Einbildungskraft« (SB III, S. 288.)). Darüber hinaus besitzt sie verlebendigende Funktion, wenn Lichtenberg über Chodowieckis Kupferstiche sagt: »Seine kleinen Köpfe [...] werden durch den Geist, über dem man fast vergißt, daß es Striche sind, nicht bloß Unterhaltung, sondern Gesellschaft; für mich wenigstens.« (SB III, S. 295). In ironischem Kontext gebraucht Lichtenberg den Begriff in der Wendung »es fehlt dem Physiognomen in dieser Art zu schließen nicht an Gesellschaft, die ihm auf alle Art Ehre macht.« (SB III, S. 275), in der die »Ehre« eine zweifelhafte ist, wenn sie mit Teufelsanbetung gleichgesetzt wird.

678 SB III, S. 271.

Die Begründung für diese Metaphorik, die auf der Annahme basiert, daß die menschlichen Handlungen äußere Indizien der inneren Konditionen sind, gibt Lichtenberg in einer »Sudelbuch«-Aufzeichnung: »Die Handlungen eines Menschen, die Beschaffenheit seines Hauswesens sind gemeiniglich Fortsätze seiner innern Beschaffenheiten, seines Gehirns pp. So wie der Magnet dem Eisenstaub Form und Ordnung gibt.«⁶⁸⁰ Komparativ verwendet Lichtenberg das physikalische Phänomen des Magnetismus in ähnlicher Weise, um seine Auffassung von der Wirkung der Seele auf die individuellen pathognomischen Ausformungen des Gesichts zu verdeutlichen:

»Wir können gar nichts von der Seele sehen wenn sie nicht in den Mienen sitzt, die Gesichter einer großen Versammlung von Menschen könnte man eine Geschichte der menschlichen Seele nennen mit einer Art von chinesischen Zeichen geschrieben. *Die Seele legt, so wie der Magnet den Feilstaub, so das Gesicht um sich herum* und die Verschiedenheit der Lage dieser Teile bestimmt die Verschiedenheit dessen, das sie ihnen gegeben hat. Je länger man die Gesichter beobachtet, desto mehr wird man an den sogenannten nichtsbedeutenden Gesichtern Dinge wahrnehmen, die sie individuell machen.«⁶⁸¹

Die Individualität der menschlichen Gesichtszüge, die Lichtenberg hier anhand der magnetisierten Eisenstaubpartikel gleichnishaft illustriert, erinnert an seinen bereits erwähnten Vergleich der unterschiedlichen Formen der Salzkristalle. Die Nebeneinanderstellung jener beiden physikalischen Phänomene im »Sudelbuch«-Eintrag: »Pole der Magneten, Anschließen der Salze.«⁶⁸² kann möglicherweise als Andeutung dieser Analogie gelesen werden.

Während die Gleichnisse von seelischer und magnetischer Wirkung ernsthaft erscheinen und vor allem der Sinnlichmachung und Verdeutlichung der theoretisch-abstrakten Gedanken zum Verhältnis von menschlichem Inneren und Äußeren dienen, erscheint die metaphorische Übertragung der magnetischen Anziehungskraft auf die Ausstrahlung der Menschen, interessanterweise vor allem auf diejenige der Frauen, eher komisch. So verdeutlichen folgende Beispiele: »Auf dem Ball, als es zum Essen ging, hatte sich die Gesellschaft wie der Feilstaub beim Magneten um ein paar Mädchen herumgelagert.«⁶⁸³ Und: »Ihre körperlichen Reize befanden sich gerade in dem sonderbaren Zeitpunkt, wo sie anfangen ihre anziehende Kraft mit der abstoßenden zu vertauschen.«⁶⁸⁴ Der Umstand, daß sich gleichnamige magnetische Pole abstoßen,

679 SB III, S. 289.

680 E₁476.

681 B₁69. Hervorhebung von mir, U.F. Vgl. auch folgende Bemerkung: »Die Vorstellung, die wir uns von einer Seele machen, hat viel Ähnliches mit der von einem Magneten in der Erde. Es ist bloß Bild. Es ist ein dem Menschen angeborenes Erfindungsmittel sich alles unter diesen Formen zu denken.« (J₁568).

682 KA_{II}218.

683 F₁1120.

684 L₁302. Diese Metaphorisierung findet sich auch umgekehrt als Anthropomorphisierung des Magneten: »Ein Magnet, der sich in 6 Pfund verliebt.« (F₁600).

während sich unterschiedlich benannte anziehen, regt Lichtenberg gar zu einer Allegorie an, die als eine von »Drei prosaischen Fabeln« im »Göttinger Musenalmanach« von 1785 erschien. In ihr überträgt er das Abstoßungs- und Anziehungsverhalten der magnetischen Pole unter dem Gesichtspunkt ihrer »Namen« auf die erotische Anziehungskraft, die zwischen unverheirateten Menschen wirke, und funktioniert das physikalische Phänomen zur Erklärung für das häufige »Abstoßungsverhältnis« unter Ehepartnern um.⁶⁸⁵

Ökonomie und Handel

Ähnlich scherzhaft wie seine Fabel ist Lichtenbergs Vorschlag aufzufassen, daß der schwungvolle Metallhandel Schwedens schuld an der Abweichung der Kompaßnadeln sei: »Vielleicht ist der große Handel den Schweden mit Eisen treibt Ursache an der Abweichung unsrer Magnet-Nadeln. (Scherz)«⁶⁸⁶ Mit dem Handel ist hier der Bereich genannt, dessen Verwendung zu tropischen und illustrativen Zwecken abschließend als ein letzter großer Bereich vorgestellt wird. Bereits unter seinen jugendlichen »Gesichter-Kritzeleien« war eines dabei, das er mit der Bildunterschrift »*Ökonomie*«⁶⁸⁷ versehen hatte. Im Rahmen seines den Hauptteil der Schrift einleitenden Umsturz-Bildes spricht Lichtenberg ironisch von der »Zollfreiheit unsrer Gedanken«⁶⁸⁸, satirisch wirkt die Wendung vom »kleinen Spaß für die auf dem 3–Groschen-Platz«⁶⁸⁹, die die Trivialität seines Kritikers im »Teutschen Merkur« periphrasiert. Durch die metonymische Wendung »der uns um unsere Louis d'or bringt«⁶⁹⁰ charakterisiert er die Geschicklichkeit eines Juden im Handeln, während die Sklavenhändler als »weiße dünnlippige Zuckerkrämer«⁶⁹¹ auftreten. Synekdo-

685 »*Die beiden Magnetnadeln* Zwei Magnetnadeln waren frei neben einander aufgehängt, nahe genug sich wechselweise zu ziehen, und mit ihren Spitzen zusammen zu kommen. Dieses bemerkte ein Knabe und wollte die Spitzen trennen, sie zogen sich aber immer wieder an und schienen sich besonders zu lieben. Was ist die Ursache, fragte er den Informator, daß diese Spitzen nicht von einander wollen? Dieser erklärte ihm hierauf kurz die ersten Eigenschaften der Magneten und schloß damit daß diese Spitzen, die sich hier so zu küssen schienen, die *ungleichnamigen* Pole dieser Magneten wären. Das ist aber doch sehr schade, erwiderte der Knabe, daß Dinge, die so sehr zusammen zu gehören scheinen, so entgegengesetzte namen führen; machen Sie sie doch *gleichnamig*, das klingt ja freundschaftlicher. Mit einem einzigen Strich machte der Informator eben diese beiden Spitzen *gleichnamig*, und nun wendeten sie sich den Rücken und stießen einander ab. So lange Hr. v. A. und das Fräulein v. B. *ungleichnamig* waren zogen sie sich wechselsweise, jetzt da sie vor dem Altar *gleichnamig* geworden sind, stoßen sie sich ab.« (SB III, S. 656).

686 J_{II}2057.

687 SB III, S. 260.

688 SB III, S. 263.

689 SB III, S. 262.

690 SB III, S. 272.

691 SB III, S. 273.

chisch und metaphorisch umschreibt Lichtenberg die finanzielle und körperliche Abhängigkeit, die Androhung einer Gefängnisstrafe derjenigen, »die alles tun, was derjenige will, der ihnen den Geldbeutel oder die Ketten der Finsternis oder die Peitsche über dem Kopf schüttelt«⁶⁹². Kunstvoll wirkt hierbei die gemeinsame Zuordnung der Metaphern zu einem Verb, poetisch-beschönigend erscheint die Formulierung »die Ketten der Finsternis schütteln«, mit der sowohl die Androhung einer Gefängnisstrafe als auch der Tod gemeint sein kann.

Handels- und Wirtschaftsvokabular verwendet Lichtenberg häufig in Bemerkungen über die Sprache. So beschreibt Lichtenberg die Gebärdensprache als »so reich, daß bloß die süßen und sauren Gesichter ein Buch füllen würden. [...] Die Sprachen aller Zeiten und aller Völker sind voll von pathognomischen Bemerkungen, und zum Teil unzertrennlich mit ihnen verwebt. Man hat sich die Mühe nicht genommen, sie heraus zu suchen und für die Haushaltung besonders vorzutragen, weil man um die Zeit, da man diese Bücher verstehen würde, die Sache schon gemeiniglich besser versteht als sie gelehrt werden kann.«⁶⁹³ Mit der »Haushaltung« meint Lichtenberg hier die Sammlung von Wörtern und Wendungen, möglicherweise in enzyklopädischer Form. Wie das nächste Beispiel belegt, kann »Haushaltung« aber auch die eigene, private Sammlung von Wörtern und Wendungen bedeuten, vielleicht im Stil der »Sudelbücher«. Einen Vergleich jener eigenen »Haushaltung« mit den Wörtern und ihrem wissenschaftlichen Gebrauch bringt Lichtenberg im Kontext mit der semantischen Verschiebung von Wortbedeutungen: »Wohin haben nicht unbestimmte Wörter geführt? Was in der Haushaltung wenig schadete, leitete in Wissenschaften grade nach entgegengesetzten Richtungen.«⁶⁹⁴

Seine Auffassung, daß Mißverständnisse oder gar Unverständlichkeiten allerdings nicht nur aus Unbestimmtheit der Wörter resultieren können, sondern auch dem sparsamen Umgang mit sprachlichen Ausdrucksmaterial entspringen, reflektiert Lichtenberg selbstkritisch in der Bemerkung: »Doch ich will Worte sparen und werde unverständlich.«⁶⁹⁵ Bildlich umschreibt er diese Beobachtung in einem »Sudelbuch«-Eintrag: »Der Gedanke hat in dem Ausdruck noch zu viel Spielraum, ich habe mit dem Stockknopf hingewiesen, wo ich mit der Nadelspitze hätte hinweisen sollen.«⁶⁹⁶ Sprachlicher Ausdruck, vor allem auch in seiner metaphorischen Funktion, entspricht in mehreren Belangen einer Art Gratwanderung zwischen Verständlichkeit und Miß- oder gar Unverständlichkeit, zwischen Worte sparender Kürze und Präzision und Worte häufender Fülle, zwischen »Stockknopf« und »Nadelspitze«. Wie Lichtenberg sein sprachtheoretisches Ideal der Kürze und der Präzision mit dem Anspruch

692 SB III, S. 292.

693 SB III, S. 278.

694 SB III, S. 276.

695 SB III, S. 277.

696 D, 96.

nach Verständlichkeit und Differenziertheit sowie Ästhetik vereint, ist Thema der anschließenden Betrachtungen zu lexikalischen Phänomenen in seinem Werk.

e) Lexik

Präzision, Kürze und Individualität des sprachlichen Ausdrucks sind drei zentrale Postulate Lichtenbergs, deren Umsetzung in die Sprachpraxis sich auch an den lexikalischen Charakteristika seiner Schriften wie Wortwahl, Wortbildung, Wortkombination aufzeigen läßt.

Präzision durch lexikalische Vielfalt

Als Weg zur Annäherung an das genannte Postulat der Präzision sieht Lichtenberg das Streben nach lexikalischer Vielfalt der Sprache, das vor allem der Differenzierung der Begriffe dienen soll, denn: »Statt jedes einzelnen Wortes könnte man 6 machen, wir drucken zu viel mit einerlei Wort aus.«⁶⁹⁷ Zielscheibe der Kritik Lichtenbergs ist die Tendenz des sprachlichen Ausdrucks zur Generalisierung, die mit einem Verlust an Präzision einhergeht und auf dem Funktionsprinzip menschlichen Erkennens basiert, die Vielfalt des Wahrgenommenen nach Ähnlichkeiten zusammenzufassen. Der Grund jenes Präzisionsverlusts liegt Lichtenberg zufolge meistens im Mangel an deutlicher Unterscheidung zwischen den Begriffen, vor allem jedoch zwischen Genus und Species.⁶⁹⁸ Wie Lichtenberg in seiner Analyse mittels einer genauen Distinktion von Genus- und Species-Bedeutung des Wortes »Nichts« darlegt, bildet eben jene Verwechslung von Genus und Species die Grundlage der Scheinschlüsse im folgenden »Witz«:

»A leg of mutton is better than nothing, Nothing is better than heaven, Therefore a leg of mutton is better than heaven.

In diesem Schluß ist so wie in mehreren Scheinschlüssen, worin das Wort *Nichts*

697 KA_{II} 297.

698 Seine Auffassung, daß die sprachlichen Verwirrung vor allem auf mangelnder Aufmerksamkeit basiert, exemplifiziert Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag am Beispiel von Dieterichs sprachlichen Lapsus: »Dieterich, wenn er so geschwind wegspricht, verwechselt oft Worte die sonst niemand leicht verwechselt. Er sagte zum Exempel heute ein paarmal Franzosen statt Engländer, ohne es gewahr zu werden. Hier ist [der] Mangel der Aufmerksamkeit so groß, daß sie selbst schon in der Wahl der Worte hörbar ist. Sie erstreckt sich nicht immer bei diesem Manne so weit, zumal wenn er von seinem eignen Gewerbe redet, da er sich sehr präzise ausdrückt und sogar die Frucht einer großen Erfahrung, und was ihn viel Zeit gekostet hat, in wenig Worte bringt. Bei andern Menschen erreicht diese Unbestimmtheit die Worte nicht immer und wird nur Denkmern merklich, in einer Verwirrung von Begriffen, die nicht so leicht zu unterscheiden sind. *Aber eigentlich ist es immer Mangel an Distinktion*, immer Franzosen statt Engländer.« (F₃308, Hervorhebung von mir, U.F.).

vorkommt, die Zweideutigkeit des Worts schuld. In der ersten Zeile schließt das Wort *nichts* nur solche Güter in der Welt aus, die schlechter sind als eine Hammelskeule, worunter Nichts auch gehört, in der zweiten Zeile hingegen schließt das Wort Nichts alles in der Welt es mag so klein oder so groß sein als es will aus, folglich das Nichts wieder. Das *Nichts* der ersten Zeile ist nur eine Species des letzteren, wovon auf das Genus nicht kann geschlossen werden.«⁶⁹⁹

Indem das ›Nichts‹ je nach Bedarf gedeutet wird, macht sich zitierter ›Witz‹ die mangelnde begriffliche Distinktion für seine Scheinschlußfolgerungen zunutze und weist auf die Konsequenzen sprachlicher Ungenauigkeit hin: Kommunikationspraktisch äußert sich der Präzisionsverlust der Sprache vor allem darin, daß sprachlicher Ausdruck wegen seines großen Konnotationspotentials von jedem Menschen auf andere Weise verstanden und bis zu einem gewissen Grad willkürlich ausgelegt werden kann. Nach Lichtenberg besteht eine Möglichkeit, diese Gefahr des Miß- oder Andersverstehens zu reduzieren, darin, daß die einzelnen Begriffe oder ihre Verbindungen zueinander auf unterschiedliche Weisen auszudrücken und zu umschreiben gesucht werden. Daher fordert er eine Pluralität von Bezeichnungen für einzelne Begriffe oder für die Verbindung von Begriffen:

»Wir haben für Farbe und Pigment nur ein Wort, welches viele Verwirrung verursacht. So haben wir für vieles nur ein Wort, wo wir mehrere haben sollten. Color Begriff, pigmentum Wort. Eine Verbindung von Begriffen mit Worten ausgedruckt kann für einen andern ganz etwas anders werden. Deswegen ist vor allen Dingen zu sehen, ob nicht mehrere Worte zu machen wären, dieses gibt Anlaß zu Distinktionen. Die Streitigkeiten über das Wort schön rühren eben daher.«⁷⁰⁰

Um für einen Begriff oder für die Verbindung von Begriffen »mehrere Worte« zu finden, ist es notwendig, jenen Begriff oder jene Verbindung hinsichtlich der einzelnen Bedeutungsmöglichkeiten auszuleuchten, zu nuancieren, zu differenzieren und, mit Lichtenberg, den »Ausdruck beim Wort [zu, U.F.] fassen. Ich nehme mir die Freiheit, denn geben würden Sie sie mir in Ewigkeit nicht. Nicht ein Substantiv sondern vier, nicht ein Adjectivum sonder[n] sechs.«⁷⁰¹ Ziel Lichtenbergs ist hierbei vor allem die Vervielfachung der speziellen Bezeichnungen und Vermeidung generalisierender Termini.

Auf den ersten Blick scheint diese Praxis Lichtenbergs Ideal der Kürze entgegenzustehen, bei genauerer Betrachtung wird schließlich offensichtlich, daß die von Lichtenberg postulierte Multiplizierung der Wörter nicht zu Weitschweifigkeit und Redundanz führt, sondern gerade die größere Zahl der Wörter es erlaubt, just *den* sprachlichen Ausdruck zu wählen, der den zu akzentuierenden Aspekt des Begriffs oder der Begriffsverbindung möglichst genau trifft, um hierdurch weitschweifige Ausführungen zum richtigen Verständnis des Begriffs zu vermeiden. Pluralität der Wörter geht demzufolge einher mit Konzision und Kürze des Ausdrucks:

699 C_I179.

700 D_I464.

701 Aus: KA_{II}282.

»Man wird bei allen Menschen von Geist eine Neigung finden sich kurz auszudrücken, geschwind zu sagen was gesagt werden soll. [...] Die Engländer sind schon konziser als wir, ich meine ihre guten Schriftsteller. Sie haben einen großen Vorzug darin für uns, daß sie besondere Wörter für die Species haben, wo wir oft das Genus mit einer Limitation gebrauchen, welches Weitläufigkeit verursacht. Es könnte nicht schaden, wenn man in jeder Periode die Worte zählte und sie jedesmal mit den wenigsten auszudrücken suchte.«⁷⁰²

Sofern der Weg zum präzisen wie konzisen sprachlichen Ausdruck über die Bevorzugung der Species vor dem Genus und damit des Individuellen vor dem Allgemeinen führt, leitet er zugleich zu Lichtenbergs Ideal vom individualisierten Ausdruck:

*»Immer individuell; immer lieber Hamburgischer Correspondent als Zeitung. Statt Freude, der heilige Schein der Freude pp. et sic in infinitum, NB.«*⁷⁰³

Hier wird deutlich, daß vor allem assoziatives Denken und sprachliches Feingefühl gefordert sind, wenn für ein zu Bezeichnendes verschiedene Bedeutungen und sprachliche Ausdrücke gesucht werden, führt doch die Suche nach anderer oder gar neuer Ausdrucksweise ob des limitierten sprachlichen Materials zwangsläufig zu periphrasierender Umschreibung und metaphorischer Ausdrucksweise. Daß Lichtenberg sich um präzisen wie variationsreichen sprachlichen Ausdruck bemüht, hat sich bereits in den Betrachtungen seiner Stilfiguren gezeigt. Ihnen zufolge liegt nichts so fern, als Lichtenbergs Sprache mit einer monotonen Wiederholung stereotyper Wendungen und generalisierender Ausdrücke gleichzusetzen.

In der Tat zeichnet sich Lichtenbergs Sprache gemäß seiner Ankündigung im zitierten »Sudelbuch«-Eintrag KA_{II}282 durch eine Vielfalt an sprachlichen Ausdrücken aus, die oftmals dieselbe Sache auf immer andere Arten akzentuieren, bezeichnen und periphrasieren. Wichtige Mittel sind hierbei, wie gesehen, Metaphorisierung, Allegorisierung und Komparation. So finden sich etwa allein in den ersten beiden Absätzen der »Anti-Physiognomik« mindestens sechs verschiedene Titulierungen der Physiognomen, nämlich »Helden und Heldinnen«, »stolze [...] Stürmer«, »Arbeiter«, »Meister und Gesellen«, »Belagerer« und »Stümper«.⁷⁰⁴

702 E₃₉. Konzision im Ausdruck bedeutet allerdings nicht, um jeden Preis Wörter zu sparen, ebenso wie Distinktion der Genus-Begriffe und Begriffsverbindungen durch Aufspalten in Species-Wörter nicht redundante Überfülle meint. Beide Extreme führen zu jener »Dunkelheit« im Ausdruck, der Lichtenberg gerade zu entgegenzuwirken versucht.

703 L₃₃₈.

704 Vgl. SB III, S. 263 f.

*Innovation und Individualität
durch Neologismen und sprachliche Experimente*

Wie bei seiner bildlichen Metaphorik ist auch bei der Suche nach distinktiven und damit adäquaten Ausdrucksmöglichkeiten ein Zielpunkt für Lichtenberg das Finden von *neuen Wörtern*: »Er liebte hauptsächlich die Wörter, die nicht in Wörterbüchern vorzukommen pflegen.«⁷⁰⁵ Die Möglichkeiten der Bildung neuer, auf den jeweils aktuellen Kontext zugeschnittener Begriffe sind vielfältig: Lichtenberg nutzt sie ausgiebig zu Experimenten mit dem sprachlichen Ausdrucksmaterial. Neue Begriffe entstehen hierbei vor allem durch assoziative Denkleistungen. Der durch sie entstehende Eindruck einer innovativen, vor allem sinnlich-greifbaren Sprache zeigt sich besonders in seinen »Sudelbuch«-Einträgen, die sich auch und gerade in dieser Hinsicht als »Spielschriften« etikettieren lassen.

Substantivische Neuprägungen setzt Lichtenberg häufig aus zwei oder mehreren Simplizia zusammen wie bei »Wörtergehäuse«⁷⁰⁶, »Quinquenniums-Kredit«⁷⁰⁷, »Spottübung«⁷⁰⁸, »Kandidaten-Junta«⁷⁰⁹, »Kompetenten-Gedränge«⁷¹⁰ und »Anekdoten-Spediteur«⁷¹¹. Auf Analogien zu bereits bestehenden Ausdrücken basieren etwa die Bildungen »Experimental-Politik«⁷¹² (analog zur »Experimental-Physik«⁷¹³) und »Flieg-Blase«⁷¹⁴, die auch klanglich an die »Fischblase« erinnert. Offensichtlich tritt die klangliche Ähnlichkeit bei der »Stampfmaschine«⁷¹⁵ (in Analogie zur »Dampfmaschine«) hervor. Neologistische Wortschöpfungen können auch aus antithetischen Bildungen entstehen: So erfindet Lichtenberg zum »seit jeher«⁷¹⁶ bekannten »Senkel« einen »Steiger«⁷¹⁷, stellt dem »Taugenichts« einen »Taugewas«⁷¹⁸ gegenüber und konfrontiert »ausgebildet« mit »ausgekünstelt«⁷¹⁹. Pikante Zweideutigkeit enthält

705 H_{II}90.

706 SB III, S. 262.

707 SB III, S. 260.

708 SB III, S. 282.

709 SB III, S. 261.

710 SB III, S. 693.

711 Aus: J_I1028.

712 Aus: L_I322.

713 Aus: J_{II}1393.

714 SB III, S. 72.

715 Aus: A_{II}215. Dieses Wortbildung führen Jacob und Wilhelm Grimm in ihrem Wörterbuch unter Hinweis auf Lichtenbergs »Sudelbuch«-Eintrag auf. Vgl. DWB 17, Sp. 1.

716 SB III, S. 71.

717 SB III, S. 71.

718 Aus: F_I346.

719 Vgl. SB III, S. 333. Hierbei ist der Ausdruck »ausgekünstelt« als zeitgenössische Wortbildung anzusehen, die Adelung definiert als »künstlich und durch Nachdenken verfertigen, heraus bringen. Er künstelt immer etwas Neues aus.« (Adelung I, Sp. 608). Vgl. auch DWB 1, Sp. 899.

die Konfrontation von »Bruderliebe« und »Schwesterliebe«: »Die Franzosen versprochen in den adoptierten Ländern Bruderliebe, sie schränkten sich aber am Ende bloß auf Schwesterliebe ein.«⁷²⁰

Einen Einblick in Lichtenbergs »Sprachwerkstatt« hinsichtlich der Neubildung von Wörtern unter Verwendung »alter« Materialien gewährt folgender »Sudelbuch«-Eintrag, in dem Lichtenberg durch Anfügung des negierenden Präfixes »In-« an die bekannte »Kommode« sowie durch anschließendes Anhängen des lateinischen Suffixes »-tät«⁷²¹ an die entstandene »Inkommode« das neologistische Substantiv »Inkommodität« erhält: »Eine Kommode, eine Inkommode. Die Nachstühle sind öfters wahre Inkommoditäten.«⁷²² Abgesehen von der Anwendung rein additiver Mittel der Wortbildung verbindet Lichtenberg hier den semantischen Gehalt des Verbs »inkommodieren« (=belästigen, unbequem sein), das wiederum auf das Adjektiv »kommode« (=bequem) zurückgeführt werden kann, mit dem Substantiv »Kommode« und dessen Mobiliar-Bedeutung – das Ergebnis »Inkommoditäten« vereint als »unbequemes Mobiliar« beide Bedeutungen.

Außer durch Derivation bestehender Wörter mittels Anhängen eines Suffixes wie in »Chamäleonism«⁷²³ nuanciert auch der Gebrauch substantivierter Verben und Adjektive den Ausdruck wie in »Klügelei«⁷²⁴ und »Frömmelei«⁷²⁵, die satirische Züge besitzen, indem sie von Verben mit dem Suffix -eln deriviert wurden.⁷²⁶ Jenes Suffix dient vor allem der satirisch-ironischen Schattierung von Wörtern wie in »spötteln«⁷²⁷, »frömmeln«⁷²⁸, »klügeln«⁷²⁹, »ankünsteln«⁷³⁰ und »vernünfteln«⁷³¹, Lichtenberg sammelt derartige Wortbildungen⁷³² und setzt sie bewußt zur abwertenden Nuancierung eines Verbs ein, denn, so schreibt er in einem »Sudelbuch«-Eintrag: »Alles Tun in -eln ist nicht viel wert, weder *witzeln* noch *schwärmeln*.«⁷³³ Das Verb »herauskünsteln«⁷³⁴ erhält

720 J_I1192. Als Belege für diese Wortbildung werden in Grimms Wörterbuch Campe, Herder, Schiller und Grillparzer genannt. Vgl. DWB 15, Sp. 2605.

721 Der fehlerhafte Suffix-Gebrauch tritt in seiner Materialsammlung zum »Orbis pictus« als Merkmal auf, das die Sprache der Bedienten kennzeichnet: »Sie sind in ihren Suffixis nie ganz fest, sie sagen Mitleidigkeit, Interessantigkeit, Melancholichkeit, und um recht sicher zu gehen beide zugleich in *ungichkeit*« (Mat_{II}123).

722 J_I986.

723 SB III, S. 258.

724 SB III, S. 258.

725 Aus: RA_{II}11.

726 Sowohl bei »Frömmeln« als auch bei »Klügelei« verweist Grimms Wörterbuch auf Lichtenbergs »Anti-Physiognomik«. Vgl. DWB 4, Sp. 246; DWB 11, Sp. 1282.

727 SB III, S. 282.

728 SB III, S. 292.

729 SB III, S. 257.

730 Vgl. D_I668; UB_{II}30.

731 Vgl. L_I404.

732 Vgl. die Liste der »Wörter und Redens-Arten« in D_I668.

733 F_I1026.

734 Vgl. E_I357.

über seinen abwertenden Zug hinaus durch die Kombination mit der deiktischen Präposition eine forcierten Charakter, ähnlich auch bei ›hinein-/herauslügen‹⁷³⁵. Die Koppelung mit deiktischen Präpositionen verleiht Verben auch kinetisches Potential, so in Bildungen wie »herabgetrunken«⁷³⁶, »herübersaugend«, »herabschmauchend«⁷³⁷, »herauswürfeln«⁷³⁸ und »hervorflutschen«⁷³⁹. Auch Amalgamierungen von anderen Präpositionen und Substantiven wie in »Neben-Ideen«⁷⁴⁰ und Substantiv-Verb-Synthesen wie im »epochemachenden Weltumschaffenden«⁷⁴¹ führen zur Bereicherung der Sprache.

Präzision durch Adjektive

Ein Indiz für die Präzisierung sprachlichen Ausdrucks gemäß KA_{II}282 ist der Gebrauch der Adjektive: Mit Adjektiven, die meistens attributive Funktionen erfüllen und häufig klanglich aufeinander abgestimmt sind, geht Lichtenberg eher großzügig als sparsam um, wenn er manchen Substantiven drei oder mehr Attribute zuteilt wie bei den »berühmten, bewunderten und beliebten Menschen«, ⁷⁴² dem »langen, hageren übrigens aber gesunden Mann mit länglichem Gesicht«⁷⁴³, dem »eigensinnigen, eifersüchtigen, verliebten Geschöpf«⁷⁴⁴ oder »mächtigen, beliebten und dabei tätigen Stümpfern«⁷⁴⁵. Adjektive treten in vielen Fällen in ihren Komparationsformen auf, so beispielsweise superlativisch in Formulierungen wie »der flüchtigste Leser«⁷⁴⁶, komparativisch in Ausdrucksweisen wie den »bequemeren Köpfen«⁷⁴⁷ oder in antithetischen Wendungen: »Stärkere pathognomische Züge sind nicht ein Zeichen von stärkerem Laster, sondern größerer Brüchigkeit der Muskeln, größerer Ungezogenheit und roherer Sitten.«⁷⁴⁸, und: »daher sind die tiefsten Denker gemeinglich die schlechtesten Physiognomen«⁷⁴⁹; elativisch als »unerhört groß«⁷⁵⁰ und »sich mit den wenigst-möglichen Kenntnissen, den größt-möglichen Anschein davon zu geben«⁷⁵¹, oder miteinander aber kombiniert in substantivierter

735 Vgl. SB III, S. 695.

736 SB III, S. 689.

737 Vgl. SB III, S. 699.

738 Vgl. E₁134; F₁904.

739 Vgl. D₁433.

740 Vgl. SB III, S. 270.

741 SB III, S. 263.

742 Vgl. SB III, S. 282.

743 SB III, S. 284.

744 Vgl. SB III, S. 266.

745 Vgl. SB III, S. 264.

746 SB III, S. 257.

747 SB III, S. 257.

748 SB III, S. 291.

749 SB III, S. 283.

750 SB III, S. 284.

751 SB III, S. 259.

Form: »Bei ersterem ein Bestes zu suchen, hat man mehr Mut, weil man schon ein Gutes und ein Besseres kennt.«⁷⁵²

Effektvolle und aussagekräftige neue Adjektive konstruiert Lichtenberg durch Neukombination alter Wörter: Derartige Prägungen können aus Synthesen zweier Adjektive wie in »falschempfindsam«⁷⁵³ hervorgehen, aus Zusammenfügungen von Adjektiven und Verben wie bei »frommschwärmend«⁷⁵⁴, von Präpositionen und Adjektiven wie in »über-witzig«⁷⁵⁵ und auch aus Substantiv-Adjektiv- bzw. Substantiv-verbalisiertes Adjektiv-Verbindungen wie in »blitztrunken«⁷⁵⁶, »spottrunken«⁷⁵⁷, »hell-tagend«⁷⁵⁸ und »wochehalbierend«⁷⁵⁹.

»Das suffixum isch, ig, -icht, -licht«⁷⁶⁰ kennzeichnet adjektivische Derivationen, die bestimmte soziale Verhaltensweisen oder Eigenschaften benennen können. Als exemplarisch für eine Wortprägung mit diesem Suffix kann das Substantiv-Verb-verbindende und vom Substantiv »Dankverdiener«⁷⁶¹ derivierte Adjektiv »dankverdienerisch« gelten, das im Zusammenhang mit »Geschäftigkeit«⁷⁶², »Zudringlichkeit«⁷⁶³ oder mit beiden kombiniert in der Wendung »mit einer so einfältigen, dankverdienerischen zudringlichen Geschäftigkeit«⁷⁶⁴ auftritt. Metaphorisch verwendet Lichtenberg das vom Substantiv derivierte Adjektiv »zaunköniglich«⁷⁶⁵, hingegen dient die Prägung »entstart« vor allem der Kürze des Ausdrucks, sofern sie die Wendung »vom Star befreit« ersetzt.⁷⁶⁶

In ähnlicher Weise wie das Präfix »ent-« die Derivation des attributivisch gebrauchten Partizips »entstart« aus dem Substantiv »Star« ermöglicht, so erlaubt auch das Präfix »be-« die direkte Ableitung von Verben und Adjektiven aus Substantiven. Auf diese Art kreiert Lichtenberg Verben wie etwa »bebuttern«.⁷⁶⁷ Nicht selten wendet Lichtenberg dieses Derivationsverfahren auf

752 SB III, S. 66.

753 Vgl. F₁848.

754 SB III, S. 270.

755 F₁489. Auf diese Notiz Lichtenbergs verweist Grimms Wörterbuch. Vgl. DWB 23, Sp. 664f.

756 Aus: F₁65.

757 Aus: F₁65. Sic.

758 Vgl. SB III, S. 285.

759 Vgl. SB III, S. 260.

760 Aus: F₁306.

761 Vgl. Grimms Wörterbuch, in dem lediglich das Substantiv ohne weitere Herkunftsangabe oder Belege definiert wird: »Dankverdiener, m. der durch unwürdige handlungen sich beliebt machen, dank verdienen will.« (DWB 2, Sp. 739f.).

762 Vgl. D₁64; SB III, S. 413; S. 294.

763 Vgl. D₁539.

764 Aus: E₁355.

765 Aus: D₁318. Vgl. auch Mat_{II}90. Auf Lichtenbergs »Sudelbuch«-Bemerkung verweist Grimms Wörterbuch. Vgl. DWB 31, Sp. 412.

766 Vgl. E₁368.

767 Vgl. »nahm das noch übrige große Stück grade mit Fingern aus der Schüssel, und

Eigennamen an: Das Resultat sind ungewöhnliche Verben und Adjektive zur Bezeichnung bestimmter sprachlicher oder verhaltensbezogener Charakteristika, so zum Beispiel in »beMiltont«, »beHallert«, »beShakespeare«, »beSternt«, »berosciussen«, »begarricken«, »beNewtonter« und »geLavater«. ⁷⁶⁸ Auch Adjektive »verbalisiert« er durch Anfügen eines Verbalpräfixes: »So verhäßlicht uns das Gesicht eines Feindes tausend andere Gesichter« ⁷⁶⁹.

Kontraste und Antithesen

am Beispiel der zentralen Begriffe in der »Anti-Physiognomik«

Antithetische Gegenüberstellungen bilden einen stilistischen Kunstgriff, den Lichtenberg häufig verwendet. Damit eng verbunden ist die Tendenz zur Bildung von Begriffspaaren: Zwei Wörter oder Wortgruppen können sich antithetisch gegenüberstehen, wie zum Beispiel die Paare »Geist und Herz« ⁷⁷⁰, »Körper und Seele« ⁷⁷¹, »dünn- und dicklippig« ⁷⁷², »Fort- und Zurückgang« ⁷⁷³ oder aber als »Zwillingsformeln« und als stehende Wendung wie »Perfektibilität und Korruptibilität« ⁷⁷⁴ auftreten.

ohne es erst auf den Teller zu legen biß er hinein und bebutterte sich das Gesicht bis an die Ohren.« (aus: D₁593).

768 Vgl. D₁148, D₁666, F₁1170. Auf Homophonie beruht dagegen die Bildung »Vossphosphorus« (aus: J₁642).

769 SB III, S. 272. Grimms Wörterbuch weist als Belege für diese Wortbildung auf Tieck und Goethe hin. Vgl. DWB 25, Sp. 537f.

770 SB III, S. 281. Vgl. SB III, S. 267.

771 Vgl. SB III, S. 265ff.; 270; 272; 274f.

772 Vgl. SB III, S. 279.

773 Vgl. SB III, S. 289.

774 SB III, S. 266. Vgl. SB III, S. 269. Perfektibilität ist ein Schlüsselbegriff des aufklärungsphilosophischen Optimismus, der die intellektuelle »Vervollkommnung des Menschen [...] die fast ins Unendliche geht« (aus: RA_{II}117), als erreichbares Ziel vor Augen hat. Lichtenberg gebraucht den Begriff in seinen »Sudelbüchern« in mehreren Einträgen, allerdings weniger im optimistischen Aufklärungssinn. Vielmehr beleuchtet er ihn skeptisch: »Das dunkle Gefühl seiner Perfektibilität macht, daß der Mensch sich auch alsdann noch vom Ziel entfernt dünkt, wenn er es erreicht hat und die Vernunft leuchtet ihm nicht genug. Was ihm leicht wird, dünkt ihn schlecht, und so spannt er sich vom Schlechten zum Guten und vom Guten zu einer Art von Schlechten das er für besser hält als gut.« (aus: E₁359). Die für ihn typische skeptische Haltung drückt sich vor allem auch darin aus, daß er der Perfektibilität häufig die Korruptibilität des Menschen zur Seite stellt: »Ein kluges Kind, das mit einem närrischen erzogen wird, kann närrisch werden. Der Mensch ist so perfektibel und korruptibel, daß er aus Vernunft ein Narr werden kann.« (F₁536). Insofern demonstriert also das Begriffspaar »Perfektibilität und Korruptibilität« jene für Lichtenberg charakteristische differenzierte Philosophie. Vgl. SB III, Komm., S. 115. Zum Begriff der »Perfektibilität« vgl. den Artikel »Fortschritt«, bes. die Abschnitte IV.2. »Von der »perfectio« zum »perfectionnement« und zur »perfectibilité« und IV.3. »»Vervollkommnung« und »Vervollkommlichkeit«; Kant«, von Reinhart Koselleck in *Geschichtliche Grundbegriffe* II, S. 375ff.

Damit sind bereits einige der zentralen Begrifflichkeiten in der »Anti-Physiognomik« genannt, die sich durch ihre prominente Stellung im Text auszeichnen: Neben »Physiognomik« sind dies vor allem die Simplicia »Geist«, »Kopf«, »Mensch«, »Körper«, »Gesicht«, »Herz« und »Seele mit ihren verschiedenen morphologischen Ausformungen und Derivationen.⁷⁷⁵ An der Abwandlung dieser Begriffe läßt sich Lichtenbergs unkonventioneller Sprachgebrauch und Einfallsreichtum sowie die Vielfalt seiner sprachlichen Phantasie, der sich vor allem in der Kreierung wenn nicht gar neuer, so doch seltener gebrauchter Wörter unter Verwendung konventionellen Sprachmaterials zeigt, besonders gut ablesen. So erscheinen in der »Anti-Physiognomik« acht verschiedene Komposita mit »Geist« als Bestandteil: »Beobachtungsgeist«⁷⁷⁶, »Neuerungs-Geist«⁷⁷⁷, »Bemerkungsgeist«⁷⁷⁸, »Untersuchungs-Geist«⁷⁷⁹, »Systemsgeist«⁷⁸⁰, »Forschungsgeist«⁷⁸¹ sowie »Geistes-Erleuchtung«⁷⁸².

Deutlich zeigt sich Lichtenbergs sprachliche Kreativität in seinen »Sudelbüchern«, in denen sich seine assoziative Phantasie – frei von Form- und anderen Konventionszwängen – in vielfältigen so kühnen wie sinnfälligen Wortkombinationen und -bildungen ausdrückt: So treten zu den »Affengesichtern«⁷⁸³ aus der »Anti-Physiognomik« in den »Sudelbüchern« Komposita, die zum Teil als satirische Anspielungen auf den Sprachgebrauch der Physiognomen erscheinen, wie »Amen-Gesicht«⁷⁸⁴, »Banditen-Gesicht«⁷⁸⁵, »Christus-Gesicht«⁷⁸⁶, »Diebs-Gesicht«⁷⁸⁷, »Feuerländer-Gesicht«⁷⁸⁸, »Haus-

775 Erstaunlich erscheint, daß neben Kopf und Geist gerade auch Herz und Seele zentrale Begrifflichkeiten darstellen, da sie auch als Vokabular der »Sturm-und-Drang«-Dichter, die Lichtenberg jedoch fast immer abschätzig satirisch behandelt, aufgefaßt werden können. Aber wenn auch Lichtenbergs Sprachgebrauch einige Elemente enthält, die auch die Sprache der Stürmer und Dränger auszeichnen, so überwiegt doch der satirisch-nüchterne Ton der Aufklärung. Und doch könnte hierin vielleicht ein sprachliches Indiz für die Auffassung gesehen werden, daß Lichtenbergs Schriften literarhistorisch zwischen den Epochen einzuordnen sind. Vgl. Baasner 1992, S. 65 ff.

776 Vgl. SB III, S. 259, 22; 259, 17, 23; 264, 20. Vgl. auch C_I91, E_I430, E_I440, F_I208, F_I1217, L_I275.

777 Vgl. SB III, S. 258, 24. Unter dem Eintrag »Neuerungsgeist« verweist auch Grimms Wörterbuch auf Lichtenbergs »Antiphiysiognomik«. Vgl. DWB 13, Sp. 661 f.

778 Vgl. SB III, S. 279, 20.

779 Vgl. SB III, S. 279, 7.

780 Vgl. SB III, S. 281, 14. Vgl. auch D_I264.

781 Vgl. SB III, S. 288, 31. Diese Stelle dient im DWB als Beleg. Vgl. DWB 4, Sp. 2.

782 Vgl. SB III, S. 277, 3.

783 SB III, S. 270, 42.

784 Vgl. F_I939.

785 Vgl. F_I942.

786 Vgl. E_I429, E_I489.

787 Vgl. F_I222.

788 Vgl. F_I1204.

gesicht«⁷⁸⁹, »Helden-Gesicht«⁷⁹⁰, »Herausforderungs-Gesicht«⁷⁹¹, »Kartoffel-Gesicht«⁷⁹², »Modegesicht«⁷⁹³, »Mohren-Gesicht«⁷⁹⁴, »Pleureusen-Gesicht«⁷⁹⁵, »Sandstein-Gesicht«⁷⁹⁶, »Satyr-Gesicht«⁷⁹⁷, »Shakespear-Gesicht«⁷⁹⁸, »Spiegel-Gesicht«⁷⁹⁹, »Spitzbuben-Gesicht«⁸⁰⁰, »Steckbrief-Gesicht«⁸⁰¹, »Tiergesicht«⁸⁰², »Ugolino-Gesicht«⁸⁰³. Eine ähnliche oder gar größere Menge an Kompositbildungen läßt sich für die genannten zentralen Begriffe der »Anti-Physiognomik« finden, ebenso für »Welt«, »Sprache«, »Buch«, »Maschine«, »Gedanken«, »Philosophie«, »Prose«, »Luft«. Auffallend sind bei den Komposita besonders Abstraktes versinnbildlichende Ausdrücke wie »Wörtergehäuse«⁸⁰⁴ oder »Wetterweisheit«⁸⁰⁵ anstelle von Meteorologie.

Bereicherung durch fremdsprachliche Wendungen

Erweitert und bereichert wird Lichtenbergs Sprache nicht zuletzt durch Wendungen aus anderen Sprachen, die zur Präzision und Konzision der Sprache beitragen, satirisch-ironische, imitierend parodierende oder illustrierende Funktionen erfüllen oder aber einen im Deutschen fehlenden entsprechenden, ebenso treffenden Terminus für das Auszudrückende ersetzen. So verwendet Lichtenberg etwa statt »Gedächtnistäuschung« das lateinische »Lapsus memoriae«⁸⁰⁶, mit dem er auf die Wissenschaftssprache anspielt. Einige seiner Lieblingsbegriffe, die er zur satirisch-abschätzigen Umschreibung gewisser »Schöngeister« gebraucht, sind »Candidat en belles lettres«⁸⁰⁷ und »Bel-Esprit«⁸⁰⁸. Neben Latein als internationaler Sprache der Wissenschaft und der Gelehrten sowie Französisch als Sprache der Höhergestellten und des Hofes kommen auffallend häufig englische Redewendungen und Zitate in seinen Schriften vor,⁸⁰⁹ die nur schwer oder gar unübersetzbar sind – ein Grund dafür,

789 Vgl. B_I187.

790 Vgl. F_I898.

791 Vgl. D_I197.

792 Vgl. K_I11.

793 Vgl. C_I340.

794 Vgl. RA_{II}182.

795 Vgl. L_I519.

796 Vgl. F_I1137.

797 Vgl. E_I261.

798 Vgl. E_I219.

799 Vgl. F_I564.

800 Vgl. L_I573.

801 Vgl. L_I610.

802 Vgl. F_I629.

803 Vgl. E_I227.

804 SB III, S. 262.

805 SB III, S. 265.

806 SB III, S. 268.

807 SB III, S. 273. Vgl. SB III, Komm., S. 118.

808 SB III, S. 273.

809 Vgl. SB III, S. 281.

daß Lichtenberg sie im Original zitiert. Während in den fremdsprachlichen Wendungen die gleichzeitig nebeneinander existierenden, jedoch räumlichen voneinander getrennten verschiedenen Sprachgemeinschaften gegenwärtig sind, können auch die zeitlichen Entwicklungsstufen einer Sprache in archaischen Ausdrücken als Mittel der Parodie und der Satire dienen: So gebraucht Lichtenberg in seinem »Schwanz-Fragment« den Ausdruck »Ela-ter«⁸¹⁰ mit seinem altertümlich-biblischen Gepräge anstelle von »Elastizität« und zielt damit auf den manieriert-pathetische Sprache der Physiognomen.⁸¹¹

Verklammerung durch Wortakkumulation

Häufig begegnen in Lichtenbergs Schriften sogenannte »Wortfamilien«, also Kumulationen mehrerer Wörter, die in vielfältiger Weise vom selben Basismorphem abgeleitet worden sind. Sie erfüllen verbindende Funktionen, indem sie über mehrere Sätze oder gar ganze Abschnitte verteilt erscheinen. So treten etwa in der »Punschgesellschaft« kurz hintereinander die Ausdrücke »schwän-zeln«, »mit dem Schwanze greifen« und, etwas verzögert, »Schwänzeleien« auf.⁸¹² Ähnlich verfährt Lichtenberg mit der »Jagd« in folgenden Abschnitt seiner »Vermischten Gedanken über die aërostatischen Maschinen«:

»Zu einer neuen Art von *Jagd*. Man hat schon in Frankreich und an anderen Orten nach freigelassenen Kugeln, wie nach Falken *gejagt*, und Prämien für den gesetzt, der sie zuerst erreicht wenn sie fallen. Diese *Jagd* ist noch nicht so halsbrechend, als eine die sonst in England Mode war, da man, wenn man keinen Fuchs fand, auf den ersten den besten Kirchturm in gerader Linie *zu jagte*. Dieses hießen sie to hunt steeples, Kirchtürme *jagen*. Jetzt ist es unter dem Adel abgekommen, und man überläßt diese *Jagd*, wie billig, der Geistlichkeit, die auf eine minder halsbrechende Weise nach Kirchtürmen *jagt*.«⁸¹³

In diesem Abschnitt ist die hohe Frequenz der Ausdrücke aus der Wortfamilie »Jagen« nicht zu übersehen. Durch die wiederholte Verwendung desselben Basismorphems wird dem Abschnitt zunächst ein einheitlicher Charakter verliehen. Zugleich treten jedoch unterschiedliche Nuancierungen in der semantischen Akzentuierung der Wörter deutlich hervor: Verwendet Lichtenberg in den ersten beiden Sätzen das Jagen in der Bedeutung als Aufspüren und Fangen von sich bewegenden Objekten sowie als Charakterisierung einer bestimmten Art der Fortbewegung, so zeichnet sich der nachfolgende Passus durch den Gebrauch des Jagens im übertragenen Sinn aus. Hierbei steigert sich die Übertragung der Bedeutung graduell bis zum metaphorischen »Kirchturm jagen« der Geistlichkeit. Die kumulierende Verwendung von Wörtern einer Familie dient demzufolge nicht nur der Verbindung getrennter sprachlicher Einheiten, sondern hebt darüber hinaus Unterschiede in der Semantik

810 SB III, S. 536.

811 Vgl. Lichtenberg/Joost 1992 (1), Nachwort.

812 Vgl. SB III, S. 701.

813 SB III, S. 73. Hervorhebungen von mir, U.F.

besonders deutlich hervor, betont das Konnotationspotential des einzelnen Wortes und verleiht, bei metaphorischer Verwendung, dem entsprechenden Abschnitt allegorischen Charakter.⁸¹⁴

Während sich in der unterschiedlichen semantischen Akzentuierung von Wörtern desselben Basismorphems oder gar vollständig übereinstimmender formaler Erscheinungsweise Lichtenbergs Sensibilität für die semantischen Nuancen der einzelnen Ausdrücke sowie seine Fähigkeit zur Assoziation zeigt, demonstriert die Verwendung semantisch gleicher oder ähnlicher, jedoch formal unterschiedlicher Spracheinheiten eindrucksvoll die Quantität und Vielfalt seines ›Wort-Schatzes‹. In seinen »Vermischten Gedanken« finden sich als Bezeichnungen für die Flugobjekte neutrale Begriffe wie »Körper«, »Bälle«, »Kugeln« und »Blasen«, technische Etikettierungen wie »aërostatistische oder Montgolfiersche Maschinen«, physikalische Termini wie »Bälle mit inflam. Luft«, »Bälle aus Taft oder Linnen«, die neologistischen Bildungen »Insel à la Montgolfier«, »Steiger« und »Flieg-Blasen«, metaphorische Periphrasen wie »Wagen«, »Luftwagen«, »inflammabler oder feuriger Wagen« sowie Wendungen poetischen Charakters wie »Luftschiff«, »Luftschlitten« und gar »Phaeton«. Ähnlich vielfältig erscheinen die Benennungen für die Art und Weise der Bewegung, »Himmelfahrt« jener Objekte, die »dem Himmel näher«, »bis an die Wolken« und gar »über die Wolken hinaus steigen«, »in die Höhe gelassen« werden, »uns über dem Kopf stehen«, »schweben«. Sie werden »durch die Luft gesteuert«, sie ermöglichen »in der Luft Luftreisen zu tun«, »Höhen zu ersteigen«, »Sprünge, die über Häuser wegführen, zu tun«, »über die Wolken zu fahren«, Menschen und Dinge »auf eine große Höhe zu heben« und sogar das poetische »Schwimmen im Lichtmeer«.

Belege für Lichtenbergs Suche nach anderen, ungewöhnlichen und neuen Bezeichnungen sind die Wortlisten in den »Sudelbüchern«, in denen er beispielsweise die Namen »Schöner Frauenzimmer« und »Schöner Männer« aus Geschichte, Mythologie und Literatur versammelt,⁸¹⁵ oder »*Schimpfwörter*

814 In ähnlicher Weise verfährt Lichtenberg auch mit dem ›Erheben‹, indem er dessen Bedeutung als physikalische Aufwärtsbewegung mit der übertragenen Bedeutung in Form seelischer Erbauung verbindet: »Daß sich die Seele erhebt, wenn der Leib erhoben wird, ist demonstriert [...]. Prof. Charles hat vielleicht nie gedichtet, wer aber den Brief liest, worin in er seine Empfindungen beschreibt, wird eine dichterische Erhebung der Seele darin nicht verkennen.« (SB III, S. 74.). Vgl. auch die Verwendung von ›Steigen‹ in der »Nachschrift«: »Sie haben hier einen in Luft frei schwebenden Körper, der wieder steigt, wenn man ihn abwärts drückt, und wieder sinkt wenn man ihn hebt. [...] Dem was ich [...] von dem Minimo in Frankreich gesagt habe, scheinen einige durch politische Zeitungen und Journale verbreitete Nachrichten vom Aufsteigen von Pfirsichen etc. [...] zu widersprechen. Die Sache ist allerdings möglich, [...] allein ich glaube es von dort aus nicht eher bis ich es von einem Physiker verkündigt lese, weil der Leute in Paris gar zu viele sind, die schon das größte Vergnügen darin finden, bloß einen solchen Einfall steigen zu lassen.« (SB III, S. 75.).

815 Vgl. D₁642.

und dergleichen«⁸¹⁶ oder »Wörter und Redens-Arten«⁸¹⁷ aufreht. Daß ein besonderes Augenmerk Lichtenbergs auf den volkstümlichen Sprachwendungen liegt, zeigen die Sammlung von »Redens-Arten, womit die Deutschen die Trunkenheit einer Person andeuten«⁸¹⁸, die er, versehen mit einer Vorrede, 1773 unter dem Titel »Methyologie der Deutschen« anonym veröffentlichte, sowie die Wendungen, die er den Dichtern in seinem »Orbis pictus« zur Charakterisierung von Bedienten empfiehlt.⁸¹⁹

In dieser Vielfalt der Ausdrucksweisen löst Lichtenberg sein Postulat von der Multiplizierung der Ausdrücke für eine Begrifflichkeit sprachpraktisch ein. Darüber hinaus spiegelt sich in der Zugehörigkeit der Bezeichnungen zu unterschiedlichen Bereichen wie Kunst und Literatur, Medizin, Naturwissenschaft und Technik, Mathematik, Logik, Philosophie, Flora und Fauna, Politik und Gesellschaft, Militär, Seefahrt und Handel, Mythologie und Mystik, Religion und Prophetik die Vielseitigkeit seiner Interessen im Sprachgebrauch wider. Seine Fähigkeit zur Assoziation seiner verschiedenen Interessensgebiete zeigt sich lexikalisch vor allem in metaphorischen Wort-Kombinationen, in denen Termini aus unterschiedlichen Bereichen zusammengefügt sind, wie etwa »Anekdoten-Spediteur«⁸²⁰ oder »Tarantel-Tanz«⁸²¹, die sich – wie die meisten der neologistischen Kombinationen oder Wortbildungen – überdies durch eine besondere sinnliche Faßlichkeit auszeichnen und darin auf Lichtenbergs Sinn für das ästhetische Potential der Sprache deuten.

2.3 Essentielles: Resümee der sprachanalytischen Betrachtungen

Konzision, Präzision und Ökonomie im Ausdruck, Transparenz und Kohärenz der Darstellungen, Konkretisierung abstrakter Begriffe durch sinnliche Metaphern und neologistische Wortschöpfungen sowie innovative Elemente, vor allem im Hinblick auf die Kombination und Bildung der Wörter sind charakteristische Kennzeichen des sprachlichen Ausdrucks Lichtenbergs. Die je spezifische Art ihrer Verknüpfung, ihrer Synthese in der Sprache entspricht jener Individualisierung der Sprache, wie sie Lichtenberg postuliert.

Konzision und Ökonomie im Ausdruck erreicht Lichtenberg durch Anwendung syntaktischer Stilmittel wie Ellipsen und Partizipialkonstruktionen, die gleichzeitig eine Verdichtung sprachlicher Einheiten bewirken. Die Präzisierung der Sprache wird vor allem durch lexikalische Vielfalt und den bewußten Einsatz hypotaktischer Beziehungen als Darstellungsmittel stringenter-logischer

816 Vgl. D₁667.

817 Vgl. D₁668.

818 SB III, S. 321.

819 Vgl. SB III, S. 387 f.; S. 399 ff.

820 Aus: J₁1028.

821 SB III, S. 398.

Argumentation erzielt. Hierbei präzisiert die Hypotaxe zwar durch genaue Festlegung der Art und Weise der Abhängigkeiten. Genausogut kann jedoch die Bildung übertrieben komplexer Syntaxkonstruktionen mit unzähligen Inklusionsbeziehungen zu Verwirrungen führen oder gar unverständlich sein. Dem wirkt vor allem die sinngemäße Unterteilung langer Satzgefüge in mehrere eigenständige – Einheiten sowie die Transparenz und Eingängigkeit des Auszudrückenden entgegen.

In formaler Hinsicht trägt die weitgehende Ungebundenheit der meisten Schriften Lichtenbergs im Hinblick auf literarische Gattungstraditionen und ihre Positionierung im »Zwischen-Raum« von wissenschaftlicher Abhandlung und literarischer Schrift zum Eindruck des Innovativen und Außergewöhnlichen bei. Auffällig ist hierbei vor allem das dialektische Verhältnis von stringenter Kohärenz und »schlangenlinienförmigem« Verlauf der Darstellungen. So zeichnen sich nicht wenige Texte Lichtenbergs durch vermeintlich gegenläufige, sich wechselseitig beeinflussende Tendenzen aus: Ein Charakteristikum seiner Texte stellt etwa die ständige Durchkreuzung fortlaufender Gedankengänge durch Assoziationen und metaphorische Gleichnisse dar, durch das Lichtenberg zwar eine adäquatere Wiedergabe seiner gedanklichen Vorgänge erzielt, jedoch zugleich riskiert, daß seine Texte an Kohärenz verlieren. Diese Tendenz zur Inkohärenz wird jedoch entschärft, indem die inhaltlich-thematischen Einheiten seiner Argumentation formal-stilistisch durch Korrespondenzen und Rückbezüge – sei es im Wortmaterial oder in der Syntax – zusammengehalten und miteinander verklammert werden. Lichtenberg gebraucht ein solches Verweis- und Rekursionsverfahren insofern als besonderes Stilmittel, als er es zur Verbindung von Gedanken und Sachverhalten verwendet, die auf den ersten Blick unzusammenhängend erscheinen.

Aus dem Umstand, daß die Produktion eines komplexen Korrespondenzen-Geflechts ein besonderes Maß an intellektueller Arbeit erfordert, resultiert Lichtenbergs Erkenntnis, daß eine derartige Verbindung von Spracheinheiten als ästhetisches Stilmittel angesehen werden kann, das die schriftlich fixierte von der gesprochenen Sprache unterscheidet. Diese Funktion des Verweisungssystems als charakteristisches qualitatives Merkmal von Prosatexten reflektiert Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag:

»Es gibt einem Ausdruck eine große Stärke, wenn ein Wort eine Beziehung auf mehrere folgende hat, die an sich nicht schlechtweg unter eine Klasse gehören. [...] Solche Verbindung[en] von Worten kommen im Discours selten vor, weil man da nicht Zeit hat sie anzupassen, und sind deswegen für geschriebene Prose vornehmlich schicklich, als ein Unterscheidungs-Zeichen. Denn ganz abgezogen von Sachen und Inhalt hat die Prose ihre eigne Verbindungen, die oft nicht leicht sind und Schwierigkeiten haben wie der Reim oder [das] Silbenmaß. Es gibt ihrer verschiedene, man findet sie häufig in guten Schriftstellern.«⁸²²

Die Möglichkeit, Worte und Wörter im Text in ungewöhnlicher Weise zueinander in Beziehung zu setzen, erscheint hier nicht nur als bloßes Kennzeichen geschriebener Sprache. Vielmehr betont Lichtenberg darüber hinaus, daß die Einbindung des einzelnen Wortes, der einzelnen Wendung in ein subtiles Geflecht von Verweisungen und Korrespondenzen zwischen unterschiedlichen ›Klassen‹ insofern ästhetische Funktion erfüllt, als sie die Ausdruckskraft des einzelnen Worts (ver-)stärken kann. Mit dieser Auffassung von Prosa als System subtiler Verknüpfungen stellt Lichtenberg die Ungebundenheit, die traditionellerweise die Prosa-Sprache von der an Metren gebundenen ›poetischen‹ Sprache unterscheidet, als vermeintliche heraus und relativiert nicht nur die konventionelle Grenzziehung zwischen Prosa und ›Poesie‹, sondern hebt zugleich den vermeintlichen qualitativen Unterschied zwischen Prosa-Schriftsteller und poetischem Dichter auf.

Sinnlich wahrnehmbare Verbindungen zwischen Worten und Wörtern werden etwa durch klangliche Stilmittel wie Alliteration und Assonanz hergestellt, die der Sprache Lichtenbergs neben den Metaphern poetisch-ästhetische Qualitäten verleihen. In solchen der Onomatopöie verwandten Ausdrucksmitteln zeigt sich Lichtenbergs Sensibilität für den Klang der Wörter. Ihnen stehen die nüchternsachlichen Konstatierungen sowie die kritisch-ironische und satirische Diktion der Texte gegenüber. Ausgehend von der Fähigkeit der Intonation, die Semantik der Sprachzeichen zu verändern, faßt Lichtenberg den Wortklang zusammen mit der Mimik als so effektvolles wie ökonomisches Mittel zur Ausdrucksvariation auf:

»Die wahre Bedeutung eines Wortes in unsrer Muttersprache zu verstehen bringen wir gewiß oft viele Jahre hin. Ich verstehe auch zugleich hiermit die Bedeutungen die ihm der Ton geben kann. Der Verstand eines Wortes wird uns um mich mathematisch auszudrücken durch eine Formul gegeben, worin der Ton die veränderliche und das Wort die beständige Größe ist. Hier eröffnet sich ein Weg die Sprachen unendlich zu bereichern ohne die Worte zu vermehren. Ich habe gefunden, daß die Redens-Art: *Es ist gut* auf fünferlei Art von uns ausgesprochen wird, und allemal mit einer andern Bedeutung, die freilich auch oft noch durch eine dritte veränderliche Größe: die Miene bestimmt wird.«⁸²³

Sinnlich-konkrete Züge sowie einen innovativen und individuellen Anstrich erhält die Sprache durch extraordinäre Metaphorisierungen, Allegorien und Assoziationen sowie antithetische Gegenüberstellungen und ungewöhnliche Wortbildungen bzw. -kombinationen. Gerade die hierdurch erzeugte Individualität der Sprache verweist auf die Funktion, in der Lichtenberg Metaphern verwendet, nämlich um seine eigenen Beobachtungen so adäquat wie möglich durch Sprachzeichen mitzuteilen, also besondere Aspekte und mit ihnen vor allem das Subjektive der Beobachtungen deutlich zu akzentuieren.⁸²⁴ Über ihr

823 A₁93.

824 Vgl. auch Arntzen 1968, S. 365: »Die Metapher kommt der eigenen Sicht zu Hilfe, und die Subjektivität der Beschreibung wird nicht unterdrückt, sondern vielmehr betont.«

Vermögen, die Subjektivität des Auszudrückenden zu betonen und durch das ihr innewohnende Assoziationspotential auf die Individualität des Sprechenden und des Rezipienten zu verweisen, hinaus erreicht metaphorische Sprache durch ihre sinnliche Anschaulichkeit einen hohen Grad an Verständlichkeit.

Während der Kreierung neuer Metaphern jedoch vor allem komplexe Verknüpfungen von Vorstellungen zugrundeliegen, die aus dem ›planlosen Umherschweifen‹ der Phantasie hervorgehen, zeichnet sich die Bildung neuer Wörter durch ihre stärkere Gebundenheit an die Regeln der Sprache aus und erscheint insofern als ein vorwiegend bewußt gesteuerter intellektueller Vorgang. Darüber hinaus scheinen die Neologismen stärker auf unmittelbar wahrzunehmende sinnliche Effekte ausgerichtet zu sein, wie etwa in den Onomatopöien deutlich wird, während Metaphern vor allem die sinnliche Imaginationskraft anregen und zudem intellektuelles Verständnis, auch ihres Kontexts, fordern. In dieser Hinsicht erscheinen die Metaphern vor allem als assoziatives Spiel mit Vorstellungen und Gedanken, während Neologismen vor allem als Produkte des Spiels mit sprachlichen Ausdrucksweisen und sinnlich-klanglichen Eindrücken auftreten.

Die erwähnten Stilcharakteristika können Lichtenbergs sprachtheoretischer Auffassung entsprechend insofern als Instrumentarium zur Annäherung an sein Ideal vom adäquaten Ausdruck der Gedanken in der Sprache angesehen werden, als sie in ihrer charakteristischen Kombination jene Individualisierung des Ausdrucks bewirken, die Lichtenberg als die notwendige Bedingung für eine weitgehend adäquate Wiedergabe gedanklicher Prozesse angibt, ohne an Verständlichkeit zu verlieren, sondern, im Gegenteil, vielmehr durch Bildlichkeit im Ausdruck an Faßlichkeit zu gewinnen. Besonderen Wert legt er hierbei auf die Einsicht, daß die Anreicherung des sprachlichen Ausdrucks mit sinnlich-anschaulichen Bildern der Natürlichkeit und Angemessenheit der Sprache nicht entgegensteht. Diese Ansicht, daß die individuelle seelische Verfassung auch den ›bilderreichsten Stil‹ rechtfertige, entspricht nicht nur seiner subjektivistisch ausgerichteten Sprachauffassung, sondern impliziert zugleich die Distanzierung von der traditionellen Rhetorik und deren Konditionen im Hinblick auf die Angemessenheit von Sprache und Stil:

»Es ist eine sehr schöne Bemerkung von Priestley, daß der bilderreichste Stil eben so natürlich ist, als der einfachste, der nur die gemeinste Worte gebraucht; denn wenn die Seele in der gehörigen Lage ist, so kommen jene Bilder ihr eben so natürlich vor, als diese simplen Ausdrücke.«⁸²⁵

Dieses Stilideal spiegeln Lichtenbergs Schriften insofern wider, als sich Simplität im Ausdruck und Virtuosität im Einsatz sprachlich-stilistischer Mittel nicht ausschließen, sondern – im Gegenteil: Die Kunst Lichtenbergs ist es gerade, sich durch die Synthese beider an die sprachpraktische Realisierung

seines Postulats nach der Approximation an die Äquivalenz von sinnlich-subjektiver Apperzeption und sprachlichem Ausdruck anzunähern. Daß Lichtenberg alle erwähnten Stilmittel so geschickt einsetzt, daß seine Sprache einen ihr eigenen natürlichen und sinnlich-faßlichen Charakter erhält, und daß eben dieser Sprachcharakter als einer der Gründe für die Zeitlosigkeit der Lichtenbergischen Schriften aufgefaßt werden kann, sind Thesen, unter denen sein Werk in den anschließenden Abschnitten näher betrachtet wird.

Wenn Lichtenberg anstrebt, seine Gedankengänge adäquat sprachlich auszudrücken, könnte die Sprache gemäß stilphysiognomischer Methodik gedankliche Prozesse und die charakteristische Denkungsart eines Menschen indizieren, zumal ja bestimmte Merkmale seiner Schriften, wie etwa besondere Strukturierungsweisen, metaphorische Wendungen und assoziative Wortverknüpfungen, den Schluß nahelegen, daß die Sprache bestimmte für Lichtenberg charakteristische Eigenarten seines Denkens offenbart. Dies zeigt sich etwa in der augenscheinlichen Orientierung der Struktur der »Sudelbücher«, von ihm selbst auch als »Gedankenbücher«⁸²⁶ bezeichnet, an seinen eigenen gedanklichen Prozessen. So entspricht die vermeintliche Ungebundenheit der einzelnen »Sudelbuch«-Einträge der Vorstellung Lichtenbergs von der unverbundenen Anordnung seiner Gedanken in seinem Kopf.⁸²⁷ Ebenso wie sein »Gedankenvorrat«⁸²⁸, so bieten auch die »Sudelbücher« ein unerschöpfliches Potential von assoziativen Kombinationen und bilden insofern eine Art »materielle« oder impulsgebende Basis für Inventionen. In dieser Hinsicht wirkt die anscheinend ungebundene Form der »Sudelbücher« als stilistischer Verweis auf das ihnen innewohnende, allerdings noch latente und daher – weitgehend auch ihrem Verfasser – unbewußte Netz von Korrespondenzen, das erst durch eigene Assoziationsleistungen ihrer Rezipienten in bestimmter Weise augenfällig wird. Daß die einzelne Bemerkung durch ihr *bewußtes* Einbinden in einen Kontext an Bedeutung, an »Stärke« gewinnt, demonstriert Lichtenberg in seinen Aufsätzen und Abhandlungen, in denen er einzelne »Sudelbuch«-Einträge miteinander im Rahmen einer logischen Argumentation verbindet und die ehemals isolierten Gedanken an Bedeutsamkeit gewinnen.

In dieser Hinsicht verweist die formale Physiognomie seines Werks auf Lichtenbergs Umgang mit stilistischen Mitteln, der vor allem durch die *bewußte Einbeziehung des Unbewußten* gekennzeichnet ist und darin auf seine erkenntnistheoretische Auffassung deutet. Im Hinblick auf die maßgebliche

826 Aus: K_{II}44. Stilphysiognomische Schlußfolgerungen müßten jedoch auch die geistige Entwicklung Lichtenbergs berücksichtigen, denn: »Wenn ich zuweilen in einem meiner alten Gedankenbücher einen guten Gedanken von mir lese, so wundere ich mich, wie er mir und meinem System so fremd hat werden können, und freue mich nun so darüber, wie über einen Gedanken eines meiner Vorfahren.« (K_{II}44).

827 Vgl. K_{II}30.

828 Vgl. K_{II}30.

Funktion, die Lichtenberg dem Unbewußten einräumt, ist auch die Auffassung vom bewußten Einsatz der stilistischen Mittel zu differenzieren. Daher erscheinen ›stilphysiognomische‹ Schlußfolgerungen just aus dem Grund problematisch, aus dem sie sich rechtfertigen ließen: Nämlich gerade weil Lichtenberg sich intensivst mit dem gezielten Einsatz sprachlicher Ausdrucksmittel auseinandersetzt, liegt zwar die Vermutung nahe, daß er sie dazu verwendet, um sein sprachästhetisches Stilideal zu verwirklichen. Damit würde er zugleich die für ihn charakteristische Denkungsart ›outen‹.⁸²⁹ Plausibler erscheint hingegen die Annahme, daß er diese Sprechweise unter Verwendung *spontaner* Assoziationen auf seine jeweiligen Bedürfnisse und rezeptions- wie wirkungsästhetischen Absichten hin stilisiert und daß sie insofern auf seine erkenntnistheoretischen und methodischen Einsichten verweisen.

Vor allem unter Einbeziehung seiner Überzeugung, daß empirische Erfahrung die Basis jeglicher intellektueller Reflexion und Schlußfolgerung bildet, stellen sich seine Schriften als ›Anleitung‹ zu eigener Beobachtung und selbstständiger Reflexion dar. Neben dieser rezeptionsästhetischen Orientierung der sprachlichen Gestaltung der Schriften Lichtenbergs ist ihr Ziel und Zweck eng gekoppelt mit dem Bestreben, über eine weitestgehende Individualisierung der Sprache zu einer der Subjektivität und Individualität sinnlicher Empfindung und gedanklicher Prozesse angemesseneren sprachlichen Ausdrucksweise zu gelangen. In dieser Hinsicht erscheinen Fragen danach interessant, inwieweit Lichtenberg die Subjektivität und Individualität seiner eigenen sinnlichen Erfahrung als empirischem Ausgangspunkt jeder gedanklichen Vorstellung sprachlich ausdrückt, und welcher Stellenwert den einzelnen Sinnesmodalitäten in seinen Schriften zugesprochen wird. Antworten sollen die Betrachtungen im nächsten Abschnitt bringen.

829 So liegt es nahe von der sprachlichen Physiognomie seiner Schriften auf die Konstitution seines Denkens zu schließen: »Lichtenbergs rastloser unbeugsamer Wahrheits- und Selbsterkennungsfanatismus findet seine äußere Form in der vollendeten Natürlichkeit und Reinheit seines Stils [...]. Seine Sprache funktioniert mit der Feinheit und Sicherheit einer Präzisionsmaschine; jeder, auch der scheinbar flüchtigste Satz überrascht durch seine klassische Ökonomie, Durchsichtigkeit und Prägnanz. Sein Denken ist von einer, man möchte fast sagen, zerleuchtenden Helle, dabei von jener Art Nüchternheit, die das ausschließliche Privileg genialer Köpfe bildet. Menschen von einer so außergewöhnlichen Natürlichkeit haben immer etwas Zeitloses.« (Friedell 1984, S. 690.).

3. »Ist denn Vergnügen der Sinne gar nichts?« Lichtenbergs ›konservierte‹ Sinnlichkeit

Leitaspekte

Empirischer Erfahrung durch unmittelbare sinnliche Anschauung und Beobachtung spricht Lichtenberg in seinen sprach- und erkenntnistheoretischen Reflexionen grundlegende Funktion zu. Sie bildet die Basis für die Ausbildung seines Stilideals einer »simplen«, »edlen«, individuellen Schreibart und trägt insofern dazu bei, eigene Gedanken adäquater mit den Mitteln der Sprache auszudrücken:

»Simpel und edel schreiben erfordert vielleicht die größte Spannung der Kräfte, weil in einer allgemeinen Bestrebung unserer Seelenkräfte, gefallen zu wollen, sich nichts so leicht einschleicht als das Gesuchte, es wird außerdem *eine ganz eigene Art dazu erfordert die Dinge in der Welt zu betrachten*, die eher das Werk eines nicht sehr belese- nen schönen Geistes als eines Studiums des Altertums ist.«¹

Hierbei betont Lichtenberg, daß sein Ideal vom simplen und edlen Stil Anstrengung, Disziplin und kritische (Selbst-)Reflexion fordert, da es einem Gegensteuern gegen die wirkungsästhetische Orientierung des Schreibenden und einer aus ihr resultierenden forciert stilisierten Ausdrucksweise entspricht. Darüber hinaus erscheint die individuelle, aufmerksame Betrachtungsweise der Welt als besondere, außergewöhnliche und aner kennenswerte Fähigkeit, die, im Gegensatz zur Textrezeption, nur wenige Menschen auszeichnet: »Beobachten können wenig[e], lesen alle«². Jedoch hängt auch das sinnvolle, (erkenntnis-)gewinnbringende Lesen, sprich: Verstehen von Texten, von der eigenen Beobachtung ab. So bildet sinnliche Anschauung und Beobachtung der Welt nicht nur für die Produktion eigener Texte genannter ästhetischer Qualität eine unabdingbare Prämisse, sondern auch für die *aktive und fruchtbringende Textrezeption*, insbesondere hinsichtlich der Lektüre sprachlich fixierter Beobachtungen anderer, vor allem, weil das Sprachverständnis als richtige Zuordnung von Bezeichnetem und sprachlichem Zeichen, als deutliche Vorstellung von der Relation zwischen Begriffen und Sachen aufgefaßt wird:

»Der Grund von allem ist die Beobachtung und Kenntnis der Welt, und man muß viel selbst beobachtet haben, um die Beobachtungen anderer so gebrauchen zu können als wenn es eigne wären, sonst liest man sie nur und sie gehen ins Gedächtnis ohne sich mit dem Blut zu vermischen, alles Lesen der Alten ist vergeblich, wenn es nicht so getrieben wird.«³

1 Aus: B_I20. Hervorhebung von mir, U.F.

2 MatI_{II}98.

3 Aus: E_I265. Hervorhebung von mir, U.F.

Eigene Anschauung eröffnet, als Basis für Assoziationen, zudem Wege zu neuen Erkenntnissen und Erfindungen, »denn Erfinden setzt weitläufige Selbstbetrachtung der Dinge voraus, *man muß mehr sehen als sich sagen lassen*. Assoziation.«⁴ Selbst Beobachten schützt zwar nicht vor Irrtümern, Erfahrung ist keine Garantin für die Wahrheit der aus ihr gezogenen Hypothesen: »Was hilft alles Schließen aus Erfahrung? ich leugne es nicht, daß es zuweilen eintrifft. Aber fehlt es nicht auch eben sooft? und ist das nicht, was ich sagen wollte? Glücksspiel.«⁵ Zumindest aber bewahrt sie vor der Potenzierung irrtümlicher Auffassungen durch unkritische Orientierung an den schriftlich fixierten Meinungen anderer:

»In Büchern nach den Menschen suchen, sollte ich *deswegen* für eine schlechtere Arbeit halten, als selbst beobachten, weil die wenigsten im Stande sind, den Menschen, so wie er ist, zu Buch zu bringen; und dasselbe Geistesgebrechen, welches macht, daß man den Menschen falsch beobachtet, macht, daß man ihn auch falsch im Buche erkennt; also ist bei dem letztern Studium die Wahrscheinlichkeit zu fehlen doppelt so groß, als bei dem erstern.«⁶

Eigenes Beobachten erscheint insofern als ein Mittel zur Begrenzung des ›Schadens‹, der aus falschen Erkenntnissen und deren unreflektierter Rezeption resultiert. Dieser Gefahr wirkt die eigene Anschauung entgegen, indem sie zur Herausbildung einer kritischen Rezeptionshaltung befähigt, die das Erkennen von Fehlern und Irrtümern ermöglicht. Sinnliche und unmittelbare Anschauung der Dinge kann demzufolge nicht durch gesteigerte Lektüre ersetzt werden. Sie ist vielmehr für das Streben nach Wahrheit im Urteil und somit auch für den ›wahren‹, adäquaten Sprachausdruck sowie den Erkenntnisgewinn durch Sprachrezeption unerläßliche Bedingung.

Die eigenen Erfahrungen sind zudem Grundlage für die Bildung außergewöhnlicher, individueller Assoziationsleistungen. In Form der stilistischen Erscheinungen Metapher und Vergleich verleihen sie dem sprachlichen Ausdruck jene individuelle Diktion, wie sie Lichtenbergs Sprache prägt.

Die nachfolgenden Ausführungen über die Sinnlichkeit in den Schriften Lichtenbergs beruhen insbesondere auf meiner Erkenntnis, daß der besondere Charakter seiner Schriften vor allem auf den Umstand zurückgeführt werden kann, daß sie vorwiegend aus Schilderungen eigener Erfahrungen und Beobachtungen sowie Reflexionen auf das Beobachtete bestehen. Als textliche ›Zeugen‹ für diese Annahme erscheinen etwa seine naturwissenschaftlichen Schriften, für die die Schilderung physikalischer Phänomene konstituierend ist. Sie können im Zusammenhang mit der Verbalisierung sinnlicher Ein-

4 Aus: E₁467. Vgl. auch: »Begriffe und Sachen zusammen zu bringen, die selten zusammenkommen, oder die gemeinen *mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit und Beobachtungs-Geist anzusehen* kann einen auf einen Gedanken leiten.« (aus: E₁440. Hervorhebung von mir, U.F.).

5 F₁947.

6 Aus: G_{II}112.

drücke zum Zweck wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns als exemplarisch angesehen werden. In seinen »Briefen aus England« schildert Lichtenberg hingegen seine Eindrücke aus seinen Londoner Theaterbesuchen, während die »Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche« Prototypen für die sprachliche Transformation visueller Eindrücke künstlerischer Interpretationen sind. Beispiele für die Vielfalt der Arten und Formen verbalisierter sinnlicher Apperzeption, von der Schilderung alltäglicher Beobachtungen über die Rezeption künstlerischer Ereignisse bis hin zu Beschreibungen wissenschaftlicher Experimente, bieten seine »Sudelbücher« sowie auch viele seiner Briefe.

Während Position und Funktion sinnlicher Wahrnehmung im Zusammenhang mit Lichtenbergs erkenntnis- und sprachtheoretischen Auffassungen bereits diskutiert worden sind,⁷ rückt nun mit der sprachlichen Erscheinungsweise der sinnlichen Erfahrung die *sprachpraktische Umsetzung des theoretisch Postulierten* ins Zentrum der Betrachtung. Lichtenbergs sprachlicher Ausdruck seiner sinnlichen Apperzeption wird hierbei vor allem hinsichtlich Anteil, Stellung und Bedeutung in seinen Schriften betrachtet. Ein Ziel der Betrachtungen ist es, die Frage zu klären, inwieweit die Prozesse sinnlicher Apperzeption als eine »Urzelle« seiner sprachproduktiven Tätigkeit im Text aufscheinen: Inwiefern spiegeln seine Schriften eine bestimmte Apperzeptionsweise wider? Wie stellen sich die Sensationen im sprachlichen Ausdruck dar? In welchen Formen äußert sich die subjektive und individuelle Apperzeptionsweise Lichtenbergs in der sprachlichen Darstellung? Welche Funktion hat die Formulierung sinnlicher Eindrücke? Welche Wirkungen werden erzielt?

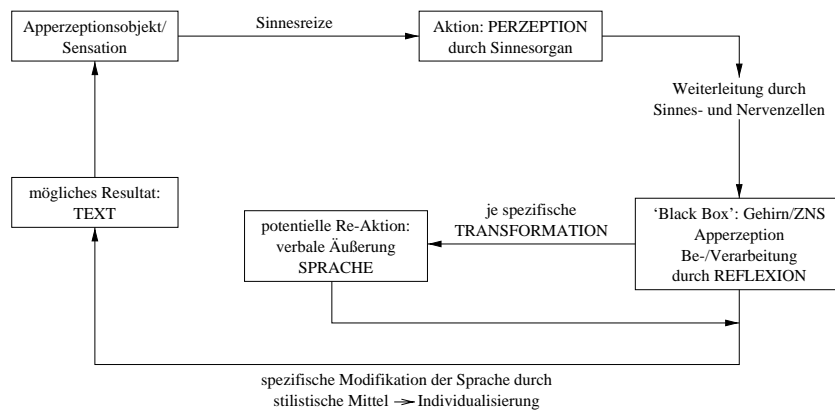
Zur Ausgangsthese, daß verbalisierte sinnliche Wahrnehmungsvorgänge und deren Verknüpfungen einen konstitutiven Teil der Texte Lichtenbergs bilden, tritt dabei die Annahme, daß die Sprache ihrerseits sinnliche Reize⁸ zu übermitteln vermag. Lichtenbergs subjektiv-individuelle Wahrnehmungsweise äußert sich in der für ihn typischen Form der Modifikation seiner sinnlichen Eindrücke. Denn jede Art menschlicher Apperzeption ist subjektiv und individuell, und als eigentliches Objekt jeder Wahrnehmung – und somit auch als eigentliches Thema jedes sprachlichen Ausdrucks – erscheint daher das wahrnehmende und sprechende Individuum: »Überhaupt kann man nicht genug bedenken, daß wir nur immer uns beobachten, wenn wir die Natur und zumal unsere Ordnungen beobachten.«⁹ Diese subjektiv-individuelle Sinnlichkeit und damit *sich selbst* möglichst adäquat mit den Mitteln der Sprache auszudrücken, ist explizites Ziel Lichtenbergs.

7 Vgl. Kap. II, 1.3 Theoretisches und Ästhetisches zu Erkenntnis und Sprache bei Georg Christoph Lichtenberg.

8 Im Gegensatz zu einer abstrakt-theoretischen Ausdrucksweise, die vor allem intellektuelles Reflexions- und logisches Kombinationsvermögen fordert.

9 Aus: J₁392. Vgl. »Wohin wir nur sehen, so sehen wir bloß uns.« (Aus: J₁569).

Unter diesen Ansprüchen wird bei Lichtenberg die Sprache selbst zur Trägerin sinnlicher Reize, einerseits unmittelbar durch sinnlich faßbare Ausdrucksformen, indem auditive Effekte durch den Einsatz klanglich-wirkungsvoller Sprachmittel wie onomatopoetische Ausdruckselemente und visuelle Reize durch optische Besonderheiten im Schriftbild¹⁰ erzielt werden, und andererseits in semantischer Hinsicht, wenn die sinnliche Imaginationskraft durch die eindruckliche Bildlichkeit metaphorischer Ausdrucksweise angeregt wird. Daß somit ein Text nicht nur als Wiedergabe verbalisierter Sinneseindrücke aufgefaßt werden, sondern auch selbst zum Objekt sinnlicher Apperzeption avancieren kann, veranschaulicht die folgende, die Vorgänge simplifizierende Grafik:



Schema 2

10 Daß Lichtenberg optische Sprachmittel – wie etwa Gedankenstriche oder druck- und satztechnische Hervorhebungen einzelner Wörter oder ganzer (Zitat-)Sätze – *bewußt* einsetzt, um der Schriftsprache einen visuell-anschaulichen Charakterzug zu verleihen, verdeutlicht folgende Textstelle: »Es ist Tatsache, und jedermann, der die Antike auch nicht studiert hat, weiß es, daß sich das niedlichste Weib in den Beinkleidern selbst des vierschrötigsten Mannes um die Lenden immer beengt findet, ja daß es ihr in hundert Fällen gegen einen, ohne die *gewaltsamsten Dehnungen und Gedankenstriche im Text* gar nicht einmal möglich ist sie anzuziehen.« (SB III, S. 679, Hervorhebung von mir, U.F.). Wie effektiv Lichtenberg die Gedankenstriche einzusetzen vermag, dokumentiert sein Brief vom 21. Juni 1772 an Joel Paul Kaltenhofer. Dort verleiht er dem ›Gähnen‹ ein optisches Erscheinungsbild, das geradezu ›ansteckende‹ Wirkung auf den Leser ausübt: »Haben Sie schon Kästners neue vermischte Schriften gelesen, lassen Sie sich sie doch geben, ich wette Sie werden in einer halben Stunde lachen, bewundern, Achsel zucken und hier und da auch g-ä-h-n-e-n.« (Bw I, Nr. 64, S. 115.).

Sinnliche (Ap-)Perzeption und sprachliche Modifikation

Am Anfang jeder äußeren sinnlichen Wahrnehmung steht zunächst das (Ap-)Perzeptionsobjekt, das sowohl in der unmittelbar wahrgenommenen, ›natürlichen‹ Realität, wie etwa der Beobachtung physikalischer Phänomene oder des Londoner Stadtlebens, als auch in der bereits ins künstlerische Medium transformierten Realität, wie beispielsweise den Kupferstichen Hogarths sowie auch in der ›sinnlichen Phantasie‹¹¹ und Einbildungskraft angesiedelt sein kann.¹² Am Ende sinnlicher (Ap-)Perzeption hingegen könnte die erneute, durch Versprachlichung bewirkte Erzeugung sinnlicher Eindrücke stehen, die eine bestimmte Modifikation des Ursprungsreizes bilden. In welcher Weise dieser ursprüngliche Eindruck im Text modifiziert wird, bildet eine Leitfrage nachfolgender Betrachtungen.

Aufschluß über Lichtenbergs Apperzeptionsweise bzw. diejenige Art der Wahrnehmung, die er vermitteln will, können demzufolge seine Texte geben, da sie seine sinnlichen Eindrücke in modifizierter Form enthalten: Die Sprache erfüllt gleichsam die Funktion eines ›Konservierungsmittels‹ sensueller Apperzeptionen, dessen Haltbarkeit allerdings nicht unbegrenzt sei, so Lichtenberg in folgender Bemerkung, die er seinen »Hogarth-Erklärungen« vorausschickt:

»Es soll mich unendlich freuen, wenn der geringe Aufwand von *freilich auch verweslichen Konservier-Mitteln*, womit ich einige der vergänglichsten Teile von Hogarths Naturprodukten in nachstehenden Blättern hinzuhalten gesucht haben, sie wenigstens einige Jahre weiter bringt.«¹³

Die sprachliche »Erklärung« des bildlich Dargestellten besitzt Lichtenberg zufolge – allerdings lediglich temporär wirksame – die Wirkung bewahrende Fähigkeiten, indem sie zum Verständnis der Darstellung beiträgt. Die Konstatierung, daß die Sprache den ›Verwesungsprozeß‹ des Natürlichen und Bildlichen, wenn nicht aufzuhalten, so doch zu verzögern vermag, wirft die Frage auf, ob sich Sprache und Bild in der Dauerhaftigkeit ihrer Wirkung voneinander unterscheiden: Mit welchen Mitteln ›mumifiziert‹ und ›konserviert‹ Lichtenberg Hogarths visuell wahrnehmbare »Naturprodukte«?¹⁴ Wie unterschei-

11 Sinnliche Eindrücke können auch durch imaginative Vorstellungskräfte im Kopf erzeugt werden, so können zum Beispiel abstrakte Begriffe durch Metaphorisierung sinnlich-faßbar werden. Lichtenberg unterscheidet hierbei zwischen Empfindung und Anschauung: »Vorstellung bezogen aufs Subjekt ist Empfindung, aufs unmittelbare Objekt Anschauung.« (J₁262).

12 Hierbei ist jedoch nach Lichtenberg weniger die Beschaffenheit dieses Objektes, sondern vielmehr die Modifikation des wahrnehmenden Subjektes durch das Wahrgenommene »in und durch uns« relevant. Vgl. K_{II}64.

13 SB III, S. 667. Hervorhebung von mir, U.F.

14 Lichtenbergs Einschätzung der Hogarthischen Kupferstiche als »Naturprodukte«, die ihrem offensichtlichen Status als *Kunstwerke* zu widersprechen scheinen, begründet er in seiner Erklärung zur fünften Platte des »Wegs der Buhlerin« in der

det sich die »Erklärung« von ihrem Gegenstand? Auf welche Weise und mit welchem Resultat wird das zu Erklärende durch seine Transformation in Sprache modifiziert?

Modifikation des sinnlich Wahrgenommenen findet zum einen durch selektive Auswahl statt: Welches aus der Vielfalt von sinnlichen Eindrücken erachtet Lichtenberg als »verbalisierungswert«? In welcher Reihenfolge werden die einzelnen sinnlichen Eindrücke in den Texten wiedergegeben? Warum wählt Lichtenberg gerade jene Abfolge der Sinneseindrücke, jene Deixis? Gibt es besondere Arten der Deixis, die Lichtenbergs Texte kennzeichnen? Wenn ja, welche Wirkungen werden durch sie erzielt? Eine weitere Art der Modifikation bildet die *Assoziation*, also die charakteristische Weise der Verbindung einzelner (ap-)perzipierter Objekte untereinander und/oder mit Produkten der Imagination. Hierbei kann sich durch die Bildung assoziativer Verbindung eine andere, innovative, neue Sicht der Dinge überhaupt eröffnen.

In den folgenden Betrachtungen werden die einzelnen Sinnesmodalitäten – visuell, auditiv, olfaktorisch, gustatorisch, taktil-sensitiv – zunächst jeweils separat in ihren jeweiligen sprachlichen Erscheinungsformen betrachtet unter besonderer Berücksichtigung der Modifikationen, die ihre Umsetzung in Sprachzeichen nach sich zieht. Darüber hinaus werden die Wirkungen der verbal-sensuellen Phänomene reflektiert, um sie am Schluß in ihrer Gesamtheit zu betrachten und zueinander in Beziehung setzen zu können.

3.1 »mit eigenen Augen in die Welt hineinsehen«: Visuelles – Licht, Farbe, Deixis

»Erfahrung, nicht lesen und hören ist die Sache. Es ist nicht einerlei ob eine Idee durch das Auge oder das Ohr in die Seele kommt.«¹⁵

In diesem »Sudelbuch«-Eintrag trifft Lichtenberg zwei Unterscheidungen, die für seine erkenntnistheoretische Auffassung von der Sinnlichkeit bezeichnend sind: Zum einen trennt er die Erfahrung strikt vom »Lesen und Hören«, zum anderen – und dies ist für die folgenden Ausführungen, in deren Zentrum die Verbalisierung des sinnlich Wahrgenommenen in den Schriften Lichtenbergs steht, entscheidend – differenziert er zwischen »*Ideen*«, die aus Wahrnehmungen unterschiedlicher Sinnesmodalitäten hervorgegangen sind. Näheren Aufschluß über die qualitativen Unterschiede jener »Werkzeuge« oder Medien, durch die Sensationen perzipiert werden, gibt folgende Bemerkung, in der Lichtenberg der *visuell* perzipierten bildenden Kunst im Vergleich zum *auditiv* wahrgenommenen musikalischen Ereignis eine unmittelbarere Wirkungsweise

Bemerkung, »daß Hogarth in seinen Werken, so wie die Natur in den ihrigen, mit demselben Zug oft mehr als *eine* Absicht zu erreichen und da auch zu erwärmen gewußt hat, wo man hätte glauben sollen, er wolle bloß leuchten.« (SB III, S. 794.).

15 F288.

zuspricht, da das bildlich Dargestellte, im Gegensatz zum musikalischen Ereignis, nicht mehr erst eigens imaginiert werden müsse:

»Der Dichter, der Mitleiden erregen will, verweist doch noch den Leser auf eine Malerei und durch diese auf die Sache. Eine gemalte schöne Gegend reißt augenblicklich hin, da eine besungene erst im Kopf des Lesers gemalt werden muß. Bei der ersten hat der Zuschauer nichts mehr mit der Einrichtung zu tun, sondern er schreitet gleichsam zum Besitz, wünscht sich die Gegend, das gemalte Mädgen, bringt sich in allerlei Situationen, vergleicht sich mit allerlei Umständen bei der Sache.«¹⁶

Lichtenbergs Annahme, daß visuelle Wahrnehmungen die Empfindungen des Menschen direkt zu beeinflussen vermögen, steht in enger Verbindung mit seiner erkenntnistheoretischen Auffassung, daß die Malerei sich ob ihrer Bildhaftigkeit der Konstitution der Vorstellungen und Ideen annähert.¹⁷ Von daher gesehen erscheint die Tatsache nicht verwunderlich, daß sich *Erfahrung im Sinne Lichtenbergs*, in dem sie vor allem aus unmittelbarer Beobachtung und eigener Anschauung der Dinge resultiert, *zunächst* am Optischen orientiert.¹⁸ So nehmen visuelle Apperzeptionen sowohl im Hinblick auf Lichtenbergs hauptberuflichen Umgang mit physikalisch-naturwissenschaftlichen Phänomenen als auch in seinen physiognomischen, literarisch-satirischen und ästhetisch-philosophischen Schriften eine prominente Stellung unter den Sinnesmodalitäten ein.

*Blindheit als ›Horror Vacui‹: Lichtenbergs Kalender-Aufsatz
»Über einige wichtige Pflichten gegen die Augen«*

Im Zusammenhang mit seiner Auffassung von der Bildhaftigkeit der Vorstellungen spricht er der Qualität des Sehens gar eine existentiell notwendige Funktion zu: »Da wo das Auge undeutlich sieht [...] ist schon eine Art von Tod, wo kein deutliches Bild ist, ist keine Vorstellung.«¹⁹ Könnte dieser »Sudelbuch«-Eintrag noch im übertragenen Sinne verstanden und das Auge dementsprechend nicht als äußeres Sinnesorgan, sondern etwa als ›Auge des

16 Aus: A₁65.

17 Vgl. »So gehe dann hin und *bildere* so lange du willst in deinen eigenen Vorstellungen.« (D₁241, Hervorhebung von mir, U.F.).

18 Beispiele für die Prominenz visueller Sensationen sind vor allem die Schriften, in denen sich Lichtenberg mit der Physiognomik auseinandersetzt. Die Prominenz erklärt sich hierbei aus dem besonderen Umstand, daß die Physiognomik, auf der Wahrnehmung physiognomischer Zeichen-Sprache basierend, ausschließlich auf die visuelle Sinneswahrnehmung angewiesen ist. Hieraus ergibt sich das besondere Problem der adäquaten Verbalisierung nonverbalen physiognomischen Ausdruckspotentials, das als exemplarisch für die adäquate Verbalisierung sinnlicher Apperzeptionen angesehen werden kann. Daß jedoch auch Lichtenbergs physiognomische Schriften trotz aller Visualität einen hohen Gehalt an auditiven und sensitiven sowie an olfaktorischen und gustatorischen Sensationen aufweisen, ist eine der Thesen, die in den folgenden Ausführungen näher beleuchtet wird.

19 Aus: F₁582.

Geistes²⁰ Metapher für das Vorstellungsvermögen sein – ähnlich wie sich etwa die Begriffe ›Beobachtung‹ und ›Anschauung‹ weniger auf den visuellen Sinn im einzelnen, sondern in der Regel, wenn nicht im uneigentlichen Sinn als Metapher für ›Vorstellung‹ gebraucht, auf die Gesamtheit sinnlicher Wahrnehmungsmodalitäten beziehen –, so deutet sich jedoch bereits im Wortgebrauch (›Auge«, ›Bild«), in der Vorstellung Lichtenbergs von jenem inneren ›Auge‹ und seiner Deklaration der inneren Erkenntnisprozesse als einer Art ›Sehen‹ zumindest implizit an, daß er dem Gesichtssinn eine besondere Position unter den Sinnesmodalitäten zuspricht.

Offensichtlich tritt die sich hierin andeutende Prominenz visueller Apperzeption in Lichtenbergs Aufsatz »Über einige wichtige Pflichten gegen die Augen« zutage, zuerst veröffentlicht im »Göttinger Taschen Calender auf das Jahr 1791«. In dessen Beginn entwirft Lichtenberg eine ›Visio horribilis‹ (oder eher: ›Non-Visio horribilis‹) vom Verlust des Sehvermögens, die seine Auffassung von der Bedeutung des Gesichtssinns eindrucksvoll verdeutlicht:

»Wie wenn einmal die Sonne nicht wiederkäme, fragte Amintor. Und wie wenn sie wiederkäme und ich sähe sie nicht mehr; fühlte noch ihre Wärme, hörte noch den Lobgesang, womit sie der Wald begrüßt, und sähe sie nicht mehr? Ach! dieses ist das Los von Tausenden! Gerechter Gott! Vom Sehenden zum Blinden, welche Veränderung! Der, der noch kaum gleich einem Gott, den Himmel mit seinem Blick umfaßte; der Sonnen aufzählte zu Tausenden, die Quellen des Lichts und des Lebens für Geschöpfe ohne Zahl; der in einem Nu die Frühlingslandschaft mit ihren Blüten und Herden, oder die Pracht der Städte, oder die Wogen des stürmenden Meeres, oder den Ätna und Vesuv, oder Ägyptens Pyramiden übersah; der die Figur der Reiche, ja der Erde selbst maß und zeichnete – – da kriecht er nun, und ertastet sich mit Mühe in Monaten den kümmerlichen Plan seiner Schlafkammer; die roheste Nachformung von einer Dorfkirche würde ihn Jahre kosten, wenn sie ihn nicht den Hals kostete, und mit einer vom Ätna nur so genau, als das Bild, das im Winkel einer Landcharte Feuer speit, würde er Jahrhunderte zubringen, wenn sie nicht ganz seine Kräfte überstiege; der, der durch das Medium der Gebärden dem Menschen im Innersten des Herzens las, hört jetzt bloßes Zungenspiel; der die Wahrheit der Worte wiegen konnte, fühlt jetzt bloß ihre Glätte, und elender, abhängiger Glaube führt die Haushaltung für Selbstüberzeugung in ewiger, ewiger Nacht! – –«²¹

20 Vgl. B₁267. Ein weiterer Beleg für die metaphorische Verwendung dieses Ausdrucks findet sich in Lichtenbergs Aufsatz »Ueber Bücher=Formate«, der 1796 im »Göttinger Taschen Calender« erschien. (Vgl. Lichtenberg/Joost 1992, S. 45 sowie VS 5, S. 512). Zur Herkunft der Wendung merkt Ulrich Joost an, daß sie, »wenn auch wohl nicht vom Pietismus hervorgebracht, so doch durch ihn verbreitet (vgl. A. Langen: *Wortschatz des dt. Pietismus* 1954, 369 [...]) und vermutlich auf diesem Wege in Lichtenbergs Sprache eingegangen« (Lichtenberg/Joost 1992, S. 48) sei. Neu und typisch für Lichtenbergs Umgang mit ihr sei sein Verfahren, die »Augen des Geistes« im eigentlichen Sinne aufzufassen und sie den »Augen des Leibes« gegenüberzustellen. Vgl. Lichtenberg/Joost 1992, S. 48.

21 SB III, S. 80. Als purer Galgenhumor erscheint im Zusammenhang mit diesem Kontext Lichtenbergs allerorten gern zitierter Witz: »Wie gehts, sagte ein Blinder zu einem Lahmen. Wie Sie sehen, antwortete der Lahme.« (E₁385).

Daß der Verlust des Sehvermögens einer so folgenschweren wie tragischen Katastrophe gleichkommt, verdeutlicht Lichtenberg mittels effektvoller Metaphorik und Vergleiche. Durch den Einsatz stilistischer Mittel wie Exklamation und Interjektion erhält die Darstellung pathetischen Charakter. Zugleich wird die Tragweite des Verlusts und die Tragik des Erblindeten betont.

Das Sehvermögen verleiht dem Menschen gottähnliche Züge, die sich räumlich in der (um-)weltumfassenden Weite des Blicks, quantitativ in der Anzahl und Menge des Gesehenen sowie zeitlich in der Schnelligkeit der Wahrnehmung konkretisieren. Die Gottähnlichkeit des Sehenden wird in stilistischer Hinsicht durch die Wendung »Der, der ...« unterstützt, die an den Sprachgebrauch in der Bibel erinnert – in der Schilderung des Erblindeten setzt sie Lichtenberg bezeichnenderweise nicht ein.²² Um die Erhabenheit des Sehenden möglichst eindrucksvoll zu veranschaulichen, präsentiert Lichtenberg schließlich monumentale Beispiele als Objekte visueller Wahrnehmung wie Himmel, Sonnen, Landschaft, Städte, Meer, Vulkane, Pyramiden, Reiche und die Erde.

In grellem Kontrast zum solchermaßen glorifizierten Sehenden steht der Erblindete, der – im Gegensatz zur vogelgleichen Existenz des Sehenden – wurmartig an der Erde dahinvegetiert. Mit dem »Nu« des (Augen-!)Blicks, in dem der Sehende die Welt erfasse, korrespondieren die Monate, Jahre und gar Jahrhunderte, die der Blinde benötige, um sich eine Vorstellung von seiner Umgebung zu verschaffen, die jedoch, da lediglich »roheste Nachformung« des Ertasteten, niemals an die im Vergleich zu ihr vollkommen erscheinende Vorstellung des Sehenden heranreichen werde. Darüber hinaus sind die Perzeptionsobjekte des Sehenden und des Blinden auch qualitativ völlig voneinander verschieden: Die erhabenen Betrachtungsobjekte des Sehenden mit ihren kolossalen Dimensionen konfrontiert Lichtenberg mit der »Schlafkammer«, der »Dorfkirche« und, ein krasserer Vergleich ist kaum denkbar, mit einer Landkarten-Darstellung des Ätnas als Objekte, mit deren – noch dazu undeutlicher – Wahrnehmung sich der Erblindete begnügen muß.

Als schwerwiegende Steigerung der rigorosen Beschränkung der Perzeption hinsichtlich Zahl und Größe der Objekte sowie als letztendlich schlimmste Auswirkung erscheinen jedoch die Konsequenzen, die der Verlust der Sehkraft für die zwischenmenschliche Kommunikation bringt. Unfähig, die pathognomische Zeichensprache wahrzunehmen, und mithin ausschließlich auf die Wahrnehmung *artikulierter* Rede verwiesen, hat der Erblindete Lichtenberg

22 Die Vorstellung von der Gottähnlichkeit des Sehens findet sich auch in Goethes »Farbenlehre«. In deren Einleitung führt Goethe die Fähigkeit, Licht wahrzunehmen, auf die »unmittelbare Verwandtschaft« des Auges mit der Sonne als der Lichtquelle schlechthin zurück, und zitiert nach den berühmten Worten »eines alten Mystikers«: »Wär nicht das Auge sonnenhaft, Wie könnten wir das Licht erblicken? Lebt nicht in uns des Gottes eigne Kraft, Wie könnt uns Göttliches entzücken?« (alle Zitate aus: HA XIII, S. 324.).

zufolge die Möglichkeit verloren, in das ›Innerste der Herzen‹ seiner Mitmenschen zu *blicken*, und entbehrt damit des wichtigsten Mittels zur Verifizierung der Rede: Dem *Wissen* des Sehenden, Garant eigenständigen Überzeugungsvermögens, entspricht der bloße *Glaube*, der aus der Abhängigkeit des Blinden von der gesprochenen Sprache erwächst, die jedoch nicht nur auditiv, sondern auch sensitiv-fühlend wahrgenommen wird. Beide Sinnesmodalitäten, Hören und Fühlen, bieten allerdings laut Lichtenberg keinen adäquaten Ersatz für den fehlenden Gesichtssinn.

Die Schilderung des Erblindeten wird optisch durch jeweils zwei Gedankenstriche begrenzt:²³ Während die ersten beiden Gedankenstriche den zeitlichen Raum der Metamorphose vom Sehenden zum Blinden gleichsam visualisieren, erscheinen die Gedankenstriche am Schluß des Abschnitts nicht nur als Abgrenzung vom nachfolgenden Text, sondern zugleich als Zeichen für das Versagen sprachlichen Ausdrucks bei der Schilderung der sehkraftlosen Existenz des Erblindeten. Sie sind – paradoxerweise – *visueller* Ausdruck bestürzten Schweigens angesichts jenes Horror vacui, den Lichtenberg zwar in der Exklamation »ewige, ewige Nacht« sprachlich auszudrücken sucht, für den es letztendlich aber keinen anderen Ausdruck als das ›gar nicht Sehen‹ gibt, denn: »wer keine Augen hat, sieht nicht alles um sich her schwarz, sondern er sieht gar nicht.«²⁴ Das ›gar nicht Sehen‹ entzieht sich nicht nur der sinnlich geprägten Vorstellungskraft des Sehenden, sondern auch (und vielleicht gerade wegen seiner UnSinnlichkeit) dem sprachlichen Ausdrucksvermögen: Die Gedankenstriche erscheinen mithin als Paradoxon, indem sie jenes Unfaßbare ironischerweise gerade in jener – optischen – Form vertreten, deren Wahrnehmungsverlust gerade beklagt wird.

Lichtenberg stößt hier insofern an eine Grenze der Sprache, als sein Anspruch nach anschaulicher Darstellung mit dessen offensichtlicher Unerfüllbarkeit im Hinblick auf die sprachliche Darstellung der Blindheit kollidiert. Gerade darin erreicht aber die Horror-Vorstellung vom Erblinden in den Gedankenstrichen ihren erschreckenden Gipfel: Die Sprache stürzt ins Schweigen ab, für den Zustand des Erblindeten existiert kein anderer sprachlicher Ausdruck als das ›Nicht Sehen‹ – und selbst diese Form negierter Tätigkeit erscheint Lichtenberg hierfür anscheinend noch zuviel gesagt. Denn, so verdeutlicht sein Hinweis auf die herkömmliche, aber falsche Vorstellung von der Blindheit als Schwarz-Sehen, daß Blindheit für den Sehenden *unvorstellbar* und damit *unaussprechlich* ist: Nicht das Objekt der Tätigkeit, so suggeriert das Schwarz-Sehen, ist ein anderes und wenn Schwarz auch als ›visuelles Nichts‹ gelten mag, sondern die Tätigkeit oder Fähigkeit des Sehens existiert nicht.

23 So auch in der Erstveröffentlichung des Aufsatzes, die, da ein Manuskript Lichtenbergs nicht erhalten ist, der von mir herangezogenen Ausgabe als Satzvorlage diente. Vgl. GTC 1791, S. 90f.

24 Aus: J_{II}1651.

Bemerkenswert ist das Faktum, daß die Stilmittel, die Lichtenberg in diesem Abschnitt verwendet, exakt denjenigen entsprechen, die er andernorts zu satirischen oder auch parodistischen Zwecken einsetzt, hier der Verdeutlichung, ja Überverdeutlichung des Geschilderten dienen: Selbst die pleonastische Hyperbel vom Blinden, der »Jahrhunderte« mit der Nachformung des Vulkans zubringt, »wenn sie nicht ganz seine Kräfte überstiege«, mit der die Darstellung in Ironie umzuschlagen droht – denn: wessen menschliche Kräfte übersteigt eine ›jahrhundertelange Existenz‹ nicht? –, ist hier ernst, ja todernst gemeint. In ihr spiegelt sich das unermessliche Ausmaß des Erblindens wider, das Lichtenberg, obwohl es durch die Sprache nicht adäquat auszudrücken ist, sprachlich wiederzugeben sucht.

Daß Lichtenberg hier eigene Befürchtungen und Ängste artikuliert und reflektiert, wird im weiteren Verlauf der Ausführungen deutlich, in denen er implizit und explizit aus eigener Erfahrung spricht. So etwa in der folgenden plastisch-konkreten Schilderung, die einen Blick in die desolate innere Verfassung eines vermeintlich Erblindenden gewährt:

»Wer je einen Fehler an seinen Augen bemerkt hat, wird wissen in was für eine Verfassung ihn diese Entdeckung setzte, und was für Zeit die Augenproben wegnahmen. Der Gedanke: *in einem Jahre bist du vielleicht blind*, mischt sich in alles ein, er ist der erste beim Erwachen und der letzte beim Schlafengehen; keine Gegend und keine Gesellschaft reizt mehr; Nachrichten von neuen Entdeckungen und von neuen Büchern werden mit Unmut gelesen; selbst in Träumen sieht man sich nicht selten im Spiegel durch Augen entstellt, die sich selbst in keinem Spiegel der Welt *so sehen* könnten. Trifft ein solches Schicksal eine ohnehin hypochondrische Seele, so geht alles viel schlimmer; der vermeintliche Kandidat der Blindheit wird nun wirklich *krank*, und die reelle Krankheit verschlimmert die halb eingebildete; das Probieren der Augen bei jeder Gelegenheit nimmt zu, und die Proben fallen immer elender aus, so geht es immer crescendo fort bis zur Verzweiflung oder Tod.«²⁵

Während hier der Bezug auf eigene Erlebnisse noch nurmehr anklingt, berichtet Lichtenberg dann an späterer Stelle seines Aufsatzes explizit »aus eigener Erfahrung«²⁶ über seine Begegnungen mit Augenärzten, sogenannten »Okulisten«²⁷ – als konkretes Exempel, das zeigen soll, »wie man Augenärzte wählen müsse«²⁸. Ihren selbstreflexiven Charakter ungeachtet, verfolgt er mit seinen Bemerkungen zugleich volksaufklärerische Absichten, deren erfolgreiche Erfüllung sich in der Popularität der Schrift zeigt, die nach ihrer Erstveröffentlichung vier weitere Abdrucke, davon dreimal in separater Form, erlebte.²⁹

25 SB III, S. 81. Vgl. hierzu beispielsweise die »Sudelbuch«-Notiz: »*Blindheit bemerkt den 9^{ten} April 1775.*« (D₁635). Auch in einem Brief, den Lichtenberg am 1. Mai 1775 in London an Johann Christian Dieterich schreibt, erwähnt er ein Augenleiden. Vgl. Bw I, Nr. 279, S. 525.

26 SB III, S. 88.

27 SB III, S. 88.

28 SB III, S. 89.

29 Vgl. SB III, Komm., S. 37f. Sömmering an Lichtenberg 26.5.1795 und L.s Antwort vom 5.6.1795.

Grenzen menschlicher Sinneswahrnehmung: Latenz und Sensibilität

Die essentielle, ja existentielle Funktion visueller Wahrnehmung kann als Motivation für Lichtenbergs Gleichsetzung des Erblindens mit einer Art ›Sterben‹ oder ›Halbtod‹³⁰ aufgefaßt werden. Bestätigung für diese Annahme findet er im Umstand, daß die »Natur« den Menschen mit der Fähigkeit zur Heilung und ›Reparatur‹ des Gesichtssinns ausgestattet hat. So bemerkt er in seiner Erklärung des Hogarthischen »Wegs der Buhlerin« mit einem Seitenhieb auf die Presbyterianer:

»Die Weltweisen haben längst bemerkt, daß *Erblinden* die Hälfte des Todes sei, und wirklich scheint die Natur diese Meinung zu unterschreiben, welches eben nicht immer der Fall bei Bemerkungen der Weltweisen ist. Ich zweifle nämlich, ob es gegen irgend ein Übel in diesem Jammertal mehr Hilfsmittel gibt, als gegen das *nicht sehen können*. Blicke die Sonne aus; gut so steckten wir Lichter an. Das ist eine Kleinigkeit. Verschließt der Star das Fenster, wiederum gut, so macht der Augenarzt den Laden wieder auf. Wird der Mensch *Myops* oder sieht er von dem Universo nichts als die Spitze seiner Nase, oder wird er *Presbyt* und sieht den Kirchturm deutlich, aber nicht seinen Nächsten, der vor ihm steht, so ist der ganze Handel mit zwölf Groschen abgetan, die man an den Glasschleifer bezahlt. Mit Hülfe dieser großen Triple-Allianz von *Lichter-Zieher*, *Augenarzt* und *Glasschleifer* hat der Mensch bisher die absolute sowohl als relative Blindheit so kräftig bekämpft, *defensive* wenigstens, daß ihre Eingriffe, die sie dennoch hier und da tut, kaum der Rede wert sind.«³¹

Die Bekämpfung der Blindheit als Volksübel bildet auch das hehre Ziel der Ratschläge prophylaktischen Charakters, denen in der »Augen«-Schrift Lichtenbergs der bei weitem größte Raum zugestanden wird: So wenig wie die Vorstellung vom Erblindeten satirisch, so wenig sind jene Ratschläge zur Erhaltung der Sehkraft scherzhaft gemeint. Um dem Verlust des Augenlichts vorzubeugen, empfiehlt Lichtenberg vor allem den verantwortungsbewußten Gebrauch der Augen. Im Rahmen der Darlegung einer derartigen »Augenökonomie«³² berücksichtigt Lichtenberg sowohl die Wahl der richtigen Beleuchtung als auch die Art und Weise der Augen-Beschäftigung. Als Hilfe zur Selbstdiagnose liefert er schließlich eine Liste von Symptomen, deren Auftreten auf »Fehler der Augen«³³ schließen lassen und die Anschaffung einer Brille nahelegen. Zugleich warnt er jedoch vor dem Mißbrauch von Brillen als Mittel, intaktes Sehvermögen zu bewahren:

»Bemerkt man einen oder mehrere von diesen Umständen, so ist es Zeit, sich nach Gläsern umzusehen, die alsdann gut gewählt, den Augen zur mehrern Erhaltung, ja zur Heilung dienen, können, die sonst durch unnütze Anstrengung deutlich zu sehen, noch mehr verdorben werden würden. In diesem Verstande können die Brillen wirklich *Konserviergläser* werden. Man muß aber ja nicht glauben, wie sehr gewöhnlich

30 SB III, S. 80.

31 SB III, S. 764f.

32 SB III, S. 81.

33 Vgl. SB III, S. 90f.

geschieht, daß es Gläser gebe, die ein noch völlig gesundes Gesicht zu *konservieren* dienen. Brillen sind Krücken, und Konservierkrücken für gesunde Beine gibt es nicht und braucht man nicht.«³⁴

Am Beispiel der Brille läßt sich Lichtenbergs Praxis betrachten, ophthalmologische Terminologie im übertragenen Sinn zu verwenden – so etwa in der Vorstellung von der Applikation der Brille auf andere Sinne als den Gesichtssinn, etwa auf moralische oder intellektuelle Fähigkeiten, wie im satirischen Seitenhieb auf die Presbyterianer deutlich wird:

»Aber ach! wenn es doch auch Brillen für die übrigen fünf Sinne gäbe! Allein da sieht es erbärmlich aus! Da sinkt der *Presbyte* immer mehr in *Myopie*; *Fernsichtigkeit* wird *Kurzsichtigkeit*, und diese erstirbt bald in völliger *Blindheit*. Wer da ein *Licht* anzünden, oder den *Star* ausziehen oder eine *Brille* schleifen könnte!«³⁵

Diese ›Fehlsichtigkeit‹ der Presbyterianer, die Lichtenberg wiederholt betont, überträgt er im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag, wiederum auf einen anderen Kontext, der zugleich Lichtenbergs innovativ-unkonventionelle Ausdehnung des »Sinn«-Begriffs aufzeigt: »Er war in der Zeugungs-Gegend ein wahrer Presbyt, und wünschte oft herzlich daß man auch für jenen Sinn Brillen schleifen könnte.«³⁶

Lichtenbergs ›Brillen-Phantasien‹ hängen eng zusammen mit seinem Bewußtsein für die Determiniertheit der menschlichen Sinnlichkeit, die er in folgender Bemerkung ausgehend vom Gesicht auf andere Sinnesmodalitäten ausweitet:

»Wir sehen eine Menge von Dingen nicht, weil sie zu klein für uns sind, aber auch eine Menge, weil sie nicht Licht genug haben. [...] So kann es auch mit andren Sinnen sein. Unserm Gefühl können Dinge verschwinden weil sie zu subtil sind, oder auch weil sie sich nicht schnell genug bewegen. [...] Unserm Auge verschwinden Dinge aus doppelter Rücksicht: aus Mangel an hinlänglichem Licht und aus nicht genügsamer scheinbarer Größe.«³⁷

34 SB III, S. 91.

35 SB III, S. 764.

36 J, 671.

37 Aus: J, 1853. Über die Erkenntnis von der Eingeschränktheit der Sinnlichkeit hinaus zeigen sich im Vergleich des menschlichen Wahrnehmungspotentials mit demjenigen anderer Lebewesen andere sinnliche »Werkzeuge«, mittels denen Phänomene wahrgenommen können, die sich den menschlichen Sinnen entziehen: »Sollten nicht, so wie die Luft uns einen Sinn unterhält, andere Körper andern Tieren Sinnen unterhalten, böse Füße hauptsächlich wenn sie durch die Kälte gelitten haben, geben uns oft nicht undeutlich eine noch entfernte Witterung zu erkennen, so wie das Ohr einen entfernten Schuß, auch die Haare der Insekten können Sinnen-Werkzeuge sein, das Gewebe, ihre Schalen.« (A, 209). Lichtenbergs kreative Imaginationskraft führt ihn in diesem Zusammenhang zur Vorstellung von neuen ›Sinnen‹, die, als Ergänzung zum bereits vorhandenen Wahrnehmungsinstrumentarium, die unmittelbare Erfassung von Phänomenen ermöglichen sollen, die von den ›konventionellen‹ Sinneswerkzeugen lediglich mittelbar erschlossen werden können und daher stärker der Gefahr ausgesetzt sind, fehlerhaft zu sein: »Es wäre wohl dem Himmel ein Leichtes gewesen uns einen Sinn zu geben, der uns unmittelbar die

Verstärkung der Beleuchtung sowie Vergrößerung durch Brille und Mikroskop erscheinen als Mittel, vermeintlich unsichtbare Dinge sichtbar zu machen und bergen insofern Möglichkeit, die natürliche Begrenztheit menschlicher Sinnlichkeit, wenn auch nicht vollständig, so doch bis zu einem bestimmten Grad zu überwinden. Durch sie kann Unsichtbares sichtbar, vormals Subtiles offensichtlich, Dunkel gelichtet, Undeutliches deutlich werden. So werden Dinge, die natürlicherweise außerhalb des Bereichs menschlicher Sinneswahrnehmung liegen, wahrnehmbar, sinnfällig und erhalten erst hierin nachweisbare Existenz, die die Basis des Erkenntnisfortschritts im allgemeinen wie des wissenschaftlichen im besonderen bildet.

In dieser Hinsicht fungiert auch und vor allem das physikalische Experiment als ›Brille‹, da in ihm physikalische Phänomene, die sich in ihrer natürlichen Form etwa ob ihrer geringen räumlichen Ausdehnung der menschlichen Sinnlichkeit entziehen, durch Isolation und Vergrößerung erst ›sinnfällig‹ erscheinen.³⁸ Darüber hinaus können Phänomene, die sich der Wahrnehmung entziehen, weil für sie kein adäquates menschliches Sinnesorgan existiert, im Experiment anhand charakteristischer Wirkungsweisen sinnlich faßbar gemacht werden – so zum Beispiel der Magnetismus:

»Es ist überhaupt ein Beweis von der großen Eingeschränktheit unserer Sinnlichkeit, daß wir gerade die Hauptsachen nicht sehen. Beim Magneten sehen wir seine Farbe, und fühlen sein Gewicht, seine Undurchdringlichkeit, seine Härte; aber diese Eigenschaften sind es *nicht* – weder einzeln noch zusammengekommen – vermöge welche er das Eisen zieht. Denn alle diese Eigenschaften besitzen auch andere Körper.«³⁹

Entfernungen der Gegenstände angäbe denn so wie unser Ohr so zu reden Schwingungen von Saiten zählt. So wie das Licht nur Lage der Gegenstände ihrer Richtung nach zeigt, so wäre wohl ein Sinn möglich, der die Entfernung unmittelbar angäbe. Die Entfernung[en] der Gegenstände werden alle bloß geschlossen.« (J_{II}1782). Die Konstitution neuer Sinne hängt vor allem vom gesetzten Interessenschwerpunkt ab: So ist bei Lichtenbergs ›Entfernungs-Sinn‹ seine Orientierung am physikalisch-wissenschaftlichen Zweck offensichtlich; ebenso können jedoch auch im ethischen Bereich neue ›Sinne‹ entstehen, die sich, so Lichtenberg, vor allem aus der Betonung der Empfindung ergeben: »Die Engländer folgen ihrem Gefühl mehr als andere Menschen, daher sind sie so geneigt neue Sinnen anzunehmen, sense of truth, of moral beauty, usw.« (aus: E_I456).

- 38 In der Schrift über die ›Lichtenbergischen Figuren‹ findet sich das Gleichnis von Experiment und Brille in gesteigerter Form – durch entsprechende Vergrößerung der Instrumente, so Lichtenberg, können Experimente gar Mikroskop-hafte Funktionen erfüllen: »Experimenta enim instrumentis magnae molis insituere idem est ac phaenomena ipsa, quae praebent, microscopio sujicere, et quae antea parvitate se sua aciei et oculorum et attentionis exercitatissimae subdlexerant, hoc modo adaucta, et sensus hebetiores, et observatorem quam maxime supinum et inconsideratum fallere saepe non amplius possunt.« (Hasse 1997, S. 144 ff.) Übersetzung laut Hasse 1997, S. 145 ff.: »Denn Versuche mit großen Instrumenten durchzuführen, ist dasselbe, wie die auftretenden Erscheinungen unter das Mikroskop zu bringen, und das, was sich vorher durch seine Kleinheit selbst scharfen Augen und geübtester Aufmerksamkeit entzogen hatte, kann auf diese Weise vergrößert oft auch stumpferen Sinnen und dem nachlässigsten und unbedachtesten Beobachter nicht mehr entgehen.«

Bei der Untersuchung physikalischer Phänomene wie Magnetismus oder auch Elektrizität tritt die Determiniertheit des menschlichen Wahrnehmungsvermögen offen zutage. Magnetismus und Elektrizität existieren ausschließlich in ihren Wirkungen, ohne sie bleiben sie unbemerkt. Das Experiment fungiert hier insofern als eine Art ›Sinnesorgan‹, als es die Wirkungen magnetischer Felder offensichtlich und damit ehemals Latentes wahrnehmbar werden läßt. Latentes aufzusuchen, das »sonst niemand sieht«⁴⁰, bildet nach Lichtenberg eine der sichersten Methoden, zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Als Schlüsselfrage formuliert er dementsprechend: »Was ist das Verborgendste hierbei?«⁴¹

Die Einsicht in die Begrenztheit menschlicher Sinnlichkeit führt Lichtenberg in der folgenden Überlegung fort, in der er Ursachen natürlicher Phänomene und ihre Wahrnehmbarkeit, ausgehend vom Beispiel des Magnetismus, reflektiert:

»Da die magnetische Materie uns ganz unfühlbar, oder überhaupt kein Gegenstand unserer Sinne ist. So könnte uns der ganze Quell derselben ebenso unfühlbar sein. Es wäre möglich, daß uns der Quell der magnetischen Materie sehr nahe liege. Wenn der Himmel nur bedeckt wäre so könnten wir den ganzen Einfluß des Lichts genießen ohne seinen Quell je zu kennen.«⁴²

Lichtenberg räumt also die Möglichkeit ein, daß es Phänomene gibt, deren Ursachen im Verborgenen bleiben, da sie sich dem Bereich der menschlichen Sinnlichkeit entziehen – und auch umgekehrt, daß es sinnlich wahrnehmbare Phänomene gibt, die nicht rational erklärbar sind: »Ich kann es wohl begreifen aber nicht *anfassen* und umgekehrt.«⁴³ Für die naturwissenschaftliche Forschung folgt aus dieser Erkenntnis jedoch *nicht*, daß die sinnlich wahrnehmbaren Wirkungen, deren Quellen nicht durch die menschlichen Sinne erfaßt werden können, ignoriert werden müssen. Im Gegenteil: Die große Zahl und die Wichtigkeit der Phänomene, deren Ursache nicht über die Sinne wahrnehmbar sind, zwingt die Physiker geradezu, sie in ihre Forschung einzubeziehen, denn:

»... wollte man sich in der Physik nicht auf Effekte einlassen, deren Ursachen kein Gegenstand unserer Sinne sind, so würde eine große Lücke entstehen. Will man sich aber auf die Erklärung von Ursachen einlassen, die keine Gegenstände unserer Sinne sind, so läuft man Gefahr Luftschlösser zu bauen. Man kann also gar wohl bei dem Effekt stehen bleiben, und über die Ursachen denken wie man will.«⁴⁴

Einen der wichtigsten Aspekte bildet für Lichtenberg vor allem die *genaue Differenzierung* zwischen dem sinnlich wahrnehmbaren und somit konkret

39 Aus: H_{II}201.

40 Aus: GH_{II}186.

41 KA_{II}307.

42 J_{II}1838.

43 C_I277.

44 Aus: L_{II}896.

nachweisbaren Effekt und der Ursache, die nicht über die Sinne zu erfassen ist und deshalb im Bereich des Latenten existiert. Feststeht im Hinblick auf derartige Ursachen nur, *daß* sie existieren, während über die Art und Weise dieser Existenz im Latenten lediglich *hypothetische* Überlegungen möglich sind. Auf die Herausstellung jenes genuin hypothetischen Charakters dieser Überlegungen kommt es Lichtenberg hierbei besonders an.

Die erkenntnistheoretische Einsicht, daß sich die Welt sowohl aus latent existierenden als auch aus sinnlich wahrnehmbaren Elementen konstituiert, impliziert das Eingeständnis menschlicher Unzulänglichkeit sowie die Auffassung, daß die Konstitution der Welt von der Beschaffenheit des menschlichen Sinnenapparates abhängt. Die Vorstellung von der ›Welt‹ erhält damit einen genuinen Zug menschlicher Subjektivität. Diese Einsicht bildet für Lichtenberg eine der zentralen Erkenntnisse, die grundlegend für jede Art (natur-) wissenschaftlicher Tätigkeit sind. Auf ihr basiert seine Forderung, vor allem bei wissenschaftlichen Untersuchungen mögliche Phänomene einzukalkulieren, die *außerhalb* des menschlichen Wahrnehmungspotentials liegen. Daß er für die Veranschaulichung seiner Auffassung im folgenden just die visuelle Licht-Perzeption wählt, ist für Lichtenbergs Sinneshierarchie bezeichnend:

»Wäre es nicht gut im Anfange unserer physischen Lehrbücher das Allgemeine von unsern Sinnen beizubringen, wo die Ausdrücke von *latent* werden vorbereitet werden können. Auch daß wir Wirkungen genug in der Natur antreffen deren Ursache nicht in die Sinne fallen Ursache der Schwere, die magnetische Materie. Man bedenke nur wenn wir keine Augen hätten, wodurch offenbarte sich uns das Licht.«⁴⁵

Latenz und Sensibilität, zwei zentrale Begriffe seiner erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Reflexionen, sind insofern eng miteinander verbunden, als Latenz nach Lichtenberg ein Hauptmerkmal natürlicher Vorgänge bildet⁴⁶ und es demzufolge eines der Hauptziele naturwissenschaftlicher Experimente ist, latent existierende Phänomene für die Sinne faßbar, »sensibel zu machen«. Als weiteres Mittel hierzu ist neben der Vergrößerung oder Verkleinerung des betrachteten Bereichs die Isolierung zu nennen, denn:

»Alles hienieden ist gemischt; wir müssen jetzt nur suchen, wie wir es gehörig trennen, und eine Materie vorzüglich vor der andern erscheinen machen können. Das ist allein Gewinn *latente Dinge sensibel zu machen*.«⁴⁷

45 J_{II}2078.

46 Vgl.: »Der Begriff von Latent-werden verdiente eine eigene umständliche Behandlung. Es ist eben das Aufheben und Verschlingen der chemischen Kräfte und ihre Entwicklung wieder, durch die die Natur so vieles ausrichtet. *Es ist dieses die eigentliche Weltseele*. So wie die Kanonen-Kugel, die sich schnell um ihre Axe dreht auf einmal eine progressive Bewegung erhalten kann, und Bewegung gleichsam latent war, so kann alles latent werden, selbst allgemeinere Eigenschaft[en] als Flüssigkeit Elastizität, vielleicht Penetrabilität, Fühlbarkeit, und da allen diesen Relationen gegen unsere Sinne auch gewiß andere analoge gegen andere Körper da sind, wie die ganze Scheidekunst beweist, so läßt sich daraus viel Großes schließen.« (J_{II}1340, Hervorhebung von mir, U.F.).

47 K_{II}327.

Latent Vorhandenes kann demnach durch isolierende Trennung der Phänomene in ihre einzelnen »Materien« sinnlich wahrnehmbar werden.⁴⁸ Die (experimentelle) Aufspaltung faßt Lichtenberg im Hinblick auf das »sensibel Machen« als »eine präzipitierende Mittel«⁴⁹ auf. Sie vermag einen Prozeß auszulösen, an dessen Ende möglicherweise die Wahrnehmung eines *neuen*, bislang unbekannten, da nicht wahrnehmbaren Phänomens steht. Sofern diese Wahrnehmung zu neuen Erkenntnissen leitet, stellt die Sensibilisierung von vormalig Latentem im Experiment einen Weg zum Erkenntnisfortschritt dar.

Sensibilisierung durch »Brillen«: Experimentelles und Sprachliches

In diesem Kontext von Latenz und Sensibilität, synthetischer Verbindung und analytischer Trennung kann auch Lichtenbergs Hypothese über die *physikalisch-physiologischen Konditionen visueller Empfindung* gesehen werden: »Vielleicht ist gar die *Empfindung* des Sehens bloß eine Zersetzung des Lichts oder eine Verbindung verschiedener Stoffe unsers Körpers mit diesem einfachen Körper.«⁵⁰

Klassisches Beispiel für trennende Wirkung bildet die prismatische Aufspaltung weißen Lichts in einzelne Farben. Mit der lichtbrechenden bzw. –bündelnden Fähigkeit des Prismas vergleicht Lichtenberg die Trennung eines Ursprungsgedankens in mehrere andere bzw. die Bündelung mehrerer Ausgangsgedanken zu einem einzigen. Besonders bemerkenswert erscheint seine Ansicht, daß aus diesen Vorgängen nicht nur quantitative, sondern vor allem auch qualitative ästhetische Modifikationen der Ausgangspunkte hervorgehen:

»Er konnte einen Gedanken, den jedermann für einfach hielt, in sieben andere spalten wie das Prisma das Sonnenlicht, wovon einer immer schöner war, als der andere, und dann einmal eine Menge anderer sammeln und Sonnenweiße hervorbringen, wo andere nichts als bunte Verwirrung sahen.«⁵¹

Ebenso wie die Auffächerung eines Gedankens ist auch der komplementäre Prozeß, aus vielen verschiedenen Gedanken »Sonnenweiße« und nicht »bunte Verwirrung« hervorzubringen, als Ergebnis einer besonderen Fähigkeit und Kunst aufzufassen. Beide Fähigkeiten bilden in ihrer korrelativen Verbindung

48 Zum Zusammenhang von Sensibilisierung und Trennung vgl.: »*Latent werden, fort-leiten, sensibel werden* sind Begriffe, die einmal im allgemeinsten Verstande betrachtet zu werden verdienen. Wo plötzlich etwas sensibel wird, da geht gewiß eine Trennung vor; es ist eine präzipitierende Mittel das vielleicht den andern Bestandteil mit sich fortreißt, und was vorher ein Nichtleiter eines Bestandteils war, kann jetzt ein Leiter werden.« (K_{II}329).

49 Aus: K_{II}329. Daß »Präzipitieren« im Sinne von »im Voraus empfinden, vorwegnehmen« als eine Art »Gegenmittel« zur Latenz aufzufassen ist, geht auch aus folgender Bemerkung Lichtenbergs hervor: »Dem latent machen steht zum Teil Präzipitation entgegen.« (J_{II}1337).

50 K_{II}378.

51 J_I597.

das *methodentheoretische Ideal* Lichtenbergs, das in Notizen wie »Läßt sich dieses in andere Dinge zerfallen?«⁵², »Die Kunst alle Dinge recht tief unten anzufangen, und eine Frage in tausend untergeordnete zu zerfällen.«⁵³, »alles auf große Ideen hinaus geführt, alles ins Große«⁵⁴ und »das Schauen ins Große, dessen kein kleiner Geist fähig ist«⁵⁵ aufscheint.

Zwischen den Polen Latenz und Sensibilität bewegt sich auch Lichtenbergs Sprachauffassung, wenn er einerseits Multiplizierung der Ausdrucksweisen, andererseits Konzision des Ausdrucks postuliert. Den naturwissenschaftlichen Prinzipien Latenz und Sensibilität, synthetischer Verbindung und analytischer Trennung entsprechen die Prinzipien menschlichen Erkenntnisgewinns Witz und Scharfsinn. Von daher gesehen liegt es nicht allzu fern, wenn Lichtenberg in Analogie zur Brille für die Augen und zum Experiment für die Betrachtung natürlicher Phänomene annimmt, daß es für den Witz eine ähnliche ›Korrektur-‹ oder ›Reparaturmöglichkeit‹ gibt. Er findet sie im Wortregister, das er im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag als ›Brille‹ für die witzige Assoziationsfähigkeit, eines der grundlegenden Prinzipien menschlicher Erkenntnis sowie sprachlichen Witzes, bezeichnet und hierin erkenntnis-, sprach- und wissenschaftstheoretische Einsichten verbindet:

»Ich bin überzeugt, daß es *Brillen für die Seelenkräfte* gibt so gut wie für die Augen. Es wäre sonderbar wenn so etwas nicht sollte möglich sein. Wenn der Witz mit dem Alter schwach wird, so kann oft das Lesen von Wortregistern Vergleichen bewirken, die ohne dieses unmöglich wären.«⁵⁶

Lichtenberg spricht demnach den Wortregistern das Vermögen zu, die Aufdeckung von in der Sprache verborgenen Korrespondenzen und somit, ähnlich den physikalischen Experimenten, die Sensibilisierung von Latentem zu befördern. Wie er zu dieser Auffassung kommt, wird bei näherer Betrachtung der Relation zwischen Wortregister und Sprache deutlich, die sich zueinander verhalten wie die Einzelteile eines Bausatzes zum fertigen Modell: Charakteristisch für das Wortregister ist die Aufreihung einzelner Wörter, die auf den ersten Blick in keinem Zusammenhang zu stehen scheinen, höchstens noch einer neutralen, beispielsweise alphabetischen, Ordnung folgen. Wortregister bestehen aus einer Menge von Einzelteilen, die aus der *Isolierung des sprachlichen Kontextes* gewonnen worden sind. Durch den fehlenden Kontext richtet sich der Blick des Lesenden von Wortregistern zunächst auf das einzelne Wort, dessen individuelle Qualitäten durch den fehlenden sprachlichen Zusammenhang stärker hervortreten. Das Funktionsprinzip menschlicher Erkenntnis, darauf ausgerichtet, mittels Assoziation Ähnlichkeiten zwischen Einzelem aufzusuchen, ermöglicht schließlich die Entdeckung neuartiger

52 KA_{II}310.

53 KA_{II}307.

54 GH_{II}193.

55 Aus: D_I224.

56 K_{II}96. Hervorhebung von mir, U.F.

Korrespondenzen zwischen den einzelnen Spracheinheiten, da die subjektiv-individuelle Assoziationsfähigkeit der Rezipienten ob der isolierten Stellung Wortes nicht auf kontextbestimmten Denkschienen gelenkt wird. Insofern katalysieren Wortregister nicht nur die Wahrnehmung von (Un-)Ähnlichkeiten zwischen Einzelem, sondern auch die Entdeckung innovativer Wort-Verbindungen und leiten zur Bildung von unkonventionellen Gleichnissen sowie kreativen Metaphern, die der Versinnlichung und Individualisierung des sprachlichen Ausdrucks dienen.

Insofern erscheinen ungewöhnliche Metaphern und Vergleiche, deren Verwendung ein Charakteristikum der Schriften Lichtenbergs bildet, als ›Brillen‹, die den Blick für die in der Sprache verborgenen Korrespondenzlinien schärfen, hierbei vor allem im Hinblick auf Lichtenbergs Ideal des sinnlichen Sprachausdrucks. So etwa, wenn er in ihnen subjektive, sinnliche Eindrücke durch entsprechend ungewöhnliche Metaphorik wiederzugeben sucht, um, gemäß seinem sprachtheoretischen Ideal, »alles was er gedacht gelesen und erfahren hat bei jeder Sache die er unternimmt also auch bei jedem Buch das er schreibt vereint zum besten Zweck anzuwenden weiß, *alles so anschaulich darzustellen, daß jeder sehen muß was er selbst gesehen hat.*«⁵⁷

Die sprachpraktische Umsetzung dieses Anspruchs an die sprachliche Darstellung der Erfahrung und der Gedanken soll im folgenden zunächst anhand der Verbalisierung von Beobachtungen physikalischer Phänomene zum Zweck wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns exemplifiziert werden. Als Beispieltext bietet sich hierbei Lichtenbergs Abhandlung »Über eine neue Methode, die Natur und Bewegung der elektrischen Materie zu erforschen« an: In ihr stellt er mit den ›Lichtenbergischen Figuren‹ ein Phänomen vor, das insofern Nicht-Sinnliches visualisiert, als seine Ursache, nämlich die Elektrizität, an sich nicht sinnlich wahrgenommen werden kann.

Kennzeichnend für die Transformation der Beobachtung in Sprachzeichen ist hierbei vor allem, daß die Darstellung neben dem Anspruch nach Anschaulichkeit und Sinnlichkeit, den Lichtenberg an jede sprachliche Umsetzung von Gedanken und Erfahrungen stellt, auch den *wissenschaftlichen* Forderungen nach objektiver Beweisbarkeit und Authentizität der geschilderten Erscheinung genügen soll. Verlangt wird demzufolge eine größtmögliche Präzision bei der Wiedergabe des Gesehenen, die jedoch nicht in ausufernder Weit-schweifigkeit der Darstellung besteht, sondern vielmehr mit Lichtenbergs Ideal konziser Kürze einhergehen soll. Die wissenschaftliche Abhandlung wird insofern zur *Gratwanderung zwischen höchstmöglicher Genauigkeit und Kürze* sowie zum Spannungsfeld, das sich zwischen der sinnlichen Subjektivität des Wahrnehmenden und Schreibenden und dem wissenschaftlichen

57 Aus: J_{II}1559, Hervorhebung von mir, U.F. Vgl. auch: »Mit Beschreibungen, die so gut sind als Holzschnitte.« (B_I403). In dieser Bemerkung zeigt sich Lichtenbergs mangelnde Differenzierung der ästhetischen Medien, die in seinen Schriften häufiger anzutreffen ist.

Anspruch nach abstrahierender Allgemeingültigkeit erstreckt. So kommt es hier nicht nurmehr darauf an, den subjektiven Eindruck adäquat in Sprache umzusetzen. Vielmehr muß die Darstellung darüber hinaus bestimmten ›objektiven‹ Ansprüchen genügen, soll sie dem *wissenschaftlichen* Erkenntnisfortschritt dienen.

Diese charakteristische Mischung aus Objektivität und Subjektivität tritt in folgender Schilderung Lichtenbergs zutage, in der er seine Beobachtung elektrischer Erscheinungen am Elektrophor so präzise wie anschaulich wiederzugeben bemüht ist:

»Scintillas (si ita appellare fas est et forma et effectu fulmina minuta) quatordecim vel quindecim digitos longas elicere mihi contigit, quae manu exceptae, totum corpus vehementer concutiebant, et e clypeo ex improvise saepe demissae basin interdum insigni cum strepitu perforabant.«⁵⁸

Auffällig ist in diesem Abschnitt die Verbindung von subjektivem Anteil und objektiver Darstellung: Sie realisiert sich im Modus-Wechsel vom explizit subjektiven »mihi contigit« über die neutrale Partizipform »exceptae«, das Hasse mit dem indefiniten »man« übersetzt, zum sächlichen »clypeo«, das die Funken herabschickt. Züge objektiver Wissenschaftlichkeit erhält die Darstellung vor allem durch die Angabe möglichst präziser Längenmaße.

Im Hinblick auf die Hierarchie sinnlicher Eindrücke bietet die Schilderung einen weiteren Beleg für die Prominenz des Visuellen: Lichtenberg beschreibt zunächst die visuell wahrnehmbare Komponente des beobachteten Phänomens. Ausdrucks seines Bemühens um größtmögliche sprachliche Präzision ist die Parenthese, in der Lichtenberg seinen ›Funken‹-Begriff durch den anschaulichen Vergleich mit ›Blitzen‹ näher erläutert. Es folgt die Schilderung der sensitiven Wirkung des Phänomens (»totum corpus vehementer concutiebant«), bevor abschließend kinetische und auditive Eindrücke verbalisiert werden (»cum strepitu perforabant«). Mit dem Funken-Phänomen thematisiert Lichtenberg eine allgemein bekannte elektrische Erscheinung und demonstriert damit zugleich die Schnelligkeit dieses Vorgangs, die es unmöglich macht, deutlichere Beobachtungen als die hier geschilderten zu erhalten.

Die zentrale Problematik der Elektrizitätsforschung, ihr Forschungsobjekt so zu sensibilisieren,⁵⁹ daß es mit einer Deutlichkeit wahrgenommen werden

58 Hasse 1997, S. 146. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 147: »Es ist mir gelungen, Funken – wenn man, was der Form und Wirkung nach kleine Blitze sind, so nennen darf – von 14 oder 15 Zoll Länge zu produzieren; fing man sie mit der Hand auf, erschütterten sie heftig den gesamten Körper. Die häufig [und] unvermutet vom Schild herabgeschickten Funken durchbohrten unter bisweilen beträchtlichen Krachen die Grundfläche.«

59 Diese Problematik der Sensibilisierung von Elektrizität ist gerade in jüngster Zeit aktuell geworden. Aus der neuen Möglichkeit, Strom als ›Ware‹ auf dem Markt handeln, und dem aus ihr folgenden Konkurrenzkampf einer Vielfalt von Stromanbietern, resultiert die Notwendigkeit, Elektrizität in der Werbung zu vermitteln. Die Schwierigkeit, ein Produkt über visuell-auditive Medien zu vermarkten, das

könnte, die seine genaue Erkundung erlauben würde, bildet den Ausgangspunkt der Ausführungen Lichtenbergs:

»Etenim haud exiguo ad progressum in his disquisitionibus impedimento accidit, ut materia electrica, aut se, magneticæ instar, oculorum sensui penitus subducatur, aut ubi conspicua est, tanta cum velocitate, et quod extra omne dubium esse videtur, cum magno invisibilium comitatu, ita feratur, ut, præter locum et figuram ipsius scintillæ, quam exiguum tantum partem totius phaenomeni esse existimo, sæpiissime nihil distincte observari possit.«⁶⁰

Aufgrund der Unmöglichkeit, die Elektrizität und ihre Wirkungen *deutlich* zu beobachten und sie bildlich zu fixieren, beschränkten sich die Physiker einerseits darauf, den Teil der *Wirkungen* elektrischer Vorgänge mit größtmöglicher Präzision zu erfassen und sprachlich festzuhalten, der zumindest partiell sinnlich wahrzunehmen ist. Interessant ist das für eine physikalische Abhandlung ungewöhnliche, weil auf sprach- bzw. metaphortheoretischen Einsichten basierende Mittel, das Lichtenberg im folgenden Abschnitt anwendet, um den Gegenstand, der hier im Zentrum der naturwissenschaftlichen Bemühungen steht, in seinem vollen Ausmaß zu veranschaulichen. Lichtenberg betont nämlich die ungeheure Geschwindigkeit des Blitzes, indem er hervorhebt, daß

unsichtbar ist und auditiv höchstens als nicht gerade werbewirksames Summen sowie darüber hinaus sensitiv als *negative* schmerzhaft empfundene Wahrnehmung werden kann, führte schließlich zu einer Werbestrategie, die mit der Frage nach der Farbe des elektrischen Stroms Aufsehen erregte. Den Umstand, daß die Antworten auf diese Frage von vornherein der Willkürlichkeit ausgesetzt sind, nutzt ein Stromanbieter für eine perfekte Werbestrategie, indem er kurzerhand die Elektrizität mit der Farbe gelb verbindet und somit suggeriert, daß die von ihm hergestellte Ware kein abstrakter Begriff, sondern ein sinnlich faßbares Produkt ist, sowie zudem noch auf den Firmennamen verweist. Darüber hinaus evoziert diese Vorstellung die positive Empfindung ästhetischen Vergnügens, das mit dem phantasievollen Imaginieren einhergeht. Diese Strategie, die Unsinnlichkeit einer Ware als Freiheit der Phantasie und Möglichkeit zu nutzen, jene Ware über die Anregung der Imaginationskraft – die bekanntlich sogar intensivere Empfindungen und Vorstellungen evoziert als äußere Sensationen, so erkennt bereits Lichtenberg: »Die Phantasie malt lebhafter als die Sinne und eine Kanone im Kopf wirkt oft stärker als zwanzig vor den Augen.« (SB III, S. 582) – erfolgreich zu vermarkten, erinnert an Hans Christian Andersen's Märchen »Des Kaisers neue Kleider«, in dem die unsichtbaren Kleider gerade in ihrer *vermeintlich* positiven sinnlichen und ästhetischen Wirkung angepriesen werden: »Es ist so leicht wie Spinnweb; man sollte glauben, man habe nichts auf dem Körper, aber das ist gerade die Schönheit dabei!« (Hans Christian Andersen: Märchen. Berlin 1938. S. 93.).

- 60 Hasse 1997, S. 146ff. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 147ff.: »Denn es stellt sich für den Fortschritt bei diesen Untersuchungen als kein geringes Hindernis heraus, daß sich die elektrische Materie entweder, wie die magnetische, unserem Blick gänzlich entzieht oder da, wo sie sichtbar ist, mit einer solchen Geschwindigkeit und, was außer jedem Zweifel zu stehen scheint, unter beträchtlicher Begleitung von Unsichtbarem bewegt, so daß außer der Stelle und der Gestalt des Funkens selbst – die ich nur für einen kleinen Teil der gesamten Erscheinung halte – meistens gar nichts deutlich beobachtet werden kann.«

konventionelle, uneigentliche Sprachausdrücke wie ›blitzschnell‹, mit denen die Schnelligkeit des Blitzes sagenhaft geworden ist, hier in ihrer eigentlichen Bedeutung verstanden und auf ihren Ursprung zurückgeführt werden müssen. Denn:

»Non de fluido hic agitur, cujus rapiditatem cum fulguris celeritate quis admirator magis quam ingenuus observator forte compararet, *sed fulgur ipsum est quod spectatur*. Physici itaque phaenomeni, cujus speciem fixam reddere non poterant, vestigia saltem summa cum cura observare merito semper studuerunt. Neminem vel modicae lectionis latere poterit, quot ac quantis narrationibus, de vasis fulminis ictu perforatis, de filis metallicis et numis liquefactis et cet. scateant physicorum commentarii.«⁶¹

Ferner neigten viele Forscher dazu, das mehr oder weniger deutlich von den elektrischen Ereignissen Wahrgenommene übermäßig detailliert zu schildern. Das sprachliche Resultat dieser Bemühungen, den wahrgenommenen Bruchteil des Beobachteten möglichst lückenlos und präzise zu dokumentieren, stehe jedoch häufig in einem totalen Mißverhältnis zum Charakter des beobachteten Phänomens, so Lichtenberg:

»Quinimo saepe tam anxia cum accuratatione suas observationes retulerunt quidam paullo dicaciores, ut fulminum itinera v.c. a fumarii apice in culinam, quae vix unius temporis momenti fuerant, enarrando, libellos repleverint, quibus perlegendis hora vix tota sufficit.«⁶²

Exzessive Weitschweifigkeit der sprachlichen Darstellung sinnlicher Beobachtungen kann demnach als Versuch aufgefaßt werden, die Unfähigkeit der menschlichen Sinnlichkeit, elektrische Phänomene deutlich und möglichst vollständig wahrzunehmen, durch höchstmögliche, ja übertriebene Präzision der sprachlichen Form zu kompensieren. Die Wirkung derartiger Schilderungen weiche allerdings eklatant vom Eindruck des Beobachteten ab.

Erklärtes Ziel der Abhandlung Lichtenbergs ist die Überwindung dieses Wahrnehmungsdefizits, indem über die Versinnlichung elektrischer Felder, deren anschauliche und adäquate Wiedergabe in der Sprache sowie die Anleitungen zu eigenen Versuchen Möglichkeiten zu deutlicherer Wahrnehmung

61 Hasse 1997, S. 148, Hervorhebung von mir, U.F. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 149, Hervorhebung von mir, U.F.: »Man hat es hier nicht mit einer Materie zu tun, deren Schnelligkeit eher ein bewundernder Amateur denn ein echter Beobachter mit der Schnelligkeit eines Blitzes vergleichen würde; *vielmehr ist der Blitz selbst Gegenstand der Betrachtung*. Mit Recht haben sich daher die Physiker immer bemüht von einer Erscheinung, von der sie kein Bild festhalten konnten, wenigstens die Spuren aufs sorgfältigste zu beobachten. Es kann niemanden, der nur ein wenig Belesenheit besitzt, entgangen sein, daß die Schriften der Physiker von unzähligen Geschichten über Gefäße, die vom Blitzschlag durchbohrt wurden, über geschmolzene Metalldrähte und Münzen und ähnliches wimmeln.«

62 Hasse 1997, S. 148. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 149: »Ja oft haben die etwas redseligeren Forscher ihre Beobachtungen mit einer derart vorsichtigen Sorgfalt geschildert, daß sie beim Beschreiben der Wege von Blitzen, beispielsweise von der Spitze des Schornsteins in die Küche, was kaum einen Augenblick gedauert hat, ganze Büchlein füllten, die zu lesen eine volle Stunde kaum ausreicht.«

der elektrischen Materie eröffnet werden und so »ad naturam fluidi electrici penitius inspicendam viam sternere posse«⁶³. Die ›Lichtenbergischen Figuren‹ erfüllen hierbei die Funktion, *Latentes zu sensibilisieren*, indem sie die Wirkung der elektrischer Vorgänge *bildlich fixieren*. Insofern stehen sie für eine methodische Neuerung, die deutliche Wahrnehmung und damit genaue Untersuchung ermöglichen soll – und zudem über ihre praktischen Verwendbarkeit hinaus die physikalische Forschung auch *ästhetisch* bereichert:

»Experimenta [...] modo commemorata et pulchritudine et usus varietate antecellere mihi persuadeo. [...] usus varietate dico, primum quia eruditis methodum praebent facilem in naturam fluidi hujus inquirendi, similem illi, qua fluidi magnetici motum investigant, limaturam ferri magneti inspergentes; deinde quod monstrant in corporibus, idioelectricis potissimum, electricitate imbutis mutationes accidere, quae physicos adhuc latuerunt, ut nihil dicam de usu, quae in explicandis aliis naturae phaenomenis praestabunt.«⁶⁴

Lichtenbergs Schilderung der Beobachtungen zeichnet sich vor allem durch ihre Anschaulichkeit aus, evoziert durch augenfällige Vergleiche und Metaphern. Ihre Anreicherung mit Wendungen emotionalen Charakters wie »summo meo gaudio«⁶⁵, »largius de industria«⁶⁶, »gratissimum spectaculum«⁶⁷ und qualitativen Wertungen der Wahrnehmung und der Erscheinungen wie »pallidas ab initio ac hebetes«⁶⁸, »distinctas, pulcherrimas«⁶⁹ erscheint als (sprach-)praktische Reaktion auf die Frage »Was geht in mir dabei vor?«⁷⁰, die sich unter seinen methodentheoretischen Reflexionen findet. Mit *Gestalt und Form der Phänomene* schildert Lichtenberg zunächst ausschließlich *visuelle* Eindrücke:

63 Hasse 1997, S. 146. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 147: »einen Weg zur genaueren Erforschung der Natur der elektrischen Materie eröffnen« zu können.

64 Hasse 1997, S. 150. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 151: »Die Versuche [...] übertreffen noch, so bin ich überzeugt die eben erwähnten [anderer Forscher, U.F.] sowohl an Schönheit als auch an vielfacher Verwendbarkeit. [...] An vielfacher Verwendbarkeit deswegen, weil sie erstens den Forschern eine leichte Methode liefern, die Natur dieser Materie zu untersuchen, ähnlich jener, mit der sie die Bewegung der magnetischen Materie erforschen, dadurch daß sie auf den Magneten Feilstaub streuen. zweitens weil sie zeigen, daß in elektrisierten Körpern, besonders in eigenelektrischen, Veränderungen geschehen, die den Physikern bislang verborgen waren; um nicht zu reden von dem Dienst, den sie bei der Erklärung von anderen Naturerscheinungen leisten werden.«

65 Hasse 1997, S. 150. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 151: »zu meinem großen Vergnügen«. Diese Wendung bildet übrigens einen Kontrast zum vorgehenden »magno meo incommodo« (Hasse 1997, S. 150; Übersetzung laut Hasse 1997, S. 151: »zu meinem großen Verdruß«).

66 Hasse 1997, S. 150. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 151: »mit Eifer«.

67 Hasse 1997, S. 150. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 151: »das erfreulichste Schauspiel«.

68 Hasse 1997, S. 150. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 151: »anfangs matt und schwer«.

69 Hasse 1997, S. 150. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 151: »sehr deutlich und sehr schön«.

70 Aus: KA_{II}331.

»Sed quum postea clypeum saepe e laqueari cubiculi suspensum tenerem, evenit, ut pulvis ille in basi subsidens, non uti ante clypeum, illam aequabiliter obtegeret, sed in quibusdam partibus nunc summo meo gaudio in stellulas coiret, pallidas ab initio ac hebetes, sed largius de industria adperso pulvere, distinctas, pulcherrimas, ac operi caelato saepe non dissimiles. Apparebant interdum stellae sere innumerae, viae lacteae, ac soles majores; arcus a parte concava obscuri a convexa autem radiis distincti; ramuli nitidissime efficti iis similes, quos vapores congelati in orbiculis fenestrarum producunt; nubes porro varia sua forma ac diversis umbrae gradibus spectabiles, ac aliae denique singularis formae figurae, quarum unam tantum cum stellulis istis Tab. I continet.«⁷¹

Vor dem Verweis auf eine Abbildung einzelner Figuren besonderer Physiognomie, die der Konzision der Abhandlung insofern dient, als die Beschreibung jeder einzelnen, individuell ausgeformten Figur die Ausführungen ins Uferlose anwachsen ließe, entwirft Lichtenberg anhand von Vergleichen und Metaphern aus Kunsthandwerk (»operi caelato«), Astronomie (»stellae«, »viae lacteae«, »soles majores«), Meteorologie (»nubes«) und Flora (»ramuli«) ein anschauliches Bild der *Formen*, die er gesehen hat.

Seinem erkenntnistheoretischen bzw. -methodischen Postulat⁷² entsprechend folgt der Betrachtung der Erscheinungen ihre gedanklich-reflexive Aufarbeitung. Erst hier im Rückblick auf die Beobachtungen findet das auditive Phänomen Beachtung, das zwar, so Lichtenberg, die Entstehung der Staubfiguren begleitet, aber in der Schilderung bisher nicht erwähnt worden ist. Kurioserweise führt gerade die Verbindung jener auditiven Sensation mit den visuellen Wahrnehmungen zur *Bildung erster Hypothesen* über das Verhalten der Elektrizität, jener latenten Ursache der Figuren, über deren Wesen das Experiment näheren Aufschluß geben soll:

71 Hasse 1997, S. 150. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 151: »Als aber später des öftern den Schild an der Zimmerdecke hängen ließ, geschah es, daß der auf der Grundfläche liegende Staub diese nicht, wie zuvor den Schld gleichmäßig bedeckte, sondern sich nun an mehreren Stellen zu meinem großen Vergnügen in kleinen Sternen anordnete, die anfangs matt und schwer zu erkennen waren, die aber, als ich mit Eifer mehr Staub darauf streute, sehr deutlich und sehr schön wurden und häufig getriebener Arbeit glichen. Es zeigten sich mitunter fast unzählbar viele Sterne, Milchstraßen und größere Sonnen; Bogen, die an ihrer hohlen Seite dunkel, an ihrer erhobenen aber mit Strahlen versehen waren; ganz fein gebildete Ästchen, denen ähnlich, welche gefrorener Dampf an Fensterscheiben erzeugt; ferner Wolken, sehenswert in ihrer mannigfachen Gestalt und den verschiedenen Graden des Schattens; und schließlich andere Figuren von besonderer Form, von denen nur eine auf Tafel I nebst den genannten Sternchen abgebildet ist.«

72 Vgl. zum Beispiel folgende Bemerkung: »Wer bloß Beobachtung und Experiment häuft kömmt mir vor wie jemand der ein Register führt über die Steine, die zwei Schachspieler aufheben und niedersetzen oder wegnehmen, der der bemerkt, welche Bewegungen sie machen ist schon viel weiter, es wird ihn nicht wenig Zeit kosten die Gesetze der Bewegung genau aus zu machen, und doch wird viel Zeit verstreichen bis er die Absicht errät warum alle diese Bewegung[en] unternommen werden, und daß alles geschieht um den König zum Gefangenen zu machen. Ohne Hypothesen dieser Art läßt sich nichts ausrichten.« (Aus: J_n1521).

»Itaque precarium hunc modum sequendo, ac experimentis ludendo fessus, hebescente porro sensu delectationis, quam mihi attulerat phaenomnei novi contemplatio, experimenta ja facta diligentius perpendere et praesentia accuratius inspicere coepi. Animum tum subibat recordatio insignis stridoris ex illa Electrophori parte, quae post pulverem inspersum plurimis scateat stellulis, quo probabile reddebatur, figuras aut ex transitu materiae clypei positive electrici per resinam baseos in indumentum inferius, aut saltem ex infusione illius in superficiem ortas esse.«⁷³

Kinetische Lichteffekte, mittels nächtlicher Durchführung der Versuche visualisiert und in der Wahl der Metaphern und Vergleiche im Verlauf der Ausführungen bereits angedeutet, tragen zur Untermauerung und Erweiterung der Hypothese Lichtenbergs bei: »Hujus rei mox convictus sum penicillis luminosis, noctu institutis experimentis, ex clypeo ad basin transeuntibus, quorum tunc demum videbam projectiones esse stellulas istas.«⁷⁴ In der Fortführung der Experimente erzeugt Lichtenberg weitere kinetische und visuelle Effekte, indem er statt der Staubpartikel größere Objekte wie »ex stanni foliis sectos«⁷⁵ sowie »tubi ex lamina«⁷⁶ einsetzt.

Lichtenbergs Entdeckung der Staubfigurationen basiert nicht nur auf seiner besonderen Aufmerksamkeit und Beobachtungsweise, sondern erscheint zugleich als Produkt zufälliger Ereignisse und gezielter Handlungen wie etwa der Idee, das Versuchsinstrumentarium zu vergrößern – praktische Realisierung seines handlungsorientierten Diktums »Man muß etwas Neues *machen* um etwas Neues zu sehen.«⁷⁷ Mithin fungiert das Experiment hier nicht nur im übertragenen Sinne als ›Brille‹, sondern zielt wie die Brille *konkret* auf Vergrößerung ab.

Darüber hinaus belegt Lichtenbergs Experiment seine These, daß die spezifische Modifikation der Wahrnehmungskonditionen, wie etwa Vergrößerung oder Verkleinerung, insofern dem Erkenntnisfortschritt dient, als durch sie latente Prozesse sinnfällig werden können. Die zugunsten deutlicher Wahr-

73 Hasse 1997, S. 152. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 153: »Dieser notdürftigen Methode und dieses Spiels mit Versuchen wurde ich müde, und das Vergnügen schwand, das mir das Betrachten der neuartigen Erscheinung gemacht hatte; ich begann daher, über die schon gemachten Versuche sorgfältiger nachzudenken und die vorliegenden genauer zu betrachten. Da erinnerte ich mich des starken Knisterns an jener Stelle des Elektrophors, die nach dem Aufstreuen von Staub die meisten Sternchen aufwies, wodurch es wahrscheinlich wurde, daß die Figuren entweder durch den Übergang der Materie des positiv elektrischen Schildes durch das Harz der Grundfläche in die untere Verkleidung oder zumindest durch ihr Einströmen in die Oberfläche entstanden waren.«

74 Hasse 1997, S. 152. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 153: »Hiervon wurde ich bald durch die leuchtenden Büschel überzeugt, die in nächtlich vorgenommenen Versuchen aus dem Schild auf die Grundfläche herabfuhren und deren Projektionen, wie ich dann endlich sah, diese Sternchen waren.«

75 Hasse 1997, S. 154. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 155: »aus Zinnblättern geschnittene Tafeln«.

76 Hasse 1997, S. 154. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 155: »blecherne Röhren«.

77 J,1770. Hervorhebung von mir, U.F.

nehmung getroffenen Veränderungen haben allerdings lediglich temporären Charakter: Ermöglichte die relativ aufwendige Versuchsanordnung mit dem überdimensionierten Elektrophor die geschilderten Beobachtungen und den aus ihnen resultierenden Erkenntnisgewinn durch Aufstellung und Bestätigung von Hypothesen, so können, da die Ursache nun bekannt ist, die nachfolgenden Experimente mit kleineren Instrumenten durchgeführt werden. In dieser Hinsicht dienen derartige Modifikationen letztlich auch ökonomischen Zielen: »Causa itaque phaenomeni inventa, minoribus Electrophoris uti coepi, quibus omnia experimenta sine ullo labore et modico, sumtu institui ob uno quovis facile possunt.«⁷⁸

Lichtenbergs Abhandlung zeichnet sich durch den Umstand aus, daß in ihr verschiedene Ebenen kunstvoll-geschickt miteinander verquickt sind. So wird etwa die Problematik sinnlicher Perzeption explizit und implizit thematisiert: Explizit benennt Lichtenberg die Begrenztheit menschlicher Sinnlichkeit als zentrales Hindernis, das es in der Erforschung der Elektrizität zu überwinden gilt. Implizit ist die Problematik in der Verbalisierung der eigenen Beobachtungen Lichtenbergs enthalten. Hinweise zur methodischen Verfahrensweise unterbrechen die Schilderung der beobachteten Fakten.

Subjektiven Charakter erhält seine Darstellung nicht nur durch die – teilweise fast ostentativ anmutende – Verwendung des ›Ich‹-Modus, sondern zudem dadurch, daß Lichtenberg in die Schilderung seiner visuellen und auditiven Wahrnehmungen, die für die Darstellung der bloßen Phänomene völlig ausreichend wäre, Kommentare streut, in denen er seine innere Verfassung als Begründung und Motivation der methodischen Vorgehensweise schildert. Durch diese Kommentare wirkt die im Grunde genommen spröde wissenschaftliche Materie lebendig und authentisch. Darüber hinaus verleihen sie der Schrift zusammen mit der anschaulich-phantasievollen, ja poetischen Metaphorik ästhetisch-literarische Qualität. Insofern scheint sich der ästhetische Charakter des Ereignisses im sprachlichen Ausdruck wiederzufinden. Zu Lebendigkeit und Authentizität der Darstellung trägt darüber hinaus der Umstand bei, daß Lichtenberg eben nicht nur die reinen Phänomene schildert, sondern auch die »Occasio hujus phaenomeni observandi«⁷⁹ benennt:

»Sub initium veris anni 1777, cum post recens finitium Electrophorum, omnia in cubiculo adhuc plena erant pulveris resinosi subtilissimi, qui inter dolandum et radendum instrumenti fundamentum seu basin ascenderat et in parietibus ac libris postea subsidens, agitatione aëris facta, saepe in clypeum Electrophori magno meo incommodo decidebat.«⁸⁰

78 Hasse 1997, S. 154. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 155: »Nachdem also die Ursache der Erscheinung entdeckt war, begann ich, kleinere Elektrophore zu verwenden, mit denen alle Versuche, ohne jede Mühe und mit nur geringen Kosten eingerichtet, von jedem unschwer vorgenommen werden können.«

79 Hasse 1997, S. 150. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 151: »Anlaß zur Beobachtung dieser Erscheinung«.

80 Hasse 1997, S. 150. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 151: »Gegen Frühlingsanfang

Bemerkenswert ist hierbei die detaillierte Verbalisierung des kinetischen Potentials, das den Staubpartikel innewohnt. Die deiktische Blickführung der Schilderung – von unten nach oben und wieder nach unten – zeichnet den Weg nach, den der Staub vom Zimmer über die Wände und Bücher bis zum Schild des Elektrophors zurücklegen mußte, um schließlich zur Grundfläche des Instruments, der ›Bühne‹ jenes ›Schauspiels‹, das im Zentrum der Abhandlung steht, zu gelangen.

Bewußte Einbeziehung des Unbewußten: Wissenschaft und Subjektivität

Sinnliche Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Authentizität der Darstellung, wie sie durch die genannten Sprach- und Stilcharakteristika erzeugt werden, entsprechen dem sprachtheoretischen Postulat Lichtenbergs, das Perzipierte so zu schildern, daß die Rezipienten gleichsam ›sinnlich‹ nachvollziehen, was und vor allem *wie* der Verfasser sinnlich wahrgenommen hat. In der Schilderung Lichtenbergs fällt vor allem die Betonung des Subjektiven und des Ästhetischen der beobachteten Erscheinung auf. Mit diesem Anspruch an die sprachliche Darstellung korrespondiert Lichtenbergs erkenntnistheoretische Einsicht, daß Erkenntnisfortschritt allein aus *eigener* sinnlicher Anschauung erwächst, als deren Prämisse das eigene Handeln gilt. Die letztendliche Absicht seiner Ausführungen, so expliziert Lichtenberg, ist daher nicht nur, die Leser zur eigenen Anschauung, sondern vor allem zum eigenen *Handeln* zu bewegen. Aus dieser Zielsetzung resultiert auch sein Verzicht auf die Beifügung weiterer Abbildungen: »Sed quum non tam, quae ego viderim, *sed quid aliis sit agendum, ut videant ipsi*, indicare animus sit, conjecturas alii commentationi reservans, plures delineationes addere nolui.«⁸¹

Ausgehend von der eigenen sinnlichen Erfahrung und deren Transformation in eine Sprachform, die, indem sie sich, angereichert mit anschaulichen Metaphern und Vergleichen, durch ästhetische Qualität sowie betont subjektive Perspektivität auszeichnet, der auf größtmögliche Objektivierung bedachten, mechanistisch orientierten Wissenschaftssprache ihrer Zeit entgegensteht, wird Lichtenbergs Abhandlung zum Plädoyer für die empirisch-induktive Methode und zum Bekenntnis zur eigenen Subjektivität. Lichtenberg demonstriert hier seine Auffassung, daß Objektivität nur erreichbar ist, wenn die

des Jahres 1777, unmittelbar nach der Fertigstellung meines Elektrophors, war mein Zimmer noch voll von feinstem Harzstaub, der beim Abhobeln und Glätten des Fundaments bzw. der Grundfläche des Instruments aufgestiegen war, sich danach an den Wänden und auf den Büchern abgesetzt hatte und oft bei Luftzug zu meinem großen Verdruß auf den Schild des Elektrophors herabfiel.«

81 Hasse 1997, S. 160. Hervorhebung von mir, U.F. Übersetzung laut Hasse 1997, S. 161, Hervorhebung von mir, U.F.: »Aber da es nicht so sehr meine Absicht ist, zu zeigen, was ich gesehen habe, *sondern was andere zu tun haben, um es selbst zu sehen*, wollte ich keine weitere Abbildungen beifügen und spare die Hypothesen für eine andere Abhandlung auf.« (Hasse 1997, S. 161.)

Subjektivität der Ausgangswahrnehmung immer miteinbezogen wird. Andernfalls kann es zur Verzerrung oder gar Verfälschung der wissenschaftlichen Schlußfolgerungen kommen. Wissenschaftlichkeit ist demzufolge für Lichtenberg untrennbar mit dem Bewußtsein für die Subjektivität der Beobachtungen verbunden.

Daß gerade das bewußte Bedenken der eigenen Subjektivität Anschauung hohe Ansprüche an die Fähigkeit zur Selbstkritik und –kontrolle stellt, spricht Lichtenberg in seinem Brief vom 7. Oktober 1793 an Johann Wolfgang Goethe an, in dem er die Elastizität von Begriffs- und Wortbedeutungen anhand der Farbbezeichnung ›Weiß‹ diskutiert. Bezeichnend für seine Skepsis gegenüber der sprachlichen Darstellung von Beobachtungen, besonders in bezug auf die Wahrnehmung von Farben, ist der Umstand, daß Lichtenberg die Möglichkeit einkalkuliert, daß »die Beobachtungen [...] durch die *Phantasie* zu des Verfassers Zweck etwas abgerundet worden sind; welches gerade in diesem Theil der Physik, *bey voller Unschuld des Beobachters*, leichter als in irgendeinem andern geschehen kan«⁸². Die Schilderung eigener Beobachtungen als Demonstration und praktischer Beleg für aufgestellte Hypothesen, verbunden mit dem Anspruch nach Authentizität des Vorgeführten, bedeutet demnach zugleich, gegen die eigene, unbewußte Tendenz zum »Abrunden« der Beobachtung durch die *Phantasie* zu schreiben. Nur die Skepsis gegenüber der eigenen, subjektiven Wahrnehmung und das Bewußtsein für die Bedeutung der *Phantasie* beugt jener Gefahr vor, die Lichtenberg in einem »Sudelbuch«-Eintrag formuliert: »(In jeder Sache nur immer sehen was man schon weiß.)«⁸³ Begünstigt wird diese Neigung durch die Unbestimmtheit des sprachlichen Ausdrucks und dessen generalisierende Wirkung:

»Ich rechne nämlich bei der ganzen Schatten-Geschichte sehr viel auf die Unbestimmtheit der Ausdrücke *weiß*, *weißes* Papier usw. Die Menschen wissen freilich, was das für eine Farbe ist, die sie *weiß* nennen, aber wie vielen mag wohl je die reine weiße Farbe zu Gesicht gekommen sein? [...] Es ist mehr die Disposition zum Weiß-werden und Weiß-sein-können, in allen ihren Gradationen, was wir an den Körpern *weiß* nennen, als ihre reine weiße Farbe selbst.«⁸⁴

Neben der Selbstkritik wird deshalb vor allem die skeptische Betrachtung der Sprachbegriffe, deren präzise Differenzierung sowie die sorgfältige Trennung zwischen dem in der Realität Vorgefundenen und dem potentiell Möglichen gefordert. Als Grund für den undifferenzierten Gebrauch der Wörter, hier vor allem der Farbbegriffe, nennt Lichtenberg die *synthetische* Verbindung von Urteil und Empfindung, die ein Charakteristikum visueller Wahrnehmung bilde,⁸⁵ sowie die aus ihr resultierende *unbewußte* Verwechslung von Empfindung und Urteil:

82 Bw IV, Nr. 2303, S. 162. Hervorhebungen von mir, U.F.

83 MatI_{II} 105.

84 SB III, S. 855f.

85 Vgl. »*Das Auge* versteht und wird verstanden, plötzlich, wie der Schlag. Es findet da kein Protest statt, so gering auch die Sicherheit sein mag; mit dem *Ohr* und dem

»Wir merken dieses freilich nicht, weil in allen unsern Urtheilen die sich auf Gesichts Empfindungen gründen, Urtheil und Empfindung so zusammenwachsen, daß es uns in gewissen Jahren kaum möglich ist sie wieder zu trennen; wir glauben jeden Augenblick etwas zu empfinden was wir eigentlich blos schließen.«⁸⁶

Insofern kann der Sprachgebrauch als Widerspiegelung ungenügender Differenzierung im Zusammenhang mit visueller Wahrnehmung aufgefaßt werden. Lichtenbergs eigene Umsicht im Umgang mit verbalisierten Beobachtungen zeigt sich beispielsweise in der Wendung »sensibiler gleich«⁸⁷, mit der er die Konditionen zweier Schatten-Experimente beschreibt. Die Betonung liegt hierbei auf dem »sensibiler«, das, expliziter als sein deutsches Äquivalent »gefühl-, empfindungsmäßig«, gerade jene »Werkzeuge« enthält, die zur Einschätzung und Urteilsfindung hauptsächlich beitragen: die Sinne.

Farben und Kolorierung: Chromatik in den Schriften Lichtenbergs

Außerhalb seiner farbenspezifischen Reflexionen geht Lichtenberg mit Farben und Kolorierung in seinen Schriften eher sparsam als verschwenderisch um. Während er hauptsächlich Lichteffekte einsetzt, werden Farben häufig zur Akzentuierung von Beobachtungen sowie als symbolische Größen verwendet.⁸⁸ »Farb-Spiele« finden sich vor allem in den »Sudelbüchern«, gelegentlich in den »Briefen aus England« sowie, allerdings eher selten, in seinen »Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche«.⁸⁹

Auf welche Weise Lichtenberg Farben zur Bereicherung seiner Schilderungen gebraucht, soll im folgenden kurz anhand einiger Abschnitte aus den »Briefen aus England« exemplarisch erläutert werden, in denen Lichtenberg die kostümierten Physiognomien der englischen Schauspieler Garrick und Weston beschreibt.

Deltoides hingegen ist es ganz anders, da bleibt immer res integra und Zeit zur Gegenanstalt. Bei jenem Richter sind *Spruch und Exekution*, wie Knall und Fall immer eins; bei diesem bleibt noch immer Raum sich einmal vor der Exekution zu fragen: *sind wir nicht allzumal arme Sünder?*« (SB III, S. 700).

86 Bw IV, Nr. 2303, S. 162. Aus dieser Einsicht motiviert sich seine Kritik an den bildenden Künstlern, die, rückblickend betrachtet, fast als Antizipation impressionistischer Maltechnik erscheint: »Daher rührt es, daß die schlechten Porträtmahler die Gesichter ganz über und über mit Fleischfarbe anstreichen; sie können sich gar nicht vorstellen, daß in einem Menschen=Gesicht blaue grüne gelbe und braune Schatten seyn können« (Bw IV, Nr. 2303, S. 162).

87 Bw IV, Nr. 2303, S. 164.

88 Vgl. etwa die Symbolik von Schwarz und Weiß in Hogarths »Weg des Liederlichen«, SB III, S. 866f. Einschränkung weise ich hierbei jedoch darauf hin, daß Schwarz und Weiß laut Lichtenberg »keine eigentlichen Farben sind« (aus: L_{II}889).

89 Der Entwurf »Verschiedene Arten von Gemütsfarben« (vgl. SB III, S. 577–582), in dem Farben als sinnlicher Ausdruck abstrakter Begrifflichkeiten wie Rangordnung und Charaktereigenschaften verwendet werden, ist laut Ulrich Joost *mit Sicherheit nicht* von Lichtenberg und bleibt daher hier unberücksichtigt. Vgl. Joost, Bibl. 1998, S. 414.

Bei der Vorstellung der Schauspieler – und damit zugleich der dargestellten Charaktere – liefern die farblichen Kontrastierungen einen wichtigen Beitrag zur Versinnlichung des Beschriebenen, so etwa in der nachfolgenden Schilderung Garricks. Bemerkenswert ist hier neben der kontrastreichen farbigen Gestaltung vor allem die Nuancierung der Farben, die sich in der Verwendung sinnfälliger Vergleiche wie ›nebliges Himmelblau‹ und ›gelbe Wurzeln‹ zeigt:

»In einem Stück [...] trug er einen Rock von himmelblauem Tuch, das sich ins Nebliche zog, eine rote Weste, schwarze Beinkleider und blaue Strümpfe; die Schuh-schnallen saßen [...] etwas am äußern Abhang des Fußes, und das ungebundene Haar hing ihm in Gruppen, wie gelbe Wurzeln, um den Kopf.«⁹⁰

Zu den Farbkombinationen treten in den nächsten Portraitierungen Lichteffekte,⁹¹ die aus der Beschaffenheit des Stoffmaterials resultieren und den Gegensatz der beiden beschriebenen Physiognomien und der gesellschaftlichen Positionen der zu ihnen gehörenden Charaktere verschärfen:

»Garrick macht den Archer, einen Herrn von Stand, der sich [...] in einen Bedienten verkleidet hat, und der arme Weston den Scrub, einen Aufwärter in einem armseligen Wirtshause [...]. Garrick hat *himmelblaue* Livree, mit *funkelndem* Silber reich besetzt, einen *blendenden* Bortenhut mit einer *roten* Feder, spielt ein Paar *weiße, glänzende, seidene* Waden, und ein Paar Schnallen, die nicht besser sein können, und ist ein entzückender Kerl. Und Weston, [...] der arme Teufel, erscheint ihm gegen über in einer traurigen abgeregneten Perücke und einem *grauen* Kamisol, das vor etwa dreißig Jahren für einen glücklichern Bauch geschnitten sein mogte, mit *roten wollenen* Strümpfen und einer *grünen* Schürze.«⁹²

Durch die Kombination von Farbe, Material und Lichteffekten entsteht hier ein so farbenfrohes wie kontrastreiches Bild der beiden Physiognomien: Der

90 SB III, S. 350. Der Ausdruck ›in Gruppen hängen‹ erscheint hier als weiteres Beispiel für Lichtenbergs Vorliebe für ungewöhnliche, jedoch höchst anschauliche Assoziationen. Zur Ableitung des metaphorischen Gebrauchs der ›Gruppe‹ und Lichtenbergs Sprachgrenzen-überschreitende Assoziationspraxis vgl. E₁475: »Clusters of ideas Trauben von Ideen. Gruppe. Grape.«

91 Die Kombination von Farb- und Lichteffekten findet sich auch im Kommentar zum »Weg der Buhlerin«, eine der seltenen Stellen, an denen Lichtenberg den Kupferstich »koloriert«. Der Zweck der Farbvorstellung ist kein vorrangig ästhetischer, sondern Farbe und Licht dienen vielmehr, die Symbolik und Wirkung der Attribute im Hinblick auf die Lebensumstände Mollys zu verdeutlichen: »Über die Stuhl-lehne ist das Mäntelchen von gestern Abend geworfen, vermutlich rotes Tuch mit falschem Gold, das sich vortrefflich ausnimmt, zumal bei dem Neugierde und Phantasie spornenden Strahl eines Gassenlaternen-Lichtchens von vierter Größe im Winkel. Wo so etwas aushängt, da läuft das Londonsche Gesindel von allerlei Rang ins Garn, wie die Lerchen vor dem Spiegel im Sonnenstrahl.« (SB III, S. 760).

92 SB III, S. 351f. Hervorhebungen von mir, U.F. Zur Charakterisierung durch in bestimmter Weise kolorierte Kleidung vgl. auch folgende Stelle aus der »Heirat nach der Mode«: »Nun nur noch ein Alter von Sechszigen, ein papageigrünes Kleid mit rosenfarbigen Unterfutter und ein Paar Schuhe mit roten Absätzen, so hätte der künftige Naturgeschichtsschreiber des erkünstelten Menschen, die Züge des *alten Gecken* hier so ziemlich beisammen.« (SB III, S. 957.).

himmelblauen Livree Garricks entspricht Westons graues Kamisol und seine grüne Schürze, dem blendenden Bortenhut mit roter Feder steht die abgeregnete Perücke gegenüber, während weiße, seidenglänzende Waden sich mit rot-wollenen Strümpfen konfrontiert finden. Interessant ist, wie die Farbkombinationen in Verbindung mit Material und Licht den Stand des jeweiligen Charakters optisch widerspiegeln: Himmelähnliches Blau sowie sonnengleiches Glänzen und Funkeln deuten auf den höheren gesellschaftlichen Stand Garricks hin, während der niedriger gestellte Weston mit grau und grün farblich nicht nur dem Erdboden zugeordnet, sondern gar durch den Vergleich mit dem Teufel und das höllengleiche Rot der Strümpfe in (rang-)tiefste Gefilde versetzt wird. Die rangmäßige Gegenüberstellung der von Garrick und Weston dargestellten Charaktere, die sich in ihren kostümierten Physiognomien widerspiegelt, entspricht demzufolge bei Lichtenberg dem Gegensatz von Himmel und Erde bzw. Hölle. Das gesellschaftliche ›Kolorit‹ findet sich in farbliches Kolorit transformiert.

Mit der Erwähnung des Stoffmaterials erweitert Lichtenberg die hauptsächlich auf visuellen Reizen basierende Schilderung um die taktile Wahrnehmung. Diese Vermittlung taktiler Empfindungen, implizit enthalten in der Kontrastierung der glatten Seide und der groben Wolle, wird schließlich in der folgenden Schilderung eines Szenendetails explizit, in der die Darsteller im Spiel mit ihrem taktilen Gefühl kokettieren, um die unterschiedlichen Charaktere zu verdeutlichen:

»Endlich das Archer die herrlichen seidenen Waden zu streicheln anfängt, so will auch Weston mit seinen armseligen roten wollenen, ein Gleiches tun, retiriert sich aber wieder, und zieht mit Mitleid erregender Demütigung die grüne Schürze langsam über das Ganze.«⁹³

*Bildende Kunst und literarischer Text:
Lichtenbergs Hogarth-Erklärungen
und die Relation der ästhetischen Medien*

An den Schilderungen der Erscheinungen Garricks und Westons fällt die deiktische Blickführung auf, die in der Regel von oben nach unten verläuft.⁹⁴ Daß gerade die Deixis, die Wahl einer bestimmten Abfolge von Sensationen, eines der wichtigsten Gestaltungsmittel bei der Verbalisierung sinnlicher Eindrücke bildet – sie ist gleichsam der Kristallisationspunkt, an dem die Umsetzung von simultan Perzipierten in die Linearität sprachlichen Ausdrucks evident wird –, wird im folgenden anhand der Hogarth-Erklärungen Lichtenbergs exemplarisch erörtert.

93 SB III, S. 353.

94 Das Hintanstellen des Kopfs im zuerst zitierten Textbeispiel, möglicherweise motiviert durch die Wurzel-Metapher, bildet eine Ausnahme, wie sich bei Betrachtung weiterer Physiognomie-Schilderungen zeigen wird.

Während es bei der Beobachtung natürlicher, physikalischer Phänomene vor allem auf die unmittelbare Wahrnehmung und deren kritische Betrachtung ankommt, zeichnen sich Lichtenbergs »Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche« durch den Umstand aus, daß die in ihnen betrachteten Gegenstände die Realität bereits in künstlerischer Übersetzung bieten. Man könnte einwenden, daß auch die Natur das Produkt eines Schöpfers ist, und also auch die Wahrnehmung physikalischer Phänomene von einer Realität ausgehe, die bereits durch eine andere Instanz geprägt ist. Während jedoch die Natur die Ausgangsbasis aller Wahrnehmungen, eine Art ›gemeinsamer Nenner‹ bildet, sind die Kupferstiche Hogarths bereits eine erste *subjektive* Übersetzung der Natur in das Medium der (bildenden) Kunst. Der Kommentator der Bilder hat demzufolge drei Ebenen zu berücksichtigen, nämlich sowohl die künstlerische als auch seine eigene Individualität – sowie darüber hinaus, als beide verbindende natürliche Ausgangsbasis, die faktischen Realien der Darstellung. In den »Hogarth-Erklärungen« thematisiert Lichtenberg demzufolge im Gegensatz zur physikalischen Abhandlung nicht nur eigene Wahrnehmungen, sondern muß sich vor allem auch mit der subjektiven Wahrnehmung Hogarths, wie sie sich in dessen Kupferstichen darstellt, auseinandersetzen.

Dieser Umstand wirft eine methodische Problematik auf, die Lichtenberg in seiner Vorrede zur ersten Lieferung seiner »Ausführlichen Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche« diskutiert. Dort stellt er die beiden Vorgehensweisen vor, die ihm seiner Ansicht nach bei der Kommentierung der Kupferstiche als Alternativen zur Verfügung stehen. Die erste Methode, der sogenannte »prosaische Weg«,⁹⁵ zielt rein pragmatisch darauf ab,

»mit kurzen und dünnen Worten [zu sagen. U.F.], was die Dinge bedeuten, und [...] besonders auf solche aufmerksam [zu machen, U.F.], die jemand, der nicht mit dem Lande des Künstlers, oder noch nicht mit dessen Genie bekannt ist, entweder ganz übersehen, oder wenn er sie auch bemerkt hätte, doch nicht gehörig verstanden haben würde«⁹⁶.

Dieses Verfahren bildet einen gleichsam ›neutralen Weg‹ der Bilderläuterung, in dessen Verlauf lediglich das zum Verständnis des visuell Dargestellten notwendige *faktische* (Hintergrund-)Wissen bereitgestellt wird. Im Mittelpunkt steht hierbei die Erläuterung der *sichtbaren* Dinge und ihrer Bedeutungen. Die Erklärung erfüllt somit die Funktion, das bildlich Dargestellte zu ›konservieren‹. Sie wird zur ›Brille‹ für das mit der Zeit verlorengegangene Verständnis der historischen Zeichen.

Diese bloße Deskription des Bildes, die Wiedergabe des *buchstäblichen* Sinns der dargestellten Realien genügt Lichtenberg allerdings nicht. Er strebt vielmehr darüber hinaus die Vermittlung des dem Bild innewohnenden ›Geistes‹, der künstlerischen Individualität Hogarths an sowie der Art und Weise,

95 Vgl. SB III, S. 661.

96 SB III, S. 660f.

wie sie sich im Medium der bildlichen Darstellung zeigt.⁹⁷ Daher stellt er mit dem sogenannten »poetischen Weg«⁹⁸ jener ersten eine zweite Art der Bilderklärung gegenüber, die den prosaischen Weg als Bestandteil einschließt:

»Auf diesem müßte nicht allein alles das auch geleistet werden, was auf jenem geleistet wurde, sondern obendrein in einer Sprache und überhaupt in einem Vortrage, den durchaus eine gewisse Laune belebte, die mit der des Künstlers so viel Ähnlichkeit hatte, als möglich, und immer mit ihr gleichen Gang hielte. Was der Künstler da gezeichnet hat, müßte nun auch so gesagt werden, wie Er es vielleicht würde gesagt haben, wenn er die Feder so hätte führen können, wie er den Grabstichel geführt hat.«⁹⁹

Zur Erläuterung bloßer Tatsachen tritt demzufolge die Berücksichtigung der »Laune des Künstlers«. Die »poetische« Methode der Bilderklärung entspricht darin insofern Lichtenbergs Postulat nach adäquatem Ausdruck, als sie zu einer sprachlichen Ausdrucksform leiten soll, die ästhetische Qualitäten besitzt und dem Erklärungsobjekt *angemessen* ist¹⁰⁰ – und zwar vor allem im Hinblick auf die Verbalisierung des der Darstellung eingeschriebenen intentionellen Charakters: Der Bildkommentar soll nicht nur Wissens-Arsenal, sondern auch fähig sein, den – beispielsweise satirischen oder ironischen – *Geist* des Bildes wiederzugeben.¹⁰¹ Mit der Integration des »Geistes« erhalten die Bild-erklärungen Lichtenbergs *innovative* Züge: So konzidiert Lichtenberg in seiner Vorrede zur dritten Lieferung, daß seine Ambition, »»wo möglich mich bei diesen Erklärungen in einem Tone auszudrücken, den, nach einer gewissen Voraussetzung, Hogarth würde gewählt haben, wenn er seine Satyren *nicht gemalt*, sondern geschrieben hätte««¹⁰², über die Angemessenheit des Kommentars im Hinblick auf seinen Gegenstand hinaus vor allem darauf abzielte, »meine Erläuterungen dieser Blätter von den bisherigen zu unterscheiden«¹⁰³.

97 Vgl. auch Lengelsen 1983, S. 116.

98 Vgl. SB III, S. 661.

99 SB III, S. 661.

100 Vgl. »Ein Mann, der gut schreiben will, soll, so viel er kann, außer allem medio resistente schreiben, und bloß sich durch die Natur der Sache leiten lassen.« (B₁405). »medio resistente« ist ein Fachterminus, der in der Physik des 18. Jahrhunderts den Widerstand bezeichnet, »den die Bewegung der Körper von der umgebenden Materie leidet.« (SB I/II, Komm., S. 108. Promies zitiert hier Gottlieb Gamauf: *Erinnerungen aus Lichtenbergs Vorlesungen über Astronomie*. Wien und Triest 1814. Bd. III, S. 251.). Dieser »Sudelbuch«-Eintrag ist zugleich ein Beispiel für Lichtenbergs Praxis, (natur-)wissenschaftliche Terminologie außerhalb des wissenschaftlichen Kontexts im allgemeinen Sprachgebrauch einzusetzen, wenn ihm der Begriff am treffendsten erscheint.

101 Das erklärt die Doppeltheit der Funktion des Werks, das nach Mautner »Erklärung plus Satire« (Mautner 1959, S. 256) darstellt.

102 SB III, S. 820. Lichtenberg kennzeichnet seine Bemerkung als Zitat, da er hierin seine eigene Aussage aus der Vorrede zur ersten Lieferung paraphrasiert.

103 SB III, S. 820.

Weiterer Anspruch Lichtenbergs ist es, in seinen Erklärungen, wo möglich, die *Bedeutung* des Dargestellten zu *aktualisieren*, indem etwa die satirischen Allusionen Hogarths auf die zeitgenössische Situation des Kommentators übertragen werden:

»Mitunter könnte auch den Hieben, die er dem Laster und den Torheiten seines Vaterlandes damals so reichlich mitteilte, durch eine kleine Wendung eine Richtung gegeben werden, daß etwas davon auch auf neuere Köpfe fiel; nur versteht sich, nicht auf individua, sondern immer auf Klassen.«¹⁰⁴

Hier klingt ein Aspekt an, den Lichtenberg an späterer Stelle explizit erwähnt: Diese zweite Möglichkeit der Bilderklärung setzt zwar die werk- und zeit-immanente Interpretationsweise voraus, zielt jedoch letztendlich auf eine subjektiv-individuelle Rezeption des Bildes ab – unter Berücksichtigung der im Dargestellten implizierten Subjektivität und Individualität des Künstlers. Der Kommentartext dupliziert demzufolge sowohl das Kommentierte als auch das dem Kommentierten zugrundeliegende *Prinzip der Substitution*: Er verbindet, ja *verdichtet* die einfachen Repräsentationen des Bildes durch Analogisieren und Assoziieren zu einem textuellen Geflecht von Repräsentationsketten.¹⁰⁵ Literarische Autonomie erhält die Bilderklärung vor allem durch dieses Vorgehen, bei dem Lichtenberg seine subjektive Perspektive und individuelle Anschauungsweise, wie sie sich etwa in charakteristischen Assoziationsleistungen äußert, in Analogie zu den Intentionen Hogarths setzt. Dem ehemals Fakten-aufzählenden Kommentar wird in seiner Kombination mit der Ausrichtung auf den »Geist« des Bildes, mit der zeitgemäßen Aktualisierung des Bildtextes, vor allem aber mit der Orientierung der Interpretation an der eigenen Anschauungsweise ein individueller Zug verliehen. Er wird zum Integral zweier geistiger Individualitäten, nämlich derjenigen des bildenden und derjenigen des Sprachkünstlers:

»Noch muß ich einem Vorwurfe begegnen, den man mir schon ehemals gemacht hat: als hätte ich in Hogarths Werken Absichten gefunden, an die er selbst nie gedacht hätte. Das mag sein. Aber was schadet dieses in einer Schrift, die, ob sie gleich hauptsächlich da ist, Licht über des großen Künstlers Werke zu verbreiten, doch zugleich ihren eignen Gang geht? Mag ich doch hinzugedacht haben, was ich will, wenn ich nur nichts weggedacht oder wegerklärt habe von dem, was da ist.«¹⁰⁶

Dieses »Dazugedachte« erst verleiht der Erklärung ihre individuellen Wesenszüge und – im Hinblick auf die stilistischen Feinheiten seiner sprachlichen Ausführung – ästhetisch-literarische Qualität. Mit ihm überschreitet Lichtenberg die Grenze von der bloßen Re-Produktivität des Be-Schreibens hin zur Produktivität literarischen Schreibens.

104 SB III, S. 661.

105 Nach Graevenitz ist »Solches analogisierende, solches »poetische« Kommentieren [...] seinem Gegenstand äquivalent, seine sekundäre Repräsentationsleistung ist um nichts geringer als die primäre.« (Graevenitz 1992, S. 20).

106 SB III, S. 664f.

Lichtenbergs Postulat, das sich auf die adäquate Kommentierung und damit sprachliche Transformation der visuellen Bildinhalte Hogarths richtet, konstituiert sich demzufolge aus der Adaption des Erklärenden an die Intentionen des bildenden Künstlers bei gleichzeitiger Individualisierung des Textes, indem eigene Beobachtungen und Erfahrungen in die Darstellung eingebunden werden.¹⁰⁷ Lichtenberg überträgt dieses Textverständnis auf das Medium der bildenden Kunst, indem er Hogarths Kupferstiche nicht als einfache Reproduktion sinnlicher Wahrnehmungen, sondern als dessen *subjektiv-individuelle Formulierung mit künstlerischen Mitteln* auffaßt. Insofern legt er der bildenden Kunst dasselbe Prinzip der Darstellung sinnlicher Beobachtung und Erfahrung zugrunde wie der Sprachkunst: Literatur und bildende Kunst unterscheiden sich hier lediglich in der unterschiedlichen Beschaffenheit ihrer Darstellungsmedien, die sich dann auch in der für das jeweilige Medium spezifischen Rezeptionsweise äußert. Diese Kunstauffassung ist geprägt durch die mangelnde Differenzierung der unterschiedlichen ästhetischen Medien. Lichtenbergs Mißverständnis, daß in bildender Kunst und Dichtung die gleichen Gesetze und Prinzipien gelten, zeigt sich auch in seiner »Noctes«-Notiz »gedichtet oder gemahlt, gleich viel«¹⁰⁸, die an das Horazische »ut pictura poesis«¹⁰⁹ erinnert,

Sprache und Bild sind prinzipiell zwar insofern kompatibel, als beide charakteristische Ausformungen transformierter Erfahrung sind. Sie differieren allerdings etwa im Hinblick auf die von ihnen geforderte Rezeptionshaltung. Aus dieser wahrnehmungsbezogenen Inkompatibilität resultiert die Problematik, mit deren Lösung sich der Bilderklärende – anders als der Interpret von Texten – auseinandersetzen muß: Die besondere Schwierigkeit des Bildkommentators mit den Ansprüchen, die Lichtenberg an das sprachliche Endprodukt stellt, bildet die Transformation der durch Simultaneität geprägten visuellen Wahrnehmung in die Linearität sprachlichen Ausdrucks. Konkret bedeutet dies: Dem Beschreibenden obliegt die Wahl einer bestimmten Abfolge, einer Deixis, die möglichst sowohl dem kommentierten Gegenstand als auch seiner eigenen Argumentation entspricht.

Daß die Blickführung die sprachliche Darstellung von ihrem bildlichen Gegenstand in charakteristischer Weise unterscheidet, erwähnt Lichtenberg nicht. Vielmehr nennt er als Unterscheidungsmerkmal das von ihm »Dazugedachte«, wie etwa die eingefügten Exkurse und Assoziation. Aus seiner Auffassung, daß sein Text das Bild sprachlich nachzubilden vermag, geht zudem hervor, daß der Kommentar die Blickführung schildert, die Hogarth seinen Bildern »eingeschrieben« hat. Die Deixis erscheint in Lichtenbergs Kunstverständnis demzufolge *nicht* als Kennzeichen, das Bild und Kommentar differenziert.

107 Vgl. Ueding 1992, S. 191f.

108 Noctes, p. 14.

109 Vgl. Horaz, Ars poetica, V. 361. Allerdings steht dieses Prinzip in einem anderen rhetorischen Kontext. .

Entgegen Lichtenbergs Auffassung ergibt sich allerdings ein individuelles und für die Verbalisierung visueller Eindrücke charakteristisches Kennzeichen bilderklärender Texte schon allein aus der Tatsache, daß der Kommentierende insofern in das Bild eingreifen *muß*, als ihm die Wahl einer – seiner individuellen Deutung und Argumentation angemessenen – Deixis obliegt: Durch die Blickführung wird dem Leser des Textes *die für den Verfasser als Bild-Rezipienten charakteristische Sichtweise des Bildes* vermittelt, die jedoch auch dem Einfluß des Perzeptionsgegenstands unterliegt. Jener Einfluß des Gegenstands auf den Kommentar erscheint bei den Bildern Hogarths als besonders evident, bildet doch ein Charakteristikum seiner Kupferstiche der außergewöhnlich hohe Grad ihrer ›Lesbarkeit‹, so Charles Lamb:

»His graphic representations are indeed books: they have the teeming fruitful suggestive meaning of words. Other pictures we look at, – his pictures we read.«¹¹⁰

Der Vergleich der Kupferstiche mit Büchern impliziert, daß Hogarths Bildern bereits eine bestimmte Sukzessivität des Dargestellten und damit auch eine Deixis ›eingeschrieben‹ ist, und korrespondiert in dieser Hinsicht mit Lichtenbergs Kunstauffassung. Dies gilt vor allem für die einzelnen Szenen seiner mehrere Kupferstichplatten umfassenden Bildfolgen. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Blickführung, vor allem in den Kupferstichserien, zu einem nicht zu unterschätzenden, aber auch nicht zu überschätzenden Teil vom Künstler in die Darstellung eingeschrieben ist, so daß der Kontext die Blickführung mitbestimmt. Hingegen ist dieser Zug bei einzelnen Kupferstichblättern, die nicht Teil einer Bildfolge sind, weniger ausgeprägt: Hier unterliegt die Leserichtung der dargestellten Szene zwar auch teilweise dem Willen des Künstlers, aber der Kommentator kann, da die Szene nicht in einen größeren Kontext eingebunden werden muß, relativ autonom bestimmen, wo er seine Erläuterung aufnimmt und wo er sie beendet.

Außer an dieser vom Künstler vorgegebenen Blickführung orientiert sich die Deixis des erklärenden Textes vorwiegend an Richtlinien, die der *Bild-Kommentator* bestimmt, die von Lichtenberg allerdings nicht reflektiert werden. Hierbei stehen mehrere Alternativen zur Auswahl: Eine erste Möglichkeit besteht darin, das Bild in einer bestimmten Richtung – etwa von rechts nach links oder, wie in der Regel bei physiognomischen Beschreibungen, von oben nach unten – zu durchlaufen. Einen zweiten Weg bildet die Abhandlung des Dargestellten nach einer stringenten, durch bestimmte Kriterien festgelegten Reihenfolge – wie etwa in der »Punschgesellschaft«, in der die Personen ihrer Rangordnung entsprechend nacheinander kommentiert werden. Die Blickführung kann zudem auch nach einem dem »Schneeball-Verfahren« ähnlichen Vorgehen verlaufen, wenn die dargestellten Personen und Gegenstände auf bestimmte Weise – optisch oder thematisch – miteinander verbunden sind, und jedes Bilddetail sich in bestimmter Hinsicht auf ein oder mehrere andere

110 Lamb 1909, S. 92. Hervorhebung von mir, U.F.

bezieht, wobei es oftmals dem Kommentator überlassen bleibt, mit welchem Detail er beginnt und in welcher Richtung er seine Erläuterung fortführt.

Lichtenbergs Bilderklärungen sind meistens Konglomerate aller erwähnten Verfahrensweisen. So geht er beispielsweise bei der Erläuterung der »Herumstreichenden Komödiantinnen« von dem im Bild sichtbaren Sprachlichen aus – den beiden »Anschlag-Zetteln«,¹¹¹ von denen einer die »Dramatis persona« der dargestellten Szene aufführt: »Sie sind: Jupiter, Juno, Diana, Flora, die Nacht, eine Sirene, Aurora, ein Adler, Cupido, zwei Teufel, ein Geist und Gefolge.«¹¹² Die hier genannte Reihenfolge tritt in Lichtenbergs Text zuweilen zutage, größtenteils aber folgt er entweder einer bestimmten Leserichtung oder richtet sich nach den Beziehungen der Personen untereinander und den Gruppierungen im Bild.

Lichtenberg beginnt seine Bilderläuterung mit der Juno und ihrer engeren – belebten und unbelebten – Umgebung im Bild. Anschließend springt er zur Erklärung der Diana, die Hogarth an zentraler Stelle in der Bildmitte präsentiert. Der nach oben deutende Arm der Diana veranlaßt ihn zu einem kurzen Hinweis auf den zum Dach hineinschauenden »Dorf-Aktäon«¹¹³. Es folgt, strahlenförmig ausgehend von der Figur der Diana, die Erläuterung der um sie herum gruppierten Personen und Dinge: der vor ihr sitzenden Flora, der rechts hinter ihr streitenden Teufel, der neben diesen stattfindenden »Katzen-Beschneidung« sowie des hinter ihr plazierten Jupiter mit seinem »sehr bekannten, geflügelten Diener«¹¹⁴ Amor. Anschließend wendet er sich mit der Erklärung der Ganymed-Gruppe und dem Adler den Personen in der linken Bildhälfte¹¹⁵ zu. Eine kurze Problematisierung der Ganymed-Szene trennt die

111 Vgl. SB III, S. 670.

112 SB III, S. 670.

113 SB III, S. 674f.

114 SB III, S. 678.

115 Vermutlich aufgrund drucktechnischer oder vorlagenbedingter Gegebenheiten erscheinen die Kupferstiche oftmals seitenverkehrt wiedergegeben: So sitzt der Adler bei Lichtenberg »in der Ecke rechter Hand« (SB III, S. 680), während er auf den heutigen Ausgaben beigegebenen Abdrucken auf der linken Seite lokalisiert ist. Aus diesem Grund sind gelegentliche Abweichungen meiner Ausführungen gegenüber Lichtenbergs Erklärungen hinsichtlich der Bezeichnungen links und rechts möglich. Für meine Zwecke ist dieser Umstand zwar nicht von übermäßiger Relevanz, im allgemeinen jedoch erhalten Bilder – besonders solche, die Szenen mit großer kinetischer Energie darstellen (wie etwa die fünfte Platte der »Heirat nach der Mode«) – eine völlig andere Wirkung, wenn sie seitenverkehrt abgedruckt werden. Die Wichtigkeit dieses Problems thematisiert auch Lichtenberg am Ende seiner »Komödiantinnen«-Erklärung: »Herr Riepenhausen hat Hogarths Kopie dieses Mal nicht umgezeichnet, und das, wie mich dünkt, mit sehr vielem Recht. Denn erstlich fällt nun das Licht wieder von der Linken ein, wie es sich gehört; zweitens schneidet nun die alte Frau an der Katze mit der rechten Hand, und drittens näht die Göttin der Nacht mit der Rechten. Hätte man auch annehmen wollen, Hogarth hätte bei der Alten seine Absichten gehabt, ihr die Schere in die Linke zu geben: so war er doch gar der Mann nicht, der von einem so sehr mittelmäßigen Einfall zweimal

Kommentierung der ›Hauptdarsteller‹ von der Erörterung der abgebildeten Gerätschaften und ›Nebendarsteller‹. Bei den zuletzt Genannten geht Lichtenberg von der vorderen Bildebene aus und kommt über die sich im Mittelgrund befindenden Gegenstände zur hinteren Bildebene. Dieses Durchschreiten der Tiefe des Bildraumes impliziert zugleich eine von unten (Fußboden) nach oben (Dachboden) aufstrebende Blickführung.¹¹⁶

Zunächst kann also festgehalten werden, daß es bei der Erklärung der »Komödiantinnen« in der Hauptsache zwei deiktische ›Strömungen‹ gibt, von denen die erste horizontal von rechts nach links bzw. für Lichtenberg von links nach rechts¹¹⁷ und die zweite vertikal von unten nach oben bzw. in die Tiefe von vorne nach hinten verläuft. Unterbrochen wird die horizontale Lese-richtung vor allem durch Verweise auf Personenbeziehungen untereinander und durch Exkurse in Form assoziativer Gedankengänge, die einen besonderen Aspekt des Dargestellten thematisieren.

In ähnlicher Art und Weise verfährt Lichtenberg auch in seinen anderen Kommentaren mit der Blickführung. Allerdings liegt seinen Hogarth-Erklärungen keine einheitlich festgesetzte Deixis zugrunde. Sämtliche Erläuterungen variieren aber, jeweils auf den speziellen Charakter des gerade vorliegenden Bildes abgestimmt, mehr oder weniger die oben genannten drei Weisen der Deixis.

Eine wichtige Position innerhalb der »Ausführlichen Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche« nehmen die physiognomischen Personen-Schilderungen ein. Die Blickrichtung bei der Erläuterung der Physiognomie einzelner Personen verläuft in der Regel von oben nach unten, vom Kopf zu den Füßen, so etwa die graduell absteigende Schilderung Ganymeds: »Das lange Haar, die noch zur Zeit nicht abgewischten Schönplästerchen, die nicht zu verkennende Breite unter den Hüften hinter der Rocktasche, die ganze Form der Beine und Knie«¹¹⁸.

Die Gestalt einzelner Figuren gibt gelegentlich Anlaß zu physiognomischen Exkursen. So enthält die physiognomische Beschreibung der Diana einen satirisch-ironischen Seitenhieb auf physiognomische Betrachtungspraktiken:

auf einem und demselben Blatt Gebrauch hätte machen können, und viertens kommen nun Ganymeds Knopflöcher auch wieder an die linke Seite. Wollte man auch da sagen, der Rock wäre ein gewendeter. Lieber Himmel! was für Unsinn ließe sich nicht durch eine solche Hermeneutik rechtfertigen!« (SB III, S. 687). Vgl. besonders Wölfflin 1941.

116 Vgl. Abb. 2, S. 465.

117 Hierbei ist wichtig, daß Lichtenberg *von links nach rechts* vorgeht, da dies im allgemeinen der Leserichtung okzidentaler Sprachen entspricht und er somit das Bild Hogarth tatsächlich ›lesen‹ würde.

118 SB III, S. 679. Vgl. auch die Beschreibungen des Adlers (SB III, S. 680f.) und der Juno (SB III, S. 671f.).

»Diana war schlank und groß, sie ragte überall um eine Kopflänge hervor. Die unsrige hier ist untersetzt und fleischigt, und bei dieser Lage der Dinge ereignet sich ein sehr wichtiger Umstand. Kopf und Herz kommen hier einander um eine ganze Spanne näher. Was das arme und warme Herz brütet, gelangt hier noch arm und warm, wie es ist, zum Kopf, und eine geometrische Spanne wird zu einer moralischen Meile. O! Wohl allen den aufgeschossenen Hageren, bei denen die warmen Machinationen des Herzens Zeit haben, sich auf dem meilenlangen Wege zum Kopf abzukühlen! Es sollen daher die langen Knochensysteme, wo nicht allen, doch manchen Tugenden seit jeher viel günstiger gewesen sein, als die mehr zusammen gedrückten und überfleischten.«¹¹⁹

Derartige Seitenhiebe auf die Physiognomik treten häufiger auf. Allerdings ist eben zitierte Stelle insofern besonders beachtenswert, als Lichtenberg hierin auf seine eigene Physiognomie alludiert. Der ironische Charakter der Stelle wird im Vergleich mit folgendem »Sudelbuch«-Eintrag deutlich, in dem er nämlich von sich selbst sagt:

»Bei mir liegt das Herz dem Kopf wenigstens um einen ganzen Schuh näher als bei den übrigen Menschen, daher meine große Billigkeit. Die Entschlüsse können noch ganz warm ratifiziert werden.«¹²⁰

Dieses Beispiel verdeutlicht in besonderer Weise, wieviel »Lichtenbergisches« in den »Hogarth-Erklärungen« enthalten ist. In derartigen Textstellen zeigt sich, daß seine Bildkommentare nichts weniger als das bloße Beschreiben des Vorgefundenen, sondern vielmehr eigenständige künstlerische Produkte subjektiv-individueller Prägung sind, die Lichtenberg mit seinen eigenen Gedanken und Assoziationen und also nicht direkt zur eigentlichen Bilderklärung gehörenden Argumentationssträngen bereichert. Diesem Charakteristikum der Bilderklärungen Lichtenbergs trägt August Wilhelm Schlegel in seinem Kommentar Rechnung:

»Ueberhaupt hat Lichtenberg dem Hogarth so viel geliehen, daß man bey einem Urtheil über diesen wohl auf seiner Hut seyn muß, die Grundfäden von dem feineren Einschlag des Auslegers zu unterscheiden.«¹²¹

Schlegels metaphorische Wendung von den »Grundfäden« der Kommentare unterstützt die These, daß die Texte Lichtenbergs als *Geflecht zweier individuell-subjektiver Perzeptionsweisen* aufgefaßt werden können. Das, was »Lichtenberg dem Hogarth [...] geliehen« hat, zeigt sich vor allem in der charakteristischen Verbindung der im Bild dargestellten Einzelheiten durch die Wahl einer besonderen Blickführung (die Lichtenberg allerdings nicht bewußt als Merkmal seiner eigenen, individuell-subjektiven Bild-Rezeption reflektiert), in den zahlreichen metaphorischen und gleichnishaften Wendungen und Exkursen, die auf Analogiebildung zur Darstellung Hogarths basieren und etwa zur Aktualisierung der Bildinhalte beitragen.

119 SB III, S. 674.

120 G_{II}20.

121 Schlegel, A. W. 1799, S. 310.

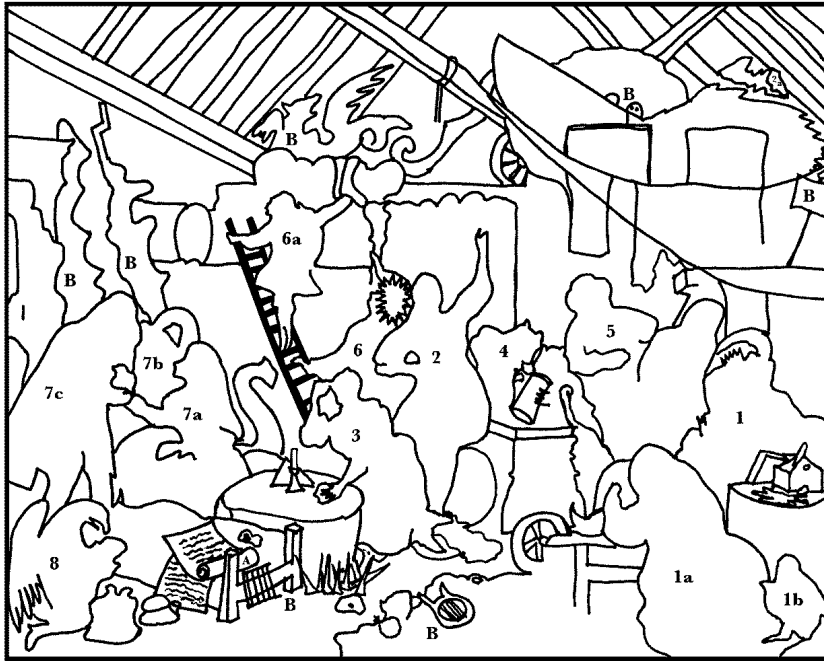


Abbildung 2: William Hogarth: »Strolling Actresses in a Barn«. Schematisierte Darstellung nach der Abb. in Lichtenberg/Mautner 1991. Die Abfolge der Zahlen und Buchstaben bezieht auf die Deixis in Lichtenbergs »Erklärung«.

Legende:

A	Anschlagzettel
1	Juno
1a	Göttin der Nacht
1b	Affe
2	Diana
2a	Dorf-Aktäon
3	Flora
4	Teufel
5	Katzen-Beschneidung
6	Jupiter
7	Amor auf der Leiter
7a	Wasser-Nymphe
7b	Aurora
7c	Ganymed
8	Adler
B	Gerätschaften und »Nebendarsteller«

Beispielhaft hierfür erscheint die metaphorische Ausdrucksweise, die die physiognomischen Beschreibungen der gezeigten Personen prägt und mit Bedeutungen belädt:

»Zuerst fällt in die Augen, wie derbes, schwarzes Hebräisch unter profanem Latein mit Didotischen Bleichern gedruckt, der Pastor, vermutlich minder Schriftgelehrter als Pharisäer, indem er sich nicht einmal scheut, bei diesem mitternächtlichen Gelag in seinem Amtshabit (Cassock) zu erscheinen. Indessen ist er nun auch zur Frühpredigt, wie man sagt, fix und fertig.«¹²²

Visuelle »Hieroglyphe«: Kleidung als »fixierte Handlung«

Entsprechend der eben zitierten Schilderung des Pastors aus der »Punschgesellschaft« räumt Lichtenberg der Kleidung oftmals eine gewichtige Stellung in seinen physiognomischen Deutungen ein. In der Regel dient die Kleidung, wie auch in der Schilderung Garricks und Westons, zur gesellschaftlich-sozialen Einordnung der betreffenden Person. Sie kann jedoch laut Lichtenberg auch als Indikatorin bestimmter innerer Wesenszüge eines Menschen fungieren und die physiognomische bzw. pathognomische Urteilsbildung nachhaltig beeinflussen, wenn, wie bei Lichtenberg, Kleider als »fixierte Handlungen« aufgefaßt werden und die Handlungen eines Menschen eben »gemeiniglich Fortsätze seiner innern Beschaffenheiten, seines Gehirns pp.«¹²³ sind.

Diese Auffassung von der Kleidung als Korrekturin physiognomischer oder pathognomischer Urteile thematisiert Lichtenberg in seiner »Anti-Physiognomik«:

»Was aber unserm Urteil aus Gesichtern noch so oft einige Richtigkeit gibt, sind die, weder physiognomischen und pathognomischen, untrüglichen Spuren ehemaliger Handlungen, ohne die kein Mensch auf der Straße oder in Gesellschaft erscheinen kann. Die Liederlichkeit, der Geiz, die Bettelei etc. haben ihre eigne Livree, woran sie so kenntlich sind, als der Soldat an seiner Uniform, oder der Kaminfeger an der seinigen. Eine einzige Partikel verrät eine schlechte Erziehung, und die Form unseres Hutes und Art ihn zu setzen, unsern ganzen Umgang und Grad von Geckerei. Selbst die Rasenden würden öfters unkenntlich sein, wenn sie nicht handelten. Es wird mehr aus Kleidung, Anstand, Kompliment beim ersten Besuch, und Aufführung in der ersten viertel Stunde, in ein Gesicht hinein erklärt, als die ganze übrige Zeit aus demselben wieder heraus. Reine Wäsche und ein simpler Anzug bedecken auch Züge des Gesichts.«¹²⁴

Unter diesem Blickwinkel rangiert die Kleidung auf Höhe der pathognomischen Zeichen, wie diese bildet jene gleichsam »eine *Sprache für das Auge*«¹²⁵ – die allerdings, anders als die pathognomischen Körperformen, manipuliert werden kann: »»Wenn der Mensch seinen Körper ändern könnte wie seine Kleider, was würde da aus ihm werden«¹²⁶. Kleidung, von Lichtenberg auch

122 SB III, S. 691.

123 Aus: E,476.

124 SB III, S. 289.

125 SB III, S. 233.

126 Aus: F,292.

als das »schönste [...] Drittel [...] unsers ganzen Wesens«¹²⁷ aufgefaßt, ist demnach sinnliches Zeichen, das innere Zustände zu sensibilisieren vermag. Sie steht zwischen den natürlichen und den konventionellen Zeichen: Lichtenberg faßt sie einerseits als »das adoptierte Fell«¹²⁸ auf. Frei vom Individuum gewählt, avanciert sie andererseits zum Ausdruck der Individualität, zu einer Art »Hieroglyphe«, die zur Deutung einlädt: »Eine Livree und Uniform können noch so freudig sein, so bald aber jemand an seinem eigenen Leib die Sachen aus eigner Wahl trägt, so ist das Kleid nicht mehr Decke sondern Hieroglyphe.«¹²⁹

In seinem satirischen Kalender-Aufsatz »Ein neuer Damen-Anzug, vermuthlich in Indien«, zuerst erschienen im »Göttinger Taschen Calendar auf das Jahr 1796«¹³⁰ führt Lichtenberg seine Auffassung von der Kleidung als einer eigenen »Sprache für die Augen« aus, indem er überzeugend aufzeigt, »was aus beweglicher Kleidung gemacht werden kann. Nichts geringeres als eine ganze *Sprache*, wovon dieses kaum acht Stammwörter für den Hut sind, die aber sehr reich ist, und ihre eigenen Wendungen und Figuren, ihre eigene Prose und Poesie hat.«¹³¹ Der Hut, im Gegensatz zu den schweigsameren »Beinkleidern« oder »Halskrägen« als eines der mittheilsamsten Kleidungsstücke fähig, »Deklation und Inklation«¹³² auszudrücken, dient ihm hierbei als Exempel, um die Vielfältigkeit der »Kleidungssprache zu demonstrieren:

»Der Männeranzug hat daher durch den runden Hut wirklich unendlich viel von seiner Bedeutung verloren. Ehemahls preßte man zwar seinen dreyeckigen Vorgänger, und trug das trockene Präparat unter dem Arme. Allein, weil er da nicht blieb, sondern aus einer Hand in die andere gieng, so betete und fluchte und drohte und charmirte er mit in der Welt, wie auf dem Theater, vertrat Fächer-Stelle, Präsentirteller-Stelle für Fächer, Schnupftücher, Handschuhe, oder was sonst noch einer schönen Hand entfallen konnte, und war daher sehr gesprächig. Dieses ist nun alles durch den runden Hut gleichsam wie abgeschnitten. Er ist viel zu einfach und von zu wenig Worten für die beredete Welt, daher er auch selten mitgenommen wird, wo Beredsamkeit nöthig ist. [...] Der Pantalon, der Spatzier-Knüppel, und der hohe steife Kragen, sind nur ein geringer Ersatz für den Triangel. Beinkleider bleiben Beinkleider. Sie waren, so lange sie existiren, immer nur von wenig Worten, und diese sprachen die strammen, ledernen, seit jeher besser als die Pantalons. Der Spatzier-Knüppel ist freilich beredter, aber doch immer nur in gewissen Fächern, *Meum* und *Tuum*, Menschenrechte, Raum und Zeit u.d.gl.; bey dem steifen Kragen denkt man höchsten einmal an das Halseisen.«¹³³

127 LH, S. 261 und GTC 1794, S. 213.

128 Aus: J₁1210.

129 Aus: F₁334. Vgl. auch Graevenitz 1992, S. 13. Den engen Zusammenhang von Sprache und Kleidung demonstrieren auch Gleichnisse wie »Aus dem Blöken eines Kindes ist Sprache so geworden, wie aus dem Feigenblatt ein französisches Gala-Kleid.« (F₁520).

130 Vgl. GTC 1796, S. 146–159. Hier zitiert nach der Neuedition des Textes durch Wolfgang Promies im Lichtenberg-Jahrbuch 1995.

131 Lichtenberg/Promies 1995, S. 8. Hervorhebung von mir, U.F.

132 Aus: B₁294.

133 Lichtenberg/Promies 1995, S. 8.

Die Möglichkeit der Modifikation, die als Charakteristikum der Kleidung im Gegensatz zum ansonsten so gut wie unveränderlichen Körper des Menschen steht, faßt Lichtenberg nicht nur als Angebot, sondern eher als Aufforderung, ja *Verpflichtung zur Veränderung* auf. Daß sich die Kopfbedeckungen der Damen, entgegen der Variationsfreudigkeit ihrer männlichen Pendants, durch eine weitgehende Monotonie auszeichnen, die jede auch noch so vielfältige Pathognomik überlagert, scheint Lichtenberg daher im folgenden fast anzuprangern. Bemerkenswert ist hierbei die metaphorische Wendung, in der er der Hut-Positionierung in die Kategorie des *auditiv*-musikalischen Ereignisses einordnet und damit einen reizvollen Kontrast zum *visuellen* Mienenspiel herstellt:

»Vergleicht man nun dieses mit den Hüten unsrer Damen (der Englischen), was für Einförmigkeit pro tempore! Wie der Hut sitzt, so sitzt er von vier des Nachmittags bis Morgens um zwey. Ist das Spiel der Augen und der Lippen auch noch so mannichfaltig, was hilft das, wenn um den Kopf herum immer auf Einer Saite dazu gegeigt wird? Fast nichts ist ja veränderlich an dem Meisterstück der Schöpfung, als höchstens, die Gürtung mit der Saloppe, und der Flug der Robe beym schnellen Gange [...]. Wäre es nicht herrlich, ihrem Anzuge noch mehr Beweglichkeit und dadurch mehr Bedeutung zu geben.«¹³⁴

Lichtenbergs Postulat nach »mehr Beweglichkeit und mehr Bedeutung« der Kleidung besitzt auch im Hinblick auf die Wortsprache Gültigkeit. Erscheint doch der Vergleich von Kleidung und Sprache reversibel, wenn Lichtenberg den Sprachstil als Bekleidung der Gedanken deklariert:

»Lieber Freund, du kleidest deine Gedanken so sonderbar, daß sie nicht mehr aussehen wie Gedanken.
Sage mir ob dieser nicht seltsam gekleidet ist und du sollst alle die meinigen nackt sehen ehe sie noch meine Sinnen mit ihrer Livree bedecken. Es ist eine Schande, die meisten unserer Wörter sind mißbrauchte Werkzeuge, die oft noch nach dem Schmutz riechen, in dem sie die vorigen Besitzer entweihten. Ich will mit neuen arbeiten, oder ohne so viel Luft dazu zu brauchen, als ein Sommervogel aussumst, nur mit mir selbst in alle Ewigkeit sprechen.«¹³⁵

In diesem »Sudelbuch«-Eintrag weist Lichtenberg emphatisch auf den innovativen Umgang mit Sprache hin: Er sich weigert sich, seine Gedanken in »alte, abgetragene Wort-Kleidung« zu hüllen, und will eher die Isolation von der Sprachgemeinschaft in Kauf nehmen, als auf neue Wörter zu verzichten. Dieses Postulat vom innovativ-individuellen Sprachgebrauch realisiert Lichtenberg in den »Hogarth-Erklärungen« durch die Verwendung ungewöhnlicher Metaphorik sowie außergewöhnlicher thematischer Assoziationen, die den Texten ihr Lichtenbergisch-pointenreiches Gepräge verleihen. Entsprechend konstatiert Arz:

134 Lichtenberg/Promies 1995, S. 8f.

135 Aus: B₁346. Lichtenbergs Vorstellung vom sprachlichen Stil als einer Kleidung der Gedanken demonstriert auch seine Idee einer »Metaphern-Ordnung, so wie eine Kleider-Ordnung.« (aus: F₁163).

»Der Text führt den Leser von Detail zu Detail, von versteckten Beziehungen zu verblüffenden Pointen; er wird dem Betrachter unentbehrlich, und dieser ist bald so weit, ihn höher noch zu schätzen als die Bilder. So wird der Betrachter vom Bild zum Gedanken, vom anschaulich-sinnlichen Wahrnehmen zum begrifflichen Verstehen abgedrängt. Das geht so weit, daß die künstlerische Qualität des betrachteten Werkes im Kunsturteil zu kurz kommt.«¹³⁶

Während ich Arz' Einschätzung der Textqualität im Hinblick auf die Detailliertheit und den Pointenreichtum teile, stimme ich seiner Schlußfolgerung, daß der Text den durch ihn kommentierten Wahrnehmungsgegenstand überlagert, allerdings nur bedingt zu: Lichtenbergs Hogarth-Erklärungen erhalten durch ihre Anreicherung mit individuellen Beobachtungen, Assoziationen und Exkursen zwar weitgehende, aber doch keine völlige Autonomie von ihrem visuellen Betrachtungsgegenstand. Denn Lichtenbergs detaillierte Schilderung besteht hauptsächlich aus metaphorischen Formulierungen, die dem Text einerseits insofern Autonomie verleihen, als sie zwar auch ohne den bildlichen Gegenstand verstanden, allerdings nicht in ihrem gesamten Ausmaß erfaßt werden könnten. Gerade durch ihren häufig verrätselnden Charakter lenken sie den Blick auf das Bild, und erst im anschauenden Vergleich offenbaren sich Wirkung sowie Qualität der Schilderungen Lichtenbergs.

Darüber hinaus weist Lichtenberg nicht selten durch bestimmte deiktische Stilmittel auf das Bild hin – etwa durch Einsatz von lokalisierenden Adverbien wie ›hier‹ und ›dort‹ oder gar durch Aufforderungen wie »Man vergleiche ums Himmels willen, diese Figur mit dem *Schnitzbilde* auf dem ersten Blatt.«¹³⁷ Die Anschaulichkeit und Sinnlichkeit der Sprache Lichtenbergs, deren Motivation teilweise auf dem Anspruch beruht, einen dem (sinnlichen!) Gegenstand adäquaten Ausdruck zu finden, hält den Rezipienten der ›Hogarth-Erklärungen‹ nicht vom eigenen Anschauen des bildlichen Gegenstands ab, sondern führt ihn eher darauf hin: Die Betonung der Individualität der Darstellung appelliert geradezu an den Rezipienten, das im Text Dargestellte anhand eigener Anschauung zu verifizieren und zu vergleichen.

Diese Aufforderung zum Vergleich der Wahrnehmung Lichtenbergs mit dem wahrgenommenen Gegenstand auf der einen Seite sowie im Hinblick auf die eigene Wahrnehmung des Objekts ist das zentrale Anliegen der ›Hogarth-Erklärungen‹. Sie sind demzufolge nicht darauf ausgerichtet, Hogarths Bilder im »Kunsturteil« zu sehen. Vielmehr strebt Lichtenberg in erster Linie die adäquate Versprachlichung *seiner* subjektiven sinnlichen Wahrnehmung an. Hogarths Intentionen werden dabei zwar bewußt berücksichtigt, im Vordergrund steht letztlich dennoch die individuelle Anschauung des Betrachters, die eine andere, wenn nicht sogar innovative Betrachtungsweise der Bilder gewährleisten soll. Insofern erscheinen Lichtenbergs ›Hogarth-Erklärungen‹ als praktische Realisierung seines grundlegenden Postulats, »Neue Blicke

136 Arz 1987, S. 146.

137 SB III, S. 749.

durch die alten Löcher« zu werfen, und entsprechen darin seiner Vorstellung von angewandter Aufklärung:

»Mit Vergnügen sehe ich, daß, was auch das Schicksal dieser Unternehmung überhaupt sein mag, sie gewiß dazu beitragen wird, eines der merkwürdigsten Produkte des Genies selbst in England noch *mit andern Augen anzusehen*, als bisher geschehen ist, und endlich einmal der Welt diejenige *Aufklärung* darüber zu verschaffen, die freilich nur allein von dort aus erwartet werden kann.«¹³⁸

Die »Ausführlichen Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche« sind daher weniger Deskriptionen künstlerischer Qualitäten der Bilder und sollen es auch gar nicht sein. Sofern sie vielmehr auf der Auffassung von der zeichenhaften Bedeutung des Dargestellten basieren, wird jenes Dargestellte zum Kürzel und das Bild insgesamt zu einer Art visueller Abkürzung bestimmter – möglicherweise latent stattfindender – Prozesse. Wie die Lichtenbergischen Figuren elektrische Prozesse bildlich fixieren und damit deren genauere Wahrnehmung ermöglichen, wie die Kleidung als »fixierte Handlung« äußerer Ausdruck der inneren Verfassung ist, so fixiert Hogarth in seinen Kupferstichen Spuren und Resultate menschlichen Handelns. Diese Auffassung des Bildes als Abkürzung bildet insofern die Grundlage für die individuelle Verbalisierung des Visuellen in seiner künstlerischen Ausformung, als sie die Basis für individuelle Assoziationen, Deutungen sowie analogische Schlußfolgerungen bildet. Mit diesem Verfahren der Bilderklärung hebt Lichtenberg seine Texte aus der Sphäre der bloßen Bildbeschreibung in den Rang literarischer Produkte, deren Kennzeichen es ist, in der visuellen Darstellung Verborgenes zu verbalisieren.

Lichtenbergs Sprache fixiert jedoch nicht nur seine aus der Apperzeption des Bildlichen hervorgegangenen Gedanken, sondern ist zugleich auf deren versinnlichende sprachliche Vorstellung ausgerichtet. Darin entspricht der sprachliche Ausdruck dem auszudrückenden Gegenstand: Lichtenberg transformiert seine Wahrnehmung nicht nur in Begriffe, sondern vor allem in metaphorischen Ausdruck und somit in eine andere, imaginative Form der sinnlichen Anschauung, die das im Visuellen latent Vorhandene in sprachlicher Form sensibilisiert.

Dieses Prinzip, Latentes zu sensibilisieren, verbindet (Natur-)Wissenschaft, Literatur, und prägt Lichtenbergs Verständnis der Kupferstiche Hogarths: Hogarth versinnlicht in seinen Darstellungen innere Prozesse,¹³⁹ er macht sie wahrnehmbar, indem er sie für das Auge fixiert. Sofern Lichtenbergs Sprache selbst sinnliche Wirkungen erzeugt, kann sie als eine weitere Ausformung eben erwähnten Prinzips der Sensibilisierung aufgefaßt werden.

138 SB III, S. 820.

139 Vgl. »Die Folgen des Fleißes und der Faulheit einem sehr wichtigen Teile seiner großen Nation zu versinnlichen, hat der Künstler das Leben zweier Kameraden gewählt ...« (SB III, S. 994. Hervorhebung teilweise von mir, U.F.).

Daß die visuelle Wahrnehmung innerhalb des Prozesses der Transformation sensueller Wahrnehmung in sinnliche Sprache eine prominente Position im Werk Lichtenbergs einnimmt, hat sich in den vergangenen Betrachtungen herausgestellt. Die These, daß die Sinnlichkeit der Schriften Lichtenbergs allerdings weit mehr Modalitäten umfaßt als das bloß Visuelle und die gängige Etikettierung Lichtenbergs als ›Augenmensch‹ möglicherweise in einiger Hinsicht relativiert werden könnte, bildet das thematische Zentrum der nächsten Abschnitte.

3.2 »es schallt in die Ewigkeit«: Auditives – Schall, Klang, Musik

Auditive Aufmerksamkeit und analytisches Hören Lichtenbergs

Daß sich Lichtenbergs sinnliche Aufmerksamkeit nicht nur auf visuelle Wahrnehmungen konzentriert, klingt bereits in seiner Abhandlung über die ›Lichtenbergischen Figuren‹ an, in der letztendlich ein auditiver Eindruck als Wegweiser zum Erkenntnisfortschritt erscheint. Daß Lichtenberg darüber hinaus jedoch ein ebenso aufmerksamer wie differenziert Hörender ist, zeigt sich an vielen Stellen seines Werks, die seine Sensibilität für auf auditive Sinneseindrücke belegen.

Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang folgender »Sudelbuch«-Eintrag, in dem Lichtenberg seine gesamte sinnliche Aufmerksamkeit bewußt auf die Wahrnehmung auditiver Sensationen richtet und gleichsam ein akustisches ›Bild‹ des Göttingen seiner Zeit entwirft:

»Als ich im Frühling 1792 an einem schönen Abend am Gartenfenster lag, das etwa 2000 Fuß von der Stadt entfernt ist, war ich begierig zu hören, was nun von dem berühmten Göttingen noch zu meinen Ohren herüber kam, und das war

- 1) das Rauschen des Wassers bei der großen Mühle
- 2) das Fahren einiger Wagen oder Kutschen
- 3) Ein sehr helles und emsiges Schreien von Kindern vermutlich auf der Maikäfer-Jagd auf dem Walle
- 4) Hundegebell in allerlei Distanzen und mit allerlei Stimmen und Affekten
- 5) 3 bis 4 Nachtigallen in den Gärten nah bei oder in der Stadt
- 6) unzählige Frösche
- 7) das Klirren geworfener Kegel und
- 8) ein schlecht geblasener halber Mond der von allen das unangenehmste war.«¹⁴⁰

Es fällt auf, daß Lichtenberg das Konglomerat von Geräuschen nicht als ›ein Ganzes‹, als Klang-Cluster beschreibt, sondern eine Art ›Klang-Analyse‹ betreibt, indem er seinen Höreindruck in einzelne Phänomene zerlegt, die er in hierarchischer Abfolge auflistet. Neben dem Bemühen, die einzelnen Geräusche treffend zu bezeichnen, sucht er bei der Aufreihung der Klangeindrücke vor allem, ihre *Ursachen* möglichst detailliert anzugeben. Seine hypotheti-

schen Spekulationen hierzu zeichnen sich teilweise durch phantasievolle *bildliche* Imaginationen aus (»Maikäfer-Jagd auf dem Walle«) und beziehen sich sowohl auf die geräuscherzeugenden Quellen und deren Lokalisierung als auch auf die Motivation der Geräuschproduktion. Diesen Kriterien folgend unterscheidet Lichtenberg zwischen natürlich erzeugten Geräuschen wie Wasserrauschen, menschlichen und tierischen Stimmen, technisch bedingten Nebengeräuschen, resultierend aus (fort-)bewegten Handlungen wie fahrenden Wagen und geworfenen Kegeln, sowie den absichtlich erzeugten (blas-)instrumentalen Klängen.

Bei den natürlichen Lauten enthält sich Lichtenberg – abgesehen von der gelegentlichen Beifügung klang-differenzierender Attribute wie »sehr hell«, »in allerlei Distanzen und mit allerlei Stimmen und Affekten« – größtenteils jeglicher wertender Urteile über deren Qualität. Hingegen kritisiert er den musikinstrumentalen Vortrag nicht nur auf das Schärfste, sondern brandmarkt ihn darüber hinaus als »unangenehmstes« Geräusch. Abgesehen von der Möglichkeit, daß sich der Instrumentenklang durch eine größere Durchdringlichkeit gegenüber den anderen Geräuschen auszeichnen und daher ein- wie aufdringlicher auf Lichtenbergs Gehörssinn wirken mochte, könnte eine Begründung für das harsche Urteil wohl auch in dem Umstand gesehen werden, daß allein die Musiziersversuche des Instrumentalisten, im Gegensatz zu den anderen Klängen, weder auf einen bestimmten praktischen Zweck ausgerichtet sind noch zu den natürlichen Tönen gezählt und zudem absichtlich erzeugt werden. Seine gesteigerte Empfindlichkeit gegenüber jeder Art von Lärm, insbesondere »zwecklosem Lärm«, artikuliert Lichtenberg in folgender Notiz:

»Ich bin außerordentlich empfindlich gegen alles Getöse, allein es verliert ganz seinen widrigen Eindruck, sobald es mit einem vernünftigen Zwecke verbunden ist.«¹⁴¹

Unter diesem Blickwinkel könnten Lichtenbergs Bemühungen, das Gehörte als Gesamtes im Hinblick auf die einzelnen Klangelemente zu analysieren und die dazugehörigen Auslöser vorzustellen, nicht nur als Auswirkung seines naturwissenschaftlich geprägten Drangs zum scharfsinnigen Zergliedern gesehen werden, sondern auch als eine Art streß-therapeutisches Mittel erscheinen mit dem Ziel, Einsicht in den Sinn des »Getöses« zu erhalten, um ihm so

141 K_{II}32. Zu diesem Gedanken vgl. die folgende Bemerkung Lichtenbergs über das Hundegebell, dessen Recht- und Zweckmäßigkeit aus der Vorstellung resultiert, daß der besondere Geruchssinn der Hunde nicht seinem Potential entsprechend nutzbringend eingesetzt würde: »Wozu nun alles das? Antwort: dafür: In unserer Stadt genießen die Hunde eines nicht gemeinen Schutzes; sie heulen und bellen auf den Straßen die ganze Nacht. Ich tadle dieses keinesweges, eben weil ich es für Nichtsweiter ansehe, als für dringende Bitte um Brod und Beförderung bey unleugbarem Verdienst, und folglich für ein Getöse, das sich auf Recht gründet, und so hat es *durch eine Vorstellung gedämpft*, nichts Widriges für mich. So und in solchen Fällen ist es verstatet, sich selbst zu helfen, wenn sonst niemand helfen kann oder will.« (GTC 1795, S. 198, Hervorhebung von mir, U.F.; auch VS 5, S. 506.).

zugleich weitgehend seinen unangenehmen Charakter zu nehmen. Daß es ihm nicht gelingt, den »schlecht geblasenen halben Mond«¹⁴² von dessen negativer Wirkung zu befreien, könnte demzufolge auch als Uneinsichtigkeit in den Zweck dieser musikalischen Versuche aufgefaßt werden.

Physiologische und physikalische Konditionen:

Charakteristika auditiver Wahrnehmung im Vergleich zum visuellen Sinn

Zu Lichtenbergs Sensibilität gegenüber auditiven Eindrücken trägt indessen auch die besondere *Beschaffenheit der ›Gehörwerkzeuge‹* bei, die sich weder (auf natürliche Weise) schließen lassen noch im Hinblick auf die von ihnen wahrnehmbaren Sensationen auf irgendeine Weise, abgesehen von der physikalischen Reichweite des Schalls, determiniert sind – ganz im Gegensatz zu den Augen, denn: »Wir können ohne den Kopf zu drehen mit 2 Ohren rings herum hören aber nicht mit 2 Augen rings herum sehen.«¹⁴³ Während also dem Sehenden durch die physiologischen Gegebenheiten bereits eine ausschnitthafte Wahrnehmung vorgeschrieben wird, nimmt der Hörende zunächst die Totalität aller Schallsensationen, die ihn erreichen, wahr und scheint insofern jenen auditiven Sensationen auf den ersten Blick schutzlos ausgeliefert zu sein.

Im Zusammenhang mit seiner von ihm selbst bekundeten erhöhten Sensibilität hinsichtlich auditiver Sinneseindrücke sowie der Erkenntnis, daß die Reichweite des Schalls eine der wenigen, wenn nicht die einzige natürliche Determinante auditiver Wahrnehmung bildet, kann Lichtenbergs Vorstellung vom auditiven ›Super-GAU‹ gesehen werden, seine ›Auditio horribilis‹, die er in Analogie zur Stille der Unterwasser-Welt aus den physikalischen Erkenntnissen zur Weiterleitung des Schalls im Wasser generiert: »Es ist sehr weise, daß die Fische stumm sind; denn da das Wasser den Schall so außerordentlich fortpflanzt, so würden sie ihr eigenes Wort nicht hören. Ich glaube, eines der größten Unglücke, das die Welt befallen könnte, wäre dieses, daß die Luft den Schall ungeschwächt zwanzig Meilen weit fortpflanzte.«¹⁴⁴

142 Hogarth hat dieses Blasinstrument übrigens auf seinem Kupferstichblatt »The provoked (auch: enraged) musician« abgebildet, das Lichtenberg im »Göttinger Taschen Calender« für 1778 bespricht. Vgl. LH, S. 260 sowie GTC 1794, S. 207–214; Detail-Abb. (D) (3).

143 Aus: L_{II}819.

144 Aus: UB_{II}61. Im Vergleich zu seinen Bemerkungen über das Sehen, in denen das Erblinden, also gerade das Nicht-Sehen als schlimmstmöglicher Fall geschildert wird, erscheint diese Vorstellung beim Auditiven gerade in ihr Gegenteil verkehrt: Hier ist es das Zuviel-, das Alles-Hören, das zum Alptraum Lichtenbergs wird, und nicht das Ertauben, das ja sozusagen das ›auditive Pendant‹ zum Erblinden bildete. Der Taubheit hingegen kann Lichtenberg sogar gelegentlich positive Seiten abgewinnen. So notiert er sich etwa zum Hogarthischen Kupferstich »Das Hahnen-Gefecht«, dessen »Erklärung« im Göttinger Taschen Calender« von 1791 steht: »Bei dem lärmenden Stück des Hahnengefechtes ist der taube Mann der glück-

Aus diesen Einsichten in die physiologisch-physikalischen Konditionen, denen der Gehörsinn – im Kontrast zum Gesichtssinn – unterliegt, resultiert die folgende Wunschvorstellung Lichtenbergs: »Die meisten Leute halten die Augen zu, wenn sie rasiert werden. Es wäre ein Glück, wenn man die Ohren und andern Sinne so verschließen könnte, wie die Augen.«¹⁴⁵

lich[st]e (ad Hogarth).« (J₁1246). Während er sich mit dem (Nicht-)Sehen aufsatzlang befaßt, thematisiert Lichtenberg die Gehörlosigkeit vergleichsweise selten, und wenn, dann aus dem interessierten, jedoch weitestgehend distanzierten Blickwinkel des Wissenschaftlers – beispielsweise in medizinischer Hinsicht: »Jeder Mensch der stocktaub ist, müßte seine Ohren der Anatomie vermachen.« (J₁2133), oder aber im Zusammenhang mit dem Gesichtssinn: »Wie hängt eine bekannte Erfahrung, daß Leute in der Dämmerung besser sehen als am Tage, mit einer andern zusammen, daß manche Taube besser im Lärm hören?« (K₁414). Darüber hinaus interessiert ihn aber auch die Weise, wie ein Taubstummer Sprachen lernt, und zwar so sehr, daß er »[Arnoldi[s], U.F.] Praktische Unterweisung taubstumme Personen reden und schreiben zu lehren. Gießen. 4 Gr. gelesen.« hat. Dieses Interesse am kommunikativen Schicksal der Taubstummen zeigt sich auch in »Sudelbuch«-Einträgen wie »So wie ein Taubstummer lesen und Sprachen lernt, so können wir auch Dinge tun deren Umfang wir nicht kennen, und Absichten erfüllen, die wir nicht wissen. Er spricht für einen Sinn, den er selbst nicht hat.« (F₁373) und: »Hat man Beispiele von taubgebornen Tieren? Taubgeborne Hunde möchten wohl schwerlich stumm sein.« (K₁415). Die Eigenschaft der Gehörlosen, hauptsächlich auf visuelle Wahrnehmung angewiesen zu sein, zeichnet jene als »Augenmenschen« par excellence aus und stellt sie insofern in die Nähe zur Physiognomik als der Disziplin, die bekanntlich ausschließlich auf visuellen Eindrücken basiert. Diese Verbindung zwischen Tauben und Physiognomen thematisiert Lichtenberg mehrfach in seinen »Sudelbüchern«, so etwa in folgender Überlegung: »Etwas von den Taubstummen könnte in der Physiognomik genützt werden.« (F₁1176). Im dramatischen Kontext stellt das weitgehende Fehlen auditiver Effekte keinen Mangel dar, sondern wird gar zu einem Merkmal ästhetischer Qualität und zum Garanten für den Erfolg des Stücks erhoben: »Das Lustspiel die Physiognomen nicht zu vergessen. Hauptsächlich auf große Züge zu denken die man, so zu reden, versteht wenn man auch nur zuweilen ein Wort hört. Dem Schauspiel wird es selten an Beifall fehlen, das auch ein Tauber mit Vergnügen ansehen kann.« (F₁685). Die gegenüber den Sehenden noch gesteigerte Prominenz des visuellen Sinns der Gehörlosen scheint die Verbindung der Taubheit mit dem Hellsehen und Wahrsagen zu begünstigen – die landläufige Auffassung, daß wahrsagende Taube – oder auch Blinde wie etwa der Seher Teiresias in Sophokles' »Antigone« – glaubwürdiger wirken als Wahrsager, die über das Wahrnehmungspotential aller Sinnesmodalitäten verfügen, reflektiert Lichtenberg am Schluß einer Anekdote, die sich unter den Miszellen des »Göttinger Taschen Calender« für 1794 findet und von der Enttarnung einer vermeintlich tauben Wahrsagerin handelt: »Merkwürdig und nicht übel ausgedacht ist hier die Verbindung der Taubstummheit mit der Wahrsagerie. Was dem Ohr abgeleugnet wird, wird dem Seher=Auge hundertfältig zugelegt. Wer etwas hören will in der Welt, der muß sich taub stellen.« (GTC 1794, S. 150). Besondere Brisanz erhält diese Koppelung von Gehörlosigkeit und Wahrsagerie im Zusammenhang mit der Physiognomik, die der Kunst des Wahrsagens wohl vor allem im Hinblick auf ihre (Un-)Glaubwürdigkeit nahesteht. Daß Lichtenberg, möglicherweise im eben zitierten »Sudelbuch«-Eintrag F₁1176, auch diese Dreiecksverbindung in Betracht gezogen hat, scheint nahezuliegen, bisher finden sich jedoch hierfür, soweit ich sehe, keine Belege.

Dem Gehör fehlt zwar die Möglichkeit des vollständigen Verschließens. Lichtenbergs Zerlegung der Gesamtsensation in einzelne Höreindrücke belegt allerdings, daß sich das Gehör auf Einzelnes zu konzentrieren und aus einer Masse von Klängen bestimmte Geräusche zu filtern vermag. Demnach besteht beim Hören offensichtlich die Möglichkeit, bestimmte Sensationen auszublenken, um dafür andere deutlicher wahrzunehmen. Aus diesem Charakteristikum zieht Lichtenberg den Schluß, daß das Gehör im Vergleich zum Auge eine *größere Aktivität* aufweisen muß, da es sich nicht schließen und damit ›abschalten‹ läßt, sondern auf Auswahl, also *aktive Auseinandersetzung* mit den stattfindenden Sensationen, angewiesen ist:

»Daß es wirklich auch bei dem Gehör sehr viel Aktives gibt, kann man schon daraus sehen, daß, wenn Z. E. verschiedene Stücke auf verschiedenen Instrumenten zu gleicher Zeit gespielt werden, ich dennoch eines vorzüglich anhören kann, so auch beim Glocken-Geläute und in einer Versammlung wo mehrere zugleich reden. Dieses Verfahren ist gewiß sehr viel künstlicher als beim Auge. Hier ist schon bloßes Wegwenden hinreichend. Bei dem Ohr hilft Wegwenden allein nicht, allein es scheint fast, als wenn man ein gewisses Teil abspannen könnte.«¹⁴⁶

Physikalisch erklärt sich Lichtenberg jene ›künstlichere Anlage‹, die größere Komplexität des Gehörs aus der Beschaffenheit seines Sensationsobjekts heraus, des Schalls, der nach der Vibrationstheorie aus Schwingungen besteht. In diesem Kontext erfüllt das Ohr die Funktion, die Schwingungen, die es empfängt, zu ordnen und zu filtern:

»Es könnte sein, daß das Ohr deswegen eine so künstliche Einrichtung hat, um gewisse Irregularitäten in den Schwingungen zu lindern und aufzuheben, so wie die achromatischen Gläser für das Auge die Farben, – oder überhaupt um die Schwingungen zu sichten und zu verfeinern. – Ein Filtrum für Schwingungen.«¹⁴⁷

Die Verminderung der ›gewissen Irregularitäten‹ natürlicher Gegebenheiten, hier als Aufgabe des Sinnesorgans bezeichnet, entspricht laut Lichtenberg allerdings häufig nichts anderem als dem *Aufdecken des Regulären im scheinbar Irregulären*. Diese Auffassung basiert darauf, daß er die Annahme, daß nämlich das Unregelmäßige, Aperiodische lediglich eine bestimmte Kombination von Regelmäßigem, Periodischem bildet, zu einem grundlegenden Naturprinzip erhebt. Die Wichtigkeit, die diese Erkenntnis für Lichtenberg besitzt, zeigt sich im verdoppelten »Nota bene« am Schluß des folgenden »Sudelbuch«-Eintrags:

»Irreguläre Dinge bestehen in der Natur sehr oft aus einer Verbindung von mehr regulären. Wenn ich 3, 4 Zeichnung[en] auf geöltem Papier aufeinander lege, so sehe ich nicht mehr deutlich, selbst das oberste nicht mehr. In der Witterung können Zirkel sein, davon 1 alle Jahr der andere alle 2 Jahre, der dritte alle 10 Jahre pp herein kömmt. Am 20^{ten} August 1790 sahe ich auf der Chaussee einen Wagen mit

145 G_{II}221.

146 Aus: J_{II}1343.

147 K_{II}341.

Blei vorbeifahren, hinten stund ein Brett etwa 3 Fuße hinaus das gespalten war, und dessen beide Teile verschiedentlich oszillierten 5 bis 6 Sekunden schien das Brett wenig zu schwanken und zu rappeln, dann lag es wieder stille, selbst unter den Schwankungen mit Getöse waren einige die mehr lärmten und länger anhielten als die übrigen sie hat wieder ihre Perioden. NB. NB.«¹⁴⁸

Bemerkenswert erscheint die Notiz zunächst vor allem wegen der Verschiedenartigkeit der Beobachtungen, die Lichtenberg hier als Belege für seine Ausgangshypothese zusammenträgt: Auf die Vorstellung des Experiments mit den übereinandergelegten Papieren, das ausschließlich den visuellen Sinn fordert, folgt die im *Potentialis* geäußerte Bemerkung über die periodischen Abläufe der Witterung. Gipfel und Ziel der Notiz bildet schließlich eine Beobachtung, die durch die Detailliertheit ihrer Darstellung beeindruckt und darin aus dem Status der alltäglichen Beobachtung herausgehoben erscheint: Zur zunächst rein visuellen Wahrnehmung des fahrenden Wagens und seiner »oszillierenden« Fracht, die sowohl hinsichtlich ihrer Lokalisierung als auch des zeitlichen Ablaufs präzisiert wird, tritt die Wahrnehmung akustischer Sensationen, die den Eindruck von der Periodenhaftigkeit des sichtbaren Vorgangs nicht nur unterstützen, sondern erst verdeutlichen, indem sie sie hörbar machen. Auffällig sind Lichtenbergs Ausdrucksvariationen – die Bretter »rappeln«, verursachen »Getöse« und »lärmten«. Angesichts der Verwendung des Fachterminus »oszillieren« stellt die Notiz zudem ein Beispiel für Lichtenbergs Praxis dar, wissenschaftliche Terminologie kontextungebunden einzusetzen und dadurch alltäglichen Beobachtungen wissenschaftliche Qualität zu verleihen.

Der oszillierende Charakter ihrer Perzeptionsobjekte bildet Lichtenbergs Auffassung zufolge und damit der Vibrationstheorie Hartleys entsprechend die gemeinsame physikalische Grundlage des visuellen und auditiven Sinns. Auge und Ohr sind jedoch nicht nur über die Vibrationstheorie miteinander verbunden, sie haben nicht nur dieselbe Aufgabe, nämlich Irregularitäten zu mindern, sondern sie funktionieren auch in ähnlicher Weise, denn: »Wo sich ein Körper bewegt, da ist Raum und Zeit, das simpelste empfindende Geschöpf in dieser Welt wäre also das Winkel und Zeiten messende. *Unser Hören und vielleicht auch unser Sehen besteht schon in einem Zählen von Schwingungen.*«¹⁴⁹

148 J_{II}1445.

149 D_I314. Hervorhebung von mir, U.F. Vgl. Lichtenbergs Brief an Johann Friedrich Blumenbach von 1776/1777 (?) (vgl. Bw I, Nr. 368, S. 672–675), in dem er das »Hauptsächlichste aus Hartley's Theorie so viel ich mich dessen erinnere« (BW I, Nr. 368, S. 672) referiert. Auf der Auffassung, daß Höreindrücke mit der Wahrnehmung von Vibrationen gleichzusetzen sind, basieren auch Lichtenbergs Überlegungen zur Steigerung des Gehörpotentials durch Verstärkung der Schwingungen, indem die Vibrationen weiterleitende Materie vervielfältigt wird: »Da sehr viele Tiere weder ein äußeres Ohr, noch einen äußern Gehörgang haben, könnte nicht bei Personen, die nicht völlig taub sind, eine Verbesserung des Gehörs durch eine künstliche Vorrichtung, die die Erschütterung in den *benachbarten* Teilen ver-

Vom Auge unterscheidet sich das Ohr nach Lichtenberg jedoch vor allem durch sein höheres Potential an Aktivität wie Komplexität des Perzeptionsprozesses: Als Begründung seiner These nimmt Lichtenberg an, »daß es mehr Eindrücke von innen empfängt. Es klingt sehr oft, ja bei Ohnmachten wo die Augen dunkel werden klingen die Ohren [...] Vielleicht rührt auch daher die Macht der Musik, des Donners und des Geschützes.«¹⁵⁰ Im Vergleich zum Visuellen gesteht er somit der auditiven Sinnlichkeit im Hinblick auf deren Eindrücklichkeit nicht nur eine quantitative, sondern darüber hinaus eine qualitative Überlegenheit zu. Sofern die auditiven Sensationen zu einem größeren Teil als die visuellen Eindrücke aus dem *Inneren* des Menschen empfangen werden,¹⁵¹ zeichnen sie sich durch eine größere Eindrücklichkeit aus.¹⁵²

mehrte, erhalten werden? Auch vielleicht wenn man den auffangenden Trichter aus sehr elastischer Materie machte, oder gar Wasser in den Gehörgang brächte?« (K_{II}351). Als Beispiel für die praktische Realisierung dieser Vorstellung verweist Lichtenberg auf das Hörverhalten »hörnertragender« Tiere: »Sollten nicht die Hörner zumal beim Rindvieh mit etwas beitragen ihr Gehör zu schärfen? So nahe am Ohr und so lang kann große Empfindlichkeit verursachen. Auch legen sie, wenn sie horchen wollen, die Ohren an die Hörner.« (K_{II}350).

150 J_{II}1344.

151 Lichtenbergs Differenzierung von äußeren und inneren Sensationen kann als Resultat seiner Beobachtungen gesehen werden, die er in mehreren »Sudelbuch«-Bemerkungen thematisiert, so beispielsweise auch in der folgenden: »Wir sehen mehr Sachen als das Licht, wenn man sich die Augen drückt, die Funken, die beim Niesen vor den Augen entstehen. Das Brausen in den Ohren ist keine Bewegung der Luft.« (D_{II}724). Das Problem der Ursache jener von äußeren Faktoren anscheinend unabhängigen »inneren« Sinneseindrücke diskutiert er vor allem anhand der visuellen Erscheinungen, die durch Druck auf die geschlossenen Augen hervorgerufen werden: »Wenn es uns in den Ohren klingt, so wird wohl jedermann dieses durch eine Bewegung in den Gehör-Werkzeugen erklären, die derjenigen ähnlich ist, die durch die Bewegung der Luft in denselben hervorgebracht wird. [...] Wenn ich die Augen im Dunkeln drücke, so sehe ich Gegenstände. Bringt der Druck wirklich eine Bewegung auf der Retina hervor die der Lichtstrahl hervorbringt oder halten wir jede Bewegung in einem sinnlichen Werkzeug, das die meiste Zeit nur vom Licht gereizt wird, für Wirkung des Lichts? Wäre alles Licht aus der Welt genommen, so würden also alle die seltsamen Figuren auch wegfallen die man sieht, wenn man sich die Augen drückt, oder der Mensch würde jene Figuren als außer sich betrachten. [...] (Hierbei ist der Unterschied des *imagine pictae* und des *sensibilis* wohl zu merken den Herr Lambert festsetzt.« (Aus: D_I170). Lichtenberg bezieht sich hier auf die »Photometria« Johann Heinrich Lamberts, in deren 1117. Paragraphen Lambert zwischen durch die Phantasie und durch die Sinne wahrgenommenen Eindrücken differenziert: »Distinguendum itaque esse videtur spatium imaginis [...] quatenus a radiis collustratur, ab eo spatio, quatenus sensibilis sese exserit. Illam *imaginem depictam* vel *illumlnatam* [sic!, U.F.], hanc vero *imaginem sensibilem* vocabimus. Utriusque differentiam sequetem in modum stabiliemus.« (Lambert 1760, S. 495.). Der Vergleich der inneren und der äußeren Eindrücke im Hinblick auf ihre Ursachen leitet Lichtenberg schließlich auf die erkenntnistheoretische Frage nach der die Wahrnehmungen verursachenden Kraft: »Wenn ich mit meiner Hand auf meine Augen drücke, so sehe ich Sonnen und elektrische Figuren und den schönsten Drell. Wenn ich die Hand weg nehme und

Zusammengenommen begründen diese Merkmale des auditiven Sinns eine im Vergleich zum Gesichtssinn gesteigerte Sensibilität, wie sie sich in den Wirkungen auditiver Sensationen zeigt: »Auch die Wilden laufen mehr vor dem Knall der Flinte als vor der Kugel.«¹⁵³ Als Konsequenz dieser Eindrücklichkeit und Stärke auditiver Sensationen erscheint die Auffassung, daß auditive Sinneseindrücke bei der Speicherung von sinnlichen Wahrnehmungen und deren Abrufen in Form von Erinnerungen eine dominierende Rolle spielen, wie Lichtenberg in der nächsten Bemerkung konstatiert. Interessant ist hierbei, daß er dem visuellen Phänomen der Farbigkeit eine ähnlich einprägsame Wirkungskraft wie den Tönen zuspricht,¹⁵⁴ dem sensuellen Temperaturempfinden hingegen jegliche Eindrücklichkeit aberkennt und ihm anstattdessen vollständige Abhängigkeit von den jeweils gegenwärtig herrschenden äußeren Kon-ditionen, also eine Art »Opportunismus«, bescheinigt:

»Töne und Farben prägen sich unseren Nerven und dem Gedächtnisse so ein daß manche[r] noch nach Jahren sich derselben genau erinnert, wie ich z. E. der großen Glocke zu Darmstadt. Wärme und Kälte hingegen ob man gleich in demselben Augenblick geringe Unterschiede bemerkt, prägt sich dem Gedächtnisse gar nicht ein, wir halten vielmehr im Winter denselben Keller für warm den wir im Sommer für kühl halten obgleich die Temperatur dieselbe ist.«¹⁵⁵

die Augenlider öffne, so sehe ich Bäume und Dachziegel, was ist nun das was jetzt tut was meine Hand vorher tat?« (J_{II}1817). Diese Überlegung zu jenem »etwas«, das die Funktion der drückenden Hand übernimmt und so die sinnlichen Wahrnehmungen des Menschen generiert, führt Lichtenberg zur gedankenexperimentellen Annahme, daß, wenn die Eindrücke aller Menschen eine »Art von Raserei« seien, diese durch ein »Wesen« absichtlich herbeigeführt sein muß. In Analogie zu zuletzt zitierter Bemerkung setzt Lichtenberg die »Tollen« mit dem »gedrückten Auge« gleich – erlauben sie doch ob ihrer auf bestimmte Weise abweichenden Vorstellungen, Einblicke in die Bedingungen und der Funktionsweise menschlicher Erkenntnis zu werfen, ähnlich wie das gedrückte Auge Aufschlüsse über die Funktionsweise des Auges geben kann, indem deutlich wird, daß visuelle Effekte nicht nur unter Lichteinfluß entstehen: »Wenn man nun annähme, daß alle Vorstellungen der Menschen eine Art von Raserei wären, ein Tollhauszustand, so muß doch ein Wesen sein, daß diese Absicht hat, die Tollen sind abgerissene Faden bei dieser Spinnerei, die der Spule nicht folgen. In diesen findet man das Werk Gottes. Sie sind auch bei manchen Völkern heilig. Die Rasenden geben uns Aussichten in die Haushaltung des Ganzen, die uns nichts anders gibt. Sie sind das gedrückte Auge, das elektrische Figuren und Sonnen und Drellmuster gibt.« (Aus: J_{II}1818).

152 Zur Wirkungskraft der Phantasie vgl. SB III, S. 582.

153 J_I136.

154 Das Verhältnis von Schall- und Farbphänomen, das Lichtenberg in Form von Vergleichen in seinen Schriften häufig thematisiert, vor allem aber im Zusammenhang mit der Musik, wird im Verlauf des Abschnitts eingehender erörtert werden.

155 J_{II}1487. Die Einprägsamkeit des Glockenklangs thematisiert Lichtenberg auch im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag, der darüber hinaus mit seiner eigentümlich die tönende Glocke anthropomorphisierenden Schlußwendung »als wäre sie dieser aus dem Gesicht geschnitten« auf die von Visuellem und Auditivem hinzuweisen scheint: »Der Kerl erschrak, als das 3 Uhr-Glöckchen geläutet war, allemal, nach der Hand gestund er, er hätte einmal sollen gehenkt werden, und da wäre eine

Diesen Erkenntnissen über die einprägsame Wirkung auditiver Sensationen entspringt Lichtenbergs Empfehlung, ›ohrenfällige‹ physikalische Experimente und Erfindungen zu präferieren – nicht zuletzt auch im Hinblick auf pädagogische Ziele:

»Ein physikalischer Versuch der knallt ist allemal mehr wert als ein stiller, man kann also den Himmel nicht genug bitten, [daß] wenn er einen etwas will erfinden lassen es etwas sein möge das knallt; es schallt in die Ewigkeit.«¹⁵⁶

Das proportionale Verhältnis, in das Lichtenberg Schallstärke und Wirkung des physikalischen Versuchs setzt, steht im Kontrast zum Verhältnis von Schallstärke und Wortsemantik in der Sprache, das er in einem frühen »Sudelbuch«-Eintrag thematisiert. Hinsichtlich Wirkungskraft und -dauer überwiegt im Bereich sprachlich artikulierter Kommunikation die Bedeutung des Wortes, während die Schallstärke eine relativ untergeordnete Rolle spielt. Vergleicht man die Wirkung von leise gezischten Wörtern mit derjenigen laut gebrüllter Rede, so scheinen sich Wortschall und -semantik sogar eher anti-proportional zueinander zu verhalten:

»Es ist wahr ein Mensch dem ich ganz sachte ins Ohr sage er werde arretiert werden, wenn er sich nicht augenblicklich fort machte, geht durch und läuft viele Meilen in der erschrecklichsten Bewegung fort. Allein nicht zu gedenken, daß wir die Wirkung eines Dings nicht nach dem Schalle schätzen müssen den das Wort [macht] welches ihn erregt, so wenig als man ein Crimen laesae majest[atis]. nach dem Knalle schätzt den es tut, so würkt der Gedanke beständig, und vielleicht auf eine Art wie der Funke das Pulver.«¹⁵⁷

Die Schallerzeugung als Mittel zur Erforschung physikalischer Phänomene zu verwenden, die, wie etwa die Elektrizität, nicht sinnlich wahrnehmbar und daher auf die Betrachtung sinnlich wahrnehmbarer und möglichst fixierbarer Wirkungen abzielende Experimente angewiesen sind, thematisiert Lichtenberg in der folgenden Bemerkung. Der Schall wird hier zum Maß elektrischer Kraft erhoben:

»Auch den Schlag durch Saiten gehen zu lassen, Darmsaiten sowohl als metallene, und den Ton zu versuchen. Das Tetrachord ist dazu besonders dienlich, weil man die unaffizierte Saite sogleich gegen die andern probieren kann. Auch zu versuchen den Schlag in dem Augenblick durchgehen zu lassen, da die Saite tönt. – Überhaupt *Töne* mehr zum Maß zu gebrauchen.«¹⁵⁸

Glocke geläutet worden, die geklungen hätte als wäre sie dieser aus dem Gesicht geschnitten.« (aus: F_I994). Die vermenschlichte Auffassung, die ein hervorstechendes Merkmal des menschlichen Umgangs mit Glocken bildet, betrachtet Lichtenberg eingehend in seinem Kalender-Aufsatz über »Die Glocken«, der unten näher erläutert wird. Vgl. Lichtenberg/Freiling 1999.

156 F_I1147.

157 Aus: A_I56.

158 K_{II}395. Diese Schall-Versuche ebnen insofern den Weg zu neuen Entdeckung innerhalb der elektrischen Materie, als sie eine Änderung der Betrachtungsperspektive zu eröffnen vermögen – sieht doch Lichtenberg in ihnen die Möglichkeit, Elek-

Lichtenbergs Vorschlag, durch Schall-Experimente tiefere Einblicke in die Natur der elektrischen Materie zu gewinnen, deutet auf sein methodisches Prinzip hin, *unterschiedliche* physikalische Phänomene in spezifischer Weise miteinander zu *verbinden* – als Weg, der, vor allem über Analogiebildungen, zu neuen Erkenntnissen zu leiten vermag, die sich bestenfalls nicht nur auf das zu erforschende Phänomen beziehen, sondern grundlegende Naturprinzipien aufdecken. Wie der Schall zur Untersuchung der Elektrizität beiträgt, so könnte nach eben erwähntem Prinzip die visuelle Erscheinung des Lichts als Vergleichsmoment, zu dessen Beschaffenheit bereits tiefere Erkenntnisse vorliegen, zur Erforschung des Schalls selbst als einem noch sehr ›unausgemachtem‹ auditiven Phänomen dienen.¹⁵⁹ Neue Erkenntnisse erhofft sich Lichtenberg hierbei vor allem aus dem Transferieren von Begrifflichkeiten:

»Es ist freilich in der Lehre des Schalles noch vieles zurück, das nicht ausgemacht ist; die Vergleichung mit dem Licht könnte auf allerlei Betrachtungen führen. Man mag erleuchten, wie man will so geben Spiegel das größte Licht; nächst den Spiegeln die weiße Farbe. Es wäre also der Mühe wert auszumachen, was *für den Schall* eigentlich *Spiegel* und was *Weiß* ist.«¹⁶⁰

Ein Beispiel für die praktische Anwendung des Vergleichs zwischen der Beschaffenheit optischer und auditiver Phänomene bildet folgende Notiz, in der Lichtenberg die Wirkung visueller und auditiver Phänomene auf ein Prinzip zurückführt, das sich an das geometrische Koordinatensystem anlehnt:

»Wenn wir einen Punkt und eine Linie auf ein weißes Papier zeichnen und uns alsdann davon entfernen, so verliert unser Auge eher den Punkt, als die Linie, ohne-racht, weil hier von materiellen Punkten die Rede ist, die Linie, als eine Menge aneinander gelegten Punkte angesehen werden kann, und also zu gleicher Zeit mit dem Punkt verschwinden müßte. Es ist der nämliche Grund, warum man die Hammerschläge die in der Nachbarschaft geschehen nicht so leicht überhört, als einen einzigen, nämlich die Wahrscheinlichkeit ihn zu überhören nimmt ab, wenn die Menge der Schläge zunimmt, wir sehen den Punkt wirklich allein, die andern neben ihm liegende Punkte geben uns erst den Ort an, wo die andern stehen, und die Wahrscheinlichkeit ihn nicht zu überhören wird größer.«¹⁶¹

trizität zu ›mikroskopieren‹: »Überhaupt wäre es gut, mehr elektrische Versuche unter dem Mikroskop zu machen z. B. den Schlag durch eine gespannte Klaviersaite gehen zu lassen, die unter dem Mikroskop weggeht ...« (aus: K_{II}388).

159 Vgl. beispielsweise: »Ob der Schall sich nicht auch im luftleeren Raume fortpflanzt, ist noch gar nicht ausgemacht.« (K_{II}347).

160 Aus: K_{II}349. Ein weiteres Beispiel für die Analogienbildung zwischen visuellen und auditiven Phänomenen stellt etwa die übertragene Anwendung ›Metallischen‹ als Terminus aus der Farbempfindung als Eigenschaft von Schallphänomenen dar: »So wie alle Farbe, (das Weiße und Schwarze etwa ausgenommen, welches keine eigentlichen Farben sind,) einen metallischen Glanz annehmen können: eben so können auch die Töne etwas Metallisches annehmen. Unter den Tönen der Nachtigall sind einige die ich metallisch nennen würde.« (L_{II}889). Zu Lichtenbergs methodischen Vorschlägen, sich dem physikalischen Phänomen des Schalls durch Vergleiche mit Licht und den Einsatz von Elektrizität zu nähern, vgl. vor allem K_{II}342, 344, 345.

161 A_{II}203. Experimente zur Geschwindigkeit des Schalls schildert Lichtenberg in J_{II}1519 und J_{II}1527.

Am Sprachgebrauch dieses Textes läßt sich exemplifizieren, wie Lichtenberg Visuelles und Auditives geschickt miteinander verquickt, so daß am Schluß der Bemerkung im Hinblick auf das in ihr diskutierte Wirkungsprinzip kein Unterschied zwischen der Funktionweise beider Sinnesmodalitäten zu bestehen scheint. Der Text teilt sich zunächst in drei Abschnitte: Im ersten Abschnitt thematisiert Lichtenberg die visuellen Eindrücke Punkt und Linie, wobei er die Linie als Aneinanderreihung einzelner Punkte aufgefaßt. Im zweiten Teilstück schildert er die auditive Sensation der Hammerschläge und legt seine These dar, daß Punkte bzw. Linie und Hammerschläge aus demselben Grund gesehen und übersehen bzw. gehört und überhört werden. Abschließend folgt die Begründung dieser These. Die Identität des Wirkungsprinzips von Punkt und Schlag verdeutlicht sich hierbei vor allem im sprachlichen Kunstgriff Lichtenbergs, den ursprünglich das visuelle Phänomen bezeichnenden Begriff des ›Punktes‹ der auditiven Wahrnehmung zuzuschreiben: Die Koppelung des visuellen ›Punktes‹ mit dem auditiven ›Überhören‹ – ob sie Lichtenberg bewußt oder unbewußt vorgenommen hat, bleibt dahingestellt – suggeriert die Austauschbarkeit der Begriffe ›Punkt‹ und ›Hammerschlag‹ und erscheint zugleich als sprachpraktische Realisierung seiner These von der Identität des diskutierten zugrundeliegenden Funktionsprinzips beider Wahrnehmungsmodalitäten.

*Schwierigkeiten des differenzierten Ausdrucks auditiver Wahrnehmungen:
Lichtenbergs »Vorschlag den Donner auf Noten zu setzen«*

Der Vergleich visueller und auditiver Phänomene, ihrer Wirkungen und Charakteristika sowie die Bildung von Analogien sind zentrale Mittel, die Lichtenberg einsetzt, um sich dem seinerzeit noch in vieler Hinsicht im Undeutlichen verbliebenen physikalischen Phänomen des Schalls anzunähern. Daß sich diese Undeutlichkeit in der kommunikativen Verständigung über die Beschaffenheit, die Art und Weise auditiver Sinneseindrücke fortsetzt und sich insofern hinderlich auf den Fortschritt der Schall-Forschung auswirken kann, wird im folgenden anhand Lichtenbergs Versuch, die auditive Sensation des Donnerklangs sprachlich wiederzugeben, veranschaulicht.¹⁶² Wie für Schall-

162 Undeutlichkeit in der Schallwahrnehmung und -analyse bildet übrigens ein aktuelles Problem der Automobilindustrie, wie Burkhard Strassmann jüngst in der »Zeit« berichtete: »Wenn es im Auto rappelt oder zischelt, quietscht oder kreischt, dann ist [...] das älteste Diagnoseinstrument des Automechanikers gefragt: sein Ohr. [...] Doch auch das beste Ohr kann nicht ohne weiteres zwischen Störgeräuschen und normalen Betriebsgeräuschen unterscheiden. Dazu braucht es viel Erfahrung mit kaputten Autos. Das gilt erst recht, wenn es um die Interpretation der Geräusche geht. Kommt das Knacken vom falsch verlegten Kupplungsseil oder meldet sich so das Federbein?« (Strassmann 1998, S. 33). Die erforderliche Erfahrung im Umgang mit Autogeräuschen ist mittlerweile zwar insofern in leicht zugänglicher Form verfügbar gemacht worden, als die Geräusche mit Hilfe

Phänomene im allgemeinen, so attestiert Lichtenberg für den Donner im besonderen ein bestimmtes Maß an Unklarheit: »Beim Echo, beim Donner usw. ist gewiß noch vieles undeutlich ...«¹⁶³. Ausgehend von seiner eigenen Erfahrung akzentuiert Lichtenberg hierbei insbesondere, daß die klangliche Wirkung des Donners von der räumlichen Position des wahrnehmenden Subjekts abhängig sei – scheinen die Schalleindrücke doch je nachdem, aus welcher Entfernung sie wahrgenommen werden, klanglich zu variieren. Aufgrund dieser Erfahrung schlägt Lichtenberg vor, die Schall-Wahrnehmung unter Berücksichtigung der *lokalen Position des wahrnehmenden Subjekts* zu differenzieren:

»Ich weiß nicht, ob man je etwas über die Abänderungen der Töne und des Schalles durch die Ferne versucht hat. Alle Donnerwetter *klingen* in einiger Entfernung fürchterlicher, als ganz nahe; das ist gewiß. In der Nähe ist es oft ein bloßes Knattern, und die stärksten Schläge sind mehr stark als tief. Auch am 25. Juli 1793, da Bretter auf dem Johannisturm-Dache angenagelt wurden, klang das Einschlagen ganz besonders. Wenn ich den Schall mit Worten ausdrücken soll, so war es *tschub, tschub* – auf eine ganz eigene Weise, wovon gewiß der Nägel-Einschläger nicht vernommen hat. Und gleich den Tag darauf, da in einem Garten in einiger Entfernung Latten angenagelt wurden, hörte ich dasselbe nur nicht so vernehmlich.«¹⁶⁴

modernster Computertechnik gespeichert worden sind und sowohl quantitativ als auch qualitativ auf individuelle Bedürfnisse hin ausgerichtet abgerufen werden können. Das Gehör des Automechaniker kann somit in vergleichsweise kurzer Zeit trainiert werden: »Der französische Automobilhersteller Citroën verkürzt jetzt den langen Weg vom Jungmechaniker zum Geräuschexperten. Er hat alle seine PKW-Modelle abgehört und etwa vierzig durch technische Fehler ausgelöste Geräusche gesammelt, sie definiert und ihnen einen Namen gegeben. Diese Geräusche samt den dazugehörigen Normalgeräuschen wurden in eine Geräusch-Datenbank aufgenommen. Das Programm läuft heute in allen Schulungszentren und macht innerhalb von acht Tagen aus einem Servicetechniker einen »Citroën-Geräuschprofi«. [...] Selbst ein Quereinsteiger ist in kurzer Zeit in der Lage, das Pfeifen des Außenspiegels vom Quietschen der Hydraulikpumpe zu unterscheiden [...].« (Strassmann 1998, S. 33). Hingegen ist die verbalisierte Form der Geräusche allerdings nach wie vor problematisch und bildet in dieser Hinsicht Quelle von streßauslösenden Mißverständnissen: »Schwieriger ist schon, die Namen zu akzeptieren, die Citroën den Geräuschen gegeben hat. Ein ausgeschlagenes Radlager soll »schnurren«, was als »dumpfer, andauernder Klang, identisch mit dem Bullern eines Ofens« definiert wird. *Es ist schwierig, sich kompetent über Geräusche zu unterhalten*. So entsteht »Werkstattärger«: Wenn ein Knurren beseitigt wird, wo ein Knarren den Kunden nervt.« (Strassmann 1998, S. 33. Interessant ist hier, daß mit dem Vergleich auch heute eines der Lichtenberg-typischen Mittel zur Präzisierung des Ausdrucks eingesetzt wird.). Das Problem der adäquaten Verbalisierung auditiver Phänomene zeichnet sich daher durch höchste Aktualität aus. Lichtenbergs Überlegungen zur adäquaten Darstellung von Höreindrücken, die sich etwa in der Fixierung des Donners im Notensystem konkretisieren, erscheinen hier stellvertretend für die heute noch allgegenwärtige Suche nach einem so adäquaten wie allgemein anerkannten Ausdrucksmedium auditiver Sensationen.

163 Aus: K_{II}342.

164 K_{II}339.

Lichtenberg eröffnet seine Bemerkung mit der Vermutung, daß die Entfernung sich auf die Schallsensation variierend auszuwirken vermag, und unterstützt diese These durch die Schilderung seiner Hörerfahrung bei der Wahrnehmung von ›Donnerwettern‹, deren Klang er sprachlich durch den Einsatz des onomatopoetischen »Knattern« sensibilisiert und durch die Wendung »mehr stark als tief« weiter differenziert. Im Anschluß führt Lichtenberg die Thematik von der Variation des Schallklangs durch die Entfernung anhand einer speziellen Schallsensation weiter aus: Ausgehend von der – relativ verwaschenen – Formulierung des ›ganz besonderen‹ Klangs des Nageleinschlagens, durch die zunächst lediglich das Besondere vom Allgemeinen abgegrenzt wird, präzisiert Lichtenberg den Geräuschklang nicht nurmehr durch Onomatopöien, sondern versucht, *seinen* Höreindruck durch das Schallwort »tschub« mit größtmöglicher Präzision und Unmittelbarkeit sprachlich nachzubilden.¹⁶⁵ So betont er die Außergewöhnlichkeit seines Höreindrucks, den er, sich auch darin vom »Nägel-Einschlag« distanzierend, als über die Entfernung des wahrnehmenden Subjekts definierte und eben deshalb subjektive Wahrnehmung proklamiert.

Neben der Subjektivität auditiver Sensationen, wie sie im eben zitierten »Sudelbuch«-Eintrag anklingt, prägt Lichtenbergs Schalltheorie die Auffassung, daß der Donner kein homogener Einklang, sondern ein *Bündel verschiedenartiger Klang-Phänomene* ist. Sofern die Auswahl der Klänge aus diesem Bündel von der lokalen Positionierung des wahrnehmenden Subjekts abhängt, erscheint die Wahrnehmung des Donners als *subjektiv bedingte Variation des ›ursprünglichen‹ Schallphänomens*. Aus dieser Einsicht in die Subjektivität des Donnerklangs resultiert die Schwierigkeit, das wahrgenommene klangliche Phänomen seiner Subjektivität entsprechend adäquat wiederzugeben. Dieses besondere Problem der adäquaten Verbalisierung auditiver Sensationen regt Lichtenberg zu seinem »Vorschlag den Donner auf Noten zu setzen«, an, den er im »Göttinger Taschen Calendar« für 1793 unter den »physicalische[n, U.F.] Merkwürdigkeiten« publiziert.¹⁶⁶ In ihm akzentuiert Lichtenberg zunächst die Unterschiedlichkeit der Wahrnehmungen desselben Donner- bzw. Kanonenschlags durch verschiedene Personen anhand einer bemerkenswerten Vielfalt an onomatopoetischen Ausdrücken, mit denen er die verschiedenen Klangfacetten zu beschreiben sucht. Sie reichen vom »Knistern« und »tiefen, fürchterlichen Rollen« über »Getöse« und »Knall« bis hin zum »Krachen, Prasseln und Rollen«:

165 Mit der Wendung »auf eine ganz eigene Weise« schränkt er jedoch die Identität des Schallworts mit der durch dieses nachgebildeten ursprünglichen Sensation ein.

166 Vgl. GTC 1793, S. 154–56. Wiederabgedruckt in VS 6 (=PhM 1), S. 478–480. Diese kurzen Bemerkungen zum Phänomen des Donners bilden, soweit ich sehe, seine einzige Publikation zu schalltheoretischen Aspekten.

»Daß der Donner nicht bloß das Knistern des electrischen Funkens im Großen sey, hat Hr. De Lüc zuerst gemuthmaßet [...]. Daß aber Canonen in gebirgigten Gegenden in der Höhe abgefeuert, alle Phänomene des Donners darstellen, ist ebenfalls ausgemacht; selbst das tiefe und fürchterliche Rollen hinterdrein hört man. Dazu sind keine Carpathischen Gebirge nöthig, von denen vorzüglich der Versuch in die Bücher gekommen ist, man hat ihn auf Hügeln in der Nachbarschaft von Göttingen anstellt. Freylich hört man dann nur das dem Donner ähnliche Getöse, wenn man sich selbst nicht weit von dem Ort befindet wo der Knall entstanden ist, in der Tiefe wird wenig gehört. Um die Vergleichung passender anzustellen, müßte man einen starken Knall in hoher und freyer Luft hervor zu bringen suchen. [...] Der Donner stockt zuweilen und sein Poltern lautet alsdann wie das von einer Last, die langsam und stoßweise eine Treppe hinab bewegt wird [...]. Ferner hört man, nach dem einstimmigen Zeugnis aller, bey denen es in der Nähe eingeschlagen hat, worunter ich selbst mit gehöre, nur einen einzigen Knall, da alle nur etwas entferntere Personen von Krachen, Prasseln und Rollen sprechen. Was ist das?«¹⁶⁷

Aufgrund derartig differenzierter Empfindungen bei der Wahrnehmung eines einzigen Donner- bzw. Kanonenschlags erscheinen Lichtenberg für die eingehendere Erforschung jenes Schallphänomens die konventionellen Sprachzeichen als inadäquates, weil zu unpräzises Mittel der Schalldarstellung. Bei seiner Suche nach einem Medium, das in der Lage ist, das Gehörte so nuanciert wiederzugeben, wie es der wahrgenommenen Empfindung entspricht, stößt er schließlich auf das Notensystem, das den Klang *differenziert* zu fixieren vermag und damit den je verschiedenen, weil subjektiven Charakter des Schalls als auditive Sensation verdeutlichen könnte:

»Es hat jemand vor einigen Jahren [...] die sehr unbestimmt scheinenden Töne der Nachtigal geordnet, und sie auf siebenzehn gebracht. Wie wenn man den Donner schnell auf Noten setzen lernte? Es würde sich dann vielleicht zeigen, das jeder seinen eignen Donner hört, so wie er seinen eignen Regenbogen sieht. Man muß alles versuchen.«¹⁶⁸

Die Wahrnehmung des Donners zeichnet sich demnach durch eine Subjektivität aus, die erst ab einem gewissen Grad an Differenzierung deutlich wird. Die Darstellung dieses Differenzierungsgrades geht zwar über die Möglichkeiten der konventionellen Sprachzeichen hinaus, kann jedoch durch das Notensystem als auf die Wiedergabe von Schallphänomenen abgestimmtes Medium mit hoher Präzision bezeichnet werden. Lichtenberg sieht demzufolge in den Notenzeichen ein Mittel, Schallphänomene bis zu jenem Grad

167 GTC 1793, S. 154f.


168 GTC 1793, S. 155f. Vgl. zu diesem Gedanken J_{II}1650: »Den Donner auf Noten zu setzen wäre vielleicht nützlich, um zu erfahren ob man ihn nicht in sehr geringen Distanzen gleich sehr verschieden hört. Denn da einige nur einen einzigen Knall und andere bei demselben Blitz rollenden Donner hören, so mögen wohl der Verschiedenheiten sehr viel sein, und jeder einen andern Donner hören.« Vgl. auch Lichtenbergs Notiz in seinem bisher unveröffentlichten »Roten Buch«, das hauptsächlich Skizzen zu den Kalendern enthält, S. 57: »Den Donner auf Noten zu setzen. Jedermann hört seinen eigenen Donner, wie er sein[en] eignen Regenbogen sieht cum grano Salis.« (Vgl. SB III, Komm., S. 687).

zu differenzieren, an dem Vielfältigkeit, Subjektivität und auch die Individualität des Höreindrucks deutlich wird.¹⁶⁹ Insofern erfüllt die Notensprache Lichtenbergs Anspruch nach größtmöglicher Präzision der Darstellung untersuchter physikalischer Phänomene als Basis für eine auf Erkenntnisgewinn ausgerichtete Erforschung des Beobachteten und dessen *exakte* Wiedergabe. Der Vergleich mit der visuellen Erscheinung des Regenbogens unterstützt und illustriert seine These von der Subjektivität der Wahrnehmung und weist sie zugleich als ein *Prinzip* menschlicher Wahrnehmung aus, das die Grenzen der einzelnen Sinnesmodalitäten überschreitet.

»Bilderschrift für das Ohr«: Schallwörter und Onomatopöien

Während Lichtenberg in seinem »Vorschlag den Donner auf Noten zu setzen« vor allem den geringen Präzisionsgrad der Sprache beim Ausdruck auditiver Ereignisse im *wissenschaftlichen* Kontext kritisiert und aus dieser Erkenntnis heraus nach einer anderen, präziseren Ausdruckslösung sucht, deutet seine nächste Notiz auf die Unzulänglichkeit der Sprache beim Ausdruck *alltäglicher* auditiver Sensationen, allerdings eingeschränkt auf die deutsche Sprache: »Sie haben genieset, gezischt, gehustet und noch 2 Arten von Lärm gemacht wozu wir im Deutschen keine Wörter haben.«¹⁷⁰ Zur Überbrückung dieses Mangels an passenden Ausdrucksweisen mittels konventionellen Sprachzeichen bietet sich zunächst vor allem der Vergleich an: »Ein sonderbares Geräusch, als wenn ein ganzes Regiment auf einmal niesete.«¹⁷¹

Abgesehen von assoziativen Verknüpfungen, deren Ergebnis derartige bildlich umschreibende Vergleiche sind, kann die Suche nach Möglichkeiten, auditive Sensationen sprachlich auszudrücken, zur einfachen Nachbildung des Wahrgenommenen im Schallwort führen.¹⁷² Beispiel hierfür ist etwa das

169 Ein Beispiel für die praktische Anwendung der Musiknoten mit dem erläuterten Ziel, das Gehörte möglichst adäquat wiederzugeben, findet sich in einem kurzen Brief Lichtenbergs an Dieterich, in dem Lichtenberg den zwitschernden Tonfall der englischen Tänzerin Bacelli durch eine in Sekunden aufsteigende Folge von einer Achtel- und drei Sechzehntel-Noten illustriert: »Ich habe vor einer Stunde Bacelli auf den Gang rufen hören: Frau Hackfeldin,  ich habe gemeint Deine Nachtigall wäre aus dem Käfig gewischt, und ich suchte schon meinen Pantoffel sie zu haschen, aber ich konnte nicht fertig werden.« (Bw I, Nr. 421, S. 761.).

170 F, 87.

171 E, 136.

172 Daß jedoch auch Schallwörter die Diskrepanz zwischen auditiver Sensation und ihrem sprachlichen Ausdruck nicht befriedigend zu überbrücken vermögen, verdeutlicht folgende »Sudelbuch«-Notiz. Belustigend, ja lächerlich erscheint der hier geschilderte Versuch, den Schallcharakter eines musikalischen Ereignisses möglichst adäquat durch Sprachzeichen wiederzugeben, vor allem wegen seiner Ernsthaftigkeit und dem naiv-einfältigen Vertrauen, das hierbei den Sprachzeichen entgegengebracht wird, basierend auf der Annahme, daß zwischen Sprachzeichen und auditiver Sensation ein Kongruenzverhältnis besteht, und diese doch gerade widerlegend: »Ein Kerl schreibt dem andern von einem Lied: schicke mir doch den Text

erwähnte »tschub«. Sofern die Schallwörter, versehen mit wort- und formbildenden Prä- und Suffixen, in das vorhandene Sprachsystem integriert werden können, bilden sie einen Weg, der über die Wortschöpfung zur Bereicherung des sprachlichen Ausdrucks durch die Bildung innovativer Sprachzeichen führt. Derartige Entstehung neuer Ausdrucksmöglichkeiten basiert demzufolge nicht auf der Anlehnung an bereits vorhandenes Sprachmaterial, sondern auf der auditiven Wahrnehmung und deren lautlicher Nachahmung. In dieser Hinsicht stehen Sprache und auditive Sinnlichkeit in einem korrelativen Verhältnis zueinander: Während die Sprache das – zwar ungenügende, aber dennoch wichtigste – Medium darstellt, durch das auditive Sensationen fixiert und mitgeteilt werden können, bildet das Gehör die Prämisse für die Wahrnehmung der (artikulierten) Sprache und ermöglicht insofern die Aneignung sprachlichen Ausdrucks.¹⁷³ Darüber hinaus muß die Wahrnehmung auditiver Sensationen und deren lautliche Nachahmung am Beginn jeder (laut-)sprachlichen Entwicklung gestanden haben.¹⁷⁴ Auf dieses Erkenntnis scheint sich auch Lichtenbergs Auffassung zu beziehen, nach der die Schallwellen bereits durch das Gehör in eine Art »Sprache« transformiert werden: »Der Gehör-Nerve spricht uns gleichsam die Schwingungen aus.«¹⁷⁵

In den onomatopoetischen Sprachzeichen ist jener genuin sinnliche Ursprung der Sprache in der auditiven Sensualität insofern hörbar, als sie die an die grammatikalische Struktur der Sprache assimilierte Form der Schallwörter sind, die auditive Sensationen einfach nachahmen. Daß Onomatopöien gleichsam visualisierte Auditionen darstellen und über eine lediglich zeichenhafte Bedeutung hinausgehen, konstatiert Lichtenberg im »Sudelbuch«-Eintrag A₁134. Durch die möglichst genaue Transformation auditiver Perzeption in die visuellen Zeichen der Sprache in Form onomatopoetischer Ausdrücke wird die sinnliche Wahrnehmung lediglich fixiert. Denn laut Lichtenberg besitzen Onomatopöien nicht den zeichenhaften Verweischarakter anderer Sprachzeichen, deren sinnlicher Ursprung nicht mehr zu erkennen ist. *Onomatopoetische Wörter* sind in dieser Hinsicht keine Zeichen, die für eine sinnliche Wahrnehmung stehen, sondern bilden als »eine Art von Bilderschrift für das Ohr«¹⁷⁶ selbst *Objekte sinnlicher – visueller und auditiver – Perzeption*: Sie sind insofern wesensverwandt mit den natürlichen Zeichen als Gegenständen sinnlicher Wahrnehmung sowie Ursprung jeden sprachlichen Ausdrucks und tragen daher eher *definitorischen* als zeichenhaften Charakter.

zu dem Lied, das die Schüler in G. singen, die Melodie weiß ich. Es fängt sich [an], dra ri li-li-li dara.« (C₁350).

173 Vgl. L₁198.

174 Vgl. Jung, Walter: Grammatik der deutschen Sprache. Mannheim, Leipzig ¹⁰1990. S. 372f., § 941.

175 KA_{II}194.

176 Aus: A₁134.

»Betrug und Verwirrung«:
Problematik der Relation von Wortschall und Wortsemantik

In den Kontext dieser Auffassung vom sinnlichen Ursprung der Sprache gehört Lichtenbergs Kritik an Friedrich Karl Fulda, der in seiner »Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter« von 1776 eben jenen sinnlichen Ursprung sprachlichen Ausdrucks leugnet und dagegen »die Bestandteile der Wörter für gewisse natürliche dem Menschen angeborene und dem Begriff, welchen sie bezeichnen, angemessene Töne hält.«¹⁷⁷ Als eine Folge dieser Annahme, daß der Wortklang aus den dem Menschen eingeschriebenen Veranlagungen entsteht und »von diesen *natürlichen Tönen* die Nachahmung mit Besonnenheit ausgeschlossen wird, welche der Verfasser ausdrücklich verwirft«,¹⁷⁸ nennt Lichtenberg den Umstand, »daß auch die unleugbarsten Onomatopöien, welche noch jedermann dafür erkannt hat, oft am Ende der von ihm entworfenen Reihe der Bedeutungen stehen.«¹⁷⁹

Mit Fuldas etymologischer Praxis, infolge seiner Auffassung von den dem Menschen angeborenen »natürlichen Tönen«, auf die der Wortklang zurückzuführen sei,¹⁸⁰ die Bedeutung der Wörter aus ihrem Schall zu generieren, assoziiert Lichtenberg die Physiognomik, die, basierend auf der Annahme von bereits bei der Geburt angelegten, unveränderbaren physiognomischen Zügen und dem Leugnen von jeglichen Umwelteinflüssen als modifizierende Faktoren physiognomischer Merkmale, jedem Gesichtszug eine bestimmte Charaktereigenschaft zuordnet. Als problematisch erscheint Lichtenberg sowohl bei Fuldas Vorgehen, bestimmten Wortklängen bestimmte Bedeutungen zuzuweisen, als auch bei der physiognomischen Methode, aus den »stehenden« Gesichtszügen bestimmte charakterologische Schlußfolgerungen zu ziehen, vor allem die Abstraktion vom Einzelfall und das darauf basierende Aufstellen vermeintlich überindividuell gültiger Regeln: »Mit diesen Fuldaischen Grillen

177 Aus: F₁1040.

178 Aus: F₁1040.

179 Aus: F₁1040.

180 Vgl. Fuldas Definition von Mundart und Sprache, in der der Mensch – und nicht die äußeren Bedingungen – als letztendlicher Ursprung der Sprache und ihrer Klänge genannt wird: »... Das sind ja die Organe der Menschheit überhaupt. Urlaute, [...] welche die Natur erzeugt hat; deren Begriffe mit den Organen eine wesentliche Verbindung haben. [...] Was ist nun Mundart? was ist Sprache? Jeder Mensch, jedes Haus, jede Profession und Gesellschaft, jede Gegend, jedes Land, alles, was seine Begriffe, ohne fremde Hülfe, mit Lauten seines Mundes bezeichnet, spricht seine Sprache. Andere neben ihnen machens eben so. Es liegen allen einerlei Organbegriffe und Organlaute zum Grund. Und über das alles sind sie, in Millionen willkürlicher Benennungen, die nur einen sehr seichten Grund in den Wörtern selbst haben, von gemeinschaftlichen ältesten, entfernten, nähern Eltern unterrichtet. Größere Gemeinschaften weiterer Strecken, älterer Väter, machen eine Sprache größer; und ein gemeinschaftliches Blut und gemeine Naturorgane, machen zuletzt aus allen eine einzige Sprache.« (Fulda 1776, S. 58.).

haben die Lavaterschen die größte Ähnlichkeit, bis auf einen gewissen Grad geht es gut, allein will man die wenigen Regeln in die Reihe bringen, die man nicht bei Abstraktion gebraucht hat, so entsteht nichts als Betrug und Verwirrung.«¹⁸¹

Ebenso wie der Verallgemeinerung der Relation zwischen physiognomischem Merkmal und charakterlicher Eigenschaft schreibt Lichtenberg auch der Pauschalisierung der Beziehung von Wortschall und -semantik ein hohes Irrtumsrisiko zu. Seine Auffassung, daß der Schall eines Worts mit dessen semantischem Inhalt häufig differiert, ähnlich wie die Physiognomie von den charakterlichen Gegebenheiten abweicht, daß also die Fehlerhaftigkeit einer Schlußfolgerungspraxis à la Fulda oder Lavater bereits vorprogrammiert zu sein scheint, belegt Lichtenberg anhand einiger Beispiele, vor allem aber, indem er den Buchstaben ›R‹ hinsichtlich seiner Schallwirkung und der Wortbedeutung betrachtet, der oftmals als rauher Klang empfunden wird. In diesem Zusammenhang demonstriert er in folgender Bemerkung die Unterschiede, die die Wörter im Hinblick auf ihre Verständlichkeit aus dem Klang trennen. Während Onomatopöien ein bestimmter Grad an Allgemeinverständlichkeit zugestanden werden kann, da ihr Schall mit dem durch sie Bezeichneten durch eine Art ›natürliche Verwandtschaft‹ verbunden ist, so erscheint es bereits bei relativ einfachen Wörtern wie Auge und Ohr schwierig, wenn nicht gar vermessend, die Bedeutung aus dem Wortklang zu erschließen:

»Auf Herrn Fulda's Bemühungen eine Kunst bauen zu wollen die Bedeutung der Wörter aus dem Schall zu finden hat so viel Ähnliches mit Physiognomik, daß es der Mühe wert ist die Vergleichung mit Schärfe anzustellen. Guckuck, und Kibitz und noch besser das englische Peawit sind allen verständlich, noch ist es donnern, rasseln, rumpeln, schnarren, brüllen, wiehern, und eine große Menge anderer. Allein Auge, Ohr, auris [...], was ist das? Die obigen Wörter müssen in den Sprachen hingesetzt werden. Feind wäre gewiß ein sanfteres Wort als Freund. Der Lateiner ihr amicus und noch besser amico. Das französische Ma mie wie vortrefflich gegen unsere Freundin und Geliebte.«¹⁸²

Lichtenberg betont hier die Einbeziehung des sprachlichen Kontexts sowie den Vergleich der Wörter mit ihren semantischen Pendants in anderen Sprachen – zeigt sich doch in ihrem Vergleich, wie der Klang eines Worts einzuschätzen ist. Seine Hellhörigkeit in bezug auf den Sprach- bzw. Wortklang fördert schließlich die Erkenntnis zutage, daß sich Klang und Bedeutung häufig sogar antonymisch zueinander verhalten. Beispielhaft zeigt Lichtenberg diese Differenz zwischen klanglichem Eindruck und semantischem Gehalt eines Worts anhand des Antonymenpaars »Freund« und »Feind« auf, deren

181 Aus: F₁1040.

182 Aus: F₁1072. Auch Lichtenbergs Etikettierung der »Bemühungen« Fuldas als »Kunst« – und nicht als Wissenschaft! – erinnert an die Diskussion um den Status der Physiognomik, die um eben jene beiden Begrifflichkeiten kreist. Vgl. Kap. II, 1.1, darin den Abschnitt Wissenschaft oder Kunst? Überblick über die Begriffsgeschichte der Physiognomik.

jeweilige Klangwirkung der jeweiligen Wortbedeutung zu widersprechen scheinen. Klingt doch »Freund« durch das ›R‹ rauher und deshalb abweisen-der als das mildere »Feind«, während sich die Wortbedeutungen genau umgekehrt verhalten.

Vor allem für Menschen, deren Muttersprache nicht deutsch, sondern beispielsweise englisch ist, und deren Gehör deshalb an einen weicheren Sprachklang gewöhnt ist, klinge die deutsche Sprache häufig hart und trage deshalb bedrohliche Züge.¹⁸³ Verglichen mit der Harmlosigkeit der Bedeutung des Ausgesagten wirke der bedrohliche Klang deutscher Sprachzeichen allerdings oft lächerlich – als Vorspiegelung falscher Tatsachen, nämlich einer Größe, der die Stärke fehle: »Der Engländer lacht über einige rauhen Töne der deutschen Sprache, weil er darin die Größe ohne Stärke findet. Es ist ihm ein papiernes Donnerwetter. Möser liebt das r in Freund nicht.«¹⁸⁴ Für Lichtenberg bildet diese Reaktion der Engländer auf die deutsche Sprache einen weiteren Beleg seiner These, daß rauher Sprachklang *nicht* auf Rauhigkeit der Bedeutung deute. Im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag führt er die Differenz zwischen den durch den Sprachklang evozierten Empfindungen, die auch visuelle Assoziationen nicht zu relativieren vermögen, und der Wortbedeutung weiter aus – und bringt seine Erkenntnis durch einen entsprechenden ›Vor-Satz‹ zugleich mit der Physiognomik in Verbindung:

»(Auf Gesichter angewendet.) Rauhigkeit bei uns ist nicht gleich gefährlich. NB. Unser Wort Freund hat ein r, es wäre ihm besser es hätte es nie. amico. NB. NB. Freundin ist in meinen Darmstädtischen Ohren ein Wort, das durch das schönste Gesicht und den sanftesten Ausdruck nicht versüßt wird. Das böse r sollte und müßte entweder heraus, oder sollte zwischen 2 Vokalen stehen. Es erinnert mich trotz meiner Deutschheit immer an frieren und Frost, welches ein abscheuliches Wort in meinen Ohren ist. Den Begriff Freundin auszusprechen sollte die Zunge nicht mehr kosten, als den Mutter und das ist ma mie.«¹⁸⁵

Lichtenberg kommt es vor allem auf die Erkenntnis an, daß der Wortklang nicht mit der Wortbedeutung gleichgesetzt werden darf. Darüber hinaus diagnostiziert er eine Deplazierung des Buchstabens ›R‹ in einigen Wörtern, da

183 In seinen Bemerkungen zu »einigen neuen Verbesserungen der Harmonica« im »Göttinger Taschen Calender« 1792 kontrastiert Lichtenberg diesen klanglichen Charakter der deutschen Sprache mit dem Klang musikalischer Instrumente und Kompositionen, der, sofern durch deutsche Instrumentenbauer oder Komponisten hervorgebracht, als eine Art ›Ausgleich‹ für den harten Klang der Sprache verstanden werden kann: »Es sind wenige musicalische Instrumente unter denen, die nicht den Alten schon bekannt waren, die nicht durch Deutsches Genie entweder erfunden, oder zu dem Grade von Vollkommenheit gebracht worden wären, die sie jetzt haben. Auch ist überhaupt musicalisches Verdienst, das, was andere Nationen den Deutschen am wenigsten streitig machen, vermuthlich bloß weil man ihre Noten lesen und ihr Spiel hören kann, ohne ihre häßliche, barbarische, schwere, Augen und Ohren beleidigende Sprache zu lernen.« (GTC 1792, S. 160).

184 F,25.

185 F,822.

der Wortklang zu Assoziationen und Empfindungen leitet, die der Wortbedeutung nicht entsprechen. Daß es Lichtenberg ausschließlich um die richtige Plazierung des Buchstabens und nicht um dessen vollständige Liquidation – etwa wegen einer generellen Antipathie gegen diesen Buchstaben aufgrund seiner ästhetischen Empfindung – geht, daß das ›R‹ vielmehr als natürliche Eigenschaft menschlicher Rede anzusehen ist und zudem der Sprache gewisse ›angenehme Ecken‹ zu verleihen vermag, ohne die sie kraftlos und fade wirken und essentieller Begriffe beraubt werden würde, belegt seine satirische Äußerung zu Brockes' empfindsamen Gedichten ohne ›R‹, in der das ›R‹ mit dem Menschenverstand vergleicht:

»Da der vortreffliche Brockes Gedichte ohne r gemacht das dem Menschen so natürlich ist, so sehe ich nicht ein warum man keine Gedichte ohne Menschen-Verstand machen sollte, da es ohne Widerrede wahr ist daß man ohne r nicht einmal Wasser und Brod fordern kann, da man Exempel hat, daß Leute ohne Menschenverstand sich auf die ersten Stufen des bürgerlichen Lebens geschwungen haben.«¹⁸⁶

Auf den übertriebenen oder gar mißbräuchlichen Einsatz klangmalerischer und dialektaler Elemente zielt Lichtenberg in der folgenden ironischen Bemerkung über die deutsche – insbesondere die empfindsame – Lyrik seiner Zeit ab:

»Allein grade ist das Launigte, das Empfindsame, das leichte Gefühlvolle, Tändelnde, das Leichte durch a und o sanft Dahintönende, das sonst nur jenseit des 48^{ten} Grades der Breite blieb, eben unsere Stärke, nichts ist mehr gemacht die susurrus amatum auszudrücken als das Obersächsische oder Pfälzische ist, nichts mehr für den Seufzer einer beklemmten Brust und Kehle zu entledigen als das Schweizerische ch, oder das wollüstige Geräusch eines feurigen Kusses auszudrücken als das harte tz.«¹⁸⁷

Die Ironie dieser Notiz besteht vor allem darin, daß Lichtenberg mit dem Obersächsischen, Pfälzischen und Schweizerischen just die Dialekte wählt, die ihm ob ihrer pharyngalen Vokale und Konsonanten als besonders ungeeignet erscheinen, romantische Liebesworte zu säuseln – ebenso wie das das Affrikata »tz« als verbaler Ausdruck des Kusses, mit dem Lichtenberg wohl auf das schmatzende Geräusch anspielt, weniger den Eindruck von Wollust und Feurigkeit vermittelt als von plumper Komik.

Semantische und ästhetische Auswirkungen klanglicher Modifizierungen sprachlichen Ausdrucks

Die phonetische Lautbildung kann jedoch nicht nur unerwünschte Wirkungen erzielen, wird sie übertrieben oder zur falschen Gelegenheit eingesetzt, sondern der Umstand, daß gerade sein Klang die veränderliche Größe des Wortes bildet, verleiht dem Wortklang die Funktion, auf die individuelle Beschaffen-

186 F₁383. Vgl. auch Lichtenbergs Kritik an »einem R-scheuen Züngelgen«, das »alles wie Brei und L« ausspreche. Vgl. E₁292.

187 Aus: E₁108.

heit seines Bildungsortes hinzuweisen, und damit Bedeutungskraft im Sinne eines pathognomischen Zeichens:

»So wird uns der Ton eines Worts weit besser von dem Bau einer Kehle unterrichten als hundert Zeichnungen. Wenn sich der Charakter in allem malt, so ist es immer besser die biegsamsten Teile zu nehmen. (Dieses kann Leitfaden und Plan werden.)«¹⁸⁸

Der Wortklang und die Stimme als dessen »Exekutive« stellen für Lichtenberg insofern das pathognomische Zeichen *par excellence* dar, als sie »biegsam« sind und sich in ihren Modifikationen die Gradationen der Affekte und Gemütsbewegungen widerspiegeln.¹⁸⁹ Daher sind für Lichtenberg »Pathognomische Zeichen, eine Stimme für die Augen.«¹⁹⁰

Semantische Modifikationen der Sprache durch Ton und Klang sieht Lichtenberg neben der Mimik als Weg, der, ohne das morphemische Inventar zu erweitern, zur Bereicherung der Sprache führt:


»Die wahre Bedeutung eines Worts in unsrer Muttersprache zu verstehen bringen wir gewiß oft viele Jahre hin. Ich verstehe auch zugleich hiermit die Bedeutungen die ihm der Ton geben kann. Der Verstand eines Wortes wird uns um mich mathematisch auszudrücken durch eine Formel gegeben, worin der Ton die veränderliche und das Wort die beständige Größe ist. Hier eröffnet sich ein Weg die Sprachen unendlich zu bereichern ohne die Worte zu vermehren. Ich habe gefunden, daß die Redensart: *Es ist gut* auf fünferlei Art von uns ausgesprochen wird, und allemal mit einer andern Bedeutung, die freilich auch oft noch durch eine dritte veränderliche Größe: die Miene bestimmt wird.«¹⁹¹

Daß Lichtenberg die Möglichkeit einräumt, über den Ton die Bedeutung des Wortes zu modifizieren und auf diese Weise die Sprache semantisch zu bereichern,¹⁹² widerspricht nicht seiner Erkenntnis von der häufigen Differenz zwi-

188 F₁835.

189 Vgl. Lichtenbergs Definition der Pathognomik in seiner »Anti-Physiognomik«, SB III, S. 264.

190 F₁834.

191 A₁93. Ein besonderes Mittel, den semantischen Gehalt der Rede zu modifizieren, bildet im Zusammenhang mit dem Sprachklang das Sprech-Tempo. Um seiner Schriftsprache jenes kinetische Moment des Sprachklangs zu verleihen und hierdurch die Gewichtigkeit des semantischen Gehalts hervorzuheben, verwendet Lichtenberg in seinem Brief an Georg Forster vom 30. August 1790 die musikalische Notation. Als eine Art »Leseanleitung« erscheint hier der absteigende a-Moll-Dreiklang in Form der Abfolge dreier ganzer Notenwerte als Ausdruck einer extrem langsamen, das einzelne Wort emphatisch betonenden Diktion: »Und nun kommen Sie mir (diese Worte müssen langsam gelesen werden)  einmal mit einem Verweise über verlorne Briefe. –« (Bw III, Nr. 1739, S. 772.).

192 Vgl. auch seine folgende Bemerkung zur Veränderung der emotionalen Wirkungskraft des Worts »Nonsense« durch den Klang: »Es ist nicht zu leugnen, daß das Wort *Nonsense*, wenn es mit gehöriger Nase und Stimme ausgesprochen wird, etwas hat, das selbst den Wörtern Chaos und Ewigkeit wenig oder nichts nachgibt. Man fühlt eine Erschütterung die wo mich meine Empfindung nicht betrügt von einer fuga vacui des menschlichen Verstandes herrührt.« (D₁636)

schen Wortklang und Bedeutung. Denn der Wortklang besitzt zwar ein semantisches Potential, das Empfindungen auslösen kann. Die Richtigkeit dieser Empfindungen muß jedoch letztlich immer anhand der Wortbedeutung verifiziert werden, da Wortklang und -semantik sich nicht nur voneinander unterscheiden, sondern sich gar entgegengesetzt zueinander verhalten können. Die Praxis, »Aus dem Numerus und Wohlklang einer Periode auf den Gedanken zu schließen, den sie enthält«¹⁹³, unterliegt demzufolge einem hohen Irrtumsrisiko und entspricht in gleicher Weise wie das Schließen vom Wortklang auf die Wortbedeutung der physiognomischen Methode, aus den Gesichtszügen charakterologische Schlußfolgerungen zu ziehen: »Man muß sich nicht wundern, wenn man sieht, daß Leute den Gehalt der Seele aus dem Gesicht schätzen wollen, die gemeiniglich den Gedanken aus dem Prosen-Klang beurteilen, in den er eingehüllt ist.«¹⁹⁴

Die Neigung, den Ton der Sprache über ihren semantischen Gehalt zu stellen, hat allerdings nicht nur Folgen für die Sprachrezeption, sondern kann darüber hinaus auch die *Textproduktion* auf bestimmte Weise lenken. So kann, Lichtenberg zufolge, eine ausschließliche – vielleicht sogar unbewußte Orientierung an der Ästhetik des Sprachtons die Textproduktion insofern beeinflussen, als die semantische Aussage des Textes in den Hintergrund tritt oder sich gar dem Sprachton unterordnet, so daß sich die Hierarchie von semantischem Gehalt und seiner sprachästhetischen Ausformung schließlich umkehrt, indem sich die Argumentation nach dem Sprachton richtet:

»Der Ton stimmt oft die Behauptung statt daß die Behauptung den Ton angeben sollte. Selbst gute Schriftsteller, wenn sie auch gerne schön sprechen, finden sich unvermerkt zuweilen da, wo sie eigentlich gar nicht hin wollten.«¹⁹⁵

Abgesehen von dieser Wirkung des Sprachtons auf die Entstehung von Texten, kann der Klang auch *bewußt* als Mittel zur Manipulation der Rezipienten eingesetzt werden, vor allem dann, wenn darauf abgezielt wird, mittels der Sprache emotionale Wirkungen zu evozieren. So rät Lichtenberg zur Skepsis, wenn der Sprachklang, zum Beispiel in Form des »Wonnetons«, die eigentliche, wahre Bedeutung verschleiert:

»Hingegen redet jemand im *Wonneton* der Seher, plündert und stolpert Dithyramben daher mit konvulsivischem Bemühen das Unaussprechliche auszusprechen, so glaube ihm kein Wort, wo Du es nicht strenge untersucht hast.«¹⁹⁶

193 Aus: F₁673. Vgl. F₁344.

194 F₁773.

195 J₁1005.

196 Aus: F₁802. Hervorhebung von mir, U.F. Vgl. auch E₁367: »Alles wohlklingend und alles erlogen.« »Wonne«-Komposita gehören zum Vokabular-Inventarium der empfindsamen Literatur. Dort werden sie vor allem in Verbindung mit der Seele gebraucht, vgl. das empfindsame Bekenntnis des von Lichtenberg stark kritisierten Werther: »durch mein innig Innerstes durchglühte mich das Wonnegefühl« (HA VI, S. 116), zur Fortsetzung dieser Begriffsverbindung in der Literatur des frühen 19. Jahrhundert vgl. beispielsweise Georg Büchners »Lenz«: »aber er meinte, es

In diesem »Sudelbuch«-Eintrag erhebt Lichtenberg den Sprach-»Ton« zum Indikator, an dem sich die (Un-)Glaubwürdigkeit eines Textes ablesen läßt. Ausgehend von der Frage nach der Ästhetik der Sprache Lavaters, dessen Sprachton für Lichtenberg ein Paradebeispiel für laut donnernden, alles übertönenden »Sprachlärm« ohne semantische Substanz bildet, diagnostiziert Lichtenberg in der nächsten Notiz die Tatsache, daß sich »Männer von entscheidendem Verdienst« in sprachstilistischen Fragen Lavater gegenüber bisher ausweichend und indifferent verhielten. Die Anhänger von Lavaters Sprachstil charakterisiert Lichtenberg anhand ihres eigenen Sprachstils, der als »Getöse« beschrieben wird, eingesetzt, um das eigentliche »Quieken« seines Verfassers zu übertönen, und also nichts anderes ist als »viel Lärm um nichts«. Die antithetische Gegenüberstellung der Metaphern »Korybanten-Getöse« und »Quieken« verleiht der Schilderung in Verbindung mit dem Gebrauch diminutivierter Substantive (»Ideecken«, »Würmgen«) sowie der poetischen Metapher von der »Geburt einer Idee«, die hier als pathetische Hyperbel erscheint, satirische wie ironische Züge:

»Ich möchte wohl den jungen Menschen fragen, nach was für einer Grundregel schreibt denn Lavater schön? Ist es allgemeiner Beifall der Besten und Gelehrtesten?

müsse ein unendliches Wonnegefühl sein, so von dem eigentümlichen Leben jeder Form berührt zu werden; für Gesteine, Metalle, Wasser und Pflanzen eine Seele zu haben« (WB 1984, S. 75). Daß Lichtenberg sie im Kontext seiner Kritik an derselben verwendet, erinnert an die Methode seiner »Anti-Physiognomik«, die sich in weiten Teilen sprachlich und stilistisch an die Traktate der Physiognomisten anlehnt. Hier wie dort vergegenwärtigt Lichtenberg durch diese Methode mit sprachlichen Mitteln den Gegenstand seiner Kritik, wie in E₁240 besonders deutlich wird: »Unsere empfindsamen Enthusiasten, die jeden der sie auslacht für einen leichtsinnigen Spötter segnen, und nicht bedenken, daß man stark empfinden könne ohne davon zu schwatzen. Empfindet euch bis in den dritten Himmel hinauf, laßt Eure Empfindungen Kraft zu guten oder zu großen Taten [geben], nicht das Sprechen aus Empfindung ist, worüber ich lache, der Allmächtige bewahre mich für mich vor so etwas, sondern das Schwätzen von Empfindung. Glaubt Ihr etwa, Ihr fühltet allein, was ihr allein Torheit genug besitzt malen zu wollen? Gesetzt es gelänge euch, spricht Lavatersche oder Engelraffaelische Prose. Wißt ihr eure ganze Belohnung? Die Primaner von der Weichsel bis an Rhein werden euch mit *wonnetrunkenem Auge* anschmachten, und der weise Mann, der Weltkenner was wird der tun? Er wird, endlich müde immer eine Windblase von einem Ausdruck statt einer Sache zu finden, euer Buch wegwerfen ohne vielleicht etwas anderes zu sagen als: *du armer Tropf*.« (erste Hervorhebung von mir, U.F.; vgl. auch E₁246). Vgl. hierzu auch die Wendungen »in einem geistlichen Wonnegefühl bei Augen, von denen man nur das Weiße sieht« (aus: C₁326, in dem sich Lichtenberg auf C₁324 bezieht); »Ich bemerkte wirklich auf seinem Gesicht den Nebel, der allezeit während des Wonnegefühls aufzusteigen pflegt das man hat, wenn man sich über andere erhaben zu sein glaubt.« (C₁339); »So sieht der Mensch mit einer Art von Wonnegefühl seine Namen in Linnés Adreß-Kalender oben an und selbst den Affen himmelweit unter sich, ohne zu bedenken, daß bei weiten der größte Teil seines Geschlechts, nach einem gewissen andern, *vielleicht* vernünftigeren Systeme, unter den *Jagdhunden* und *Müllereseln* steht.« (SB III, S. 980).

Nein! Ich habe noch keinen einzigen Mann von entschiedenem Verdienst Lavatern von der Seite rühmen hören. Alle zucken die Schultern, und loben des Mannes gutes Herz. Seine eifrigsten Verehrer, zumal die von seinem Stil waren junge Menschen von erstimuliertem Enthusiasmus, die wenn sie ein Ideechen gebären gleich ein Korybanten-Getöse von Prose machen, damit die Kritik das Quieken des armen Würmgens (Götter-Kindes) nicht hört ...«¹⁹⁷

SprachMusik: Lichtenbergs auditive Metaphorik

Auditive Metaphorik zur Charakterisierung sprachlicher ›Spektakel‹ verwendet Lichtenberg häufig im Zusammenhang mit seiner Kritik an der empfindsamen Literatur sowie dem Sprachstil physiognomischer Traktate, allen voran denjenigen Lavaters. Die Assoziation von Sprachstil und auditiven Sensationen führt Lichtenberg über die ausschließlich Lautstärke-bezogene Metaphorik hinaus. Während der Sprachstil der Anhänger Lavaters als lärmendes Getöse beschrieben wird, so spricht Lichtenberg Lavater, wenn die klanglichen Ergebnisse auch seinen ästhetischen Idealen nicht genügen, zumindest die Fähigkeit zu, das ›Musikinstrument‹ Sprache in bestimmter Weise zu beherrschen: »In Lavatern ist nichts von dem sanften Sonnenlicht des Tizian, sondern über alles dampft er einen heiligen Nebel her und blitzt mit Hexenmehl und Kolophonium, und donnert auf der Baßgeige.«¹⁹⁸ Um Lavaters Sprachstil zu charakterisieren, kombiniert Lichtenberg visuelle und auditive Sensationen. ›Metaphorische Basis‹ sind die Witterungsverhältnisse, vor allem das Gewitter. Lavater, als Produzent jenes verbalen ›Gewitters‹, werden neben den Lichteffect-erzeugenden dämonischen Kräften kontrabassistische Fähigkeiten zugesprochen.

Diese Vorstellung vom Sprachstil als einer Art ›Musik‹ und entsprechend vom Sprechenden als Musizierendem – ob Musiker oder Musikant sei dahingestellt – eröffnet ein so weites wie vielfältiges Feld sinnlich-auditiver Metaphorisierungen satirischen Charakters. Häufig anzutreffen sind sie etwa in Form von Wendungen wie »daß der Verfasser zuweilen die rechte Saite trifft«¹⁹⁹ oder von Vergleichen wie in folgender »Sudelbuch«-Aufzeichnung:

»Man liest auch um andere Schriftsteller kennen zu lernen. Jemand der von Kindheit an nichts als die Meisterstücke des menschlichen Verstandes hätte kennen lernen würde das Gesicht zum Erstaunen verziehen wenn er einige unsrer Neuen lesen sollte. Es würde [ihm] vorkommen als eine Musik auf einem verstimmten Klavier, oder eine von Pfannen und Mörsern und Tellern. *Eine Situation die zu gebrauchen wäre.*«²⁰⁰

197 Aus: F₁215. Aus der Erkenntnis heraus, daß der Wortklang oft lediglich als ›Blendwerk‹ fungiert, postuliert Lichtenberg: »Es ist die Pflicht jedes Weltweisen, den König in einem Schuhflicker zu erkennen um den Verdienst zu bezahlen was des Verdienstes ist, und nicht Größe der Seele, Talent und Fähigkeit nach dem lärm-machenden Effect zu schätzen.« (aus: F₁139).

198 F₁640.

199 Aus: B₁45.

200 D₁46.

Den Vergleich von Lavaters homiletischem Sprachstil mit dem donnernden Klang des Kontrabasses verwendet Lichtenberg wenig später abermals in satirischem Kontext, erweitert auf Predigten im allgemeinen und ergänzt um die, hier antithetisch wirkende, Alternative lieblich-betörender Flötentöne: »Anstatt zu predigen stellt sich der Prediger mit der Baßgeige oder der Flöte auf der Kanzel und bekehrt. Kritiken in Musik gesetzt oder bloß Musik.«²⁰¹ Diese Vorstellung Lichtenbergs, die Wortsprache auf den bloßen Klang zu reduzieren, impliziert zugleich die Ansicht, daß Ziel und Wirkung der Predigten und Kritiken vor allem emotionaler Art sind, die ebensogut, wenn nicht besser, durch Musik erreicht werden können.

Charakteristisch für Lichtenbergs Musikverständnis ist die Auffassung, daß Musik eine *verfeinerte* und damit höhere Form des Lärms darstellt – ähnlich wie das Ohr die Schwingungen des Schalls verfeinert, indem es sie filtert, in eine bestimmte Abfolge bringt und so die Schwingungen gleichsam in Sprache umwandelt.²⁰² Diesem Prinzip der Verfeinerung gehorchen nach Lichtenberg nicht nur auditive Sensationen, sondern auch Formen des sprachlichen Ausdrucks sowie des gesellschaftlichen Umgangs: »Alles verfeinert sich, Musik war ehemals Lärm, Satyre war Pasquill, und da wo man heutzutage sagt,

201 F₁1030. Die Vorstellung von der Reduzierung der Wortsprache auf die musikalische Tonsprache, wie sie am Schluß des letzten »Sudelbuch«-Eintrags im Hinblick auf Kritiken anklingt, führt Lichtenberg in der folgenden Bemerkung insofern fort, als hier über die Ersetzung der Wortsprache hinaus auch die Substitution der menschlichen Stimme – und zwar durch einen maschinellen Mechanismus – erwogen wird: »Eulers Maschine Predigten zu spielen, wenn man Worte könnte herausbringen wie Töne, ist ein vortrefflicher Einfall.« (F₁1090). Daß die Vorstellung von der Mechanisierung und Maschinisierung des Sprechvorgangs im besonderen und anderer Vorgänge im allgemeinen, etwa Schachspielzüge, am Ende des 18. Jahrhundert ein aktuelles Thema bildet, zeigt sich beispielsweise in den Automatenkonstruktionen des österreichischen Ingenieurs Wolfgang von Kempelen (1734–1804), zu dessen Erfindungen auch eine »Sprechmaschine« gehört. Von dieser »Sprechmaschine« ist Lichtenberg so fasziniert, daß er sich »Kempelens Mechanismus der menschlichen Sprache, nebst der Beschreibung seiner Sprechmaschine. Wien 1791.« (aus: J₁1055. Vgl. BL, Nr. 938.) anschafft. Von intensiver gedanklicher Auseinandersetzung mit Kempelens Darstellung zeugen Notizen wie die folgende, die zeigt, daß Lichtenberg in erster Linie an der maschinellen Erzeugung von Sprache, auch ohne Stimmton, interessiert ist: »Schon eine Maschine die wispern könnte, wispernd sprechen, ohne eigentliche Töne wäre viel wert; sie müßte, sollte man denken leichter sein, als eine mit Tönen sprechende.« (L_{II}729) Als satirischen Seitenhieb auf die Funktion englischer Küster, während der kirchlichen Trauungszeremonie zu den entsprechenden Zeitpunkten schon halbwegs mechanisch »sein langweiliges Amen zu blöken« (SB III, S. 875), verwendet Lichtenberg die Vorstellung von der maschinellen Ersetzbarkeit der menschlichen Sprechfähigkeit in seiner Erklärung des Hogarthischen »Weg des Liederlichen«: »Wirklich ist auch der englische Küsterdienst einer von denen in der Welt, die gewiß eingehen werden, so bald Herr v.Kempelen mit seiner Sprechmaschine zu Stande kommen wird« (SB III, S. 875). Zur Rolle der Mechanik in den Künsten vgl. Möbius/Berns (Hgg.) 1990.

202 Vgl. KA_{II}194.

erlauben Sie gütigst, schlug man einem vor alters hinter die Ohren.«²⁰³ Daß die Verfeinerung eine Art Reifungsprozeß darstellt, bei dem bestimmte ›Reife‹-Grade unterschieden werden können und an dessen Ziel eine bestimmte harmonische Ordnung steht, verdeutlicht Lichtenberg anhand eines Gleichnisses: »Bei den Kirschen reift grün zu rot allmählig, dieses sieht einem Stimmen einer Saite ähnlich. So läßt der Künstler Dissonanzen zu Harmonie allmählig reifen.«²⁰⁴ Voraussetzung für diesen Prozeß der Reifung und Verfeinerung bildet eine besondere Sensibilität des Gehörs, die vor allem durch eine erhöhte Quantität und Frequenz der Rezeption von auditiven Ereignissen erlangt wird. Aus einer derartigen Steigerung der sinnlichen Empfindlichkeit eines bestimmten Sinnes, die letztendlich aus nichts anderem als dem aufmerksamen Sammeln von Erfahrungen resultiert, entsteht die Forderung nach Verfeinerung des Wahrzunehmenden: »Es ist mit dem Witz wie mit der Musik, je mehr man hört, desto feinere Verhältnisse verlangt man.«²⁰⁵

Im Hinblick auf die Sprache faßt Lichtenberg das Metrum im Vergleich zum Reim als Indiz für eine erhöhte – auditive – Sensibilität auf. Während der Reim eine Art ›versinnlichtes Metrum‹ darstellt, dem insofern eine ›Künstlichkeit‹ anhaftet, als durch ihn Verse aneinander gebunden und die versifizierte Ordnung des Textes hierdurch offensichtlich zutage tritt, bildet die durch die Silbenzahl geregelte Versifikation eine subtilere Form prosodischer Sprache,²⁰⁶ deren Wahrnehmung eine gesteigerte auditive Sensibilität erfordert:

»Der Reim ist etwas das mehr den nördlichen Ländern eigen ist, so wie das Silbenmaß mehr in den südlichen verehrt wurde, bei diesen ist alles Musik, da bei jenen nur zuweilen aber desto stärker die Kunst und die Harmonie sichtbar wird; ich zweifle nicht daß die Griechen und Römer nicht mannigmal auf Reime verfallen sein, es war aber dieses Künstliche ihnen allzu fühlbar und ihnen daher verhaßt, so wie uns die Reime *schmetterte* und *kletterte*, dahingegen ihr zärteres Ohr schon eher Füße zählen könnte, als wie unseres, das sich daher ein fühlbares Silbenmaß, den Reim erfand. Daher haben die alten deutschen Verse oft nur Reime und fast gar kein Metrum.«²⁰⁷

Die Musik erscheint hier als Inbegriff prosodischer Sprachordnung, die für eine verfeinerte Form künstlerisch-harmonischen Sprachausdrucks steht. Wie

203 D_I487. Vgl. D_I380.

204 J_I737.

205 D_I223.

206 Als Beleg für die These, daß das Silbenmaß eine erhöhte Sensibilität erfordert, um die Ordnung der Sprache durch Zählen der Silben wahrzunehmen, erscheint der Umstand, daß Texte, deren Ordnung silbenzählenden Kriterien unterliegt, in älteren Verslehren *nicht* zu den versifizierten Texten gezählt wurden – und zwar aufgrund ihres angeblichen Mangels an Ordnung. So konstatiert Wagenknecht: »Einige ältere Verslehren vor allem deutscher Provenienz (Heusler, Suchier) haben Texte, deren Versen ›nach Silben gezählt‹ sind, nicht schon darum als Verstexte gelten lassen wollen und die vermeintlich fehlende Ordnung erst in einer vermeintlichen ›Alternativen‹ des Vortrags zu finden geglaubt.« (Wagenknecht 1989, S. 18).

207 A_I95.

das Taktgefühl in der Musik, so ist auch das Metrum prosodischer Sprache ausschließlich auf das Gehör angewiesen. Sucht man das Metrum über die visuelle Wahrnehmung zu erschließen, trägt das sprachliche Ergebnis keinen künstlerischen, sondern einen künstlichen Charakter, da der Sprachform Züge des Forcierten und Gezwungenen anhaften. Der auditive Sinn kann demzufolge – zumindest in diesem Fall – nicht durch den Gesichtssinn ersetzt werden, ohne schwerwiegende Konsequenzen für die *Qualität* des sprachlichen Resultats nach sich zu ziehen:

»Wenn das Ohr das Silbenmaß nicht selbst findet, was kann es helfen es dem Auge vorzumalen – vv – – –? Es ist eine Art von Schiffrechnung, wo das Exempel am Ende die Form eines Schiffs annimmt, oder Stanzen die aussehen wie beschnittene Taxus-Bäume.«²⁰⁸

Wenn Lichtenberg in einem seiner ersten »Sudelbuch«-Einträge die Sprachordnung im allgemeinen, wie sie sich in der Wortstellung zeigt, als »eine gewisse Musik, die wir festgesetzt, und die in wenigen Fällen (z. E. *femme sage, sage femme*) einen sonderbaren Nutzen hat«²⁰⁹ bezeichnet, so scheint er das Metrum als eine besondere, weil kunstvolle Ausformung dieser Sprachordnung aufzufassen. Unter diesem Blickwinkel aber erscheint die auditiv wahrnehmbare Sprachordnung – oder eben auch das Metrum als besondere Form dieser Sprachordnung – als eine Prämisse für die Sinnhaftigkeit und damit die Verständlichkeit des Artikulierten, denn: »Aus einer Menge von unordentlichen Strichen bildet man sich leicht eine Gegend, aber aus unordentlichen Tönen keine Musik.«²¹⁰ Während visuelle »Unordnung« durch Imaginationskraft umgedeutet und demzufolge im Nachhinein mit Sinn befrachtet werden kann, erscheint akustisches »Chaos« nachträglich *nicht* in eine harmonische Ordnung, sprich: Musik, transferierbar.²¹¹ Die harmonische metrische Ordnung der Sprache basiert allerdings ihrerseits auf auditiver Sensibilität. Somit bildet das Gehör zunächst die wichtigste Voraussetzung für die Produktion – und auch für die angemessene Rezeption – künstlerisch-lyrischer Sprache. Daher unterscheidet Lichtenberg zwei Arten lyrischer Sprache – eine, die lediglich auf auditive Effekte abzielt und deren Sinn-

208 L_I139.

209 Aus: A₁3. Der Umstand, daß »femme sage« weise Frau und »sage femme« hingegen Hebamme bedeutet, daß allein die Anordnung der Wörter Bedeutungen zu verändern vermag, weist auf Lichtenbergs Auffassung hin, daß die Sprache *nicht* den Begriffen folgt. Vgl. hierzu auch Breger 1998, S. 71. Zur Mehrdeutigkeit des Ausdrucks »sage« vgl. Lessing 6, S. 258, Fußnote zum 15. Stück seiner »Hamburgischen Dramaturgie«.

210 A₁141.

211 Ein Grund hierfür könnte möglicherweise in der unterschiedlichen Zeitlichkeit beider Medien liegen: Während visuelle Eindrücke in der Regel in fixierter Form vorliegen und die Phantasie Zeit zum Ordnen und Auswählen erhält, zeichnen sich akustische Phänomene vor allem durch die Volatilität – sowie gelegentlich auch Gleichzeitigkeit – ihrer Erscheinung aus.

haftigkeit dem Rezipienten überantwortet wird,²¹² sowie eine andere, die lexikalische Bedeutung und klanglich-ästhetische Wirkungskraft vereint:

»Außerdem gibt es ja zweierlei Oden, die gelehrte für Geist und Ohr und die ungelehrte für das Ohr allein, und zu der letzteren braucht man kaum einmal vom Weibe geboren zu sein. Wenn man etwas Silbenmaß in den Ohren hat und dabei 20 bis dreissig Oden als stimulantia liest, so mögte [ich] gern das Gesicht von dem Sterblichen sehen, der nicht eine Ode wiederhallen könnte bei der jedem poetischen Primaner die Nasenlöcher auf und Finger und Zehen auseinandergehen sollten. Mit einem Worte solche Kompositionen muß man gar nicht mit dem Maßstabe messen mit dem [man] Hagedorns Uzens und Ramlers Oden mißt, sie gehören zu einer ganzen andern Klasse von Kompositionen und sind das in der Poesie was Jacob Böhms unsterbliche Werke in Prose sind, eine Art von Pickenick, wobei der Verfasser die Worte (den Schall) und der Leser den Sinn stellt. Will er nicht, oder kann er nicht, gut so läßt ers bleiben. Zu einem solchen Kränzgen finden sich immer Leute.«²¹³

Lichtenbergs Kritik an derartigen Sinn-losen ›Schall-Kunstwerken‹,²¹⁴ wie er sie vor allem in der überschwenglichen Sprache der Lyrik seiner Zeit realisiert sieht, bezieht darüber hinaus auch Jakob Böhme mit ein, dessen schwärmerisch-mystische Sprache hier mittels eines ironischen Vergleichs zum Prosa-Pendant des zeitgenössischen poetischen ›Ohren-Spektakels‹ bestimmt wird.

Natürlichkeit als (klang-)ästhetisches Ideal

Angesichts seiner Kritik an ›künstlichem Getöse‹ erscheint es nicht erstaunlich, daß Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag der menschlichen Artikulations- und Klangkunst die natürlichen Töne wie Papageiegeplapper oder Vogelgesang, die sich vor allem durch ihre ›Ungekünsteltheit‹ auszeichnen, vorzuziehen scheint. Die Bemerkung wirkt allerdings (selbst-)ironisch, bedenkt man, daß Lichtenberg mit dem »Professor« sich selbst einschließt:

»Er hörte immer lieber einen Papagei sprechen als einen Professor und nächst Singsgedichten, die nicht sehr schwer waren hörte er am liebsten Kanarien-Vögel. Die Graunische Passion hatte nicht so viel Reize für ihn als: *Straf mich nicht in deinem Zorn* pp wenn es von einem Finken gepfiffen wurde.«²¹⁵

212 Vgl. F₁915: »Man kann einen Namen für den Verstand und dann bloß für das Ohr aussprechen, Haller zum Exempel einmal als 2silbiges Wort, und einmal als den Namen des großen Gelehrten.«

213 Aus: E₁104.

214 Daß diese Orientierung der Schriftsteller am auditiven Effekt keine neue Erscheinung ist, und mit ihr zugleich der Aspekt der Angemessenheit sprachlichen Ausdrucks in den Hintergrund tritt, impliziert die Aussage Leibniz', die Lichtenberg in seinem »Sudelbuch F« notiert: »Alte Klagen: Leibniz schrieb schon anno 1715 den 19. November an Schellhammern: *Pauci hodie qua par est attentione et ἀκριβείᾳ scribunt et plus datur auri quam menti.*« (F₁918). Übersetzung nach Promies: »Wenige schreiben heute, wie es angemessen ist, mit Aufmerksamkeit und Akribie, und es wird mehr dem Ohr als dem Verstand gefrönt.« (SB I/II, Komm., S. 462.).

215 Aus: B₁191. Zu den Kanarienvögeln vgl. Hervieux de Chanteloup: *Neuer Tractat von den Canarienvögeln*. Leipzig 1712. Jürgen Hocker erwähnt dieses Werk in seinem Artikel über die Drehorgel in der MGG II (1995), Sp. 1515.

In der Gegenüberstellung von drei Vertretern der gefiederten Fauna (Papagei, Kanarien-Vogel, Fink) und einem Menschen (Professor), der sich durch überdurchschnittliche Bildung und Gelehrtheit auszeichnet, sowie zwei menschlichen Kunstwerken (Sinngedicht, Passion) konfrontiert Lichtenberg nicht nur die Natur und ihre künstlerische Umformung durch den Menschen, sondern auch ihre Umkehrung – so nämlich, wenn der Papagei die menschliche Sprache nachahmt und sie in Form von sinnlosem Geplapper karikiert, und wenn der Fink ein Kirchenlied aus dem 17. Jahrhundert pfeift. In dem Umstand, daß Lichtenberg gerade diese Transformation menschlicher Kunst in natürliche Klänge besonders reizvoll findet, zeigt sich sein ästhetisches Ideal, nach dem die witzige Kombination von Verschiedenem oder Gegensätzlichem nicht nur zu neuen Erkenntnissen zu führen, sondern auch ein besonderes ästhetisches Vergnügen zu bereiten vermag. Unter diesem Blickwinkel erscheint es nur konsequent, daß Lichtenberg die Verbindungen von Papagei und Sprache sowie Fink und Kirchenlied interessanter, ›reizvoller‹ erscheinen als ein dozierender Professor und die Aufführung eines Oratoriums. Die Bevorzugung des Kirchenlieds, dessen musikalische Einfachheit und Natürlichkeit durch den Verzicht auf die menschliche Stimme und Sprache bis zum Höchstmaß gesteigert anmutet, deutet auf Lichtenbergs aufklärerisches Stilideal, das im Hinblick auf Schlichtheit und Natürlichkeit auf klassische Ideale hinweist.²¹⁶ Die-

216 Zum ästhetischen Ideal der Natürlichkeit in der aufklärerischen Musikästhetik vgl. etwa Johann Adolph Scheibe, der im 13. Stück seines »Critischen Musikus« schreibt, daß »das Natürliche diejenige Eigenschaft, die in allen Gattungen guter Schreibarten vorhanden seyn muß« (Scheibe 1745, S. 125) ist. Ziel der musikalischen »Schreibart« ist die Kongruenz von auszudrückenden Gedanken und ihrem musikalischen Ausdruck, also »eine geschickte Zusammensetzung der Noten, die den Sachen gemäße Gedanken und Erfindungen auszudrücken. Das Denken und die Erfindung müssen also vorher gehen, und die Schreibart muß mit ihnen vollkommen übereinstimmen.« (Scheibe 1745, S. 124f.). Durch die Kontrastierung der schlichten und deutlichen Schreibart mit dem gekünstelten und verdunkelndem Ausdruck konkretisiert Scheibe sein ästhetisches Ideal des Natürlichen: »Dieses äußert sich dadurch, wenn die Schreibart die Gedanken, ihrer Ordnung und ihrer Gründlichkeit gemäß, und dann, nach den äußerlichen und innerlichen Umständen der Gemüthsbewegungen und der Sachen, natürlich ausdrücket, und wenn man ferner dieses nicht durch überflüssige Künsteleyen verdunkelt, undeutlich machet« (Scheibe 1745, S. 125). Während dieses ästhetische Ideal des Natürlichen Lichtenbergs ästhetischer Auffassung zu entsprechen scheint, steht ihm allerdings Scheibes Ansicht, daß »die wahre Kunst in der Musik bloß allein in der Nachahmung der Natur« (Scheibe 1745, S. 773), entgegen, kollidiert sie doch mit Lichtenbergs Ablehnung jeder Art von Nachahmung, die Herder in seinem »Briefwechsel über Ossian« von 1773 auf die Musik überträgt: »Und nun, wie bearbeiten unsre Tonkünstler das Alles *nach dem einmal hergebrachten Leisten*? Da doch eben der Ursprung dieses Leistens, die Umstände, unter welchen er entstanden u.s.w. wo nicht Jedermann, so doch gewiß uns Deutschen zurufen müßte: »nicht nachgeahmt, oder ihr bleibt ewig hinten!« (Herder 2, S. 497.). Mit der Passion Carl Heinrich Grauns nennt Lichtenberg übrigens die berühmteste Vertonung von Ramlers häufig vertontem und bewundertem Libretto »Der Tod Jesu«. Sie wurde 1755 im Berliner

ser Haltung entspricht auch seine Skepsis gegenüber dem Anspruch der empfindsamen Dichtung, Empfindungen sprachlich auszudrücken: »Keine Leute sind eingebildeter, als die Beschreiber ihrer Empfindungen, zumal wenn sie dabei etwas Prose zu kommandieren haben.«²¹⁷

Daß die Aufmerksamkeit auf natürliche Akustik-Phänomene, mit denen er die menschlich erzeugten Klänge kontrastiert hat, darüber hinaus auch auf Lichtenbergs naturwissenschaftlich-physikalische Tätigkeit zurückgeführt werden kann, zeigt sich vor allem in der – ja fast analytisch zu nennenden – Differenziertheit, mit der er natürliche Klänge wie etwa den Gesang der Nachtigall betrachtet: »Heute, am 7[ten] Julii 1798 [...] hörte ich die Nachtigall wieder, nach dem bekannten Knurren, einige Töne hervorbringen, die dem Frühlings-Schlag etwas glichen. Es war nicht viel, aber doch stark und unterschieden vom dem Schlag anderer Vögel. auch den 28[ten] Julii wieder es kann also nicht so selten sein.«²¹⁸ Neben dem Charakter der gehörten Klänge, hier sprachlich fixiert durch Onomatopöie und Vergleich, interessiert Lichtenberg vor allem die Art der Erzeugung »natürlicher Musik«:

Dom uraufgeführt und nahm bis ins späte 19. Jahrhundert unter den deutschen Oratorien eine Position ein, die derjenigen von Händels »Messiah« in Großbritannien entspricht. Durch ihre lyrisch-reflexive Thematik, die anstelle von Handlung vor allem aus der Darstellung von Jesus' physischer wie emotionaler Verfassung besteht, erscheint die Passion sprachlich wie auch musikalisch zwar als beispielhaft für den neuen Stil der Empfindsamkeit, der sich vom Barock etwa durch die Loslösung vom vorgegebenen, traditionellen Bibeltext abgrenzt und vielmehr eine selbständige und sensible Interpretation der Welt und der christlichen Glaubensinhalte bieten will. Ambivalenten Charakter verleihen dem Passionsoratorium jedoch stilistische Merkmale wie die ökonomische Ausdrucksweise und die Kombination des modernen Opernstils mit den kontrapunktischen Chören im »gelehrten Stil« und dem melodisch-einfachen Kirchenlied-Stil, die dem stilistischen Ideal der Aufklärung entsprechen. Zuletzt genannte Stilzüge könnten dzu beigetragen haben, daß Lichtenberg die Passion Grauns zumindest nicht vollkommen abgelehnt hat, ist doch seiner Aussage zu entnehmen, daß sie nicht völlig reizlos für ihn war, sondern lediglich *weniger* reizvoll als das Kirchenlied des Finken. Vgl. Michels 1995, S. 387. Just diese auf Belehrung ausgerichtete Diktion kritisiert allerdings Herder in seinem »Briefwechsel über Ossian«, wenn er Ramlers »Tod Jesu« als zu »scholastisch« bezeichnet, und scheint zumindest in dieser Hinsicht ästhetische Schwerpunkte zu setzen, die denjenigen Lichtenbergs entgegenstehen: »Unsre eigentliche Kirchenmusiken haben noch eine erbärmlichere Gestalt. Das Erste, das berühmteste von Allen, *Ramlers Tod Jesu*, als Werk des Genies, der Seele, des Herzens, auch nur des Menschenverstandes, [...] welch ein Werk! Wer spricht? wer singt? erzählt sich Etwas in den Rezitativen – so kalt! so scholastisch! als kaum jener Simon von Kana würde getan haben, da er vom Felde kam, und vorbei zu streichen Lust hatte. [...] Durchs Ganze kein Standpunkt! kein fortgehender Faden der Empfindung, des Plans, des Zwecks – R. Tod Jesu ist ein erbauliches, nützliches Werk, das ich in solchem Betracht tausendmal beneidet habe! Jede Arie ist fast ein schönes Ganze! Viele Rezitative auch – aber als poetisches Werk des Genies – für die Musik! – Hr. R. hat selbst ein viel zu feines Gefühl, als daß er das nicht weit inniger bemerke.« (Herder 2, S. 497.).

217 E₁190.

218 L_n909.

»Wenn die Grillen und Heuschrecken ihren so genannten Gesang wirklich mit den Flügeln hervorbringen, so wundert es mich doch wirklich, daß die Kunst noch gar nichts zur Nachahmung hierin getan hat. Neue musikalische Instrumente.«²¹⁹

Am Ende dieser Bemerkung klingt mit dem Hinweise auf mögliche neue Musikinstrumente, die in klanglicher und/oder auch physisch-mechanischer Analogie zu natürlichen Vorbildern stehen, der für Lichtenbergs Beziehung zur Musik wichtige *Aspekt der Klangerzeugung* an.²²⁰ So interessiert er sich für exotische Instrumente, deren klangliche Wirkung und mechanischen Aufbau: »Die Indianer haben ein Instrument, das aus leeren Kürbissen verschiedener Größe besteht. Barrere sagt, daß es angenehm und beinah wie ein Orgel klinge. Auch eine Strohfidel. [...] Sie heißen es Balafo.«²²¹

Als »Nebenprodukte« seiner physikalischen Studien erscheinen seine Reflexionen hinsichtlich alternativer Antriebskräfte der Instrumente: »Sollten sich nicht bei Orgeln statt der Luft durch Blasebälge, Wasserdämpfe gebrauchen lassen?«²²² Und: »Die leeren Wagen könnten zu Grütze- und Kaffee-Mühlen Sägmühlen gebraucht werden, blinde Orgeln könnten daran angebracht werden, Glasschleif-Mühlen.«²²³ Daß sich Lichtenbergs Interesse hierbei nicht nur

219 J₁709. In diesem Zusammenhang erscheint die Überlegung interessant, wie Lichtenberg wohl auf Joseph Haydns 1798 uraufgeführtes Oratorium »Die Schöpfung« reagiert hätte, das sich vor allem durch seine verschiedenen tonmalerischen und symbolischen musikalischen Elemente auszeichnet und dessen Libretto größtenteils auf dem von Lichtenberg gelesenen und vielzitierten Buch »Paradise lost« (1667) von John Milton basiert. Lichtenbergs Interesse für die Musik hielt sich jedoch, wie noch zu zeigen ist, in Grenzen. Daher ist es nicht erstaunlich, daß Haydn in den bisher zugänglichen Schriften Lichtenbergs, soweit ich sehe, lediglich einmal erwähnt wird und zwar als Komponist, den sowohl seine deutschsprachige Herkunft als auch das Ansehen, das er in England erworben hat, mit Händel verbindet: »In England geht dieses so weit, daß es für einen Virtuosen schon eine Art von Empfehlung seyn soll, wenn er ein Deutscher ist. Händel war der Stifter dieses hohen Credits auf jener Insel, und nach ihm haben ihn Bach, Abel, Cramer, Fischer, Schröter, die Mara und der angebetete Hayden wohl nicht geschwächt.« (GTC 1792, S. 160f.).

220 Eine akustische Imagination in gedankenexperimenteller Form enthält die folgende Bemerkung: »Was würde wohl eine Glocke so groß wie Göttingen und 2mal so hoch als der Jacobi-Turm für einen Ton geben, wenn sie gehörig angeschlagen werden würde?« (J₁1846). Im Zusammenhang mit seinen Ausführungen über die Glasharmonika steht eine andere Erwägung: »Hat man wohl Glocken aus Glas gegossen? Es wäre möglich, daß sie besser klängen als die geblasenen. [...] Ich ziele hier auf die Harmonika.« (L₁₁920). Vgl. hierzu Lichtenbergs Aufsatz im »Göttinger Taschen Calender« für 1792, in dem er »Von einigen neuen Verbesserungen der Harmonica« berichtet. (Vgl. GTC 1792, S. 160–164.). Zum mechanischen Aspekt der Klangerzeugung vgl. auch die Notiz D₁₁757, in der Lichtenberg die neue Pedaltechnik als Verbesserung der Klaviere beschreibt.

221 C₁16.

222 L₁₁892. Vgl. auch J₁686.

223 D₁₁773. Mit »blinden Orgeln« sind hier vermutlich Drehorgeln gemeint, die im 18. Jahrhundert eine wichtige musikalische Erscheinung bildeten. Der Gebrauch des Begriff als Bezeichnung für Drehorgel ist allerdings für diese Zeit nicht nachweisbar. Vgl. SB I/II, Komm., S. 313.

auf die mechanische Funktionsweise, sondern darüber hinaus auf die *sprachlichen Bezeichnungen* der Musikinstrumente richtet, zeigt folgende Notiz:

»Was sind das für musikalische Instrumente, animo-corde von Christmann und das Orchestrion von Kunz? Sie sollen in den 6 ersten Stücken der allgemeinen musikalischen Zeitung, die zu Leipzig 1798 bei Haertel und Breitkopf anfing, beschrieben stehn – NB diese Namen zu transferieren.«²²⁴

Während die hier eröffnende Frage den Eindruck erweckt, daß Lichtenberg vor allem an den Musikinstrumenten interessiert gewesen ist, so relativiert die »NB«-Bemerkung am Schluß diesen Eindruck: Reduziert doch Lichtenberg in ihr die Musikinstrumente auf ihre sprachlichen Bezeichnungen, die ihm vor allem hinsichtlich ihres semantischen Potentials, dessen Transfer in andere Kontexte zur innovativen Bereicherung des sprachlichen Ausdruck, etwa in metaphorischer Form, dienen kann, relevant erscheinen.

Daß Lichtenbergs Umgang mit Musik nicht ausschließlich aus derartigen Beobachtungen der mechanisch-physikalischen Seite der Tonerzeugung und seinem sprachlichen Interesse an den Instrumentenbezeichnungen besteht, daß vielmehr durchaus auch eine gewisse Sensibilität für die klanglichen Ereignisse an sich vorhanden ist, zeigen seine Bemerkungen »Von der Aeolus=Harfe« im »Göttinger Taschen Calender« für 1792. Diese Ausführungen zur Windharfe zeichnen sich insbesondere durch den Wechsel von Partien poetischen Charakters und nüchternen Beschreibungen aus. Während er in diesen beispielsweise historische und konstruktionsbezogene Fakten referiert, versucht er in jenen vor allem, die durch die Windharfe erzeugten klanglich-auditiven Effekte sprachlich auszudrücken.

Nicht nur in Anbetracht ihrer klangerzeugenden Quelle, sondern auch im Hinblick auf ihre klanglichen Produkte trägt die Wind- oder Aeolsharfe den unbestimmten und unregelmäßigen Charakter natürlicher Musik:

»Die tiefsten Töne sind die des obigen Einklangs [Lichtenberg bezieht sich hier auf die vorher beschriebene Konstruktion der Windharfe, die unter anderem aus »acht bis zehn Darmsaiten, alle im Einklang (unisono), nicht allzu stark aufgespannt«²²⁵, besteht U.F.], aber so wie sich der Wind mehr erhebt, so entwickelt sich eine Mannigfaltigkeit entzückender Töne, die alle Beschreibung übertrifft. Sie gleichen dem sanft anschwellenden und nach und nach wieder dahin sterbenden Gesang entfernter Chöre, und überhaupt mehr einem harmonischen Gaukelspiel ästhetischer Wesen, als einem Werke menschlicher Kunst.«²²⁶

224 L₁668. Lichtenbergs Interesse für Musikinstrumente ist, abgesehen von dem sprachlichen Aspekt der metaphorischen Verwendbarkeit ihrer Namen, wohl hauptsächlich im Zusammenhang mit seinem Interesse an der physikalischen Schallerzeugung zu sehen, das möglicherweise auch einen Grund dafür bildet, das er sich eine »Viole d'amour« zuschicken läßt. Vgl. SK_{II}237.

225 VS 5, S. 87.

226 VS 5, S. 88.

Lichtenbergs Feststellung, daß die Beschreibung der Klangeindrücke jegliches sprachliches Ausdruckspotential übersteige, kann als sprachlicher Hinweis auf die weitgehende Unbestimmbarkeit als Merkmal der Windharfenklänge aufgefaßt werden. Als ein Ausweg aus dieser hier explizit bekundeten Unzulänglichkeit der Sprache erscheint jedoch die Bildung von Vergleichen. Während der erste Vergleich im Bereich des Musikalischen (»Gesang entfernter Chöre«) bleibt, schließt die Beschreibung mit einem Vergleich, dessen Lokalisierung nicht nur über den Bereich der Musik, sondern sogar über den Raum sinnlich konkreter Wahrnehmung hinaus auf eine Sphäre weist, die weniger der visuellen und auditiven Wahrnehmung, sondern vor allem der – ästhetischen – Empfindung zugänglich zu sein scheint, ähnlich vielleicht seiner Vorstellung von jenen »andere[n, U.F.] Formen der Anschauung, wo das Licht Musik wird.«²²⁷

Derartige sphärische, melodielose Harmonien, wie sie die Windharfe erzeugt, erscheinen gleichsam als akustische Realisierung jener von Lichtenberg imaginierten Auditionen, mit deren Schilderung er seine Ausführungen eröffnet. Darüber hinaus wirkt die Assoziation von der sinnlichen Wirkung der imaginierten Klänge und der taktilen Empfindung eines frühlingshaften Windhauchs im Kontext der Bemerkung, daß diese auditiven Vorstellungen wiederum seine Phantasie zu animieren vermögen, als die (sprach-)praktische Umsetzung dieses »Phantasie-Reizes«:

»Die Vorstellung von einer Folge harmonischer Töne, die ohne bestimmte Melodie sanft anschwellend, nach und nach wieder wie in der Ferne hinsterven, gleich den Bewegungen einer erquickenden Frühlingsluft, hat, ob ich gleich nie etwas von der Art gehört habe, doch immer viel reizendes für meine Phantasie gehabt.«²²⁸

Das Prinzip, Begriffe in übertragenem Sinn zu gebrauchen, in andere Bereiche zu transferieren und damit witzige Effekte zu erzielen, wendet Lichtenberg am Schluß seiner Ausführungen über die Windharfe an. Mit wohlbekanntem ironischen Augenzwinkern führt er seine poetischen Bemerkungen zur fast unreal anmutenden Klanglichkeit der Windharfe gleichsam auf den Boden der Realität zurück, indem er die Fenster- und Türritzen, durch die der Wind pfeift, analog zur Windharfe als »Aeolus-Organ« bezeichnet und die so erzeugten auditiven Sensationen gar mit musiktheoretischer Terminologie zu differenzieren sucht.²²⁹

Scherzhaft-leichten Charakter erhalten diese Ausführungen durch die abschließende Schilderung der Assoziationen, die sich ihm bei Wahrnehmung

227 Aus: J,711. Dort im Zusammenhang mit Kants Philosophie.

228 VS 5, S. 81.

229 Zur Charakterisierung der unterschiedlichen »Lach-Stimmen« verwendet Lichtenberg musiktheoretische Termini in einem seiner Kalender-»Schnipsel«, in dem er die christliche Sitte des »Ostergelächters« erläutert: »Wer nun darin am geschicktesten war, und machen konnte, daß die ganze christliche Gemeinde, im Discant und Generalbaß, einmüthig lachte, war der beste Osterprediger.« (GTC 1787, S. 151.).

der Klänge der »Aeolus-Orgeln« unwillkürlich aufdrängen. Daß diese Assoziationen im scharfen Kontrast zu den poetischen Imaginationen stehen, die die Klänge der Windharfe evozieren, ist vor allem dem Umstand zuzuschreiben, daß die durch die »Aeolus-Orgeln« erzeugten Schallphänomene nicht – wie bei den Tönen der Windharfe – die poetische Phantasie, sondern die nüchterne Verstandestätigkeit in assoziative Aktivität versetzen:

»Zum Beschluß merke ich noch an, daß diese natürliche Aeolus-Harfe also angenehmer klingen muß, als die Musik der noch natürlicheren *Aeolus-Orgeln*, womit uns zuweilen bey einem Regenwindchen unsere schlecht verwahrten Fenster und Thüren unterhalten. Jedoch erinnere ich mich in einem Gartenhause, wo die Ritzen in Fenstern und Thüren, durch die Stäbe verschlossener Sommerläden gar mannigfaltig angeblasen wurden, auch angenehme Töne gehört zu haben. Es waren gewöhnlich Octaven, Quinten und zuweilen Septimen. Was aber das Vergnügen hierbey gar sehr verminderte war die beständige Arbeit der Vernunft von diesen Empfindungen die stark associirten Ideen von schlechter Beschaffenheit des Hauses, Zahnweh, Schnupfen und rauher Witterung zu trennen, welcher aller Mühe unerachtet, nicht immer gelingen wollte.«²³⁰

Erstaunlich mutet hierbei Lichtenbergs Differenzierung der Höreindrücke in musikalische Akkorde an, wenn er angibt, »Octaven, Quinten und zuweilen Septimen« gehört zu haben. Obwohl es seiner Neigung zur analytischen Betrachtung des Wahrgenommenen entspräche, scheint gerade diese Äußerung den satirischen Charakter des Abschnitts zu verdeutlichen.

*Stilistisches Spiel oder Ausdruck authentischer Empfindung?
Lichtenbergs Londoner Drehorgel-Erlebnis*

Lichtenbergs Differenzierung auditiver Sensationen zeigt sich auch in einem frühen »Sudelbuch«-Eintrag, in dem eine ähnliche Umfunktionierung des Hauses zum schallerzeugenden »Musik«-Instrument thematisiert wird – allerdings mit Unterschied, daß hier nicht der Wind, sondern menschliche »Instrumentalisten« musizieren. Wie in seiner Schilderung von den Klängen der »Aeolus-Orgel« gebraucht Lichtenberg auch hier musikalische Terminologie außerhalb ihres eigentlichen Anwendungsgebiets:

»In dem Hause, wo ich wohnte, hatte ich den Klang und die Stimmung jeder Stufe einer alten hölzernen Treppe gelernt, und zugleich den Takt, in welchem sie jeder meiner Freunde, der zu mir wollte, schlug, und ich muß gestehen, ich bebte allemal, wenn sie von einem Paar Füße in einem mir unbekannten Ton heraufgespielt wurden.«²³¹

Bemerkenswert ist zum einen die *Aufmerksamkeit*, mit der Lichtenberg auf die akustischen Ereignisse im Treppenhaus horcht, zum anderen die *Wirkung* dieser Höreindrücke auf seine Empfindung: Lichtenberg »bebt« vor Anspannung, wenn er die Schrittfolge nicht kennt. Wie die bereits besprochenen Beispiele

230 VS 5, S. 91f.

231 B, 79.

so demonstriert auch diese Notiz, daß die Art und die Intensität der Wirkung auditiver Sensationen vor allem von den Assoziationen abhängt, die sie beim hörenden Lichtenberg evozieren.

Assoziationen, insbesondere in Form nostalgisch-melancholischer Erinnerungen, bestimmen auch Lichtenbergs Rezeption von Kirchenliedern, jenen musikalischen Erlebnissen, deren nachhaltige Wirkung auf seine Empfindung er in mehreren Bemerkungen thematisiert, am ausführlichsten jedoch in der folgenden Reise-Anmerkung von 1775, die hier ob der Ungewöhnlichkeit ihrer stilistischen Ausformung in voller Länge steht:

»Den 15^[ten] April, als am Sonnabend vor Ostern ging [ich] des Abends nach dem Tee, es mochte etwa 3/4 auf sieben sein in Hyde Park spazieren, der Mond war eben aufgegangen, voll und schien über Westminster's Abtei her, die Feierlichkeit des Abends vor einem solchen Tag machte, daß ich meinen Lieblingsbetrachtungen mit wollüstiger Schwermut nachhing. Ich schlenderte hierauf Piccadilly und den Heumarkt hinunter nach Whitehall teils die Statue Karls des Ersten wieder gegen den hellen westlichen Himmel zu betrachten, und teils beim Mond-Licht mich meinen Betrachtungen bei dem Banqueting-Haus zu überlassen, dem Haus, aus welchem durch ein Fenster Karl der Erste auf das Schafott trat. Hier fügte sich, daß [mir] einer von den Leuten begegnete, die sich bei den Orgelmachern Orgeln mieten davon zuweilen eine 40 bis 50 Pfund Sterling kostet und damit des Tags sowohl als des Abends auf den Straßen herumziehen, und so lange im Gehen spielen bis sie irgend jemand anruft, und sie für Sixpence ihre Stücke durchspielen läßt. Die Orgel war gut, und ich folgte ihm langsam, auf den Fußbänken, er selbst ging mitten auf der Straße. Auf einmal fing er an den vortrefflichen Choral: *In allen meinen Taten* zu spielen, so melancholisch, so meiner damaligen Verfassung angemessen, daß mich ein unbeschreiblich andächtiger Schauer überlief. Ich dachte da im Monden-Licht und unter dem freien Himmel an meine entfernten Freunde zurück meine Leiden wurden mir erträglich und verschwanden ganz. Wir waren auf 200 Schritte über dem berühmten Banqueting Haus weg. Ich rief dem Kerl zu und führte ihn näher nach dem Haus, wo ich ihn das herrliche Lied spielen ließ. Ich konnte mich nicht enthalten für mich die Worte leise dazu zu singen. Hast du es dann beschlossen, so will ich unverdrossen an mein Verhängnis gehn. Vor mir lag das majestätische Gebäude im vollen Monde erleuchtet, es war Abend vor Ostern, (der Tod des Mittlers –). Hier zu diesem Fenster stieg Karl heraus um die vergängliche Krone mit der unvergänglichen zu vertauschen. Gott was ist weltliche Größe. Ich habe nunmehr glaube ich, genug gesagt um künftig diese Gedanken weiter ausführen zu können.«²³²

Diese Aufzeichnung hebt sich durch ihren sentimental-melancholischen Sprachton von den meisten anderen Schriften Lichtenbergs ab. Ungewöhnlich erscheint hierbei vor allem, daß Lichtenberg seine Stimmung mit den stilistischen Mitteln der Empfindsamkeit in Sprache zu fassen versucht: Die syntetische Aneinanderreihung kurzer, überschaubarer und vollständiger Syntaxkonstruktionen gibt die ruhige, schlendernde Bewegung des Spaziergängers und dessen Gedankenfluß sprachlich wieder. Epiphrasen wie »der Mond war eben aufgegangen, voll«, Wiederholungen wie »bei dem Banqueting-Haus [...], dem Haus ...« und Parallelisierungen wie »so melancholisch, so meiner

damaligen Verfassung angemessen«²³³ verleihen dem sprachlichen Ausdruck Züge von poetisch-pathetischer Emphase. Durch die geschickte Verknüpfung von Zeitpunkt, Beleuchtung, Historizität des Ortes und stimmungsmäßiger Verfassung des erzählenden Ichs kreiert Lichtenberg eine Atmosphäre kontemplativ-melancholischer Betrachtung von Gegenwart und Vergangenheit, in der sich äußere Umstände und innere Verfassung entsprechen.

An diese Exposition schließt sich die Begegnung mit dem Drehorgelspieler an, mit der die Aufzeichnung in sensueller wie sensitiver Hinsicht ihren Gipfel erreicht: Das Stimmungsbild, das Lichtenberg, abgesehen von expliziten Beschreibungen seiner Empfindungen wie »mit wollüstiger Schwermut«, zunächst ausschließlich anhand von visuellen Eindrücken entworfen hat, wird durch den Klang der Drehorgel gleichsam »vertont«. Während heute allein schon die visuelle Erscheinung einer Drehorgel nostalgische Gefühle im Betrachter weckt, ist das Drehorgelspielen zu Lichtenbergs Zeiten zwar auch eine Attraktion, ein Magnet für Auge und Ohr, gehört jedoch zum üblichen Straßenbild und dient hauptsächlich dem Broterwerb.²³⁴ Dieser Situation entspricht die Tatsache, daß Lichtenberg durch die rein visuelle Erscheinung des Drehorgelspielers zunächst lediglich zu vergleichsweise prosaischen Gedanken über die wirtschaftlichen Konditionen des Drehorgelspiels angeregt wird. Erst mit dem Erklängen des Chorals setzt sich die Schilderung der zuvor beschworenen gefühlsmäßigen Verfassung fort. Auch daß die Drehorgel ein Kirchenlied spielt, erscheint im Hinblick auf die Lokalität nicht erstaunlich, wurden Drehorgeln doch vor allem in England nicht selten in Kirchen verwendet.²³⁵

Schon überraschender wirkt hingegen die Tatsache, daß der Drehorgelspieler gerade Paul Flemings berühmten Choral »In allen meinen Taten« anstimmt, mit dem Lichtenberg sich in einem solchen Maße verbunden fühlt, daß ihn »ein unbeschreiblich andächtiger Schauer überlief«. Das musikalische Ereignis provoziert nicht nur eine Art Heimweh, sondern läßt ihn darüber hinaus vorübergehend seine körperlichen Beschwerden vergessen. Hierzu trägt vor allem der Wortlaut der siebten Choralstrophe bei, deren ersten Vers

233 Ähnlich formuliert Lichtenberg in einem Brief vom 26. (?) August 1772 an Dieterich: »Ich bin so kalt, so kalt gegen alles« (Bw I, Nr. 80, S. 142f.). Möglicherweise wäre ein Vergleich mit der Wendung »so träg, so plump« (WB 1984, S. 69) in Georg Büchners »Lenz« interessant.

234 Die Funktion des Drehorgelspiels als Vermittler von musikalischer Bildung an die Bevölkerung betont Jürgen Hocker: »Die große Bedeutung der Drehorgel ist heute kaum mehr nachvollziehbar. Sie brachte in früheren Jahrhunderten Musik auch in die entlegensten Dörfer und Hinterhöfe und trug in hohem Maße zur musikalischen Bildung und zur Verbreitung von Musik bei. Im 19. Jh. wurden die neuesten Opernmelodien in weit stärkerem Maße durch die Drehorgel als durch die Opernhäuser bekannt gemacht.« (MGG II (1995), Sp. 1519).

235 Hierdurch konnten »sowohl die Kosten für eine fest eingebaute Orgel als auch für einen Organisten eingespart werden« (MGG II (1995), Sp. 1515f.), so Hocker.

Lichtenberg zitiert – bilden doch das in ihm anklingende Gottvertrauen und die Gelassenheit im Hinblick auf irdische Sorgen die Thematik der gesamten Strophe: »Hat er es dann beschlossen, / so will ich unverdrossen / an mein Verhängnis gehn; / kein Unfall unter allen wird je zu hart mir fallen, / mit Gott will ich ihn überstehn.«²³⁶ Evoziert diese Strophe in London sehnsüchtig-melancholische Empfindungen, unterstützt nicht nur durch Zeitpunkt und Ort des Geschehens, sondern möglicherweise auch durch den besonderen Klang der Drehorgel, so besitzt dieselbe Strophe in einem anderen Kontext, von Lichtenberg – vielleicht in seinem Gartenhaus – gepfiffen, frappanterweise belebend-aktivierende Wirkung, wie er sie im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag schildert:

»Ich verstehe von Musik wenig, spiele gar kein Instrument, außer daß ich gut pfeifen kann. Hiervon habe ich schon mehr Nutzen gezogen, als viele andere von ihren Arien auf der Flöte und auf dem Clavecin. Ich würde es vergeblich versuchen mit Worten auszudrücken, was ich empfinde wenn ich an einem stillen Abend *In allen meinen Taten* recht gut pfeife und mir den Text dazu denke, ich singe nicht gerne alleine. Wenn ich an die Zeile komme *hast du es denn beschlossen* pp, was fühle ich da oft für Mut, neues Feuer in Menge, was für Vertrauen auf Gott, ich wollte mich in die See stürzen und mit meinem Glauben nicht ertrinken, mit dem Bewußtsein einer einzigen Guttat eine Welt nicht fürchten. Spüre ich einen Hang zum Scherzhaften, so pfeife ich: Sollt auch ich durch Gram und Leid, oder When you meet a tender creature pp.«²³⁷

Diese Stelle gibt in mehrerer Hinsicht Aufschluß über Lichtenbergs Verhältnis zur Musik: Zum einen bildet sie einen weiteren Beleg für die enge Verbindung zwischen Musik und gefühlsmäßiger Verfassung – Lichtenberg wählt die Lieder seiner jeweiligen Stimmung entsprechend bewußt aus –, zum anderen äußert er sich hier *explizit* über sein Musik-Verständnis. Zugleich belegt die Schilderung seiner Empfindungen, die sich im Kontrast zu dem von Melancholie und Kontemplation geprägten Drehorgel-Erlebnis in London eher durch aktiven Tatendrang und Zuversicht auszeichnet, die große Bedeutung, die die zeitlichen, räumlichen und emotionalen Konditionen, unter denen der Höreindruck stattfindet, für dessen Wirkung besitzen. Erst die Kombination der genannten äußeren und inneren Konditionen evoziert gemeinsam mit der klanglichen Sensation und dem semantischen Gehalt des Liedtextes die geschilderte Wirkung.²³⁸ Die spezifische Modifikation dieser Konstellation

236 Evangelisches Kirchengesangbuch. Ausgabe für die Evangelische Landeskirche von Kurhessen-Waldeck. Kassel 1958. Nr. 292. In der Neuausgabe des EKG (Kassel 1994) fehlt diese Strophe.

237 B,97. Die lange Zeit fragliche Herkunft der hier zuletzt genannten Liedzeile »When you meet a tender creature« hat Ulrich Joost mittlerweile geklärt. Nach elf Jahren Suche fand er das Zitat im »Oxford Dictionary of Quotations« (London 1953. S. 214) nachgewiesen als erste Zeile der Arie des Damon aus dem zweiten Teil der durch Georg Friedrich Händel vertonten »Serenata »Acis und Galatea«, deren Text von John Gay, dem Verfasser der »Beggars Opera«, stammt. Vgl. Joost 1995, S. 286.

238 Entsprechend konstatiert Stern: »It is somewhat surprising to find him, if not actu-

unterschiedlicher Konditionen kann als Begründung für den bemerkenswerten Unterschied des Sprachtons beider Schilderungen aufgefaßt werden: So herrscht, obwohl in beiden Texten dasselbe Kirchenlied im Mittelpunkt steht, in der Reise-Anmerkung ein für Lichtenberg eher ungewöhnlicher empfindsamer Sprachausdruck vor, während sich der »Sudelbuch«-Eintrag durch eine sinnlich-konkrete Metaphorik und Konstatierungen in gewohnt diszipliniert-konziser Form auszeichnet.

Der außergewöhnliche Stil der Reise-Anmerkung veranlaßte Hans Ludwig Gumbert zu dem Urteil, daß sie weniger als authentische Wiedergabe wirklicher Empfindungen, sondern, im Gegensatz zu Lichtenberg anderen Tagebuch-Eintragungen, vielmehr als Dokument einer bewußten literarischen Stilisierung der Empfindungen zu werten sei.²³⁹ Auf den literarischen Charakter deute nicht zuletzt auch der Schluß der Anmerkung hin, in dem Lichtenberg die weitere Ausführung der zuvor beschriebenen Gedanken ankündigt. Angesichts des Ortes der Anmerkung – sie steht auf der ersten Seite von Lichtenbergs England-Tagebuch – sieht Gumbert als möglichen Grund für diesen Exkurs in die sentimentale Literatur die von Lichtenberg selbst bekundete Begierde, ein weißes Blatt Papier »zu beseelen«.²⁴⁰ Als Beleg für seine These, daß es sich bei der Londoner Reise-Anmerkung »nicht um eine Wirklichkeits-Wiedergabe, sondern um ein stilistisch-literarisches Spiel handelt«²⁴¹, beruft sich Gumbert zum einen auf Äußerungen Lichtenbergs, in denen er die derartige Beschreibung von Empfindungen explizit als vermessen unterfangen mißbilligt,²⁴² zum anderen auf Lichtenbergs instruktive Bemerkungen zum Zusammenhang zwischen der stilistischen Ästhetisierung der Sprache und deren rezeptionsästhetischen Konsequenzen²⁴³. Schließlich zieht er jenen

ally musically gifted, yet apparently sensitive to music. But when we come to consider the kind of music refers to we find that what impresses itself on his mind are always hymns familiar to him from childhood, choral songs, and settings of psalms. His emotions are not infrequently self-induced; and when we analyze them into their component parts, we find that language is at the core of these episodes, and its musical setting (like its particular setting in a church or a park) only one of its aspects, and hardly the most important.« (Stern 1959, S. 179).

239 »Diese Erzählung weicht ganz wesentlich von Lichtenbergs Tagebuchstil ab. Vielleicht wurde Lichtenberg zunächst durch die Lust am Beschreiben der ersten Seite des neuen Tagebuches, durch das verführerische unbeschriebene Papier zu der neuen Tonart inspiriert. Sicherlich folgte er damit auch den sentimental Neigungen seiner Zeit, denen er im Grunde nur ungern nachgab [...]. Der Schlußsatz macht noch einmal besonders deutlich, daß Lichtenberg diese Beschreibung weniger als Tagebuchnotiz empfand, sie vielmehr selbst als Literatur wertete.« (Gumbert II 1977, S. 90f.).

240 Vgl. »Wenn man sich nur recht selbst beobachtet. Ein weißer Bogen Papier flößt mehr Respekt ein, als der schönste Bogen Makulatur. Es füllt einen mit einer Begierde ihn zu beseelen.« (E₁406).

241 Gumbert 1989, S. 211.

242 Vgl. E₁190.

243 »Was den Schriftsteller beliebt macht, ist nicht so wohl neue Empfindungen zu

»Sudelbuch«-Eintrag hinzu, in dem Lichtenberg ein weiteres kirchenmusikalisches Hörerlebnis schildert und zwar in einem Sprachton, dessen übersteigerte Pathetik und Metaphorik an der Ernsthaftigkeit des Dargestellten zweifeln läßt. Durch die explizite Anspielung auf die Reise-Anmerkung am Schluß dieser Aufzeichnung sowie durch den kommentierenden Vorsatz, der durch überzogene Pathetik und hyperbolische Metaphorik satirisch-exaltierte Züge trägt und mit dem sich Lichtenberg nicht nur auf den aktuellen Eintrag, sondern auf seine »Empfindung beschreibende Prose« im allgemeinen bezieht, wird die Authentizität aller Darstellungen von Empfindungen relativiert:

»Auch ich habe meine Empfindung beschreibende Prose oft mit einem Entzücken gelesen, das meine sterbliche Hülle mit einer wollüstigen Gänsehaut überzog; ich habe bei protestantischem Kopf und Herzen in den Hallen eines katholischen Tempels bei heiliger Musik und unter dem Donner der Pauken die Tritte des Allmächtigen zu hören geglaubt und Tränen der Andacht geweint. Mit unaussprechlicher Wollust denke ich noch an den Tag zurück, da ich in Westminster Abtei, über den Staub der Könige wandelnd, bei mir selbst die Worte betete, Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. (Die Beschreibung von den Bemerkungen bei dem Banqueting-Haus p. 1.)«²⁴⁴

Angesichts der vorgebrachten Gründe und der angeführten Belege erscheint Gumberts Einschätzung der empfindsamen Aufzeichnungen in sprachlich-stilistischer Hinsicht zwar überzeugend und plausibel. Trotzdem sollte jenes Moment des Unwägbaren, das jedem menschlichen Individuum zugestanden werden muß und sich möglicherweise in gelegentlichen stilistischen Inkonssequenzen ausdrückt, in die Beurteilung miteinbezogen werden. Einkalkuliert werden sollte daher zumindest die *Möglichkeit*, daß sich Lichtenberg – als nicht bis ins Letzte berechenbares Individuum – wie in der Reise-Anmerkung aufgrund bestimmter Empfindungen Sprachformen bediente, denen er ansonsten kritisch gegenüberstand, und die er allenfalls im satirischen Kontext verwendete. Es stellt sich hier die Frage, ob die Sprachform Rückschlüsse auf die Authentizität der Empfindungen zuläßt: Gibt die Sprachform, aufgrund einschlägiger Äußerungen Lichtenbergs, berechtigten Anlaß zum Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Darstellung, scheint ein Urteil über die Authentizität der zugrundeliegenden Empfindungen allerdings wegen des erwähnten imponderablen Moments nicht möglich, ohne in Spekulationen zu verfallen.

Einen weiteren Beleg dafür, daß Lichtenberg durch bestimmte Kirchenlieder in melancholische Stimmung versetzt wird, bildet jedenfalls folgende

beschreiben, als vielmehr den gemeinsten einen Anstrich von Wichtigkeit zu geben und dem Leser dadurch glauben zu machen, er habe etwas Ungewöhnliches gedacht, oder noch besser, gemeine Dinge so schön zu sagen, daß der Leser, den Gedanken nach dem *Ausdruck schätzend*, zu glauben anfängt er habe wirklich einen großen Einfall gehabt, indem er etwas ehemals gedacht was sich schön sagen läßt.« (F₂93).

244 E₁192. Vgl. G_{II}15.

spätere Reise-Anmerkung, deren Sprachton im Vergleich zum »Gefühlsbombast«²⁴⁵ der Drehorgel-Episode heruntergestimmt erscheint. Sie hebt sich sprachlich wenig von seinen anderen Tagebuch-Aufzeichnungen ab und wirkt daher nicht angesichts ihrer sprachlichen Form, sondern der in ihr geschilderten Empfindungen authentisch:

»Am 4^{ten} Julii erwachte ich (in Wrest) allein nicht zur vollkommenen Klarheit aus einem Traum von meiner Mutter. Mir träumte sie wäre bei mir in dem Garten von Wrest [...]. Du lebst nicht mehr sagte ich in dem leichten Schlummer zu mir selbst und über dich ist das: Nun laßt uns den Leib begraben gesungen worden und in dem Augenblick fing ich in der Melodie (aber alles in Gedanken) eine Strophe, allein aus einem andern (Wo bist du denn o Bräutigam aus dem Lied: Du unbegreiflich höchstes Gut pp) an zu singen, welches eine unbeschreibliche Wirkung auf mich hatte, melancholisch allein auf eine Art, die ich dem lebhaftesten Vergnügen vorziehe.«²⁴⁶

In dieser Traum-Schilderung wird deutlich, daß die nostalgische Stimmung, in die Lichtenberg durch die Kirchenlieder versetzt wird, in seiner Kindheit begründet liegt, die er bekanntlich in einem protestantischen Pfarrhaus verbracht hat: Sein Vater war nicht nur protestantischer Pfarrer, sondern dichtete darüber hinaus die Texte zu den meisten Kantaten des Darmstädter Komponisten und Onkel Lichtenbergs Johann Christoph Graupner.²⁴⁷ Aufgrund des Faktums, daß die Empfindung, die Lichtenbergs hier schildert, seinen Gefühlen während des Drehorgel-Chorals entspricht, und der Text zugleich in sprachlicher Hinsicht mit Lichtenbergs Tagebuch-Stil kongruiert, könnte diese Stelle als Indiz für die Authentizität der *Empfindungen* erscheinen, die die Drehorgel-Episode prägen.

Feststeht zunächst aber lediglich, daß Lichtenbergs empfindsame Reise-Anmerkung ein eindrucksvolles Beispiel für seine Gewandtheit im Umgang mit sprachlich-stilistischen Mitteln bildet. Sollte es sich hierbei, wie Gumbert meint, tatsächlich um ein spielerisches Experimentieren mit der Wirkung bestimmter stilistischer Sprachmittel handeln, kann das Experiment insofern als gelungen angesehen werden, als sein Ergebnis eine so täuschend echte Imitation eines empfindsamen Textes bietet, daß es Alfred Behrmann in seinem propädeutischen Band über die Analyse von Prosatexten als einen von zwei empfindsamen Beispieltexten heranzieht und unter dem Etikett »Melancholie und Ergebung« exemplarisch analysiert. Darüber hinaus konfrontiert er Lichtenbergs Reise-Anmerkung mit einem anderen empfindsamen Text, der

245 Gumbert 1989, S. 212.

246 Aus: RA_{II}94.

247 Graupner war seit 1711 mit Sophie Elisabeth Eckard, der älteren Schwester von Lichtenbergs Mutter verheiratet. Lichtenberg erwähnt Graupner, soweit ich sehe, nur zweimal und interessanterweise nicht in musikalischem Kontext, sondern in Verbindung mit der Aussicht, die er von dessen Speicher genoß. So schreibt er am 2. Februar 1793 an seinen Bruder Friedrich August: »Ich sehe öfters im Traum von dem Graupnerschen Speicher nach Mayntz, Hochheim und Oppenheim hin.« (Bw IV, Nr. 2221, S. 38). Vgl. L₁683.

pikanterweise dem »Geheimen Tagebuch« *Lavaters* entnommen ist.²⁴⁸ Während Behrmann den Text *Lavaters* als schwärmerische Imagination ohne konkretes Objekt und haltloses Phantasieren charakterisiert, das sich in jener ekstatisch stammelnden Sprache ausdrückt, wie sie Lichtenberg in seinem »Schwanz-Fragment« parodiert und deren Glaubwürdigkeit er in diversen Bemerkungen anzweifelt, lobt Behrmann die Beherrschung, Urbanität und Konkretion, die Lichtenbergs Aufzeichnung bei aller Empfindsamkeit prägt: »Hier [...] erklingen zwar auch die Töne der Empfindsamkeit, sogar als zentrales Motiv, und mit Hingabe werden sie musiziert, aber Monotonie kommt nicht auf. Konkretes scheint überall durch. Das Ganze ist mit einem Gerüst von Wirklichkeitsbezügen umbaut, von denen das Empfinden gestützt, der Ausdruck motiviert und gelenkt wird. Der Text ist seelisch durchwärmt, zugleich aber beherrscht und gezügelt.«²⁴⁹ Behrmanns Vergleich verdeutlicht damit die ambivalente Position der Lichtenbergischen Anmerkung: Erscheint der Text im Kontrast zu seinen anderen Tagebuch-Aufzeichnungen als außergewöhnlich empfindsam und der Wirklichkeit entrückt, so stellt er sich in der Konfrontation mit der Tagebuch-Passage *Lavaters* bei aller Sentimentalität als wirklichkeitsorientiert heraus. Sofern die Orientierung an konkreten Gegebenheiten aber ein Charakteristikum der Schriften Lichtenbergs bildet, das auf Lichtenbergs theoretischer Überzeugung von der sinnlichen Erfahrung als Basis jeder Erkenntnis gründet, weist sie die Reise-Anmerkung als einen Text aus, der trotz seines empfindsamen Sprachstils in der pragmatischen, an konkreter Sinnesanschauung orientierten Grundhaltung Lichtenberg verankert ist. Diese Erkenntnis räumt daher zumindest die Möglichkeit einer – wenigstens teilweisen – Authentizität der Reise-Anmerkung ein.

Gumberts Infragestellung der Authentizität von Lichtenbergs musikalischem Empfindungsvermögen und seiner hieraus resultierenden Konstatierung, daß Musik in Lichtenbergs Leben, abgesehen von wohlbekannten Kirchenliedern, lediglich eine geringe Rolle spielt, kritisiert Anacleto Verrecchia heftig.²⁵⁰ Als hauptsächliches Gegenargument führt Verrecchia Lichtenbergs Fähigkeit, Lieder »gut« zu pfeifen, ins Feld, während er Lichtenbergs Bekenntnis, wenig von Musik zu verstehen, als bedeutungslose Relativierung ablehnt und unter Hinweis auf Lichtenbergs empfindsame Reise-Anmerkung stattdessen fragt: »Ist das etwa keine musikalische Sensibilität? Oder hat man schon einmal jemanden gesehen, der ohne musikalische Sensibilität richtig pfeifen kann? Es sind ja gerade die Menschen am meisten musikalisch, die aus der Oper oder aus dem Konzert kommen und die Motive, die sie eben gehört haben, wiederholen, vor sich hin pfeifen oder leise nachsingen.«²⁵¹

248 Vgl. Behrmann 1968, S. 58–65.

249 Behrmann 1968, S. 65.

250 Vgl. Verrecchia 1988, S. 72 ff.

251 Verrecchia 1998, S. 273.

Der Streit zwischen Gumbert und Verrecchia um Lichtenbergs Verhältnis zur Musik beruht hauptsächlich auf differierenden Auffassungen vom Begriff des Musikalischen, oder genauer: auf einer ungenügenden Differenzierung zwischen den Begriffen der Musikalität und dem Interesse für Musik. Denn obwohl beide Eigenschaften zweifellos häufig gemeinsam auftreten, können sie auch einzeln vorkommen. Aber so wie es Musikwissenschaftler gibt, deren fachliche Kompetenzen nicht zu bestreiten sind, die jedoch unfähig sind, eine Melodie nachzupfeifen – und also im landläufigen Sinne als »unmusikalisch« einzuschätzen wären, so ist doch vorstellbar, daß Lichtenberg durchaus als musikalisch erscheint, indem er Melodien nachsingen und -pfeifen kann, sich jedoch wenig für musikalische Ereignisse interessiert, so daß diese – im Gegensatz etwa zu Theateraufführungen – für ihn eine eher untergeordnete Rolle spielen. Dividiert man Lichtenbergs Verhältnis zur Musik demnach in die Frage nach Lichtenbergs Fähigkeit, die Wirkungen musikalischer Sensationen zu empfinden und Melodien etwa pfeifenderweise zu reproduzieren, sowie in die Frage nach Lichtenbergs Interesse an musikalischen Kompositionen und der zeitgenössischen Musikszene auseinander, kann man sowohl Gumberts Äußerung zustimmen, Musik habe kaum eine Rolle in Lichtenbergs Leben gespielt,²⁵² als auch Verrecchias oben zitierter Auffassung von Lichtenbergs Musikalität.

Daß bestimmte musikalische Ereignisse wie vor allem Kirchenlieder Lichtenbergs emotionale Verfassung zu beeinflussen vermögen, zeigt sich in seiner Bemerkung, nach der er die Lieder, die er pfeift, mit seiner jeweiligen Stimmung koordiniert.²⁵³ Aus dem Wissen um diesen Zusammenhang zwischen Empfindung und Musik heraus setzt sich Lichtenberg absichtlich Drehorgel-Musik aus. Über die offensichtlich »heilsam-therapeutische« Wirkung dieses Erlebnisses schreibt er am 28. September 1773 an Dieterich:

»Ich danke es dem Himmel täglich, daß er mir bey allem Muthwillen doch ein Herz gegeben hat, das durch ein paar zerrissene Strümpfe den sanftesten Empfindungen der Menschlichkeit eröffnet werden kan. Ich wurde würcklich traurig. Der Major fragte mich noch den Nachmittag was mir fehle. Ich bin nicht recht aufgeräumt, sagte ich ihm, und schickte nach einem Kerl mit einer englischen Orgel. Ohne Lieb und ohne Wein, das er spielte, machte die Sache noch schlimmer. Ich fragte ihn, kan er den Dessauer spielen. O ja, war die Antwort. Und mit dem Dessauer brachte mich der Kerl wieder zurück.«²⁵⁴

Während hier das bekannte Lied »Ohne Lieb und ohne Wein« aus Christian Felix Weißes Singspiel »Die Liebe auf dem Lande« seine melancholisch-depressive Stimmung noch verstärkt, wirkt der bodenständige Dessauer Militärmarsch emotional ausgleichend auf Lichtenberg.²⁵⁵

252 Vgl. Gumbert 1977, S. 189.

253 Vgl. B₁97.

254 Bw I, Nr. 206, S. 391.

255 Als Hinweis auf eine noch nach dem Tode bestehende Verbundenheit zum Diesseits

»ich war ganz Musik«: Lichtenberg im Musikleben seiner Zeit

In Anbetracht ihrer emotionalen Wirkungskraft spielen Drehorgeln und Kirchenlieder in Lichtenbergs doch eher seltenen Kontakten mit dem zeitgenössischen Musikleben eine vergleichsweise wichtige Rolle.²⁵⁶ Denn obwohl in seinem Göttinger Wohnhaus erstaunlicherweise gelegentlich musiziert worden sein muß, waren doch augenscheinlich äußere Konditionen wie Gesellschaft und Essen ausschlaggebender als Musiker und musikalisches Programm. Auch Lichtenbergs Gefährtin kommt vorrangig wegen des anwesenden Professors:

»Morgen Abend wird ein armer Mensch, den ich in Osnabrück, gekannt habe, zu guter lezt zu mir kommen und auf einem Flügel einige Hillersche Arien vorspielen und die Jungfer Stechardin wird ebenfalls da seyn, weil ich hier schon halb und halb versprochen habe den HE. Prof. Meister auch zu bereden können. Können Sie also morgen ausgehen, liebster HE. Professor, so geschähe mir ein grosses Vergnügen, wenn Sie mich um die gewöhnliche Zeit besuchen wolten. Sie sollen etwas Spargel und etwas Wein bey mir finden, auch allenfalls die bewußte Arzeney.«²⁵⁷

Bei auswärtigen Konzertbesuchen hingegen richtet sich Lichtenbergs Aufmerksamkeit vor allem auf Besucherzahl, pekuniäre Aspekte sowie den Veranstaltungsort, während über die Aufführung selbst nichts oder wenig berichtet wird:

»Am Sonnabend habe ich die berühmte Madam Mara geborene Schmebling, die 4000 R[eichs]thaler Besoldung vom König in Preussen bekommt, singen hören, und ihren Mann auf dem Violoncello spielen. Der letztere ist in seiner Art doch vollkommener glaube ich. Der Zulauf war, obgleich Göttingen jezt sehr leer ist, erstaunlich sie haben 346 Thaler eingenommen. Heute geben sie wieder ein Concert und zwar welches unerhört, in den Juristischen Auditorio und man erwartet noch mehr Zuhörer.«²⁵⁸

Einen besonderen Interessensschwerpunkt Lichtenbergs bilden die Reaktionen der Zuschauer und -hörer auf das ihnen Dargebotene. So kommentiert er in seinem Brief vom 18. Juli 1776 an Johann Andreas Schernhagen das Fiaskohafte Ende der Aufführung des Singspiels

»Der Teufel ist los« von Christian Felix Weisse: »Gestern sollen auf dreyhundert Menschen in der Bovender Comödie gewesen seyn. Der Teufel ist los wurde aufge-

erscheint der »Dessauer«, wenn Lichtenberg in seiner skurrilen Skizze zu einer »Gespenster-Idylle« auf dem Göttinger Kirchhof einen soeben verstorbenen unruhigen Toten »den Dessauer mit den Knöcheln« auf dem Sargdeckel trommeln läßt. Vgl. D₁39.

256 Daß Lichtenbergs Desinteressiertheit an der zeitgenössischen Musik-Szene jedoch nicht mit völliger Ignoranz gegenüber musikalischen Kompositionen gleichzusetzen ist, belegt die Aufzählung von Kompositionstiteln, die er in der Erklärung zur fünften Platte von Hogarths »Weg der Buhlerin« dem Kastraten-Gesang der italienischen Oper entgegenstellt. Vgl. SB III, S. 792.

257 Bw I, Nr. 581, S. 942.

258 Bw I, Nr. 535, S. 900.

führt, und er muß würcklich losgewesen seyn, denn das Lied: Ohne Lieb und ohne Wein wurde von der Versammlung mit gesungen, als der Teufel dieses gethan hatte fuhr er in eine Heerde – – Studenten, die sich und andere derb ausprügelten, und damit war die Operette aus.«²⁵⁹

Dieser Kommentar zeichnet sich vor allem durch die Metaphorik aus, zu der Lichtenberg durch den Titel des Singspiels angeregt wird. Das satirische Potential der Formulierung von dem ›in die Herde Studenten fahrenden Teufel‹ tritt im Vergleich mit dem achten Kapitel des Matthäus-Evangeliums zutage, in dem sich die Teufel in eine »Herde Säue« stürzen.

Während diese Bemerkung offensichtlich auf einer Schilderung aus zweiter Hand beruht, beschreibt Lichtenberg in seinem Reisetagebuch seine eigene Beobachtungen einer Operetten-Aufführung, die, als »Nachspiel« zu Shakespeares »Hamlet« geboten, so heftige Reaktionen im Publikum hervorrief, das die Vorstellung abgebrochen werden mußte. Wörtliche Rede und Onomatopöien sind die stilistischen Mittel, mit denen Lichtenberg die schallende Vehemenz, durch die die beiden Lager, in die sich das Publikum spaltet, ihre jeweiligen Ansprüche vorbringen, ›ohrenfällig‹ schildert. Die asyndetische Reihung kurzer syntaktischer Einheiten verleiht der Sprache eine Geschwindigkeit, in der die Simultaneität der auditiven Ausgangssensation anklingt:

»Das Nachspiel war eine Operette »*The Cbler or a wife of ten thousand*«. Das Stück ist neu und die Musik von Dibdin, der eine der Hauptrollen im Stück hat. Es wurde an dem Abend da ich gegenwärtig war ausgezischt, ein größeres Getöse können Sie sich nicht denken, ein Teil zischte, ein Teil klatschte, ein anderer rief go on, go on – on – on – on und einer anderer eben so eifrig off – off – off. Man kann leicht denken daß hier die off's über die on's siegen müssen, weil die on's eben so gut lärmern müssen als die off's und die off's bei einem langen Lärm endlich gewinnen müssen, nachdem ich über eine Viertel-Stunde die guten Acteurs beklagt hatte, die da stunden und nicht wußten, was sie tun sollten, so machte endlich Herr Dibdin ein Kompliment gegen die Zuschauer und der Vorhang fiel.«²⁶⁰

Kann sich Lichtenberg hier, wenn auch nicht für die dargebotene Musik, so doch zumindest für die ›Musik‹ des Publikums begeistern, zeigt er sich von kammermusikalischen Konzerten auch in dieser Hinsicht eher unberührt. Während seines England-Aufenthaltes kam Lichtenberg durch den englischen König mit dem dortigen Musikleben in Berührung und hatte das Glück, einen Quartett-Abend mitzuerleben, bei dem die beiden Initiatoren und Dirigenten von »London's most fashionable concerts«²⁶¹, den exklusiven Bach-Abel-Konzerte,²⁶² Johann Christian Bach und Karl Friedrich Abel mitwirkten. Von

259 Bw I, Nr. 316, S. 624.

260 Aus: RT_{II} 11.

261 Johnstone/Fiske 1990, S. 224.

262 Obwohl die Konzerte so gut besucht waren, daß die Zahl ihrer Subskribenten limitiert werden mußte, weist allein schon der sehr hohe Eintrittspreis von fünf Guineen auf die gesellschaftliche Herkunft ihres Publikums hin. Vgl. Johnstone/Fiske 1990, S. 224.

diesem Konzert im intimeren Kreis erwähnt er am 16. August 1775 lediglich lapidare Fakten wie Ort, Besetzung und Gattung der aufgeführten Musikstücke, von Begeisterung kann aber ganz offensichtlich keine Rede sein:

»Diesen Abend habe ich in des Königs Zimmern einige Quarteten angehört, wobey Bach den Flügel, Abell den Baß, ein gewisser Cramer aus Manheim ein groser Violinist die erste und ein anderer, Nikolai, die zweyte spielte.«²⁶³

- 263 Bw I, Nr. 283, S. 531. Im »Göttinger Taschen Calender« für 1792 hebt Lichtenberg allerdings die Anerkennung hervor, die den Mitwirkenden jener berühmten Bach-Abel-Konzerte in England gezollt wird, indem er sie mit derjenigen Händels vergleicht: »Händel war der Stifter dieses hohen Credits auf jener Insel, und nach ihm haben ihn Bach, Abel, Cramer, Fischer, Schröter, die Mara und der angebetete Hayden wohl nicht geschwächt.« (GTC 1792, S. 160f.). Auf Händels Oratorien, die zur gleichen Zeit in London Furore machten, bezieht sich Lichtenberg nie direkt. Daß er allerdings die Kompositionen, zumindest vom Hörensagen, gekannt haben muß, wird an mehreren Stellen seines Werks deutlich, in denen beispielsweise Zitate aus Werken Händels notiert sind. Vgl. etwa J_I1051. In Verbindung mit enthusiastischer Freude bezeichnet Lichtenberg die Gedenkfeier, die in London anlässlich Händels hundertsten Geburtstag mit der dreimaligen Aufführung des »Messiah« unter Beteiligung einer bis dahin ungekannten Zahl an Mitwirkenden in Westminster Abbey veranstaltet worden war (vgl. Dahlhaus (Hg.) 1995, S. 188), als »Göttermusik«. So schreibt Lichtenberg am 12. Juli 1784 aus Göttingen an Samuel Thomas Sömmering: »Was Sie mir für eine Freude mit Ihrem Geschenck gemacht haben! Käme es auf mich an, so solten für diese präparirten Gehör Werckzeuge Ihre eignen mit der Göttermusik entzückt werden, die neulich London zum Andencken Händels aufgeführt hat.« (Bw II, Nr. 1278, S. 870.). In ähnlich positiver Weise äußert sich Lichtenberg in seiner Erklärung zu Hogarths »Weg des Liederlichen« über Handel und seine Musik. Vgl. SB III, S. 846f. Bei dem »präparirten Gehör«, für das sich Lichtenberg hier bedankt, handelt es höchstwahrscheinlich um ein stark vergrößertes Modell des menschlichen Ohrs. Von diesem Modell schreibt Lichtenberg auch in seinem Brief vom 20. April 1791 an Sömmering (vgl. Bw III, Nr. 1859, S. 880.). Lichtenbergs Interesse an der menschlichen Anatomie zeigt sich auch in seinen Vorschlägen, die Ohren von Tauben und musikalischen Genies zu obduzieren. Vgl.: »Jeder Mensch der stocktaub ist, müßte seine Ohren der Anatomie vermachen.« (J_{II}2133). Und: »Eines solchen Mannes wie Mozarts Ohr hätte man notwendig sezieren sollen, denn wenn wir nicht durch monströse Vergrößerung endlich der Natur dort etwas abmerken, so wird es nie geschehen.« (K_{II}343). Abgesehen von dieser Bemerkung erwähnt Lichtenberg Mozart nur sehr selten (vgl. Katritzky 1989, S. 104 und ihre Anmerkung dazu). Hingegen gibt Lichtenberg in einem Kalender-Aufsatz des »Göttinger Taschen Calender« für 1780 eine ausführliche Beschreibung des musikalischen Wunderkinds aus England, William Crotch. Vgl. GTC 1780, S. 8–19 sowie die Reprints in VS 4, S. 433–448 und im Lichtenberg-Jahrbuch 1989, S. 110–114. In den Zusammenhang mit seinem Interesse an künstlerischen Genies gehört auch folgende »Sudelbuch«-Notiz, in der Lichtenberg die Künstler-Marotten des Musikers und Musiktheoretikers Johann Nikolaus Forkel und eines weiteren Pianisten durch deren feinere Unterscheidungskraft zu begründen sucht: »Es ist allemal ein gutes Zeichen, wenn Künstler oft von Kleinigkeiten gehindert werden können ihre Kunst gehörig auszuüben. Forkel steckte seine Finger in Hexen-Mehl wenn er auf dem Klavier spielen wollte und ein anderer großer Klavierspieler () von welchem mir Herr Professor Meister erzählte könnte nie zum Spielen gebracht werden, wenn er sich die Nägel nicht lange vorher

Zu differenzierteren, positiven wie negativen Äußerungen regen Lichtenberg dagegen die Eindrücke seiner Opernbesuche an. Obwohl er, eigenem Bekunden zufolge, »immer in die Komödie gegangen und in die Oper geschleppt worden«²⁶⁴ sei, hat er in London mindestens einmal *freiwillig* »die Welt in einer Nuß, Drurylane und Coventgarden verlassen«, um »zu der Nuß im Flit-tergold einer Welt, der italienischen Oper im Haymarket, herab«²⁶⁵ zu steigen. Anlaß für Lichtenbergs Opernbesuch war der Auftritt der italienischen Operndiva Gabrielli in Metastasios »La Didone abbandonata«.²⁶⁶ Auf sie war Lichtenberg durch seine Lektüre von Patrick Brydones »A tour through Sicily and Malta« (London 1773) aufmerksam geworden.²⁶⁷

abgeschnitten hatte. Den mittelmäßigen Kopf hindern solchen Sachen nicht weil ihre Unterscheidungskraft überhaupt nicht so weit geht und [sie] ein sehr grobes Sieb führen.« (D₁257).

264 Mat_{II}135.

265 SB III, S. 362. Im Lokaladverb »herab« klingt Lichtenbergs ablehnende Haltung gegenüber der italienischen Oper und dem schwärmerischen Enthusiasmus, den vor allem die englische Oberschicht dieser Kunstform entgegenbrachte. Als Kunstform des am mediterranen Lebensstil orientierten englischen Adels bestand die italienische Oper mehr und mehr aus einer Aneinanderreihung von Solonummern, und ihr Erfolg war weniger von der Qualität des Werks als von den stimmlichen und artistischen Fähigkeiten der Darsteller abhängig. Die Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit ihres adligen Publikums widerspiegelnd beeindruckte die italienischen Oper durch die Pracht ihrer Inszenierungen. Händels Oratorien und »The Beggar's Opera« erscheinen insofern als »Kampfwaffen« des Bürgertums gegen den heiteren und verantwortungslosen Lebensgenuß des Adels, als sie einerseits durch ihren an der Bibel orientierten Stoff bzw. durch ihre volksnahe Thematik, andererseits durch Schlichtheit sowie Kraft der harmonischen und melodischen Innovationen einen Gegenpol zum Prunk der italienischen Oper bilden und zugleich einen Weg aus der Oberflächlichkeit und Sittenlosigkeit der Zeit aufzeigen. In seiner Erklärung von Hogarths »Weg des Liederlichen« diskutiert Lichtenberg die »fast allgemeine Sage« (SB III, S. 845), daß sich auf der zweiten Platte des Zyklus' Georg Friedrich Händel am Klavier portraitiert findet. Unter der Voraussetzung, daß Hogarth hier wirklich Händel dargestellt hat, deutet Lichtenberg den Inhalt des Schriftstücks, das von dem Stuhl des Klavierspielenden herabhängt, als Pamphlet gegen die eben dargelegte »Raserei für die Italienische Oper« (SB III, S. 845) des englischen Adels, der durch die hier anwesende Gesellschaft repräsentiert wird. Im Kontrast zur Abwertung der italienischen Oper würdigt er Händels Musik und richtet abschließend mit einem Zitat aus Händels Oratorien die Spitze seiner Kritik unverhohlen gegen die restlichen Anwesenden: »»Dem Manne da, könnte der Zettel sagen wollen, dem gebührte, was Du, mein Vaterland, an – elende Hämmlinge verschleuderst. Wenn du den Ausländer belohnen willst, so belohne wenigstens den, dessen Melodien deine männlichen Gefühle nicht entnerven, sondern durch ihre Zaubermacht erhöhen, erweitern und zu Taten entflammen, die deiner würdig sind. Jenen dort – – *Give them Brickbats for Bread.*«*« Zu dem Zitat merkt er an : »* *Gib ihnen Ziegel-Stücke für Brot.* Händels »*Give them Hail-stones for Bread*«, Gib ihnen Hagelsteine für Brot, ist bekannt genug.« (SB III, S. 846f.) In diesem Zusammenhang vgl. auch Lichtenbergs Ablehnung des Kastratentums.

266 Lichtenberg hörte Metastasios Oper in ihrer Erstvertonung durch Domenico Natale Sarro.

267 Vgl. »Sie kennen sie gewiß aus Brydones Reisen, aus denen ich sie schon in Göt-

Während der pompöse, farbenprächtige wie klanggewaltige Beginn der Aufführung seinen Erwartungen von der italienischen Oper entspricht, reichen jedoch weder visuelle Erscheinung noch stimmliche Kraft der Sängerin an die Imagination heran, die er sich während der Lektüre von ihr gebildet hat:

»Nun geschwind, Gabrielli. Der Vorhang fuhr unter einem Donner von zwanzig Pauken und Trompeten auf, der meinen Odem aufhielt, und Dido Gabrielli, in Gold und weißer Seide, flog vor einer silbernen karthaginesischen Garde unter dem Beifall Londons daher. Es ist keine Kleinigkeit, so was zu sehen und zu hören. [...] Stellen Sie sich unter Gabrielli eine Frau vor, mit rundlichem Gesicht, viel eher klein als groß, und der bereits die Tag- und Nachtgleichen des Lebens aus den Augen sehen; die schlechterdings keine Aktion hat, und im Vertrauen auf ihre Stimme ihre Arien, 3/4 des Gesichts gegen die Zuschauer gewandt, abgurgelt, oft bei schiefgedrehtem Hals, mit den Augen auf eine individuelle Loge gerichtet, so haben Sie sie ganz. Einige Arien [...] sang sie vortrefflich, allein mich dünkt, ich habe es in meinen Träumen besser gehört. Mit einem Wort, ich wollte, eine Viertelstunde in Drurylane, an einem schönen Abend, so wenig für diese Dido geben, als ein bequemes warmes Landhaus in Buckinghamshire, oder der Bergstraße, für ihr papiernes Karthago.«²⁶⁸

An der Sprache dieser Beschreibung fällt vor allem die Einbeziehung des Opernstoffes in Form metaphorischer Wendungen auf. Asyndetische Aneinanderreihungen verleihen der Schilderung jene Geschwindigkeit, wie sie Lichtenberg bereits mit seinem »Nun geschwind« vorweg angekündigt hat. Die Wahl des sprachlichen Tempos der Schilderung orientiert sich hier allerdings – wie beispielsweise bei der Beschreibung Garricks als Hamlet in der Geisterszene – *nicht* an der Schnelligkeit der Dramatik des Bühnengeschehens, sondern erweckt vielmehr den Eindruck, daß Lichtenberg den zeitlichen und räumlichen Aufwand der Schilderung Gabriellis möglichst gering halten wollte, und wird somit zum Ausdruck seiner Geringschätzung des dargebotenen Gegenstands. Um die Schärfe seines Urteils über den Auftritt Gabriellis zu erklären und dessen Subjektivität zu akzentuieren, bekennt sich Lichtenberg zu seiner generellen Abneigung gegenüber des visuellen und auditiven Prunks der italienischen Oper, die sich vor allem gegen die Kastraten-Sänger richtet:

»Damit Sie aber doch diesem Urteil nicht zu viel trauen, so muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht so ganz unparteiisch bin. In einem Kopf, an welchem ein solches Paar ungeübter, oder vielleicht unverwöhnter Ohren sitzt, wie der meinige, kann der feine Kitzel einer komplizierten Musik unmöglich die schmerzhaften Stiche auch nur lindern, die ihm die unüberschwenglichen Absurditäten der italienischen Oper alle Augenblicke geben muß. Statt des virgilischen Aeneas und des wackern Montezuma, der 200 schwangere Gemahlinnen auf einmal hatte, sehe ich hier einen gemästeten Hämpling mit Waden bis an die Fersen, die Hand an ein schlappes Herz gelegt, hoch von Liebe trillern, daß sich die Steine erbarmen mögten. Ich kann und mag nicht mehr sagen.«²⁶⁹

tingen kennen gelernt hatte. Ich hatte, nach jener Beschreibung, ein fast größeres Verlangen sie zu hören, als Garricken.« (SB III, S. 362).

268 SB III, S. 364f.

269 SB III, S. 365. In seinem Reise-Tagebuch äußert Lichtenberg seine Aversion

Während Lichtenbergs abrupter Abbruch der Beschreibung hier insofern als stilistischer Ausdruck totaler Verachtung anmutet, als der Eindruck entsteht, daß das Ausmaß seines Unmuts die Ausdrucksmöglichkeiten der Sprache übersteigt, so stellt sich der Ausdruck von Empfindungen, die durch Musik ausgelöst werden, als generelle Schwierigkeit heraus, wie Lichtenberg im Zusammenhang mit seinen *positiven* Opern-Erfahrungen artikuliert.

So ist Lichtenberg trotz seiner Abneigung gegen die italienische Oper von einigen Arien²⁷⁰ aus der komischen Oper »La Cecchina, ossia La buona figliuola« von Carlo Goldoni und Nicolò Piccinni so sehr beeindruckt,²⁷¹ daß er »noch lange nachher wenn ich allein war die bezaubernden Töne gehört [habe, U.F.]«²⁷². An Lichtenbergs Bemerkung im Zusammenhang mit der Londoner Drehorgel-Episode, daß die Musik seine körperlichen Leiden mildert, erinnert die folgende Empfindung, ausgelöst durch eine Arie aus der englischen Oper »The Duenna«:²⁷³ Die vortreffliche Arie von Miß Brown.

gegenüber dem Kastratentum, die sich zugleich gegen die italienische Oper richtet, in der expliziten Form eigentlicher Rede: »Der Sänger, der den *Montezuma* in the Haymarket macht, hieß Rauzzini, ein junger Verschnittener. Größerer Nonsense ist nicht möglich. Man sollte sich nie gewöhnen solche Sache gut zu finden. Männliche Rauigkeit, mit weiblicher Anmut und Zärtlichkeit verbunden, gefällt uns, aber nicht ein Verschnittener gegen das vollkommenste Geschöpf der Welt.« (aus: RT_{II}14). Zu seiner Ablehnung der Kastraten vgl. vor allem SB III, S. 955 f. sowie F₁1162: »Und Kapaunen in Opern zu krähen«.

270 Vgl. »am 28^{ten} Februar sahe ich die Buona figliuola in the Haymarket aufführen. Buona figliuola war Signora Sestini [...], Ihre Stimme ist einnehmend, und in den beiden Arien *Alla larga alla larga, signore* im zweiten Akt und in *Caro Amor*, im dritten, hinreißend, sie mußte die erste dreimal und letztere zweimal wiederholen.« (aus: RT_{II}18).

271 Im Zusammenhang mit diesem Opern-Erlebnis lobt er die englischen Übersetzungen des italienischen Librettos. Hierbei geht aus dem Vergleich hervor, daß Lichtenberg entweder auch in Kassel und Mannheim Opern besucht haben muß oder aber die Libretti auf anderem Wege kennengelernt hat: »Den Opern-Büchern, die in dem Opern-Haus ausgeteilt werden, sind englische Übersetzungen beigelegt, die eben so herrlich sind wie die die man in Kassel und Manheim liest.« (aus: RT_{II}18).

272 Aus: RT_{II}18. Eine ähnliche Wirkung schreibt er in seinen »Briefen aus England« dem Gesang der Ophelia-Darstellerin zu: »Die Lieder, die sie vortrefflich sang, hatten etwas so Klagendes, Sanftes und Melancholisches, daß ich sie noch lange nachher in der Nacht, wenn ich allein war, zu hören glaubte.« (SB III, S. 342). Diese Nachwirkung zeugt von der Aufmerksamkeit, die Lichtenberg den musikalischen Darbietung gezollt hat.

273 Vertont durch Thomas Linley gilt Richard Brinsley Sheridans komische Oper »The Duenna (1775)«, als die letzte wichtige englische Pasticcio-Oper und als »one of the most successful theatrical entertainments of the century; in its first season it achieved even more performances than *The Beggar's Opera*« (Johnstone/Fiske 1990, S. 292). Aus Sheridans »Duenna« zitiert Lichtenberg auch am 30. August 1790 in seinem Brief an Georg Forster im Zusammenhang mit der Schilderung seines physischen Zustands: »Aber Gottlob! ich fühle jetzt eine Kraft und einen Muth, den ich seit sieben Jahren nicht verspürt habe, ich meine bloß im obern Ende. Bleibt mir diese und der, wohlan so will ich mein noch übriges Leben die Zeit des

[...] Ich habe hier gesehen, daß für jeden Menschen einen Musik möglich ist, *die ihn den Körper vergessen macht.*«²⁷⁴ Dieses Erlebnis thematisiert Lichtenberg auch in einem »Sudelbuch«-Eintrag, der mit der Wendung »in Empfindung aufgelöset« eine alternative Formulierung zum »Vergessen des Körperlichkeit« enthält. Zugleich weist das Zitat des Arientextes auf die wichtige Rolle hin, die der *semantische Gehalt der Sprache* für die *Wirkung der Darbietung* spielt:

»Als Miss Brown die schöne Arie in der *Duenna* zum Kloster sang:

Adieu thou dreary pile, where never dies
The sullen Echo of repentant sighs!
Ye sister mourners of each lonely cell,
Inured to hymns and sorrow, fare ye well!
For happier scenes I fly this darksome grove!
To saints a prison, but a tomb to love!

so ward ich ganz in Empfindung wie man sagt aufgelöset, ich glaubte nicht mehr durch die Ohren zu hören, sondern ich war ganz Musik, wenn ich Empfindungen beschreiben wollte, was für ein Gegenstand! Sagt nicht eine schwarze Tat, oder in Empfindung aufgelöset, so lange ihr den Gedanken so klar und scharf habt, daß ihr auf einen charakteristischen Ausdruck hoffen könnt.«²⁷⁵

Lichtenberg präzisiert hier die *entkörperlichende Wirkung der auditiven Sensation* dahingehend, daß der Sinneseindruck nicht mehr den üblichen Weg über die Sinnesorgane nimmt, sondern das wahrnehmende Subjekt gleichsam mit seinem Apperzeptionsobjekt »verschmilzt« und dessen Konstitution annimmt: »*ich war ganz Musik*«. Aufgrund dieser Koinzidenz von Musik und Empfindung, wie sie den emotionalen Zustand Lichtenbergs kennzeichnet, *kann* die Schilderung der Empfindung hier kein Gegenstand sprachlichen Ausdrucks sein. Denn der *Wesensunterschied*, der Musik und Empfindung von den Sprachzeichen trennt, verhindert eine vollkommen kongruente Beschreibung mit den Mitteln des sprachlichen Ausdrucks geben: »Eine Empfindung die mit Worten ausgedrückt wird, ist allzeit wie Musik die ich mit Worten beschreibe, die Ausdrücke sind der Sache nicht homogen genug.«²⁷⁶

Aufgrund dieser Konstellation von Musik, Empfindung und Sprache erscheint das Resultat des Versuchs, musikalische Ereignisse und deren Wirkungen mit den Mitteln der Sprache wiederzugeben, nicht nur im Hinblick auf die apperzipte Sensation und die durch sie evozierte Empfindung inadäquat, sondern erzielt häufig gar das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung, so Lichtenberg: »So angenehm die Musik dem Ohre ist, wenn es sie hört, so unangenehm ist sie ihm oft, wenn man ihm davon vorspricht.«²⁷⁷

neuen Bundes nennen, und meine ganze Krankheit, so gedrängt voll von Jammer sie auch war, ansehen wie Sheridan sagt: as the blank leaf between the old and new Testament.« (Bw III, Nr. 1739, S. 773).

274 MatI_{II}67. Hervorhebung von mir, U.F.

275 E_I270.

276 Aus: A_I65.

277 UB_{II}38.

Seiner geschilderten (oder eher: nicht-geschilderten) *Empfindung* stellt Lichtenberg den ›klaren und scharfen Gedanken‹ gegenüber, für den es »einen charakteristischen Ausdruck« zu finden gilt. Diese Kontrastierung zeigt, daß Lichtenberg in diesem Fall *nicht* auf die Unzulänglichkeit der Sprache abhebt. Vielmehr sieht er die Möglichkeit, klare und scharfe Gedanken sprachlich auszudrücken, und plädiert darüber hinaus für die Anwendung dieser Ausdrucksmöglichkeit. Die Bemerkung wird insofern zum Plädoyer für das Potential sprachlichen Ausdrucks sowie zum Postulat, dieses Potential zu nutzen. Der Appell, sich im Kampf um den Ausdruck nicht geschlagen zu geben, indem man sich nicht, etwa aus Bequemlichkeit oder auch aus wirkungsästhetischen Gründen, auf Wendungen wie »in Empfindung aufgelöst« hinausredet, wenn die ›Hoffnung‹ auf einen »charakteristischen Ausdruck« besteht, deutet zum einen auf Lichtenbergs Bemühen um den sprachlichen Ausdruck hin. Zum anderen verdeutlicht er die Art und Weise, in der Lichtenberg Wendungen wie etwa diejenige von der entkörperlichten Auflösung in Empfindung gebraucht, nämlich nicht als absichtsvolle, wirkungsorientierte Stilisierung, noch weniger als Kapitulation vor dem sprachlichen Ausdruck von Empfindungen, sondern vielmehr als die hier angemessene Form der sprachlichen Bewältigung dieses Ausdrucksproblems, die dem Empfundenen entspricht.

Vertonung des Visuellen:

Auditive Imaginationen in den Hogarth-Erklärungen

Neben der Schilderung wirklicher Sensationen und ihrer Konsequenzen für die Empfindung bildet Lichtenbergs sensuelle Imagination, wie sie sich vor allem in den Hogarth-Erklärungen zeigt, einen besonderen Bereich der sinnlichen Wahrnehmung. Denn Lichtenbergs Schriften kennzeichnet nicht die pantomimenhafte Stille des »Nur-Visuellen«, im Gegenteil: Erstarrtheit und Schweigen der Bilder werden in Lichtenbergs Erklärungen zu Kinetik und Klanglichkeit. Audiovisualität ist eine der augen- und ohrenfälligsten Eigenschaften seiner Bilderklärungen.²⁷⁸ Lichtenberg begnügt sich nicht mit dem bloßen ›Beschauen‹ des visuell Wahrnehmbaren, sondern hält es für »vielleicht nicht ganz unnütz, es auch einmal einen Augenblick zu behorchen«²⁷⁹. Dieser Anschauungsform zufolge sprechen seine Bildkommentare »Auge und Ohr«²⁸⁰ an.

278 In diesem Zusammenhang bemerkt Mautner: »Es ist eine unvermeidliche Bemerkung aller, die über Hogarth geschrieben haben, daß seine Bilder »dramatische Tableaux«, »Pantomimen« seien. Lichtenbergs Vorstellen, als Folge seines Sehens und Denkens, spontan und theoretisch durchdrungen von der Erfahrung menschlicher Ganzheit auch im Körperlichen – wie Herders Schauen in der Plastik und im Erkennen und Empfinden – [seine »motorische und auditive Phantasie« (Mautner 1959, S. 253), U.F.] erlöst jene zweidimensionalen Gestalten aus ihrem erstarrten Schweigen und begabt sie mit Stimme und Bewegung.« (Mautner 1968, S. 416.).

279 SB III, S. 686.

Zu einer derartig starken Ausprägung der auditiven Vorstellungskraft Lichtenbergs, wie sie in seinen »Ausführlichen Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche« vorliegt, trägt allerdings nicht wenig der besondere Charakter der Bilder Hogarths bei, der die sinnliche Phantasie seiner Betrachter durch vielfältige Andeutungen anregt. Eingängiges Beispiel dafür, wie etwa die – häufig allegorische – bildliche Darstellung von Musizierenden und Instrumenten die auditive Imagination des Betrachters befördert, bildet Lichtenbergs Erklärung einiger Szenen aus dem Hogarthischen Kupferstichblatt »Der aufgebrauchte Musiker (The provoked musician); Auch [...] Der Musiker in Wuth (The enraged musician)«, die er im »Göttinger Taschen Calender« für 1794 veröffentlichte. Gleich zu Beginn seiner Ausführungen betont Lichtenberg das besondere Vermögen der Abbildung, die auditive Imagination ihrer Betrachter zu animieren: »Von diesem Blatt pflegt man zu sagen: man würde taub, besser, man höre sein eigenes Wort nicht, wenn man es ansähe.«²⁸¹ Den ausschnitthaften Charakter der im Kalender abgebildeten Szenen und ihre auf »das Ganze« verweisende Funktion verdeutlicht Lichtenberg durch zwei Metaphern. Während die erste Metapher an die musikalische Thematik der Darstellung angelehnt ist, vermittelt die zweite anhand architektonischer Attribute eine Vorstellung, die diejenige der ersten Metapher paraphrasiert, indem sie deren auditiven Charakter in den Bereich des visuell Wahrnehmbaren transferiert: »Sie enthalten ein Paar einzelne Stimmen von einer Musik, die nur aus der Partitur beurtheilt werden kann. Es sind ein Paar Dachziegel des Hauses zur Probe mitgebracht, um jemanden Lust zum Ganzen zu machen.«²⁸² Unter Einbeziehung des ursprünglich visuellen Charakters des Betrachtungsgegenstands findet hier insofern eine doppelte Transferierung statt, als die erste Metapher das Abgebildete als musikalische, also auditive Sensation beschreibt, die zweite Metapher allerdings zurück in die visuelle Wahrnehmung weist.

Abgesehen vom erwähnten metaphorischen Ausflug ins Visuelle zeichnet sich der weitere Verlauf seiner Erklärung durch die Anwendung von Stilmitteln aus, die dem auditiven Gepräge des Bildinhalts²⁸³ entsprechen. Ausgehend von dem Violinisten, der hier als »der Held des Stücks«²⁸⁴ insofern die auditive Wirkung der abgebildeten »musikalischen« Darbietung widerspiegelt, als »er hier seine Fäuste auf seine eigene Ohren applicirt, die er, aus seiner Miene zu urtheilen, wohl lieber nebst dem Fiddelbogen um die Ohren der Sänger vor seinem Hause spielen ließe«²⁸⁵, sucht Lichtenberg das Dargestellte hörbar zu machen, indem er musikalische Fachterminologie mit Metaphern

280 SB III, S. 687.

281 LH, S. 259 und GTC 1794, S. 207.

282 LH, S. 259 und GTC 1794, S. 208.

283 Vgl. seine Bemerkung »Alles Musik« (LH, S. 260 und GTC 1794, S. 210).

284 LH, S. 259 und GTC 1794, S. 208.

285 LH, S. 259 und GTC 1794, S. 208.

aus unterschiedlichen Bereichen kombiniert. Zugleich verweist die Verwendung fachsprachlicher Termini wie »Spieler im Orchester«²⁸⁶ »Vollstimmigkeit der Musik«²⁸⁷ die Erklärung in den Bereich des Ironischen, da das hier Dargebotene nicht dem harmonischen Klang entspricht, der im allgemeinen mit dem Musik-Begriff verbunden wird, sondern eher als Krach oder Getöse beschrieben werden müßte.²⁸⁸ Diese Disharmonie, Intensität sowie den heftigen Charakter des Höreindrucks verdeutlicht Lichtenberg beispielsweise durch die Formulierung »ein Orcan von Dissonanzen mit unmelodischer Wuth«²⁸⁹. Satirisch-ironische Züge erhält die Sprache auch durch die Verwendung fachsprachlicher Termini aus der Musik außerhalb ihres ursprünglichen Kontextes, so etwa, wenn »die reizende Balladensängerinn« an den Füßen ihres »gemieteten Kinde[s, U.F.] [...] unvermerkt das Accompagnement kneipt, und dieser gegenüber der Bock [...] der eine Hautbois zu mäckern scheint.«²⁹⁰ Onomatopoetische Ausdrücke wie »mäckern«²⁹¹, »austrommeln«²⁹², »dudeln«²⁹³

286 LH, S. 259 und GTC 1794, S. 208.

287 LH, S. 261 und GTC 1794, S. 212.

288 Die ironisch-metaphorische Verwendung von Begriffen aus dem Wortfeld um die Musik ist in den Hogarth-Erklärungen häufig anzutreffen. So avancieren etwa in den »Komödiantinnen« Küchengeräte zu Musikinstrumenten: »Das Buch ist gegen eine Salzbüchse gelehnt, unter deren gelüftetem Deckel ein Welgerholz hervorsteht. In der Welt selbst sind dieses Gerätschaften für die Küche. Hier, in der Antichamber des Himmels, werden sie zugleich für das Orchester aufbewahrt, um die übrige Musik mit Takt und Klapperwerk zu unterstützen. man sagt, es behage Ohren nicht übel, die nicht allzu stumpf sind. Hogarth hat in seinem Jahrmarkt zu Southwark, wo auch Komödie gespielt wird, von eben diesen musikalischen Instrumenten Gebrauch gemacht. Sie scheinen also vorzüglich der landstreichenden Muse eigen zu sein. Sie beschweren ihren Strich nicht viel, sind wohlfeil und dienen für Küch' und Kapelle zugleich.« (SB III, S. 617f.). In ähnlicher Weise dienen in der Erklärung zur sechsten Platte von »Fleiß und Faulheit« Hackmesser und Markknochen als Musikinstrumente: »Es ist nämlich in England, wenigstens in London, der Gebrauch, daß die Fleischer am Morgen nach Hochzeiten, wobei es der Mühe wert ist, vor den Häusern der Neuvermählten eine Art von wilder Janitscharen-Musik dadurch machen, daß sie ihre Hackmesser mit den Markknochen ihrer Überwundenen schlagen. Um diese Musik nicht so wohl erträglich (denn das gehört nicht hierher) als eigentlich bloß verständlich zu finden, muß man wissen, daß sich die Breiten der dortigen Hackmesser zu den unsrigen fast verhalten, wie die Durchmesser der englischen Ochsen zu denen der deutschen. Sie geben daher, gehörig angeschlagen, keinen schlechten Klang, wenigstens einen bessern als Scheitholz beim Abladen, das auf die Strohfiddel geführt haben soll. Ja, gehörig gestimmt und abgewogen, wie etwa die Hämmer des Pythagoras, müßte sich immer mit englischen Fleischhackmessern etwas machen lassen, das manche Nägel-, Gurken-, und Ziegel-Harmonika bei weitem überträfe.« (SB III, S. 1042).

289 LH, S. 259 und GTC 1794, S. 208.

290 LH, S. 259 und GTC 1794, S. 208f.

291 LH, S. 259 und GTC 1794, S. 209.

292 Vgl. LH, S. 260 und GTC 1794, S. 210. Zum Gebrauch des Trommelns in unterschiedlichen Formen und Kontexten vgl. SB III, S. 740ff.

293 LH, S. 261 und GTC 1794, S. 213.

und der Gebrauch wörtlicher Rede in Form von Ausrufen wie etwa das »Dust ho! Dust ho! Dust ho! Dust!«²⁹⁴ des Kehrichtsammlers verleihen Hogarths visueller »Bettler=Oper«²⁹⁵ in ihrer verbalisierten Form lebendige Auditivität.

Die Tatsache, daß die visuellen Eindrücke der Hogarthischen Kupferstiche als Geräusche, musikalische Klänge oder als artikulierte Sprache wahrgenommen werden können, weist auf die unterschiedlichen Modi hin, in denen sich Lichtenbergs auditive Phantasie sprachlich realisieren kann. So »vertont« Lichtenberg Hogarths Bilder nicht nur, indem er den stummen Darstellern der Bilder Stimme, ihnen damit die Möglichkeit sprachlichen Ausdrucks zuschreibt und sie zu sprechenden Persönlichkeiten werden läßt. Darüber hinaus »behorcht« er das gesamte Bild und unterlegt ihm in seinem Kommentar eine Geräuschkulisse. Daß ein derart umfassendes wie präzises »Behorchen« des bildlich Dargestellten nicht nur angebracht ist, wenn – wie im »Aufgebrachten Musiker« – ein schier ohrenbetäubendes Getöse das zentrale Thema der Darstellung bildet, sondern sich auch bei weniger ostentativ tönenden Szenen insofern empfiehlt, als es, so Lichtenberg, »gleichsam eine neue Welt von Ordnung und Harmonie«²⁹⁶ zu eröffnen vermag, tritt etwa in der Erklärung der »Herumstreichenden Komödiantinnen« zutage:

»Das Säuseln des Windchens und das Rieseln in Alexanders Helm auch für nichts gerechnet, so fallen hier in die Ohren: die hoch tönenden Blankverse der Juno zugleich mit denen der Diana, unterstützt durch den Gesang der leidenden Katze und der Sängerin die sie hält. Alsdann die Verhängnis-Befehle des Donnergottes über ein Paar feuchte Strümpfe, im Akkord mit dem damn ye des Teufels bei der Ara (wenn anders dieses Flickwort für den Teufel ein Fluch ist), und endlich das Zahnwegewimmer, wiederum im Zusammenklang mit den Klagetönen der kleinen Nachtigall, die der Adler mit Mehlbrei füttert.«²⁹⁷

Die sprachlichen Mittel, anhand deren Lichtenberg seine auditive Imagination effektiv verbalisiert, sind in diesem Textausschnitt Wendungen, die die Art des Gehörten – teilweise unter Zuhilfenahme fachsprachlicher Begrifflichkeiten – charakterisieren, wie »die hoch tönenden Blankverse«, »Gesang der leidenden Katze«, »im Akkord« und »im Zusammenklang«, sowie onomatopoeische Ausdrücke wie »Säuseln«, »Rieseln«, »Donnergott« oder »Zahnwegewimmer« und neologistische Bildungen wie »wogedonnernd«²⁹⁸ sowie wörtliche Rede in Form kurzer, zitathaftter Einwürfe wie »damn ye«. Längere Dialoge – unterbrochen von regieartigen Anweisungen – verleihen dem Text dramenhafte Züge, so etwa zu Beginn der »Heirat nach der Mode«:

»»Hier, Mylord, erhalten Sie Dero Güter zurück« sagt der Alte. [...] Wohlan, sagt der Graf, das bringt Uns euer Bürger-Mägdchen ins Haus, und das, was hierunter

294 LH, S. 260 und GTC 1794, S. 210.

295 LH, S. 261 und GTC 1794, S. 214.

296 SB III, S. 686.

297 SB III, S. 686f.

298 Vgl. SB III, S. 684.

pocht, (indem er auf den fünften Westenknopf weist), mein Blut, und hier (auf den Stammbaum deutend) diese Zeder vom Libanon, meinen 700jährigen Adel, bringt euch Bürger-Leuten mein erstgeborener Sohn ins Haus.«²⁹⁹

Vergleiche von menschlichen Körperteilen und Musikinstrumenten oder Teile von selbigen verwendet Lichtenberg häufig zur satirischen Umschreibung der willkürlich oder unwillkürlich produzierten Geräusche ersterer:

»Wenn man ihn nicht schnarchen hört: so, sollte ich denken, müßte man ihn schnarchen *sehen*. Eine solche Nase, vermutlich halbdurchsichtiges Horn, ein wahres Klarinetten-Stück, kann bei dem sanften Odemwechsel unmöglich gleichgültig bleiben; sie muß vibrieren.«³⁰⁰

Eine ähnliche Metaphorik gebraucht Lichtenberg in der »Heirat nach der Mode«, wenn er das Schnarchen als Klangprodukt des »Nasal-Schnarr-Werks« bezeichnet:

»Sollte aber nicht unser Künstler auch hier unserem Auge etwas haben versinnlichen wollen, was unserem Ohre entgeht, nämlich daß dieses Konzert eigentlich ein Trio ist, wobei Herr Lane etwa die dritte Stimme, ich meine das Akkompagnement mit dem Nasal-Schnarr-Werk übertragen worden wäre? Gestimmt und angesetzt scheint er wenigstens das Instrument zu haben, und, nach der starken und gesunden Brust zu urteilen, sind auch die Bälge dazu in nicht schlechtem Stande.«³⁰¹

Von Menschen willkürlich oder unwillkürlich erzeugte Geräusche bilden häufig Ansatzpunkte zur Identifizierung der gesamten Person mit dem Geräusch. Im »Weg der Buhlerin« werden sieben Menschen, die, in einer Reihe stehend dargestellt, mit Hämmern Hanf bearbeiten, als personifizierte Solmisationssilben aufgefaßt:

»Man laufe nun die Reihe hinunter, was das für ein Hammerspiel ist! Welche Musik! Sonderbar, daß ihrer gerade sieben im Gange sind, also wirklich Ut, Re, Mi, Fa, Sol, La, Si.«³⁰²

Musikalischer Ausdruck kann an die Stelle der Sprachzeichen treten, vor allem dann, wenn die Beschreibung emotionaler Affekte und deren Wirkungen im Mittelpunkt steht. So belegt folgende Passage aus dem »Weg der Buhlerin«, daß Musik dort beginnt, wo sprachlicher Ausdruck endet, wenn Molly zur ersten Violine avanciert, begleitet durch den Baß ihres Liebhabers:

299 SB III, S. 916. Ein weiteres Beispiel für die dramatisierende Beschreibungspraxis Lichtenbergs bildet folgende Stelle aus der »Heirat nach der Mode«: »Sieh«, *du Galgenvogel, was du da gemacht hast*, donnert ihn der Apotheker an, indem er mit der Rechten auf die Gifte hinweist, *wer hat dich das geheißt? Verdienstest du Spitzbube nicht, daß man dich sogleich auch aufhinge?*« (SB III, S. 980).

300 SB III, S. 697.

301 SB III, S. 956.

302 SB III, S. 780. Allegorischen Charakter erhält diese Metaphorisierung insofern, als sie die gesamte Erläuterung der Platte durchzieht: vom »Grund-Ton Ut« (SB III, S. 780) über »Sol, die Quinte von unsrer Heldin« (SB III, S. 783) bis hin zur abschließenden »Si« (SB III, S. 784). Von der »Tonleiter menschlicher Gemütsstimmung« (SB III, S. 883) spricht Lichtenberg in seiner Erklärung zur sechsten Platte des »Weg des Liederlichen«.

»Was Mollys Mund spricht oder gesprochen hat, darzustellen, haben wir hier kein Zeichen. Das müßten *Musiknoten* tun, wenigstens viermal gestrichen. Die Ohren *fehlen* ihr, wie bei allen diesen Gelegenheiten, ganz. Dafür wird der Mund *zweizünftig* – *Bilinguis* – *Billings* – *Billings gate Billingsgate-language*. Zehn Schimpf-Worte auf eine Sekunde, mit *Schnippchen-Takt*, wie ein Wetter. Behüte! – und bewahre! – vor solchem Wetter und Porzellan-Hagel! Der Jude, wie sich der benimmt? Unnachahmlich jüdisch. Er hält die viermal gestrichene Diskant-Nötchen seiner *Schönen* im tiefen, langsamen *Nasal-Baß* aus, und daran tut er recht. Die erste Violine würde springen, wenn er selbst geschwindern Takt angeben wollte. Davor hütet er sich. [...] Wer noch nicht weiß, was Kleists:

Man sieht die Stimm' und hört sie nicht,

sagen will, der tue wenigstens, als wolle er diesen Mund und dessen Nachbarin, die Resonanz-Nase behorchen, und er wird alsdann sicherlich sehen, wie sie tönen.«³⁰³

Im Hinblick auf die Charakterisierung der beschriebenen Person greift Lichtenberg häufig auf Metaphern aus der Fauna zurück. Wegen ihres Gesangs bieten sich hierbei vor allem Vögel als ›Vergleichspartner‹ an, die der metaphorischen Ausdrucksweise ob ihrer Vielfalt an Assoziationen und Attributen Flexibilität verleihen. So akzentuiert Lichtenberg im folgenden Beispiel zunächst das auf bestimmte Absichten ausgerichtete auditive Potential des Mannes durch die Lockvogel-Metapher und hebt im Anschluß auf die sprichwörtliche Vogel-Freiheit ab:

»Dieses sind *Ihro Wohlgebornen*, ein alter, abgefeimter Lockvogel, der sonst eigentlich bloß *Zotenliedchen* pfeift, aber doch noch bei solchen Gelegenheiten den *nativen*, *ländlichen* Waldton anzustimmen weiß, um den freien Flug der Vögelchen des Himmels, nach Londonschen Käfigen hinzuleiten.«³⁰⁴

Die Darstellung der singenden Kirchengemeinde auf der fünften Platte von »Fleiß und Faulheit« regt Lichtenberg zu einer Allegorie an, in der sich seine durch die Lektüre des »Handbuchs der Naturgeschichte« (Göttingen 1797) von Johann Friedrich Blumenbach gewonnenen ornithologischen Kenntnisse präsentieren. Aufgrund auditiver und visueller Ähnlichkeiten sowie Assoziationen zwischen charakteristischen Eigenschaften der dargestellten Person und des Vogels metaphorisiert Lichtenberg die singenden Kirchgänger mit jeweils einem bestimmten Vogeltyp und läßt so die Kirche zur ›Volière‹ werden, in der die verschiedensten Vogelarten nebeneinander ›singen‹. Neben den mehrdeutigen Vogelmetaphern verleihen Diminutive und pathetisch übertriebene Bildlichkeit der Sprache ironisch-satirische Züge:

303 SB III, S. 753. Ähnlich paradox konstatiert Lichtenberg auch in seiner Erklärung der Szenen aus Hogarths Kupferstich »Die Vorlesung. (The Lecture)«, die im »Göttinger Taschen Calender« für 1793 abgebildet sind, die zwar unhörbare, aber visuell wahrnehmbare Stimme: »und da! man sehe nur hin, ob (2) nicht Pethion ist, und (3) Ganterre, wie ihm das ça ira um die geistvollen Lippen schwebt. – Man sieht die Stimme und hört sie nicht!« (LH, S. 239 und GTC 1793, S. 288.). Zur tatsächlichen Verwendung musikalischer Notation als Ausdruck sprachklanglicher Wirkung vgl. Lichtenbergs Brief an Georg Forster vom 30. August 1790, Bw III, Nr. 1739, S. 772. Vgl. Anm. 192.

304 SB III, S. 745.

»Im Vorgrunde gibt er uns neun Subjekte mit völliger Deutlichkeit. Sieben darunter sind in tönender Andachtsbezeugung begriffen, von einem achten ist es ungewiß; ein neunter pausiert, oder hat wenigstens ein außerandächtliches Schnarrwerk gezogen. Ist es der Kürze wegen verstattet, diese Sänger des Tempels und ihre Manieren mit denen des Waldes, der Felder und des Meierhofes zu vergleichen: so hätten wir hier 1) zwei liebliche junge *Himmels-Lerchen* (*Alauda arvensis* Linn. Engl. *Sky-Lark*), die sich auf Flügeln der Andacht zu ihren Schöpfer erheben. Hinter diesen einen *Kropf-Tauber*, *Kröpfer* (*Columba gutturosa*; Franz. *le pigeon a grosse gorge*), wenn es nicht gar eine *Kropf-Gans* (*Pelecanus onocrotalus*) ist. Aus der Schnabel-Öffnung zu schließen, wäre wohl der dort an der Säule ein *Antvogel* (*Anas Boschas*), und das alte Weib [...] ein *Nußhäher* (*Corvus Caryocatactes*, Engl. *the nut-cracker*). Die beiden so sher Beschatteten sind schwer zu erkennen, und man weiß nicht, ob es *Stare* (*Sturnus vulgaris*) oder *Schwarzdrosseln* (*Turdus Merula*) sein sollen. Die meiste Schwierigkeit macht unstreitig das schlafende Vögelchen auf der Bank dahinten. Wäre das niedliche Tierchen gesangreicher: so wäre, gewisser Ähnlichkeiten wegen, der *Dom-Pfaffe* oder *Gimpel* (*Loxia Pyrrhula*) das passendste Geschöpf. So aber mag es wegen seiner Schwerleibigkeit und der Rolle der Non-Existenz, die es hier spielt, ein *Du Du* (*Didus ineptus*, *Cygnus cucullatus*) sein.«³⁰⁵

Auch Instrumente können zu satirischen Zwecken dienen, vor allem, wenn sie in die »falschen Hände« gegeben werden und überdies mit emblematischer Bedeutung befrachtet sind: So spielt in den »Komödiantinnen« eine Katze mit der Lyra, dem Emblem der Dichtkunst. Lichtenberg greift diese satirische Allusion Hogarths mit Wohlwollen auf:

»Es ist nicht unangenehm Künste und Wissenschaften so behandelt zu sehen und zum Glück auch nicht sehr selten. Die kleine *Dichterin* tut, wie man sieht, einen Fehlgriff. Anstatt die Saiten der Leier zu rühren, pföfelt und kratzt sie bloß an dem *Resonanz-Horn*«³⁰⁶.

In einer Anmerkung weist er auf den mythologischen Ursprung der Leier als Emblem der Dichtkunst hin. Mit der Übertragung der Emblematisierung auf die zeitgenössische Literatur-Produktion aktualisiert er die Satire und kritisiert diese zugleich:

»Ich weiß nicht ob es allen Dichtern und Dichterinnen bekannt ist, was diese Lyra eigentlich ursprünglich war. Nichts weiter als ein Ochschädel, zwischen dessen hohlen Hörnern Hermes vier Saiten aufspannte. Nachher entfernte sich dieses Instrument in Griechenland und Rom immer mehr und mehr von seiner ersten Form, und ward so das Sinnbild dichterischer Begeisterung und das schönste Attribut des Delphischen Gottes. Bald darauf aber fing es, nach dem unbegreiflichen Willen des Verhängnisses und der Mode, an, sich nach und nach seiner ursprünglichen Form wieder zu nähern, und jetzt sollen wirklich schon wieder in Deutschland einige im Gange sein, die völlig klingen wie Saiten zwischen den Hörnern eines Ochschädels aufgespannt.«³⁰⁷

305 SB III, S. 1012f.

306 SB III, S. 683.

307 SB III, S. 683, Anmerkung. Zur Mythologie im Zusammenhang mit der Musik vgl. auch SB III, S. 960. Kritik an der zeitgenössischen Literatur in Verbindung mit musikalischen Metaphern findet sich auch in der Erklärung der fünften Platte im »Weg der Buhlerin«. Interessant erscheint hierbei vor allem die hierarchisierende

*Lichtenbergs sensationelle Dramatisierung des sprachlichen Ausdrucks:
Auditive Effekte und kinetische Aktionen*

Gelegentlich spielt Lichtenberg mit der Bedeutung der musiktheoretischen Terminologie, wie beispielsweise mit dem Begriff der »Kadenz«, der in folgenden Zitaten zunächst die musikalische Erscheinung des »Tonfalls am Satzende«³⁰⁸ bezeichnet:

»Der Blick von Madam ist ganz nicht bloß auf den singenden Halbmann (physiologisch) sondern auch auf den halben Mann (militärisch) angeschlagen, vermutlich mehr der verächtlichen Mündung des melodischen Stroms auszuweichen, als etwa den Quell selbst zu suchen. Sie ist entzückt; – sie ist wie weg. Der Wurf ihrer Arme versinnlicht dem Auge, was das Ohr hier entbehren muß, nämlich die Cadence, der sich Carestinis Gesang nähert, wenn er nicht schon gar darin begriffen ist; so wie die Hinbeugung der ganzen Madam in corpore das Hinreißende in derselben anschaulich macht.«³⁰⁹

– und schließlich übertragen einen »physischen« Fall und zwar den vom Stuhl meint:

»Geht es auch nicht bald mit der Cadence zu Ende, so kann fürwahr diese Cadence von der Tonleiter für Mrs. Lane eine wahre Cadenz vom Stuhle werden.«³¹⁰

Gegenüberstellung von Gesang und Instrumentalmusik, die Lichtenberg konkretisiert, indem er Oratorium, Hymnus und Ode mit Titeln nennt und in Kontrast zu bestimmten, eher »niederen« Instrumenten stellt: »Auf keine Weise aber wagen wir es, teurer Leser, bei der *Dürftigkeit* unsers individuellen *Sprachschatzes* und unserm Mangel an Weltkenntnis, *Dir* die stäten und stillen Kräfte sowohl als die veränderlichen und tobenden, die hier wirkten, [...] ganz in Worte zu bringen; und was Hogarth so unnachahmlich gezeichnet hat, in einer *Idylle* vollständig darzustellen. Ich würde es wagen, und schon längst gewagt haben, hätte ich *deine* Feder, *vortrefflicher Müller* [...], aus dessen unerreichbaren Romanen immer unverkennbare *Menschenstimme* noch rein und hell hervortönt, während der größte Teil der übrigen zu immer schlechterer und schlechterer *Instrumental-Musik* herabsinkt. Noch verzeihlich, wenn es nur mit ihnen bei der *eigenen Murky* bliebe. Aber nicht immer zufrieden mit eigenem *modern-hohem Gedudel* für *eigene hohe* Ohren, wagen sie es, selbst verjäherten, ehrwürdigen Volks-Gesang, unser himmlisches *Te Deum*, unser *Stabat Mater* und *Alexanders Fest*, in so genannten *Halb-Romanen*, auf ihre *Maultrommeln* und *Polnische Böcke* zu setzen. Scheußlich fürwahr! Aber fahre du fort, *teurer Müller*, auf *Deinem* Wege. Du kannst alsdann *Deines* Ruhmes sicher sein. Freilich begleiten werden die Werke dieser Stümper die *deinigen* noch eine Zeitlang, – als *Envelope* und sonach als deutliches Vorbild der Zierde für Deinen bleibenden Altar, ich meine des Felles, das Dein bekannter Freund aus dem Altertum diesen Marsyassen über kurz oder lang über die *hohen* Ohren ziehen wird.« (SB III, S. 792). Das »modern-hohe Gedudel«, von dem Lichtenberg hier spricht, könnte als Spitze gegen den Kastraten-Gesang in der italienischen Oper aufgefaßt werden. Dazu paßt auch die Charakterisierung des adligen Publikums jenes Gesangs, das durch die synekdochische Wendung von den »eigenen hohen Ohren« repräsentiert wird.

308 Vgl. Mackensen 1977, S. 557.

309 SB III, S. 955.

310 SB III, S. 955.

Kinetische Vorgänge wie hier der die Wirkung der Musik versinnbildlichende visuell wahrnehmbare »Wurf der Arme« und Madams Körperhaltung treten oftmals eng verknüpft mit akustischen Phänomenen auf³¹¹ – nicht zuletzt auch deswegen, weil Bewegungen häufig nicht ohne Erzeugung mehr oder minder starker auditiver Sinneseindrücke ablaufen. So wird etwa in der Schilderung der spielenden Katze in den »Komödiantinnen« deutlich, daß Lichtenbergs auditive Imagination in diesem Fall von der Wahrnehmung kinetischer Aktion abhängt:

»Wäre hier ein gediehlter Boden, so würde ich noch die kleine, muntere Favoritin in Erinnerung bringen, die den Reichsapfel wälzt, das ist eine gar unangenehme Sache für Augen und Ohren, wenn die Favoritkätzchen mit den Regierungsinsignien spielen.«³¹²

Die Gerichtetheit als ein Kennzeichen von Bewegungsabläufen zeigt sich auch in ihrer Verbalisierung: So besitzt die Erläuterung kinetischer Vorgänge oft einen ausgeprägt deiktischen Charakter, wie etwa die sprachliche Darstellung der durch die Luftströmung ausgelösten Bewegung der Gewänder demonstriert, in der Lichtenberg dem Wind anthropomorphe Züge verleiht:

311 Klassisches Beispiel für die ästhetische Ausformung der Verbindung von auditiver Sensation und kinetischer Aktion ist die tänzerische Bewegung zur musikalischen Darbietung. Von den tänzerischen Fähigkeiten der italienischen Ballettänzerin Giovanna Zanerini Bacelli schwärmt Lichtenberg in seinem dritten »Brief aus England«, just nach seiner scharfen Kritik an der Darbietung der Operndiva Gabrielli: »Bacelli eine junge [...] aber große Meisterin im höhern Tanz, ein allerliebstes Geschöpf. Wenn Bacelli ein italienisches Ohr an Kuß erinnern könnte, so sollte ich denken, hätte sie sich Bacelli genannt, wie sich der maltesische Nachahmer der Nachtigall, Rossignol. Sie ist keins von den winddürren, mit Fleischfarbe überstrichenen Gerippen, deren Tanz im Mondenschein bei gemeinem Anzuge einem Gespensterpicknick auf einem Kirchhof ähnlich sehen müßte. [...] Was das für ein Vergnügen ist, zu sehen, wie auf das Signal einer bezaubernden Musik, sich das Gewühl figurierender Luftspringer wie eine See bricht, um diese junge Venus zu einem Solo hervorschweben zu lassen, wenn man das Solo nennen kann, wo tausend Herzen mithüpfen – —« (SB III, S. 365f.). Das ästhetische Vergnügen, das Lichtenberg hier bekundet, drückt sich in der Übertragung der tänzerisch hüpfenden Bewegung auf die »Herzen« der Zuschauer und -hörer aus. Die beiden Gedankenstriche, mit denen Lichtenbergs Schilderung abbricht, könnten zwar auf die Unmöglichkeit hindeuten, das Empfundene sprachlich mitzuteilen. Vor allem jedoch repräsentieren sie die Offenheit und Fortführbarkeit der Darstellung und bieten insofern der Phantasie des Lesers Raum zu eigenen Assoziationen und Empfindungen. Während er mit seinen ästhetischen und emotionalen Empfindungen zwar aktiv am dargebotenen Tanz und dessen musikalischem Rahmen teilnimmt, reizt ihn das physische Vergnügen weniger, so seinem Brief vom 20. September 1778 an Johann Andreas Schernhagen entnehmen, in dem er schreibt: »Gestern war ich wieder auf einem Bal, und der Kopf ist mir etwas wüste. Es ist immer ein artiges Schauspiel, zumal da in Göttingen die bessern verboten sind. Ich gehe bloß hin, um zu sehen, und so wenig um gesehen zu werden, als zum tanzen, oder um mein Herz zu verlieren oder um eins zu finden.« (Bw I, Nr. 533, S. 898).

312 SB III, S. 687.

»Wenn man das Flattern verschiedener Gewänder in dieser Scheune betrachtet: so läßt sich die Richtung eines Zahnweh- und Schnupfenlüftchens, das hier wehet, leicht verzeichnen. Es scheint durch eine Öffnung neben der rosigten Ehrenpforte seinen Einzug zu halten; wird, nachdem es einen kleinen Abstecher nach der Zahnwehseite Ganymeds gemacht hat, im Gewande der Aurora zum Morgenlüftchen; spielt am hellen Tage etwas mutwillig mit der keuschen Göttin; und teilt sich hierauf in zwei Ströme, wovon der linke das Gewand und den Busen der Juno fächelt, und von dieser Seite das Freie sucht; der rechte hingegen trocknet im Vorbeigehen etwas Wäsche und retiriert sich oben zum Dache hinaus.«³¹³

Noch augen- und ohrenfälliger tritt die Verknüpfung der Kinetik mit dem Auditiven in den dramatischen Szenen der Bildfolgen zutage. So auch an folgender Passage aus dem »Weg der Buhlerin«, an der vor allem die syndetische Reihungen onomatopoetischer und kinetischer Verben auffallen, die das Sprachtempo steigern. Bemerkenswert erscheint darüber hinaus der Umstand, daß das Sprachzeichen (»fallen«) für die kinetische Bewegung klanglich auf die Onomatopöien des Beginns rekurriert, so daß der Eindruck von einem unmittelbaren Zusammenhang zwischen auditiv und visuell Wahrgenommenen entsteht:

»Alles klingt und hallt und schallt, selbst Zona torrida, der Mohr mit seinem Landsmann, dem Affen, bebt und erstarrt oder flieht. Man bedenke nun erst, wenn der Tisch fällt, und fallen wird er gewiß! Kein Schild im Homer, wenn sein Träger fiel, hat auf der Heide von Troja vielleicht so geklungen, wie er.«³¹⁴

Daß Lichtenbergs akustisch-kinetische Phantasie durch die dramatische Darstellung dieser Szenen besonders animiert wird, zeigt eindrucksvoll der Beginn der Erklärung zur fünften Platte der »Heirat nach der Mode«, in dem Lichtenberg vollkommen von seiner sinnlichen Imagination leiten läßt:³¹⁵

»Wie deutlich und wie fürchterlich alles auf diesem Blatte! – Blut, Mord, Todeskampf und Verzweiflung – in der Tiefe der Mitternacht! Wie schaudervoll, wenn man sich hinzudenkt das Getöse der hereinbrechenden Wache, das Angst-Gewimmer des erwachten Gewissens und der entlarvten Tücke, vermischt mit dem gedehnten, eintönigen Ächzen des Sterbenden. – [...] Da wankt er nun, der modische Ehemann, durchbohrt von der Hand des Lieblings seines treulosen Weibes. Schon brechen die Knie unter ihm. – Die einzige Stütze, die ihm noch bleibt, sein Arm, wird mit jedem kümmerlichen Schlage seines durchgerennten Herzens kraftloser. Noch steht er einige Augenblicke und dann – nie wieder. Sein brechendes Auge empfindet nicht mehr das Licht, das hier die Züge des sich nähernden Todes von der erschlafften Wange und dem gesunkenen Kinn für uns zurückstrahlt. Vergeblich steigt das Win-

313 SB III, S. 686. Als Indiz für die Sensibilität der Wahrnehmung Lichtenbergs erscheint die Tatsache, daß hier mit dem ziehenden Zahnschmerz zu den kinetischen, visuellen und auditiven Sinneseindrücken die sensitive Wahrnehmung als dritte Perzeptionsweise tritt.

314 SB III, S. 750.

315 So betont er anschließend zur Rechtfertigung dieses dramatischen Beginns: »Die Leser werden hoffentlich dem Erklärer dieser Blätter den vielleicht zu feierlichen Eingang zu diesem Kapitel vergeben. Er folgte dabei ganz seiner Empfindung.« (SB III, S. 964).

seln des verzweifelnden Lasters und das Flehen des ertappten Verbrechens um Barmherzigkeit von den Lippen seines schändlichen Weibes zu ihm auf. Sein Ohr vernimmt sie nicht mehr und sein Mund erwidert sie nicht mehr. [...] Ferneres Gehör und der Spruch des Richters wartet ihrer in einer andern Welt. [...] Hände, so gefalten, zittern gewiß zugleich mit dem Unterarm [...] Jeder dumpfe Laut des Ächzenden wird zum Donnerschlag für ihr schlafendes Gewissen, und selbst ihr erstorbenes Ehrgefühl scheint jetzt durch die Schande wieder erweckt, die in so vielfacher Form über sie kommt.«³¹⁶

Die Verbalisierung auditiver Sinneseindrücke in Form onomatopoetischer Ausdrucksweise kombiniert mit einem hohen Potential an kinetischer Energie, das sich visuell vor allem in der Schilderung von Gebärden ausdrückt, und die Verwendung von richtungsweisenden Verben wie *fallen*, *steigen*, *hereinbrechen*, *durchbohren*, *zurückstrahlen* und *aufsteigen*, deren deiktischer Charakter durch entsprechende Präfixe verstärkt wird, bestimmen hier die ausgeprägte sinnliche Wirkungskraft der Sprache. Nach dem furiosen Beginn mit seiner stakkatohaften Abfolge kurzer, häufig partizipial konstruierter Satzfragmente, emphatischen Ausrufen, pathetischen Inversionen und Epiphrasen, durch die Schrecken und Heftigkeit des Todeskampfs effektiv vermittelt werden und die syntaktische Vollständigkeit zweitrangig erscheint, zeichnen sich die folgenden syntaktischen Einheiten nicht nur durch ihre größere Länge, sondern auch durch ihre Vollständigkeit aus. Die Sprechgeschwindigkeit verlangsamt sich drastisch, und die anfängliche Leidenschaftlichkeit der Sprache erstickt in dem resignierten Abfinden mit dem unabwendbar nahenden Tod.

Im Hinblick auf Kinetik und Auditivität erreicht der sprachliche Ausdruck hier eine derartige Intensität, daß sich der Leser die Ohren zuhalten möchte. In dieser Reaktion wird die Paradoxie zwischen dem visuell wahrgenommenen schriftsprachlichen Medium und seiner sinnlich-auditiven Wirkung auf den Rezipienten offensichtlich: Die Verbalisierung visueller Eindrücke wird durch die sinnliche Imaginationskraft Lichtenbergs und deren effektvolle Umsetzung in sprachlichen Ausdruck zum multi-sensationellen Ereignis im Text.³¹⁷

316 SB III, S. 964f.

317 Als weiteres eindrucksvolles Beispiel für Lichtenbergs ›Sensualisierung‹ der Hogarthischen Kupferstiche erscheint folgende Stelle aus dem »Weg des Liederlichen«: »Wenn man nun gar noch hören oder einmal bloß hören könnte, etwa von der Türe; das Umstürzen der Stühle, das Klingen einzeln hoch aufgezählter Guineen, und das schwerfälligere Rauschen über dem Tisch geschleifter Summen in Masse; Flüche, Verwünschungen, mit aller Macht der Sprache und der Menschenstimme ausgestoßen; teilnehmendes Hundegebell, und das alles mitten unter dem Geschrei von *Mord* und *Feuer!*« (SB III, S. 884).

*Sensualisierung abstrakter Begriffe am Beispiel der Zeit,
mit einem Exkurs über Lichtenbergs Auffassung
von Funktion und Wirkung der Glocken*

Versinnlichung abstrakter Begriffe bildet ein Hauptziel Lichtenbergs, das er unter anderem durch die Anreicherung seiner Sprache insbesondere mit augen- und ohrenfälligen Ausdrucksmitteln zu realisieren sucht. Auch die Zeit als ein solches Abstraktum, im letzten Zitat durch den »kümmerlichen Herzensschlag« hörbar gemacht, regt ihn zu allerlei kuriosen – visuellen, auditiven und kinetischen – Phantasien im Hinblick auf die »sinnfälligste« Vergegenwärtigung zeitlicher Bewegung an, vor allem mit dem Blick auf ihre metaphorische Verwendung innerhalb einer satirischen Darstellung. Ein bizarres Ergebnis seiner Imaginationen zur Audiovisualisierung zeitlicher Bewegung ist etwa die im folgenden vorgestellte »Uhren-Menagerie«:

»Ich glaube nämlich aus der feierlichen Stellung der Katze, die nichts weniger als müßig da zu sitzen scheint, schließen zu können, daß diese Uhr eine Katzen-Uhr ist, die die Stunden maut oder miaut, so wie man Guckgucks-Uhren hat, die sie rufen. Eine Uhr, worauf ein schön gearbeiteter Hund die Stunden abbellte, soll [...] noch vor kurzem von einem Engländer zu einem hohen Preise feil geboten worden sein [...]. Wie ich höre, so soll jetzt ein Schüler von LeDroz damit umgehen, eine Uhr zu verfertigen, woran ein wildes Schwein die Stunden in kurzen Stößen grunzt. Vermutlich brachte ihn das berühmte Schweine-Konzert des Kapellmeisters Pepusch zu Berlin auf den Gedanken, in welchem die Schweinestimmen auf Bassons, Porco primo, Porco secondo etc. geblasen wurden und das so großen Beifall erhielt. Auf diese Art hätte uns also das 18te Jahrhundert unter so vielem Neuen auch mit einer Menagerie von Uhren beschenkt, unter welchen es sich doch fürwahr künftig lustiger schlafen lassen wird, als bei dem ewigen Memento mori-Schlag unserer Sterbeglocken, die eigentlich auf die Kirchen gehören. – Die beiden Fische sehen mir fast so aus als steckten sie auch an einer Welle, die mit der Uhr in Verbindung steht. Wer weiß, ob sie nicht auch ihren stündlichen Karpfen-Sprung (saut de la carpe) machen. Der Gedanke wäre artig und schon deswegen merkwürdig, weil es in den Hecken geschieht, etwas was man in der Natur nicht leicht zu sehen bekommt.«³¹⁸

318 SB III, S. 933. Vgl. L₁111. Durch ihre Exzessivität zeichnet sich die Uhr-Satire aus, die Lichtenberg in seinem Brief vom 20. September 1782 an Albrecht Ludwig Friedrich Meister vorstellt. Dort führt Lichtenberg mit der »Beschreibung der Uhr zu Weimar« eine Schilderung Johann Bernoullis in dessen fünften Band der »Sammlung kurzer Reisebeschreibungen« (1782) fort, indem er verschiedene Attribute imaginiert, die die Informativität der Zeitansage maximieren. Eine wichtige Funktion erfüllen hierbei Liedmelodien, deren Texte auf den jeweiligen Zeitpunkt ihres Ertönsens abgestimmt sind. Vgl. Bw II, Nr. 973, S. 435 f. Lichtenbergs Uhr-Imaginationen erweisen sich im Vergleich mit der heutigen Gegenwart als progressiv: Im gegenwärtigen Zeitalter der Digitalisierung, in dem blökende, krähende Wecker sowie Uhren mit Motorengeräuschen und Elefantenbrüll weder übermäßig teuer sind noch außergewöhnlich kurios anmuten, überraschen selbst Zeitmesser mit »Weckansagen« wie »Beam uns hoch, Scotty« kaum noch. Zur ikonographischen Einordnung der Uhren und zur Rolle der Zeit in den Kupferstichen Hogarths vgl. Dohrn-van-Rossum 1981.

Zeit-versinnlichende Funktion kommt in diesem Zusammenhang auch dem Glockenläuten zu, das darüber hinaus kommunikative Zwecke vielfältiger Art erfüllt. Diese Multifunktionalität der Glocken hebt Lichtenberg im »Göttinger Taschen Calender« für 1782 seinen Aufsatz über »Die Glocken«³¹⁹ hervor:

»Diese nützlichen Instrumente, die die Stunden des Tages und der Nacht einer ganzen Stadt auf einmal erzählen, vermittelt welcher man mit einer Stadt auf einmal sprechen, und selbst schon in Nothfällen so bequem zu verstehen geben kan, sind schon sehr lange erfunden und ihr Gebrauch bald kirchlich, bald politisch, bald kriegerisch gewesen.«³²⁰

Bemerkungen über Glockengeläute finden sich an mehreren Stellen der Schriften Lichtenbergs, besondere Aufmerksamkeit erhält hierbei das englische Glockengeläute. Fast schon als Exkurs in die Campanologie erscheint die Beschreibung der englischen Läutepraxis in der Erklärung zur ersten Platte des Hogarthischen Kupferstich-Zyklus »Fleiß und Faulheit«. Sie zeichnet sich durch ihre Detailliertheit und Anschaulichkeit der Vergleiche aus:

»Nun werden in England die Glocken auf eine bei uns ganz ungewöhnliche Weise geläutet. Nämlich bei uns überläßt man den Schwung der Glocken ganz der Natur und der Lage des Mittelpunkts ihres Schwungs; daher die großen Glocken langsamer schwingen, als die kleinen, und manche kleinen, wie die Vorderräder an einer Kutsche dreimal und drüber herum kommen, während die großen eine einzige Revolution machen. Hingegen nötigt man in England durch einen eignen Kunstgriff die Glocken, groß und klein, gleich lange dauernde Schwingungen hinter einander zu machen, so daß also ein ungleiches Geläute von sechs Glocken ungefähr gerade so klingt, als wenn jemand auf einem Klavier die Tasten *ut, re, mi, fa, sol, la* nach einem gewissen Takt nach einander anschläge, und wenn er damit durch ist, wieder von vornen anfangt: *ut, re, mi* usw. Nur fängt man mit den höhern Tönen an, und steigt so zu den tiefern herab.«³²¹

Während sich Lichtenberg in dieser Schilderung um die objektive und neutrale Darstellung der technischen Voraussetzungen und der akustischen Konsequenzen des englischen Glockenläutens bemüht, konzentriert er sich in seiner Erklärung zum »Aufgebrachten Musiker« Hogarths vor allem auf die Wirkung, die der Klangeindruck englischen Geläutes auf seine Empfindung ausübt. Hierbei akzentuiert er vor allem dessen gleichförmige, sich bis ins Unendliche wiederholende Tonfolgen. Die klangliche Wirkung dieser Töne empfindet er im Gegensatz zu dem vergleichsweise planlosen Klangchaos deutscher Glockentöne, die sich erst im Verlauf des Geläutes zu bestimmten, immer wechselnden Akkorden ordnen, als geisttötende Monotonie. Durch den besonderen Hinweis auf die wichtige Rolle, die die Hörgewohnheiten bei dieser Empfindung spielen, weist Lichtenberg jedoch auf die Subjektivität des Urteils hin und relativiert es damit zugleich:

319 Hier zitiert nach Lichtenberg/Freiling 1999.

320 Lichtenberg/Freiling 1999, S. 7.

321 SB III, S. 1003f.

»Hier werden die Glocken zur Feyer geläutet, und daß diese geläutet werden, sieht man an der ausgesteckten Flagge, die sogleich eingezogen wird, wenn das Geläute vorüber ist. Englisches Geläute aber ist für ein an Melodie gewöhntes Ohr, tödte Monotonie. Bey unserm Glockenläuten schenkt einem doch der Zufall zuweilen noch einen guten Accord, und es ist oft nicht unangenehm zu hören, wie sich ein Minuten langer Wirrwarr endlich in einen Accord auflöst; allein bey dem Englisches Geläute ist das gar nicht möglich, denn dieselben Töne folgen sich immer in derselben Ordnung, völlig als wenn man die fünf Vocalen Stunden lang hinter einander in schulgerechter Ordnung herschreyen hörte.«³²²

Der negative Eindruck, den die englischen Glockenklänge bei Lichtenberg hinterlassen,³²³ wird noch verstärkt durch die *Frequenz* dieser Klangsensation,

322 LH, S. 260f. und GTC 1794, S. 211. Lichtenberg beschreibt hier das sogenannte »Wechsel- oder Variationsläuten«, eine skurrile englische Spezialität, die Dorothy L. Sayers in ihrem Kriminalroman »The Nine Tailors« (London 1934, dt. Übersetzung von Otto Bayer unter dem Titel »Der Glocken Schlag«, Reinbek bei Hamburg 1978) im folgenden als klangliches Resultat des Bedürfnisses nach mechanischer und mathematischer Vollkommenheit charakterisiert: »Die Kunst des Wechsel- oder Variationsläutens ist eine englische Besonderheit und, wie alle englischen Besonderheiten, der übrigen Welt unbegreiflich. Für den musikalischen Belgier zum Beispiel ist ein wohlgestimmtes Geläute dazu da, Melodien zu spielen. Der englische Campanologe dagegen sieht im Läuten von Melodien ein kindisches Spiel, das man getrost den Ausländern überläßt; zum rechten Gebrauch der Glocken gehört für ihn das Austüfteln mathematischer Permutationen und Kombinationen. Wenn er von Musik seiner Glocken spricht, meint er nicht etwa Musik im Sinne der Musiker – noch weniger das, was der gewöhnliche Sterbliche unter Musik versteht. Für den gewöhnlichen Sterblichen indessen ist das Wechselläuten nur Lärm und Belästigung obendrein, erträglich höchstens bei großer Entfernung oder im milden Glanz sentimentaler Erinnerung. Der erfahrene Glöckner dagegen erkennt zwischen den verschiedenen Variationsmethoden tatsächlich musikalische Unterschiede [...]. In Wahrheit will er mit alledem aber nur sagen, daß die englische Methode des Läutens mit Rad und Seil erst jeder einzelnen Glocke ihren vollsten und edelsten Klang verleiht. Seine Passion – und eine solche ist es – findet ihre Befriedigung in der mathematischen Vollendung und mechanischen Vollkommenheit, und wenn seine Glocke sich in eleganten, rhythmischen Bögen von der ersten an die letzte Stelle und wieder nach vorn begibt, erfaßt ihn eine heilige Begeisterung, wie sie nur aus der fehlerfreien Durchführung eines heiligen Rituals erwächst.« (Sayers 1978, S. 22). Sayers' Roman erscheint in dieser Hinsicht übrigens von doppeltem Interesse: Wie der Untertitel »Variationen über ein altes Thema in zwei kurzen Sätzen und zwei vollen Zyklen« bereits andeutet, orientiert sich die komplexe Gesamtanlage der Romankapitel an den Aufbauprinzipien von Wechselgeläuten. Deshalb ist Sayers' Roman nicht nur vom kriminologischen Blickwinkel her lesenswert, sondern kann unter campanologischem Aspekt auch als Einführung in die Kunst des englischen Glockenläutens aufgefaßt werden. Zum Wechselläuten als einem Beispiel mathematischer Gruppentheorie vgl. Stewart 1995 und die dort angegebene weiterführende Literatur.

323 Darauf, daß Lichtenberg allerdings Glockengeläute im allgemeinen weniger als auditives Vergnügen, sondern vielmehr als lästige Ruhestörung empfindet, deutet die folgende Bemerkung hin: »Was das Glockenläuten zur Ruhe der Verstorbenen beitragen mag, will ich nicht entscheiden; den Lebendigen ist es abscheulich.« (H_{II}103).

wie er in einer Anmerkung zu seinem campanologischen Exkurs über die Technik der englischen Glöckner schildert. Abgesehen von der eingehenderen Charakterisierung des deutschen Glockengeläutes, dessen Reize vor allem auf seiner klanglichen Mannigfaltigkeit gründen, veranschaulicht Lichtenberg hier die Monotonie des englischen Geläutes, indem er dessen Struktur mit dem textlichen Aufbau eines studentischen Refrainlieds vergleicht. Aus der minimalen Modifikation der Refrainzeile »All mein Leben lang« und der Wendung ihres positiven semantischen Gehalts von Beständigkeit in negative Langlei- und Monotonie generiert Lichtenberg die witzige Pointe, mit der die Anmerkung schließt:

»Da man in England die Glocken des Kirchspiels läuten lassen kann, so oft man will, wenn man dafür bezahlt, so hört man sie, zumal in den östlichen Gegenden der Stadt und in den Provinzial-Städten, sehr häufig, bei allerlei Veranlassungen. [...] Ich kann nicht leugnen, daß mir dieses Geklimper öfters unerträglich gewesen ist. Ich weiß in Deutschland nichts damit zu vergleichen, als ein altes Studentenlied, das sich mit *All mein Leben lang* anfängt, mit *All mein Leben lang* fortfährt, und endlich, wenn es sich schließt, auch mit *All mein Leben lang* schließt. Doch geht diese Ähnlichkeit mit jenen Glocken nur auf den Text, nicht auf die Melodie des Liedes, die wirklich drei Variationen hat. Bei dem deutschen Geläute, wo die Glocken ihren natürlichen Schwung behalten, entstehen freilich öfters und meistens harsche Dissonanzen. Aber, da sie sich gewiß nicht selten auch in gefällige Akkorde auflösen, so ist es oft angenehm zu bemerken, wie sich die akkordierenden Töne einander, wie die Teilungs-Striche an einem Vernier den Strichen der Hauptteilung, immer näher und näher rücken, bis sie endlich zusammen fallen. So entsteht wenigstens Mannigfaltigkeit. Bei dem englischen Geläute ist nichts dergleichen. Wer die erste Ton-Folge gehört hat, wird *All sein Leben lang* nichts andres hören.«³²⁴

Die Überzeugung, daß die Art der Empfindung und der Assoziationen, die das Hören von Glockengeläute evoziert, jeweils von der Konstitution des hörenden Subjekts abhängt, thematisiert Lichtenberg auch im Zusammenhang mit dem ›Verstehen‹ der Bedeutung der Glockenklänge. Seine Auffassung von der Willkürlichkeit dieser ›klingenden Kommunikation‹ verdeutlicht er durch den Vergleich mit mystizistischen und abergläubischen Praktiken:

»... dieses Geläute stieß bei unserem Whittington auf ein Paar Ohren, deren innere Gänge zu einem Kopf und einem Herzen führen, worin Keime von Kräften lagen, die durch die geringste Wärme [...] den ersten beseelenden Anstoß erhielten, und nun frei zu wirken anfangen. Ein armer Küchenjunge freilich, der ohne äußere Vorbereitung durch Zigeuner und Kaffee-Satz, die Glocken verkündigen hört, daß er dereinst Lord-Mayor werden würde, der ist es schon, möchte ich sagen, über die Hälfte.«³²⁵

Die Ironie dieses Abschnitts zeigt sich in der ihr nachfolgenden Bemerkung, in der Lichtenberg die Antonyme »Geläute« und »Geklimper« sowie deren potentielle Wirkungen als ›sinnliche‹ Metaphern für seine Ausführungen und deren Wirkungen gebraucht:

324 SB III, S. 1004f., Anmerkung.

325 SB III, S. 1005f.

»Die Leser werden diese kleine Ausschweifung verzeihen, und gütigst als ein bloßes Geläute ebenfalls dulden, das, so viele es auch, wie ich das englische, für Geklimper halten mögen, doch immer hier oder da vielleicht seinen Whittington antrifft, der es gehörig aufnimmt.«³²⁶

Das, was Lichtenberg hier als »Geklimper« bezeichnet, unterscheidet sich insofern von der Mannigfaltigkeit der Klänge deutscher Geläute, als sich in seinem Verlauf keine akkordischen Strukturen oder andere Tonordnungen zeigen. In dieser Hinsicht bildet das »Geklimper« die Antipode des englischen Geläutes.

Ausgehend von den historischen Fakten verbindet Lichtenberg in seinem Kalender-Aufsatz die Unterschiedlichkeit der Glockentöne, die aus der Verschiedenheit von Größe und Material der klangerzeugenden »Instrumente« resultieren, sowie ihrer Organisation mit der Mentalität und geistigen Verfassung des jeweiligen Volkes. Während das klingende Durcheinander von Schellen und Glöckchen auf die Roheit des Volks hindeutet, wird der volle und würdige Klang großer Glocken in größtmöglicher Ordnung zum Indiz für eine *aufgeklärte Gesellschaft mit verfeinertem Gehör*:

»Daß man im alten Testament nichts davon gewußt, ist wohl ausgemacht; denn was da von Glocken vorkommt, ist, wie die Granatäpfel in den Säulen vor der Halle bey Salomons Tempel, wohl blos von Schellchen zu verstehen, welche *wir, die wir aufgeklärte Begriffe von Gott sowohl als dessen Dienst, und dabey feinere Ohren haben*, jezt nur noch an die Kinder=Rasseln und die Schlittenpferde u.s.w. anknüpfen. Ueberhaupt wird man finden, jemehr ein Volk Vergnügen an Schellen oder auch Glöckchen findet, die ohne Ordnung durcheinander klingen, desto roher, kindischer oder barbarischer ist es. Die Thürme der Chineser klimpern den ganzen Tag so, wie der Chineser in Künsten und Wissenschaften klimpert. Die unzähligen elenden Glockenspieler der Holländer scheinen, selbst das auf dem Amsterdamer Stadthaus nicht ausgenommen, blos für Schiffer, Matrosen und Krämer bestimmt, und sind wirklich für die Ohren eines Mannes von Geschmack und Gefühl, was die dortigen Canäle für dessen Nase sind.«³²⁷

Dient der Glockenklang in seiner je spezifischen Ausformung hier als äußeres Indiz für die Stufe der geistigen Entwicklung, auf der sich eine Gesellschaft befindet, so werden die Uhren als technische Wunderwerke angesichts ihrer verfeinerten Mechanik zu ähnlichen Indizien, an denen nicht nur die fortschreitende Bewegung der Zeit, sondern vor allem die Progressivität des Menschen abgelesen werden kann. Zur Veranschaulichung dieser Fortschrittlichkeit gebraucht Lichtenberg im folgenden aphoristischen Gleichnis die »Repetier-Uhr« als Ausdruck verfeinerter Mechanik, die insofern dem menschlichen Willen unterliegt, als sie auf Knopf Stunden- und Viertelstunden schlägt.³²⁸ Ihr

326 SB III, S. 1006.

327 Lichtenberg/Freiling 1999, S. 7. Hervorhebung von mir, U.F. Kritik übt Lichtenberg nicht nur an der Läutepraxis, sondern darüber hinaus an der ritualisierten Glocken-Taufe, deren Ablauf er anschaulich und detailliert beschreibt. Vgl. Lichtenberg/Freiling S. 9ff..

328 Vgl. SB III, Komm., S. 661. Die eindruckliche und nachhaltige Wirkung der Glock-

gegenüber steht mit dem Bratenwender eine mechanische Konstruktion, mittels deren ein an einem Haken oder Spieß befestigtes Stück Fleisch gleichmäßig gedreht werden kann.³²⁹ In der unterschiedlichen Funktion beider Mechanik-Konstruktionen zeigt sich darüber hinaus die Verlagerung der Interessen – während der Bratenwender zum Grundbedürfnis der Nahrungsaufnahme zu zählen ist, dient die Uhr mit dem Messen der Zeit dem vergleichsweise höheren Ziel, das Leben durch zeitliche Ordnung möglichst präzise

kenschläge schildert Lichtenberg in einem »Sudelbuch«-Eintrag, in dem er analog zu dem beliebig wiederholbaren Schlagen der »Repetier-Uhren«, von »Repetier-Ohren« spricht, die fähig sind, Glockenschläge aufzunehmen, zu speichern und in Erinnerung zu rufen, zu »repetieren«: »Unsere Ohren repetieren zuweilen die Glocken-Schläge, also Repetier-Ohren. Ob es 1 2 auch allenfalls 3 geschlagen hat kann man noch lange [hinter]her ausmachen, wenn man auch nicht während des Schlagens daran gedacht hat. Wie Tiere auf 3 zählen können. Die Eule in der Höhle, meine Nachtigall.« (J,462. Über die Repetitionsfähigkeit der Vögel berichtet Lichtenberg in den Miszellen des »Göttinger Taschen Calenders« für 1792 unter der Überschrift »Wie weit manche Vögel zählen können.« Vgl. GTC 1792, S. 168–171; auch VS 5, S. 461–465.). Als Assoziation zur abgebildeten Uhr erscheinen die »Repetier-Ohren« in der Erklärung der dritten Platte des Hogarthischen »Wegs der Buhlerin«, in der Lichtenberg, ausgehend von der fatalistischen Redensart vom verhängnisvollen »Stündlein, das die Uhr geschlagen hat«, akustische Effekte zur Veranschaulichung der Ausführungen wählt: »in der linken Hand hält sie eine Uhr [...], mit horchendem Kopf, vermutlich repetiert die treue Weiserin die Stunde. Die Stunde? Ach leider nichts als die erbärmliche *Eilfe*, die es geschlagen hat. Was helfen Dir alle Repetier-Uhren der ganzen Welt! Ein Paar *Repetier-Ohren*, durch die die Ermahnungen deines rechtschaffenen Vaters dir wieder erneuert in die Seele schallten, wäre dir unendlich mehr wert. Doch horch die Stunde schlägt.« (SB III, S. 761). In seiner Erklärung von Hogarths »Weg des Liederlichen« akzentuiert Lichtenberg die mechanische Stetigkeit als charakteristische Merkmal des ungehindert funktionierenden Uhrwerks im Rahmen eines Vergleichs: Mit der mechanischen Gleichförmigkeit einer Pendel-Uhr assoziiert Lichtenberg hier die phlegmatische Monotonie, mit der Pfarrer und Küster die Trauung zelebrieren, die Hogarth auf der fünften Platte seines Zyklus darstellt. Dem Pfarrer spricht Lichtenberg hierbei die Funktion des regulierenden Pendels zu, während ihn die eintönige »Amen«-Repetition des Küsters an das Zählwerk erinnert: »Vor dem Brautpaare stehen, wie zwei *Liturgie-Uhren*, der Herr Pastor und der Küster; sie sind beide auf Trauung gestellt, jener der *Regulator*, dieser der *Zähler*. Wirklich ist auch der englische Küsterdienst einer von denen in der Welt, die gewiß eingehen werden, so bald Herr v.Kempelen mit seiner Sprechmaschine zu Stande kommen wird; und schon jetzt, sollte man denken, könnte eine Uhr mit *Amen*, nicht viel schwerer sein, als eine mit *Guckguck*. – Man glaubt, man hörte den Mann sein langweiliges *Amen* blöken.« (SB III, S. 875). In nicht-satirischem Kontext gebraucht Lichtenberg die metaphorische Umschreibung des menschlichen Körpers als »Maschine« im Brief vom 19. August 1782 an Franz Ferdinand Wolff, in dem er seinen körperlichen Zustand kurz nach dem Tod seiner geliebten Stechardin schildert: »Mein Wachen und mein Kummer haben mir eine Kranckheit zugezogen, an der ich seit vorigen Dienstag völlig gelegen habe ohne aufstehen zu dürfen oder zu können, jezt geht die Maschine wieder, wie lange, das weiß der, dem es gefallen hat ihren Gang zu zerrütten.« (Bw II, Nr. 953, S. 404).

329 Vgl. SB III, S. 312.

organisieren zu können: »Der Mensch der alten Zeit verhält sich zum neuen, wie ein Bratenwender zu einer Repetier-Uhr.«³³⁰

Die Zeit bildet das Organisationsprinzip, in dessen Rahmen menschliches Leben stattfindet: Als Maß für die Dauer des menschlichen Lebens mißt sie die Entfernung der Strecke³³¹ zwischen Geburt und Tod und erscheint in ihrer ordnenden Funktion als ein typisches Spezifikum menschlicher Existenz. Unter diesem Blickwinkel wird die Uhr als zeitmessendes Instrument zur hypostasierten Form der abstrakten Dimension des Zeitlichen und damit zum sinnlich faßbaren Ausdruck jenes menschlichen Charakteristikums. Diesen Eigenschaften der Zeit trägt Lichtenbergs folgende Uhr-Imagination Rechnung, die darüberhinaus durch die schrittweise Vervollständigung des artikulierten Satzes an die Anthropogenese zu erinnern scheint. Zudem vereinen sich in dieser Uhr-Imagination, sofern sie sich der menschlichen Sprache bedient, mit der Sprachfähigkeit und der zeitlichen Ordnung nicht nur zwei Spezifika, die die menschliche Existenz von anderen Lebensformen unterscheiden.

Darüber hinaus spricht Lichtenberg der Uhr im Hinblick auf die ontogenetische Entwicklung des menschlichen Individuums gar sinnbildliche Züge zu:

»Ja, wenn die Sprechmaschinen je zur Vollkommenheit sollten gebracht werden, wozu jetzt Hoffnung ist, so würde ich bey unsern Stuben-Uhren, statt des Guckuks, der uns (sehr weltlich) bloß an den Frühling erinnert, die Worte vorschlagen: *Du bist ein Mensch*. Da der Sylben gerade *viere* sind, so könnte der Hingang des ersten Vierthels durch: *Du*, des zweyten durch: *Du bist*, des dritten durch: *Du bist ein*, und endlich der ganzen Stunde vor dem Stundenschlag selbst durch: *Du bist ein Mensch*, angedeutet werden. Die Worte: *Du bist ein* etc. müßten eine erstaunliche Wirkung bei schlaflosen Nächten thun, weil das Abbrechen des Urthels bey dem *Artikel*, nun einem vor der gänzlichen Hinfahrt der Stunde, noch Zeit ließe sich selbst zu fragen: was man eigentlich sey? Ein wahrhaftes Vorbild des Lebens, wo man gewöhnlich erst bey dem Anfang des *vierten* Vierthels diese Frage mit Ernst an sich thut.«³³²

330 Mat_{II}3.

331 In Begriffen wie Strecke und Entfernung, die auf zeitliche wie räumliche Gegebenheiten gleichermaßen angewendet werden können, tritt die Nähe zwischen Zeit und Raum zutage. Ein Beispiel für die Versinnlichung zeitlicher Abstände mittels räumlicher Begriffe notiert Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag: »Er ist eine Meile Wegs bei mir geblieben, (die Zeit durch den Raum ausgedrückt, den man durch gehen kann)« (J_{II}1871). In der mit »Gehminute« bezeichneten Maßeinheit koinzidieren schließlich zeitliche und räumliche Bewegung.

332 GTC 1795, S. 154f. Vgl. auch Gravenkamp 1995, S. 25. Vgl. auch: »Eine Uhr, die ihrem Besitzer immer um Viertel zuruft *Du ...* um halb *Du bist ...* – um 3/4 *Du bist ein ...* und wenn es vollschlägt: *Du bist ein Mensch*.« (D_I59). Auf die enge Verbindung von Uhr und Mensch weist auch die anthropomorphisierende Metaphorik hin, die Lichtenberg häufiger im Zusammenhang mit Uhren gebraucht: »Die Stadt-Uhr hat wieder rheumatische Zufälle.« (J_I543). »Seine Uhr lag schon einige Stunden in einer Ohnmacht.« (E_I97). Im Hinblick auf seine oben erwähnte Metapher vom uhrwerkshaften Zusammenspiel zwischen Pfarrer und Küster, erscheint die Anthropomorphisierung der Uhren gleichsam als deren Umkehrung. Ein interessantes Beispiel stellt in diesem Kontext der Uhr-Metaphorik der folgende »Sudel-

Während diese Uhr ihrem Besitzer zu jeder vollen Stunde Zeit und Sprache als Mittel des Menschen herausstellt, sein Leben zu ordnen und die ihn umgebende Welt zu erfassen, und ihn durch das Verstehen dieser Zeichen seines Menschseins versichert, vermag die Sanduhr nach Lichtenberg nicht nur an die Bewegung der Zeit als ordnendes Prinzip menschlichen Lebens und die Geschwindigkeit ihrer Bewegung zu erinnern,³³³ sondern gemahnt darüber hinaus an die ontogenetische Bedeutung zeitlicher Bewegung. Neben dem Fortschreiten der (Lebens-)Zeit akzentuiert die Sanduhr für Lichtenberg insofern auch die an die Zeitlichkeit gekoppelte Vergänglichkeit menschlicher Existenz in ihrer physischen Form, als der Sand den Zustand des Dings »von dessen Augen und Ohren wir nichts und von dessen Nase und Kopfe wir nur sehr wenig sehen, kurz unser[en, U.F.] Körper«³³⁴ nach dem Ende der Körperlichkeit repräsentiert und die Bedeutung des Abstraktums ›Tod‹ als Ende der (Lebens-)Zeit in seinem physischen Ausmaß in aller Krassheit vor Augen führt. Die Sanduhr wird in dieser Hinsicht zum sinnlichen Ausdruck der Determiniertheit physischen Lebens und erinnert mit dessen Materialität und Vergänglichkeit an die Form des Physischen, auf die menschliches Leben in letzter Konsequenz hinauszulaufen bestimmt ist. Sofern der Tod nicht nur das Ende der Körperlichkeit kennzeichnet, sondern zugleich auch das Ende der Zeitlichkeit und den Übergang in die zeitlose Sphäre einer transzendenten ›Ewigkeit‹ markiert, weist die Sanduhr über ihre eigene Existenz, die Ausdruck der von Sinnlichkeit und Zeitlichkeit geprägten Lebensform ist, hinaus: »Die Sand-Uhren erinnern nicht bloß an die schnelle Flucht der Zeit, sondern auch zu gleich an den Staub in welchen wir einst verfallen werden.«³³⁵

Die Funktion der Uhren als Denk-Male menschlichen Daseins, dessen Privilegien und Determiniertheit akzentuiert Lichtenberg in seinen Imaginationen vor allem durch die Beifügung sinnlich wahrnehmbarer Attribute. So etwa kann er sich auch eine olfaktorische Art der Zeitmessung vorstellen: »Riechen wie viel Uhr es ist, eine besondere Uhr«³³⁶. In derartigen Phantasien und auch

buch«-Eintrag dar, der doppelt metaphorisiert erscheint: Zum einen wird der Gedanke mit Stetigkeit und Wirkung der »Toden-Uhr« verglichen, zum anderen ist die »Toden-Uhr« selbst bereits eine Metapher, indem sie im eigentlichen Sinn den uhrenhaft tickenden und dem Volksglauben nach einen Todesfall anzeigenden Holzwurm meint: »Dieser Gedanke arbeitete immer in seinem Gewissen wie eine Toden-Uhr. Im Gewühl der Geschäfte und des Umgangs unhörbar, aber in der Stille der Nacht hörte ihm die ganze Seele zu. (besser)« (J988). Vgl. SB III, Komm., S. 629f. und DWB 21, Sp. 624f.

- 333 Zur Versinnlichung der Geschwindigkeit, mit der sich ein Mensch (fort-)bewegt, stellt Lichtenberg die unterschiedliche kinetische Energie der Uhrzeiger in der folgenden Metaphorisierung gegenüber: »Er bewegte sich so langsam als wie ein Stunden-Zeiger unter einem Haufen von Sekunden-Zeigern.« (B_I258).

334 Aus: B_I109.

335 C_I27.

336 J_I468.

in ›sinneübergreifenden‹ Vergleichen wie demjenigen zwischen dem auditiven Effekt holländischer Glockenspiele und der olfaktorischen Sensation der Kanäle zeigt sich die Fähigkeit der sinnlichen Imaginationskraft Lichtenbergs, das gesamte Spektrum der sensuellen Perzeption zur effektvollen wie sinnfälligen Verdeutlichung einzubeziehen. Unter diesem Blickwinkel führt der nächste Abschnitt die Darstellung der in seinen Schriften dokumentierten Sinnlichkeit Lichtenbergs fort mit der Betrachtung seiner olfaktorischen – und der eng mit ihr verknüpften gustatorischen – Sinneswahrnehmung, im Hinblick sowohl auf reale als auch auf imaginierte Sinneseindrücke.

3.3 »etwas Blütengeruch. ziemlich viel Wein«:
Olfaktorisches und Gustatorisches – Geruch, Geschmack, Ernährung

»O delicatas fauces! Tanti est sapere!«³³⁷

*Funktionale Aspekte:
Die Nase als physiognomisches Zeichen
und als Organ sinnlicher Wahrnehmung*

Aufgrund der (vermeintlichen) Beständigkeit ihrer Form avanciert die Nase in der Physiognomik des ausgehenden 18. Jahrhunderts vom Sinneswerkzeug zur *Kronzeugin charakterologischer Schlußfolgerungen und Hauptindikatorin feststehender charakterlicher Eigenschaften*. Auf diese Entwicklung alludiert Lichtenberg lakonisch-satirisch in seiner »kleinen Anti-Physiognomik«, indem er eine Redensart zwar minimal, aber effektiv modifiziert: »Es fehlt ihm über der Nase, sagt man im gemeinen Leben von einem, der nicht viel Verstand hat; nach der neuern Physiognomik müßte man sagen, es fehlt ihm an der Nase.«³³⁸

Die physiognomische Praxis, von der Nasenform auf charakterliche Eigenschaften und intellektuelle (Un-)Fähigkeiten des Nasen-›Besitzers‹ zu schließen, die Lichtenberg zu dieser Bemerkung veranlaßt hat, thematisiert er auch in den satirischen »Sudelbuch«-Versen auf seine Göttinger Mitbürger. Ausdrücke wie ›strotzen‹ und ›wittern‹ verleihen den Versen hierbei nicht nur satirische Züge, sondern weisen den Text darüber hinaus als Parodie aus, indem sie auf die kraftvolle Sprache physiognomischer Traktate hindeuten. Die Vielfalt an Kontrasten, die sich etwa in der Gegenüberstellung kraftvoller metaphorischer Ausdrücke und aristokratischer Attribute sowie in Wendungen wie ›noble Dummheit‹ und in dem Oxymoron ›beredte Stummheit‹ sprachlich konkretisiert, verstärkt zum einen die satirisch-parodistische Wirkung des Textes. Zum anderen zeigt Lichtenberg hierdurch in ironischer Form die geradezu

337 Morhof 1699, S. 324.

338 SB III, S. 278.

groteske Diskrepanz zwischen äußerer Form und innerer Verfassung, zwischen Schein und Sein auf:

»Dazwischen (den Augen) strotzte unerschüttert
Die Nase die nach Ahnen wittert
Und lehrte mit beredter Stummheit
Die Größe seiner nobeln Dummheit.«³³⁹

Im Zusammenhang mit der Zeichenhaftigkeit der Nasenform, mit der sich Lichtenberg hier in satirisch-ironischer Weise auseinandersetzt, führt er den Umstand, daß eine ausgefallene, vor allem größenmäßig überdimensionierte Nasenform nicht selten belustigende Reaktionen beim Betrachter hervorruft – man denke nur an die Pappnasen, mit denen die Karnevalisten ihre Nase auf eine geradezu absurde Größe ausdehnen mit eben dem Ziel, lächerlich zu wirken –,³⁴⁰ im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag auf die Reaktion zugrundeliegende konventionalisierte Annahme zurück, daß Nasengröße und intellektuelles Vermögen sich proportional zueinander verhalten:

»Nichts ist lächerlich ohne Vergleichung. [...] Wir lachen bei den überlangen Nasen deswegen, weil wir eine ziemlich große für Weisheit halten und zu weit getriebene Weisheit zumal in einem noch trüglichen Zeichen lächerlich ist. Stärke ohne Größe ist nie lächerlich, aber Größe ohne Stärke fast immer.«³⁴¹

Die hier explizit artikulierte Skepsis Lichtenbergs im Hinblick auf die Zeichenhaftigkeit der Nase zeigt sich in den vielen satirischen, ironischen und parodistischen »Sudelbuch«-Bemerkungen, in denen zentrale physiognomische Auffassungen anhand der Nase als prominentestes physiognomisches Zeichen diskutiert und in ihrer Haltlosigkeit demonstriert werden.³⁴²

Daß Lichtenberg die vermeintlich wissenschaftliche Praxis, nach dem Scheitern an der exakten Definition eines Gegenstands mit einer brillanten Terminologie das Nichtssagende ihrer Pseudo-Lösung zu bemänteln, gerade am Beispiel der Nase vorführt, kann einerseits als Seitenhieb auf Lavaters Bestreben, die Physiognomik als wissenschaftliche Disziplin zu etablieren, aufgefaßt werden. Zum anderen wird durch die hier proklamierte Unfähigkeit, die Nasenform wissenschaftlich exakt zu definieren, am *Fundament* physiognomischer Schlußfolgerungen gerüttelt. Denn wenn bereits das äußere, sinnlich wahrnehmbare Zeichen als Basis charakterologischer Konklusionen nicht

339 Aus: B₁51.

340 An das karnevalistische oder clowneske Aufstecken künstlicher Nasen erinnert auch folgende Bemerkung, die durch diese Assoziation satirisches Potential erhält: »Schon lange vor der Französischen Revolution hatte er die dreifarbigte Nase aufgesteckt.« (L₁458).

341 Aus: E₁408. Einen weiteren Beleg für die hier abstrahierte Erkenntnis von der Lächerlichkeit, die der Konstellation »Größe ohne Stärke« anhaftet, findet Lichtenberg in der Diskrepanz zwischen Klang und semantischem Gehalt, wie er für die deutsche Sprache diagnostiziert. Vgl. hierzu etwa F₁25.

342 Vgl. etwa A₁116; B₁125; C₁35; F₁79, 84, 311, 619, 730, 740, 772, 782, 848, 830, 896, 1048, 1188; J₁484; L₁462; UB₁₁48.

wissenschaftlich eindeutig bezeichnet werden kann, dann erscheinen die aus ihm geschlossenen charakterlichen Eigenschaften erst recht spekulativ, pseudowissenschaftlich und somit unglaubwürdig:

»Er disputierte ob man die Nase unter die bas reliefs (anaglypha) setzen sollte; weil sie aus der Fläche herauskäme stund auf der einen Seite, und weil man kein Exempel hätte, daß eine Nase frei rund herum gewesen wäre, stund auf der andern, so wurde die Nase endlich eine forma anaglypto-diaglyptica genannt, dieses Wort sagt nun nicht ein Haar mehr als so viel: ich weiß nicht ob die Nase ein bas relief ist oder unter die runden Figuren gerechnet werden muß.«³⁴³

Die Auffassung von der Nase als dem »bedeutendste[n] Glied, auf der die physiognomischen Urteile basieren, weil keine Verstellung auf sie würrt«³⁴⁴, widerlegt Lichtenberg jedoch vor allem, indem er die äußere Form der Nasen und Ohren mit ihrer ursprünglichen Funktion als *Organe sensueller Wahrnehmung* in Verbindung bringt. So konstatiert er in seiner »kleinen Anti-Physiognomik«: »So gut einer bei schön geformten äußern Ohr nicht bloß taub werden, sondern sogar taub geboren werden kann, so gut kann einer bei der schönsten Nase schlecht riechen und ein Narr sein«³⁴⁵. Lichtenberg leugnet also den Zusammenhang der Qualität sinnlicher Wahrnehmung mit der ästhetischen Qualität der äußeren Form der Sinnesorgane. Die äußere Form der Nase bildet demzufolge, wenn überhaupt, dann ein *äußerst* zweifelhaftes Maß für die Qualität des olfaktorischen Wahrnehmungsvermögens.

Eine ähnliche Absurdität, wie sie der Analogiebildung zwischen Nasenform und -funktion anhaftet, weist das »allgemeine Maß« für »die wahre Größe einer Tat« auf, zu dessen Erfindung Lichtenberg im satirischen »Sudelbuch«-Eintrag A₁79 Anregungen liefert. Die Nase wird hier zum Objekt, an dem die für die Tat »maßgebliche« Handlung ausgeführt wird – schlägt doch Lichtenberg die Fähigkeit, auf der Nase zu balancieren, als vermeintlich »objektive« Handlung vor, an deren Ausführung sich das Verdienst des Menschen ablesen ließe.³⁴⁶

343 B₁134.

344 SB III, S. 287.

345 SB III, S. 286.

346 Vgl.: »Ein allgemeines Maß für das Verdienst oder für die Wichtigkeit einer Verriichtung, das allen Ständen sogleich die wahre Größe einer Tat angäbe, wäre eine Erfindung, die eines moralischen Newton würdig wäre. [...] Man könnte zu einem solchen Maß das Balancieren auf der Nase nehmen, weil dieses ohngefähr alle Menschen mit gleicher Geschwindigkeit lernen, und durch die Länge der Tabakspfeife in Zollen die Grade der Schwierigkeit messen.« (aus: A₁79).

*Konstitution, Funktion und praktischer Nutzen der Gerüche
in (Natur-)Wissenschaft und Medizin*

Weniger absurd, sondern vielmehr ernsthaft erscheint demgegenüber der Einsatz der Nase als ›Versuchsinstrument‹ in dem ›populären‹ Experiment, durch das Lichtenberg den abstrakten astronomischen Terminus der »Parallaxe« so sinnfällig wie subjektnah illustriert:

»Parallaxe, davon ein Exempel an unserm eigenen Leib, man halte des Abends bei sternhellem Himmel sein Gesicht so sehr in die Höhe, daß es beinah horizontal zu liegen kommt, schließe das eine Auge zu und sehe was für Sterne die Spitze der Nase berührt, alsdann schließe man das andere und betrachte nun, was für Sterne die Nase durch das zuerst geschlossene Auge gesehen, bedeckt, der Bogen des größten Zirkels zwischen den beiden Sternen ist die Parallaxe der Nasen-Spitze, trägt bei kurzen Nasen nicht leicht über 90° und bei großen niemals unter 40°.«³⁴⁷

Vermag auch in diesem Experiment die *äußere Form* der Nase zu einem Erkenntnisgewinn beizutragen, basiert der *naturwissenschaftliche Nutzen der Nase* allerdings vor allem auf ihrer *Funktion als Sinnesorgan*, das dem Menschen die Perzeption derjenigen natürlichen Phänomene ermöglicht, die unter der Bezeichnung ›Gerüche‹ subsumiert werden.

Für Gerüche als physikalische Phänomene interessiert sich Lichtenberg, insbesondere im Hinblick auf deren Ursachen und Beschaffenheit sowie ihren Zusammenhang mit anderen physikalischen Phänomenen.³⁴⁸ So erscheint der Geruch in folgender Spekulation als Beispiel für ein Phänomen, dessen kinetisches Potential als Teil der Gravitationskraft erscheint. Die Vorstellung *visualisierter* Gerüche dient Lichtenberg insofern zur Veranschaulichung seiner These, als erst im Visuellen die vermutete Bewegung deutlich wahrgenommen werden könnte:

»Vielleicht haben alle Körper einen Dunstkreis um sich herum, worin sich das was uns die Empfindung des Geruchs beibringt bewegt, und hat sozusagen Geruchs-Pole; die Ausdünstungen steigen auf eine gewisse Höhe von ihm und fallen alsdenn wieder in ihn hinein wie die Wolken auf unsere Erde. Wenn der Gestank manches Insektes leuchtete so würden wir unzählige kleine Kometen schwärmen sehen. Die Kraft die unsere Erde hat Körper an sich zu ziehen ist eine Kraft die aus den besonderen Kräften, aller Teile zusammen gesetzt ist.«³⁴⁹

Die These, daß Gerüche den Gesetzen der Gravitationskraft unterliegen, impliziert die Prämisse, daß sich Gerüche aus sich bewegenden materiellen »Geruchteilchen« zusammensetzen.³⁵⁰ Explizit artikuliert Lichtenberg seine

347 B,66.

348 Vgl. etwa J_{II}1747: »Woher rühren manche Gerüche der Metalle? beim Schmelzen des Bleies verspüre ich immer einen Geruch dieses muß freilich erst sehr geprüft werden.«

349 A,95. Zur Visualisierung von Empfindungen vgl. G_{II}155: »In einem Lande, wo den Leuten, wenn sie verliebt sind, die Augen im Dunkeln leuchteten, brauchte man des Abends keine Laternen.«

350 Auf der Nähe der Gerüche zum Licht scheint Lichtenbergs Plan, »Gerüche mit Hohlspiegeln zu konzentrieren« (L_{II}757), zu basieren.

Vorstellung von »Geruchteilchen« im Zusammenhang mit der Frage, wie jene Teilchen durch Erschütterung in Bewegung geraten. Darüber hinaus reflektiert er seine empirische Erfahrung, daß Gerüche sich in kalter Umgebung schneller ausbreiten als in Wärme:

»Es könnte wohl gegen die Zitterer beim Feuer genützt werden, daß sich Gerüche so sehr schnell verbreiten. Wenn des Winters in einem großen Zimmer beim Ofen etwas stark Riechendes gebrannt, z. B. Siegelack angestrichen wird, so spürt man den Geruch sehr bald an dem entferntesten Fenster, zumal wenn es draußen etwas kalt ist. Daß man es alsdann dort eher verspürt, als in der Wärme ist nur ein Beweis, daß die Wärme das fluidum deferens ist, das die Gerüche dort eher verläßt. Wie aber kann eine Erschütterung Geruchteilchen fort stoßen? Ich glaube aus diesem Satz ließe sich etwas machen. Wenigstens dient er mit im Gliede.«³⁵¹

Während sich Lichtenberg hier vor allem für die *physikalische* Beschaffenheit der Gerüche und deren kinetische Reaktionen interessiert, klingt mit der Etikettierung der Wärme als »fluidum deferens« bereits ein Aspekt an, der auf die *Frage nach dem chemischen Verhalten der Gerüche* im Zusammenhang mit anderen Stoffen hinweist. Von besonderer Wichtigkeit sind Gerüche etwa bei der chemischen Analyse bestimmter experimenteller Reaktionen: Als Indikatoren chemischer Elemente wie etwa Phosphor, Schwefel und Sauerstoff geben sie Aufschluß über die stattgefundenen Reaktionen und tragen insofern zum Erkenntnisgewinn bei.³⁵²

Im Zusammenhang mit der Einsicht in die Funktion der Gerüche als Indikatoren bestimmter chemischer Stoffe und damit als Wegweiser auf Prozesse, die sich im Latenten vollziehen, steht Lichtenbergs Interesse am besonderen *Geruchssinn der Hunde*, vor allem im Hinblick auf dessen medizinischen Nutzen. Seine Vorschläge zu einem »neuen Gebrauch der Hunde«³⁵³ stellt er im »Göttinger Taschen Calender« für 1795 unter der Rubrik »Neue Entdeckungen, physikalische und andere Merkwürdigkeiten« eingehend dar.³⁵⁴ Ausgangspunkt der Betrachtung bildet seine Erkenntnis von der außergewöhn-

351 J_{II}2153.

352 So etwa auch bei Experimenten mit elektrischen Phänomenen: »Ist es nicht besonders, daß die bisher bekannten Zersetzungen der Flüssigkeiten durch Elektrizität immer ein Teil *inflammable Luft* gewesen ist? Wasser, alkalische Luft, schwere inflammable Luft. – La Métherie hielt die elektrische Materie für eine feine inflammable Luft. Der Schwefel-Geruch beim Einschlagen und etwas Ähnliches beim Elektrisieren gehören auch hierher. Könnte dieser Riechstoff nicht das Charakteristische der inflammablen Luft sein?« (K_{II}352). Vgl. zu diesem Aspekt auch folgende Notiz: »Auch kömmt hierbei gewiß der Phosphorische und Schwefelgeruch beim Elektrisieren und Einschlagen des Blitzes in Betracht. Auch das flüchtige Riechen könnte immer das Phlogiston sein, das aber ohne Wasser keine Luft erzeugen kann. Woher rühren die Farben beim elektrischen Feuer? Warum lassen die Blitze über Goldpapier grün? Alles dieses sind Fragen die bei chemischer Untersuchung der Elektrizität von äußerstem Gewicht sind.« (J_I750)

353 Vgl. VS 5, S. 503.

354 Vgl. GTC 1795, S. 195–198.

lichen Fähigkeit der Hunde, Gerüche wahrzunehmen, deren Besonderheit er im Beginn des Artikels konstatiert und begründet. Das Vermögen der Hunde, Gerüche differenziert wahrzunehmen, erscheint im Vergleich zum menschlichen Geruchssinn sowohl in qualitativer als in quantitativer Hinsicht gesteigert. Da Hunde Gerüche besser unterscheiden können, nehmen sie *vielfältigere* Gerüche wahr als der Mensch: »Unter den vielen Gegenständen der Natur, die unsere Bewunderung verdienen, aber selten im Ernst damit beehrt werden, gehören die Hundsnasen gewiß nicht unter die letzten. Man findet die erstaunliche Unterscheidungskraft, die in der Nase dieses häuslichen Thieres liegt, nicht außerordentlich, weil sie etwas Alltägliches ist. Aber etwas Alltägliches in einem Sinne des Worts, kann in einem andern etwas sehr Ungeheimes seyn, und in diese Classe gehört namentlich die Erscheinung, von der wir hier reden.«³⁵⁵

Bei der Suche nach einer physikalischen Erklärung für diese gesteigerte Geruchswahrnehmung der Hunde erwägt Lichtenberg, seine Theorie von den Geruchsteilchen und deren Reaktion auf Temperatur bedenkend, die Kälte der Hundenase als Faktor, der die olfaktorische Wahrnehmung begünstigt: »Hat man wohl je untersucht, warum die Nasen gesunder Hunde so kalt sind? Es könnte leicht die Absicht haben, daß sich manche Gerüche leichter darauf niederschlugen.«³⁵⁶

Nachdem er seine Auffassung von der Außergewöhnlichkeit des hündischen Geruchssinns durch wenige, aber eklatante Beispielsituationen illustriert hat, stellt sich für Lichtenberg die Frage nach *Anwendungsmöglichkeiten* dieser zweifellos nützlichen Eigenschaft, die den Fähigkeiten dieses Geruchsorgans nicht nur entsprechen, sondern sie bestenfalls *erschöpfen*: »Die Frage ist also: hat man wohl von der Nase dieses nützlichen Thieres schon allen den Gebrauch gemacht, den man von ihr machen kann. Ich für mein Theil glaube es gar nicht.«³⁵⁷

Praktische Zweckmäßigkeit prägt Lichtenbergs Vorstellungen, Hunde zum Aufspüren bestimmter chemischer Stoffe einzusetzen, mit denen er an die olfaktorischen Erfahrungen seiner physikalisch-chemischen Experimente anknüpft:

»Und nun gar die Chemie mit ihren *reagentibus*! Man hat eine bekannte, alte, lustige Bemerkung: Das, was in der Apotheke, wenn man hineinkomme, zu erst rieche, sey die Nase. Hier ist also der Hund recht zu Hause. Mich dünkt, es müßten sich Hunde für das *Oxygen*, das *Hydrogen*, das *Phlogiston* und den *Kohlenstoff* abrichten lassen, so gut als für die *Trüffel*. —«³⁵⁸

355 GTC 1795, S. 195. Auch VS 5, S. 503f.

356 H_{II}203.

357 GTC 1795, S. 196. Auch VS 5, S. 504f.

358 GTC 1795, S. 198. Auch VS 5, S. 506.

Auch »Beim Phlogiston könnten [...] die Erfahrungen vom Geruch der Hunde genützt werden.«³⁵⁹ Kurioser im Vergleich zu diesen *praktischen* Überlegungen, die die gegenwärtige Rolle der Hunde bei der Rauschgiftfahndung zu antizipieren scheint, mutet hingegen der Einsatz von Hunden bei der Diagnostizierung von Krankheiten an, den Lichtenberg in seinem Kalender-Artikel eingehend und anschaulich schildert:

»Es ist bekannt, daß die Aerzte sich bey manchen Krankheiten im Anfange in großer Verlegenheit finden, wenn sie ausmachen sollen, welcher Natur sie sey, gallichter oder inflammatorischer, ob Brechmittel oder Aderlaß den Anfang machen müsse. Ich glaube, ein im Hospital gut abgerichteter Hund würde dieses in einem Augenblick entscheiden. Er würde z. B. den Schwanz hängen lassen, und die Rechte Vorderpfote aufheben, wenn die Krankheit gallicht, oder ihn ausstrecken und die Linke lüften, wenn sie inflammatorisch wäre. Man lächelt vielleicht hierüber, zumahl, wenn man sich den Arzt denkt, wie er mit seiner Kuppel von Dachshunden, Pudel, Spitzten und Hühnerhunden begleitet, einmarschirt. Aber hier ist fürwahr nichts zu lachen. Lächeln würde man mit Recht, wenn man die Reihe falscher verführerischer Hypothesen sehen könnte, mit denen er nach dem Tode des Patienten ausmarschirt, und wie sie alle den Schwanz hängen lassen, und nun zu Hause privatim durchgeprügelt werden. – Worüber die jetzige Welt lächelt, lächelt deßwegen die Nachwelt noch nicht, und Calender haben ein Recht auf die Nachwelt.«³⁶⁰

Daß Lichtenberg diesen Vorschlag trotz der Komik, erzeugt durch seine anschaulich-realistische Schilderung der praktischen Umsetzung seiner Vorstellung, zumindest in Teilen durchaus ernst gemeint hat, legen die rezeptionsorientierten prokataleptischen Bemerkungen sowie die Allusionen auf die ärztliche Diagnosepraxis nahe, mit denen der Text schließt.³⁶¹

Angesichts dieser Einschätzung des olfaktorischen Wahrnehmungsvermögens der Hunde überrascht Lichtenbergs Spekulation nicht, daß die Hunde auch zur Registrierung latenter, von der menschlichen Sinnlichkeit nicht unmittelbar wahrnehmbarer physikalischer Phänomene eingesetzt werden könnten. Präzedenzfall solcher Phänomene bildet bei Lichtenberg der Mag-

359 J_n1904.

360 GTC 1795, S. 197. Auch VS 5, S. 505f.

361 Daß Lichtenbergs Prognose vom Einsatz des Geruchssinns in der medizinischen Diagnostik und von der nachweltlichen Entwicklung so abwegig nicht ist, scheint sich darüber hinaus in der gegenwärtigen humanmedizinischen Diagnostik zu bestätigen – so nämlich konstatiert Horst Gravenkamp: »Heutzutage sind im Hospital gut abgerichtete Ärzte in der Lage, bestimmte Krankheitsgerüche (z. B. Diphtherie, Stoffwechselentgleisungen bei der Zuckerkrankheit und bei Leberkranken) wahrzunehmen.« (Gravenkamp 1995, S. 28.). Als dem heutigen »Zeitalter der Technologie« gemäßige Umsetzung dieser Einsicht in die Möglichkeit, über den Geruchssinn Krankheiten zu diagnostizieren, erscheint das Bemühen um eine künstliche Nachbildung der Nase zu eben diesem Zweck. Einen ersten Erfolg hierbei meldet bereits die Lokalpresse: »Eine künstliche Nase zum Erkennen von Krankheiten haben Wissenschaftler des Forschungszentrums Karlsruhe entwickelt. Das Gerät kann anhand des Geruchs verschiedene Formen von Stoffwechselstörungen identifizieren, zum Beispiel Diabetes.« (Oberhessische Presse vom 26. Oktober 1998, 133. Jg., Nr. 248, Teil 2, »Verbrauchertips«).

netismus. Von daher gesehen erscheint die folgende Erwägung nur zu nahelegend: »Ob wohl ein Hund könnte abgerichtet werden, einen magnetischen Stahl von einem andern zu unterscheiden? Der Gebrauch von der Hundesnase ist wohl noch nicht ganz gemacht worden, der sich davon machen ließe. Erdbeben-Prophete sind die Hunde, wie auch einige andere Tiere.«³⁶²

Derartige Überlegungen verdeutlichen, daß Lichtenberg seine Auffassung von der Determiniertheit menschlicher Sinnlichkeit und der aus ihr resultierenden Annahme vielfältiger, latent vorhandener Sensationen nicht nur theoretisch konstatiert, sondern in der Konsequenz dieser Erkenntnis nach außergewöhnlichen Möglichkeiten sucht, die Grenzen menschlicher Wahrnehmung zu überschreiten. In dieser Hinsicht erscheinen die Hunde als ein faszinierendes »Instrument«, den Bereich menschlicher Wahrnehmung zu erweitern und somit den Erkenntnisfortschritt zu fördern.³⁶³

Historische Impulse der geruchstheoretischen Überlegungen Lichtenbergs: Theophrastus, Morhof, Cardanus

Die Erkenntnisse und Erfahrungen Lichtenbergs, in denen Gerüche eine Schlüsselrolle spielen, deuten bereits auf seine Aufmerksamkeit für olfaktorische Sinneswahrnehmungen hin. Als konkreter Beleg für die Bedeutung, die Lichtenberg dem Geruchssinn in verschiedener Hinsicht zuspricht, erscheint allerdings vor allem sein Plan, einen *Kalender-Artikel über das Riechen* abzufassen.

Von der Ernsthaftigkeit dieses Projekts, das nie zustande kam, zeugen diverse »Sudelbuch«-Einträge, die Hinweise auf einschlägige wissenschaftliche Literatur zur Geruchsthematik enthalten. Unter den Ideen, die er sich zu den Ausgaben des »Göttinger Taschen Calenders« für 1797 und 1798 notiert, findet sich ein Verweis auf den kurzen Artikel »Rüchen« aus Lessings fragmentarischen »Kollektaneen zur Literatur«, einer umfangreichen Sammlung von Zitaten und Literaturhinweisen,³⁶⁴ die 1793 in der Bearbeitung durch

362 K_{II}416.

363 Als Paradebeispiel für die Fähigkeit der Hunde, menschlicher Sinnlichkeit Verborgenes durch den Geruchssinn aufzuspüren, nennt Lichtenberg im Kalender-Artikel die Trüffelsuche, die er bereits im Zusammenhang mit den chemischen Stoffen erwähnt hat. Zum Paradigma für das Auffinden von Latentem avanciert die Trüffelsuche in folgender Bemerkung, in der Lichtenberg den Nicht-Gebildeten die Funktion zuspricht, die die Hunde bei der Trüffelsuche erfüllen, nämlich durch ihre Mimik auf Prozesse hinzuweisen, die bei Bemerkungen latent mitschwingen, aber ohne genauere Beobachtung nicht wahrgenommen werden. In dieser Hinsicht werden auch die »gemeinen Leute« zu »Instrumenten« mit der Funktion, latent Vorhandenes zu sensibilisieren: »Die gemeinen Leute sind herrlich zu gebrauchen, manche Bemerkungen zu machen, wenn man ihre Mienen beobachtet. Man kann sie benutzen wie die Hunde, die abgerichtet sind, Hühner und Trüffeln zu finden, welche man selbst nicht riechen kann.« (K_{II}137).

364 Im Hinblick auf Lessings schriftstellerische Tätigkeit können die »Kollektaneen«

Johann Joachim Eschenburg veröffentlicht wurde: »Vom Riechen Lessings Kollektaneen auch J p. LXXXIV und die andere Stelle. Morhof *de Paradoxis sensuum*.«³⁶⁵ Lessing nennt an der von Lichtenberg angegebenen Stelle »Beispiele und Bücher«,³⁶⁶ die insbesondere von Kuriositäten hinsichtlich des Geruchssinns handeln:

»*Rüchen*.

Von dem Sinne des Rüchens, und den Besonderheiten deßelben. *Joannes Leodiensis*, Exempel eines außerordentlichen Geruchs: s. Digbaeus de natura corporum et Morhof de Paradoxis Sensuum. Von dem Geistlichen zu Prag, welcher die Leute durch den Geruch zu unterscheiden wußte, und eine neue Wißenschaft der Gerüche schreiben wollte, worüber er aber starb v. Journal des Savans. ao. 1684 p. 66.«³⁶⁷

Von Johannes Leodiensis, den Lessing hier als Beispiel für den Besitzer eines außerordentlichen Geruchssinns heranzieht, berichtet der Literaturhistoriker und Dichter Daniel Georg Morhof in seiner 1685 erschienenen Abhandlung »De Paradoxis Sensuum«, in deren viertem Kapitel »De Paradoxis Ordoatūs & Gustūs« Geruchssinn und Geschmack thematisiert werden, daß jener, auf der Flucht vor Soldaten in den Wäldern lebend, durch seinen Geruchssinn nicht nur einfache Nahrung finden konnte, sondern darüber hinaus Feinde zu erkennen und so Hinterhalten zu entgehen vermochte.³⁶⁸ Abgesehen von der Her-

als eine Art »Fundus« betrachtet werden und erinnern insofern an Lichtenbergs »Materialhefte«. Als möglichen Grund für die Erstellung einer derartigen Sammlung nennt Göpfert vor allem die unsichere finanzielle Lage Lessings: »Eine umfangreiche Sammlung von Zitaten und bibliographischen Nachweisen der »schönen« und gelehrten Literatur, eben »Kollektaneen«, zu besitzen und ständig zu ergänzen, war für Lessing Grundlage seiner schriftstellerischen Aktivität, zumal er in seiner – finanziell selten gesicherten – Situation damit rechnen mußte, von Fall zu Fall Bestände der eigenen Bibliothek zu Geld machen zu müssen.« (Lessing/Göpfert 5, S. 1017.).

365 K_I S. 838.

366 Vgl. J_{II}1877: »Bei dem Geruch ist Lessings Artikel *Rüchen* nachzusehen. Es finden sich da Beispiele und Bücher aufgeführt. Siehe die vorhergehende Seite.«

367 Lessing/Lachmann 15, Nr. 395, S. 362. Die Stelle aus dem »Journal des Sçavans«, die Lessing hier referiert, findet sich dort als »*Extrait du Journal d'Angleterre, contenant plusieurs choses remarquables*« und lautet wörtlich: »Que depuis peu d'années, il y avoit à Prague un Religieux qui par son odorat connoissoit les personnes comme on les connoît par la veuë; & que par ce même moyen il distinguoit sans se tromper une fille & une femme chaste d'avec celles qui ne l'estoient pas. Ce n'est pas une petite perte pour la Philosophie, que la mort ait enlevé ce Religieux; car comme il y estoit fort sçavant, il avoit commencé de composer une nouvelle science des odeurs, dans laquelle il découvroit des choses merveilleuses sur cet organe, & sur ses qualitez.« (Journal des Sçavans 12 (1684). S. 66.).

368 Vgl. »Vixerat in sylvis diu radicibus & glandibus Joannes quidam Leodiensis, milites fugiens: is è simplici illo cibo hac polluit facultate, ut odoratu cibos explorare, homines ac venatores distinguere, eorumque insidias eludere potuerit.« (Morhof 1699, S. 323.). Eine ähnliche Geruchsfähigkeit wird in einem »Sudelbuch«-Eintrag Lichtenbergs den Amerikanern zugesprochen: »Die wilden Amerikaner konnten die Spanier von ferne riechen.« (KA_{II}4).

vorhebung besonderer Geruchsfähigkeiten, unter denen Morhof vor allem den Geruchssinn der Hunde akzentuiert,³⁶⁹ stellt er die Mächtigkeit der Gerüche und ihrer Wirkungen,³⁷⁰ etwa im Hinblick auf ihre Heilkraft,³⁷¹ sowie den Zusammenhang zwischen Geruch und Geschmack heraus.³⁷²

Bereits über hundert Jahre vor Morhof diskutierte der italienische Naturphilosoph und Mathematiker Hieronymus *Cardanus* (auch: Geronimo Cardano) im 14. Kapitel des dritten Buchs seiner 1557 erschienenen Schrift »De Rerum Varietate« die Wirkungen von Gerüchen. Zu dieser Stelle notiert sich Lichtenberg einen Hinweis, den er Lessings »Kollektaneen«-Artikel zu Cardanus entnommen hat:³⁷³ »Auch Cardan (sie[he] oben p. IX,) hat von Gerüchen geschrieben und zwar in seinem III[ten] Buch de rerum varietate. Er sagt davon sehr stolz: quicquid intentatum est ab aliis, nobis veluti novo Herculi, subeundum est. S. Lessings Kollektaneen zur Literatur T. I. p. 154.«³⁷⁴ Hauptziel der Abhandlung Cardanus' bildet vor allem die *Klassifizierung und Systematisierung der Vielzahl von Gerüchen*, die auf der Charakterisierung einzelner Gerüche und der Zuordnung ihrer Wirkungen basiert. Sein Bestreben,

369 Vgl. »Canum singularis in odoratu vis est« (Morhof 1699, S. 322). Möglicherweise haben derartige Bemerkungen Lichtenberg zu seinen Ausführungen über den »neuen Gebrauch der Hunde« angeregt.

370 Vgl. »Ordoris vires & effectus multi sunt & admirandi.« (Morhof 1699, S. 323.).

371 Vgl. »Per odores morbis medicinam fieri posse, nemo ignorat.« (Morhof 1699, S. 323.).

372 Vgl. »Jungimus duos sensus magna inter se affinitate junctos, Ordoratum & Gustum.« (Morhof 1699, S. 321.).

373 Vgl. Cardanus, *Rer. Var.* III, 14, in: Cardanus III, S. 40 ff.

374 J_{II}1875. Lichtenberg zitiert Cardanus hier nach Lessing, der in seinen »Kollektaneen« schreibt: »Er sagt davon sehr stolz: quicquid intentatum est ab aliis, nobis, veluti novo Herculi, subeundum est.« (Lessing/Lachmann 15, S. 415.). Im Original heißt es: »veluti nouo Herculi, quicquid intentatum est ab aliis, nobis subeundum est.« (Cardanus, *Rer. Var.* III, 14, in: Cardanus III, S. 40). Cardanus betont hierin die außergewöhnliche Stellung des zu behandelnden Gegenstands und damit zugleich die Außergewöhnlichkeit seines Unternehmens: »Gleich einem neuem Herkules nehmen wir alles auf uns, was von anderen nicht angetastet wird.« Im Anschluß führt Cardanus die hier konstatierte Wichtigkeit seines Untersuchungsobjekts aus: »Odorem, etiam in crassa substantia esse, docuimus aliàs: quapropter quae multum olent, pingua sunt. Fibri testes, moschus, laseris succus, styrax, zibetum, xyloaloes, haec enim omnium quod sciam, odorissima sunt: post quae est gariophyllum: atque haec omnia (vt dixi) pinguissima sunt. Ergo vt rem aggrediamur, primùm nobis res simplices statuemus, in quibus odor est manifestus, odorémque temperamento coaptabimus. Neque enim dubium est, quia si cui causis olculis offeras maioranam, chamaemelum, rosas, & violas purpureas, non statim referat cuius herbae, aut floris fiat odores illi, quam vis omnes iucundi sint. Constat igitur esse cognitae differentias odorum, longe melius, & plures quàm saporum.« (Cardanus, *Rer. Var.* III, 14, in: Cardanus III, S. 40.). Auch Cardanus betont den Geruchssinn der Hunde als außergewöhnlich: »Verum non hoc est optimè olfacere, sed acutius: nec home pessimè ob id olfacere dicitur, sed solùm canibus deterius, cùm in omnibus sensibus ab aliquo animali vincatur?« (Cardanus, *Rer. Var.* III, 14, in: Cardanus III, S. 40.).

möglichst präzise zwischen einzelnen Gerüchen zu differenzieren, demonstriert die systematische Ordnung des Gestanks nach vier unterschiedlichen Ausformungen sowie seine Vorstellung vom Geruch als Kraft, die es ermöglicht, die Dinge selbst ohne Einsatz des Gesichtssinns voneinander zu unterscheiden.³⁷⁵ Auf diesen systematisierenden Charakter der Abhandlung Cardanus' beziehen sich Lessings Bedenken, wenn er in seinen »Kollektaneen« notiert: »Ob das System von Gerüchen, welches er lib. III. cap. 14, de r. v. giebt, so ganz neu, und so ganz richtig ist.«³⁷⁶

Im Zusammenhang mit Lessings Zweifel am Novum-Charakter des Geruchssystems Cardanus' erscheint Lichtenbergs Hinweis auf das Werk »Libellus de Odoribus« des Aristoteles-Schülers, -Mitarbeiters und -Nachfolgers Theophrastus als Andeutung darauf, daß die Geruchsthematik bereits um 300 vor Christus in systematischer Form behandelt worden ist: »Theophrast hat de odoribus geschrieben. (nachzusehen.) Auch Cardan S. unten p. LXXXIII. 2.«³⁷⁷

Theophrastus gilt heute als einer der ersten Naturforscher, der mit der Klassifizierung von Gerüchen einen Weg einzuschlagen suchte, der bisher wegen der übermäßigen Vielfalt der Gerüche für unpassierbar gehalten worden war.³⁷⁸ Interessant erscheint vor allem die von Theophrastus vertretene Auffassung, daß Mischung von Materie eine wesentliche Voraussetzung für die Entstehung von Gerüchen ist.³⁷⁹ Während Wasser, Luft und Feuer keinen Geruch besitzen, weil sie einfache Substanzen sind, besitzt die Erde dagegen einen ausgeprägten Geruch, da sie die am meisten gemischte Substanz bildet.³⁸⁰

375 Vgl.: »Verum quis negabit, alium esse odorem carnis putridae, alium rancidae, alium allij, alium meconij: cum tamen omnes sint foetidi: ex odoribus res ipsas, licet non videat, discernere poterit. Ergo meconij grauem dicemus, allij foetidum, carnis putridae marcidum, rancidae rancidum. Ecce iam quatuor habemus differentias gratis odoris notissimas, ac saporibus etiam pluribus cuique notiores.« (Cardanus, *Rer. Var.* III, 14, in: Cardanus III, S. 40.).

376 Lessing/Lachmann 15, S. 415.

377 J_{II}1300.

378 So stellt George Malcolm Stratton heraus: »Theophrastus is less dismayed than were many of his predecessors at the great variety of odours. He will by no means admit the impossibility of finding in them any true differences of kind. Some odours, he grants are impossible to classify. But on the whole we may hope for success here quite as in the case of savours; for quite as do the savours, the different odours produce in us different organic pleasantness« (Stratton 1964, S. 38. Vgl. Theophrastus/Wimmer 1866, S. 364, 375; *Odor.* 2, 3, 64.).

379 Vgl. Lichtenbergs Beobachtung zur »Beimischung« von Gerüchen, die er in J_{II}1810 konstatiert.

380 Vgl.: »ideoque corpora simplicia odore carent, ut aqua, aer, ignis; terra vero aut sola aut maxime odore praedita est, propterea quod maxime mixta est.« (Theophrastus/Wimmer 1866, S. 364; *Odor.* 1.). Vgl. auch Stratton, der diese Stelle folgendermaßen referiert: »Water, air, and fire have no odour, he says, because they are *simple*, and all simple substances, of which these are but examples, are inodorous; whereas earth either is the only substance that has odour or is the substance giving

Bereits Theophrastus erkennt und verdeutlicht die Begrenztheit des menschlichen Geruchssinns, indem er den Unterschied zwischen menschlichem und tierischem Geruchssinn akzentuierte. So werden nämlich viele Gerüche, die von den Menschen nicht perzipiert werden können, von Tieren wahrgenommen.³⁸¹ Wie Morhof und Cardanus, so konstatiert auch Theophrastus die untrennbare, ja synthetische Verbindung von Geruch und Geschmack,³⁸² und weist auf den wichtigen Zusammenhang zwischen Nahrungssuche und Geruchssinn hin, der sowohl bei Morhof³⁸³ als auch bei Cardanus³⁸⁴ zur Sprache kommt und die existentielle Funktion des Geruchssinns verdeutlicht.³⁸⁵ Während jedoch die Tiere den Geruchssinn hauptsächlich zur Nahrungssuche verwenden, Nahrung und Wohlgeruch daher bei ihnen untrennbar miteinander verknüpft sind und der Geruch demzufolge nicht als Geruch an sich, sondern immer als Indikator für Nahrung oder anderes wie Gefahr und Paarungsbereitschaft, eben als *Signal* wahrgenommen wird, muß beim menschlichen Geruchssinn zwischen Gerüchen unterschieden werden, die durch Assoziationen oder ausschließlich aus sich selbst heraus eine positive Empfindung, eine Art *ästhetisches Vergnügen* auslösen.³⁸⁶

us odour in its most pronounced form, just because earth is the most mixed of substances. Mixture [...] is essential to odour; an if air, fire, or water seems to possess odour, this is because it is no longer pure.« (Stratton 1964, S. 37.)

- 381 Vgl.: »Omne autem et animal et planta et inanimatum, quod quidem odorem spargit, suum habet proprium odorem, multi vero odores a nobis non percipiuntur, quia nos fere deterrimum sensum olfactus habemus« (Theophrastus/Wimmer 1866, S. 364; Odor. 4.). Vgl. dazu Strattons Kommentar: »In general the human sense of smell is, we may say, the very worst; for many things that evidently have for animals a characteristic odour are for us inodorous.« (Stratton 1964, S. 40.).
- 382 Vgl. »nam ut uno verbo complecta, nullus omnino succus odoris est expers, nullusque vicissim odor succum non habet, cujus rei causa est, quod odor nullus ex eo oriri potest, quod succo caret.« (Theophrastus/Wimmer 1866, S. 376; Odor. 67.). Vgl. Stratton 1964, S. 42.
- 383 Vgl. beispielsweise Johannes Leodiensis, der durch den Geruchssinn Nahrung fand. Morhof 1699, S. 323.
- 384 Vgl. »alium esse odorem carnis putridae, alium rancidae, alium allij, alium meconij« (Cardanus, Rer. Var. III, 14, in: Cardanus III, S. 40.).
- 385 Vgl. »Nonnulli odores inter eos quae suavitatem praestant insunt in alimentis, ut baccis, piris, malis: ei enim, etiamsi non vescaris, grati sunt, atque adeo, prope dixerim, gratiores.« (Theophrastus/Wimmer 1866, S. 365; Odor. 5.).
- 386 Vgl.: »Verum brevi divisione distinguendi sunt ii, qui per se et qui ex eventu percipiuntur: odores qui succis alimentisque nobis veniunt, ex eventu, contra qui e floribus per se censentur.« (Theophrastus/Wimmer 1866, S. 365; Odor. 5.). Vgl. hierzu Strattons Kommentar: »There is [...] this further difference between the sense of smell in man and in animals, that with few or none of the animals is odour sought for its own sake but only incidentally, because it indicates the presence of food; and this, and not the odour itself, is desired; whereas with us, while certain odours are pleasant by such association, others are pleasant independently and of themselves. With animals the closer connection between nutrition and the pleasantness of the odour also explains the noticeable repugnance which certain of them show to odours that to us are most delightful.« (Stratton 1964, S. 41.)

Daß allerdings die Wirkung olfaktorischer Sensationen auf die ästhetische Empfindung mit dem Blick auf individuelle *Wahrnehmungskonventionen* differenziert werden muß, während die *Wahrnehmungsweise* dieselbe ist, deutet Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag an, in dem er eine Stelle aus Johann August Unzers 1762 publiziertem Aufsatz »Bildung des Geschmacks zur Gesundheit« zitiert:

»Der Chineser sagt Herr Unzer (T. VII Arzt. P. [313] 176^[es] Stück) riecht den Gestank einer Wanze nicht anders als wir ihn riechen. Allein die Gewohnheit macht, daß ihn dieser Gestank, der uns ein Eckel ist, eben so wie uns das Eau de Luce vergnüget.«³⁸⁷

Während Art und Weise der *Wahrnehmung* olfaktorischer Sensationen die Menschen eint, kann die ästhetische *Empfindung*, die die wahrgenommenen Sensationen auslöst, als charakteristisch für die kulturellen und gesellschaftlichen Konventionen aufgefaßt werden, in denen das perzipierende Individuum existiert.

*Mentalität und Alkoholkonsum:
Satirische Verwendung der Nase als ›Aushängeschild‹*

Die Nase als Indikatorin bestimmter Mentalitätsmerkmale verwendet Lichtenberg häufig in satirischen und ironischen Kontexten. Ob ihrer exponierten Position bietet sich die Nase geradezu an, durch bestimmte pathognomische Modifikationen inneren Empfindungen und Gesinnungen äußeren Ausdruck zu verleihen. So etwa karikiert er die überhebliche Haltung in folgenden satirischen Versen aus seinem Spottgedicht auf »Germanien«,³⁸⁸ indem er dem

387 KA_{II} 43. Vgl. Unzer 1762, S. 313.

388 Das Spottgedicht bildet das Zentrum des satirischen Aufsatzes, der 1783 im vierten Stück des dritten Jahrgangs des »Göttingischen Magazins der Wissenschaften und Litteratur« als »Prof. Lichtenbergs Antwort auf das Sendschreiben eines Ungenannten über die Schwärmerey unserer Zeiten« veröffentlicht wurde und sich auf den Beitrag »Ueber die Schwärmerey unserer Zeiten: ein Schreiben an den Herausgeber« (GMWL 3 (1782), 1, S. 237ff.; Reprints in: VS 5, S. 71–86 und Bw II, Nr. 912, S. 323–331) bezieht, der im vorhergehenden Jahrgang desselben Magazins ohne Verfasserangabe erschienen war. Lichtenberg bedankt sich allerdings in einem Brief von Mitte Juni 1782 bei Johann Albert Reimarus für ein Schreiben, das als eben jener Aufsatz identifiziert und somit auch die Verfasserschaft geklärt werden konnte (vgl. Bw II, Nr. 925, S. 357–359.). Zentrales Thema des Briefs, den Reimarus im Mai 1782 an Lichtenberg sandte und zu gleicher im Göttingischen Magazin veröffentlichte und in dem er mit den in Lichtenbergs Aufsatz »Noch ein Wort über Ziehens Weissagungen« (GMWL 2 (1781), 5, S. 309; vgl. Lichtenbergs Anmerkung zu Reimarus' Brief, Bw II, Nr. 912, S. 329) geäußerten Ansichten zustimmt, sind die zeitgenössischen theosophisch-mystischen, moralischen, alchemistischen pseudo-wissenschaftlichen Praktiken, die vor allem durch ihre Tendenzen in übersinnlich-metaphysische Bereiche geprägt werden. Daß Reimarus die mit diesem Trend einhergehende Abwendung vom Sinnlichen, das als »niedrig« und »nichtig« verpönt wird, in seinem Brief auf das Schärfste kritisiert, entspricht voll-

Naserümpfen als äußerem Ausdruck der Überheblichkeit mit dem *Naseputzen* als einem für das soziale Zusammenleben in einer zivilisierten Gesellschaft grundlegenden Vermögen kontrastiert:

»Ums Himmels willen seht, da welket jetzt ein Land,
Wo vor der Hörner-Zeit sich krit'sche Böckchen stutzen
Und jeder Bub' die Nas' ehr' rümpfen lernt als putzen.
Seht von dem Rhein zur Spree ist nichts als Sturm und Drang,
Gedanken Zolle groß in Wörtern Ruten lang.«³⁸⁹.

Wie das Naserümpfen als mimischer Ausdruck eine überhebliche Haltung andeutet, kann auch das *Blähen der Nasenlöcher* zum äußeren Anzeichen innerer Empfindungen werden. So verwendet Lichtenberg das Bild geweiteter Nasenöffnungen häufig, um die Wirkung empfindsamer Oden auf satirische Weise zu versinnlichen: »Oden, wenn man sie liest, so gehen einem mit Respekt zu sagen Nasenlöcher und Zehen auseinander.«³⁹⁰ Verstärkt wird das *satirische* Potential durch den Einsatz medizinischer Fachtermini in der metaphorischen Wendung »Bei Systole und Diastole der Naselöcher.«³⁹¹

Zum äußeren Zeichen innerer Zustände, Prozesse und Geisteshaltungen kann die Nase allerdings nicht nur durch kinetische Modifikationen, sondern auch durch *farbliche* Akzente werden.

Zum »Aushängeschild« im wortwörtlichen Sinn wird die Nase vor allem dann, wenn ihr in karnevalistischer oder clownesker Manier künstliche Nasenattrappen appliziert werden, die sich nicht nur durch ihre ungewöhnliche Form, sondern meistens auch durch ihre signalhafte Farbigkeit von der natürlichen Beschaffenheit der Nase abheben. An diesen Usus erinnert folgende Bemerkung Lichtenbergs, in der das Aufstecken einer Nase mit den Farben der Trikolore die politische Gesinnung des Nasenträgers unübersehbar visualisiert: »Schon lange vor der Französischen Revolution hatte er die dreifarbige Nase aufgesteckt.«³⁹²

kommen der sinnlich-empirischen Anschauungsweise Lichtenbergs: »Werden nicht schon wirkliche Kenntnisse und Wissenschaften öffentlich verachtet? Auch die, welche die Fähigkeiten unsers Geistes entwickeln: auch die, welche die Bedürfnisse und Verhältnisse dieses Lebens betreffen, dadurch sich, unserer Bestimmung nach, jene Fähigkeiten entwickeln sollten: auch die, welche offenbare Weisheit des Schöpfers in der abhängigen Einrichtung aller uns vor Augen liegenden Wesen betrachten lehren. Dagegen verspricht man den Geist von dem Niedrigen, *Sinnlichen*, Sichtbaren, Nichtigem, abzuführen, und versenkt ihn in Grillen, die man unkörperlich anpreiset, und die in der That unsinnlich und undinglich sind. Die Finsterniß voriger Jahrhunderte wird wieder zurückgerufen: der Chiromantie sind wir bereits ziemlich nahe: es fehlt nur, daß auch die Astrologie wieder statt der Mathematik in Flor gebracht werde« (Bw II, Nr. 912, S. 324. Hervorhebung von mir, U.F.).

389 SB III, S. 420. Hervorhebung von mir, U.F. Vgl. auch: »Die Nase eher rümpfen lernen als putzen.« (F₅74).

390 E₁98. Vgl. E₁104.

391 E₁193. Vgl. »(was man sonst mit einer Art von Systole und Diastole der Nasenlöcher sagt.)« (aus: MatI_{II}112).

Abgesehen von einer derartig willkürlich->künstlichen< Beeinflussung der ›nasalen< Ausdruckskraft kann auch die ›natürliche< Einfärbung der Nase zum Zeichen werden, das auf bestimmte Lebensumstände hindeutet.³⁹³

Auf die Erfahrung, daß sich vor allem Ernährungs-, insbesondere Trinkgewohnheiten in einer Verfärbung der Nase äußern, weist etwa der landläufige Ausdruck von der ›Schnapsnase< hin, in dem die rote Nase als Folge des Genusses alkoholischer Getränke erscheint. Diese mechanistische Annahme vom Zusammenhang zwischen Nasenfarbe und Alkoholkonsum, thematisiert Lichtenberg mehrfach. So auch im nachstehenden »Sudelbuch«-Eintrag, der sich durch die besonders differenzierte Deutung der farblichen Nuancen und die anthropomorphisierende Behandlung der die Färbung vermeintlich verursachenden Alkoholika auszeichnet: »Eine Nase die ein vortreffliches Schild abgeben für eine Schenke wo man allerlei Liqueurs und Weine schenkt. Ganz voran hatten sich die Liqueurs gesetzt, die immer weiter wollen, alsdann kamen die mehr sanften Rhein- und Franzweine und in einer kleinen Neben-Nase die modern war hatten sich Bischöfe und Punsche logiert.«³⁹⁴

In Pars-pro-toto-Form verwendet Lichtenberg die rote Nase als charakteristisches Zeichen regelmäßigen Alkoholgenusses in der Widmung zu seiner Satire auf Wissenschaft und Patriotismus, die 1773 unter dem Titel »Patriotischer Beitrag zur Methyologie der Deutschen« als Separatdruck erschien:

»Allen Hochwürdigsten, Hochgebornen, Hochwürdigen, Hochwohlgebornen Wohlwürdigen, Wohlgebornen, Ehrwürdigen und Hochedelgebornen, wie auch allen Großachtbaren, Wohledeln und Wohlehenfesten launigten Roten Nasen namentlich also und schlechterdings ausgeschlossen, alle diejenigen, die hier und da an Haubenstöcken oder Haubenstöcken ähnlichen Köpfen sitzen, eignet diesen Beitrag in Untertänigkeit zu Der Sammler.«³⁹⁵

In dieser Widmung parodiert Lichtenberg die übertriebene Unterwürfigkeit, mit der viele Verfasser ihren Gönnern begegnen und die sich in pathetischen Dedikationen äußert. Satirische Züge verleihen ihr die Kumulation hyperbolischer Anredeformeln, die sowohl durch die groteske Länge als auch durch die Unsinnigkeit der Wortbildungen lächerlich wirken. In ihnen führt Lichten-

392 L₄₅₈. Ironische Züge erhält die Bemerkung vor allem durch die naheliegende Assoziation dieser Handlung mit dem karnevalistischen Kostümieren, mit dem Lichtenberg das ostentative Präsentieren der politischen Gesinnung, aus welchen Gründen auch immer, hier gleichsetzt.

393 So etwa kann körperliche (Fort-)Bewegung und der Aufenthalt in kalter Umgebung zu einer Rötung der Nase führen, wie folgende Wendung naheulegen scheint: »Radix mit der roten Nase eines reisenden Virtuosen.« (Mat_{II} 172). Auf wen oder was Lichtenberg mit der lateinischen Bezeichnung für Wurzel »Radix« anspielt, ist unklar. Vgl. SB III, Komm., S. 891.

394 F₁₀₁₁. Mit »Bischof« wurde zu Lichtenbergs Zeiten ein Getränk bezeichnet, das aus Rotwein, Zucker und Orangenextrakt zusammengemischt wurde. Vgl. SB III, Komm., S. 128 (Kommentar zu B₆₁).

395 SB III, S. 317.

berg die Austauschbarkeit der Komparationsadjektive, die Abgedroschenheit der aus ihnen beliebig zusammensetzbaren superlativischen Anredefloskeln und die semantische Wertlosigkeit derartig übertriebener Dedikationen vor.³⁹⁶

Lichtenbergs ›Trink- und Rauschlehre‹:

Modifizierung der Sensibilität und des sprachlichen Ausdrucks

In der Vorrede seines »Beitrags zur Methyologie« persifliert Lichtenberg vor allem die affektierte Überheblichkeit pseudo-wissenschaftlicher Betriebsamkeit und das elitäre Selbstverständnis des zur Schau getragenen Patriotismus, wie bereits in der Überschrift »Unter uns Deutschen gesprochen«³⁹⁷ deutlich wird. Die Praxis übertriebener Wissenschaftlichkeit, Abhandlungen durch höchst komplizierte, der Allgemeinheit möglichst unverständliche, da fremdsprachliche Terminologie einen (pseudo-)wissenschaftlichen Anstrich zu geben und darüber hinaus womöglich die Kreation derartiger Termini als Verdienst um den wissenschaftlichen Fortschritt anzusehen, parodiert Lichtenberg im folgenden Abschnitt dieser Vorrede, in der er sich der Erfindung einer neuen Fachterminologie rühmt. Zugleich erwähnt er als vermeintlich nutzbringenden Aspekt einer Fachterminologie von höchstmöglicher Unverständlichkeit ihre Offenheit für je subjektive Interpretationen:

»Ich habe aber noch ungleich mehr zur Erweiterung dieser Wissenschaft beigetragen, ich habe die Wörter *Methyologie* und *methyologisch*, *Methystik* und *methystisch*, *Pinik* und *Pinisch* eigenhändig zusammengesetzt, und gedenke über den allgemeinen *Methyologischen Blick* und das *Methyologische Gefühl* Abhandlungen zu schreiben; die ihren Titeln vielleicht entsprechen sollen. Überhaupt habe ich mir bei der Wörfertfertigung den Plan gemacht in allen Bezeichnungen meiner Begriffe die Züge so zu verwaschen, daß ein jeder das Seine darinnen zu erkennen glaubt, welches eine Liebe zur Wissenschaft in jungen Gemütern erweckt, die nicht zu beschreiben ist.«³⁹⁸

»Der Beitrag selbst«³⁹⁹ besteht aus einer Liste von 144 »Redens-Arten, womit die Deutschen die Trunkenheit einer Person andeuten«⁴⁰⁰, unterteilt in »(α) Hochdeutsche«⁴⁰¹ und »(β) Plattdeutsche«⁴⁰², die Lichtenbergs Interesse am sprachlichen Ausdruck belegen.

396 Daß Lichtenberg Widmungen im allgemeinen kritisch-distanziert gegenübersteht, geht aus einer Bemerkung in seinen »Noctes« hervor, in der sich vornimmt, »überhaupt Dedicationen etwas auf das Korn zu nehmen.« (Noctes, p. 24). Zur Funktion, Vorrede und Dedikation als Amulette zum Schutz der Bücher vor scharfen Rezensenten zu gebrauchen, vgl. J,854. Beispiele satirischer Vorreden und Widmungen finden sich in seinen Streitschriften, insbesondere der »Anti-Physiognomik« (SB III, S. 256) und dem »Timorus« (SB III, S. 206 ff.).

397 SB III, S. 318.

398 SB III, S. 320. Die vermeintlich neue Terminologie besteht aus Ableitungen der griechischen Bezeichnungen für ›Trinken‹ und ›berauscht sein‹. Vgl. Gumbert 1983, S. 5.

399 SB III, S. 321.

400 SB III, S. 321.

401 SB III, S. 321.

402 SB III, S. 324.

Lichtenbergs Satire ist als ein Teil seiner geplanten Trink- und Rauschlehre – oder: »Pinik und Methyologie« – zu sehen, die das Resultat seiner zeitweise intensiven theoretischen Auseinandersetzung mit dem Trinken alkoholischer Getränke und dessen bewußtseinsbezogenen Auswirkungen sein sollte. Über den Entwurf der Dedikation⁴⁰³ und den publizierten »Beitrag« sowie diverse »Sudelbuch«-Einträge kam das Projekt jedoch nie hinaus. Bemerkungen zur »Pinik« finden sich vor allem im »Sudelbuch B« aus den Jahren zwischen 1768 und 1771, vereinzelt Aufzeichnungen zum Thema – auf dem Lichtenberg laut Gumbert »zeitlebens ein sachkundiger Praktiker war« –⁴⁰⁴ begegnen allerdings auch in den späteren »Sudelbüchern«.⁴⁰⁵

Einen zentralen Aspekt in Lichtenbergs Beschäftigung mit dem Genuß alkoholischer Getränke bildet die Art und Weise, in der Empfindung, Bewußtsein und Rezeption äußerer Sensationen durch das Trinken beeinflusst und modifiziert werden. In dieser Hinsicht kann Lichtenberg zufolge etwa durch Weingenuß ein (Rausch-)Zustand herbeigeführt werden, in dem Disharmonien zwischen Bewußtsein und Realität in einen harmonischen Zusammenklang zwischen Individuum und äußeren Umstand transferiert erscheinen. Diese Versöhnung von Individuum und Welt, in der Bewußtsein und Realität im Einklang miteinander stehen, schildert Lichtenberg anhand visuell wahrnehmbarer Farbmethaphorik als eine Art »Heilmittel« in Situationen, die ausweglos erscheinen – oder es vielleicht gar sind:

»Trinken, wenn es nicht vor dem fünf und dreißigsten Jahre geschieht, ist nicht so sehr zu tadlen, als sich viele von meinen Lesern vorstellen werden. Dieses ist ohn-

403 »*Osnabrugum vale, vale Osiannah*. Dedikation zur Pinik. Allen Durchlauchtigen, Hochgebornen, Hochwohlgebornen, Hochwürdigen, Wohlehrwürdigen, Hochedelgebornen, Ehrwürdigen, Hochedeln, Hochzuehrenden Roten Nasen.« (C₁159).

404 Gumbert 1983, S. 14.

405 Aus Lichtenbergs eigenen Rausch-Erfahrungen und Selbstbeobachtungen resultiert auch seine Überzeugung von der Nützlichkeit einer Rausch-Lehre: »Ich beneide sehr wenige Menschen, etwa Wielanden, Sternen, den Horaz, Kästern und wenn ich etwas Wein getrunken habe den Herrn Gleim. Ja wenn ich Wein getrunken habe, da sehe ich schon in der Zeit, da *ich* dem Bedienten das Geld für die Bouteille gab, wie der Seligen einer in dieses Jammertal zurück. Wenn uns Sterne doch die Naturgeschichte des Rausches, so wie ihn der Dichter, der Philosoph und der Liebhaber betrachtet, beschrieben hätte! Es sind wenig Dinge in der Welt, die eines Philosophen so würdig sind, als die Flasche, die cum spe divite durch die Gurgel eines Liebhabers oder eines Dichters fließt. Spes dives, der Theolog trinkt und ein Thema zur Predigt wird nun zur Pfründe, er umarmt das Mädchen, das nur noch eine Seele zu seiner künftigen Besoldung auf die Empfängnis des Körpers wartet, der Jurist zieht sein Burgunder ein und Hasser werden nun zu Brod, Fähigkeit und Titular-Geschicklichkeiten zu wirklichen Ambassaden. O jenseit der Bouteille wie viel ist nicht da. Gebraucht es, Menschen, als Philosophen und lernt erkennen was Wein ist. Wie verhält sich tierischer Genuß zum platonischen – – – Genuß, so der Rausch des Fuhrmanns und des Tambours zu einer Verfassung, die vor dem unplatonischen Rausch vorhergeht, als die feine Liebe vor dem noch zweifelhaften Genuß, und für welche ich nun kein Wort wagen will.« (B₁77).

gefähr die Zeit, da der Mensch aus den Irrgängen seines Lebens heraus auf die Ebene tritt in welcher er seine künftige Bahn von nun an offen vor sich hinlaufen sieht. Es ist betrübt, wenn er alsdann erst sieht daß es die rechte nicht ist, eine andre zu suchen, wenn er nicht sehr gut zu Fuß ist, ist gemeiniglich zu spät. Ist diese Entdeckung mit einer Unruhe verknüpft, so hat man durch die Erfahrung befunden, daß der Wein zuweilen Wunder tut, fünf bis sechs Gläser oder bis an die *Spes dives* des Horaz getrunken, gibt nun dem Menschen die Lage die er verfehlt hat, das Gesinnungen-System findet alles Äußere mit seinem angenehmsten Stande harmonisch, wo Prospekte verbaut sind, da reißt die Seele ein, und überall schafft sie sich die schönsten Perspektive, von dem reinsten rosenfarbenen Licht erhellt, oder dem erquickendsten Grün das nur ein Auge zur Stärkung und eine Seele zur angenehmsten Füllung verlangen kann.«⁴⁰⁶

- 406 B,159. Diesen Gebrauch des Alkohols als Mittel, um sich in ausweglosen Situationen zu entspannen und somit neue Kraft zum Weiterleben zu schöpfen, empfiehlt erstaunlicherweise sogar der gemäß buddhistischen Maßstäben streng abstinente lebende Dalai Lama – so rät er am Schluß eines Interviews mit dem ZEITmagazin: »ZM: [...] Was empfehlen Eure Heiligkeit Menschen, die Entspannung suchen, etwa nach einem anstrengenden Tag. Dalai Lama: Trinken Sie. ZM: Wie bitte? Das empfehlen Sie als Antialkoholiker? Dalai Lama: Das ist ja nichts Ungewöhnliches, viele trinken ab und zu. Also akzeptiere ich es. Und wenn jemand Probleme hat, erinnere ich an die alte Weisheit: Wenn es eine Möglichkeit gibt, das Problem zu lösen, gibt es keinen Grund zu Beunruhigung, weil das Problem nicht gelöst werden kann. Also streng dich an und höre auf, dich zu sorgen, sorgen, sorgen. Das bringt nichts. Wenn man das Problem nicht lösen kann, bringt es auch nichts, sich zu sorgen, weil das nur zusätzliches Leid schafft. Sensibilität ist gut, wenn man Mitgefühl und Hilfsbereitschaft für andere entwickeln kann, aber wo es nur dir selbst große Schmerzen bereitet, sei lieber nicht zu sensibel.« (Jardine/Schmidt 1998, S. 26.). Eine ähnlich entspannende Funktion spricht Lichtenberg dem Tabakrauchen zu. Hierbei betont Lichtenberg vor allem die Eigenschaft des Tabaks, auch den unteren sozialen Schichten zur Verfügung zu stehen, und appelliert an die finanziell Sorgenfreien, dieses Entspannungsmittel zu billigen: »Ach! beim Tabakrauchen bedenkt der Statistiker nur den Tabak. Aber, gerechter Gott! das Vergnügen, nach des Tages getragener Last und Arbeit, in seiner Familie ruhig und vorbereitend zum kurzen Schlaf und der sich morgen wieder erneuernden schweren Arbeit, das Kraut abbrennen zu sehen, das Geschäft des Ausspuckens, und den Ersatz durch teuer erkauften Trunk, die ausruhende Beschäftigung – o großer Gott! das alles bedenkt niemand. Laßt es dem Armen, der es einmal hat, ihr, die ihr alles habt, was ihr wollt und wechseln könnt, wie es euch gefällt.« (H_{II}135). Den hohen Stellenwert, den Lichtenberg dieser Erholungsmöglichkeit zuspricht, findet er in einer Bemerkung eines Engländers bestätigt, wenn nicht übertroffen, in der der Selbstmord als Resultat des völligen Verzicht auf das Rauchen erscheint: »Mit dem Tabakrauchen hat sich es aber jetzt in England, wenigstens in den höhern Gesellschaften, sehr gegeben. [...] Dr. Johnson machte, wie Sir John Hawkins in dessen Leben meldet, mehrmals die wichtige Bemerkung, daß der Selbstmord unter der bessern Klasse in England sehr zugenommen habe, seitdem man nicht mehr rauche.« (SB III, S. 701. Vgl. J₂54.). Bei aller erholender und entspannender Wirkung verkennt Lichtenberg jedoch auch den gesundheitsschädigenden Folgen des Tabak-Konsums nicht. Vielmehr sieht er das Rauchen als ein Beispiel unter vielen für die menschliche Eigenart, in bestimmten Fällen bestimmte potentiell störende Faktoren zugunsten offensichtlich vorteilhafter Umstände zu ignorieren: »Es gibt eine Menge kleiner moralischer Falschheiten, die man übt, ohne zu glauben, daß es schädlich

In seiner Definition des Rausches, die offensichtlich den ersten Paragraph der »Pinik und Methyologie« bilden sollte, gibt Lichtenberg als Basis für die oben geschilderte Wirkung des Rausches vor allem das Ausschalten der Vernunft bei einer gleichzeitigen Steigerung der sinnlichen Empfindlichkeit an. Der Rausch vermag insofern positiv auf die psychische und physische Verfassung des Menschen zu wirken, als durch das Ausschalten der Vernunft dieselbe regeneriert wird und neue Kräfte geschöpft werden können: »Wenn man die Wichtigkeit einer Erfindung nach der beyfälligen Allgemeinheit ihres Gebrauchs beurtheilen darf, so ist Vater Noah seine, Sorgen und Grillen und gelegentlich den Gebrauch der Vernunft selbst, in einem fröhlichen Trunk zu begraben, ohne Widerrede eine der wichtigsten von allen.«⁴⁰⁷

Einen derartigen Rauschzustand, der nicht nur durch Alkoholkonsum, sondern gleichermaßen durch bestimmte olfaktorische Sensationen wie eine »mit Blütengerüchen geschwängerte Luft«⁴⁰⁸ evoziert werden kann, kennzeichnet zum einen die »sanfte Empfindlichkeit« der sinnlichen Wahrnehmung, zum anderen die besondere Ruhe der Seele. Auffällig ist hierbei, daß Lichtenberg die Stimmung des berauschten Bewußtseins vor allem anhand poetischer Sprachmittel zu schildern sucht, während die den äußeren Sensationen korrespondierenden Gedanken unausgesprochen bleiben:

»Trinken [...] heiße ich hier überhaupt mit offenen Sinnen und zur guten Stunde einen Zug tun der mit einer solchen Zauberkraft auf unser Innerstes auffällt und alle Seelenkräfte zu einem Freudenfeste versammelt bei dem die strengste Vernunft Feier-Abend macht; es geschehe nun dieser Zug aus der Bouteille (welches die eigentliche Bedeutung des Worts ist) oder beim Mondenlicht aus einer mit Blütengerüchen geschwängerten Luft, ganz allein, wie Agathon, ehe ihn Danae in Dienste nahm, oder in Gesellschaft wie er bald hernach Gelegenheit hatte. *Daher nenne ich Rausch den Zustand sanfter Empfindlichkeit, in welchem jedem äußern Eindruck neue unaussprechliche Gedanken korrespondieren, oder jeden Zustand wollüstiger Ruhe, der nicht sowohl die Wirkung einer verdauten Philosophie, als vielmehr eines glücklichen ungeführten Zugs (§ 1.) ist.*

Tausend Menschen sterben jährlich bloß weil sie nicht dursten konnten, ohne doch

sei; so wie man etwa aus ähnlicher Gleichgültigkeit gegen seine Gesundheit Tabak raucht.« (K_{II}101). Die Distanzierung vom Rauchen als modischer Erscheinung faßt Lichtenberg hingegen als Zeichen für die Stärke und Außergewöhnlichkeit eines Menschen auf, »Qualitätsmerkmale«, die er mit seiner Genie-Definition verbindet: »Ich habe sehr häufig gefunden, daß gemeine Leute, die nicht rauchten, an Orten, wo das Rauchen gewöhnlich ist, immer sehr gute und tätige Menschen waren. Bei dem gemeinen Mann ist es leicht zu erklären, es verrät bei dieser Klasse vorzüglich schon etwas Gutes, sich von einer solchen Mode nicht hinreißen zu lassen, oder überhaupt etwas zu unterlassen, was wenigstens von Anfang nicht behagt. Auch muß ich gestehen, daß von allen den Gelehrten, die ich in meinem Leben habe kennen gelernt, und die ich eigentlich Genies nennen möchte, kein einziger geraucht hat. – Hat wohl Lessing geraucht?« (K_{II}110).

407 GTC 1787, S. 164.

408 Die Verbindung von Blütengeruch und Weingenuß notiert sich Lichtenberg auch in seinem »Staatskalender«: »etwas Blüten-Geruch. ziemlich viel Wein.« (aus SK_{II}466).

jemals nur einen Tropfen auf diese Art getrunken zu haben, so wie es ehrliche Väter von 10 Kindern gibt die nie die Liebe geschmeckt haben.«⁴⁰⁹

Das Phänomen der durch den Rausch spezifisch modifizierten sinnlichen Wahrnehmung beobachtet Lichtenberg auch nach dem übermäßigen Konsum von Kaffee, durch den die sinnliche Empfindlichkeit zu einer derartigen Hypersensibilität gesteigert wird, daß auditive Sensationen durch andere sinnliche Organe wahrgenommen zu werden scheinen. So jedenfalls schließt Lichtenberg aus dem Umstand, daß er bereits vor der Apperzeption der auditiven Sensation durch die Ohren auf dieselbe reagiert: »Wenn ich bisweilen viel Kaffee getrunken hatte und daher über alles erschrak, so konnte ich ganz genau merken, daß ich eher erschrak ehe ich den Krach hörte, wir hören also gleichsam noch mit andern Werkzeugen, als mit den Ohren.«⁴¹⁰ Die Auffassung vom positiven Effekt des Alkoholkonsums auf die Treffsicherheit der Schützen verbindet Lichtenberg mit einem Seitenhieb auf die Produktion poetischer Texte: »Man soll sehr gut schießen, wenn man etwas getrunken, sehet da die Verwandtschaft zwischen Schützenkunst und Poesie.«⁴¹¹ Die Konsequenz, mit der Lichtenberg seine Auffassung von der Relation zwischen poetischer Produktivität und Alkoholkonsum vertritt, zeigt sich in seiner Überzeugung, daß essentielle Teile der poetischen Werke Shakespeares in einem durch Alkoholkonsum evozierten Zustand poetischen Rausches entstanden seien. Von der Gewißheit Lichtenbergs im Hinblick auf diesen Zusammenhang zwischen Trinken und schriftstellerisch-poetischer Tätigkeit zeugt folgende Notiz: »Unter den heiligsten Zeilen des Shakespear wünschte ich daß diejenigen einmal mit Rot erscheinen mögten, die wir einem zur glücklichen Stunde getrunkenen Glas Wein zu danken haben.«⁴¹²

Spöttisch äußert er sich hingegen über die Wirkung von Alkohol und Koffein angesichts seiner Kritik am zeitgenössischen ›Genie‹-Begriff und dem mit ihm verbundenen Dichtungsideal:

»Ich habe öfters Deutschlands hohen Dichter-Genius mit anbetendem Erstaunen nachgesehen, wie er alles sein kann, was er will, es sind Lieder, die durch starke und simple Bilder wild harmonisch hinlaufen, als wenn er erst gestern das Feigenblatt mit einem Fell abgeworfen hätte, unter den deutschen Esquimaux vor 2000 Jahren könnten sie nicht natürlicher sein. Von Franzwein oder von Kaffee erhitzt kann er im Wald unter einer Eiche oder im Kabinett unter einer Pfingst-Birke prophetische Schauer abwarten, und wenn sie kommen, halb Barde und halb Bacchant heiligen Nebel sehen und metrisches Babel sprechen.«⁴¹³

409 B₁347. Hervorhebung von mir, U.F.

410 A₁50.

411 B₁183.

412 B₁342.

413 Aus: E₁169. Im Klartext formuliert Lichtenberg seine Ablehnung des Genie-Kults in der folgenden Bemerkung, in der er zugleich auf einen Tee hinweist, dessen Wirkung derjenigen von Alkohol und Kaffee antagonistisch gegenüberstehe: »Daß das Genie eine Art von Krankheit ist hat Herr Unzer so vortrefflich in seinem Arzt

Satirisch-parodistischen Bezug auf die Genie-Dichtung nimmt Lichtenberg in seinem »Schreiben an Herrn *(Ljungberg)*«⁴¹⁴, das, da von ihm selbst mit dem Etikett »im Rausch geschrieben«⁴¹⁵ versehen, wenn nicht als Beleg für ein »echtes« sprachliches Rausch-Produkt, so zumindest als Beispiel dafür, welche Ausdrucksweise Lichtenberg mit Texten verbindet, die im Rausch entstanden sind, aufgefaßt werden kann.⁴¹⁶

»Mein lieber Freund, mehr habe ich wohl noch nie an einen Freund geschrieben als ich jetzo an dich schreibe. Und was denn? Die Beschreibung einer der schönsten Creaturen, die für uns villeicht gelebt hat. Bedencke der schönsten! das ist viel gesagt, aber ich kenne dich, und das macht mich so zuverlässig. Stelle dir ein Mädchen vor, nicht sehr reich, aber doch für ihren Stand wohlhabend, guthertzig und die jedermans vergnügen wünscht und villeicht (:ich getraue mich kaum diese Zeile zu schreiben:) auch gern befördert und es zuverlässig befördern kan. Nicht sehr groß, mehr fleischicht als fett, gewachsen wie, wie – – – wie das schönste Mädchen gewachsen seyn muß, wie ein Bogen, wo aber die convexe Seite Brust, Bauch und Schenkel werden. Zart, Bescheidenheit und alle Tugenden in dem feinen Gesicht, Guthertzigkeit, Geschmack Schätzerin von Munterkeit und liebenswürdigem Leicht-sinn. Ihr Busen – O! (*Ljungberg, Ljungberg*) wie viel, wie viel war da. Menschli |che Wollust, das höchste Werck des Vollkommenheit suchenden Himmels. Wollust du kennst dieses Wort in unserer Bedeutung, in unserer Gefühlvoll Bedeutung diese wohnte auf ihr. Verständlich sind diese Zeilen für uns. Nonsense villeicht für alles übrige was lebt. Ihre Sprache! Engel spricht so ich bin fromm ich bin Gottseelig, ich bin Engel Ihr Kuß. Zu hoch sind meine Empfindungen nun gestimmt als daß irrdische Worte – – Nonsense der Entzückung Nonsense Nonsense Gedacht, gefühlt ist besser als gesprochen Himmel gefühlt ist ausgedruckt Nonsense, Nonsense. Schweigt oder lern besser Deutsch. Kein Deutsch für diese Empfindungen, kein Deutsch Gottsched, was bist du, Riedel Kästner. Wieland, Rosenfarb und Silber, Amen!«⁴¹⁷

Charakteristisches Kennzeichen dieses »Schreibens« ist, abgesehen von den sinnlich-erotischen Imaginationen, insbesondere die pathetische Diktion.

bewiesen, daß es jemanden grauen sollte sich diese gefährlichste der Nerven-Krankheiten zu wünschen, und die beneidenswertigste Nation unter dem Monde, ich meine die englisch hat dieses auch erkannt, denn einer ihrer berühmtesten Naturforscher, der große Hill hat einen Tee erfunden, der das Nachdenken vertreibt, ein sicherer Beweis daß dieser große Geist das Nachdenken für eine Schwachheit gehalten hat. Allein dafür sind wir Deutsche auch die Verachtung des leicht dahin rieselnden Galliers, und des harmonischen Italiäners, dieses Übel reißt immer mehr und mehr in Deutschland ein, alles will heute zu tage denken, sogar auf die Kanzel und Handwerker breitet sich dieses Übel aus.« (aus: B₁379).

414 Bw I, Nr. 8, S. 12. Nach dem Entwurf in B₁82.

415 Bw I, Nr. 8, S. 12. Nach dem Entwurf in B₁82.

416 Daß Lichtenberg mit im Rausch entstandenen Texten vor allem die pathetisch-poetische Ausdrucksweise der Empfindsamkeit und des »Sturm und Drang« verbindet, wird im »Sudelbuch«-Eintrag B₁380 offensichtlich, in dem er diese Ausdrucksweise parodiert und von der »Vernunft, die [...] in Myrtenwäldchen sich empfindsam trank« (aus: B₁380), spricht.

417 Bw I, Nr. 8, S. 12f. Nach dem Entwurf in B₁82. Bemerkenswert erscheint, daß Lichtenberg hier die Sprache als anziehendes, ja erotisches Attribut schildert.

Sprachlich äußert sie sich vor allem in hyperbolischen Wendungen wie Superlativ-Gebrauch, emphatischen Wiederholungen und Doppelungen, in zunächst noch weitgehend zusammenhängenden und vollständigen Syntaxkonstruktionen, die zunehmend kürzer werden und schließlich in eine, an Lavaters »Physiognomische Fragmente« erinnernde, stakkatoartige Abfolge fragmentarischer Exklamationen münden. Mit dieser drastischen Reduzierung der Sprache auf einzelne Stichwörter geht eine ebenso rasante Steigerung der Geschwindigkeit einher.⁴¹⁸

In seiner eigenen Anmerkung zu diesem Text relativiert Lichtenberg Inhalt und Form des Textes, indem er sich auf ein Charakteristikum des Rauschzustands beruft, nämlich Aussagen für vernünftig zu halten, die beim Tageslicht der Vernunft besehen, unsinnig wirken: »geraßt gegen Ende des Februars 1769 da der Saft anfieng in die Bäume zu steigen. Viel Nonsense was im Rausch vernunftt zu seyn schien.«⁴¹⁹ Im Rauschzustand scheint demzufolge ein anderer, von der Vernunft abweichender Maßstab zu gelten, so daß die Produkte und Ideen, die im Rausch entstanden sind, von der ordnenden Kraft der Vernunft geprüft werden müssen.

Während die Anregung der sinnlichen Imaginationskraft durch Alkohol Lichtenberg zufolge einen geläufigen Erfahrungswert bildet, scheint sein Vorschlag, die Vernunft unter Alkoholeinfluß zu stellen, einen Kontrast zu seiner Auffassung zu bilden, daß den Rausch eben gerade die Ausschaltung der Vernunft prägt: »Außerdem ist ja den Kindern bekannt, daß ohne etwas Wein und etwas Beifall keine poetische Ader offen gehalten werden kann, und es verdient wenigstens einmal versucht zu werden, *was auch die Vernunft auf den Flügeln des Champagners ausrichten könne*, da die Einbildungskraft Wunder auf denselben tut.«⁴²⁰ Eine konkrete Vorstellung davon, wie sich der Rausch auf die Vernunft auswirken kann, gibt er im »Sudelbuch K«:

»Es schadet bei manchen Untersuchungen nicht, sie erst bei einem Räuschchen durchzudenken und dabei aufzuschreiben; hernach aber alles bei kaltem Blute und ruhiger Überlegung zu vollenden. Eine kleine Erhebung durch Wein ist den Sprüngen der Erfindung und dem Ausdruck günstig; der Ordnung und Planmäßigkeit aber bloß die ruhige Vernunft.«⁴²¹

418 Daß diese Beschleunigung allerdings nicht nur als ein stilistisches Mittel aufgefaßt werden kann, dessen Wirkung sich in der Sprachrezeption zeigt, sondern daß bereits der Entstehungsprozeß des Textes von steigender Hast geprägt gewesen sein mag, die sich im Duktus des sprachlichen Ausdrucks niedergeschlagen haben könnte, belegt die Handschrift, die Joost und Schöne folgendermaßen charakterisieren: »Die Handschrift, bis – – – den übrigen Eintragungen des Sudelbuchs entsprechend, wird zunehmend nachlässig (eiliger?) und ab – – – vollends flüchtig.« (Bw I, Nr. 8, S. 13. Anm. e.).

419 Bw I, Nr. 8, S. 13. Nach dem Entwurf in B₁82.

420 SB III, S. 320f. Hervorhebung von mir, U.F.

421 K_{II}181.

Die Beförderung des Erfindungsgeists, wie sie hier als Resultat der Alkoholzufuhr geschildert wird, erinnert an die Funktion der Phantasie in ihrem Zusammenspiel mit dem Verstand, deren ›planlose Streifzüge‹ nicht selten zu neuen Erkenntnissen führen.⁴²² So können im Rausch, vergleichbar mit dem dösenden Zustand kurz vor dem Einschlafen, sinnliche Eindrücke in Form von Erinnerungen schärfer hervortreten als in der geordneten Klarheit des nüchternen Zustands: »Zwischen Wachen und Traum, auch bei der herannahenden Gottheit des Bacchus, nimmt oft die Erinnerung längst vergangener Wollust einen ganz himmlischen Schwung in unsern Seelen.«⁴²³ Diese Wirkung des Rauschs, in der Vielfalt der Eindrücke und Gedanken versunkene ›Ideen-Schätze‹ an die Oberfläche zu bringen, die Elastizität aktueller Einfälle zu erhöhen und sie zu verfeinern, spricht Lichtenberg dem Alkoholgenuß zu: »Man muß zuweilen trinken um den Ideen, die in eines Gehirn liegen, und den Falten mehr Geschmeidigkeit zu geben, und die alten Falten wieder hervor zu rufen.«⁴²⁴

Daß die Alkoholisierung über die Anregung geistig-apperzeptiver Prozesse hinaus auch die Handlungsbereitschaft erhöhen kann und zwar dergestalt, daß das individuelle Handlungspotential in seiner positiven oder negativen Tendenz bestärkt wird, artikuliert Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag: »Man führt gegen den Wein nur die bösen Taten an, zu denen er verleitet, allein er verleitet auch zu hundert guten, die nicht so bekannt werden. Der Wein reizt zur Würksamkeit, die Guten im guten und die Bösen im bösen.«⁴²⁵ Auf dieser Vorstellung, daß die Wirkungskraft des Alkohols von bestimmten prämittierenden Konditionen abhängt, die der Konsument erfüllen muß, damit die Wirkung des Alkohols in eine bestimmte Richtung gelenkt wird, basiert auch Lichtenbergs Auffassung, daß es, um die Wirkungskraft des Alkohols zu nutzen, besonders auf die Art und Weise ankommt, *wie* und *in welchem Maß* der Alkohol konsumiert wird.⁴²⁶

422 Vgl. J_{II}1550.

423 B_I329.

424 F_I105.

425 F_I481. Vgl. »(Der Wein hat manche große (und gute) Tat (so wie manche böse Tat) hervorgebracht. (drunk))« (F_I479).

426 Denn: Wie die ›Sanftheit des Himmels‹, also Mäßigkeit des Klimas, den erfolgreichen Weinanbau bedingt, so bildet nach Lichtenberg die ›Sanftheit der Seele‹, sprich: eine bestimmte seelische Verfassung, die voraussetzende Bedingung für die geschilderten anzustrebenden Effekt des Alkoholgenusses: »Man hat so viele Anweisungen, den Wein recht zu bauen, und noch keine, ihn recht zu trinken. Er wächst nur gut unter dem Schutz eines sanften Himmels, und ähnliche Seelen müssen diejenigen haben, die ihn am besten trinken. Derjenige, der mehr als eine Bouteille trinkt, ohne entweder französisch, oder von seinem Mädchen zu sprechen, ohne mich seiner Freundschaft zu versichern, ohne zu singen, ohne irgend ein kleines Geheimnis zu verraten usw., und der, der beim vierten Glas mich hitzig fragt, ob ich ihn nicht für einen braven Kerl halte, alle kleinen Scherze krittlich abwägt, kurz der Unglückliche, der beim Wein immer Schläge haben will, und sehr

*GenußSucht: Differenzierung des Alkoholkonsums
bei Lichtenberg und Hogarth*

Kritik an der Art und Weise des Trinkens bildet den Ausgangspunkt für Lichtenbergs Gleichnis zwischen Trinken und Lesen, das er in der Eröffnung seiner im »Göttinger Taschen Calender« für 1795 publizierten Erklärung zu Hogarths »Beer street and Gin-lane« vorführt. Hierbei wird deutlich, daß die Konsequenzen des Alkoholzuspruchs nicht nur von der Quantität, sondern auch von der Beschaffenheit des konsumierten (Trink- und Lese-)Stoffes und deren Abfolge abhängig sind, denn:

»Wie wird getrunken? Ich möchte fast antworten: gerade so wie gelesen wird, ohne allen Plan und Absicht alles durcheinander. Wirklich nimmt auch nicht selten das viele Lesen gerade ein solches Ende, wie das viele Trinken. Der Held im Lesen schüttet am Ende seiner Tage, dem Publicum, das von seiner gesammelten Kraft nun eigene Thaten erlangte, seine Compilationen, so wie sie sind, vor die Füße, wie der Trinker, die seinigen der Gesellschaft, die von ihm gesellige Freude erwartete. Noch einmahl: Lesen ist trinken, also sehr nöthig zur Geisteserhaltung, aber nehmt Euch in acht die ihr das Buch nicht aus der Hand legt, daß es euch nicht ergeht wie denen, welchen das Glas nicht aus der Hand kömmt.«⁴²⁷

Wie in Hogarths Kupferstichplatten, sind auch bei Lichtenberg die diversen Alkoholika von unterschiedlicher Gefährlichkeit. Während Wein und Bier weniger schädlich, vielmehr bei maßvollem Gebrauch sogar nahrhaft sind, birgt vor allem der »Obergeneral Branntwein«⁴²⁸ *destruktives Potential*, dessen Folgen das Hogarth im Horror-Szenario seiner »Gin-lane« vor Augen führt.⁴²⁹ Das ungeheure Ausmaß an Schrecklichkeit, das Lichtenberg mit den

oft auch bekommt, täten beide weiser, wenn sie Wasser tranken.« (UB_{II}5). Die Division des Alkoholkonsums in eine technische und poetische Komponente, die ein Vergleichsmoment von Trinken und bildender Kunst darstellt, betont Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag: »Das Trinken hat wie die Malerei seinen mechanischen und dichterischen Teil, so wie auch die Liebe. Dieses gehört mit zur Pinik.« (B₂36). Eine konkrete Schilderung des Trinkens in mechanischer Hinsicht gibt Lichtenberg in seiner Erklärung zur dritten Platte von Hogarths »Weg des Liederlichen«: »Die beiden übrigen Figuren am Tische sind sehr verständlich. Sie stellen das Mechanische in den Trinkkünsten auf einer der ersten Staffeln ihrer Fortschritte und auf der letzten vor. Die eine, rasch und munter, trinkt noch mit der *Linken* allein, indem sie in der herabhängenden aber nicht erschlafften *Rechten* die Bouteille mit Anstand hält. Sie greift das Glas noch mit der bekannten Zierde, wobei der kleine Finger, als wäre es eine *Prise*, nicht mit anfaßt. Die andere trinkt schlaff und überfüllt, mit beiden Fäusten, und kann *nicht mehr*. In jener glaubt man den Dichter Griechenlands zu sehen, der beseelenden Chier und Begeisterung in starken Zügen, aber immer mit Grazie einzieht; und in dieser einen der unsrigen, der den Kübel seines Verlegers mit viel versprechendem Hub ansetzt und dabei das schwere Doppelbier, noch zum Glück für seine Leser, zur Hälfte in die Hosen gießt.« (SB III, S. 856).

427 LH, S. 262 und GTC 1795, S. 205.

428 UB_{II}46.

429 Seine Auffassung von der Wirkung des Branntwein-Konsums auf den menschl-

Folgen des Brantwein-Trinkens verbindet, verdeutlicht er in seinem Artikel »Ueber einige kräftige Mittel die Vernunft zu betäuben« im »Göttinger Taschen Calender« für 1787 in Verbindung mit einem ironischen Seitenhieb auf den Erfinder des Schießpulvers:

»Die Erfindung des Brantweins [...]. Sey's welcher er wolle, so könnte sicher kein andrer Erfinder, wenn er für die Folgen seiner Erfindung responsabel seyn sollte, einen härtern Stand haben! selbst Barthold Schwarzen, menschenfreundlichen Angedenckens, nicht ausgenommen. Denn, um nur eins statt aller zum Beweis dafür anzuführen, so sind doch alle die Tausende von Christen, die sich selbst im Brantwein zu todt gesoffen, so gut wie für nichts gegen die unzähligen Tausende von Schlachtopfern zu rechnen, die sie durch die Verbreitung desselben unter die Unchristen aller Welttheile hingerichtet haben.«⁴³⁰

Die Gefährlichkeit des Brantweins liegt, so betont Lichtenberg, vor allem in dessen besonderer Eigenschaft, trotz seines abschreckenden Geschmacks binnen kurzer Zeit zum Suchtmittel zu werden. Dieser Drogencharakter des Brantweins läßt ihn als ein überaus geeignetes Instrument erscheinen, um Abhängigkeitsverhältnisse in der menschlichen Gesellschaft herzustellen und somit Macht zu gewinnen: »Es ist nichts, was den Europäern einen vortheilhaftern und dauerhaftern Ingreß bey den Wilden verschafft hat, als eben der Brantwein. Denn, wo widerlich er auch einem noch so rohen Gaumen im Anfang seyn kan, so schnell wird er ihm doch zum dringendsten aller Bedürfnisse.«⁴³¹ Wie vielfältig dieses Abhängigkeitsverhältnis ist, verdeutlicht Lichtenberg, wenn er auch den merkantilen Nutzen, den die Europäer aus dem Handel mit Brantwein ziehen, betont.⁴³²

Die Wirkung von Drogen führt Lichtenberg anschließend anhand weiterer Getränke sowie am Beispiel des *Opiums* vor, dessen unterschiedliche Effekte er besonders eindrücklich schildert. Wie der kontrollierte Alkoholgenuß kann auch der maßvolle Opium-Konsum positive Wirkungen auf die körperlichen und geistigen Kräfte haben.⁴³³ Durch maßvollen Gebrauch und reflektierten

chen Verstand verdeutlicht Lichtenberg im Rahmen seiner Erklärung der zweiten Platte aus Hogarths »Vier Tags-Zeiten«-Zyklus, auf der ein Schild mit einer kopflosen Frau, das am »Hause eines Brantweinbrenners (*distiller*)« (SB III, S. 714) hängt, dargestellt ist. Das Fehlen des Kopfs erklärt Lichtenberg als Folge des Brantwein-Konsums: »Ein Mensch ohne Kopf bezeichnet [...] eine Brantweinbrennerei nicht übel; denn Brantwein setzt *Geist* an die Stelle des Kopfs, und Geister können nicht gemalt werden.« (SB III, S. 714).

430 GTC 1787, S. 166f.

431 GTC 1787, S. 167.

432 Vgl. GTC 1787, S. 169f.

433 Vgl.: »Das Opium selbst bleibt wegen seiner so unbegreiflich wunderbaren, so Beyspiellos einzigen Wirkungen auf Körper und Geist, bey weitem das merkwürdigste, und [...] das räzelhafteste von allen berauschenden Mitteln. Ein mäßiger Gebrauch scheint sowohl die körperlichen als die Geisteskräfte auf eine sehr vortheilhafte Weise zu excitiren. Es erfrischt und ersetzt die schwindenden Kräfte bey Ermüdungen zum Wunder.« (GTC 1787, S. 172f.).

Einsatz kann das Opium schließlich zum Werkzeug werden, um bestimmte Stimmungen und Gefühle willkürlich zu evozieren. Unter diesem Blickwinkel erscheint es weniger als Droge, sondern vielmehr als Genußmittel.⁴³⁴

Allerdings, so gibt Lichtenberg zu bedenken, ist die Grenze, die den maßvollen Konsum und dessen wohltuende Wirksamkeit von dem unkontrollierten Konsum und dem Abgrund der Abhängigkeit so schwierig zu ziehen und das dem Opium innewohnende Suchtpotential so groß, daß es eine besondere Stärke erfordert, sich dem exzessiven Opium Konsum zu entziehen. Vor den gesundheitlichen Schäden, die der unkontrollierte Opium-Genuß hervorruft, warnt Lichtenberg durch seine so anschauliche wie eindringliche Schilderung des körperlichen Verfalls eines Süchtigen:

»Viele, denen der Zustand unerträglich fällt, wenn die Wirkung des eingenommenen Opiums allgemach sich zu verlieren anfängt, sucht sich durch immer öfter und stärker wiederholte Dosen einen ununterbrochenen Rausch zu verschaffen; und so sieht man da Menschen, denen zwey Loth Opium für jeden Tag kaum noch zureichend sind [...]. Ihre ganze Bildung wird wie umgeschaffen; das Gesicht aufgedunsen, seine Muskeln schlapp, wie paralytisch; die Augen stier, triefend, der ganze Körper als wenn er für Kraftlosigkeit zusammen fallen wollte; von einem beständigen Froste durchdrungen, daher sich solche Unglückliche in den Aschenherden und andern warmen Orten herumwälzen, und überhaupt bey der immer mehr zunehmenden eckelhaftesten Sinnlosigkeit allen Menschen zum Abscheu werden, bis zulezt eine langsame Wassersucht ihrem Jammer ein Ende macht.«⁴³⁵

*»Lesen ist trinken«: Lichtenbergs Beiträge
zu einer »Diätetik für die Gesundheit des Verstandes«*

Wie der Alkohol und andere Rauschmittel, so kann auch Lektüre in Form übermäßiger und unreflektierter Rezeption mißbraucht werden und *destruktive* Wirkungen hervorrufen, die sich allerdings weniger in der körperlichen, als vielmehr in der *geistigen Verfassung* zeigen.

Als erschreckender Beleg für diese destruktive Wirkung exzessiver Lektüre erscheint folgende Nachricht von den sieben geistesgestörten Magistern in den »Miscellaneen« des »Göttinger Taschen Calender« für 1795. Auf die dort geschilderten Schicksale rekurrierend, warnt Lichtenberg am Schluß seiner Einleitung vor der Lese- und Schreib- oder auch: Arbeitssucht, die, wie die

434 Vgl.: »Junge Leute, die vom bösen Beyspiel gereizt, sich auch ans Opium gewöhnen wollen, gehen bey einen erfahrenen Opium=Esser oder Theriak, wie man sie in der Turkey und in Persien nennt, förmlich in die Lehre, und unterwerfen sich einem zehntägigen in der That recht bänglichen Regimen, das fast einen beständigen Wechsel von Schlafen, dumpfsinnigem Erwachen, sinnlosem Taumeln, Erbrechen, Frost, angstvoller Beklemmung zur Folge hat, das dann aber nach und nach auch den Geist in die so ganz eigne gewünschte Stimmung versetzt, daß er ganz nach eigener Willkühr jede Art von Phantasie und leidenschaftlichem Gefühl erwecken, und sich dem innern Genuß desselben so ganz überlassen kan.« (GTC 1787, S. 175.).

435 GTC 1787, S. 176f.

Alkoholsucht, den Süchtigen nicht nur dazu verdammt, sinnlos dahinzuvegetieren, sondern letztendlich vorzeitigen Tod bedeute. Deshalb mahnt er:

»Denkt an die sieben Magister zu Hohenheim, oder noch besser, an die Menge stumpfer Pendanten und Excerpten-Lieferanten, für die es kein Hohenheim in der Welt gibt; völlig den Trinkern ähnlich, die sich mit Wein zu Epopöen zu begeistern suchen, die eine Zeit lang elend singen, bald darauf aber gemeinlich besser husten, und nachdem sie lange halbnüchterne Verse und lahme Pedes ausgeworfen haben, ihr Leben endlich damit beschließen, daß sie ihre Pulmones hinten drein werfen.«⁴³⁶

Abgesehen vom gemeinsamen Suchtfaktor und dem tödlichen Konvergenzpunkt verbinden Drogenkonsum und Lesen zudem die unterschiedlichen Gefährlichkeitsgrade der einzelnen »Stoffe«: »Man könnte eine Diätetik schreiben für die Gesundheit des Verstandes.«⁴³⁷ So differenziert Lichtenberg wie bei den Alkoholika auch beim Lesestoff zwischen unterschiedlichen Gefährlichkeitsgraden, indem er einer gewissen »Art von Lektüre« eine ähnlich drogenartige Gefährlichkeit wie dem »Moloch Branntwein«⁴³⁸ zuschreibt: »Es wird gewiß von unsrer Jugend jetzt viel zu viel gelesen, und man sollte gegen das Lesen schreiben, wie gegen Selbstbefleckung, nämlich gegen eine gewisse Art von Lektüre. Es ist angenehm aber so schädlich als immer das Branntweintrinken.«⁴³⁹

Als Motivation für die intensive Auseinandersetzung Lichtenbergs mit der Suchtgefahr im Zusammenhang mit dem Lesen und Schreiben kann der Umstand angesehen werden, daß er ob seiner Neigungen selbst zu der Gruppe der Lese- und Schreib-Suchtgefährdeten zählen könnte, sind doch sowohl die Rezeption sprachlicher Produkte als auch eigene schriftstellerische Tätigkeit für Lichtenberg selbst von existentieller Bedeutung, wie er in seiner Selbstcharakteristik bekennt: »Lesen und Schreiben ist für ihn so nötig als Essen und Trinken und er hofft es wird ihm nie an Büchern fehlen.«⁴⁴⁰

Zum Vergleich von Lesen und Trinken tritt in diesem Kontext als ein weiteres komparatives Moment die *Nahrungsaufnahme*, der Lichtenberg eine dem Alkoholkonsum ähnliche anregende, jedoch subtilere Wirkungskraft bei verzögerter »Inkubationszeit« zuspricht. Die durch sie beeinflusste geistige Verfassung wird vor allem von der Qualität des Essens bestimmt, die sich als konstruktives oder destruktives Moment in der Folgehandlung niederschlägt:

436 LH, S. 262 und GTC 1795, S. 205f. Der Ausdruck »ihre Pulmones hinten drein werfen« (lat. pulmones, Lungen; in seinem Brief an Dieterich vom 17. Juli 1772 gebraucht Lichtenberg den Ausdruck in satirischen Kontext und kommentiert ihn so: »so sagt der deutsch sprechende Barbier, wenn er Lungen sagen will« (Bw I, Nr. 68, S. 123), mit dem Lichtenberg hier den Tod umschreibt, schließt sich an die ihm vorausgehende Wendung von den »ausgeworfenen Pedes« an. Lichtenberg nutzt hier die Mehrdeutigkeit der »Pedes« aus, die zum einen in ihrer Bedeutung als Versfüße, zum anderen als Körperteile erscheinen.

437 D₁251.

438 Noctes, p. 15.

439 J₁1150.

440 Aus: B₁81.

»Die Speisen haben vermutlich einen sehr großen Einfluß auf den Zustand der Menschen, wie er jetzo ist, der Wein äußert seinen Einfluß mehr sichtbarlich, die Speisen tun es langsamer, aber vielleicht ebenso gewiß, wer weiß ob wir nicht einer gut gekochten Suppe die Luftpumpe und einer schlechten den Krieg oft zu verdanken haben. Es verdiente dieses eine genauere Untersuchung. Allein wer weiß ob nicht der Himmel damit große Endzwecke erreicht, Untertanen treu erhält, Regierungen ändert und freie Staaten macht, (und ob nicht die Speisen das tun was wir den Einfluß des Klima nennen.)«⁴⁴¹

Die Auffassung von dem Einfluß der Speisen im allgemeinen und ihrer Qualität im besonderen auf die geistige Verfassung und die aus jener resultierenden Handlungsweisen des Menschen zeigt sich in mehreren »Sudelbuch«-Bemerkungen. So nimmt Lichtenberg etwa einen kausalen Zusammenhang zwischen dem Wesen der Träume und dem ihnen vorhergehenden Konsum von Fleisch an: »Was sind unsere Gedanken und Vorstellungen, die wir wachend haben, anders, als Träume [...]. Unsere Träume können wir sanfter machen, wenn wir des Abends kein Fleisch essen, aber die andern? –«⁴⁴²

Belege dafür, daß ihn die Aufmerksamkeit auf Aspekte der Ernährung – die auch auf Lichtenbergs häufig desolater gesundheitlicher Verfassung gründet, die ihn, wenn nicht gar zu wiederholter, vermutlich sogar kontinuierlicher Einhaltung eines strengen Diätplans,⁴⁴³ so zumindest zu einer bewußten Ernährung nötigte –⁴⁴⁴ zeitlebens begleitete, finden sich vor allem unter seinen

441 A,43.

442 E,134.

443 Vgl. etwa folgende Einträge in seinen »Staatskalender«: »Erwache mit dem dicken Backen, den ich wieder wieder mit Diät zwingen.« (aus: SK_{II}530); »Sehr fieberhaft und besonders schlecht sehr Diät gelebt.« (aus: SK_{II}778).

444 Die strengen Grenzen seiner Ernährung und die Auswirkungen ihres Überschreitens erwähnt Lichtenberg in seiner Selbstcharakteristik: »Höher als drei Gerichte des Mittags und zwei des Abends mit etwas Wein, und niedriger als täglich Kartoffeln, Äpfel, Brod und auch etwas Wein, hofft er nie zu kommen, in beiden Fällen würde er unglücklich sein, er ist noch allzeit krank geworden, wenn er einige Tage außer diesen Grenzen gelebt hat.« (aus: B,81). Ein konkretes Beispiel für eine nahrungsmäßige »Grenzüberschreitung« Lichtenbergs und die Konsequenzen, die er aus den beobachteten Wirkungen zieht, findet sich etwa in einem Brief an seinen Neffen Friedrich August Lichtenberg vom 22. Dezember 1794: »Die mürben Wecke haben mir herrlich geschmeckt, und einige Tage, da ich alle Morgen und Nachmittage Einen zum Caffee verzehrte, gieng es recht gut. Dieses wunderte mich, da ich sonst dergleichen Backwerk nicht gut vertrage. Ich fieng daher schon an zu glauben, mein Magen habe einen Respect gegen Landsleute, den er sonst gebohrnen Göttingern schlechtweg versagt. Allein auf einmal wurde Lärm und es dauerte auf 8 Tage, ehe der Friede wieder hergestellt wurde. Indessen da sie hier sonst ausserordentlichen Beyfall erhalten haben: so soll es Dir gar nicht verwehrt seyn, mir wieder einmal welche zu schencken, denn ein wenig Contrebande läßt auch wohl mein Magen dem Gaumen zu Liebe zuweilen passiren.« (Bw IV, Nr. 2467, S. 377f.). Die unangenehmen Folgen des Essens thematisiert Lichtenberg häufiger in seinen Briefen. Vgl. etwa seinen Brief an Johann Andreas Schernhagen vom 27. Oktober 1779 (Bw I, Nr. 628, S. 1012f.) und das »Histörchen« von den fatalen Konsequenzen, die der Genuß von Kaninchen-Innereien seiner Katze – die er inter-

Kalender-Artikeln. So etwa basiert auch seine »Allgemeine Küchenzettul=Probe nach den neuesten Versuchen«, die er im »Göttinger Taschen Calendar« für 1786 gibt, auf seiner Auffassung, daß sich die Qualität der Nahrung über ihre Wirkung auf die Digestion das moralische Verhalten der Menschen zu bestimmen vermag, wie er eingangs gleichnishaft erläutert:

»Wer den Einfluß unserer Küchen auf unser moralisches Verhalten kennt, wird eine verständliche Anweisung, wie dieser Einfluß unschädlich, wo nicht gar vortheilhaft gemacht werden könne, gewiß hier am rechten Ort finden. Wenn es in der Welt ordentlich hergehen soll, so muß nothwendig erst in den Küchen aufgeräumt werden. Denn aus übel verwalteten Küchen, entsteht Verwirrung in dem Verdauungsgeschäft, und daraus der gröste Theil alles Unheils in der Welt. Daher auch die Menschen, die sich des Heils ihrer Seelen wegen der Welt entziehen, mit Recht darauf bedacht sind, ihre Küchen zu verbessern, indem sie gar wohl einsehen, daß ohne ewiges Küchenfeuer es mit dem Eingang ins ewige Leben sehr mißlich stehen mögte.«⁴⁴⁵

Die Erkenntnisse über die Verdaulichkeit verschiedener Nahrungsmittel, die Lichtenberg in diesem Kalender-Artikel referiert, stammen größtenteils »aus des Abbt Spallanzani Versuchen über das Verdauungsgeschäfte des Menschen«⁴⁴⁶, die 1785 erschienen waren und bilden das Resultat einer Reihe von Versuchen »über das Verdauungsgeschäfte«⁴⁴⁷, die ein Herr Gosse anhand der bizarren Methode unternahm, durch Luftschlucken nach den Mahlzeiten zu erbrechen und durch den Zustand der Speisen die bislang hypothetischen Theorien über die Verdauung empirisch zu überprüfen.⁴⁴⁸ »Auf diese Weise erhielt er nun mit unendlicher Mühe und Sorgfalt eine Menge von Erfahrungen, die ihn in den Stand setzten, folgende Liste von Speisen nach den Graden der Verdaulichkeit zu entwerfen«⁴⁴⁹. Eigentliches Zentrum und Zielpunkt der Ausführung bildet der »Küchenzettul« in Form einer Übersicht über diverse Nahrungsmittel, klassifiziert nach ihrem Verdaulichkeitsgrad in unverdauliche,

essanterweise nach der von ihm sehr geschätzten englischen Schauspielerin »Miß Abington« genannt hat –, hatte. Hierüber berichtet er Christiane Dieterich im Juli (?) 1777 (?). Vgl. Bw I, Nr. 399, S. 721.

445 GTC 1786, S. 93.

446 GTC 1786, S. 104.

447 GTC 1786, S. 95.

448 Vgl.: »Hr. Gosse hat in seiner Kindheit das Vermögen erlangt, Luft zu verschlucken. [...] Dieses Mittels hat er sich also bey verderbtem Magen immer bedient: Luft ist für ihn ein sicheres Brechmittel, das seine Wirkung thut ohne ihm Uebel-seyn oder Entkräftung zu verursachen, und das ihm immer Anlaß giebt, seinen Magen mit Wasser, welches er verschluckt, so rein auszuwaschen, als ob er ihn mit den Händen auswüsch. Dieser herrliche Nutzen der Luft, was aber keinesweges der einzige, den er davon hatte, sondern sein Hang zu den Wissenschaften bewog ihn dieses Mittel zur Untersuchung und Prüfung der verschiednen Systeme, die man über die Verdauung erdacht hatte, auf der Waage der Erfahrung abzuwägen. [...] Herr Gosse that bey völliger Gesundheit eine gute Mahlzeit, eine halbe Stunde nachher verschluckte er einige Mundvoll Luft, und so konnte er alles was er gegessen hatte, mit Bequemlichkeit untersuchen [...].« (GTC 1786, S. 94ff.).

449 GTC 1786, S. 96.

schwer verdauliche und leicht verdauliche Speisen sowie nach ihrer Herkunft in tierische und pflanzliche Nahrung. Im Zusammenhang mit Lichtenbergs Ansicht vom maßgeblichen Einfluß der Ernährung auf die geistig-moralische Verfassung erscheint diese Liste als praktischer Wegweiser zu einer ›Diätetik für die Gesundheit des Verstandes‹.

Geschmackssache(n):

Kuriose Ernährungskonventionen und zeitgenössische Sensationslust

Neben der Wirkungsweise der verschiedenen Nahrungsmittel belegen mehrere Kalender-Artikel und »Sudelbuch«-Einträge Lichtenbergs Interesse an kuriosen Ernährungsgewohnheiten, mit deren Darstellung er sich allerdings auch an zeitgenössischen Bedürfnissen orientiert. So rechtfertigt er in seiner Einleitung zu den »Proben seltsamen Appetits«, die er im »Göttinger Taschen Kalender« für 1780 gibt, die anschließende Auflistung von fünf Fällen kurioser Ernährungsweisen mit seiner Absicht, seinen Leser Unterhaltendes im zeitgenössischen Geschmack zu bieten. Als prominente Merkmale dieses Geschmacks nennt Lichtenberg vor allem Genie-Kult und nationalistische Tendenzen. Satisch-ironische Züge erhält die Einleitung durch euphemistische Periphrasen wie »Sitz der Kraft, wodurch sie sich die Unsterblichkeit verschafft haben, etwas tiefer lag als der Kopf« anstelle von Magen und Verdauung sowie die Bezeichnung »Helden«, die durch die Art der anschließend erwähnten gustatorischen »Heldentaten« ironisch wirkt:

»Nachrichten von Original=Werken und Original=Genies sind so sehr in dem Geschmack unserer Zeit, daß ich glaube folgende Erzählung von einigen merkwürdigen Menschen wird für die meisten unserer Leser unterhaltend seyn, obgleich der Sitz der Kraft, wodurch sie sich die Unsterblichkeit verschafft haben, etwas tiefer lag als der Kopf. Auch hoffe ich durch eine getreue Erzählung dem jezt so empfindlichen National=Stolz meiner jungen Landsleute nicht zu nahe zu treten, denn obgleich die meisten dieser Helden Ausländer sind, so ist doch gewiß der vorzüglichste unter ihnen ein Deutscher.«⁴⁵⁰

Das zeitgenössische Interesse am Kuriosen, das Lichtenberg hier konstatiert, verbindet er mit aufklärerisch-pädagogischen Absichten in den Miszellen seines »Göttinger Taschen Calenders« für 1793, in denen er unter der Überschrift »Hupazoli und Cornaro oder: Thue es ihnen nach wer kann« anhand der beiden Italiener Francesco Hupazoli (1587–1702) und Lodovico Cornaro (1467–1566) zwei Beispielfälle extremer Ernährungsweisen thematisiert.⁴⁵¹ Hupazoli wie Cornaro zeichnen sich durch eine im Hinblick auf ihre Ernährungsgewohnheiten streng geregelte, ja asketische Lebensführung aus, die hier als Ursache für ihre hohen Lebensalter von 115 und 99 Jahren dargestellt wird. Trotz aller Bewunderung für die Konsequenz, mit der Hupazoli seine »Diät«

450 GTC 1780, S. 74.

451 Vgl. SB III, Komm., S. 625, 627. Anm. zu J,928, 961.

betreibt, kann sich Lichtenberg nicht enthalten, sich über den Gegensatz von Hupazolis karger Ernährungsweise und dem offensichtlich regen Fortpflanzungstrieb desselben zu mokieren und leise Kritik an der übersteigerten, ja geradezu übermenschlichen Aufmerksamkeit, mit der sich Hupazoli seiner Ernährung widmet, zu üben:

»Er trank nie etwas anderes als Wasser, rauchte keinen Tabak, aß wenig aber gut, besonders Wildpret und Früchte, und weil er glaubte, daß ihn diese hinlänglich mit Feuchtigkeit versähen, so trank er öfters ganze Monate hindurch nichts als den Saft der Skorzonewurzel. [...] Er ließ nie zur Ader und brauchte keine Arznei als seine *Diät* (dieses Wort klingt neben den neun und vierzig Kindern ein wenig sonderbar, indessen ist auch nur die Rede von *Seiner* Diät). [...] Ob dieser Mann noch etwas außer *Seiner* Diät in der Welt getrieben hat, weiß ich nicht.«⁴⁵²

Cornaro steht Lichtenberg insofern näher, weil er im Gegensatz zu Hupazoli menschliche Züge aufweist, sofern er erst in Anbetracht drohenden Todes seinen Lebenswandel durchgreifend ändert und seine Ernährung von exzessiv-schwelgerischer Opulenz in die strikte Regelmäßigkeit einer Diät umkehrt:

»Er führte bis in sein vierzigstes Jahr ein sehr schwelgerisches Leben, und zog sich dadurch eine fürchterliche Krankheit zu. Die Ärzte gaben ihn nicht bloß auf, sondern bestimmten ihm so zu sagen schon die Stunde seines unvermeidlichen Todes. Indessen er genas, (vielleicht weil ihn die Ärzte verlassen hatten), und unterwarf sich nun einer Diät und hielt sie mit einer Präzision, die freilich von ungewöhnlicher Seelenstärke und Macht über sich selbst zeugt. Wo ich nicht irre, so waren es nicht viele Unzen was er täglich aß, und so brachte er sein Leben über hundert Jahre hinaus. O! wenn man doch alle die Gewichte und Gegengewichte kennte, wodurch der große Mann einen so schweren Entschluß auf einer so feinen und zerbrechlichen Spitze über ein halbes Jahrhundert durch so weg balancierte, ohne auch nur zu wanken, als hätte alles auf der gleichen Erde gestanden!«⁴⁵³

Den *Zweck* derartiger Schilderungen sieht Lichtenberg vor allem darin, daß den vorgestellten Beispielen im Hinblick auf die Enthaltsamkeit vor allem insofern *Vorbildfunktion* zukommen kann, als die beeindruckende Vorführung des Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung, hier in Form von

452 SB III, S. 485. Vgl. J,928. Bemerkenswerter Ausdruck von Lichtenbergs Streben nach größtmöglicher Präzision ist seine Anmerkung zu dem Widerspruch zwischen der Aussage, daß Hupazoli ausschließlich Wasser getrunken habe, und der Angabe, er hätte häufig nichts als den »Saft der Skorzonewurzel« zu sich genommen: »Dieses ist nicht sehr präzise gesprochen: Er trank nie etwas anders als Wasser – und weil er Feuchtigkeit genug hatte, so trank er etc. Vermutlich gebrauchte er den Skorzonersaft nicht als regelmäßiges Getränk, sondern nur zuweilen in kleinen Dosen, oder man muß diesen *Trank* mit zu dem Saft aus Früchten rechnen.« (SB III, S. 485. Anm. **).

453 SB III, S. 486. Vgl. J,961. Der unverhohlene Respekt, den Lichtenberg Cornaros Konsequenz, mit der er allen zuvor geprüften Genüssen entsagt, zollt, liegt wohl auch seine eigene Erfahrung mit Diäten zugrunde, von deren Schwierigkeiten folgende Bemerkung zu zeugen scheint: »Ich habe alles Verbotene wieder gegessen, und befinde mich, gottlob, eben so schlecht wie vorher; (ich meine nicht schlechter.)« (L,474).

Ernährung und Lebensdauer, zum konsequenten Durchhalten selbst auferlegter oder ärztlich verordneter Mühen ermutigt:

»Strenge und ununterbrochene Mäßigkeit in Essen und Trinken, die nach dem gewöhnlichen Maßstabe geschätzt, fast an Mangel leiden grenzt, durch dauerhafte Gesundheit und ein hohes und kraftvolles Alter belohnt zu sehen, hat etwas sehr Angenehmes und zu Nachahmung Reizendes, und das Lesen solcher Geschichten ist daher sehr am Geburts- oder Neujahrstage zu empfehlen.«⁴⁵⁴

Doch auch angesichts der Tatsache, daß Mäßigung in der Ernährung von den meisten Menschen insofern anzustreben wäre, als sie sich nicht nur in gesundheitlicher, sondern zudem auch in finanzieller Hinsicht heilsam auswirken könne – »Ich bin überzeugt, daß wenigstens die Hälfte des menschlichen Geschlechts, wenigstens des *zahmen* Teils desselben, den man den gesitteten nennt, über die Hälfte zu viel ißt, den man, zumal unter den höhern Klassen, Hunger nennt, ist meistens mehr ein *Appetit nach Hunger*, als der eigentliche Bedürfnishunger selbst. Was müßte nicht ein allgemeines Essen à la Cornaro bewirken, in den Körpern und in den – *Finanzen!*«⁴⁵⁵ –, rät Lichtenberg von der bloßen Nachahmung der vorgestellten Lebensweisen ab. Ausschlaggebender Grund hierfür ist seine Auffassung, daß sich potentielle Nachahmer zu einem für sie *unnatürlichen* Lebenswandel zwingen müßten, der sich in Form nervlicher Belastung *ungünstig* auf ihren gesundheitlichen Zustand auswirken und somit die positive Wirkung der Enthaltsamkeit ins Negative wenden könne.⁴⁵⁶

»Die sogenannte Leute nach der Uhr werden gewöhnlich alt. Das Handeln nach der Uhr aber setzt innere uhrmäßige Anlage voraus, wovon ersteres nur die Fortsetzung und Sichtbarmachung ist. Alles, was man treibt ut apes Geometriam, führt gewiß zum Zweck der Natur. Umgekehrt könnte Zwang, auch wenn ihn die Vernunft gut hieße, zuweilen wenigstens eben so wirken, wie Mangel an Diät, und es auch in manchen Fällen sein.«⁴⁵⁷

Mit Blick auf diese Ansicht erscheint es kaum erstaunlich, daß Lichtenberg im selben Jahrgang des »Göttinger Taschen Calenders«, in dem er von Hupazoli und Cornaro berichtet, auch ein Beispiel für »gesunde« Unmäßigkeit vorstellt. Mit einem zweideutigen Seitenhieb auf die deutschen Verhältnisse schildert er

454 SB III, S. 486.

455 SB III, S. 487.

456 Zur Zwecklosigkeit einer Nachahmung, die auf der Verwechslung von Ursache und Wirkung basiert, vgl. auch: »Die Nachahmer tun es durch den Kopf, durch vernünftigen Entschluß, und das hilft so wenig als sich der Mangel des Genies durch Regeln ersetzen läßt. Man hält hier für die Wirkung was eigentlich Ursache ist. Die Männer nach der Uhr werden gewöhnlich alt, denn die Fähigkeit alt zu werden macht sie zu Männer nach [der Uhr]. Der Nachahmer weiß sich bei sich selbst schon zu groß, der Triumph über seine Neigungen selbst ist ein Nervenspiel, das sich nicht mit einem langen Leben verträgt.« (aus: J₁1013).

457 SB III, S. 487. Zur Wendung »ut apes geometriam« vgl. Kapitel II, 2.2 d) Metaphern und andere Tropen.

in seinem Artikel »Von einer in dieser Kaffehzeit seltenen weiblichen Erscheinung«⁴⁵⁸ die unerklärliche ›Wasser-Sucht‹ der Französin Katharina Bonsergent, deren Ehemann, »nicht selten des Tages kaum so viel [verdiente, U.F.], als nöthig war, den Durst seiner lieben Eehälfte zu stillen (vom Wasser abstrahirt), gerade so wie bey uns.«⁴⁵⁹

*Kulturelle und soziale Aspekte der Ernährung:
Englische Konventionen und militärische Ökonomie*

Ein anderes Kuriosum im Zusammenhang mit der Ernährungsweise, über das Lichtenberg unter der Rubrik »Seltsame Moden und Gebräuche« im »Göttinger Taschen Calender« für 1779 berichtet, bilden die im Vergleich zur Einheitlichkeit und Regelmäßigkeit kontinentaler Essensgepflogenheiten ›fortgerückten‹ und je nach Lebensrhythmus variierenden Essenszeiten in England, die sich aus einer zeitlichen Verschiebung des Tagesablaufs ergeben. In der Praxis reicht eine derartige zeitliche Verschiebung bis zur Absurdität des Vertauschens einzelner Mahlzeiten, aus der gar der völligen Wegfall einer Mahlzeit resultieren kann, so Lichtenberg:

»Ueber das Fortrücken der Essenszeit liessen sich Betrachtungen anstellen, die denen über das Fortrücken der Nachtgleichen in der Astronomie wenig nachgeben sollten. Zu Heinrich des VIIIten Zeit, aß man in England um 10 Uhr des Morgens zu Mittag, und um 4 des Nachmittags zu Nacht. Jetzt speist man schon oft um 5 des Nachmittags zu Mittag, und um 11 oder gar 12 des Nachts zu Abend. Des späten Mittagessens wegen, essen nunmehr viele Personen schon gar nicht mehr zu Nacht, aber dafür um 10 des Morgens ein derbes Frühstück. Hier ist also der Cyclus fast zu Ende, wo nemlich Soupiren anfängt in Diniren überzugehen, und sich in einer mittleren Mahlzeit zeigt, die von jenem die Absicht und von diesem die Zeit borgt.«⁴⁶⁰

458 Vgl. GTC 1793, S. 123–128.

459 VS 5, S. 469f.

460 GTC 1779, S. 68f. Vgl. auch: »Zu Heinrichs des VIII^{ten} Zeiten speiste man in England um 10 Uhr des Morgens zu Mittag und um vier Uhr zu Nacht.« (E₁116); und: »Über die Fortrückung der Nachtgleichen und der Essenszeit. Die letztere zu untersuchen ist so wichtig für den Moralisten, als die erstere für den Astronomen.« (E₁117); sowie: »Über die Fortrückung der Essenszeit. In England ißt man in der großen Welt um 5 zu Mittag. Viele Personen essen daher nicht mehr zu Nacht, aber dafür ein starkes Frühstück um 10, hier ist es also wo Suppiere nunmehr anfängt in Mittagessen überzugehen und sich in einer Mahlzeit (im Frühstück) zeigt, das vom Abendessen die Absicht und vom Mittagessen die Zeit borgt.« (E₁119). In einem Brief an Christiane Dieterich, den er am 24. Januar 1775 in London schreibt, imaginiert er, wie sich der Tagesablauf der Adressatin gestalten würde, genösse sie an seiner Stelle das Londoner Leben. Seine Vorstellung gibt er in Form eines fingierten Briefs wider, den sie von dort an ihn in Göttingen schriebe. In diesem ›Brief‹ bildet zugleich eine Satire auf die zeitliche Organisation englischer Lebensart: »Des Morgens um 9 Uhr, wenn ihr Dorfleute schon hungrich seyd, stehen wir erst auf, alsdann geht uns die Anordnung des Frühstücks im Kopf herum, das um 10 herein komt und halb 12 wieder hinausgetragen wird, hierauf werfen wir uns in das Negligee=Departement [...], um 4 rückt die Mittagessenszeit herbey [...].

Als Ursache dieses Phänomens nennt Lichtenberg in seiner Erklärung der Hogarthischen »Punschgesellschaft« die von der allgemein geltenden Uhrzeit abweichende Zeit-Auffassung vieler Engländer. Hierbei differenziert er – im Zusammenhang mit seiner Erläuterung des seltsamen Zeitpunkts, zu dem Hogarth das Punsch-Gelage stattfinden läßt – zwischen einer »Sonnenzeit«, nach der sich die gesamte Erdbevölkerung richtet, und einer »Unzeit«, die speziell für eine besondere Art englischen Lebensstils gilt:

»In England, worunter hier immer vorzüglich London verstanden wird, hat man, so wie in der ganzen Welt, eine *Sonnenzeit*; nach dieser richten sich die Uhren. Außer dieser gibt es aber noch eine andere, die von dieser ganz verschieden ist; man könnte sie die *Unzeit* nennen, und nach *der* richten sich – die Menschen. Nach der letztern werden nicht wenige Geschäfte von ihnen abgetan, vorzüglich aber alle die, wobei *Tisch* und *Bett* in Betracht kommen. *Mit* diesen nämlich wird sich verbunden, und *von* diesen wird sich geschieden, bloß nach Stunden der *Unzeit*.«⁴⁶¹

Mit der Division der Zeit in »Sonnenzeit« und »Unzeit« geht eine Divergenz in der Auffassung von den jeweiligen Menü-Zeiten und -Arten einher, die die kommunikative Verständigung darüber ungünstig beeinflusst. Daß die Folgen der unterschiedlichen »Zeit-Rechnung« nicht nur faktische Mißverständnisse sein können, sondern unter bestimmten Umständen unterschiedliche moralische Haltungen auszudrücken vermögen, illustriert Lichtenberg anhand einer Anekdote:

»Das so genannte große *Frühstück* zieht sich jetzt weit über den wahren Mittag hinaus, so wie das *große Mittagessen* weit in die Nacht. Weil es aber doch mitunter noch immer Menschen gibt, die bei ihren Verrichtungen noch ein bessere Zeit beibehalten, so entsteht dadurch zuweilen der seltsamste Kontrast. Folgende Anekdote ist mir von einem Freunde verbürgt worden, der sich in London befand, als sich die Geschichte zutrug. Der gegenwärtige Minister Pitt, ein großer Verehrer der wahren Zeit und des alten Stils der gesunden Vernunft, wo es einem Minister möglich ist, ihn beizubehalten, wurde von der Herzogin von D** auf einen Abend um zehn Uhr wahrer Zeit zum Mittagessen (dinner) eingeladen. Der Minister ließ bedauern, daß er die Gnade diesmal nicht haben könnte aufzuwarten, weil er an demselben Tage um neun Uhr schon zu einem Abendessen (supper) engagiert sei. So etwas trifft; einen Hieb wie dieser, hätte schwerlich der vereinte Witz von Fox und Sheridan pariert.«⁴⁶²

Während Regelmäßigkeit des Lebensrhythmus', Mäßigung in Quantität des Essens und die Einhaltung einer bestimmten Nahrungsqualität Lebensdauer wie gesundheitliche Verfassung – in geistiger als auch in physischer Hinsicht – und moralische Haltung positiv beeinflussen, wirken die Disziplinlosigkeit,

Nach Tisch habe ich Thee einzuschencken, und von da fahren wir zur Oper oder Comödie, und um 11 Uhr essen wir zu Nacht.« (Bw I, Nr. 271, S. 499f.).

461 SB III, S. 690. An dieses Phänomen der menschlich bestimmten und damit individuell verschiedenen »Unzeit«, das Lichtenberg hier als Charakteristikum englischer Lebensweise schildert, erinnert auch folgende Bemerkung: »Wenn die Menschen nicht nach den Uhren gehen, so fangen endlich die Uhren an nach den Menschen zu gehen.« (K_{II}209).

462 SB III, S. 690f.

wie sie sich in den unregelmäßigen Mahlzeiten äußert, und die Aufnahme von Nahrung minderer Qualität gerade umgekehrt. Anhand seiner Vorstellung von den Folgen qualitativ minderwertiger Nahrungsmittel artikuliert Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag seine Auffassung, daß die positive Beeinflussung der Qualität menschlichen Lebens und der Erhalt der physischen Existenzform zu den genuinen menschlichen Begabungen zählt:

»Es kann Gegenstände in der Natur geben, die allgemein als nützlich und angenehm erkannt werden, und deren Genuß uns endlich zerstört, von einigen nicht allgemein begehrten ist dieses klar. Im Alter verhärten sich durch den beständigen Zufluß eines minder gut gekochten Nahrungssaftes die Gefäße und Fibern, liegt es nicht innerhalb unserer Fähigkeiten dieses zu verhindern? Hierin sind wir dem der Vernunft beraubten Tiere einerlei. Die Vernunft hat uns schon oft gelehrt uns über sie zu erheben worin wir ihnen anfänglich gleich waren, wir holen Perlen aus der Tiefe des Meeres, lenken den Blitz.«⁴⁶³

Exemplarisch für eine derartige Methode, über die Ernährung Einfluß auf die moralische Qualität sozialen Zusammenlebens zu nehmen, thematisiert Lichtenberg in einem Artikel des »Göttinger Taschen Calender« für 1797 mit dem Titel »Ueber Ernährung, Kochen und Kost=Sparkunst« die Bemühungen des Grafen von Rumford um die Verbesserung der moralischen Haltung in der Gesellschaft.⁴⁶⁴ Der Weg zur Verwirklichung seines Ziels, das Chur-Bayerische Soldatenheer zu »Ordnung, Disciplin und Oeconomie«⁴⁶⁵ anzuleiten, führt Rumford über die Idee, die Truppen aus den durch Bayern vagabundierenden Obdachlosen zu rekrutieren und durch die damit einhergehende Bereitstellung von Arbeit, Nahrung und Unterkunft zugleich die existentiellen Grundbedürfnisse zu sichern. Aus der Notwendigkeit, die Ernährung der Soldaten »nahrhaft aber auch wohlfeil«⁴⁶⁶ zu gestalten, resultierte schließlich die intensive Beschäftigung Rumfords mit »der Nahrhaftigkeit der Speisen und der Ernährung überhaupt, als auch der Wärme-Oeconomie und der Holzsparkunst.«⁴⁶⁷

Im Zusammenhang mit dem Anspruch nach größtmöglicher Nutritivität und geschmacklicher Qualität der Speisen – der »Wohlgeschmack« ist übrigens »mehr werth [...] als alle Gesundheit«⁴⁶⁸, so betont Lichtenberg an anderer Stelle – bei finanziell geringem materiellen Aufwand diskutiert Lichtenberg in den folgenden Schilderungen die Konsistenz der Nahrung unter ernährungsphysiologischen sowie energiewirtschaftlichen Gesichtspunkten. Hierzu konstatiert er die prinzipielle Erkenntnis, »daß die Kräftigkeit einer Suppe nicht sowohl von der Menge fester nahrhafter Theile derselben, als vielmehr von einer schicklichen Auswahl derselben und der Behandlung des Feuers dabey

463 D₁1689.

464 Vgl. GTC 1797, S. 139f.

465 GTC 1797, S.139.

466 GTC 1797, S. 141.

467 GTC 1797, S. 141.

468 GTC 1787, S. 189.

abhänge. Es ist wirklich zum Erstaunen, wie Wenig solide Nahrung nöthig ist den Hunger zu stillen und Leben und Gesundheit zu erhalten, und mit wie geringem Aufwand der stärkste Mann und der thätigste Tagelöhner bey der sauersten Arbeit gesättigt werden kann.«⁴⁶⁹

Zur Erhöhung und zeitlichen Ausdehnung der delectativen Potentials der Nahrungsaufnahme trägt zum einen die Verlängerung des Kauvorgangs bei,⁴⁷⁰ kann doch der Mund respektive die Zunge, in Verbindung mit der Nase, als Ort, an dem die sinnliche Wahrnehmung der Nahrung stattfindet, also *geschmeckt* wird, dem Essen ein derartiges sinnliches Vergnügen abgewinnen.⁴⁷¹ Daneben steigert auch der Zusatz bestimmter aromatischer Gewürze die geschmackliche Qualität des Essens:

»Die gedörnten Brot-Schnitte werden hinzugethan um das Kauen zu verlängern, und das mit dem Essen verbundene Vergnügen (*the pleasure of eating*), das sich niemand gerne nehmen läßt, zu vermehren. Dieses Vergnügen, dem unser Verfasser, mit weisem Vorbedacht, ein eignes Capitel gewidmet hat, wird theils dadurch befördert, daß man der eigentlich nährenden aber öfters geschmacklosen Substanz einen angenehmen Geschmack zu geben sucht, welches durch eine Menge sehr wohlfeiler Mittel, worunter das Salz selbst gehört, erhalten werden kann, und dann, daß man dem schnellen Verschlucken vorbeugt, und zum Kauen nöthigt.«⁴⁷²

Ähnlich wie die Verlängerung des Kauvorgangs wirkt sich auch die Verzögerung des Garungsprozesses auf die Qualität der Nahrung aus, so konstatiert Lichtenberg: »Wenn erst langsames und langes Kochen [...] mit Holzersp-

469 GTC 1797, S. 144f.

470 Einen kuriosen Fall von Verlängerung des geschmacklichen Vergnügens notiert Lichtenberg in seinem »Sudelbuch« J: »Nach Begerts Erzählung (Nachricht von der Amerikanischen Halbinsel Kalifornien. Mannheim 1772 8^{va}) binden die Kalifornier Stücke Fleisch an Bindfaden und verschlucken sie, ziehn sie alsdann wieder heraus, und so sehr oftmal, um es oft zu schmecken.« (J₁138)

471 Daß auch der Umstand des optischen Reizes der Speisen, das bekannte »mitessende Auge«, selbst in diesem Kontext, in dem weniger das ästhetische Vergnügen als die Nahrhaftigkeit der Speisen im Vordergrund steht, nicht zu unterschätzen ist, zeigt Lichtenbergs Bemerkung über die Art, wie man, um die Nahrhaftigkeit der Suppe zu steigern, die Kartoffeln zusetzte, nachdem man sie vorher bis zu Unkenntlichkeit zerkocht hatte, um hierdurch einer allgemeinen Essensverweigerung zuvorzukommen: »Man liest nämlich hier mit Verwunderung, daß noch vor nicht gar langer Zeit die Kartoffeln in Bayern fast gänzlich unbekannt waren, und nachher als man sie einführte, so stark, zumahl von den Armen, verabscheut wurden, daß man sie in dem Werkhause schlechterdings heimlich einführen mußte. In einem entlegenen Winkel des Gebäudes wurde ein Zimmer zur Küche zurecht gemacht, und darin die Kartoffeln so lange gekocht bis alle Textur, woran man sie noch hatte erkennen können, zerstört war. So mischte man sie mit der Suppe. Allein die Kostgänger bemerkten bald, daß sich ihre Suppe gar sehr verbessert hatte, und gaben der Abänderung ihren Beyfall endlich so deutlich und laut, daß man nicht länger Anstand nahm, ihnen das Geheimniß zu eröffnen; und nun sind sie so sehr für die Kartoffeln eingenommen, daß man ohne dieselben nicht leicht mit ihnen mehr würde fertig werden können.« (GTC 1797, S. 146f.).

472 GTC 1797, S. 148f.

nung vereinbart werden kann, so wird manches Gericht an Nahrhaftigkeit und Schmackhaftigkeit unendlich gewinnen. Übereiltes Gahrnachen ist beiden so nachtheilig als übereiltes Verschlucken.«⁴⁷³

Von dieser Auffassung ausgehend referiert Lichtenberg die Methoden, die Rumford zum zum nährstoffschonenden und energiesparenden Kochen vorschlägt und vor allem die physikalischen Aspekte des Garungsprozesses betrachten. Aufgrund der (natur-)wissenschaftlichen Grundlage, auf der Rumford zufolge die Speisenzubereitung basiert, prognostiziert Lichtenberg der Kochkunst eine Zukunft als wissenschaftliche Teildisziplin der Physik und der Chemie:

»Aus diesen wenigen Proben wird man ersehen, was aus der Kochkunst gemacht werden kann, so bald sie ein einsichtsvoller Physiker seiner Aufmerksamkeit würdigt. Vermuthlich sind auch die Zeiten nicht mehr fern, da Physik und Chemie, denen die lateinische Küche, ich meine die Apotheke, so vieles, wo nicht gar alles, zu danken hat, ihre Herrschaft auch über die populäre Haus-Apotheke, ich meine die Küche, erstrecken wird.«⁴⁷⁴

*Geschmacksverfeinerung und Leckerhaftigkeit
als Kennzeichen zivilisierter Gesellschaft bei Lichtenberg und Forster*

Einen zentralen Aspekt in Lichtenbergs wissenschaftlicher Beschäftigung mit Ernährung bildet, abgesehen von den physikalischen Umständen der Nahrungszubereitung, das sinnliche Vermögen des Geschmacks, dessen unkalkulierbaren Charakter und enge Kooperation mit dem Geruchssinn Lichtenberg

473 GTC 1797, S. 154.

474 GTC 1797, S. 155. Erstaunlich aktuell erscheint diese Prognose, denkt man an die heutige Wissenschaftsdisziplin der Oekotrophologie und die Aspekte, unter denen die Nahrungsmittel gegenwärtig betrachtet werden. An die heute übliche Praxis der nahrungsmittelherstellenden Industrie, ihre Produkte unter Beigabe diverser Vitaminmischungen, Geschmacksverstärker und Aromen aller Art im Labor zu »komponieren«, klingt Lichtenbergs Vision von dem »Apotheken-Charakter« der Küche an. Erstaunlich ist hierbei allerdings die Tatsache, daß bei aller Technisierung der Nahrungsmittelherstellung immer noch die menschlichen Sinnesorgane zur Auswertung der geschmacklichen Produktqualität in Form von »Testessern« herangezogen werden müssen. Weniger verwundert dagegen der Umstand, daß die technologische Forschung bereits vielversprechende Mittel und Wege eröffnet hat, um die Funktionen des menschlichen Geruchs- und Geschmackswahrnehmung mittels elektronischer Apparate nachzubilden: »Early work on this has begun in Japan, where researchers are trying to build an electronic tongue that can identify sweet, sour, bitter, salty, and monosodium glutamate tastes. The systems have been used in quality control for producing beer, coffee, milk, tomato juice, and bottled water. So in a few years, when you awake in the morning, your coffee maker's electronic nose and tongue may have produced that perfect cup of coffee, the one you enjoy above all others in the universe.« (Troy Nagle et al. 1998, S. 34). Zu den Möglichkeiten, Schwierigkeiten und Motiven der Entwicklung von »elektronischen Nasen« und »elektronischen Zungen« sowie zum aktuellen Stand der Forschung vgl. Troy Nagle et al. 1998, S. 22ff.; Göpel/Weiss 1998, S. 32; Baltes et al. 1998, S. 35ff.

im folgender Bemerkung akzentuiert: »Einen Geschmackmesser gibt es nicht, außer der Zunge, und der Nase, [die] jene zuweilen unterstützt.«⁴⁷⁵

Ausgehend von der *Frage nach dem Wesen des Geschmacks* über die Grenzen des Wahrnehmungsvermögens im Hinblick auf gustatorische Reize hinaus als Inbegriff der Gesamtheit der Neigungen eines Menschen kommt Lichtenberg zur Auffassung, daß der *Geschmack eines Menschen* die je *individuelle additive Zusammensetzung* jenes Menschen aus allen ihm eigenen Interessen bildet. Der Geschmack ist die Summe der Neigungen eines Menschen und besitzt von daher gesehen einen genuin individuell-subjektiven Charakter:⁴⁷⁶ »Wenn man die Regeln des Geschmacks aufsuchen will, sollte man erst überhaupt die Veränderung einer empfinden[den] Substanz betrachten, hernach immer Leidenschaften zusetzen, immer neues Interesse addieren bis wir endlich den Menschen heraus hätten.«⁴⁷⁷

Ein Beispiel für die Zusammensetzung eines Geschmacks aus Komponenten, die als Indikatoren auf die Gesellschaft deuten, thematisiert Lichtenberg im folgenden anhand typisch englischer Vorlieben: »Nach dem allgemeinen Geschmack der Engländer ist nun Wilkes und Liberty, rost beef, plumpudding, Milton und Shakespear, oder man wird wenigstens nicht leicht einen Engländer antreffen, der nicht eines von beiden leiden könnte, die meisten haben eine Neigung für alle sechs.«⁴⁷⁸

Während sich die Engländer vor allem einheimischen »Erzeugnissen« zuwenden, attestiert Lichtenberg der eigenen Gesellschaft die zunehmende Entfernung von einer natürlichen Lebensform, wie sie sich etwa in der Orientierung an ausländischen, räumlich möglichst weit entfernten Produkten zeigt: »Daß wir nur Geschmack an englischen und französischen Sachen haben ist ein Zeichen, daß unser Geschmack und Kräfte sich von einander entfernt haben. Unser Appetit ist leckerer als es noch zur Zeit unser Boden mit sich bringt.«⁴⁷⁹ Diese Ansicht vom wählerischen, »leckeren« Geschmack des zivilisierten Menschen, jener Tendenz, Nahrungsmitteln entfernter Herkunft eine besondere Qualität und Wohlgeschmack beizulegen, konkretisiert Lich-

475 J_{II}1567.

476 Zu den unangenehmen Folgen, die aus einer Verkennung gustatorischer Subjektivität respektive der auf ihr beruhenden Übertragung eigener geschmacklicher Vorlieben resultieren können, vgl.: »Es gibt kaum eine unangenehmere Lage als die Geschenke von nichtswürdigen Dingen zu erhalten auf [die] aber der Geber einen außerordentlichen Wert setzt und wirklich dafür zwar keine Gegengeschenke aber doch Ergebenheit erwartet, es ist dieses der Fall zwischen mir und D. Er überhäuft mich mit sogenannten Leckerbissen von seinem Tisch, die ich für gar keine Leckerbissen halte, und die ich oft, wenn er nicht gegenwärtig wäre, ungekostet weg-gäbe. Und doch muß ich hören, daß er an andern Orten sagt, er schicke mir zuweilen etwas zu essen. Der ehrliche Mann meint es herzlich gut.« (J_I1207)

477 Aus: A_I102.

478 B_I60.

479 F_I490.

tenberg am Beispiel der zeitgenössischen Tendenz, die Ernährung in zunehmendem Maß aus Importwaren zusammenzustellen: »Ist es nicht abscheulich, daß sich der Mensch gewöhnt hat, Dinge zur Nahrung, oder zu Befriedigung seiner Leckerhaftigkeit Dinge zu wählen, die von seiner Gartenmauer an gerechnet ein paar tausend Meilen entfernt wachsen?«⁴⁸⁰ Dem Unmut über diese Entwicklung entspricht Lichtenbergs spöttische Notiz zu dem vermeintlichen Plan, »Die Grade der Breite von Produkten zu berechnen, die in unserm Mund oder Magen zusammenfließen.«⁴⁸¹ Abgesehen von den exotischen Herkunftsorten der Nahrungsmittel, trägt auch die zunehmend kompliziertere Zusammensetzung der Ernährung zu einer immer stärkeren Distanzierung von der natürlichen Lebensweise bei, die vor allem Kennzeichen höfischen Lebenswandels ist:

»Die Glanduln eines Hofmanns wie künstlich müssen sie nicht eingerichtet sein, aus Punsch, Bischof, Champagner, Rheinwein, Bier, Chocolate, Kaffee, Fleischbrühe, Suppe und aus so vielen Speisen eine Nahrungs-Milch zuzubereiten, weit künstlicher als der gereiste Koch der aus Rum, Arrak, Wein, Zucker, Milch, Zitronen, und Fleisch alle diese Dinge erst zusammensetzt.«⁴⁸²

Diese Leckerhaftigkeit charakterisiert Lichtenberg in Ausdrücken wie »Kuchen-Zeiten«⁴⁸³ und »Kaffeh-Zeiten«⁴⁸⁴ als prominentes Merkmal zeitgenössischer Lebensauffassung.

Trotz aller Unnatürlichkeit findet sich dennoch eine positive Auswirkung des für die zivilisierte Gesellschaft typischen Feinschmeckertums. So erscheint die »Zubereitung des Eises in Indien«, über die Lichtenberg im »Göttinger Taschen Calender« für 1778 berichtet, als Exempel für die *anregende Wirkung der Leckerhaftigkeit auf den Erfindungsgeist*.⁴⁸⁵ Wenn die Lek-

480 Aus: L₁357.

481 L₁388.

482 B₁61. »Glanduln«, aus dem lateinischen *glandium*-, meint eigentlich Drüsenstück oder Mandeln, kann jedoch auch im übertragenen Sinne in der Bedeutung des Schweinehalses als Leckerbissen gebraucht werden. Vgl. Langenscheidt 1983, S. 516.

483 Vgl. E₁228.

484 Vgl. GTC 1793, S. 123.

485 Vgl.: »So wie erkünsteltes Bedürfnis, den Europäer gelehrt hat, sich im Norden ein künstliches Indien für seinen Gaumen zu schaffen, so weiß der wollüstige Asiate jetzt mit weit sinnreicherer Leckerhaftigkeit selbst am Wende=Cirkel einen Winter für seine Tafel hervorzubringen. Denn da der Europäer ohne viele Scharfsinn das Klima seines Gewächs=Hauses vermittelt der Oefen und Thermometer stimmen kann, wie er will, so muß hingegen der Asiate seiner Jahrszeit einzelne kalte Minuten mit vieler Vorsicht rauben, und seinen Raub sorgfältig aufsparen, bis er sich auf diese Art endlich einen Winter zusammen gestohlen hat, mit dem er hernach schalten und walten kann wie er will. [...] In Calcutta, wo nach Sir Robert Barks Aussage, das Wasser niemals gefriert, wenn es so grade dem Klima überlassen wird, speiset man jetzt seinen Scherbet und Creme gefroren, selbst wenn das Fahrenheit'sche Thermometer auf 112 Grade steht. Die Art das Eis zu gewinnen ist sehr sinnreich und kann den Naturkündiger und Oekonomen auf nützliche Speculationen

kerhaftigkeit als treibende Kraft bei der Hervorbringung von Erfindungen erscheint, erfüllt sie damit zugleich eine Art Katalysator-Funktion im Hinblick auf Denkprozeß und Erkenntnisfortschritt. Daß allerdings die Leckerhaftigkeit selbst bereits als Merkmal zivilisierter Gesellschaftskultur ein *Anzeichen für fortgeschrittenes Denken* bildet, implizieren Lichtenbergs Bemerkungen zum Geschmack der zeitgenössischen Gesellschaft, in denen er die Leckerhaftigkeit als Entfernung von der natürlichen Lebensweise sowie Hinwendung zur künstlichen Daseinsform umschreibt.

Hinsichtlich dieser Aspekte betrachtet Georg Forster die Geschmacksverfeinerung als Indikatorin einer allgemeinen Aufklärung und Beförderungsmittel des Erkenntnisfortschritts in seinem Essay »Über Leckereyen«, der im »Göttinger Taschen Calender« für 1789 abgedruckt ist.⁴⁸⁶ Während sich in Forsters Aufsatz viele der ernährungsbezogenen Aspekte wiederfinden, mit denen sich auch Lichtenberg auseinandergesetzt hat, wie etwa der Einfluß der Nahrung sowohl auf die physische Konstitution als auch auf die Empfindung des Menschen⁴⁸⁷ und das Phänomen unterschiedlicher Geschmacksempfindungen bei denselben Wahrnehmungsgegenständen,⁴⁸⁸ das Lichtenberg im Hinblick auf die olfaktorische Wahrnehmung artikuliert hat, unterscheiden sich Forsters Ausführungen nicht nur durch ihre geschlossene Form,⁴⁸⁹ sondern

leiten. [...] So erfindrisch ist die Leckerhaftigkeit. Zur Auflösung einer Aufgabe, zu der den weichlichen Asiaten vielleicht kein Preis von einer Gold=Schaumünze gebracht haben würde, hat ihn die Hofnung auf einen kühlen Leckerbissen gebracht.« (GTC 1778, S. 31 ff.). Die Erfindungskraft der »leckerhaften Ueppigkeit« (GTC 1787, S. 187) steht auch im Zentrum von Lichtenbergs Kalender-Artikel über ein »Wohlfeiles Mittel, sich in Sommern, da, wie im vergangenen, das Eis rar ist, kühles Getränke und Gefrorenes zu verschaffen.« Vgl. GTC 1787, S. 187–192.

486 Vgl. GTC 1789, S. 81–123. Zu dem Aufsatz, in dessen Zentrum die Frage »*was ist lecker?*« (Forster 8, S. 175) unter Einbeziehung der unterschiedlichsten Facetten des Begriffs »lecker« diskutiert wird, wurde Forster durch das Buch »om Läckheter« des Schweden Bengt Bergius angeregt, das Lichtenberg ihm zugeschickt hatte »mit Bitte, etwas draus auszuziehen; allein ich fand nichts was mir für den Kalender tauglich schien, daher schwadronirte ich etwas daher, und indulgebam genio meo, d. h., ich habe zum Scherz etwas paradoxes gesagt; nur ist es für den Kalender zu ernsthaft philosophisch, und die meisten werdens nicht verstehn.« (Forster 15, Nr 84, S. 173) – so berichtet Forster am 7. August 1788 Sömmering. Bereits am 4. Juni (eigentlich: Juli) 1788 hatte Lichtenberg zum schnellstmöglichen Abschluß der Arbeit gemahnt: »Feuer! Feuer! jam proximus ordet *Ucalegon* – O die Leckerbissen, die Leckerbissen, liebster Freund, nur zu einem Bogen, wenn nicht alles fertig ist; so haben Sie wieder Zeit bis zum Dienstag. Ich bitte recht sehr, bester Freund.« (Bw III, Nr. 1613, S. 54.). Zu Entstehung, Rezeption und sprachlich-stilistischer Form des Essays vgl. Forster 8, S. 415–419 sowie Rohner 1966.

487 Vgl. Forster 8, S. 170f.

488 Vgl. Forster 8, S. 165.

489 Die sprachliche Form des »Leckereyen«-Aufsatzes Forsters kennzeichnet vor ein ständiger Wechsel zwischen theoretischer Reflexion und diese illustrierenden Beispielen: »Das ist eine gesellige Prosa: sie schlägt vor, wirft ein, räumt ein, modi-

heben sich von Lichtenbergs weitgehend negativer Auffassung der Geschmacksverfeinerung, deren Ausdruck die Komposition ›leckerer‹ Speisen ist, vor allem in ihrer *positiven* Einschätzung der Leckerhaftigkeit ab. Der grundsätzlich empirisch-sinnlichen Haltung Lichtenbergs entspricht Forsters methodisches Vorgehen, dessen Ausgangspunkt die sinnliche Erfahrung bildet, wie er mehrfach explizit betont und damit zugleich seine Ablehnung der Metaphysik und ihrer Vertreter ausdrückt.⁴⁹⁰

Wie Lichtenberg, so stellt sich auch Forster die *Frage nach den Regeln des Geschmacks*, bei dem »derselbe Gegenstand ganz entgegengesetzte Eindrücke verursachen kann«⁴⁹¹. Wie Lichtenberg vertritt er die Auffassung, daß das menschliche Individuum eine Zusammensetzung verschiedener Fähigkeiten und Anlagen ist:

»Die intensive Stärke dieses oder jenes sinnlichen Eindrucks entscheidet noch nichts für die höhere Vollkommenheit desjenigen Nervensystems, welches nur dafür empfänglich ist. [...] In der Menschengattung ist das Individuum gewöhnlicherweise auch nur ein solches katoptrisch verzerrtes Bild, in welchem bald jene Anlage mehr hervorragt, diese oder jene Fähigkeit mit Hintansetzung der andern bis zur höchsten Stufe der Ausbildung gelangt ist.«⁴⁹²

Forster führt die Diskussion allerdings insofern weiter, als er Differenzen im gustatorischen Wahrnehmungsvermögen nicht nur konstatiert, sondern darüber hinaus eine ›Hierarchie des Geschmacks‹ zu geben sucht, an deren Spitze die verfeinerte, für vielfältige Eindrücke empfindliche Sinnlichkeit steht.⁴⁹³ Diese

fiziert, nimmt zurück, bricht ab und gibt, im Einverständnis mit dem Leser, eine Gedankenfolge auf, weil der Weg zu weit führte. Sie holt das assoziierende Denken von Seitensprüngen zurück.« (Rohner 1966, S. 147). Daß die Wahl dieser Form auch den zeitlichen Druck widerspiegeln könnte, unter dem der Artikel entstanden ist, legt die Forsters eigene Charakterisierung seines Aufsatzes nahe. So schreibt er am 18. Februar 1791 an Christian Friedrich Voß im Zusammenhang mit einem Kalender-Projekt: »Es ist die Frage, kann ich in dieser Zeit den Kalender ausarbeiten? – Ich mache die Gegenfrage, 1) wie stark soll er werden? 2) in welchem Tone? – In einem streng historischen? das geht nicht an; die Zeit ist zu kurz, und wir sind auch wohl den Gegenständen, den Begebenheiten zu nahe. – Also in einem leichten, desultorischen, philosophirenden, halb scherzenden Ton? Wenn er gut getroffen wird ist er der Beste; und wenn er gut getroffen wird, ist er auch das Werk einer schnellen Ergießung; allein ob ich das kann? Ich habe in dieser Gattung nur den einen Aufsatz in meinen kleinen Schriften: *über Leckereyen*, geliefert, der mir allerdings ziemlich schnell von der Hand gegangen ist«. (Forster 16, Nr. 115, S. 245.).

490 Vgl. auch Forster 8, S. 418.

491 Forster 8, S. 165.

492 Forster 8, S. 166.

493 Vgl.: »Ohnstreitig scheint aber auch unter uns diejenige Organisation den Vorzug zu behaupten, welche vor allen andern zu einer gewissen Universalität der Empfindungen und der Verhältnisse vorbereitet ist. Nur dieses feinere Gewebe empfängt und vergleicht sodann die Menge verschiedenartiger Eindrücke, wägt sie gegeneinander ab, und bestimmt ihren relativen Werth, indeß der grobe, wenn gleich in einzelnen Fällen schärfere Sinn, den wenigen Empfindungen, für die er empfäng-

universell orientierte und daher verfeinerte Sinnlichkeit bildet Forster zufolge die Ursache für die Entstehung jener zivilisierten Eßkultur, die sich durch die von Lichtenberg monierte komplizierte Zusammensetzung der Speisen auszeichnet. Positive Züge prägt Forsters Konstatierung, »daß die Verfeinerung der Sinnlichkeit, mithin auch selbst die Leckerey, so wie sie nur bey kultivirten Völkern entsteht, auch wieder ihrer Seits die allgemeine Aufklärung befördern muß. [...] Die dümmsten Völker nähren sich auf die allereinfachste Art; die Lebensart der klügsten ist am meisten zusammengesetzt.«⁴⁹⁴

Jeder künstlich zusammengesetzten Speise sind allerdings, so Forster, die Genußmittel vorzuziehen, die die Natur für den Menschen bereithält, jener »Balsam der Natur«⁴⁹⁵, dessen Vielfalt Forster am Schluß seiner Abhandlung in Form einer Aufreihung einer Fülle von Früchte unterschiedlichster Provenienz wiederzugeben sucht, denn: »Doch die Natur weiß in der Pflanzenschöpfung allein, ohne alles Zuthun der Kunst, dem Menschen ein Mahl erlebener Leckerbissen zu bereiten [...]. Vermag die so gerühmte Zunft der Wiener und Pariser Köche, vermag das ganze Heer der *Confiseurs*, *Destillateurs* und Zuckerbecker nur ein Produkt der Kunst uns aufzutischen, das diese *Leckereyen der Natur* ersetzt?«⁴⁹⁶ Die Bereitstellung natürlicher Nahrungsmittel, die Genußempfindungen zu evozieren vermögen, bildet in Forsters Argumentation den Beweis für die – heftig umstrittene – Auffassung, »daß die Fähigkeit zu genießen auch eine *Bestimmung* dazu mit in sich schließt«⁴⁹⁷. Mit dieser Ansicht von der Genußfähigkeit als genuin menschlicher Eigenschaft, die, wie er betont, sich eigentlich von selbst versteht, stellt sich Forster gegen die Verurteilung des sinnlichen Genusses, wie sie im Rahmen christlich-

lich ist, ohne Wahl und Vergleichung bloß instinktmäßig gehorcht.« (Forster 8, S. 167).

494 Forster 8, S. 170.

495 Forster 8, S. 181.

496 Forster 8, S. 179. Daß die Menge an natürlichen Sensationen, die Genußempfindungen erzeugen, vollkommen ausreiche, um den Durst des Menschen nach sinnlichem Genuß zu stillen, thematisiert auch Lichtenberg. Die künstlich erzeugten Genußmittel erscheinen ihm im Kontext dieser Erkenntnis nicht als verwerflich, sondern vielmehr als eine Art »Selbstbefriedigung«: »Mehr Dinge zu erfinden wie etwa der Schnupftabak, der allerdings eine gar seltsame Erfindung ist. Es ist doch wirklich, wenn man bedenkt wie viel Wohlgerüche es in der Natur gibt, eine Art von *Onanie*.« (J960)

497 Forster 8, S. 169. Hervorhebung von mir, U.F. Forster betont hierbei besonders, daß das Empfinden gustatorischen Genusses *nicht* bedeutet, daß die Nahrung weniger nahrhaft, oder gar ungesund sei. Lediglich Unmäßigkeit könne gesundheitliche Schäden hervorrufen: »Die nahrhaftesten Speisen sind insgemein die geschmacklosesten, und können schon darum am längsten genossen werden, weil sie nicht durch übermäßigen Reiz die Nervenwärtchen verwunden noch auch durch die öftere Wiederholung desselben Eindrucks endlich Überdruß erregen. Allein von allem Wohlschmeckenden überhaupt gilt dennoch die Regel, daß nicht sowohl dessen besondere Eigenschaft, als vielmehr nur das Übermaaß einem Gesunden schaden könne.« (Forster 8, S. 169).

ethischer Lebensauffassung zusammen mit der Befürwortung einer asketisch-genügsamen Lebenseinstellung proklamiert wird.

Mit dieser Verteidigung des Sinnengenusses und seiner ostentativ auf Erfahrung basierenden Haltung richtet sich Forster allerdings nicht nur gegen die von der christlichen Ethik proklamierten Grundsätze, sondern prangert darüber hinaus die Metaphysik im allgemeinen sowie die Lehre Kants im besonderen an:

»Dieses *von selbst verstehen* aber, welches nur die Sache des gemeinen Menschenverstandes ist, war nie die Sache gewisser Köpfe, die sich und andere überreden wollen, wir hätten Füße um nicht zu gehen, eine Zunge um nicht zu schmecken, Augen um sie nicht aufzuthun, und so weiter fort. – Sie finden die Selbsterhaltung im Entbehren und Dulden; und ob sie gleich vom Wissen eigentlich nicht viel halten, so glauben sie doch, es könne wohl, eher noch als der Genuß, unsere Bestimmung seyn. Das Mittel, wodurch sie alle Erfahrung entbehrlich machen wollen, geht dann freylich auch über den gemeinen Menschenverstand; und auf diesen Sprung ins weite Blaue verstehen sie sich allein.«⁴⁹⁸

Sofern Forsters »Leckereyen«-Aufsatz als Apologie der sinnlichen Erfahrung, aufgefaßt als Ausgangspunkt jeder theoretischen Reflexion, erscheint, ist er zugleich Ausdruck jener *empirischen* Auffassung, die sich auch Lichtenberg auf sein Banner geschrieben hat.⁴⁹⁹ Im Kontrast zu Lichtenbergs Schwerpunkt auf der visuellen Wahrnehmung, begreift Forster jedoch den Geschmackssinn mit Blick auf dessen existentielle Funktion im Zusammenhang mit der Nahrungssuche als prominente Sinnesmodalität, der »wir fast alle unsere Kenntnisse [...] verdanken. [...] Das Gesicht, der Geruch, und der betastende Sinn, der in den Fingerspitzen wohnt, sind in der Folge nur die Diener dieses mächtigen Triebs, dessen Gegenstände sie auskundschaften und gleichsam ihm zuführen müssen.«⁵⁰⁰

Forster versteht die *Leckerhaftigkeit als Ergebnis reflexiver Auseinandersetzung* mit der aufgenommenen Nahrung und der durch sie ausgelösten Genußempfindung, aus der sich die *Grundbegriffe ästhetischer Empfindung* »gut« und »schön« ableiten. Im Sinne der Vibrationstheorie verbindet Forster mit dieser Entwicklung eine Verfeinerung und Beschleunigung der Schwingungen im Gehirn:

»Allein die eigentliche Leckerey ist nicht die Erfindung eines Hungrigen, sondern eine Folge des Nachdenkens über einen habten Genuß, ein Bestreben der Vernunft, die Begierde darnach durch andre Sinne wieder zu reizen; und es war sicherlich kein geringer Fortschritt im Denken von der Sorge für den Magen, zu der Sorge für den Gaum! [...] Das Gedächtniß erhält doch neue Eindrücke; die Einbildungs-

498 Forster 8, S. 169.

499 Vgl. etwa: »Die schlimmsten Zeiten für die Physic und ihren Fortgang waren seit jeher die, in welchen man in Dingen, die jenseit unserer Sinne liegen, decidiren zu können geglaubt hat.« (Lichtenberg am 30. Dezember 1784 an Franz Ferdinand Wolff; Bw II, Nr. 1326, S. 967.).

500 Forster 8, S. 172f.

kraft brütet darüber; und selbst die Beurtheilungsgabe kann in einem größeren Kreise der zu vergleichenden Vorstellungen wirken. So entwickeln sich fast unmerklich die Begriffe des Nützlichen, Guten und Schönen nebst ihren Gegenbildern, und die Schwingungen des Hirns werden immer feiner und schneller, bis man endlich gar ein Wohlgefallen findet zu denken, bloß um gedacht zu haben; ein Beschäftigung, womit die Menschen auf der höchsten Stufe der Bildung sich entweder die Langeweile zu vertreiben, oder – weil die Extreme wieder zusammenkommen – sich Brod zu verdienen suchen.«⁵⁰¹

Die enge Verbindung von geschmacklicher Empfindung und ihrem sprachlichen Ausdruck, die bereits die »Vereinigung dieser beyden Naturanlagen, des Geschmacks und der Rede, in einem gemeinschaftlichen Werkzeuge«⁵⁰² nahelegt, exemplifiziert Forster anhand der Bezeichnungen für Süßigkeiten, die sowohl vom klanglichen Eindruck als auch von ihrem anschaulichen Potential her die gustatorische Genußempfindung wiedergäben: »Unter allen möglichen Verbindungen der Elemente behauptet indessen die *Süßigkeit*, diese mit Brennstoff gesättigte Pflanzensäure, als die allgemein gefälligste, ohn« allen Zweifel den Vorzug; und selbst die Lispeltöne ([...], *dulcis*, *dolce*, süß, *sweet*, *słodkie*,) welche diese Mischung bezeichnen, tragen in Klang und bildlicher Anwendung die untrüglichsten Spuren des hohen Wohlgefallens der europäischen Völker an ihrem Geschmack.«⁵⁰³

Diese sprachtheoretische Erkenntnis von der den Wörtern innewohnenden Sinnlichkeit findet ihre sprachpraktische Konsequenz in der Ausdrucksweise Forsters, die sich durch ihre sinnliche Empfindung anregende Wirkung auszeichnet. Die Sinnlichkeit seiner Sprache resultiert aus der Fülle an Bezeichnungen derjenigen Früchte, die Forster exemplarisch für die Vielfalt natürlicher Genußmittel aufführt. Gesteigert wird die sinnliche Wirkung darüber hinaus durch die Beifügung »sinnlicher« Adjektive, die häufig wertenden Charakter besitzen, wie etwa »wohlriechend«, »mild«, »lieblich«, »nahrhaft«, »köstlich«, »lecker«, »süß«, »fein«. Als beispielhaft für diese Diktion des sprachlichen Ausdrucks kann folgende Textstelle gesehen werden, die eine Konzentration von sprachlichen Ausdrucksformen, die die sinnliche Empfindung unmittelbar anregen, sowie von Umschreibungen der durch gustatorische Sensationen evozierten sinnlichen Empfindungen kennzeichnet:

»Was säumen wir länger, sie zu nennen, diese köstlicheren Erzeugnisse des Pflanzenreichs, die edlen Früchte aller Art, wo der Honigsaft mit einer lieblichen Säure, mit feurigen oder mit schleimartigen Ölen in tausend verschiedenen Verhältnissen versetzt, durch unzählige Veränderungen den Gaum bald kühlend erquickt, bald mit Würze durchdringt, bald wieder die gereizten Nervenspitzen mild umhüllt und zu neuem Genusse stärkt!«⁵⁰⁴

501 Forster 8, S. 173.

502 Forster 8, S. 175.

503 Forster 8, S. 177.

504 Forster 8, S. 179.

Daß Forster die Genußempfindung, ausgedrückt in der poetischen Diktion der Sprache und ihrer unmittelbaren Wirkungskraft auf die sinnliche Empfindung, als dem Menschen innewohnende, selbstreferentielle Fähigkeit akzentuiert und die Auffassung vom ›Genuß um des Genusses willen‹ proklamiert, deutet auf die Differenz des ›Emotionalisten‹ Forster zu Lichtenberg hin, dessen Beschäftigung mit Ernährung und Genußempfindung vergleichsweise rational geprägt ist, wenn er etwa nach Ursache und Wirkung, Sinn und Zweck sowie nach gesellschaftlichen und moralischen Wirkungen der gustatorischen Empfindungen fragt. Diese rational gesteuerte Sinnlichkeit Lichtenbergs zeigt sich auch im Vergleich seiner sinnlichen Metaphorik, die, verglichen mit der unmittelbaren Emotionalität der Sprache Forsters, zwar sinnliche Imaginationen anregt und Abstraktes illustriert, aber vor allem in intellektuell-witziger Weise.

»Sauern Kohl« und »Zuckerbrot«:

Gustatorische Metaphern und Vergleiche

in Lichtenbergs Bemerkungen zur Literaturproduktion und -rezeption

Die Möglichkeit, durch den Sprachklang die sinnliche, hier insbesondere die gustatorische Imaginationskraft unmittelbar anzuregen, registriert Lichtenberg, wenn er konstatiert: »Er konnte das Wort »succulent« so aussprechen, daß, wenn man es hörte, man glaubte, man bisse in einen reifen Pfirsich.«⁵⁰⁵ Diese Erkenntnis, daß der Sprache durch bestimmte Mittel sinnlich faßbare Ausdrucks- oder besser: Eindruckskraft verliehen werden kann, wird an vielen Stellen seines Werks deutlich. Das Ziel, das Lichtenberg mit dieser Versinnlichung des sprachlichen Ausdrucks und Anregung sensueller Imaginationskraft erreichen will, ist vor allem die Veranschaulichung abstrakter Thematik durch effektvolle Metaphern und Vergleiche. Im Kontext dieser Absicht stehen etwa die gustatorisch-digestiven Metaphern und Vergleiche, die Lichtenberg im Zusammenhang mit der Literaturproduktion und -rezeption verwendet.⁵⁰⁶

Ohne den abstrakten Begriff vom ästhetischen Geschmack zu gebrauchen, sondern ihn vielmehr durch den, ihm homonymisch zugeordneten, gustatorischen Geschmackssinn ersetzend, entwirft Lichtenberg eine Vorrede in Form eines allegorischen Dialogs zwischen Leser und Verfasser, in der er zugleich

505 H_{II}109.

506 Vgl. hierzu auch die folgende gustatorische Metaphorisierung religiöser Schriften im »Timorus«: «... wer unparteiisch sein will, der muß bekennen, daß sich in unsere Bibelerklärungen ein gewisser schädlicher Luxus eingeschlichen hat, so daß man wünschen möchte, Michaelis, Kennicot und Schultens hätten die Küsten von Arabien nie befahren. Sie haben uns allerlei Leckerbißlein von dorthier zugeführt, ohne die sich sogar die Weibsstühle in den Kirchen jetzt nicht mehr wollen abspeisen lassen. Wie viel bequemer und gesünder wäre es, wenn sie uns in unserer Einfalt, bei unserm Roggenkaffee und Gerstenbier, ich meine bei Luthers Übersetzung gelassen hätten [...].« (SB III, S. 221.).

seine Auffassung von der Funktion einer Vorrede verdeutlicht. Sie dient als erste Orientierung für den Leser sowie der Abstimmung zwischen der Erwartungshaltung des Lesers und dem ›Angebot‹ des Verfassers. Insofern bietet sie dem Verfasser Raum, sein Produkt in ansprechender Weise vorzustellen. Zugleich hält sie dem Leser die Möglichkeit offen, sich gegen die Rezeption des vorgestellten Werks zu entscheiden. Die Erwartungshaltung des Lesers entspricht hierbei derjenigen des Gastes in einem Wirtshaus, während der Verfasser in der Rolle des Wirts bemüht ist, seinem ›Gast‹ das vorhandene Gericht respektive Thema ›schmackhaft‹ zu machen:

»Zu einer Vorrede: Gespräch zwischen einem Leser und dem Verfasser.

Der Gast. Was haben Sie Gutes Herr Wirt?

Der Wirt. Nichts als was Sie hier sehen, was auf dem Küchenzettul steht, den Sie soeben in der Hand hatten.

Der Gast. Und ist das alles?

Der Wirt. Alles, mein Herr.

Der Gast. Aber sagen Sie mir um aller Welt willen, konnten Sie sich nicht auf etwas Bessers gefaßt machen?

Der Wirt. Ja was heißen Sie besser, mein Herr, ist das nicht gut?

Der Gast. Nein, so etwas was mehr widerhält. Sauern Kohl und Speck, oder so etwas.

Der Wirt. Das habe ich nicht, wenn ich gewußt hätte, daß ich die Ehre von Ihnen haben würde, und daß Sie sauern Kohl und Speck liebten, so hätte ich mich vorgesehen. Aber es kommen der Personen so viel, und jeder verlangt etwas anders, so daß ein armer Wirt nicht weiß, was er anschaffen soll. Dieses Gericht fand gestern Beifall.

Der Gast. Daß Sie doch keinen sauern Kohl haben! – Doch wenn es nicht anders ist, so geben Sie her.

Der Wirt. Ich hoffe Sie sollen zufrieden sein, es ist zwar man ein schlechtes Gericht, aber ich weiß es auf eigene Art zurechtzumachen. ich werfe allerlei daran, was einem hungrigen Magen bekommt. Belieben Sie näher zu treten mein Herr.«⁵⁰⁷

Bemerkenswert erscheint in diesem Gespräch vor allem die abschließende Versicherung des ›Wirts‹, sprich: Verfassers, daß das zu Rezipierende, obzwar von einfacher Provenienz, durch die individuelle Art seiner Behandlung sättigende, schmackhafte und zugleich bekömmliche Wirkung erhält. Das hier proklamierte Vermögen des Verfassers, durch Anwendung bestimmter ›Gewürze‹, sprich: stilistischer Mittel in individueller Kombination aus einfachen ›Zutaten‹, sprich: Gedanken, ein nahr- und schmackhaftes ›Essen‹, sprich: Lektüre, zuzubereiten, erinnert an »Die große Regel: Wenn dein Bißgen an sich nichts Sonderbares ist, so sage es wenigstens ein bißgen sonderbar.«⁵⁰⁸ Die stilistische und formale Modifikation einer Thematik, die mit einer Individualisierung der Sprache einhergeht, avanciert demzufolge zur ausschlaggebenden Prämisse und Garantin der geschmacklichen Qualität des Produkts.⁵⁰⁹

507 C₃₁₇.

508 E₂₄₃.

Diese Wichtigkeit der äußeren formalen Umstände erläutert und veranschaulicht Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag ebenfalls anhand der Nahrungsaufnahme und der ihr zugehörigen formalen Konventionen, wie sie in der zivilisierten Gesellschaft gebräuchlich sind:

»Wie viel in der Welt auf Vortrag ankömmt, kann man schon daraus sehen, daß Kaffee, aus Weingläsern getrunken, ein sehr elendes Getränk ist, oder Fleisch bei Tische mit der Schere geschnitten, oder gar, wie ich einmal gesehen habe, Butterbrod mit einem alten wiewohl sehr reinen Schermesser geschmiert.«⁵¹⁰

509 »Geistige« und physische Nahrungsmittel stehen sich bei Lichtenberg allerdings nicht nur in metaphorischen Wendungen nahe, sondern sind durchaus auch räumliche »Nachbarn«, beherbergt Lichtenbergs Bibliothek doch nicht nur geistige Nahrung in Form von Lektüre, sondern gewährt darüber auch den berühmten Göttinger Würsten Zuflucht vor Mäusen. Diesen Umstand erwähnt er mehrfach in seinen Briefen, so schreibt er auch an Christiane Dieterich: »Ich habe auch in Wahrheit so viel Würste auf meiner Rauchkammer, ich meine auf meiner Bibliothek, daß fast kein wichtiges opus darin steht, woran nicht eine Wurst hängt. Sind einmal diese aufgezehrt und ich bekomme Appetit, so erlauben sie mir ja wohl, daß ich mir ein Stückchen etwa drey Korckstöpsels lang ausbitte, hingegen bitte ich mir dereinst von den belobten Sau Ohren ein geneigtes Gehör aus; Gesegnete Mahlzeit.« (undatiert. Bw IV, Nr. 2971, S. 1025 f.). In einem Brief vom 26. März 1784 an Amelung gibt er gar eine genaue Lokalisierung der Würste: »Die Würste sind angeschafft und hängen würcklich auf meiner Bibliothek zwischen den Wercken Shakespeare's und Hume's.« (Bw II, Nr. 1256, S. 840 f.). Beinahe als Andeutung auf die sinnliche Anschaulichkeit der Sprache, die Lichtenberg wiederholt im Zusammenhang mit den Werken Shakespeares betont, erscheint hier die Nähe Shakespeares zu gustatorischen Genußmitteln. Mit einem satirischen Vergleich der Göttinger Würste, die Lichtenberg häufig an Verwandte und Freunde sandte, mit literarischen Erzeugnissen im Hinblick auf ihren Publikumserfolg bereichert Lichtenberg das Wurst-Paket, das er am 6. Mai 1784 an Amelung schickt: »Liebster Hertzens Mann Ein Päckel mit farciminibus Gottingensibus zur Probe folgt anbey, wenn das Zeug nur nicht verdorben ist, ich habe sie schon etwas lange in meiner Bibliothek hängen gehabt, weil da der Feind nicht hinkommt. Sollte sie abgestanden seyn, so erfolgen mit erster Gelegenheit andere. Es ist besonders wie diese Würste ausserhalb in Credit seyn müssen. Dieterich schickt alle halbe Jahr mit andern Geistes Producten wenigsten 1/2 Centner davon nach Berlin. Die Litterarischen Producte und hiesige Mett-Bücher kamen zuweilen wieder zurück, aber man hat kein Beyspiel das je eine Wurst wieder zurückgekommen wäre. Um den Handel recht in Aufnahme zu bringen werde ich Nikolai'n rathen einmal ein paar Pfunde in der allgemeinen deutschen Bibliothek recensiren zu lassen. Man hat hier ein altes Gedicht auf die Stadt, darin heißt sie Berühmt in allerley Bedeutung Durch **Würste**, Bibliothek und Zeitung, Compendien und Regenwetter Und breite Stein und Wochenblätter wo sie auch neben Geistes Producten stehen.« (Bw II, Nr. 1263, S. 848 f.) Das »alte Gedicht«, das Lichtenberg hier zitiert, stammt von ihm selbst. Vgl. B,76 sowie Bw I, Nr. 10, S. 14–19. Zur Bedeutung der Göttinger Würste vgl. Joost 1991 und Joost 1979.

510 L,504. Vgl. MH,15. Das Butterbrod, mit dem Lichtenberg hier die Folge der Beispiele schließt, begegnet in seinen Schriften mehrfach im Kontext der Kritik an sprachlicher Unbestimmtheit als Beispiel für Bezeichnungen, deren semantische Bedeutung eine derartige Elastizität kennzeichnet, daß im Extremfall schließlich die eigentliche Bedeutung überhaupt nicht mehr gilt – mit Lichtenberg gesprochen

Seiner Auffassung entsprechend, daß individueller sprachlicher Ausdruck und der innovative Umgang mit sprachlichen Bezeichnungen eine fast zwangsläufige Folge ›wahrer‹ Empfindung ist, illustriert er in seiner Satire »Gnädigstes Sendschreiben der Erde an den Mond«, die 1780 im »Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur« abgedruckt wurde, die sprachliche Diktion der zeitgenössischen deutschen Dichtung anhand von Vergleichen mit landestypischen Genußmitteln:

»Rechnet Ihr etwa darauf, daß Euch einige neuere deutsche Dichter von der verliebten Bank bei nächtlicher Weile anbeten? Mein lieber Mond, laßt Euch durch dieses affektierte Gewinsel dieser warmen Seelen nicht blenden, sie tun es nicht aus Empfindung, sondern bloß weil es die wärmeren Ausländer vor ihnen getan haben. Ihre Ausdrücke sind wie die meisten ihrer Brüder von außerhalb eingeführt, und kein einheimisches Produkt; sobald ihnen dieses genommen wird, so können sie so wenig Gedanken und Ausdrücke liefern, als ihre Acker Pomeranzen oder Gewürz. Was Unsere Deutschen von Herzen sprechen gleicht ihrem Rheinwein und Pumpnickel, gesund und derb aber nicht süße. Wären ihnen solche Prosopöien natürlich, sie würden sie mehr abändern. Die wahre Empfindung findet immer ihren eignen Weg, und trifft sie eine bereits gebahnte, so geschieht es selten ohne eine neue Bezeichnung.«⁵¹¹

Auffällig ist, daß Lichtenberg den Produkten der deutschen Dichtung zwar einen gesunden und derben Geschmack zuspricht, jedoch das natürliche Fehlen des ›Süßen‹ konstatiert. Übermäßige ›Süße‹ stellt er dagegen häufig im Zusammenhang mit seiner Kritik an der empfindsamen Poesie heraus. Hieraus ergibt sich für das literarischen Geschmack Lichtenbergs das Ideal einer sorgfältigen Abwägung des Derb-Gesunden und des Süßen. So verbindet er etwa mit den Schriften Jean Pauls einen Geschmack ›unerträglicher Schärfe‹: »Jean Paul ist doch zuweilen unerträglich, und wird noch unerträglicher werden, wenn er nicht bald dahin gelangt, wo er ruhen muß. Er würzt alles mit cayennischem Pfeffer und es wird ihm begegnen, was ich einst Sprengeln weissagte, er wird, um sich kalten Braten schmackhaft zu machen, geschmolzenes Blei oder glü-

also »Wörter die recht herumgezerrt worden sind, [dazu] gehören unstreitig die Wörter Butterbrod, Philosophie, Laune.« (D₁167, vgl. auch: »Das Wort Laune wird fast heutzutage in einem so weitläufigen Verstand genommen, als das Wort Butterbrod.« (D₁69).). Der Gebrauch derartiger Wörter ohne präzise Definition ist für Lichtenberg Ausdruck einer Ungenauigkeit, Unbestimmtheit und Unentschiedenheit, die nicht nur aus einer ungenügenden Reflexionsbereitschaft resultiert, sondern gar als Ausflucht erscheint, indem alle Interpretationsmöglichkeiten offen gelassen werden, um potentielle Kritik abzuwenden: »Er will indessen nicht leugnen daß Laune in seiner Schrift sei, da es diesem Wort gegangen zu sein scheint, wie mehreren und andern dem Wort *Butterbrod*, denn unter diesem Titel kann man einem in Nieder-Deutschland des Abends vorsetzen was man will, Kaltes oder Warmes, nur kein Butterbrod.« (SB III, S. 523.) Als Ausdruck von Bescheidenheit kann diese Unbestimmtheit hingegen möglicherweise im Titel einer Abhandlung wirken, so Lichtenberg: »Im Titel kann Butterbrod nachgeahmt werden. Ein bescheidener Titel.« (E₂79).

511 SB III, S. 410.

hende Kohlen dazu essen müssen. Wenn er wieder von vornen anfängt wird er groß werden.«⁵¹²

Die gustatorische Empfindung des Süßen verwendet Lichtenberg häufig zur Versinnlichung des stilistischen Charakters poetischer und lyrischer Texte, deren Wirkung er in seinen Hogarth-Erklärungen explizit mit der gustatorischen Empfindung gleichsetzt: »Wer die Seligkeit diese Mannes, der sich hier *seine eignen Verse* vielleicht zum hundertsten Male vorliest, nicht mit-schmeckt und mitfühlt, der ist gewiß nie selbst Vater von Versen gewesen«⁵¹³.

Mit ironisch-kritischen Beigeschmack begegnet das Süße in Form von »Zuckerbrot« vor allem, um die literarischen Produkte vermeintlicher »Genies« als »poetisch Zuckergebackenes«⁵¹⁴ zu charakterisieren. Die Kritik verschärfend, stellt Lichtenberg dem süßen Geschmack des Zuckerbrots das trockene, ungenießbare Stroh gegenüber und zeigt hierin seine eigentliche Auffassung vom Charakter der vermeintlichen Leckerei: »An die Spötter über Heynen. Ihr armen Seelen, die ihr so geneigt seid, eure kleinen Sarkasmen für Einfälle zu halten, so bald irgend ein junger Rezensent oder Peruquenmachen oder ein Primaner darüber gickelt wenn ihr nur einmal einen einzigen Augenblick empfinden könntet was Philosophie und Witz ist, euer vermeintliches Zuckerbrot würde euch wie Häckerling schmecken.«⁵¹⁵ Kontrastierend mit dem Süßen ordnet er stilistischer Unausgereiftheit im folgenden die bittere Geschmacksempfindung zu: »Er schreibt noch sehr bitter, Herr Klotz muß ihn erst ein bißchen umrühren bis der Zucker in ihm schmelzt.«⁵¹⁶ Mit dem Kontrast zwischen süß und sauer bzw. bitter experimentiert Lichtenberg in physiognomischen und Satire-theoretischem Zusammenhang: »Über die Kunst saure Gesichter süß zu machen, ließe sich ein Werk schreiben, bittere Satyren süß.«⁵¹⁷

Die Vorstellung vom Schriftsteller als »Koch« und auch als »Bäcker«, dessen Erzeugnisse gegart und gewürzt oder geknetet und gebacken werden müssen, wendet Lichtenberg auch auf seine eigene schriftstellerische Tätigkeit an. So schreibt er Boie am 19. Oktober 1778 über seine eigenen geistigen Pro-

512 L₁592.

513 SB III, S. 847f.

514 SB III, S. 511: »Sobald ein solches Geschöpf einmal glaubt, es *singe sanfte Empfindungen ins Herz*, singe den Scherz der Freude und der Grazien, mit einem Wort, wenn es einmal glaubt, sein poetisches Zuckergebackenes sei die einzige würdige Speise für die menschliche Seele und ein Brot des Lebens für das Herz, alsdann ist es so schwer ihm mit Gründen beizukommen, als dem Idealisten mit einem Streich Widerlegungen zu Tausenden schafft, durch welche keinem Fleisch zu dringen verstatet ist.« Vgl. B₁254. Ähnlich satirische Züge wie das Zucker-»Brot für die Seele« trägt auch die Wendung: »Eine Seelen-Schokolade, deren Gebrauch zum ewigen Leben führt.« (L₁50).

515 Aus: D₁238.

516 B₁14.

517 F₁304.

dukte: »Ich habe fürwahr eine Ladung von Dingen für ihr Museum, aber nur halbgahr noch.«⁵¹⁸ Über seinen Kalender schreibt er am 25. September an Georg Forster: »Gerne würde ich Ihnen gegen Ihr Geschenck von Ananas, mit einem Paar Suppen=Cartöffelchen von Calendern für Sie und Ihre Therese aufgewartet haben, allein es war mir gantz unmöglich ein Paar zum Versenden zu erhalten; roh wolte ich sie Ihnen nicht zuschicken, weil sie dieses Jahr ohne einige Zuthaten von Wiederholdt gar nicht zu genießen sind.«⁵¹⁹ Die Funktion der Kalender als Weihnachtsgeschenke für Verwandte und Freunde spiegeln Bezeichnungen wie »unsern litterarischen Pfefferkuchen«⁵²⁰ und »etwas von unserer Hausbackenen heil. Christwaare«⁵²¹ wider. In Verbindung mit seiner Kritik an der wählerischen Haltung des zeitgenössischen Publikums der Literatur spricht Lichtenberg dem Verfasser die Rolle der »Hofnarren eines undankbaren, verwöhnten leckeren Publikum«⁵²² zu. In allegorischer Form greift Lichtenberg diese »Leckerhaftigkeit« der Rezipienten in der Gleichsetzung des ästhetischen Geschmacks mit der gustatorischen Empfindung auf:

»An Herrn Lavater: Der Geschmack unsers kränkelnden Publikums ist schwer zu vergnügen, bei Trockenheit verlangt es die Versüßungen der Schreibart und des Witzes, und wo diese sind will es die bittern Heilkräfte deutlicher schmecken. Hier muß man, wenn man kann, die immer unparteiische Zunge der Nachwelt abwarten.«⁵²³

Mit Lichtenbergs Bild vom kochenden und backenden Schriftsteller sowie mit seiner Charakterisierung derartig erzeugter sprachlicher Produkte und deren Wirkung durch gustatorische Attribute korrespondiert der Vergleich der Textproduktion und -rezeption mit dem physiologischen Stoffwechsel. Diesem Vergleich liegt die Vorstellung zugrunde, daß der Textproduktion die Rezeption »geistiger Nahrungsmittel« vorangeht: »Es ist schade, daß man bey Schriftstellern die [...] gelehrten Eingeweide nicht beobachten kan, zu sehen was sie gegessen haben.«⁵²⁴ Analogiebildungen und Gleichnisse zwischen Nahrungsaufnahme bzw. -verarbeitung und Literaturrezeption als einer Art »geistiger Nutrition« begegnen in Lichtenbergs Schriften häufig. Sie basieren auf der folgenden Überzeugung Lichtenbergs:

»Nichts erklärt Lesen und Studieren besser, als Essen und Verdauen. Der philosophische eigentliche Leser häuft nicht bloß in seinem Gedächtnis an, wie der Fresser

518 Bw I, Nr. 541, S. 908. Vgl. auch die Wendung »halb gare Ideen« (aus: E₁194).

519 Bw III, Nr. 1699, S. 732. Wiederholdt ist der Buchbinder, mit den erwähnten »Zuthaten« meint demzufolge Lichtenberg den fehlenden Einband. Zu »Ananas« als metaphorische Umschreibung der Kartoffel vgl.: »*Ananas Troglodytes* die Kartoffel.« (J₁14) und die Anmerkung von Promies dazu (in: SB I/II, Komm. S. 540.).

520 Lichtenberg am 29. November 1791 an Friedrich August Lichtenberg (Bw III, Nr. 1973, S. 993.).

521 Lichtenberg am 16. Dezember 1797 an Christiane Marie Agnes Wendt (Bw IV, Nr. 2803, S. 798.). Vgl. auch Bw III, Nr. 1950, S. 971.

522 Aus: E₂226.

523 F₁1051.

524 Noctes, p. 16.

im Magen, da hingegen der Gedächtnis-Kopf mehr einen vollen Magen, als einen starken gesunden Körper bekömmt, bei jenem wird alles was er liest und brauchbar findet, dem System und dem inneren Körper, wenn ich so sagen darf, zugeführt, dieses hierhin und das andere dorthin, und das Ganze bekommt Stärke.«⁵²⁵

Die Ernährungs- und Verdauungsmetaphorik dient Lichtenberg in diesem Kontext dazu, den abstrakten, nicht sinnlich wahrnehmbaren inneren Verarbeitungsprozeß philosophisch-theoretischer Erkenntnisse zu versinnlichen. Davon abgesehen, daß Lichtenberg mit Ernährung und Stoffwechsel eine Metaphorik wählt, die als existentielle Basis allen organischen Lebewesen gemeinsam ist⁵²⁶ und von daher eine umfassende Allgemeinverständlichkeit der Metaphorik⁵²⁷ vermuten läßt, akzentuiert die Gleichsetzung der Aufnahme

525 F,203. Zu dieser Verbindung von Essen und Studieren vgl.: »Er verschluckte viel Weisheit, es war aber, als wenn ihm alles in die unrechte Kehle gekommen sei.« (H_{II}93). Auch die seelische Verarbeitung der Gedanken vergleicht Lichtenberg mit dem Verdauungsprozeß: »Die Hühner verschlucken Steine, wenn sie verdauen wollen. Die Seele scheint bei Verdauung der Gedanken etwas Ähnliches nötig zu finden, indem sie bekanntlich immer Steine in der Zirbeldrüse hat.« (H_{II}86).

526 Die Nahrungsaufnahme – als zur Erhaltung des menschlichen Seins in dessen irdischer Form unerläßliche Pflicht – bildet ein Element menschlichen Daseins, das allen Menschen gemeinsam ist und besitzt von daher gesehen eine egalisierende Wirkung im Hinblick auf die gesellschaftlichen und bildungsbezogenen Barrieren zwischen den einzelnen Individuen. Daß die Nahrungsaufnahme darüber hinaus als eine Art »erdende Verbindung« wirken kann, die den Menschen auf dem Boden der physischen Realität verankert und vor allem die Philosophen, falls Interesse am Erhalt der physischen Existenz besteht, zwingt, zumindest zeitweilig von den Höhen metaphysischer Gedankenflüge zum sinnlichen Genuß zurückzukehren, akzentuiert Lichtenberg in der folgenden Aufzeichnung, die sich satirisch mit den metaphysischen Denkweise einiger Philosophen befaßt: »Die Narren wären viel besser als unsere feinsten Philosophen, denn sie glaubten doch noch was sie sähen und empfänden, da hingegen einige engländische Philosophen der Natur den Rücken kehrten, glaubten was sie nicht empfänden. Ich bin so weit davon entfernt, darüber zu spotten, daß ich vielmehr seine Empfindung verleugnen für einen Adler-Flug von Vernunft halte, wogegen Sprache, Selbstmord und Wahnsinn bloße Flohsprünge sind. Das heiß ich Freiheit, ja müßten solche unternehmende Seelen des Essen und Trinkens wegen nicht wieder nach ihren Baracken der Erde zurückkehren, sie desertierten dem lieben Gott ganz und lebten wie er Teufel aparte.« (E,282). Zu diesem Aspekt vgl. auch Lichtenbergs Bemerkung über Goethes »Werther« und dessen Suizid-Thematik: »Ich glaube, der Geruch eines Pfannkuchens ist ein stärkerer Bewegungs Grund in der Welt zu bleiben, als alle die mächtig gemeinten Schlüsse des jungen Werthers sind aus derselben zu gehen.« (Bw II, Nr. 279, S. 525).

527 Vgl. »Jeder Mensch hat seinen Zirkel von Kenntnissen, worin er sich besser zu finden weiß als der meiste Teil unsrer Philosophen sich in den ihrigen zu finden wissen. In diesem bemerkt er das Lächerliche, das Feine, das Dumme, das Überflüssige in einem Blick, und wie kann es anders sein, wenn ich die Absicht einer Sache kenne, und habe mir eine Kenntnis der bekannten Mittel erworben, so muß es mir leicht sein das Falsche in neuen Mitteln einzusehen. Wenn ich einem Küchen-Mädchen eine Beschreibung von einem Gericht geben will, und sagte ihr daß es ein cürieuses Essen und von einem besondern Wohlschmack sei, und daß

geistiger ›Nahrung‹ mit dem physischen Stoffwechsel zudem Lichtenbergs Auffassung von der geistigen Ernährung als ebenso lebensnotwendige Bedingung wie die körperliche Ernährung.⁵²⁸

Lichtenberg zufolge setzt sich die menschliche Existenz aus zumindest zwei Hauptsystemen zusammen: Hierbei ist die Erhaltung des physischen Lebens auf den körperlichen Stoffwechsel angewiesen, während die geistige Existenz auf der Zufuhr geistiger Produkte, etwa in Form von Gedanken und Erkenntnissen, basiert. Die *systematische Anlage* der aufnehmenden Instanz garantiert hierbei die nutzbringende Verarbeitung des Aufgenommenen, die für den körperlichen Stoffwechsel im Verdauungsapparat stattfindet. Denn: Während die körperliche Verdauung die aufgenommenen Speisen in bestimmte Einzelteile spaltet, so daß sie ihren jeweils verschiedenen Funktionen im Körper zugeführt werden können, erscheint das systematische Umgehen mit dem Wissen als ein ähnlicher Prozeß, bei dem die Erkenntnisse geordnet und einem bestimmten Ort im Gesamtzusammenhang der Gedanken zugewiesen werden sollten.

Der Wert der Nahrung wird demzufolge nicht durch die Quantität des Aufgenommenen bestimmt, sondern ist einerseits bedingt durch die Qualität der Nahrung sowie andererseits durch den systematisierten Umgang mit dem Aufgenommenen, der letztendlich die praktische Anwendbarkeit der ›Nahrung‹ garantiert. Die Vernunft erfüllt in diesem Prozeß eine ›Zerkleinerungsfunktion‹, deren Anwendung für Lichtenberg ebenso selbstverständlich ist wie der Gebrauch der Zähne vor dem Schlucken:

man Grütze auf den Rand der Schüssel streuen könne, so wird sie mich sicher auslachen. Viele Schriftsteller behandeln ihre Materien auf diese Art, das Widersinnige ist ihnen verborgen. Wenn man also Personen etwas begreiflich machen will, so muß man sich der Beispiele aus ihrem Zirkel bedienen, und wiederum kann man aus diesen Erfahrungen lernen was man zu tun hat um eine gewisse Wissenschaft zu seinem Zirkel zu machen.« (D₁252). In diesem Zusammenhang faßt Lichtenberg Metaphern aus dem Bereich der Nahrungsaufnahme als Ausdrucksweisen auf, die in allen gesellschaftlichen Schichten verstanden werden: »Mit dem einen Auge in Perikles Jahrhundert, und mit dem andern in Kaiser Franzens und mit den Gedanken der Himmel weiß wo haben uns unsere Kunstrichter endlich eine Definition vom Natürlichen herausgekünstelt, woraus folgt, daß es zehnenmal leichter ist etwas Künstliches zu machen als etwas Natürliches, man sollte sich vor den Engeln schämen solche Sachen zu sagen, wenn man dem gemeinen Volk so etwas auf Essen und Trinken reduziert oder was sie sonst verstehen, ich glaub wir müßte unser Sein wieder von vornen anfangen um des Lebens sicher zu sein. Die Natur hat nur eine Regel für die Schriftsteller, und die läßt sich in zwei Worte fassen: *Laßts laufen*.« (E₁357).

- 528 Explizit artikuliert Lichtenberg diese Auffassung im folgenden: »Ich vergesse das meiste was ich gelesen habe, so wie das, was ich gegessen habe, ich weiß aber so viel, beides trägt nichts desto weniger zu Erhaltung meines Geistes und meines Leibes bei. (besser)« (J₁133).

»Daß ich etwas, ehe ich es glaube, erst durch meine Vernunft laufen lasse ist mir nicht ein Haar wunderbarer, als daß ich erst etwas im Vorhof meiner Kehle kaue, ehe ich es hinunter schlucke. Es ist sonderbar so etwas zu sagen und für unsere Zeiten zu helle, aber ich fürchte es ist für 200 Jahr, von hier ab gerechnet, zu dunkel.«⁵²⁹

Aus diesen Einsichten in die Ähnlichkeiten zwischen körperlichem und geistigem Stoffwechsel basieren Bemerkungen wie »*Mehr verdaut und besser geordnet*«⁵³⁰ und Formulierungen wie »Ich habe sehr vieles zu Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche aufgeschrieben, das aber digerirt werden muß.«⁵³¹, die sich auf das noch zu leistende systematische Durchdenken der jeweiligen Materie beziehen, sowie die Überschrift, mit der er sein »Sudelbuch J« versieht: »*Vermischte Einfälle, verdaute und unverdaute Begebenheiten, die mich besonders angehn.*«⁵³² Systematisch-ordnender Umgang mit Aufgenommenen meint auch die Identifizierung des unbrauchbaren Anteils der Nahrung, jener Ballaststoffe, die wieder abgegeben werden müssen, um das körperliche oder geistige System nicht zu überlasten.⁵³³

»Mit dem Nutritions=Geschäfte der Seele sieht es sehr betrübt aus, da giebt es Oefnungen genug Nahrung ein zu nehmen, aber da fehlt es an Gefäßen das Gute ab zu sondern an Lungen [...] und an den Gefäßen, [...] und hauptsächlich an primis viis, den unnützen Unrath dem großen Gantzen der Bücher welt wieder zuzuführen und wieder in den Kreislauf zu bringen. So etwas leisten die Systeme allerdings (NB Ernst).«⁵³⁴

529 F_I768.

530 Aus: C_I191.

531 Lichtenberg an Christian Gottlob Heyne, 6. Mai 1782; Bw II, Nr. 910, S. 320.

532 Aus: J_I S. 650.

533 Die Aufnahme übermäßiger Mengen an geistiger ›Nahrung, auf deren Gefahr in Form einer Lese- und Studiersucht Lichtenberg im Zusammenhang mit dem Branntweintrinken hinweist, beleuchtet er im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag als Merkmal der zeitgenössischen Gesellschaft in Deutschland kritisch, indem er es mit den traditionellen Essensgelagen früherer Zeiten und deren Attraktionscharakter vergleicht: »Der gesunde Appetit unserer Vorfahren, zu essen scheint sich jetzt in einen nicht ganz so gesunden Appetit zu lesen verwandelt zu haben, und so wie ehemals die Spanier zusammen liefen die Deutschen essen zu sehen, so kommen jetzt die Fremden zu uns uns studieren zu sehen.« (J_I690). Die Vorstellung von dem anderen Extrem in Form einer ›geistigen Diät‹ generiert Lichtenberg in Analogie zum Kuriosum der totalen Nahrungsabstinenz: »Janet MacLeod ist der Name des Mädchens, die viele Jahre nach einander nichts gegessen. Vorschlag den Soldaten diese Krankheit zu geben. Leute die in 10 Jahren keine Geistes-Speise zu sich genommen, außer ein Paar Journal-Grümchen, gibt es selbst unter Professoren, und ist gar keine Seltenheit.« (F_I968).

534 Noctes, p. 35. Vgl. K_{II}75.

*»Kur in Phantasien«: Funktion und Wirkung der Imaginationskraft
am Beispiel olfaktorischer und gustatorischer Metaphern,
Vergleiche und Allegorien bei Lichtenberg und Hogarth*

Die nutritive Metaphorik als Versinnlichung abstrakter geistiger Tätigkeit findet sich auch in Hogarths Kupferstichen. So entlarvt Lichtenberg etwa in seiner Erklärung zum achten Blatt von Hogarths Kupferstich-Zyklus' »Fleiß und Faulheit«, die allerdings erst postum von Dieterich als dem Herausgeber dieser letzten Erklärung aus Lichtenbergs nachgelassenen Notizen »zusammengelesen« worden ist,⁵³⁵ den abgebildeten »Wahlschmaus« als allegorische Darstellung eines »geistigen Gelages«.⁵³⁶ In seiner Erklärung deutet Lichtenberg das vermeintliche Festmahl um und stellt dessen allegorischen Charakter heraus, indem er das physische Nahrungsbedürfnis mit der geistigen Begierde nach Wissen gleichsetzt:

»Goodchild ist nun schon zum Sheriff von London erwählt worden, und hier gibt uns Hogarth das Beste davon, den Schmaus nach der Wahl. Wenn Hogarth Traktamente vorstellt, so ist gemeiniglich die Beschauung selbst ein Fest. [...] Bei Schmäusen, zumal bei so etikettlosen, als die englischen, ist der Mensch gerade in der Lage, die einem solchen Zeichner nötig ist, um ihn und sich zu zeigen. Hier wird Kraft gesäet und auch geerntet, reichlich, weil es nichts kostet, und frei, weil der Wein hier und da die Grenzlinien verwischt, welche Tee und Coffe oder Bier und Tobak ungeändert läßt. [...] Wenn man hierbei bedenkt, oder wenn dieses zu weitläufig sein sollte, als bekannt annimmt, daß *Studieren* eigentlich eine Art von *geistischem Essen* ist, und dieses Bild mit jener Rücksicht im Sinn betrachtet, so bekommt es auf einmal noch eine Seele, ein neues Leben, das den Geist unvermerkt zu allerlei Betrachtungen führt. Die Wißbegierde an dieser Tafel ist nämlich erschrecklich.«⁵³⁷

Entsprechend seiner Deutung der Hogarthischen Darstellungsweise als allegorische Gleichsetzung von geistiger und physischer Nahrungsaufnahme greift Lichtenberg diese Allegorisierung auf und erläutert sie, indem er Begriffe aus Sprache und Philosophie mit Handlungen der physischen Nahrungsaufnahme auf so vielfältige wie witzige Arten miteinander kombiniert. So verbindet er in bekannter Weise die Rezeption geistig-sprachlicher Produkte mit dem Digestionsprozeß von Speisen: »Was für Vorteil hat sich nicht dereinst das Vaterland von Nro 1 und 2, und zumal von Nro (4) zu versprechen, wenn der Satz, den er da auf der Gabel hat, einmal glücklich hinunter und verdaut sein wird.«⁵³⁸ Zu einem Seitenhieb auf die Metaphysik regt ihn die abstinente Haltung eines anderen Tischgenossen an: »Er geht zum Schmaus und ißt nicht. Oder zehrt er vielleicht an sich? Die Feinde der neuern Philosophie werden sagen: seht da das Ebenbild einer Metaphysik, die sich selbst auf-frißt.«⁵³⁹ Als Gegenbeispiel für eine derartige geistige Ernährung, sprich: das

535 Vgl. SB III, S. 1048f.

536 Vgl. SB III, S. 1049.

537 SB III, S. 1052f.

538 SB III, S. 1053.

539 SB III, S. 1053. Eine explizite Bestätigung für Übereinstimmung seiner Interpre-

Studieren, das Lichtenberg als »gelehrte Stallfütterung«⁵⁴⁰ gilt, und zugleich als exemplarische Realisierung der erkenntnistheoretischen Auffassung Lichtenbergs, alles Wissen auf eigene sinnliche Anschauung zu gründen, führt er Shakespeares sinnliche Erfahrungen und Beobachtungen in den Kaffeehäusern an:

»Shakespear wartete vor der Tür des Komödien-Hauses auf und machte sich Geld damit, das wissen wir. Was tat er für das Geld, nicht wahr, ging hin und studierte die Alten, blätterte sich die Lippen trocken hinter den Wörterbüchern und machte Auszüge? Nicht wahr? und wurde Hofmeister, sah gelb aus, wurde Professor, empfahl die Alten wieder, spitzte Stuben-Maximen zu, usw.? Nein er verzehrte sein Geld auf englischen Kaffeehäusern, speiste in einem *chophaus*, [an] öffentlichen Plätzen und das in einer Nation, die stolz darauf ist ihre Neigungen nicht zu verbergen, dort lernte er die Sprache der Alten verstehen und alsdann las er sie in einer Übersetzung, die er leicht verbessern konnte. Der Grund von allem ist die Beobachtung und Kenntnis der Welt«⁵⁴¹.

Die Kontrastierung der Kaffeehaus-Besuche Shakespeares mit der Rezeption historischen Wissens bildet gleichzeitig ein Plädoyer für die sinnliche Erfahrung als Basis für den Erfolg sprachproduktiver Tätigkeit. Wie ein Credo seiner Präferenz des sinnlichen Genusses vor der Literaturrezeption wirkt schließlich der folgende Ausruf Lichtenbergs: »Verbrannte Bücher lasse ich wohl gelten, aber verbrannte Braten!«⁵⁴²

Ein ähnliches Genußpotential wie der sinnlichen Anschauung spricht Lichtenberg der *Imaginationskraft* zu, deren zeitweise »ausschweifenden« Gebrauch er in seiner Selbstcharakteristik zu seinen besonderen Fähigkeiten zählt:

»Mit seiner Gesundheit ist dieser Mensch, ohnerachtet sie nicht die beste ist, doch noch immer so ziemlich zufrieden gewesen, er hat die Gabe, sich gesunde Tage zu Nutzen zu machen, in einem hohen Grade. *Seine Einbildungskraft, seine treuste Gefährtin* verläßt ihn alsdann nie, er steht hinter dem Fenster den Kopf zwischen die zwei Hände gestützt, und wenn der Vorbeigehende nichts als den melancholischen Kopfhenger sieht, so tut er sich oft das stille Bekenntnis, daß er im Vergnügen wieder ausgeschweift hat.«⁵⁴³

tation mit der Absicht Hogarths findet Lichtenberg schließlich in der Bildunterschrift, die Hogarth seiner Darstellung beigelegt hat: »So eben da ich die Unterschrift hersetzen will, finde ich meine obige Vergleichung zwischen studieren und essen unvermutet gerechtfertigt, denn wirklich paßt diese eher auf ein Auditorium, manches wenigstens, als einen Speisesaal. Sie ist aus den Sprüchw. Salom. Cap. 4. V. 7, 8. genommen: *Der Weisheit Anfang ist, wenn man sie gerne hört, und die Klugheit lieber hat, als alle Güter. Achte sie hoch, so wird sie dich erhöhen, und wird dich zu Ehren machen, wo du sie hergest.*« (SB III, S. 1054).

540 Aus: H_{II}118.

541 Aus: E_I265.

542 J_I328.

543 Aus: B_I81. Hervorhebung von mir, U.F.

Lichtenbergs Auffassung von der heilsamen Wirkung der Imaginationskraft schlägt sich sprachlich im Ausdruck von der ›Phantasie-Kur‹ nieder, in der das Genießen der Vorstellungen mit der nutritiven Wirkung einer Trinkkur gleichgesetzt wird: »Er trank die Kur in Phantasien und baute sie sich in Luftschlössern.«⁵⁴⁴ Diese Verbindung der körperlichen mit der geistigen Ernährung in Form nutritiver Metaphorik deutet die Gleichstellung von Imaginationskraft und sinnlicher Anschauung an. Die Vermengung dieser beiden Wahrnehmungsmodalitäten zeigt sich vor allem in den olfaktorischen und gustatorischen Phantasien, die sich sowohl in seinen Briefen als auch in den Hogarth-Erklärungen finden.

Seine Auffassung, daß die sinnliche Phantasie Empfindungen zu erzeugen vermag, die den aus realen Sensationen hervorgegangenen Empfindungen in nichts nachstehen, ja über sie hinausgehen, verdeutlicht Lichtenberg in einem Brief an Dieterich vom 27. April 1796. Hier berichtet er zunächst von zwei gustatorischen Sensationen, deren Köstlichkeit er mit effektvollen Vergleichen sprachlich vermittelt. Daß sich Lichtenberg der Wirkung seiner Ausdrucksweise auf die sinnliche Empfindung des Adressaten bewußt ist, zeigt seine – nicht unberechtigte – Vermutung, daß die Lektüre seiner Schilderungen appetitanregend wirken könnte. Für diesen Fall empfiehlt er angesichts der äußeren Umstände, die dem Adressaten verwehren, sich denselben lukullischen Genüssen hinzugeben wie er, die Imaginationskraft zu bemühen.

So augenzwinkernd-spöttisch Lichtenbergs konkrete ›Anleitung‹ wirkt, so ernsthaft erscheint dagegen seine Auffassung, daß die durch die Vorstellungskraft generierten gustatorischen Empfindungen den durch reale gustatorische Sensationen erzeugten Empfindungen mindestens adäquat sind:

»Unser guter, lieber Stallmeister hat mich zweymal traktiert, einmal mit saurem Kohl, der aussah wie gesponnenes Gold und schmeckte wie Goldes Werth, und dann mit dem Vierthel eines Auerhahns [...]. Wenn es Dir hierbey irgendwo wässert, so rathe ich zu einem Stückchen Edamer, im Bücher Gewölbe, mit der Serviette auf einem Makulatur Ballen. Es schmeckt herrlich, wenn man – dabey an etwas besseres denckt, und nichts besseres hat.«⁵⁴⁵

In seinen Hogarth-Erklärungen verwendet Lichtenberg olfaktorische und gustatorische Imaginationen in Form von Metaphern und Vergleichen vor allem in der Absicht, abstrakte und latente Prozesse zu veranschaulichen. Die sinnliche Metaphorik dient dabei nicht nur, die Verständlichkeit seiner Gedanken zu befördern, sondern darüber hinaus auch ein gewissen Grad an sinnlichem Genuß in Verbindung mit intellektuellem Vergnügen an der witzigen Ausdrucksweise zu gewährleisten.

Diesen Absichten entspricht auch die Verwendung des chemischen Prozesses der Gärung als Metapher für die Entwicklung des menschlichen Indivi-

544 K₁14.

545 Bw IV, Nr. 2624, S. 571.

duums, wie er sie in seiner Erklärung zu vierten Platte des »Wegs der Buhlerin« in allegorischer Form ausführt und schließlich auf die politische Entwicklung eines Staats überträgt.⁵⁴⁶ Im Anschluß führt Lichtenberg die zunächst lediglich konstatierte Gleichsetzung von Gärung und menschlicher Entwicklung aus, in dem er den gesamten Prozeß in einzelne Phasen differenziert:

»Die erste Gärung des Leben, o! wie erfreut die nicht des Menschen Herz! Wie wird da nicht aus allem Begeisterung und Entzücken mit langen Zügen gesogen! Einige Zeit darauf ist es nicht mehr so, wie – – *im vorigen Kriege*, oder was sonst der Annalist für Perioden hat. Es schmeckt nicht mehr. Man setzt mit *sauerem* Gesicht, und krampfhaftem Kopfschütteln in der Mitte ab. Die Leute verstehn's nicht mehr; es ist wahrlich nicht erlaubt; es ist *infam* – und so entsteht der Sauertopf. Nun immer weiter. Alter macht vorsichtig; Vorsicht mißtrauisch und Mißtrauen macht wieder älter. Es wird kalkuliert mit Gedanken-Strichen – auf der Stirn, und nicht selten zwischen Abendessen und Frühstück ein kostbares Mittagmahl eingenommen von eigenem Fett. So fällt ein Zahn nach dem andern, ein Löckchen nach dem andern, und eine Kraft nach der andern, und so geht es dann ohne Zähne, ohne Haare und ohne Kraft, oder wie Shakespeare sagt, *sans every thing*, durch die letzte Gärung zum *Faulen* über. – O! Wie er riecht! Fort mit ihm in die Kiste mit Hobelspänen; nach dem Resurrektions-Acker mit ihm, mit dem mächtigen Dinge, das nie wieder gehen wird! Das ist der Mensch.«⁵⁴⁷

Bemerkenswert erscheint hier Lichtenbergs Praxis, die einzelnen Phasen im Zusammenhang mit dem sinnlichen, insbesondere dem gustatorischen und olfaktorischen Wahrnehmungsverhalten samt den entsprechenden Sensationen zu charakterisieren. Während die Weingärung als erste Phase mit dem sinnlich-gustatorischen Genuß verbunden wird, wird die nächste Phase durch den allmählichen Verlust der Genußfähigkeit gekennzeichnet – gustatorische Sensationen, vormals Genußempfindungen evozierend, rufen nun stattdessen

546 Vgl.: »Bekanntlich spricht die Chemie von drei Stufen von *Gärung*: der *Weingärung*, der *Essiggärung*, und der *fauligen*. Aber es ließe sich auch wohl noch an ganz andern Orten davon sprechen, als in der Chemie. Es findet sich etwas Ähnliches überall, wo organischer Stoff aller Art mit einer Portion von volatilem *Je ne sçai quoi*, Leben oder Geist, oder was es ist, in mannigfaltiger Verhältnis von Quantität sowohl als Kraft verbunden, im Naturumlauf ist, der sich durch steten Wechsel erhält. So ist es mit dem Leben des Menschen und der Staaten, im Ganzen und in ihren Teilen.« (SB III, S. 774). Ein ähnliches Motiv verwendet Lichtenberg in der folgenden Bemerkung, in der er es allerdings aus der Bildlichkeit einer Redensart generiert: »Bei dem ist Hopfen und Malz verloren. B. Das setzt voraus, daß es mit ihm auf Bier angelegt gewesen wäre. Das ist es aber nicht. Es war alles Wassersuppe.« (J₁182)

547 SB III, S. 774. Die Übertragung dieser Allegorie auf die politische Entwicklung der Staaten und Städte handelt er im Anschluß vergleichsweise kurz ab: »Geht es mit Staaten und Städten anders? Was von den glorreichsten der Vorzeit noch übrig ist, sind Grabsteine über dem mächtigen Kadaver, oder armselige Sprößlinge um den faulen Stumpf, die sich mit jedem Winter verlieren.« (SB III, S. 774). Vgl. auch: »In Frankreich gärt es, ob [es] Wein oder Essig werden wird ist ungewiß.« (J₁1249).

Abscheu und Ablehnung hervor, die sich in dem ›sauren‹ Gesichtsausdruck spiegeln.⁵⁴⁸

Kalkulierendes Mißtrauen als Charakteristikum des gealterten Menschen veranschaulicht Lichtenberg anhand der auszehrenden Wirkung berechnenden Grübelns, dem der physische Verfall des Menschen als äußerer Ausdruck entspricht. Den Tod als Beginn der letzten Phase dieses physischen Verfalls versinnlicht Lichtenberg schließlich in krasser Weise durch den unangenehmen olfaktorischen Eindruck, der den Faulprozeß begleitet.

Obwohl häufig als Ko-Produzentin auditiver Phänomene und äußere Indikatorin innere Eigenschaften zweckentfremdet, begegnet die Nase so wie in dieser Allegorie auch in den anderen Hogarth-Erklärungen Lichtenbergs in ihrer ursprünglichen Funktion als Gerüche perzipierendes Sinnesorgan in Form sensueller Imaginationen. Olfaktorische Apperzeption erhält zwar keinen der visuellen und auditiven Wahrnehmung vergleichbaren Stellenwert, doch fehlt der Geruchssinn selten in einer Hogarth-Erklärung: Denn neben ›Beschauen‹ und ›Behorchen‹ verbalisiert Lichtenberg auch die imaginativ wahrgenommenen Gerüche, die von den dargestellten Szenen ›ausströmen‹.

Daß mit der Versprachlichung jedoch genauso wie mit der Verbildlichung olfaktorischer Eindrücke Schwierigkeiten im Hinblick auf die adäquate verbale oder visuelle Ausdrucksweise olfaktorischer Sensationen verbunden sind, wird etwa in Lichtenbergs Lavater-Parodie, dem ›Fragment von Schwänzen‹ deutlich: ›Dieses Schwein [...] vergiftete ganze Straßen mit *unaussprechlichem* Mistgeruch‹⁵⁴⁹. Hierbei fungiert das Attribut zwar hauptsächlich als satirisches Darstellungsmittel, deutet mit seinem ›Unsagbarkeitscharakter‹ aber bereits zu einem gewissen – hier nur leise anklingenden – Teil auf die Ohnmächtigkeit des sprachlichen Ausdrucks bei der Verbalisierung von Gerüchen hin, die, wie Lichtenberg andernorts explizit konstatiert, auch für die visuelle Darstellung von Gerüchen gilt: ›Aber so gehts wenn man Leuten durchs Auge deutlich machen will, was eigentlich, um vollkommen gefaßt zu werden, gerochen werden muß.‹⁵⁵⁰

Kurios erscheint folgende Passage aus der Erklärung zu Hogarths ›Herumstreichenden Komödiantinnen‹, in der Lichtenberg aus angeblicher Furcht vor der drohenden Zensur seiner Schrift – eigenem Bekunden zufolge wäre er hier nämlich sehr wohl fähig, seine Wahrnehmung in Sprache umzusetzen das eben nicht verbalisiert, wozu Hogarths Bild seine olfaktorische Phantasie anregt, sondern vielmehr verschweigt – nimmt man das Nächstliegende an und faßt den ›dritten Sinn‹ als Geruchs- und Geschmackssinn auf:

548 Gustatorische Attribute als Metaphern des Gesichtsausdrucks verwendet Lichtenberg auch in seiner ›Anti-Physiognomik‹, in der er die landläufige Bezeichnung vom ›sauren Gesicht‹ um das ihr antonymisch zugeordnete ›süße Gesicht‹ erweitert. Vgl. ›die süßen und sauren Gesichter[n]‹ (SB III, S. 278). Von der ›Kunst, saure Gesichter süß zu machen‹, spricht Lichtenberg in F₃304.

549 SB III, S. 533. Hervorhebung von mir, U.F.

550 J₁284.

»So viel für Auge und Ohr. Den dritten Sinn wollen wir ruhen lassen. Leider! hat Hogarth mehr als einmal sehr schlecht für die Ruhe desselben gesorgt. Vermutlich weil er auch zugleich für die Gemüts-ergötzung einer Klasse von Menschen sorgen wollte, die etwas andere Gemüter und etwas andere Definitionen von schönen Künsten haben, als wir. Selbst dieses Blatt ist nicht frei von diesem Mutwillen, oder eigentlich dieser Ungezogenheit. Ich fürchte meinen Zensor und schweige daher. Die Leser verlieren ohnehin nichts dabei. Es betrifft bloß eine kleine Insel, und die mag dann ohne Schaden unbekanntes Land bleiben, wie so manche andre Insel auf der Welt, die unendlich viel größer ist.«⁵⁵¹

In den Hogarth-Erklärungen verarbeitet Lichtenberg seine olfaktorischen Imaginationen auf unterschiedliche Weise: Häufig gebraucht er sie zur metaphorischen Umschreibung. So verdeutlicht er etwa in den »Komödiantinnen« mittels einer olfaktorischen Metapher, in der der echte Leichengeruch dem bloßen Vortäuschen, sprich: Parfümieren, gegenübergestellt wird, seine vorsichtige, ja argwöhnisch anmutende Haltung bei der Be- oder Verurteilung der Bilder Hogarths. Zu ihr gelangte er aufgrund der Erfahrung, daß vermeintliche Fehler oder Flüchtigkeiten in den Kupferstichen oftmals von Hogarth bewußt eingesetzt wurden, um den Rezipienten in die Irre zu leiten, und hinter denen letztendlich häufig mehr Hintersinniges verborgen liegt, als zunächst vermutet:

»Jetzt, wenn man mir sagt: dort liegt der Fuchs tot vor dem Hühnerstall und riecht schon, frage ich immer erst: seid ihr auch sicher, daß sich der Schalk nicht etwa bloß parfümiert hat und lauert?«⁵⁵²

Ähnlich wie mit musikalischen Fachtermini verfährt Lichtenberg auch mit Begriffen aus dem lexikalischen Feld um die Wörter »Riechen« und »Geruch«. So wendet er im folgenden Zitat aus der »Heirat nach der Mode« den Ausdruck »Wittern« zuerst in dessen eigentlicher Bedeutung an, um ihn anschließend im übertragenen Sinn zu gebrauchen:

»Es ist ein kleines parfümiertes Kopfzeug, das hier von dem Schoßhündchen der Dame mit Bologneser-Sagazität entdeckt und mit friedliebender Behutsamkeit beschniffelt wird. [...] So viel von den Taten des jungen Herrn in voriger Nacht, wovon hier das Hündchen die Witterung hat, – und nun ein Wort von den Taten der jungen Dame die der junge Herr selbst wittert.«⁵⁵³

Die enge Verbindung der Darstellung olfaktorischer Wahrnehmungen mit der Schilderung gustatorischer Sensationen demonstriert der nächste Abschnitt, in dem der Geruch als Antizipation des Geschmacks fungiert. Tritt das Riechen in der vorigen Passage in seiner übertragenen Bedeutung als »in etwas hinein- riechen«, also etwas nur oberflächlich betreiben, auf, kommt dem Schmecken im Sinne von »Behagen« hingegen eine stärker fühlbare, tiefergehende Wirkung zu:

551 SB III, S. 687. Zu dieser kryptischen Stelle merkt Promies an: »Auf welches Detail Lichtenberg anspielt, ist nicht ersichtlich, falls er nicht den offenbar gefüllten Nachttopf meint.« (SB III, Komm., S. 336).

552 SB III, S. 669.

553 SB III, S. 927.

»Es muß erbärmlich geschmeckt haben, denn der alte Haushofmeister, der das Frühstück brachte, trägt es ungenossen wieder weg. [...] Es war freilich eine harte Kost, und doch sind das nur Semmelschnittchen gewesen gegen den Pumpernickel, den er da unter dem Arm trägt, das Hausbuch (Ledger); an dem ist schwerlich nur einmal gerochen worden!«⁵⁵⁴

In dieser Bemerkung klingt insofern das dialektische Verhältnis von gustatorischem und olfaktorischem Sinn an, als Lichtenberg das Riechen hier für eine Distanzierung vom Gegenstand verwendet, während das Schmecken einen unmittelbaren, weil direkten Kontakt mit dem Gegenstand impliziert. Im Hinblick auf den Geschmack erfüllt der Geruch antizipatorische Funktion, indem das Riechen dem Schmecken vorausgeht und sowohl den Appetit anzuregen vermag als auch die Chance offenhält, den engsten Kontakt mit dem Gegenstand abzulehnen.

Eine Ahnung von der unmittelbaren Wirkung des Geschmacks vermittelt etwa folgende Passage, in der die Entwicklung der menschlichen Existenz mit den Jahreszeiten und deren nahrhaften Produkten metaphorisiert wird. Hier setzt Lichtenberg gustatorische Sensationen vor allem ein, um eine sinnlich-faßbare, »schmeckbare« *Atmosphäre* zu kreieren, die an Forsters »Leckereyen« erinnert:

»Der Frühling des Lebens, und selbst dessen Sommer, beschenkt sie mehr mit Leckerbissen als mit derber, dauerhafter Nahrung. Im Herbst erst reift der Göttertrank, der das Menschenherz erfreut. Der ist die Zeit der königlichen Bergamotte, der erquickenden St.Germain, der schmalzigen Poire de beurée blanche, und des – braunen Kohls und alles dessen, was sich bis in den spätesten Winter hält.«⁵⁵⁵

In ähnlicher Weise dienen auch olfaktorische Sinneseindrücke oftmals, atmosphärische Akzente zu setzen, wobei sie jedoch häufig in indirekter, sozusagen »versteckter« Form auftreten. So bewirkt zum Beispiel Lichtenbergs Erklärung der »Punschgesellschaft«, daß der Bildraum als verraucht und stickig erscheint. Dies erreicht Lichtenberg vor allem durch die Verbalisierung der verschiedenen abgebildeten »Raucherzeuger«: Er schildert etwa in der »Punschgesellschaft« den »Virginische[...]n, U.F.] Weihrauch, der aus einer Pfeife aufsteigt«⁵⁵⁶, den schwarz-perückten Raucher, der »so ganz für sich aus

554 SB III, S. 929. Auf diese Stelle rekurriert Lichtenberg in seiner Erklärung zur vierten Platte der »Heirat nach der Mode«: »Jetzt sieht sein Auge nicht, so wenig als vermutlich sein Ohr hört, oder seine Zunge schmeckt; *es ist geistige Kost, die er genießt, oder zu verdauen sucht; vielleicht ein Paar Papier-Schnitte vom Haushofmeister* und etwas von der Herzens-Kollation, die dort jetzt von Almanzéi belauscht wird. Er ist sicherlich der Ehemann – nach der Mode.« (SB III, S. 954. Hervorhebung von mir, U.F.). Die gustatorische Metaphorik avanciert durch diese Rekursion zu einem Element, das die Erklärungen zu den einzelnen Platten miteinander verbindet, und trägt insofern zu dem geschlossenen Charakter des gesamten »Erklärungszyklus« bei, ohne die Autonomie der einzelnen Abschnitte aufzuheben.

555 SB III, S. 955.

556 SB III, S. 676.

einer unbekannten Welt kümmerlichen Odem herübersaugend und in die bekannte erstickenden Dampf herabschmauchend«⁵⁵⁷ wohl die personifizierte Philosophie sein könnte, oder auch in den »Vier Tags-Zeiten«, wenn Lichtenberg das Ambiente des im Bild dargestellten Kneipenraums beschreibt: »Das Lustige hierbei ist (denn Hogarth tut nichts umsonst), daß diese Leute eine Rauch-Stadt ausdrücklich in der Absicht verlassen haben, um der Landluft zu genießen, und sich hier nun in eine Rauch-Kammer einsperren.«⁵⁵⁸

Der empirischen Erfahrung entsprechend, daß dort, wo Rauch ist, auch das Feuer nicht weit ist, tragen zur Erzeugung bestimmter atmosphärischer Stimmungen vor allem metaphorische und komparative Sprachwendungen aus den Wortfeldern um Licht und Feuer bei, die zum einen visuell als Hell-Dunkel-Empfindung wahrgenommen, zum anderen als Temperaturen *gefühlt* werden. Diese Empfindung des Atmosphärischen steht zusammen mit dem Gefühl und der Erahnung im Zentrum des im folgenden Abschnitts.

3.4 »alles ist mehr Gefühl als Reflexion und unbeschreiblich«: Taktils und Sensitives – Empfindung, Schmerz, Imagination

Nach den visuellen, auditiven, olfaktorischen und gustatorischen Sensationen stehen im folgenden Lichtenbergs Schilderungen taktiler und sensativer Empfindungen im Mittelpunkt der Betrachtung. Leitfragen sind hierbei, in welchen Kontexten, unter welchen Aspekten, in welcher Form und mit welchen Absichten Lichtenberg taktile und sensitive Empfindungen schildert. Ein Schwerpunkt liegt auf der Schmerzempfindung, deren Reflexion eine zentrale und immer wiederkehrende Thematik in Lichtenbergs Leben und Werk bildet.

Einleitendes:

Taktile Sensationen in Form von Metaphern, Haut als Sinnesorgan und Objekt taktiler Wahrnehmung

Schilderungen taktiler Sensationen begegnen in Lichtenbergs Schriften im Vergleich zu visuellen, auditiven, olfaktorischen und gustatorischen Eindrücken eher selten – wenn, dann vor allem in *metaphorischer* Funktion. So spricht er etwa von der »*Rauhigkeit*« des Sprachklangs⁵⁵⁹ und stellt in einer stilkritischen Bemerkung dem Samt als Inbegriff des Weichen und Feinen das gröbere, handfeste Bärenfell gegenüber: »lauter Samt im Styl ist nichts etwas Bär Peltz schadet nicht.«⁵⁶⁰

557 SB III, S. 699.

558 SB III, S. 720f.

559 Vgl. F₁822.

560 Noctes, p. 12.

Ein Kennzeichen der physiognomischen Schilderungen Lichtenbergs, wie sie etwa in den Hogarth-Erklärungen enthalten sind, ist ihre minuziöse Detailliertheit. Sie vermitteln häufig den Eindruck, daß die betrachtete Oberfläche ›mit den Augen abgetastet‹ wird. So in der folgenden Beschreibung eines ›Non-Gesichts‹, in der Lichtenberg die physiognomische Gestalt als reliefartiges Auf und Ab verschiedener Ebenen sprachlich ›skulpturiert‹:

»Der Kerl, dem der Kopf gehörte, war stark und untersetzt, und allem Anschein nach vollkommen gesund und munter. Was sein Gesicht von allen unterschied, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe, war der gewiß sonderbare Umstand, daß man es beim ersten Anblick für gar kein Gesicht hielt, und es Zeit brauchte sich zu orientieren und sich mit den datis bekannt zu machen, um sie unter der Form eines Gesichts anschauen zu können; etwas, was mir sonst im ersten Augenblick, möchte ich sagen, mit jeder Sommerwolke und jedem Dintenfleck gelingt. Nach näherer Untersuchung fand es sich, daß der ganze Lärm von der Nase herrührte. Diese war eigentlich nicht platt, sondern ihr Rücken vielmehr beträchtlich hoch. Allein statt, daß sonst die hohen Nasen gewöhnlich sehr steil von beiden Seiten gegen die Backen abschließen, so neigte sich diese so sanft, daß die *radices* dieses Gesichts-Gebirges beinahe gegen die Ohren hin zu liegen kamen, wohin sie auch von den Nasen-Läppchen, wenigstens bis auf halben Weg begleitet wurden. Die Wirkung, welche diese sonst ziemlich einfache Abänderung im Ganzen tat, ist in Wahrheit unbeschreiblich. Es ließ, als hätte der Kerl eine breite fleischfarbene Binde über das Gesicht gebunden, in die man ein Paar Nasenlöcher geschlitzt, und ihr hier und da etwa ein Bißchen Relief aufgepinselt hätte. [...] Schön war das Gesicht allerdings nicht, aber auch nicht ekelhaft, welches vorzüglich durch die gute Farbe, ein Paar Reihen vortrefflicher Zähne, und durch Augen, wie ein Paar Stilette, bewirkt wurde. Er sprach viel und lachte viel, und ganz gewiß auch über uns. In der Tat ist es auch sehr gut bei einer solchen Physiognomie, den Angriff nicht abzuwarten.«⁵⁶¹

Lichtenberg akzentuiert hier zunächst die Irritation, die die Betrachtung des Gesichts in ihm hervorruft: Seine Imaginationskraft versagt insofern, als die Identifikation der Gesichtsphysiognomie als solche zunächst problematisch erscheint. Als Ursache dieser Irritation erkennt er schließlich die ungewöhnliche Form der Nase, jenes »Gesichts-Gebirges«, dessen ästhetische Wirkung im Hinblick auf die Gesamterscheinung des Gesichts sich »in Wahrheit« jedem Verbalisierungsversuch entziehe. Das Problem, seinen Eindruck von diesem Gesicht trotzdem möglichst adäquat zu vermitteln, löst er mit Hilfe eines Vergleichs, in dem er das Gesicht als Ergebnis *menschlicher* Formung, ähnlich karnevalesker Gesichtsmodifikation, vorstellt und ihm damit künstlich-künstlerische Züge verleiht.

Die Schwierigkeit, die durch das Wahrgenommene evozierten Empfindungen adäquat auszudrücken, zeigt sich im abschließenden ästhetischen Urteil: Lichtenbergs Beschränkung auf die lockere Setzung zweier Eckpunkte in Form der beiden negierten Aussagen ›nicht schön‹ und ›nicht ekelhaft‹ verleiht seiner Einschätzung ein unbestimmtes und offenes Moment. Sein Urteil erscheint weniger als dezidierter, vielmehr als *approximativer* Ausdruck einer

561 SB III, S. 1023.

ästhetischen Empfindung, die im Freiraum *zwischen* den beiden Aussagen anzusiedeln ist. Zugleich überantwortet er damit die nähere Eingrenzung des ästhetischen Urteils dem individuellen Empfinden des Lesers und lädt zur Bildung einer eigenen Meinung ein. Dieses Offenlassen des letztendlichen Urteils verweist insofern auf Hogarths Darstellung, als zur Herausbildung einer individuellen und dezidierten Meinung auf die visuelle Quelle der Erklärung zurückgegriffen werden muß.

Bemerkenswert im Hinblick auf die Vermittlung sinnlicher Eindrücke erscheint der Vergleich der Augen mit ›Stiletten‹ insofern,⁵⁶² als in ihm die taktile Empfindung aus der gängigen Metapher vom ›stechenden Blick‹ mit-schwingt. Die taktile Sensation des Stechens impliziert auch das folgende *bildliche* Gleichnis zwischen Herz und Nadelkissen, das, ähnlich wie die Stillet-Augen, auf einem bekannten metaphorischen Motiv und zwar auf der mythologischen Vorstellung vom Pfeile abschießenden Amor beruht. In der Fortführung des Vergleichs thematisiert Lichtenberg nicht nur die Vielzahl der ›Pfeile‹, sondern weist vielmehr mit dem ›Kopfzeug‹, das er hier als weiteres Vergleichsobjekt wählt, auf die *eigentliche* Funktion dieser ›Pfeile‹ oder ›Nadeln‹ hin, nämlich: das ›System des Kopfzeugs‹ zusammenzuhalten. Die Lokalisierung der Pfeile im Herzen impliziert somit nicht nur eine Umfunktionierung der Pfeile, sondern läßt zugleich auf den gegenwärtigen, ›systemlosen‹ Zustand des Kopfes, in dem der Verstand als dem Herzen komplementäre Urteilsinstanz des Menschen sitzt, schließen. Die Metaphorisierung verweist insofern sowohl auf die emotionale als auch auf die rational-intellektuelle Verfassung:

»Er ging von dem Ball nach Haus mit einem Herzen so voller sanfter Pfeile, daß, wäre es möglich gewesen es dem Gesicht zu unterwerfen, es gewiß einem Nadelküssen nicht unähnlich müßte gesehen haben, dem eine Putzmacherin alle die geheimen Banden (*besser*) anvertraut hat, die das System eines Kopfzeugs zusammen hielten.«⁵⁶³

Das erotische Potential dieses Eintrag, das in der impliziten Amor-Assoziation enthalten ist, führt Lichtenberg in der zweideutigen Wendung von den ›anvertrauten geheimen Banden‹ fort. Wie im Vergleich der Augen mit den Stiletten zeigt sich hier eine der Methoden, die Lichtenberg zur Bildung extraordinärer Metaphern und Vergleiche anwendet: Eine bekannte, jedoch selbst nicht thematisierte Metapher erscheint durch assoziative Leistungen in spezifisch abgewandelter Form und wird allegorisch fortgeführt. Lichtenbergs Gleichnis zwischen Herz und Nadelkissen bildet darüber hinaus ein Beispiel für sein Bestreben, sensitive Empfindungen und emotionale Zustände angemessen zu verbalisieren und durch ihre Transformation in bildliche Metaphern sinnlich faßbar, sichtbar und fühlbar zu machen.

562 Vgl. hierzu »Augen wie ein Stilet.« (K_{II}244).

563 F_I1105.

Lichtenbergs Bemühen, seine taktile Wahrnehmung möglichst adäquat durch die Sprache zu vermitteln, zeigt sich im folgenden Vergleich: »Ihr Kinn fühlte sich so sanft an daß auch die feinste Seite in Baskervilles Milton, eines der besten gedruckten Bücher, die man hat, und dieses auf das feinste Papier, nur bloßer Pappdeckel dagegen wär.«⁵⁶⁴ Als Objekt des taktilen Wahrnehmungsvermögens erscheint die Haut auch in der nächsten Notiz, in der er die ›geo-physiognomische‹ Gestalt der Vulkane als sinnliche Metapher für Hauterhebungen verwendet. In der Fortführung dieser Metaphorisierung überträgt er die Funktion der Vulkane als Naturphänomene, deren Kennzeichen die Veräußerlichung von ehemals unter der Oberfläche Verborgenen, spricht: Magma, ist, auf die Hautveränderungen, die in der Konsequenz, ebenso wie die Vulkane, zu äußeren Symptomen innerer Zustände werden: »Wenn das Gesicht mit kleinen Vulkanen übersät ist, so schließe ich auf einen Brand.«⁵⁶⁵ Die Haut als Oberfläche des Körpers tritt an ihren vulkanartigen Stellen über ihre Funktion als Sinnesorgan, das taktile Sensationen aufnimmt, hinaus und wird zur Indikatorin innerer Zustände. Die thermische Metaphorik, die Lichtenberg hierbei zur Charakterisierung der inneren Verfassung wählt, verwendet er häufig in dieser Funktion, vor allem im Zusammenhang mit der Kontrastierung von rationalem und emotionalem Vermögen des Menschen, repräsentiert durch Kopf und Herz.

*Lichtenbergs wissenschaftliche Beschäftigung
mit thermischen Phänomenen als Basis sinnlicher Metaphorik*

Lichtenbergs intensive wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem physikalischen Phänomen der Temperatur wird vor allem durch die »Sudelbücher« J und L dokumentiert. Die in ihnen notierten theoretischen Erkenntnisse können als sinnesphysiologische wie naturwissenschaftliche Grundlage der thermischen Metaphern und Vergleiche aufgefaßt werden.⁵⁶⁶

564 B,222.

565 F,863. Neben der Gesichtsphysiognomie können auch Handlungen zu äußeren Indikatoren innerer Verfassung werden. Vgl. hierzu etwa die Erklärung zur vierten Platte der »Heirat nach der Mode«, in der das ›Schlürfen‹ heißer Schokolade zum Ausdruck eines anderswo lokalisierten, vermutlich inneren ›Brands‹ avanciert: »O! es zwick, es zwick schon jetzt irgendwo etwas an ihm. *Wer wird Chokolade so schlürfen, selbst die heißeste, wenn es nicht noch sonst wo brennt.* Jetzt sieht sein Auge nicht, so wenig als vermutlich sein Ohr hört, oder seine Zunge schmeckt; es ist geistige Kost, die er genießt, oder zu verdauen sucht; vielleicht ein Paar Papier-Schnitte vom Haushofmeister und etwas von der Herzens-Kollation, die dort jetzt von Almanzéi belauscht wird. Er ist sicherlich der Ehemann – nach der Mode.« (SB III, S. 954. Hervorhebung von mir, U.F.). Die Unregelmäßigkeit der Gesichtsoberfläche regt Lichtenberg auch zu witzig-derben Vergleichen an: »Die Braut war pockengrüblich, und der Bräutigam finzig. Spötter sagten, wenn das Pärchen nur erst zusammengeschmiedet wäre, so gäben ihre Gesichter ein treffliches Waffeleisen.« (H_{II}87).

566 Zu Lichtenbergs physikalischen Experimenten und Reflexionen über Wärme und

Exemplarisch definiert Lichtenberg im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag, der als Skizze des einleitenden Abschnitts zum Naturphänomen des Feuers in dem geplanten Kompendium aufzufassen ist, die Begriffe *Wärme* und *Kälte*. Ausgehend von der Betrachtung der thermischen Empfindung des Menschen bestimmt er die Kälte als Absenz von Wärme und erläutert den Zusammenhang von Licht und Wärme sowie das Feuer als Inbegriff ihrer elementaren Verbindung in der Natur. Im Kontrast zur Subjektivität der thermischen Empfindung und somit der Definition von warm und kalt weist Lichtenberg abschließend auf die objektive Wirkung von Temperaturphänomenen hin, wie sie sich etwa in der Modifikation der räumlichen Ausdehnung von Körpern konkretisiert:

»Feuer
Kurze Aufzählung der Phänomene

A Es ist eine von den Lehren der Physik, worin falsche Philosophie sehr vorgearbeitet hat. Man bringt hier viele Erfahrungen mit. Die Körper um uns her geraten öfters in einen Zustand, den wir dadurch andeuten daß wir sagen sei seien *warm* oder *kalt*. Selbst im gemeinen Leben unterscheidet man gewisse Grade Wärme und Kälte. Ist die Empfindung mit Schmerz verbunden so sagen wir der Körper sei *heiß*, droht die Hitze Zerstörung der Organe so sagt man man verbrenne sich an dem Körper, bei der Kälte drückt man eine ähnliche Zerstörung durch Verfrieren aus, man kann die Füße verbrennen und verfrieren *aduer* im Lateinischen bezeichnete beides so wie auch die Initial-Empfindungen sehr viel Ähnlichkeit mit einander haben. – Auch im gemeinen Leben nennt man den minder warmen Körper von zweien kälter, man nimmt also an daß Kälter-Werden so viel ist als Wärme verlieren und Kälte bloß ein geringerer Grad von Wärme sei. Im gemeinen Leben ist nichts Positives in der Kälte. Bei vielen Körpern ist ein bestimmter Grad von Hitze mit einer Entwicklung von Licht verbunden, man sagt alsdann der Körper glühe, und erstreckt sich diese Glut auch über seine scheinbare Grenze auf Teilchen, die ihn verlassen (?) so sagt man er brenne eine Flamme und dieser Zustand da ein Körper Wärme oder Hitze mit Licht und Flamme verbunden zeigt oder dieser Zustand von sichtbarer oder *leuchtender* Wärme heißt im gemeinen Leben *Feuer*. [...]

Alle diese subjektiven Veränderungen, sind mit andern sehr auffallenden objektiven verbunden, grade denen welchen alle Körper unterworfen sind folglich auch unsere sinnliche Werkzeuge, die also vermutlich das Mittel sind, wodurch wir jene Eigenschaften empfinden. Alle Körper nehmen einen größeren Raum ein, oder ziehen sich in einen geringern zusammen so wie die Wärme in ihnen zu- oder abnimmt.«⁵⁶⁷

Lichtenberg geht hier zunächst vom allgemeinen Sprachgebrauch der Begriffe »warm« und »kalt« aus und betont die in ihnen implizierte graduelle, *subjektiv* unterschiedliche Empfindung thermischer Eindrücke, die im Schmerz des Verbrennens bzw. Erfrierens gipfelt. Besonders akzentuiert er die *Ähnlichkeit* der

Kälte vgl. etwa A_{II}174, H_{II}188 bis 191, J_{II}1414, 1470 zur Ausdehnung von Wärme; D_{II}765, H_{II}196 zur Wirkung der Wärme auf Materie; A_{II}177, J_{II}1457, 1611, K_{II}359, L_{II}914 zum Verhältnis von Licht und Wärme; J_{II}1847 zur Beziehung zwischen Wärme und Tönen; GH_{II}I37, J_{II}1929, K_{II}358 zu Wärme und Tieren; J_{II}1379 zu Wärme und Elektrizität.

567 Aus: D_{II}760.

Empfindung von Kälte und Wärme und stellt zugleich die Kälte als generell negativ empfundenes Phänomen heraus. Im elementaren Ereignis des Feuers konvergieren schließlich die thermische Sensation der Wärme und das visuelle Phänomen des Lichts. Als Beleg für die Funktion der Sinnesorgane als Teile des menschlichen Körpers, die thermische Eindrücke wahrnehmen können, sieht Lichtenberg den Umstand, daß die objektive Wirkung von Temperaturveränderungen hinsichtlich der räumlichen Ausdehnung von Körpern auch auf den menschlichen Körper zutrifft. Lichtenberg definiert somit die Funktionsweise der Sinnesorgane, die thermische Eindrücke empfangen können, über die objektiven Wirkungen der Temperatur auf sie. Übertragung physikalischer Beobachtungen in andere Kontexte:

Thermische Metaphern und Vergleiche

Das Vermögen der Wärme, die räumliche Ausdehnung der Körper zu steigern, das Lichtenberg beobachtet hat, bildet die physikalische Basis für das folgende Gleichnis zwischen Musik und Wärme. Konsequenzen dieser Ausdehnung sind laut Lichtenberg sowohl die *Verbindung* ehemals getrennter ›Substanzen‹, die zum Vermischen der in jenen vorhandenen »subtileren Stoffe« führt, als auch eine *Verfeinerung* der sich ausdehnenden ›Substanzen‹:

»Musik ist für Seelen-Verwandtschaften, was Wärme für den Körper ist; sie dehnt aus und verfeinert durch Ausdehnung; was sich sonst abstieß oder in toder Berührung neben einander lag, fängt an seine subtileren Stoffe zu mischen, und so fließt am Ende das Ganze zusammen. Die Ehen werden im Himmel geschlossen, sagt man; man sollte sagen: im Himmel und wenns da nicht geht, auf Tanz- und Konzertsälen.«⁵⁶⁸

Synthese und *Verfeinerung* erscheinen hier als die Hauptcharakteristika der Ausdehnung, die aus Wärmezufuhr bzw. Musikrezeption resultiert. Wenn als Endergebnis dieses Prozesses körperlicher und seelischer Modifikation das ›Ganze‹ steht, das hier als synthetischer ›Zusammenfluß‹ ursprünglich getrennter ›Stoffe‹ erscheint, erhalten die Wärme und ihr ›Wirkungspendant‹ Musik in dieser Hinsicht eine konstruktiv-produktive Funktion. Lichtenberg überträgt die physikalische Wirkung der Wärme auf die emotionalen Empfindungen, die musikalische Ereignisse auslösen, um schließlich das gesamte Vorstellung von der verfeinernden und synthetisierenden Wirkung der Wärme und des Gefühls als sinnliches Bild zwischenmenschlicher Liebe und ehelicher Gemeinschaft als deren Folge sowie als Urzelle menschlichen Wachstums herauszustellen.

Die Auffassung von der *Verfeinerung* als zentralem Kennzeichen der zivilisierten, aufgeklärten Gesellschaft, die Gleichsetzung der mit ihr verbundenen *geistigen* ›Erleuchtung‹, wie sie sich im Begriff der Aufklärung andeutet, mit der visuellen Sensation des Lichts und mit der entwicklungsfördernden Wir-

568 SB III, S. 837. Vgl. auch die Wendung »eine milchwarme Musik« (aus: D₁172).

kung der Wärme, legen eine gleichnishafte oder metaphorische Koppelung des Aufklärungsbegriffs mit dem Feuer als dem Inbegriff der natürlichen Synthese von Wärme und Licht⁵⁶⁹ nahe. Zugleich erkennt und verdeutlicht Lichtenberg jedoch die *Ambivalenz des Feuers*, das einerseits lebensspendend und -erhaltend, andererseits, bei mißbräuchlicher Verwendung, destruktiv-verbrennend zu wirken vermag:

»Es ist die Seele der unorganischen Natur, sein mäßiger Gebrauch macht uns das Leben angenehm, es erwärmt unsere Winter und erleuchtet unsere Nächte. Aber das müssen Lichter und Fackeln sein, die Straßenerleuchtung durch angezündete Häuser ist eine sehr böse Erleuchtung. Auch muß man Kinder nicht damit spielen lassen.«⁵⁷⁰

Aber auch in dieser Ambivalenz seiner Wirkung, deren positive Ergebnisse von seinem verantwortungsvollen Gebrauch abhängen, entspricht das Feuer Lichtenbergs Auffassung von der Aufklärung, deren Facetten er im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag zusammenfaßt:

»Ich möchte zum Zeichen für Aufklärung das bekannte Zeichen des Feuers (Δ) vorschlagen. Es gibt Licht und Wärme, es [ist] zum Wachstum und Fortschreiten alles dessen was lebt unentbehrlich, allein – unvorsichtig behandelt brennt es auch und zerstört auch.«⁵⁷¹

Auf den ersten Blick erstaunlich scheint die Tatsache, daß Lichtenberg auch die *wärmende* Kraft des Feuers mit dem Aufklärungsbegriff verknüpft und darin der zeitgenössischen Auffassung von der *rational-kühlen* Aufklärung⁵⁷² entgegensteht. Da jedoch Lichtenberg an anderer Stelle von der Kälte und Unfruchtbarkeit der Vernunft spricht und sie in Kontrast zur Wärme der »dunkeln Gefühle« setzt,⁵⁷³ deutet seine Assoziation von Aufklärung und Wärme zum einen auf die physikalische Herkunft der Metapher hin, aus der sich die Assoziation von entwicklungsfördernder Wirkung und Wärme ergibt. Zum anderen könnte sie darüber hinaus bereits auf Lichtenbergs Auffassung von den Gefühlen und Ahnungen, die sich der rationalen Kontrolle entziehen, als dem Verstand gleichgestellte Mittel des Erkenntnisfortschritts hinweisen. Die Bedeutung der Aufklärung im Sinne von Erkenntnisfortschritt unterscheidet sich bei Lichtenberg insofern eklatant und in einer für Lichtenberg charakteristischen Weise vom zeitgenössischen, rationalistisch geprägten Aufklärungsbegriff, als Lichtenberg Verstand und Gefühl als gleichberechtigte Mittel der Erkenntnisfindung auffaßt.

Der erhellende und Erkenntnisfortschritt begünstigende Effekt jenes aufklärerischen »Feuers«, jener »Sonne der Aufklärung«⁵⁷⁴, hängt allerdings nicht

569 Entsprechend dieser beiden Attribute charakterisiert Lichtenberg in KA_{II}221: »Wärmendes Feuer, leuchtendes Feuer.«

570 Aus: K_{II}257.

571 J_I971. Vgl. auch: »Was man von dem Vorteile und Schaden der *Aufklärung* sagt, ließe sich gewiß gut in einer Fabel vom Feuer darstellen.« (aus: K_{II}257).

572 Zur Verbindung von Verstandestätigkeit und Kälte vgl. Mauser 1997, S. 155.

573 Vgl. etwa L_I406.

574 Aus: J_I885.

nur von der Existenz entsprechender Rezeptoren ab, sondern unterliegt auch der menschlichen Willkür: »Man spricht viel von Aufklärung, und wünscht mehr Licht. Mein Gott was hilft aber alles Licht, wenn die Leute entweder keine Augen haben, oder die, die sie haben, vorsätzlich verschließen?«⁵⁷⁵ Prämisse jeder geistigen Erleuchtung ist zum ersten die *Möglichkeit und Bereitschaft* zur Wahrnehmung von Eindrücken, zum zweiten eine bestimmtes Maß an *Handlungsbereitschaft* und *Eigeninitiative*, denn: »Was hilft aller Sonnenaufgang wenn wir nicht aufstehen?«⁵⁷⁶.

Intellektuelle Erhellung und Erkenntnisfortschritt besteht vor allem aus der *Annäherung an Wahrheit*, die den Inbegriff aller geistigen Erleuchtung bildet und insofern an das Feuer als *Inbegriff visuell wahrnehmbarer Erleuchtung* erinnert. Lichtenbergs Erfahrung, daß, wie das Feuer, auch die Wahrheit nicht nur angenehm-wärmende und erleuchtende Empfindungen hervorrufen, sondern auch schmerzhaft-verbrennend wirken kann, schlägt sich in der metaphorischen Wendung von der »Fackel der Wahrheit« und deren sengender Wirkungsweise nieder: »Es ist fast unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne jemanden den Bart zu sengen.«⁵⁷⁷

Lichtenbergs erkenntnistheoretischer Auffassung von der (sinnlichen) Erfahrung als Voraussetzung des Erkenntnisgewinns im Sinne eines aufgeklärten, sich der Wahrheit approximativ nähernden Denkens entspricht seine anschauliche Wendung von der »Sonne der Erfahrung«: »Wo uns eine solche ☉ von Erfahrung leuchtet, da brauchen wir keine andern Bewegungsgründe.«⁵⁷⁸ Erfahrung, der Lichtenberg hier als handlungsinitiiertender Basis eine absolute Position zuspricht, gründet für ihn auf der eigenen sinnlichen Anschauung und kann als Initiatorin jeglichen Erkenntnisfortschritts angesehen werden. Wie die Sonne durch Licht und Wärme die Entwicklung organischen Lebens fördert, so befördert die »Sonne der Erfahrung« das Wachstum der Erkenntnis sowie damit die Handlungsfähigkeit der Menschen.

Die enge Verbindung von *Licht und geistiger Tätigkeit* begegnet in Lichtenbergs Schriften häufig in Form von Metaphern, oftmals mit satirisch-ironischem Beigeschmack. Licht-Metaphorik wendet Lichtenberg vor allem an, um eine besondere Fähigkeit intellektueller Tätigkeit zu akzentuieren. Außergewöhnliche »Leuchtkraft« spricht er dabei vor allem dem Witz als Ausdruck jener besonderen geistigen Flexibilität zu, die auf andere *so erhellend wie unterhaltsam* wirken kann:

»Er war ein unerschöpflicher Erzähler und höchst unterhaltender Mann. Das Licht seines Witzes leuchtete über Tafeln von 50 Couverten. Es mußte aber jemand da sein der das Licht zuweilen putzte, sonst fing es an dunkel zu brennen und verlösch wohl gar. Es mit der Lichtschere auszutun war unmöglich.«⁵⁷⁹

575 L_r472.

576 UB_{II}44.

577 G_{II}13. Zur Verwendung dieser Metapher vgl. darüber hinaus SB III, S. 1019.

578 L_r445.

579 L_r271.

Daß Lichtenberg in dieser Bemerkung – deren Metaphorik zugleich ein Beispiel für seinen eigenen ›Witz‹ bildet – sich selbst und seine eigene Fähigkeit zu witzigen Assoziationen reflektiert,⁵⁸⁰ belegt die folgende Notiz, in der er die Metapher vom dem Licht, das geputzt werden muß, auf sich selbst anwendet: »Ich muß zuweilen, wie ein Talglicht geputzt werden, sonst fange ich an dunkel zu brennen.«⁵⁸¹ Die Wendung vom ›dunkel brennen‹ bezeichnet das Blaken einer Kerze, die durch Absonderung von Rußteilchen mehr dunklen Qualm als Licht verbreitet.⁵⁸²

Auf eine derartige Minderung der Leuchtkraft deutet auch Lichtenbergs Metapher vom ›Rauchkerzchen‹ und weist zugleich auf mangelnden Witz hin: »Der Mensch liebt die Gesellschaft, und sollte es auch nur die von einem brennenden Rauchkerzchen sein.«⁵⁸³ Die gesteigerte, ja superlativische Form dieses Mangels an Witz umschreibt Lichtenberg mit der Wendung vom ›ausgebrannten Räucherkerzchen‹, das sich durch die völlige Abwesenheit an – geistiger – Helligkeit auszeichnet: »Er stand so erbärmlich da, wie ein ausgebranntes Räucherkerzchen.«⁵⁸⁴ Lichtenberg spricht dem Witz zwar eine große Leuchtkraft zu, daß er aber zugleich erwärmende Wirkung besitzt, kann insofern bezweifelt werden, als der Witz zu den Fähigkeiten des *Verstandes* zu zählen ist, der im Kontrast zur Empfindung als ›kühle‹ Instanz gilt.⁵⁸⁵ So gibt es »eigentlich zwei Arten, eine Sache zu untersuchen, eine kaltblütige und eine warmblütige.«⁵⁸⁶ Während der Witz als rational-kühle Tätigkeit aufgefaßt werden kann, erscheint die Phantasie und Empfindung als Wärme spendende Quelle des Menschen, die durch das ›Herz‹ repräsentiert wird. Sie erst ›jagt das Wild auf‹,⁵⁸⁷ das der Verstand zu witzigen Assoziationen verarbeitet.

580 Auf seine besondere Fähigkeit zur assoziierenden Imagination scheint auch folgender »Sudelbuch«-Eintrag anzudeuten: »Er sah in jeden drei Worten einen Einfall und in jeden drei Punkten ein Gesicht.« (F_I98. Vgl. E_I459; J_{II}1415.).

581 K_{II}58.

582 Die Wendung findet sich im DWB mehrfach belegt. Vgl. etwa »die kerze brannte so dunkel, dasz man kaum sehen konnte« (DWB 2, Sp. 367).

583 K_{II}107.

584 K_{II}245. Zu dieser Wendung vgl. auch SB III, S. 697.

585 Mauser faßt den begriffsgeschichtlichen Zusammenhang zwischen Kälte und Verstand pointiert zusammen: »Nicht nur die Vernunft und der Verstand, auch der Buchstabe, die Gelehrsamkeit, der Vorsatz, die Betrachtung, die Pflicht, die Staatsverwaltung wurden als kalt empfunden, wenn sie dem Leben entgegenstanden oder in Verdacht gerieten, es zu tun. Schon im Laufe des 18. Jahrhunderts verband sich mit dem Begriff der ›Vernunft‹ also die Vorstellung des Kalten, des Lebensfeindlichen. Formulierungen wie: die »kalte Vernunft« oder der »kalte Verstand« besitzen seitdem die Geläufigkeit einer sprichwörtlichen Redensart, in Analogie zu: jemanden kalt stellen, jemanden kalt ablaufen lassen, jemanden auf kaltem Wege erledigen oder jemandem die kalte Schulter zeigen.« (Mauser 1997, S. 155).

586 Aus: K_{II}225.

587 Vgl. J_{II}1550.

Daß nach Lichtenbergs erkenntnistheoretischer Auffassung beide Arten der Untersuchung von gleicher Wichtigkeit sind, verdeutlicht sein Vorsatz, »Alles mit der doppelten Rücksicht zu behandeln: 1) mit dem Herzen (nach Gefühlen) 2) mit Vernunft.«⁵⁸⁸ Die Numerierung ist hierbei nicht unbedingt mit einer Hierarchisierung im Sinne qualitativer Wertung gleichzusetzen – gleichwohl sie sie nahelegt. Vielmehr erinnert sie an die eben erwähnten Funktionen der beteiligten ›Instanzen‹ Kopf und Herz und die Reihenfolge ihrer Tätigkeit.⁵⁸⁹ Beide sind unabdingbare und gleichberechtigte Prämissen für den Erkenntnisgewinn, die sich vor allem in der Art ihrer *Methoden*, mit der Eindrücke verarbeitet werden, voneinander unterscheiden: »Aber das Herz, das Herz – hat seine eigene Methoden.«⁵⁹⁰

Als positive Charakteristika rationalen Denkens stellt Lichtenberg die *Reinheit und Deutlichkeit* vernünftiger Erkenntnisse heraus, betont jedoch zugleich deren *Kälte und Unfruchtbarkeit*: »Die Vernunft sieht jetzt über das Reich der dunkeln aber warmen Gefühle so hervor wie die Alpen-Spitzen über die Wolken. Sie sehen die Sonne reiner und deutlicher, aber sie sind kalt und unfruchtbar. Brüstet sich mit ihrer Höhe.«⁵⁹¹ Demgegenüber hebt Lichtenberg die Wichtigkeit jener ›dunkeln, aber warmen Gefühle‹ hervor, die als *instinktmäßige Empfindungen* der Verstandesarbeit vorhergehen⁵⁹² und sich zum verstandesmäßigen Raisonement verhalten wie die Natur zur Kunst:

»Ich glaube, daß der Instinkt im Menschen dem geschlossenen Raisonement vorgeht, und daß daher manches von minder gelehrten, aber dabei gnauen Empfindern offenbart sein mag, was das geschlossene Raisonement noch bis jetzt nicht erreichen und verfolgen kann. Es erzeugt sich tierische Wärme, und wird erzeugt werden, ohne daß man noch genau im Stande ist zu erklären, woher sie komme. Dahin rechne ich die Lehre über die Unsterblichkeit der Seele. Es wird nach unserm Leben so sein wie es vor demselben war, dieses ist ein triebmäßiger, instinktmäßiger Vorgriff vor allem Raisonement. Man kann es noch nicht beweisen, aber für mich hat [es] zusammengekommen mit andern Umständen, Ohnmachten, Betäubungen, eine unwiderstehliche Gewalt, und hat es auch vermutlich für eine Menge von Menschen, die es nicht gestehen wollen. Kein einziges Raisonement hat mich noch vom Gegenteil über-

588 Aus: L₃79.

589 Zu Lichtenbergs Auffassung von der ›Stufenhaftigkeit‹ des Erkenntnisgewinns vgl.: »Es ist zum Erstaunen, was für mannichfaltige Stufen von Belehrung uns unsere Einrichtung gewährt, von der unerklärlichsten Ahnung bis zu den deutlichsten Einsichten des Verstandes. Es ist eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, sie zu analysieren. Fast jeder Überlegung geht ein gewisses bestimmendes Gefühl vorher, das bei glücklichen Gemütsbeschaffenheiten selten trügt, und das der Verstand nachher nur gleichsam ratifiziert. Die Tiere werden vielleicht bloß durch solche Ahnungen geleitet.« (K_{II}63). Sich bei Handlungen allein auf die Empfindung zu stützen, sieht Lichtenberg übrigens als natürliche Bestimmung der Frauen an: »Die Natur hat die Frauenzimmer so geschaffen, daß [sie] nicht nach Prinzipien sondern nach Empfindung handeln sollen.« (J₁1059).

590 SB III, S. 903.

591 L₄406.

592 Vgl. K_{II}63.

zeugt. Meine Meinung ist Natur, jenes ist *Kunst*, deren Resultat alles so sehr und stark widerspricht, als nur etwas widersprechen kann.«⁵⁹³

Wärme und Kälte verwendet Lichtenberg im metaphorischen Kontext vor allem zur *Kontrastierung von Raisonement und Gefühl*, repräsentiert durch Kopf und Herz, den beiden Instanzen, aus deren Kooperation sich menschliche Urteile und Erkenntnisse konstituieren. Wärme, resultierend aus dem Empfindungsvermögen, erscheint hierbei als Zeichen für Lebensfreude, Leidenschaftlichkeit und Interesse.⁵⁹⁴ Ihre Absenz setzt Lichtenberg gleich mit einer

593 J_I78. Zur Verbindung von Instinkt und tierischer Wärme vgl. K_{II}63. Über den Zustand vor und nach dem Leben reflektiert Lichtenberg ausführlicher an der folgenden Stelle. Hier betont er vor allem die Differenz, die zwischen der ›Rück-Sicht‹ auf die Zeit vor der Geburt und der ›Voraus-Sicht‹ auf die Zeit nach dem Tod besteht – ersterer räumt er sowohl eine größere Natürlichkeit als auch die die Möglichkeit ›vernünftigen Erträumens‹ ein: »Es ist immer sonderbar, daß man so viel von unserer Fortdauer nach dem Tode spricht, und so wenig von der *Vor-Dauer* vor der Geburt. Ich sollte denken, es wäre nach unserer sehr {erbärmlichen unsicheren} Lage in Rücksicht auf das Zukünftige wovon uns alles überzeugt sehr viel natürlicher uns einmal um jene zu bekümmern. Was unsere Erdkruste dereinst gewesen ist, läßt sich denn doch noch vernünftig erträumen. Was aus ihr werden wird davon wissen wir nichts. Man muß hier nicht einwenden, wir kennen unsern Geist unser *Ich* besser als die Erde. (Das ist noch eine große Frage) Aber auch zugegeben, so ist doch offenbar, daß wir in die Schlüsse, auf das was wir sein werden, zu wenig von dem eintragen, was wir waren, ich meine vor unserer Geburt. Eine starke Rücksicht auf jene Zeit ohne Furcht, würde gewiß von Einfluß sein; und mehr Auskunft über unsern Zustand nach dem Tode geben, als alle unser jetziger sophistischer Wörterkram. Nach dem Tode müßte man nicht sagen sondern vor dem Leben und nach dem Leben. – Es wird wohl einerlei sein. – Hiervon künftig mehr. Die Lampe vor dem Anzünden und nach dem Auslöschen.« (L_{II}865). Zu diesem Gedanken vgl. K_{II}66.

594 Dies entspricht der zeitgenössischen Begriffsverwendung: »Um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann, so resümiert das Grimmsche Wörterbuch, [...] eine »reiche bedeutungsentfaltung« von Wärme, im Sinne von »lebensfrische, lebenslust, herzlichkeit, innigkeit, begeisterung, temperament, leidenschaft, sinnlichkeit, einbildungskraft«, aber auch Mitgefühl, Freude und Behaglichkeit. Als »warm« galt das Blut, das Herz, das Gemüt, die Freundschaft, die Jugend – das Leben schlecht-hin. Die Stürmer und Dränger intensivierten dann die Metaphorik; Hitze war für sie ein Indiz für Leben, Lebendigkeit, Schöpferkraft und Genialität.« (Mausser 1997, S. 155). Dieser Verbindung von Licht und Wärme mit dem Leben entspricht auch Lichtenbergs Gedanken vom Leben als einer brennenden Lampe: »Nach dem Tode müßte man nicht sagen sondern vor dem Leben und nach dem Leben. – Es wird wohl einerlei sein. [...] Die Lampe vor dem Anzünden und nach dem Auslöschen.« (aus: L_{II}865). Die Determiniertheit menschlichen Vorstellungsvermögens, mit deren Erfahrung dieser Gedanke verbunden ist, verbalisiert Lewis Carroll in einem skurrilen Gedanken Alices im Wunderland: »Vorher aber wartete sie noch eine Weile ab, ob sie nicht noch weiter am Schrumpfen war; dieser Gedanke beunruhigte sie etwas, »denn es könnte ja passieren«, sagte sich Alice, »daß ich am Ende völlig ausgehe, wie eine Kerze. Wie ich dann wohl aussähe?« Und sie versuchte sich vorzustellen, wie eine Kerzenflamme aussieht, nachdem sie ausgegangen ist, denn sie konnte sich nicht erinnern, jemals etwas Derartiges gesehen zu haben.« (Carroll 1999, S. 17f.).

resignativen Gleichgültigkeit, die weniger dem Leben als dem Tod nahesteht – wie aus seinem Brief vom 26. (?) August 1772 an Dieterich hervorgeht:

»Ich weiß nicht, ob ich Dir viel schreiben werde, aber gern werde ich von Dir lesen, laß Dich durch mein Stillschweigen nicht abhalten. Bey den Briefen ist das kriegen angenehmer als das machen. Jetzo ist es wenigstens bey mir so, wie lange es währen wird weiß ich nicht. Ich schreibe sehr ungern jezt, seit dem ich in Göttingen gewesen bin, glaube ich. *Ich bin so kalt, so kalt gegen alles*, ein Bettelmädchen von 16 Jahren ausgenommen, die ich im Junius kennen lernte, und die jezt eins von meinen Hemdern trägt, *daß ich immer bete, bis ich wieder warm bin*. Grüße wer sich meiner erinnert.«⁵⁹⁵

Wenn nicht gar existentiell notwendige Bedingung, bildet Wärme und damit die Fähigkeit der Sensibilität, ja Sensitivität für Lichtenberg zumindest ein *Kennzeichen gesteigerter Lebensqualität*, auch wenn oder gerade weil sie mit dem Abweichen von moralischen Grundsätzen einhergeht: »Es war eine Übereilung, ich tat es mit der nämlichen Wärme ohne welche mein Leben weit weniger wert sein würde, als es jetzo ist, und ich legte mich endlich unter bitteren Vorwürfen zu Bette, meiner Empfindung nach um einen ziemlichen Ausschlag moralischen Gewichts leichter.«⁵⁹⁶

»Die Empfindlichkeit fast unerträglich«:
*Ausdruck und Reflexion von Schmerz-Empfindungen
in Lichtenbergs Schriften*

Wärme und Hitze stehen bei Lichtenberg für Impulsivität und Spontaneität der Empfindung im Gegensatz zum kühlen Raisonement des Verstands. Eigenem Bekunden zufolge prägt seine eigene Urteilspraxis eine Nähe von Empfindung und Raisonement, die sich in seiner Statur widerspiegeln: »Ich weiß nicht, ob ich lebhafter empfinde als andere Menschen, oder ob ich weniger Unrecht leiden kann, oder ob ich meiner kurzen Statur wegen, da das Blut noch ganz heiß ist, wenn es vom Herzen nach dem Kopf kommt, geschwinder Schlüsse ziehe ...«⁵⁹⁷ Als Resultat dieser räumlichen Nähe von Herz und Kopf konstatiert Lichtenberg nicht nur eine beschleunigte Urteilsbildung und gesteigerte Intensität der Empfindungen, sondern darüber hinaus einen qualitativen Unterschied seiner Urteile, deren »Billigkeit« mit dem größeren Anteil der Empfindung zusammenhänge: »Bei mir liegt das Herz dem Kopf wenigstens um einen ganzen Schuh näher als bei den übrigen Menschen, daher meine große Billigkeit. Die Entschlüsse können *noch ganz warm* ratifiziert werden.«⁵⁹⁸

595 Bw I, Nr. 80, S. 142f. Hervorhebungen von mir, U.F.

596 B₁212. Vgl. auch seinen Ausruf im »Timorus«: »Ich werde warm. Dem Himmel sei es tausendmal gedankt, daß ich es noch werden kann.« (SB III, S. 232.).

597 Aus: D₁610.

598 C₁20. Vgl. SB III, S. 674. Hervorhebung von mir, U.F. Zum Verständnis des Begriffs der Billigkeit im 18. Jahrhundert schreibt Mauser: »Wer ›billig‹ entscheidet, nimmt die naturrechtlich fundierte Vorstellung ernst, daß der Mensch legiti-

Wärme, Schnelligkeit und Flexibilität benennt Lichtenberg hier als die Garanten für die ›Billigkeit‹ und damit Richtigkeit des Urteils – »Erkenntnisse, die sich spontan einstellen, trugen für ihn die Aura des Authentischen«⁵⁹⁹, so resümiert Mauser. Als Prämisse für diese Spontaneität der Erkenntnis erscheint bei Lichtenberg vor allem die Kürze der Entfernung zwischen sensationsverursachender und -rezipierender Instanz. Die aus der Kürze dieser Entfernung resultierende Lebhaftigkeit und gesteigerte Intensität seiner Empfindungen versinnlicht Lichtenberg mit einer auditiven Metapher: »Alles das zu fühlen, mit so vielem innerlichen Lärm, dazu Freunde, (nehmt es mir nicht übel) dazu sind eure Nerven viel zu lang.«⁶⁰⁰ Mit dem Ausdruck vom ›innerlichem Lärm‹ verdeutlicht Lichtenberg (s)eine *erhöhte Sensibilität*, die er auch im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag konstatiert: »Es tun mir viele Sachen weh, die andern nur leid tun.«⁶⁰¹

Einen *Gipfel derartig gesteigerter Empfindlichkeit* bildet der *Schmerz*, dem in Lichtenbergs Empfindungsschilderungen eine zentrale Position zukommt. Aufgrund seiner zeitweise desolaten gesundheitlichen Verfassung ist Lichtenbergs Existenz, wenn auch nicht ständig, so doch außergewöhnlich häufig von Schmerzempfindungen geprägt. Hiervon zeugen mehr oder weniger regelmäßig wiederkehrende Eintragungen in seinen »Staatskalender« wie »Schmerzen in der linken Seite«⁶⁰², »Alles wohl, außer ich!! [...] Ich äußerst empfindlich und elend.«⁶⁰³ und »Denn 22^{ten} sehr elend. Die Empfindlichkeit fast unerträglich.«⁶⁰⁴

Daß Lichtenberg seine Schmerzempfindungen nicht nur konstatiert, sondern sie intensivst reflektiert und sich mit ihnen auseinandersetzt, zeigen verschiedene Bemerkungen in seinen »Sudelbüchern«. So versucht er in der folgenden Notiz, seine Schmerzempfindung zu charakterisieren und das Empfundene so

merweise darauf aus ist, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Dies habe aber im wohlverstandenen gegenseitigen Interesse zu geschehen, das heißt auf eine Art, die auf die Bedürfnisse des jeweils anderen Rücksicht nimmt und so einen fairen Ausgleich gewährleistet. Wer so denkt, denkt mit Herz und Kopf. Billigkeit meinte daher auch: soziale Nähe, mitmenschliche Wärme und Ordnung in Gesellschaft und Staat. Das Prinzip der Billigkeit ist etwas anderes als Toleranz. [...] Toleranz wurde (von oben) gewährt, Billigkeit wechselseitig (horizontal) geübt. Der Billigkeitsbegriff war somit ein egalitärer, ein potentiell demokratischer, aber weder Lichtenberg noch seine Zeitgenossen dachten, wenn sie das Wort benutzten, in Kategorien wie Konstitution und Institution, ihnen ging es um ein universelles Prinzip, auf das sich allerdings Staat, Politik und Gesellschaft gründen lassen mußten. ›Billiges‹ Verhalten trug den Charme des Richtigen.« (Mauser 1997, S. 153f.). Zum Prinzip der Billigkeit als Teil des Modernitätskonzepts im 18. Jahrhundert vgl. Mauser 1991.

599 Mauser 1997, S. 155.

600 E_I141.

601 B_I389.

602 Aus: SK_{II}1004.

603 Aus: SK_{II}443.

604 SK_{II}21.

adäquat wie differenziert in Sprache umzusetzen. Mittel ist hierbei nicht nur das attributiv hinzugefügte Partizip ›kitzelnd‹, sondern darüber hinaus der bildhafte Vergleich mit einer von Sokrates überlieferten ähnlichen Schmerzempfindung und der mit ihr verbundenen Situation: »Er fühlte in seiner Hand einen gewissen kitzelnden Schmerz von der Art, welchen Sokrates einmal in seiner Schulter gefühlt haben soll (Sokrates hatte nämlich mit seiner bloßen Schulter die bloße Schulter der schönen Schwester des Kritobulus berührt [...]).«⁶⁰⁵ Durch die Verknüpfung mit einer konkreten Situation veranschaulicht Lichtenberg hier die Empfindung und evoziert zugleich im Leser die Vorstellung einer ähnlichen Empfindung.

Zur sinnlichen Darstellung der Empfindung trägt nicht nur die sorgfältige Wahl eindrücklicher Bilder und Vergleiche, sondern auch der Gebrauch bestimmter sinnlich faßbarer *Wörter* bei. So etwa beschränkt sich Lichtenberg in der nächsten »Sudelbuch«-Aufzeichnung nicht nur auf die Verwendung des bereits mit Schmerzempfindungen assoziierten Verbs »beißen«. Wenn er außerdem die metaphorische Wendung ›mit einer Nadelspitze finden‹ gebraucht, um den Grad an Exaktheit auszudrücken, mit der der Mensch die schmerzende Körperregion zu lokalisieren vermag, ruft er mit diesem Ausdruck die Assoziation einer weiteren taktilen (Schmerz-)Empfindung, des ›Stechens‹ hervor: »Wenn es uns im Dunkeln beißt, so können wir gemeiniglich mit einer Nadelspitze die Stelle finden, was für einen gnauen Plan muß die Seele von ihrem Körper haben?«⁶⁰⁶

Abgesehen von ihrer sprach sinnlichen Eigentümlichkeit bildet diese Notiz ein Beispiel für die reflexive Auseinandersetzung Lichtenbergs im Zusammenhang mit Schmerz-Empfindungen, die ihm hier als Hinweise auf das *Verhältnis von Seele und Körper* dienen.⁶⁰⁷ Mit dem Einfluß der Seele auf die physische Sensibilität thematisiert Lichtenberg an anderer Stelle eine weitere Facette der Körper-Seele-Relation. Hier betont er vor allem die Abhängigkeit der Stärke von Schmerzempfindungen und Emotionen von der Existenz einer rational denkenden Instanz:

»Ich träumte neulich an einem Morgen ich läge wachend im Bette und könnte keinen Atem bekommen, darauf erwachte ich ganz helle und spürte, daß ich nur ganz mäßig Mangel nach meiner damaligen Lage daran hatte, einem bloß fühlenden Körper kommen böse Empfindungen allzeit größer vor, als einem der mit einer denkenden Seele verknüpft ist, wo selbst oft der Gedanke, daß die Empfindungen nichts zu bedeuten haben, oder daß man sich, wenn man nur wollte, davon befreien könnte, vieles vom Unangenehmen vermindert. Wir liegen öfters mit unserm Körper so, daß gedrückte Teile heftig schmerzen, allein, weil wir wissen, daß wir uns aus dieser

605 B₁261.

606 F₁1084. Die ›Nadelspitze‹ verwendet Lichtenberg in mindestens zwei weiteren Einträgen – zum einen als Gegensatz zum »Stockknopf« sowie zum anderen im Kontrast zu »einem Stücke Bauholz«. Vgl. D₁96 und F₁53.

607 Unter verschiedenen Aspekten hat Friederike Kleisner das Verhältnis von Körper und Seele bei Lichtenberg beleuchtet. Vgl. Kleisner 1998.

Lage bringen könnten, wenn wir nur wollten, so empfinden wir wirklich sehr wenig. Dieses bestärkt eine Anmerkung, die ich unten gemacht habe, nämlich, daß man sich durch Drücken die Kopfschmerzen vermindern kann.«⁶⁰⁸

Die Erkenntnis, daß die Schmerzempfindung von der eigenen Willkür gesteuert werden kann, läßt den Schmerz kontrollierbar erscheinen. Mit diesem Bewußtsein von der Kontrollierbarkeit und damit Beherrschbarkeit des Schmerzes geht eine *Minderung des Unangenehmen* der Empfindung einher: Solange die Schmerzempfindung nicht übermäßig unangenehm oder gar lebensbedrohlich wird, kann sich das empfindende Individuum seine Aufmerksamkeit im Bewußtsein seiner Macht über den Schmerz hinwegsetzen und anderen Empfindungen zuwenden. Bewußte Auseinandersetzung mit Schmerzempfindungen erscheint in diesem Zusammenhang als therapeutisch-schmerzlinderndes Vermögen des Menschen und bewirkt darin eine Steigerung der Lebensqualität.

Im Gegenzug können Schmerzempfindungen zum Erhalt der körperlichen Gesundheit beitragen. Schmerzempfindungen erfüllen im Hinblick auf die körperliche Gesundheit dann Schutzfunktion, wenn sie als Warnsignale aufgefaßt werden, die die – rational entweder nicht erkennbaren oder gar bewußt ignorierten – Grenzen körperlicher Belastbarkeit aufzeigen. Diese Erkenntnis formuliert Lichtenberg in der folgenden Bemerkung:

»Ich glaube pp. Schmerz warnt uns ja unsere Glieder nicht bis zum Zerbrechen anzustrengen. Was für Kenntnisse gehörten nicht dazu dieses durch bloße Vernunft einzusehen. Es tut dem Baumeister nicht weh wenn ein Brückenpfeiler zu schwach ist und Not leidet, so kann offenbarte Religion fühlbar machen, was durch Spinozismus zu berechnen zu schwer wäre, und man darüber zu Grunde gehen könnte.«⁶⁰⁹

Unter diesem Blickwinkel scheint nicht nur die Komplexität der Beziehung zwischen Denk- und Empfindungsvermögen auf, sondern wird auch Lichtenbergs Auffassung deutlich, daß beide menschlichen Vermögen, sowohl Verstand als auch Empfindung, existentiell wichtige Funktionen erfüllen. Beide Vermögen, die Wärme der Empfindung und die Kühle der Verstands, tragen zur ›Wohltemperiertheit‹ menschlicher Existenz bei. Empfindung und Verstand sind in dieser Hinsicht einander komplementär zugeordnet.

Lichtenberg unterscheidet zwischen äußerer und innerer Empfindung. Daß die Schutzfunktion der äußeren Schmerzempfindung auch ausgeschaltet sein kann, schildert er in der nächsten Bemerkung, auf die lebensbedrohliche Erkrankung anspielend, die er im Herbst 1789 durchlitten hat.⁶¹⁰

608 A₁52. Vgl. auch: »Was einem das Liegen auf dem rechten Ellenbogen ist, nachdem man eine Stunde auf dem linken gelegen.« (C₁81).

609 Aus: J₁302.

610 Über sie schreibt er am 26. Dezember 1789 seinem Vetter Friedrich August Lichtenberg: »Uebermorgen liege ich gerade 12 Wochen an einer Nerven Kranckheit darnieder, die mit einem convulsiven Asthma anhob und mit ersticken drohte. Noch kan ich nicht über 1/4 Stunde auf seyn, und zuweilen manche Tage gar nicht. Noch

»Ich glaube Nerven-Krankheiten können dienen, allerlei Verwandtschaft zu entdecken. Ich konnte mich verbrennen, schneiden, stechen pp, das tat mir alles nichts, aber die mindeste Gemütsbewegung riß mich hin. Vergebliches Bemühen von Leuten etwas zu tun, z. E. wenn jemand ein Pferd nicht zum Stillestehen bringen konnte. Auch Musik war mir widerlich, und konnte ich mein eignes Klingeln, ja sogar Holz-Spalten mit einem Hackmesser auf dem Tische sehr gut vertragen.«⁶¹¹

Die taktilen Angriffe und ihre Wirkungslosigkeit hinsichtlich der Empfindung stehen hier in einem seltsamen Kontrast zu der überhöhten Empfindlichkeit Lichtenbergs hinsichtlich ›innerer‹ Empfindungen oder »Gemütsbewegungen«. ⁶¹² Paradox erscheint zudem, daß Lichtenberg die Musik als äußeren Eindruck unangenehm empfindet, zugleich jedoch an selbst erzeugten Geräuschen, die im gesunden Zustand als unangenehm empfunden werden, Gefallen findet. Die Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen verschiebt sich gleichsam. Aufgrund dieser Paradoxien erscheint die Aufzählung von Eindrücken und die durch sie evozierten Empfindungen als symptomatischer Ausdruck eines krankhaften Zustands.

Bemerkenswert ist die Notiz allerdings vor allem als Beleg dafür, wie genau Lichtenberg sich selbst auch – oder besonders – im Krankheitszustand beobachtet und eine distanzierte Position einzunehmen sucht, die es ihm erlaubt, seine eigene körperliche, geistige und seelische Verfassung als Objekt wissenschaftlicher Beobachtungen heranzuziehen. Krankheiten hält er darüber hinaus für besonders aufschlußreich, da sich vor allem in Zuständen, die vom ›Normalen‹ abweichen, Relationen beobachten lassen, die sonst im Latenten liegen. So trägt seine »Nerven-Krankheit« etwa zur Erhellung der Korrelation zwischen emotionaler und physischer Verfassung bei, wenn Lichtenberg den Einfluß des ›moralischen‹ Empfindens auf seinen körperlichen Zustand folgendermaßen erfährt:

in der Nacht auf Weyhnachten, also in der vorletzten hatte ich einen sehr schweren Anfall. Ich weiß nicht, was es noch geben wird.« (Bw III, Nr. 1705, S. 740.). Eine konkretere Schilderung der aufgetretenen Symptome gibt Lichtenberg in GH_{II}I, S. 214.

611 J_I289.

612 Von »Unempfindlichkeit an der ganzen rechten Seite« spricht Lichtenberg auch in GH_{II}I, S. 214. Als Prämisse für die Ausführung großer Taten nennt Lichtenberg die Unempfindlichkeit gegenüber Einflüssen von außen in einem »Sudelbuch«-Eintrag: »Den Satz auszuführen: So wie zu den niederträchtigsten und lasterhaftesten Taten Geist und Talent erfordert wird, so ist selbst bei den größten eine gewisse Unempfindlichkeit nötig, die man bei andern Gelegenheiten Dummheit nennt.« (F_I687). Als Charakteristikum für geistige Größe sowie als härteste, da am meisten gerechtfertigte Rache, die man üben kann, erscheint Unempfindlichkeit in John Hawkins' »The life of Samuel Johnson« (London ²1787), so zitiert Lichtenberg: »To be insensible of and undisturbed by the envy and malice of others, is one of the strongest proofs of a great mind, and as it is the most justifiable, so it is the severest revenge we can take. Sir John Hawkins l.c.p.349.« (J_I256).

»Bei meiner Nerven-Krankheit habe ich sehr häufig gefunden, daß das was sonst bloß mein moralisches Gefühl beleidigte nun in das physische überging. Als Dietrich einmal sagte: mich soll Gott töden, so wurde mir so übel, daß ich ihm daher auf eine Zeitlang die Stube verbieten mußte.«⁶¹³

Dieser Erfahrung Lichtenbergs, daß emotional-moralisches Empfinden und physische Schmerzempfindung eng miteinander verbunden sein können, entspricht die Erfahrung von der durch rationale Erkenntnis ausgelösten Schmerzempfindung, die er im Zusammenhang mit seiner Einsicht in die Diskrepanz zwischen dem Weltbild, wie es sich aus den Sinneseindrücken konstituiert, und dem Wissen um den Trugbild-Charakter des derart entstandenen Bildes schildert: »Nichts schmerzt mich mehr, bei allem meinem Tun und Lassen, als daß ich die Welt so ansehen muß, wie der gemeine Mann, da ich doch szientifisch weiß, daß er sie falsch ansieht.«⁶¹⁴ Lichtenberg betont zum einen die *egalisierende Funktion der Sinnlichkeit*: Sie vereint den Wissenschaftler mit dem »gemeinen Mann«. Seine Schmerzempfindung ruft allerdings nicht diese Gleichstellung hervor, sondern vielmehr die Erkenntnis der Unmöglichkeit, die eigene sinnliche Anschauung dem »szientifischen Wissen« anzupassen. Die unüberwindbare Kluft zwischen der sinnlichen Wahrnehmung und dem Wissen um deren Trugbild-Charakter wird in dieser Hinsicht zu einer Modalität seiner Existenz, mit der er sich auseinandersetzen kann, die es letztendlich jedoch *auszuhalten* gilt.

Melancholie und Tod: Lichtenbergs Umgang mit seelischen Schmerzen

Näheres über das Verhältnis von rationaler Erkenntnis und sinnlicher Empfindung zeigt sich in der Art und Weise, wie Lichtenberg mit schwerwiegenden seelischen Schmerzen umgeht. Eindrucksvolles Dokument für seine Bewältigung seelischen Schmerzes, auf der bewußten Auseinandersetzung mit dem Empfundenen basierend, ist sein Brief, den er vierundzwanzig Tage nach dem Tod seiner geliebten Gefährtin Dorothea Stechardin am 28. August 1782 an Franz Ferdinand Wolff schreibt:

»Es war dieses allerdings einer der empfindlichsten Schläge, die mich in meinem Leben betroffen haben, und die Philosophie, in deren Diensten ich zu stehen die Ehre habe, hat sich selbst gefürchtet mich zu trösten, ich habe mich ohne weitere Zerstreuung meinem Schmerz gantz überlassen, gantz gegen den Rath meiner Freunde, weil mir meine Philosophie so viel sagte, daß auf diese Weise die Empfindung bald stumpf wird, so wie es ein Schmerz stillendes Mittel ist, den Finger ans Feuer zu halten, wenn man ihn verbrannt hat. Ich spüre die guten Folgen bereits recht gut. Die Zerstreuungen (um im Gleichniß fort zu fahren) helfen so viel als das Kalte Wasser bey dem verbrannten Finger, wenn man ihn herauszieht, so kommt der Schmerz desto lebhafter wieder Hingegen werde ich, während als ich dem Schmerz nachhänge ruhig, so bin [*ich*] auch gewiß geheilt. Das peinigende ist bereits vergangen, allein eine nicht *gantz unangenehme* melancholische Empfindung bey der Erinnerung an die vorigen Zeiten, wird mich vielleicht nie verlassen.«⁶¹⁵

613 J₂₅₂.

614 K_{II}46.

Nachdem er den Stellenwert der Schmerzempfindung sowie seine Erkenntnis, daß die Philosophie als Trostmittel versagt, betont hat, schildert Lichtenberg die von ihm praktizierte Art der Schmerzbewältigung. Entgegen vernünftiger Auffassung bestehe sie eben *nicht* darin, den Schmerz mit rationaler Auseinandersetzung als Gegenmittel zu bekämpfen, zu mildern oder ihn gar zu verdrängen. Vielmehr setze er sich der Schmerzempfindung *bewußt* aus. Als Rechtfertigung für diesen unvernünftig scheinenden, weil sowohl physische als auch psychische Kraftakte fordernden Umgang mit dem Schmerz führt Lichtenberg vor allem seine auf empirischen Erfahrungen basierende philosophische Erkenntnis an, daß ständige Konfrontation mit dem Schmerz das Empfindungsvermögen so modifiziert, daß es abstumpft.⁶¹⁶ Lichtenbergs Strategie der Schmerzbewältigung zielt demzufolge auf eine ›*Desensibilisierung*‹ ab, die aus einer Art ›empirischem Gewöhnungsprozeß‹ resultiert und sich durch *sichere wie dauerhafte Schmerzlinderung* auszeichnet. Lichtenberg will damit vor allem sichergehen, den Schmerz nicht zu verdrängen, und so den Unwägbarkeiten der Empfindung, etwa der unerwarteten Rückkehr des Schmerzes in ungeminderter oder gar gesteigerter Stärke, vorbeugen.⁶¹⁷

Es fällt auf, daß Lichtenberg seine Schmerzempfindung in unterschiedliche Stärke-Grade differenziert. Die stärkste Form bildet der akute Schmerz, der als ›spitz‹ und ›peinigend‹ erscheint, ihm gegenüber steht die »melancholische Empfindung«, die Lichtenberg mit der attributiven Litotes »nicht ganz unangenehm« versieht und ihr damit positive Züge verleiht. Jene »melancholische Empfindung« prognostiziert Lichtenberg in seinem Brief als Langzeitfolge des Erlebten. Die Differenzierung der Ursache der Melancholie – also: seine Erkenntnis, daß diese Melancholie nicht direkt durch den Tod des nahestehenden Menschen als schmerzauslösendes Erlebnis, sondern vielmehr durch die Erinnerung an die Zeit vor dem durch den Tod bewirkten Einschnitt evo-

615 Bw II, Nr. 957, S. 408.

616 Während Lichtenberg das Abstumpfen der Empfindung in dieser speziellen Situation als positive und wünschenswerte Folge eines Gewöhnungsprozesses ansieht, erscheint es in anderen Kontexten als negativ: »Die Flüche wollen auf unsern Theatern noch nicht recht fort, und es ist auch nicht sehr zu wünschen daß unser Gefühl darin stumpfer wird.« (F₁571). Das zuviel Schärfen zu demselben Ergebnis wie die permanente Konfrontation mit dem Schmerz führen kann, konstatiert Lichtenberg an der folgenden Stelle: »Er schliff immer an sich, und wurde am Ende stumpf ehe er scharf war.« (L₁559).

617 Das Gleichnis vom verbrannten Finger dient hier nicht nur der Anschaulichkeit der Darstellung, sondern verweist darüber hinaus auf die konkrete Erfahrung, die der von ihm gewählten Art der Schmerzbewältigung zugrunde liegt. Diese Erfahrung vom ›Echo-Effekt‹ der Schmerzempfindung notiert er in einem seiner »Sudelbücher«: »Wenn ich meine Hand in den Ofen bringe, um Holz hinein zu werfen, und wegen großer Hitze wieder herausziehen muß: so empfinde ich, wenn ich heraus bin, einen zweiten Schmerz, der eben so stark, wo nicht gar stärker ist, als der erste, gleichsam wie ein Echo, oder ein Rückschlag – was ist das?« (L_{II}715). Vgl. L_{II}875.

ziert wird, –⁶¹⁸ belegt die Intensität und Genauigkeit, mit der Lichtenberg sich mit seinen Empfindungen rational auseinandersetzt.

Als ein besonderes Charakteristikum der Schmerzempfindung nennt Lichtenberg ihre unendliche Komparativität, deren Grenze lediglich vom Tod markiert werde: »Der Tod ist eine unveränderliche Größe, allein der Schmerz ist eine veränderliche die unendlich wachsen kann. Dieses ist ein Satz, den die Verteidiger der Folter zugeben müssen, denn sonst foltern sie vergeblich, allein in vielen wird der Schmerz ein Größtes und < als der Tod.«⁶¹⁹ Zur Verringerung seelischer Schmerzempfindungen, die durch den Tod nahestehender Menschen ausgelöst werden, führe Lichtenberg zufolge zum einen die erwähnte permanente Konfrontation mit der Empfindung, zum anderen jedoch auch die Zeit und ihre Ausfüllung mit bestimmten Tätigkeiten: »Für den Verlust von Personen, die uns lieb waren, gibt es keine Linderung als die Zeit, und sorgfältig und mit Vernunft gewählte Zerstreuungen, wobei uns unser Herz keine Vorwürfe machen kann.«⁶²⁰

Im Hinblick auf ihre Modifikation durch die Zeit betrachtet Lichtenberg die Schmerzempfindung bereits in einem seiner frühen »Sudelbücher«. Ausgehend von seiner Erfahrung, daß der vergangene Schmerz in der Erinnerung nicht nur seine quälende Wirkung verliert, sondern sogar angenehme Gefühle hervorzurufen vermag, wägt er die Antagonisten Schmerz und Vergnügen unter dem Blickwinkel der durch die Zeit hervorgerufenen Veränderung ihrer Wirkungen auf die Empfindungen ab. Im Rahmen dieser Betrachtung gelangt er schließlich zu der Einsicht, daß lediglich der gegenwärtig erfahrene sowie der voraussichtlich eintretende Schmerz als qualvoll und belastend empfunden wird. Zusammengenommen mit dem Vergnügen, das sowohl im Rückblick als auch in Gegenwart und Zukunft angenehme Empfindungen hervorruft, ergibt sich damit für Lichtenberg die Dominanz positiver Empfindungen:

»Vergangener Schmerz ist in der Erinnerung angenehm, vergangenes Vergnügen auch, künftiges Vergnügen wieder, auch gegenwärtiges, also ist nur der zukünftige und gegenwärtige Schmerz, was uns quälet; ein merkliches Übergewicht von Seiten des Vergnügens in der Welt, das noch dadurch vermehrt wird, daß wir uns beständig Vergnügen zu verschaffen suchen dessen Erhaltung wir in vielen Fällen mit ziemlicher Gewißheit voraussehen können; hingegen der noch künftige Schmerz weit seltener vorausgesagt werden kann.«⁶²¹

618 Wie prägend und bedeutsam diese Zeit und die Erfahrung ihres Todes für Lichtenberg war, zeigt sein lebenslanges Gedenken an ihren Tod – noch 1796 markiert er sich in seinem »Staatskalender« den 4. August als »Sterbetag!!!« (aus: SK_{II}933.).

619 A_I52.

620 J_I1221.

621 C_I31. Vgl. A_I92 sowie: »(Die Einrichtung unserer Natur ist so weise, daß uns so wohl vergangener Schmerz, als vergangene Wollust Vergnügen erweckt; da wir nun ferner eher eine zukünftige Wollust voraussehen als einen zukünftigen Schmerz, so sehen wir daß wirklich nicht einmal die traurige und angenehme Empfindung in der Welt gleich verteilt sind, sondern daß wirklich auf Seiten des Vergnügens *ein Größeres* statt findet.)« (A_I112). Relativierend wirken diese Bemerkungen, in

Für dieses Übergewicht des Vergnügens spricht auch Lichtenbergs Auffassung, daß die Empfindung von *Vergnügen* nicht nur aus bestimmten Vergnügen evozierenden Eindrücken resultiert, sondern bereits durch die *bewußte Erfahrung der schmerzfreien Verfassung* – die, da im Allgemeinen als selbstverständlicher Zustand betrachtet, nicht bewußt erfahren wird und daher weder positive noch negative Empfindungen auslöst – hervorgerufen werden kann. Art und Stärke der Empfindungen, die die Erfahrung völliger Schmerzfürfreiheit in ihm selbst auslöst, beschreibt er eindrucksvoll in der folgenden Notiz:

»Man klagt so sehr bei jedem Schmerz und freut sich so selten, wenn man keine fühlt. Unter die letzte Klasse von Menschen gehöre ich nicht. Wenn ich so ganz keinen Schmerz fühle, was zuweilen der Fall ist, wenn ich mich zu Bette lege, da habe ich diese Glückseligkeit so ganz empfunden, daß ich Freudenstränen geweint habe, und dieser stille Dank gegen meinen gütigen Schöpfer machte mich noch ruhiger. O! wer so sterben könnte!«⁶²²

Schmerzempfindungen besitzen also insofern positive Wirkungen auf den menschliche ›Empfindungshaushalt‹, als ihre bewußt erlebte Absenz Glücks- und Dankbarkeitsgefühle, sprich: Vergnügen, zu evozieren vermag – ein Resultat von Lichtenbergs bewußter Auseinandersetzung mit seinen Schmerzempfindungen, die sich durch Vielfalt der Aspekte und Perspektiven auszeichnet. Lichtenberg betrachtet seine Schmerzempfindungen im Hinblick auf ihre Art und Weise und ihr Verhalten, er versucht, sie räumlich wie zeitlich zu lokalisieren und ihre Stärke graduell zu differenzieren, und, über sie hinausgehend, Ursachen und Konsequenzen der Schmerzen auszuloten. Mit Rücksicht auf zuletzt zitierten »Sudelbuch«-Eintrag erscheint als Antriebskraft und Ziel dieser Bemühungen Lichtenbergs nicht nur ihr Nutzen für den wissenschaftlichen und philosophischen Erkenntnisfortschritt, sondern auch, wenn nicht gar vorrangig, die aktive Bewältigung der Schmerzen und, mit ihr einhergehend, der Gewinn und Erhalt einer bestimmten Lebensqualität.

denen Lichtenberg dem Vergnügen eine dominierende Rolle zuspricht, im Vergleich mit einem früheren Eintrag, in dem er das Leben als genau austarierten Balanceakt zwischen Vergnügen und Schmerz beschrieben hat: »Unser Leben hängt so genau in der Mitte zwischen Vergnügen und Schmerz, daß uns schon zuweilen Dinge schädlich werden können, die uns zu unserm Unterhalt dienen, wie ganz natürlich veränderte Luft, da wir doch in die Luft geschaffen sind. Allein wer weiß ob nicht vieles von unserm Vergnügen von diesem Balancement abhängt, diese Empfindlichkeit ist vielleicht ein wichtiges Stück von dem was unsern Vorzug vor den Tieren ausmacht.« (A₁64.). Ähnliche Reflexionen finden sich auch bei Hartley: »For our sensible pleasures are for more numerous than our sensible pains; and tho' the pains be, in general, greater than the pleasures, yet the sum total of these seems to be greater than that of those; whence remainder, after the destruction of the pains by the opposite and equal pleasure, will be pure pleasure.« (Hartley/Priestley 1775, S. 27.).

622 K_{II}-34.

*Funktion und Wirkung der Imaginationskraft
im Hinblick auf die physische Verfassung*

Die schmerzlosen Abschnitte im Leben Lichtenbergs sind vor allem durch den Umstand gekennzeichnet, daß seine Aufmerksamkeit und Konzentration *nicht* durch die Bewältigung seiner Schmerzempfindungen beansprucht wird, sondern anderweitig eingesetzt werden kann. Den so entstandenen Freiraum »gesunder Tage« füllt Lichtenberg unter anderem, indem er sich Vergnügen zu bereiten sucht, das kräftigende Wirkung besitzt. Als zentrales Mittel, das zu diesen angenehmen Empfindungen führen kann, nennt er seine *Einbildungskraft*, deren bewußten und zeitweise »ausschweifenden« Gebrauch er in seiner Selbstcharakteristik als eine seiner besonderen Fähigkeiten herausstellt:

»Mit seiner Gesundheit ist dieser Mensch, ohnerachtet sie nicht die beste ist, doch noch immer so ziemlich zufrieden gewesen, er hat die Gabe, sich gesunde Tage zu Nutze zu machen, in einem hohen Grade. Seine Einbildungskraft, seine treueste Gefährtin verläßt ihn alsdann nie, er steht hinter dem Fenster den Kopf zwischen die zwei Hände gestützt, und wenn der Vorbeigehende nichts als den melancholischen Kopfhörer sieht, so tut er sich oft das stille Bekenntnis, daß er im Vergnügen wieder ausgeschweift hat.«⁶²³

In dieser Bemerkung fällt vor allem die *krasse Differenz* auf, die Lichtenberg zwischen der Positivität seiner inneren Empfindung und dem eher negativen Eindruck, den seine äußere Erscheinung vermittelt, feststellt. Mit diesem Umstand, daß der pathognomische Ausdruck der inneren Verfassung entgegensteht, entzieht sich Lichtenberg der Deutung seiner inneren Verfassung durch Außenstehende und verweist zugleich auf die Unberechenbarkeit seiner inneren, seelischen Verfassung. Im Zusammenhang mit der lebenserhaltenden und –verlängernden Funktion seiner Imaginationskraft thematisiert er diese Diskrepanz zwischen dem äußeren Anschein und innerem Sein auch im folgenden »Sudelbuch«-Eintrag von 1775:

»Ich habe oft stundenlang allerlei Phantasien nachgehängt, in Zeiten, wo man mich für sehr beschäftigt hielt. Ich fühlte das Nachteilige davon in Rücksicht auf Zeitverlust, aber ohne diese *Phantasien-Kur*, die ich gewöhnlich stark um die gewöhnliche Brunnen-Zeit gebrauchte, wäre ich nicht so alt geworden, als ich heute bin, 53 Jahr 1 1/2 Monat.«⁶²⁴

Die physische Konsequenz geistiger und seelischer Erholung durch Vergnügen veranschaulicht Lichtenberg mittels thermischer Metaphorik. Mit Rücksicht auf die lebensspendende und –erhaltende Funktion der Wärme erscheint hierbei die Vorstellung einer wärmespendenden Imagination als naheliegend:

623 Aus: B₁81.

624 L₁228. Zu seiner Auffassung von der regenerierenden und heilenden Wirkungsweise der Imaginationskraft vgl. auch Ausdrücke wie »Gedanken- und Phantasie-Kur« (aus: L₁671) und metaphorische Wendungen wie »Er trank die Kur in Phantasien und baute sie sich in Luftschlössern.« (K₁14).

»Er kann sich den ganzen Tag in einer warmen Vorstellung sonnen.«⁶²⁵ Das hier heraufbeschworene Bild vom Individuum, das sich an seinen Imaginationen wärmt, spiegelt jenes schwelgerische Moment ausschweifenden Genießens wider, das er bereits in seiner Selbstcharakteristik mit dem Gebrauch der Einbildungskraft verbunden hat. Spürbar wird darüber hinaus ein leicht spöttischer Unterton, der auf die »selbstverliebt« wirkende, sich von der Außenwelt abschottende Haltung anspielt, die das Individuum einnimmt, um seine Aufmerksamkeit vollkommen auf die Produkte seiner Einbildungskraft und deren wärmend-regenerierende Ausstrahlung konzentrieren zu können.

*Sensibilisierung emotionalen Potentials:
Funktion und Wirkung thermischer Metaphorik
in den Hogarth-Erklärungen*

Eindrucksvolle Belege der Neigung Lichtenbergs zu Imaginationen im allgemeinen wie thermischen Vorstellungen im besonderen finden sich in seinen Hogarth-Erklärungen. Wie seine auditiven und kinetischen Imaginationen die Kupferstiche Hogarths gleichsam »vertönen« und »animieren«, so »temperiert« er die Szenen, indem er seine Erklärungen mit thermischen Sensationen anreichert. Die thermischen Eindrücke, die Lichtenberg in seinen Hogarth-Erklärungen vermittelt, besitzen in der Regel metaphorische Züge: Zu ihren Hauptfunktionen gehört beispielsweise die sinnfällige Verdeutlichung der Atmosphäre einer Szene. Zugleich sensibilisieren sie die innere, emotionale Verfassung der in der Szene agierenden Menschen.

Äußere Atmosphäre und innere Verfassung korrespondieren allerdings oftmals: So entspricht etwa in Lichtenbergs Erklärung zur zweiten Platte der »Vier Tags-Zeiten« die äußere Schwüle der Trägheit und Müdigkeit der dargestellten Personen: »Ein schwüler September-Abend [...]. Alles ist müde, träg und schwer, und o! wie warm!«⁶²⁶ Bemerkenswert erscheint an dieser Stelle, daß die die Szene beherrschende Temperatur und die Verfassung der Personen nicht nur aus der Perspektive des Betrachtenden geschildert werden. Die abschließenden Exklamationen geben darüber hinaus die als Seufzer artikulierte Reaktion der Personen auf die äußeren Umstände wider. Lichtenberg erweckt die im Bild »erstarrten« Dargestellten zu Leben, indem er ihnen sprachlichen Ausdruck und sinnliches Empfindungsvermögen verleiht. Zugleich dienen ihre Aussagen als Bestätigung seiner zuvor aus der Kommentator-Perspektive geschilderten sinnlichen Imaginationen.

625 C₃₈. Auf die »feine Ironie (Selbstironie)« (Mauser 1997, S. 159) dieser Bemerkung weist Mauser hin, nachdem er sie im Kontext mit dem Vernunft-Verständnis der Aufklärung als einen Hinweis Lichtenbergs auf die Gefahr gedeutet hat, »daß bei einer solchen Selbstreferenz der Vernunft die Grenze zu solipsistischer Behaglichkeit leicht überschritten werden konnte« (Mauser 1997, S. 159).

626 SB III, S. 716.

Thermische Sensationen werden oftmals kontrastierend eingesetzt, um in der Darstellung enthaltene Antagonismen zu verdeutlichen. So stellt Lichtenberg dem eisig-kalten Wintermorgen, der auf der ersten Platte der »Vier Tags-Zeiten« herrscht, die »glühende« Ausstrahlung der dargestellten »Mamsell« und die Wärme des Bordells gegenüber.⁶²⁷

»Die Hauptfigur des ganzen Blatts, welcher alle übrige Herrlichkeiten des Winterhimmels und der Wintererde mit ihrem Schnee und Eiszapfen nur gleichsam zur Einfassung dienen, ist – die *schöne Fußgängerin* in der Mitte. [...] Wir haben hier, im Jahre 1738, eine Mamsell, die *jetzt* noch *scheinen* will, wozu es vermutlich schon am Ende des vorigen Jahrhunderts für sie etwas zu spät in der Zeit war, *reizend*. Die Schönpflästerchen (*mouches*) schweben um das glühende Auge, wie Mücken um eine Lichtflamme [...]. Nichols nennt sie sogar die erschöpfte Repräsentantin der unwillkürlichen Ehelosigkeit. Freilich alle langen Feuerhütungen schaden der Gesundheit, und wohl keine mehr als die des *vestalischen*. Die *vestalische Hüttenkatze* reißt wohl so viel Herzensschmelzerinnen weg, als die gemeine, Metallschmelzer. Und – gerechter Himmel! letztere lassen uns doch das Metall, bei ersteren ist Schmelzer und Metall verloren. [...] So eben öffnet sich das Nest, worin es vorige Nacht warm hergegangen sein muß, denn sie haben sogar den Schnee auf dem Dache geschmolzen.«⁶²⁸

627 Während Leidenschaft und Gefühl durch Wärme, ja Hitze veranschaulicht werden, erscheint die Absenz jeglicher Empfindung als Zustand frostiger Kälte: »Der Prügel so wohl, als der Kerl der ihn führt, [...] scheinen beide grobe, kalte Naturalisten zu sein, von ungefähr gleichem Gefühl.« (SB III, S. 864.). Einen Gegensatz zu dieser Erscheinung bildet »der kleine Politiker«, der »bei einem Pfeifchen, durch dessen Glut die kleine Nachbarin, die Nase, zugleich gegen die Märzluft gesichert wird« (SB III, S. 868), ein Zeitungsblatt studiert. In seine Lektüre vertieft und im »Auge des Orkans« positioniert stellt er den Ruhepunkt der Szene dar. Die Ausstrahlung dieser Gestalt in ihrer gegen die äußeren Sensationen abgeschirmten Enklave verbindet Lichtenberg im Kontrast zur (Gefühls-)Kühle anderer dargestellter Personen mit häuslicher Wärme: »Es ist unbeschreiblich viel Warmes und Häusliches in dem Staats-Männchen. Es hört nicht den Donner des Himmels, und sieht nicht den Blitz der Londonschen Polizei, der dicht bei Blacks Kaffeehaus einschlägt. Ist es möglich, mit größerm Wohlbehagen in die Politik seines Vaterlandes zu blicken?« (SB III, S. 869.). Die Absenz von Gefühl, hier vor allem in Verbindung mit dem Geiz, charakterisiert Lichtenberg auch in der »Heirat nach der Mode« durch Wärme- und Kälte-Metaphorik. So belegt etwa folgende Passage, in der »moralische Erwärmung« so effekt- wie bedeutungsvoll mit »physischer Erkältung« kontrastiert wird: »Der Erklärer dieser Blätter hat auch, was Hogarth hier lehrt, häufig in seinem Leben wahr befunden: nämlich, daß ein *gewisser* Sammelgeist, eigentlich eine Art von Hamster-Instinkt, jährlich gewisse *runde Sümmchen*, wie es diese Leute verkleinernd nennen, zurück zu legen, nach und nach das Herz des Menschen mit einem nobeln Kallus überzieht, der es so sicher vor aller moralischen Erwärmung schützt, als ein weiches Schwanenfell die Brust vor physischer Erkältung [...]. Übrigens bemerkt man, zumal wenn man den Schnupfen hat, mit wärmenden Wohlbehagen, wie sorgfältig dieser Mensch, oder was er ist, sein Horazisches *aes triplex circa pectus* mit dem heimischen *panno triplici circa stomachum* zu vereinen gewußt hat. Er hat drei Röcke an [...]. Man sieht, der Mann wirft nichts weg, weder Geld noch Menschenliebe, noch tierische Wärme; von allen wird so viel wie möglich zurückgelegt.« (SB III, S. 979).

628 Vgl. SB III, S. 704ff.

Die Kontrastierung von Kälte und Wärme dient hier der so anschaulichen wie ironischen Charakterisierung der Mamsell sowie jener in ihrer Erscheinung vereinten Gegensätze von Schein und Sein.⁶²⁹ Den atmosphärischen Charakter der Schilderungen prägen vor allem jene erotischen Allusionen, die in der Feuer-Metaphorik zugegen sind, beispielsweise in dem vor Leidenschaft ›glühenden Auge‹ der Mamsell⁶³⁰ oder in der Wärme des Bordells.⁶³¹ Hierbei wird vor allem der destruktive Aspekt der Leidenschaft herausgestellt, versinnlicht durch Vergleiche wie den »Schönplästerchen«, die »um das glühende Auge, wie Mücken um eine Lichtflamme« schweben, und Metaphern wie der Wendung von der »vestalischen Hüttenkatze«, die, dem Arbeiterjargon entstammend, eine chronische Bleivergiftung bezeichnet, versinnlicht und zugleich Grad und destruktives Potential der Leidenschaft hervorhebt. Daß das Ziel, auf das diese Leidenschaft ausgerichtet ist, die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse bildet, verdeutlicht Lichtenberg durch metaphorische Ausdrucksweisen aus der Fauna – abgesehen von den Mücken und der Hüttenkatze dient vor allem die Bezeichnung des Bordells als »Nest« diesem Zweck.

Den Umstand, daß Feuer und Licht sowohl positiv-konstruktive – wärmespendend und Erleuchtung-bringend – als auch negativ-destruktive – verbrennend und verblendend – Wirkungen besitzen können, verwendet Lichtenberg bei verschiedenen Metaphorisierungen und ›Atmosphärisierungen‹. So etwa beginnt er seine Erklärung zur siebten Platte des »Weg des Liederlichen« mit einem Gleichnis, in dem die anziehende Wirkung des Feuers mit der ähnlich starken Anziehungskraft der Gefängnisse verglichen wird, die beide über ihre destruktives Potential miteinander verbunden sind und darin sowie in dem identischen »Mücken«-Gleichnis an das glühende Auge der Mamsell erinnern: »Die Menschen scheinen sich zu dem Feuer-Schlunde zu drängen, wie Mücken um eine Lichtflamme. Verbrennen sich auch ein Paar die Flügel, so kommen immer wieder andere; so wenig scheuen oder kennen jene Menschen die Gefahr.«⁶³²

Allegorisch erscheint die Feuer-Metaphorik in Lichtenbergs Erklärung zur ersten Platte der »Heirat nach der Mode«. Hier verwendet er sie zunächst, um die Bedeutung und Funktion der Szene gleichsam als ›Initialzündung‹ des gesamten Zyklus' herauszustellen, und antizipiert zugleich den Gesamtverlauf

629 Die Widersprüchlichkeit von Schein und Sein verdeutlicht Lichtenberg auch bei seiner Charakterisierung des »Welshman«, den Hogarth auf der vierten Platte seines »Wegs des Liederlichen« abgebildet hat, anhand thermischer Kontraste, die in dem neologistischen Antonymen-Paar »Kühl-Gebläse« und »Wärmesammler« (beide sind nicht in DWB enthalten) gipfeln: »Was ein Feldzeichen und eine warme Vorstellung nicht vermögen! Mit offner Brust teilt er die junge Märzluft, die seine Finger bloß zu fürchten *scheinen*, aber nicht fürchten, denn wirklich gleicht seine Muffe eher einem Kühl-Gebläse, als einem Wärmesammler.« (SB III, S. 861.).

630 Vgl. SB III, S. 704.

631 Vgl. SB III, S. 708.

632 SB III, S. 890.

sowie die Leidenschaft als eines der zentralen Themen der Folge. Indem er darüber hinaus dieselbe Metaphorik zur Charakterisierung der Beziehung zwischen dem jungen Rakewell und dessen Braut gebraucht,⁶³³ verdeutlicht er die enge Verwobenheit des Zyklusverlaufs mit der Entwicklung der beiden Hauptfiguren und weist zugleich auf Hogarths Zeichensprache hin:

»Diese kleine Canapee-Szene enthält nun den Keim, auf dem der Künstler mit vieler Feinheit das Ganze entwickelt; hier glimmt der Funke der nun nach und nach zur Glut wird und endlich zu Flammen auflodert, durch welche das Ganze zusammenstürzt. Hogarth macht daher vorzüglich aufmerksam darauf und erklärt was noch undeutlich darin scheinen könnte, mit einem Paar vortrefflicher Züge aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Zeichen-Sprache. [...] Über dem Canapee an der Wand hat Hogarth einen Leuchter aufgehängt. Die beiden Arme desselben, die die Kerzen tragen, sind in einander geschlungen (auch ein Verlöbniß), aber die beiden Kerzen selbst brennen gerade so, wie die beiden Herzen darunter. Oder deuten etwa die Kerzen mehr auf den linken Flügel, wo der Prokurator kommandiert? Mir ist dieses wahrscheinlicher als jenes, weil beide noch frisch und unangebrannt sind, und weil wirklich der eine Leuchter-Arm ganz von der Seite kömmt, und sich, *aller Symmetrie zuwider*, um den Hauptarm schlingt. Hätte Hogarth auf den rechten Flügel hinweisen wollen, so wäre vermutlich ein abgebranntes Stümpfchen mit dabei gewesen. Noch brennen sie nicht, sind aber dazu fix und fertig; es fehlt zum Anzünden nur noch die Nacht, und die – wird kommen.«⁶³⁴

*Fingerzeige und ›Zaunpfähle‹: Versprachlichung des
Unaussprechlichen – hermeneutische Schwierigkeiten
bei der Verbalisierung der brisanten Allusionen Hogarths*

Über die Funktion dieser Licht-Feuer-Metaphorik, das emotionale Potential abstrakter Begriffe wie Liebe und Leidenschaft zu sensibilisieren, hinaus verwendet sie Lichtenberg auch, um die hermeneutische Schwierigkeit zu überwinden, brisante, weil politisch oder moralisch heikle Untertöne, die in Hogarths Darstellungen häufig begegnen, zu verbalisieren. So ermöglichen die Wärme- und Feuer-Metaphern etwa die Versprachlichung der in den Bildern enthaltenen erotischen Allusionen, ohne das Risiko der Zensur einzugehen und zugleich die ›Sub-Empfindungen‹ des Erklärenden wie des Betrachtenden nicht verschweigen zu müssen.

Diese Schwierigkeit, bestimmte – zumeist erotische – Beiklänge der Bilder Hogarths angemessen zu versprachlichen, problematisiert Lichtenberg in der Vorrede zur ersten Lieferung, in der er zugleich auf die Unzulänglichkeit des sprachlichen Ausdrucks hinsichtlich der adäquaten Wiedergabe visueller Eindrücke hinweist.⁶³⁵ Diese teilweise kryptisch anmutenden Ausführungen kon-

633 Häufig auch in ironischer Weise, wie etwa in der komparativen Wendung: »die Kerzen selbst brennen gerade so, wie die beiden Herzen darunter«, deren Ironie wenige Zeilen später offensichtlich wird, wenn Lichtenberg die Kerzen als »frisch und unangebrannt« outet. Vgl. SB III, S. 921.

634 SB III, S. 921 f.

635 Vgl.: »Hogarth ist zuweilen sehr mutwillig, und das häufig durch Zweideutigkeiten,

ketisiert er in seiner Vorrede zur zweiten Lieferung, in der er die Rezipienten seiner Texte zugleich zur Dechiffrierung seiner Texte auffordert:

»Es kommen auf diesen Blättern einige seltsame Dinge vor. [...] So etwas erklären zu müssen, ist unstreitig, wo nicht gar eine gefährliche, doch sicherlich eine höchst unangenehme Lage für einen Erklärer von Gemälden. Der Maler, der sie unter dem Schutz der *Vieldeutigkeit* hinmalt, bekümmert sich um nichts. [...] Eine gemalte Zweideutigkeit also beharrt in ihrem Wesen, so lange sie gemalt bleibt, aber sie fährt sogleich als *simple Zote* aus, so bald der *Beschwörer*, ich meine der *Erklärer* seine Worte über sie spricht. Und hat denn der arme Erklärer alles getan, was er konnte – Sorge und Mühe und Angst genug ausgestanden: so muß er sich doch wohl noch gefallen lassen, daß man am Ende so etwas von *losem Vogel* und oder gar etwas – *von in der Haut*, zum großen Dank hinter ihm drein murmelt. Das ist abscheulich. Indessen glauben wir doch, uns noch so ziemlich aus der Sache gezogen zu haben; nicht durch Überspringen, denn das ist gar nichts; auch nicht durch *direktes Hinweisen*, denn das wäre kein So ziemlich, sondern etwas sehr *Unziemliches* gewesen; sondern durch ein *weises* (sit venia verbo) *Darumherumgehen* und ein *Hinwegsehen mit gesuchter Direktion*.«⁶³⁶

Lichtenberg weist hier zunächst auf die Differenz zwischen bildlicher und sprachlicher Darstellung hin: Während die bildlichen Polysemien Hogarths nicht auf eine bestimmte Interpretation festgelegt werden können, sondern im geschützten Bereich des Vieldeutigen bleiben, geht mit der sprachlichen Fassung dieser Polysemien zwangsläufig eine Festlegung auf einige subjektive Deutungsmöglichkeiten einher. Zugleich läuft der Text Gefahr, geschmacklos und schlüpfrig zu wirken. Damit steigert sich nicht nur die Angreifbarkeit der Interpretation des Kommentators. Indem mögliche Imaginationen bereits zur Rezeption angeboten werden, sehen sich zugleich die Rezipienten der Erklärung nicht mehr zu eigenen Imaginationen genötigt und geben sich allzu leicht mit einer passiven Rezeptionshaltung zufrieden.

Als Weg aus der Kalamität zwischen der arglos scheinenden Vieldeutigkeit des Visuellen und der heiklen Eindeutigkeit des Kommentars sieht Lichten-

die durch jede Deutung ihre Zweideutigkeit, also den ganzen Schutz verlieren, unter welchen sie sich noch vor dem Publikum zeigen konnten. Das ist freilich ein gefährlicher Umstand für einen Erklärer von Hogarth. Indessen glaube ich mich aus dieser Schlinge gehörig gezogen zu haben. Dergleichen Dinge in usum Delphini ganz zu übergehen, hielt ich nicht für ratsam. Es ist wirklich das Schlechteste was man tun kann. [...] O! die liebe Jugend liegt bei weitem nicht so sehr im Argen, als es das Alter glaubt, das bereits darin liegt. Man befürchte doch ja nicht allzuviel und begegne nicht einer mutmaßlichen Verderbnis, durch Mittel, die die Gewißheit derselben voraussetzen. Gottlob ist es ein Glück daß in vielen Fällen diese Weisheit der Alten, der Jugend eine Torheit bleibt. Sie wäre verloren, wenn sie sie verstünde. Ist es nicht einerlei wie man unterrichtet, docendo oder dedocendo? Ich hoffe, mich aus dieser Verlegenheit, wo sie eintrat, so gezogen zu haben, wie es von jedem Manne von Ehre, der selbst Vater ist, nicht bloß erwartet, sondern streng gefordert werden kann. Wer hierin leichtsinnigem Mutwillen durch Ausmalen nachzuhängen fähig wäre, verdiente die Folge davon in seinem eigenen Hause zu erleben, und einen größeren Fluch fürwahr, als diesen, kenne ich nicht.« (SB III, S. 663 f.).

636 SB III, S. 730.

berg Hinweise auf derartig ›problematische‹ Stellen in den Bildern Hogarth, ohne deren mögliche Bedeutungen expliziter zu verbalisieren. Mit Blick auf dieses *ostentative ›Nicht-Erklären‹* wird die Vorrede zur ›Erklärung der Erklärung‹: »Wer in einer Gesellschaft von Frauenzimmern, *immer nur Eine und ebendieselbe* ansieht, verrät sich nicht um ein Haar mehr, als der der *nur immer Eine und ebendieselbe nicht* ansieht. Das eine löst das Problem so gut als das andere. [...] Auch dieser ganze Absatz unserer Vorrede steht nicht bloß hier als Entschuldigung, sondern auch als Erklärungsmittel für jene Stellen. Denn Unrat wird leicht gefunden, so bald man *obiter* weiß, wo welcher liegt.«⁶³⁷ Insofern schreibt Lichtenberg also dem bewußten ›Nicht-Erklären‹, jenem »Hinwegsehen mit gesuchter Direktion«, eine ähnliche Deutlichkeit zu wie dem ausführlichen Erklären.⁶³⁸

In seiner Vorrede zur zweiten Lieferung greift Lichtenberg als Beispielfall für derartige ›Problemstellen‹ die Darstellung des »Restaurations-Besen auf dem *dritten* und *einiges* (!) auf dem *sechsten* Blatt«⁶³⁹ im »Weg der Buhlerin« heraus. Die Schwierigkeit, die Bedeutung des Besens zu erklären, löst Lichtenberg mittels eines Exkurses allegorischen Charakters, an dessen Ende er die Übertragung der Allegorie auf das Dargestellte *zur Diskussion stellt*.⁶⁴⁰ Zugleich akzentuiert er, in Form eines ›Meta-Kommentars‹, seine Auffassung von der Aufgabe des Kommentators, die darin besteht, die Darstellung bis an die Grenzen des eigenen Selbst-Verständnisses auszuloten.

Die selbst bekundete Unzulänglichkeit seiner Erklärung – die jedoch nur im Hinblick auf die Hogarthische Darstellung und nicht hinsichtlich der Funktion des Kommentators unzulänglich erscheint – bietet ihm darüber hinaus Gelegenheit, den Assoziations- und Exkursreichtum anderer Stellen seiner Erklärungen zu rechtfertigen, erscheinen sie doch hier als eine Art ›Ausgleich‹ für Fälle, in denen er zu keiner letztgültigen Deutung gelangt. Ob es allerdings hier überhaupt eine letztgültige Deutung gibt, bleibt fraglich:

»Ist denn das eine Brille – für *Presbyten*? Die Wahrheit zu gestehn, ich weiß es selbst nicht; nur so viel weiß ich, daß sie, wenn es eine ist, nicht auf die Nase appliziert wird. Ich glaube hiernit meine Pflicht getan, ich meine über eine epineuse Stelle meines Autors so lange kommentiert zu haben, bis ich mich selbst nicht mehr verstehe, und das ist alles, was ein ehrlicher Kommentator tun kann. Was indessen diesem *loco* an Gesprächigkeit abgeht, versprechen wir dem Leser zehnfältig an

637 SB III, S. 730.

638 Vgl. auch die Bemerkung im Brief vom 10. Januar 1775: »Sie packen einen zuweilen auf eine Art an, die ich Ihnen dadurch deutlich genug bezeichne, daß ich sie Ihnen nicht sage.« (Bw I, Nr. 269, S. 490.).

639 SB III, S. 730.

640 Den polysemischen Charakter der Bilder Hogarths stellt Lichtenberg auch in seiner Erklärung zur ersten Platte des Hogarthischen »Wegs des Liederlichen« fest und überantwortet die potentiellen Deutungen zu einem großen Teil seinem Leser bzw. dem Betrachter der Hogarthischen Darstellungen: »und da überlasse ich es dem Gefühle des Lesers, zu bestimmen, ob Hogarth auch diese Bedeutung hier im Sinne gehabt hat.« (SB III, S. 833).

andern Stellen zu ersetzen, wo sie nicht halb so nötig wäre, und auch dieses – ist alles, was ein ehrlicher Kommentator tun kann.«⁶⁴¹

Daß diese Art der Erklärung dem *Charakter ihrer bildlichen Quelle* entsprechen soll, verdeutlicht Lichtenberg in den Bemerkungen, die er seinem allegorischen Exkurs über (moralische) ›Blindheit‹ vorschaltet. In ihnen thematisiert er die hermeneutische Problematik des bildlich Dargestellten auf anschaulich-sinnliche Weise mittels anthropomorphisierender Metaphorik und weist die *vermeintlich* ›non-hermeneutische‹ Haltung der sich anschließenden Textpassage als eine im Bildlichen begründete aus:

»Wir stehen hier bei den Werken unsers Künstlers zum erstenmal an einer Stelle, auf die wir noch oft [...] zurück werden kehren müssen; nämlich da, wo die Moral selbst das Moralisieren verbietet, und die gesprächigste *Hermeneutik* verstummt, oder wenigstens sich stumm stellt und dem Vorbeigehenden zuklingelt; oder, wenn sie endlich genötigt wird zu sprechen, wenigstens nichts weiter sagt: *Ich bin stumm*.«⁶⁴²

Das Bestreben, die visuellen Vieldeutigkeiten der Bilder Hogarths sprachlich zu auszudrücken, ohne die Vieldeutigkeit zu verlieren, erscheint hier als das paradoxe Problem, Unaussprechliches adäquat in Sprache zu fassen. Neben dem »Edukations-Besen« erwähnt Lichtenberg die sechste Platte, auf der dieses Dilemma nicht nur in einem einzelnen, sondern in mehreren Details zutage tritt. Als Konsequenz dieser Problematik erscheint der Umstand, daß Lichtenberg die Deutung des Erklärten zu einem bestimmten Teil bewußt dem ›Ent-rätselungs-Vermögen‹ und der Phantasie seiner Leser anheimstellt – wie er in der folgenden Bemerkung, die er seinen Ausführungen als eine Art ›Leseanleitung‹ voranstellt, artikuliert: »Nun was gibts denn hier? Das soll der Leser nun zum Teil hören zum Teil leicht erraten.«⁶⁴³

Eines der Details dieser Platte, das Lichtenberg, wie auch seine Vorgänger, vor Erklärungsschwierigkeiten stellt, ist die verborgene Hand des Pfarrers. Richtungsweisende Fingerzeige, ja ›Zaunpfähle‹, auf den Ort, an dem Lichtenberg jene Hand vermutet, finden sich in der Wendung von der »Mannille«, die den Hut »mit vieler Sorgfalt vorhält« sowie vom »locum difficillinum«. Beide Ausdrucksweisen deuten nicht nur auf die vermeintliche Diffizilität der Hand-Lokalisierung hin, sondern suggerieren zugleich, daß mit dem Auffinden des Orts eine gewisse Pikanterie verbunden ist. Diese Vermutung von dem erotischen Charakter der Deutung legt auch die Artikulation der Erleichterung »nach Kommentator-Art, mit innigstem Wohlbehagen« nahe, mit der Lichtenberg diesen Gegenstand übertrieben ostentativ hinter sich läßt. Die Wendung erscheint einerseits als Seitenhieb auf das übliche Selbstverständnis anderer Kommentatoren und deutet andererseits durch die satirisch-hyperbolische Akzentuierung des erleichterten Abwendens und das fast gewaltsame Sich-

641 SB III, S. 764f.

642 SB III, S. 763.

643 SB III, S. 806.

Selbst-Befreien den heiklen Charakter des Orts an, an dem Lichtenberg die Hand vermutet oder sogar weiß:

»Wo die weltliche steckt, hat bis jetzt, so viel wir wissen, noch niemand ausmachen können. Man hat sie unter Couple Beggars Hut gesucht, den die Manille mit vieler Sorgfalt vorhält, aber auch da nicht gefunden. Wir geben also diesem *locum diffillinum* gerne und willig auf, und gehen, nach Kommentator-Art, mit innigstem Wohlbehagen, zu einem leichtern über [...].«⁶⁴⁴

An dieser Stelle wird besonders deutlich, wie Lichtenberg mit den den Bildern Hogarths innewohnenden hermeneutischen Diffizilitäten umgeht und der drohenden Zensur vorbeugt, indem er, durch »beredtes Stillschweigen«⁶⁴⁵ und »Hinwegsehen mit gesuchter Direktion«⁶⁴⁶, die Imaginationskraft seiner Leser nicht nur aktiviert, sondern sie darüber hinaus als eine wesentliche, weil zum völligen Text- bzw. Bildverständnis notwendige, Komponente in die Erklärung einbezieht.

Lichtenberg löst die hermeneutische Problematik, die Hogarths Bilder kennzeichnet, indem er durch bewußtes Nicht-Erklären auf die Mehrdeutigkeiten hinweist und dieses Vorgehen in Meta-Kommentaren rechtfertigt, in denen er mit seiner eigenen Situation als Erklärer zugleich die Situation seiner Rezipienten reflektiert. Durch diese Methode scheint zumindest teilweise dem Leser überantwortet zu sein, nicht ob, sondern *inwieweit* er mehrdeutige Allusionen Hogarths zur Kenntnis nehmen will. Die Offenheit, die dem Kommentar hierdurch verliehen wird, gewährt dem Rezipienten der Erklärung die Freiheit zu eigenen Imaginationen. Lichtenberg animiert damit zum aktiven Lesen: Er kalkuliert die Möglichkeit subjektiv-individueller Interpretation der Erklärungen und der Bilder Hogarths nicht nur implizit mit ein, sondern verweist explizit darauf, daß seine Texte zeichenhafte Codes sind, die zur Dechiffrierung auffordern einladen – in ähnlicher Weise wie die ihnen zugrundeliegende visuelle Darstellung.⁶⁴⁷ Er weckt die Neugier seiner Leser und lenkt ihre Imaginationskraft auf bestimmte Wege und in bestimmte Richtungen. In dieser Hinsicht erscheint der Bildkommentar als ein ebenso autonomer Wahrnehmungsgegenstand wie der ihm zugrundeliegende bildliche Gegenstand. Denn paradoxerweise fordert auch und gerade die sprachliche Darstellung erklärende Hinweise, um verstanden zu werden. Indem Lichtenberg an seine Leser appelliert, das weder sinnlich Wahrnehmbare noch sprachlich Ausdrückbare durch ihre Imaginationskraft zu »enträtseln«, erscheint das Vorstellungsvermögen als eine Art »meta-sensuelle Instanz«, die es ermöglicht Nicht-Abbildbares und Unaussprechliches wahrzunehmen.

644 SB III, S. 813f.

645 SB III, S. 754.

646 SB III, S. 730.

647 Vgl. »Durch die Aufforderung zur Dechiffrierung erotischer Anspielungen, die er in der Vorrede zur zweiten Lieferung als seltsame Dinge [...] bezeichnet, eröffnet Lichtenberg dem Leser einen Weg zu eigenen sinnlichen Phantasie- und Paradieswelten« (Lengelsen 1983, S. 117.).

Zugleich gesteht er mit dieser Verfahrensweise ein, daß es keine ultimativ gültige Deutungsart gibt. Die Zahl der Deutungsmöglichkeiten wird vielmehr von der Zahl der Individuen bestimmt, die den Code jeweils nach dem ihnen jeweils eigenen »System« dechiffrieren. Das den Texten innewohnende Interpretationspotential wird allerdings in seinem gesamten Ausmaß erst beim Betrachten der ihnen zugrundeliegenden Bilder offensichtlich, ja gelegentlich ermöglicht erst ihr Vergleich mit der Darstellung Hogarths, die Ironien und Satiren der Lichtenbergischen Erklärungen in ihrem gesamten Ausmaß zu erkennen.

Abgesehen davon, daß er seine eigene ›Haut‹ zu retten sucht, erkennt Lichtenberg seinen Lesern, indem er ihnen das gleiche Recht auf individuelle Interpretation zugesteht wie sich selbst, Mündigkeit und Urteilsvermögen zu. Darüber hinaus nähert er die sprachliche Darstellung nicht nur an ihr bildliches Sujet an, sondern verweist die Leser seiner Erklärung explizit auf deren eigene sinnliche Anschauung und Imagination.⁶⁴⁸ Der Text als die in Sprache transformierte sinnliche Apperzeption erfüllt somit die Funktion, den Leser zu sensibilisieren, zum einem, indem er auf die visuelle Darstellung verweist und dadurch Text und Bild miteinander verbindet, zum anderen durch die Sinnlichkeit der sprachlichen Mittel.

Sinnliche Metaphorik und Vergleiche, durch die ›Gedanken zu Empfindungen werden‹,⁶⁴⁹ verleihen Lichtenbergs Texten auch Autonomie: Es baut sich in ihnen eine sinnlich erfahrbare ›Welt‹ auf, die zum Gebrauch der eigenen Imaginationskraft sowie zum Sammeln eigener Erfahrung einlädt und zugleich die historische Gegenwart, in der Lichtenberg lebt, mit der historischen Vergangenheit, wie sie sich in den Kupferstichen Hogarths zeigt, sowie der sinnlichen Realität, in der das rezipierende Individuum existiert, verbindet.⁶⁵⁰ Prämisse für diese Wirkung bildet allerdings nicht nur die Sensibilität und Aufmerksamkeit der Rezipienten auf die Hinweise Lichtenbergs, sondern darüber hinaus die Bereitschaft, die eigene Imagination und Empfindung zu bemühen, denn »alles ist mehr Gefühl als Reflexion und unbeschreiblich«⁶⁵¹.

648 Nicht teilen kann ich daher die Auffassung Arz, daß »der Betrachter vom Bild zum Gedanken, vom anschaulich-sinnlichen Wahrnehmen zum begrifflichen Verstehen« (Arz 1987, S. 146) abgedrängt wird. Ich meine im Gegenteil, daß zumindest in dieser Hinsicht der Leser verstärkt auf das Visuelle verwiesen wird. Plausibel erscheint hingegen Arz' These, daß der Kommentar gegenüber dem Bild eine gewisse Autonomie beansprucht – gerade dies wird jedoch aus dem Anspruch Lichtenbergs auf Individualisierung heraus verständlich.

649 Vgl. B,322.

650 Wie die Integration eigener Erfahrungen in die Erklärungen, etwa in Form von Vergleichen, die anschauliche Verbalisierung von eigentlich ›unbeschreiblichen‹ Empfindungen ermöglichen kann, zeigt folgende Passage aus der Erklärung zur achten Platte des Hogarthischen »Weg des Liederlichen«: »Mit meiner Empfindung bei dem Schlusse dieses Kapitels weiß ich daher nichts zu vergleichen, als das unbeschreibliche Wohlbehagen, das meinen ersten freien Odemzug begleitete, als ich im Oktober 1775, nach einem kurzen Besuche in die Begräbnissen, wieder in die freie Luft von Moorfields hervortrat.« (SB III, S. 910).

3.5 »die Kugeln zu beiden Seiten der Nase sind auch Ohren«:
Inter-Sensuelles und Synästhetisches – KonFusionen

*Fülle der Sensationen und Unvollständigkeit des Ausdrucks:
Sprache als Resultat analytischer Reflexion sinnlicher Wahrnehmung*

Die Betrachtung der sinnlichen Wahrnehmung in den Schriften Lichtenbergs fand in den vorangegangenen Abschnitten getrennt nach den einzelnen Sinnesmodalitäten statt, um Charakteristika und Gewichtung der jeweiligen Modalität zu verdeutlichen. Diese fokussierende Betrachtungsweise bildet insofern eine Abstraktion von der »natürlichen« Wahrnehmung, als deren Kennzeichen die enge Verwobenheit oder gar Simultaneität der unterschiedlichen Sensationen und Empfindungen ist. So betont Herder in seiner »Abhandlung über den Ursprung der Sprache«:

»Alle Zergliederungen der Sensation bei Buffons, Condillacs und Bonnets empfindendem Menschen sind Abstraktionen: Der Philosoph muß einen Faden der Empfindung liegenlassen, indem er einen andern verfolgt – in der Natur aber sind alle die Fäden *ein Gewebe!*«⁶⁵²

Die Trennung der menschlichen Sinnlichkeit in einzelne Wahrnehmungsmodalitäten erscheint als ein Kennzeichen der reflexiven Auseinandersetzung des Menschen mit seinen Empfindungen. Im Hinblick auf die ursprüngliche Einheit der Empfindungen entspricht die analytische Betrachtung der Sinnlichkeit zugleich einem Prozeß der Abstraktion und somit der Entfremdung vom Ursprünglichen.

Diese analytische Weise der Auseinandersetzung mit Wahrnehmung thematisiert Lichtenberg im dritten seiner »Briefe aus England« im Hinblick auf das Verhältnis zum »Totaleindruck«, der sich aus mehreren miteinander verwobenen Teileindrücken konstituiert, und dessen sprachlichem Ausdruck. Dieser Zerlegung geht die *Reflexion des Wahrgenommenen* voraus. Die Methode, einen Totaleindruck in seine einzelnen Komponenten zu zerlegen, entspricht dem *analytischen Umgang mit Wahrnehmungen* – und weist darin zugleich auf die Fähigkeit hin, von dem in der Realität Vorgefundenen zu abstrahieren.⁶⁵³ Abgesehen von der Diskrepanz zwischen Totaleindruck und dessen sprachli-

651 Aus: A₁129.

652 Herder, Ursprung, S. 55.

653 Die Auffassung, daß einzelne Sensationen bereits während des Wahrnehmungsprozesses bewußt akzentuiert oder ausgeblendet werden können, legt die Schilderung der Wahrnehmungsweise des »Zier-Äffchens« in der vierten Szene der »Heirat nach der Mode« nach, die zugleich ein eindrucksvolles Beispiel für Lichtenbergs sinnliche Vorstellungskraft bildet: »Um dem Ohre so viel als möglich einzuräumen, versagt er seinem Auge mehr als die Hälfte des Lichts; seinem Gaumen die Chokolade und vermutlich, weil er dem Manne mit der Reitpeitsche so bedachtsam den Rücken kehrt, entzieht er auch seiner Nase einen Teil des Pferdestall-Duftes, der von dort ausströmen mag.« (SB III, S. 957.).

chem Ausdruck akzentuiert Lichtenberg vor allem den Umstand, daß seine Empfindungen bei der Produktion einer derartigen ›wahrnehmungsanalytischen‹ Beschreibung nicht mit der rezeptionsästhetischen Wirkung der Schilderung übereinstimmen:

»Wie gern beschriebe ich Ihnen den Mann, wie er als Schuhflicker im hinkenden Teufel (*Devil upon two sticks*) ein paar Schuh, die er unter dem Rock stecken hat, in die Ecke hinlegt, um mit desto mehr Anstand auf einen Schemel zu steigen, auf welchem ihm Foote zum Doktor kreiert. Aber wenn ich das durchlaufe, was ich gesagt habe, so vergeht mir alle Neigung mehr von ihm zu sagen. Es ist zwar ein Vergnügen, den Totaleindruck, den der Anblick eines solchen Wundergeschöpfes auf einen macht, in seine Bestandteile zu zerlegen, und Empfindungen zu Buch zu bringen; (ich habe mir solche Beschreibungen zum Vergnügen eine Menge gemacht,) aber die Absicht einem andern ähnliches Vergnügen zu verschaffen, wird meist verfehlt, weil die unvermeidliche Unvollständigkeit der Zahl dieser entwickelten Gefühle, dem Leser bei ihrer Herabstimmung zur Klarheit Raum genug übrig läßt, neben dem Endzweck des Verfassers vorbei zu schleichen, oder noch schlimmer ihm den Vorwurf zu machen, er habe zu viel gesehn.«⁶⁵⁴

Seine Erfahrung von der Diskrepanz zwischen den produktionsästhetischen Bedingungen einer ausführlichen sprachlichen Wiedergabe der Empfindungen und deren rezeptionsästhetischen Wirkung führt Lichtenberg hier als Grund dafür an, daß er auf eine solche Darstellungsweise seiner Empfindungen verzichtet.⁶⁵⁵ Stattdessen weist er auf seine Neigung und das intellektuell-ästhetische Vergnügen hin, das derartige (vor allem physiognomische) Empfindungsanalysen in ihm evozieren. Durch diese parenthetische Bemerkung verdeutlicht Lichtenberg, daß der Verzicht auf die detaillierte Darstellung nicht auf mangelndem Können, sondern auf bewußter Entscheidung beruht.

654 SB III, S. 353f. Zum ›Zuviel-Sehen‹ vgl. auch MatI_{II}101: »(Die Verantwortung wegen des Zuviel-Sehens.)« und MatI_{II}136: »*Vom Zuviel Sehen*«.

655 Lichtenberg begegnet mit diesem Meta-Kommentar dem Vorwurf von Helfrich Peter Sturz, der in einem Brief vom 25. Dezember 1776 an Boie äußerte, daß Lichtenberg im ersten der »Briefe aus England« »zuviel gesehen« (Sturz 1976, S. 360) habe, und damit meinte, daß Lichtenberg sich in Detail-Beschreibungen verloren hätte, ohne sie in einen großen Zusammenhang zu stellen. Das Verfahren, einen Totaleindruck in einzelne Sensationen zu zerlegen und ihn in dieser Weise zu versprachlichen, »die Darstellung also aufzudröseln« oder »zu analysieren« (Beise 1993, S. 68), entspricht der Vorstellung, die Goethe mit seinem Begriff vom »Lichtenbergisieren« verbindet, wenn er im Zusammenhang mit seinem Vorhaben, einige französische Kupferstiche zu beschreiben, bemerkt: »Ich fange an sie nun einzeln zu beschreiben und es geht recht gut, denn da sie meist dem Gedanken etwas sagen, witzig, symbolisch allegorisch sind, so stellen sie sich der Imagination oft eben so gut und noch besser dar als dem Auge, und wenn man eine so große Masse übersehen kann, so lassen sich über französischen Geist und Kunst, im allgemeinen recht artige Bemerkungen machen und das Einzelne, wenn auch nicht *lichtenbergisieren* kann noch will, läßt sich doch immer heiter und munter genug stellen, daß man es gerne lesen wird.« (MA 8, 1. Nr. 359. S. 401.). Interessant ist hierbei die Tatsache, daß auch bei Goethe Lichtenbergs Sprachstil als Garant für die rezeptionsästhetische Delektation einer Schrift angesehen wird. Zu dieser Auffassung vgl. vor allem die konzentrierte Darstellung Beises (Beise 1993).

Abgesehen vom rezeptionsästhetischen Aspekt gewährt diese Passage einen Blick in Lichtenbergs Umgang mit sinnlicher Erfahrung: Der sprachlichen Schilderung liegt ein sinnlicher »Totaleindruck« zugrunde, den Lichtenberg durch bewußte Reflexion in die einzelnen Konstituenten aufspaltet. Verbalisiert werden schließlich die einzelnen Empfindungen in Form einer sukzessiv-linearen Abfolge sprachlicher Einheiten, die sich zunächst eben durch jene Linearität und Sukzessivität von dem ursprünglichen »Bündel« an simultanen Eindrücken, aus denen sich der Totaleindruck konstituiert, unterscheidet. Besonders akzentuiert Lichtenberg hierbei den Umstand, daß die geschilderten Empfindungen ausschließlich eine subjektive und individuelle Auswahl oder Teilmenge aus jenem »Bündel« von Sinnesempfindungen darstellen, das der Totaleindruck zu evozieren vermag. Diese »unvermeidliche Unvollständigkeit«, ja Fragmentarizität der Schilderung von Empfindungen tritt hierbei vor allem deshalb offensichtlich zutage, weil die Transformation der Empfindungen in Sprachzeichen zugleich eine deutliche Abgrenzung der einzelnen Empfindungen fordert – eben jene »Herabstimmung zur Klarheit«, durch die der Leser »Raum« erhält für Imaginationen, die von denen des Schildernden abweichen. Daher sieht Lichtenberg in der Unvollständigkeit als Charakteristikum des sprachlichen Ausdrucks von Empfindungen den Grund dafür, daß der rezeptionsästhetische Effekt seiner Schilderung nicht dasselbe Vergnügen im Leser zu erwecken vermag, das die ihr zugrundeliegende Analyse der durch den Totaleindruck hervorgerufenen Empfindungen im Wahrnehmenden zu evozieren vermochte.

Die unweigerliche Unvollständigkeit der sprachlichen Wiedergabe läßt sich nicht, wie man meinen könnte, durch die Anhäufung von Detailschilderungen kompensieren. Vielmehr schlägt die quantitative Erhöhung von einzelnen Beobachtungen ins Gegenteil um, riskiert doch der Schildernde damit insofern die Kritik seiner Leser, als die Wiedergabe des Totaleindrucks sich in der unangemessen hohen Zahl an Einzelsensationen und Details zu verlieren drohe.⁶⁵⁶ Gegenüber der Unvollständigkeit und eines durch sie bedingten verfehlten »Endzwecks« erscheint Lichtenberg dieser potentielle Vorwurf des »Zuviel-Sehens«⁶⁵⁷, des »Überinterpretierens« als das größere Übel, da er zugleich den Verlust des »großen Ganzen« des Totaleindrucks durch ein Zerfasern in Details bedeutet.

Unvollständigkeit oder Fragmentarizität der Schilderung und die für das »Zuviel-Sehen« symptomatische Anhäufung von Detailschilderungen bilden demzufolge die dialektischen Pole, zwischen denen sich das Feld des sprachlichen Ausdrucks sinnlicher Wahrnehmungen spannt. Der analytische Umgang

656 Vgl. Beise 1993, S. 60. »Die literaturwissenschaftliche Forschung spricht diesbezüglich von mangelnder Fähigkeit zur »Agglutination« (Herbert Schöffler), der »geringen Fähigkeit zur Komposition« (Franz H. Mautner) oder einem »Defizit in der ästhetischen Strukturierungsfähigkeit« (Gerhard Sauder).« (Beise 1993, S. 60).

657 Aus: Mat, 101.

mit Wahrnehmungen, den Lichtenberg hier als eine Quelle seines intellektuell-ästhetischen Vergnügens vorstellt, enthält insofern ein rezeptionsästhetisches Problem, als sprachproduktions- und sprachrezeptionsästhetische Empfindungen differieren. Lichtenberg erkennt diese Problematik: Ihre explizite Verbalisierung erscheint zum einen im Hinblick auf potentielle Kritik seitens seiner Leser von prophylaktischem Charakter. Zum anderen weist sie auf Motivation wie Ziel Lichtenbergs hin: die adäquate Vermittlung seiner Empfindungen, die auf dem rezeptionsorientierten und (verantwortungs-)bewußten Umgang mit Fragmentarizität des Ausdrucks und Fülle der Beobachtungen basiert.

*Kaleidoskop der Sensationen: Das Londoner Stadtleben
in Lichtenbergs Brief vom 10. Januar 1775 als ein ›Fest der Sinne‹*

Die Überwindung der Kluft zwischen dem wahrgenommenen Totaleindruck samt den durch ihn evozierten Empfindungen und seiner verbalisierten Form nebst ihrer rezeptionsästhetischen Wirkung bildet ein zentrales Problemfeld der sprachlichen Arbeit Lichtenbergs. Eines der eindruckvollsten Beispiele für sein Bemühen um eine dem Totaleindruck möglichst adäquate und ästhetische Wiedergabe seiner Empfindungen sowie für seine Fähigkeit, analytische Auseinandersetzung mit dem Wahrgenommenen und Vermittlung des Totaleindrucks erfolgreich zu vereinen, findet sich in einem Brief, den Lichtenberg am 10. Januar 1775 in Kew bei London an seinen Freund, den Medizin-Professor Ernst Gottfried Baldinger, schreibt. Dieser Brief besteht zu einem wesentlichen Teil aus der detaillierten Schilderung des abendlichen Londoner Stadtlebens, die sich durch die *große Vielfalt wie extreme Dichte der sensuellen Phänomene* auszeichnet.

Auf Lichtenbergs (Miß-)Verständnis des Horazischen »ut-pictura-poiesis«-Prinzips⁶⁵⁸ verweist hierbei seine Allegorie-artige Ankündigung der Schilderung als »ein flüchtiges Gemähld von einem Abend in London auf der Strase [...], das ich mündlich nicht bloß ausmalen, sondern auch noch mit einigen Gruppen vermehren will, die man nicht gern mit so dauerhafter Farbe als Dinte, malt«⁶⁵⁹. Die »Gemähld«-Vorstellung erscheint hier im Hinblick auf Charakter und Wirkung der Schilderung als unangemessen, weil durch die Vielfalt und Dichte der geschilderten Sensationen sowie den geschickten Einsatz effektvoller Sprach- und Stilmittel kein stumm-starres, unbelebtes, zweidimensionales Straßen-Bild entsteht. Vielmehr entwickelt sich im Verlauf der Beschreibung einzelner sinnlicher Impressionen eine – auch farbig – illuminierte, mit akustisch-kinetischen und olfaktorisch-gustatorischen Effekten angereicherte dreidimensionale Szenerie. Lichtenbergs analytische Wahrnehmungsweise realisiert sich in einem sprachlichen ›Fest der Sinne‹. Ihrer Per-

658 Vgl. Kap. II, 3.1 »mit eigenen Augen in die Welt hineinsehen«: Visuelles – Licht, Farbe, Deixis.

659 Bw I, Nr. 269, S. 488.

fektion nähert sich die sprachliche Sinnes-Illusion schließlich, wenn sich der Rezipient durch Apostrophierungen und auf ihn abgestimmte Vergleiche unversehens in das Geschehen integriert findet.

Lichtenberg beginnt seine Schilderung mit der zeitlichen und räumlichen Lokalisierung der Gegenstände. Anschließend vermittelt er mit Hilfe eines Vergleiches dem Adressaten, dessen Imaginationskraft sowohl durch die Apostrophe als auch durch die Herkunft des Vergleichsobjekts aus der lokalen Umgebung des Adressaten angesprochen und aktiviert wird, eine Vorstellung von den räumlichen Größenordnungen des Schauplatzes:

»Ich will dazu cheapside und fleetstreet nehmen, so wie ich sie in voriger Woche, da ich des Abends etwas vor 8 Uhr aus Herrn Boydells Hauß nach meinem Logis gieng, gefunden habe. Stellen Sie sich eine Strase vor etwa so breit als die Weender, aber, wenn ich alles zusammen nehme, wohl auf 6mal so lang.«⁶⁶⁰

Auf diese Exposition folgt die Beschreibung des Londoner Straßenbildes, das von einer Varietät an Gewerbebetrieben und – zu der angegebenen Zeit – von luminös-farbigen Effekten bestimmt wird. Lichtenberg beginnt mit dem Gesamteindruck, aus dem er anschließend die »untern Etagen« herausgreift, um ihre Erscheinung und Wirkung differenziert zu schildern. Hierbei spiegelt sowohl die Vielfalt der Läden und Waren als auch der telegrammhafte Sprachduktus, hervorgerufen durch fragmentarische Syntaxkonstruktionen und asyndetische Aneinanderreihungen, die überwältigende Fülle an Sinnesreizen wider, die das großstädtische Lebensgefühl charakterisiert. Zu diesem Eindruck trägt darüber hinaus die Beleuchtung der betrachteten Szene bei, deren prachtvoll-blendende Wirkung die Komparation mit dem »Jubelfeste« verdeutlicht. Der Steigerung dieses illuminativen Reizes dienen *farbige* Lichterscheinungen, deren Intensität durch sinnlich wie stilistisch effektvolle, attributiv eingesetzte Komposita akzentuiert wird.⁶⁶¹

»Auf beyden Seiten hohe Häuser mit Fenstern von Spiegel Glas. Die untern Etagen bestehen aus Boutiquen und scheinen gantz von Glas zu seyn; viele tausende von Lichtern erleuchten da Silberläden, Kupferstichläden, Bücherläden, Uhren, Glas, Zinn, Gemähle, Frauenzimmer=Putz und Unputz, Gold, Edelgesteine, Stahl=Arbeit, Caffeezimmer und Lottery Offices ohne Ende. Die Straße läßt wie zu einem Jubelfeste illuminirt, die Apothecker und Materialisten stellen Gläßer, worin sich Dietrichs Cammer Husar baden könnte, mit bunten Spiritibus aus und überziehen gantze Quadratruthen mit purpurrothem, gelbem, grünspangrünem und Himmelblauem Licht.«⁶⁶²

Nach dieser *visuellen* Einstimmung verkleinert Lichtenberg den Betrachtungsausschnitt erneut und schildert mit den Auslagen der »Zuckerbäcker« Sensa-

660 Bw I, Nr. 269, S. 488.

661 Bemerkenswert ist hierbei vor allem die Wortbildung »grünspangrün«, deren Kyklos-Charakter als Ausdruck eines poetisch-innovativen Umgangs mit der Sprache erscheint.

662 Bw I, Nr. 269, S. 488.

tionen, die Geruchs- und Geschmackssinn stimulieren. Vor allem durch die synekdochische Verwendung von Augen und Nasen weist Lichtenberg auf die beiden Sinnesorgane hin, deren Wahrnehmungen derzeit im Betrachtungszentrum stehen. Durch die explizite Konzentration der sinnlichen Aufmerksamkeit auf die Schaufenster der »Zuckerbäcker« tritt ein kinetisches Moment hinzu, das, indem es nicht nur als *gedankliche Hinwendung*, sondern auch als *körperliche Drehung* erscheint, der Schilderung authentisch-unmittelbare Züge verleiht. Durch diese Kinetik in Verbindung mit der Beschreibung der Formen und Anordnungen, in denen die Früchte präsentiert werden, erhält die Szene einen choreographisch-bewegten Charakter, der durch das »Schlupfen« der Nymphen noch verstärkt wird. Hierbei akzentuiert das morphologische Spiel mit den partizipialen Formen des Verbs »bewachen« das erotische Potential dieser mythologischen Gestalten. Diese erotische Tendenz verstärkt der parenthetische Kommentar vom »losgelassenen Teufel«, dessen kinetisches Moment dem lebendigen Gepräge des »Schauspiels« entspricht und die Atmosphäre der Schilderung emotional auflädt, sofern Lichtenberg hier seine subjektiv-individuelle Affizierung ausdrückt. Mit gustatorischen Sensationen, akzentuiert durch die synekdochische Verwendung des »Magens« in Verbindung mit anthromorphisierender Metaphorik, beschließt Lichtenberg die Passage:

»Die Zuckerbäcker blenden mit ihren Kronleuchtern die Augen, und kitzeln mit ihren Aufsätzen die Nasen, für weiter keine Mühe und Kosten, als daß man beyde nach ihren Häusern kehrt; da hängen Festons von spanischen Trauben, mit Ananas abwechselnd, um Pyramiden von Aepfeln und Orangen, dazwischen schlupfen bewachende und, was den Teufel gar los macht, oft nicht bewachte weißarmigte Nymphen mit seidenen Hüthen und seidenen Schlenderchen. Sie werden von ihren Herrn den Pasteten und Torten weißlich zugesellt, um auch den gesättigten Magen lüstern zu machen und dem armen Geldbeutel seinen zweytletzten Schilling zu rauben, denn hungriche und reiche zu reitzen, wären die Pasteten mit ihrer Atmosphäre allein hinreichend.«⁶⁶³

Die Verbindung von kinetischen Momenten und den ihnen zugehörigen akustischen Effekten, wie sie sich sprachlich in Onomatopöien, Schallwörtern sowie wörtlicher Rede, teilweise im englischen »Originalton«, realisieren, befreit die Szene von ihrer anfänglichen »pantomimischen Stummheit«, die aus der Absenz auditiver Eindrücke resultiert. Vor allem die wörtliche Rede, insbesondere die Exklamationen im englischen Originalton verleihen dem geschilderten Geschehen Authentizität und Unmittelbarkeit. Asyndetisch gereichte Wiederholungsfiguren veranschaulichen die Gedrängtheit und die monoton-stete Bewegung des städtischen Verkehrsflusses, dem sich der Betrachter nicht entziehen kann, ohne zu riskieren, als statisches Hindernis in unmittelbare Berührung mit der dynamischen Menschenmenge zu kommen. Das anfängliche »Tableau fixe« wird so in mehrerer Hinsicht zu einem multisensuell erfahrbaren »Tableau vivant«:

663 Bw I, Nr. 269, S. 488f.

»Dem ungewöhnten Auge scheint dieses alles ein Zauber; desto mehr Vorsicht ist nöthig, Alles gehörig zu betrachten; denn kaum stehen Sie still, Bums! läuft ein Packträger wider Sie an und rufft by Your leave wenn Sie schon auf der Erde liegen. In der Mitte der Strase rollt Chaise hinter Chaise, Wagen hinter Wagen und Karrn hinter Karrn.«⁶⁶⁴

Anschließend rücken die auditiven Eindrücke vollends in den Mittelpunkt der Betrachtung. Insbesondere durch die geballte Verwendung von Onomatopöien unterlegt Lichtenberg die Szene mit einer so vielstimmigen wie vieltönigen Geräuschkulisse, deren Vorstellung in die Schilderung der thermisch-visuellen Feuer-Sensationen mündet:

»Durch dieses Getöse, und das Sumsen und Geräusch von tausenden von Zungen und Füßen, hören Sie das Geläute von Kirchthürmen, die Glocken der Postbedienten, die Orgeln, Geigen, Leyern und Tambourinen englischer Savoyarden, und das Heulen derer, die an den Ecken der Gasse unter freyem Himmel kaltes und warmes feil haben. Dann sehen Sie ein Lustfeuer von Hobelspänen Etagen hoch auflodern in einem Kreis von jubilirenden Bettelungen, Matrosen und Spitzbuben.«⁶⁶⁵

Ihren agitativen Gipfel erreicht die Betrachtung im nächsten Abschnitt, in dem sich das Geschehen bis an die Grenze zum Überschlagen beschleunigt und die Sensationen sich gegenseitig zu überbieten scheinen. Dieser Eindruck wird sprachlich vor allem durch die lose, schließlich lediglich durch Semikola oder Kommata abgeteilte Folge von Kola unterschiedlicher syntaktischer Ordnung, Fetzen wörtlicher Rede und Exklamationen hervorgerufen. Apostrophe wie »sehen Sie« und »hören Sie« integrieren den Adressaten nicht nurmehr »pauschal« in das Geschehen, sondern lenken die sinnliche Aufmerksamkeit kurzfristig in verschiedene Richtungen. Kontemplative Beobachtung des Geschehens aus der Distanz ist nicht mehr möglich, vielmehr wird der Betrachtende geradezu in die vormals betrachteten Ereignisse hineingezogen und wird somit selbst zu einem Teil der Menge. Während die Geschwindigkeit der Rede sich an die Schnelligkeit oder gar Simultaneität der sinnlichen Wahrnehmung annähert, verdeutlichen anschaulich-eindrückliche Vergleiche die Intensität der Sensationen, die in der *Imagination* des Rezipienten zu einem »Totaleindruck« verschmelzen, der allerdings nicht identisch ist mit der Ausgangssensation:

»Auf einmal rufft einer dem man sein Schnupftuch genommen: stop thief und alles rennt und drückt und drängt sich, viele, nicht um den Dieb zu haschen, sondern selbst vielleicht eine Uhr oder einen Geldbeutel zu erwischen. Ehe Sie es sich versehen, nimmt Sie ein schönes, niedlich angekleidetes Mädchen bey der Hand: come, My Lord, come along, let us drink a Glass together, or I'll go with You if You please; dann passirt ein Unglück 40 Schritte vor Ihnen; God bless me, rufen Einige, poor creature ein Anderer; da stockt's und alle Taschen müssen gewahrt werden, alles scheint Antheil an dem Unglück des Elenden zu nehmen, auf einmal lachen alle wieder, weil einer sich aus Versehen in die Gosse gelegt hat; look there, damn me, sagt ein Dritter und dann geht der Zug weiter. Zwischen durch hören Sie vielleicht

664 Bw I, Nr. 269, S. 489.

665 Bw I, Nr. 269, S. 489.

einmal ein Geschrey von hunderten auf einmal, als wenn ein Feuer auskäme, oder ein Haus einfiel oder ein Patriot zum Fenster herausguckte.«⁶⁶⁶

Lichtenberg beschließt die eigentliche Schilderung – und rekurriert darin zugleich auf ihren Beginn – mit einem Vergleich zwischen London und Göttingen. Diesmal stehen allerdings nicht die Größenverhältnisse beider Orte, sondern vor allem das unterschiedliche ›Lebenstempo‹ der Menschen, abermals veranschaulicht durch eingängige Komparationen, im Mittelpunkt. Derartige kontrastierende Vergleiche zwischen Göttingen und London dienen, abgesehen von ihrer, im Hinblick auf den Adressaten, integrierenden Wirkung, vor allem, um die Besonderheiten und das Extreme großstädtischer Lebensweise sinnfällig zu verdeutlichen:

»In Göttingen geht man hin und sieht wenigstens von 40 Schritten her an, was es giebt; hier ist man (:hauptsächlich des Nachts und in diesem Theil der Stadt, the City:) froh, wenn man mit heiler Haut in einem Neben Gäßgen den Sturm auswarten kann. Wo es breiter wird, da läuft alles, niemand sieht aus, als wenn er spazieren gienge oder observirte, sondern alles scheint zu einem sterbenden gerufen. Das ist Cheapside und Fleetstreet an einem December Abend.«⁶⁶⁷

Coda-ähnlich angehängt erscheinen Lichtenbergs Reflexionen über Sprachstil und -wirkung seiner eben geschilderten Beobachtungen. Bemerkenswert ist hierbei vor allem der Umstand, daß Lichtenberg die Wirkung seines Sprachstils mit der Atmosphäre der geschilderten Szenerie gleichsetzt und damit zugleich rechtfertigt, »wenn es sich zu weilen hart und schwer ließt, es ist die Ordnung von Cheapside«⁶⁶⁸. Nicht der Schreibende, sondern der geschilderte Gegenstand bestimmt demzufolge die sprachliche Erscheinung des Textes. Darüber hinaus relativiert er seine Darstellung, indem er sie erneut als *Teilmenge eines Totaleindrucks* ausweist, die, wenn die der Schilderung zugrundeliegenden ›wirklichen‹ Empfindungen auch nur annähernd adäquat nacherlebt werden sollten, potenziert werden müßte. Insofern erhält dieser Meta-Kommentar instruktive Züge, als er Hinweise zum *richtigen* Verständnis der Darstellung bietet, das letztendlich durch die Imaginationskraft der Rezipienten geleistet wird.

666 Bw I, Nr. 269, S. 489. Die Unmittelbarkeit der Erfahrung, die dieser Betrachtung zugrundeliegt, zeigt seine Bemerkung über den ›Preis‹, den er für sie gezahlt hat: »Ich habe nunmehr das Volck so ziemlich kennen lernen, und versäume keine Gelegenheit meine Kenntniß darin zu erweitern. [...] Wenn ich den Eifer in mir verspüre, so sind mir Rippenstöße und Schimpfwörter grade was Stoppeln dem Behemoth; ich folge allzeit dabey dem ersten Eindruck, den dieser Anblick eines Mob oder einer Gesellschaft auf mich macht, dieser belehrt mich bald, ob ich ohne Gefahr untertauchen kan oder nicht, und ich betrüge mich alsdann selten, unterdessen habe ich ein Schnupftuch und ein silbernes Petschafft eingebüßt, denn es ist bey einer einzigen Seele nicht möglich oft zugleich über die Haut und die Taschen zu wachen und Beobachtungen anzustellen.« (Bw I, Nr. 269, S. 490f.).

667 Bw I, Nr. 269, S. 489.

668 Bw I, Nr. 269, S. 489f.

Daß er seine Betrachtungen leicht um ein Vielfaches hätte erweitern können, belegen die vertiefenden Bemerkungen zu einigen ausgewählten Details, die Lichtenberg anschließend aufführt. Als Motivation für die Erwähnung dieser Details just an dieser Stelle erscheint zum einen die Vorstellung, daß sie, eingefügt in die eigentliche Schilderung, den (mit-)reißenden Fluß des Geschehens möglicherweise verlangsamt hätten – so spricht Lichtenberg von der stagnierenden Wirkung der Balladen-Sänger. Näher liegt allerdings die Auffassung, daß die ohnehin detaillierte Schilderung durch das Einfügen weiterer Details verfranst und unzusammenhängend gewirkt hätte. An dieser Stelle erhalten sie indessen den Charakter besonders ausgesuchter Beobachtungs-Pretiosen:

»Bis hieher habe ich fast, wie man sagt, in einem Odem weg geschrieben, mit meinen Gedancken mehr auf jenen Gassen, als hier. Sie werden mich also entschuldigen, wenn es sich zu weilen hart und schwer ließt, es ist die Ordnung von Cheap-side. Ich habe nichts übertrieben, gegentheils vieles weggelassen, was das Gemähle gehoben haben würde, unter andern habe ich nichts von den umcircelten Balladen Sängern gesagt, die in allen Winckeln einen Theil des Stroms von Volck stagniren machen, zum horchen und zum stehlen. Ferner habe ich die liederlichen Mädchen nur ein einziges mal auftreten lassen, dieses hätte zwischen jede Scene, und in jeder Scene wenigstens einmal geschehen müssen.«⁶⁶⁹

Sowohl für die analytische Methode, die Lichtenbergs Umgang mit sinnlicher Erfahrung und Beobachtungen bestimmt, als auch für Präzision, Konzision und Anschaulichkeit seines sprachlichen Ausdrucks sowie für die Virtuosität, mit der er (s)einen Kosmos sensueller Empfindungen verbalisiert und eine multi-sensuell erfahrbare Atmosphäre kreiert, kann diese Schilderung als exemplarisches Dokument herangezogen werden.

Als ihre charakteristischen Merkmale sind die folgenden Beobachtungen festzuhalten: Lichtenberg analysiert die geballte Masse sinnlicher Eindrücke, die die unmittelbare Wahrnehmung, den »Totaleindruck« der Szenerie bestimmt haben muß, und bringt die aus der Zerlegung hervorgegangenen Einzelteile in eine neu geordnete Abfolge einzelner sinnlicher Apperzeptionsvorgänge, die in deren sprachlicher »Kon-Fusion« mündet. Das Ergebnis der Transformation dieser neu geordneten Apperzeptionen in Sprachzeichen verläuft folgendermaßen: Ausgehend von der zeitlichen und räumlichen Lokalisierung des Schauplatzes gelangt Lichtenberg zur Deskription visueller Eindrücke wie den der Physiognomie der Straße, ihrer Illuminierung und Farbigkeit. Olfaktorische, gustatorische und auch erotische Sinnesreize sind vor die Darstellung akustisch-kinetischer Ereignisse sowie taktiler Berührungen geschaltet. Aus einer zunächst fokussierenden deskriptiven Schilderung entwickelt sich schließlich die (Re-)Produktion der Atmosphäre, die insofern, als sie sich durch ihre Authentizität und die Unmittelbarkeit der sensuellen Empfindungen auszeichnet, suggeriert, daß sie dem Londoner »Totaleindruck«

669 Bw I, Nr. 269, S. 489f.

Lichtenbergs entspricht. Um den rezeptionsästhetischen Effekt einer möglichst unmittelbaren und authentischen Darstellung seiner Erfahrung zu erreichen, wendet Lichtenberg bestimmte sprachliche Mittel an, die zu dieser Wirkung beitragen: onomatopoetische Elemente, wörtliche Rede, Exklamationen, Apostrophierungen, sinnlich-anschauliche Vergleiche und Metaphern sowie extreme Beschleunigung des Redetempos, vor allem durch syntaktische Kunstgriffe. Insbesondere zuletztgenannte Maßnahmen verleihen der Schilderung ihren lawinenartig-mitreißenden Charakter: Den Eindruck einer Beschleunigung des Geschehens erweckt Lichtenberg mittels der asyndetischen Hintereinanderschaltung mehrerer kurzer, teilweise exklamatorischer Sinneinheiten. Die einzelnen Geschehensabläufe verdichten sich schließlich derart, bis sie sich miteinander zu verschränken und ineinander überzugehen scheinen und die sinnlichen Wahrnehmungen sich ihrer ›synthetischen‹ Verbindung in der Imagination des Rezipienten annähern.

Am Schluß seiner Schilderung stößt Lichtenberg an die unüberschreitbare Grenze sprachlicher Darstellung: Die zwangsläufige Sukzessivität jeder sprachlichen Ausdrucksweise sowie der rezeptionsästhetisch begründete Verzicht auf stagnierende oder sich wiederholende Elemente verhindert eine vollständig authentische Reproduktion der Simultaneität sinnlicher Eindrücke und bewirkt somit, daß die ursprüngliche ›Konfusion‹ der Sensationen letztendlich höchstens in der approximativen Form einer imaginierten Kon-Fusion sinnlicher Wahrnehmungen nachvollzogen werden kann.

Mit seinem Prinzip der analytischen Trennung sinnlicher Erfahrungen, um sie anschließend mittels bestimmter sprachlicher Effekte in der Imagination des Lesers wieder ihrer ursprünglichen Synthese anzunähern und so eine Ahnung von dem ihm widerfahrenen Totaleindruck zu vermitteln, legt Lichtenberg seiner Schilderung das naturwissenschaftliche Verfahren der Analyse zugrunde. Denn wie für die chemische Sichtweise der Welt, so gilt auch für die Eindrücke der sinnlichen Wahrnehmung:

»Alles hienieden ist gemischt; wir müssen jetzt nur suchen, wie wir es gehörig trennen, und eine Materie vorzüglich vor der andern erscheinen machen können. Das ist allein Gewinn *latente Dinge sensibel zu machen.*«⁶⁷⁰

Durch das Herausgreifen einzelner Beobachtungen aus der Vielfalt der sinnlichen Wahrnehmungen werden auch kleinste, häufig übersehene Details bewußt und treten aus ihrem ehemals latenten Dasein heraus. Im Hinblick auf ihren Detailreichtum besitzt Lichtenbergs Darstellungs- und Betrachtungsweise ›Spot‹-artige Züge: Die Gesamt-Atmosphäre setzt sich kaleidoskophaft aus vielfältigen Einzelbeobachtungen zusammen, von denen jede einzelne eine besondere Facette des Gesamteindrucks bildet und in ihrer je besonderen Ausformung die Atmosphäre des Ganzen repräsentiert. Die reflektierte und in ihre einzelnen sensuellen Perzeptionsvorgänge aufgelöste Wahrnehmung sowie die

670 K_{II}327. Hervorhebung von mir, U.F. Vgl. auch K_{II}329.

Neuordnung der einzelnen, miteinander korrespondierenden Sinneseindrücke bilden die Basis für Lichtenbergs sensibilisierende Schilderung und die prämittierenden Konditionen für die Herausbildung einer Agglutination der Sensationen in der Imagination ihrer Rezipienten. Sprachliche Darstellung wird hier, sowohl vom produktions- wie vom rezeptionsästhetischen Standpunkt aus gesehen, zu einem ›sensationellen Fest für die Sinne und die Imagination‹.

*Lichtenbergs assoziativer und dissoziativer Umgang
mit Sensationen und Vorstellungen
als Zusammenspiel von Realität und Imagination,
rationalem Denken und sinnlicher Empfindung*

Die Gestaltung einer so authentischen wie anschaulich-unmittelbaren Atmosphäre bildet eines der zentralen Ziele, das Lichtenberg durch den konsequenten Einsatz ausgewählter sprachlich-stilistischer Mittel zu erreichen sucht. Die Differenz, die zwischen dem sinnlich wahrgenommenen Totaleindruck und der durch dessen sprachliche Form vermittelten Imagination liegt, resultiert nicht nur aus der Simultaneität äußerer Eindrücke, die gleichzeitig auf den Wahrnehmenden einströmen und zur Selektion zwingen, sondern vor allem aus der Simultaneität der im Inneren des apperzipierenden Individuums stattfindenden Empfindungen und der zunächst unweigerlichen Linearität konventionellen sprachlichen Ausdrucks. Das zentrale Problem, Sensationen und die durch sie evozierten Empfindungen im Ausdrucksmedium der Sprache mitzuteilen, spitzt sich bei assoziativen Wahrnehmungsweisen zu, bei denen eine Sensation nicht nur mit einer, sondern mit mehreren, möglicherweise gleichzeitig stattfindenden Empfindungen verknüpft wird.

Die assoziative Betrachtungsweise bildet als grundlegende Prämisse für Lichtenbergs (sprach-)witzige Ausdrucksweisen ein Charakteristikum seiner Schriften. Hierbei weist insbesondere der Umstand, daß sich Lichtenbergs Schriften, insbesondere seine »Sudel-Bücher«, vor allem durch außergewöhnliche Vergleiche und Metaphorisierungen als verbalisierte Form assoziativer Leistungen auszeichnen, auf die Möglichkeit hin, daß die Wirkungsweise einer Sensation nicht an *eine* sinnliche Modalität gebunden ist, sondern vielmehr über sie hinaus andere Empfindungen zu erzeugen vermag. Die Metaphern erscheinen in dieser Hinsicht als sprachliches Mittel, um die Linearität und abstrahierende Wirkung sprachlichen Ausdrucks zu überwinden, indem sie durch ihr Vermögen, Vorstellungen zu synthetisieren, und ihrem unauslotbaren Potential an Assoziationen dem sprachlichen Ausdruck die Komplexität sinnlicher Eindrücke verleihen.

Nach Richard Cytowicz lassen sich bei derartigen sogenannten ›synästhetischen‹ Wahrnehmungsweisen drei Arten der Assoziation unterscheiden:⁶⁷¹

671 Im folgenden referiere ich Cytowicz 1996, S. 116ff. und sein dort abgebildetes Diagramm.

Auf der *direkten Assoziationsebene* zeichnet sich die aus der Apperzeption der Sensation evozierte Assoziation durch sinnliche Konkretion, fast völlige Absenz an Semantik, Kontextunabhängigkeit sowie durch ihren reflexartigen Charakter, also durch die Unveränderlichkeit ihrer Zuordnung zum auslösenden Stimulus, aus. Hingegen sind Assoziationen, die auf der *kognitiven Assoziationsebene* stattfinden, zahlenmäßig umfangreich, sinnlich abstrakt, reich an Bedeutung und abhängig vom jeweiligen Kontext. Zwischen diesen beiden Extremen liegt die *mittlere Assoziationsebene*: Die Sensation vermag hier weder nur eine noch sehr viele, sondern einige wenige Assoziationen hervorzurufen, die teilweise invariant und teilweise kontextabhängig sind. Als »Instanz«, die zwischen Sensation und assoziierten Empfindungen vermittelt, erscheint bei diesem Prozeß die *Imaginationskraft*, die eben vorgenommener Differenzierung zufolge sowohl von der Ebene des kognitiv-intellektuellen Denkens als auch (und vor allem) vom emotionalen Empfindungsvermögen beeinflusst wird.

Anhand ausgewählter Textbeispiele versuche ich im folgenden, das Feld der assoziativen Betrachtungsweisen, ihre Funktionen und ihre Verbalisierung in den Schriften Lichtenbergs auszuleuchten, vor allem, um das Verhältnis der einzelnen Sinnesmodalitäten zueinander sowie das kooperative Zusammenspiel von rationalem Denken und sinnlicher Empfindung bei Lichtenberg und dessen sprachliche Umsetzung zu charakterisieren.

In seiner »Anti-Physiognomik« beschreibt Lichtenberg die Ideen-Assoziation als den »Grund der Physiognomik«⁶⁷². Die Fehlbarkeit dieser Methode des Schlußfolgerns verdeutlicht er dort anhand seiner eigenen Erfahrung mit einer Imagination des Erscheinungsbilds eines Nachtwächters, die auf dem auditiven Eindruck von dessen Stimme beruht.⁶⁷³ Im nachmaligen Vergleich der von ihm imaginierten mit der wirklichen Physiognomie des Nachtwächters offenbart sich das geradezu diametral entgegengesetzte Verhältnis beider Gestalten:

»Der Verfasser hat lange, ehe Physiognomik Mode geworden ist, auf eine Art in Physiognomik ausgeschweift, die er nun, da ihn Erfahrung zurückgebracht hat, dem Leser nicht vorenthalten kann: Er hat einen Nachtwächter, der ihn einige Jahre durch aus dem Schlaf hornte und brüllte, um ihm zu sagen, wie viel Uhr es sei, nach der Stimme zu zeichnen versucht. Man höre den Erfolg. Seine Stimme erweckte in ihm das Bild eines langen, hagern übrigens aber gesunden Mannes, mit länglichem Gesicht, in die Länge herunter gezogener Nase, strackem ungebundenem Haar, und langsamem, sändem, gravitätischem Tritt. Er ward nach dieser Vorstellung begierig,

672 Aus: F,216.

673 Als eine Art »Physiognomisieren« kann auch die Umkehrung dieses Vorgangs angesehen werden, wie sie in den »Ausführlichen Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche« vorliegen, wenn etwa verschiedenen Personen eine besondere Stimmhöhe bzw. -tiefe oder individuelle Intonationsart, die auf ihre seelische Verfassung hindeutet, zugesprochen wird. Vgl. zum Beispiel die Schilderung der Molly in der Erklärung zur zweiten Platte des »Wegs der Buhlerin« (SB III, S. 752).

den Mann am Tage zu sehen, wozu er bald Gelegenheit bekam. Die Abweichung der Zeichnung vom Original war unerhört groß, schlechterdings nichts war getroffen. Der Mann war der Statur nach unter den Mittelmäßigen, munter und geschwind, selbst sein Haar hatte er in ein wegstehendes Zöpfchen zusammen gedreht, worin mehr Bindfaden als Haar war.«⁶⁷⁴

Interessant erscheint, daß Lichtenberg sich nicht nur mit der Verbalisierung seiner assoziierten Imagination begnügt, sondern sich bewußt mit den Empfindungen auseinandersetzt, die die physiognomische Vorstellung in ihm generiert hat. Als methodischer Weg, der ihn zur Ergründung der Ursachen und der prämittierenden Konditionen seiner Assoziation führen soll, nennt Lichtenberg die Umkehrung des Assoziationsprozesses, die sogenannte ›Ideen-Dissoziation‹, die dem analytischen Umgang mit Wahrnehmungen entspricht – und, wie bereits bei der Zerlegung des Totaleindrucks bekundet, so akzentuiert er auch hier wiederum die unterhaltsam-vergnügli­che Wirkung ›dissozierender‹ Tätigkeit.

Die analytische Auseinandersetzung mit seinen Assoziationen führt ihn schließlich zu bestimmten Kindheits- und Jugenderfahrungen, die er als die mutmaßlichen Ursprünge seiner assoziierten Imaginationen identifiziert. Besonders hervorgehoben sei der Umstand, daß die sensuellen Erfahrungen, die Lichtenberg hier als Ausgangspunkte seiner Assoziationen anführt, auf unterschiedlichen Ebenen stattgefunden haben: Während die physiognomische Gestalt des Nachtwächters aus einer ›realen‹ sinnlichen Erfahrung herrührt, in der Stimmlage und Körpergröße in dieser Konstellation vereint wahrgenommen wurden, rührt Lichtenbergs Vorstellung von der Art des Nachtwächters, sich zu bewegen, aus *imaginierten* sinnlichen Erfahrungen dichterischen Charakters her:

»Es ist hierbei eine angenehme Beschäftigung, die dem Psychologen wichtig werden kann, jene Ideen wieder zu dissoziieren. Der Verfasser hat seinem Nachtwächter oft nachgespürt, und endlich gefunden, daß er die lange Figur der durchdringenden Baßstimme zu danken hatte, die er in seiner Kindheit einigemal beisammen gesehen: hingegen war das Bedächtige, Hagere, Schleichende, nach genauer Untersuchung, von weit edlerer Abkunft, denn es verlor sich in dichterische Ideen von der Göttin der Nacht, und einiger Gespenster männlichen Geschlechts, mit denen der Verfasser in seiner Jugend bekannt geworden war.«⁶⁷⁵

Als aufschlußreiches Ergebnis dieses analytischen Exkurses Lichtenbergs zeigt sich, daß reale Erfahrungen und imaginative Prozesse im Hinblick auf ihr Vermögen, Assoziationen zu evozieren, wenigstens gleichgestellt sind. Denn wenn er sich, wie hier, an reale Erfahrungen ebenso lebhaft wie an imaginierte Vorstellungen erinnert, spricht Lichtenberg der Imagination im Vergleich zur Realität eine mindestens gleichermaßen starke, wenn nicht stärkere Prägungs- und Wirkungskraft zu.⁶⁷⁶

674 SB III, S. 284. Vgl. die Zeichnungen in RA_{II}53.

675 SB III, S. 284.

676 Vgl. SB III, S. 582.

*»die Ewigkeit wie ein Bücherschrank«: Assoziation als Weg
zum innovativen, sinnlichen und individuellen Ausdruck
abstrakter Begriffe und »dunkler« Empfindungen*

Assoziiert er im Nachtwächter-Erlebnis zu einem sinnlich-auditiven Eindruck eine ihm korrespondierende visuelle Vorstellung, zeichnen sich sowohl Ausgangs- als auch Zielpunkt dieses Prozesses durch ihre sinnliche Faßbarkeit aus und lassen sich die Ursachen dieser Assoziation noch relativ eindeutig aus früheren Erfahrungen heraus erklären, so weisen die folgenden assoziativen Imaginationen auf Lichtenbergs Fähigkeit hin, zu *abstrakten* Begrifflichkeiten sinnliche, vorrangig visuelle, Vorstellungen zu entwickeln, deren Ursprünge *nicht* mehr präzise benannt werden können. Seine Versuche, Abstraktes zu veranschaulichen und damit (be-)greifbar werden zu lassen, sind dabei vor allem darauf ausgerichtet, bestimmte »dunkle« Empfindungen ins Licht der sinnlichen Wahrnehmung zu holen und so das emotionale wie sensuell erfahrbare Potential abstrakter Begriffe aufzudecken und es mit den Mitteln der Sprache regelrecht »abzubilden«. In diesen Bemühungen um den sinnlich erfäßbaren wie erfahrbaren Ausdruck von Empfindungen und Gefühlen spiegelt sich Lichtenbergs empirisch-sinnliche Anschauung der Welt.⁶⁷⁷

»Daß die Distanz von 1 bis 100 in unserer Vorstellung größer ist als die von 100 bis 500 habe ich sehr früh bemerkt und durch Linien und Flächen auszudrücken gesucht. Ich habe Bilder von Wochentagen gezeichnet, wozu mir Schulzwang und Schulfreiheit, und vermutliche Beschaffenheit der Mittagskost, und, wo ich mich selbst verstehe, der Laut des Worts die Striche hergaben. Der Tisch wird noch in D. vorhanden sein, auf den ich zu nicht geringem Vergnügen meiner Spielgefährten, vor fast 20 Jahren, das Bild mit Dinte zeichnete, das ich mir von dem halbfreien, wochehalbierenden und zwischen Freiheit und Zwang selbst wieder geteilten, wohlthätigen

677 Diese Praxis entspricht seinem erkenntnistheoretischen Postulat nach dem beständigen »Bemühen deutliche Begriffe und zwar da wo es angeht nicht bloß aus Beschreibungen, sondern durch die Sinne zu erhalten« (aus: D₁267). Daß diese empirisch-sinnliche Haltung *nicht* Absenz oder gar vorsätzliches Ignorieren sinnlich nicht faßbarer und daher »dunkler« Ahnungen impliziert, dokumentiert eine Bemerkung Lichtenbergs, in der er die Dialektik seiner Existenz zwischen Physik und Aberglauben thematisiert: »Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe und in einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Ich brauche es hier nicht zu beschreiben indem ich mich hier nur allzu wohl selbst verstehe. Jedes Kriechen eines Insekts dient mir zu Antworten über Fragen über mein Schicksal. Ist das nicht sonderbar von einem Professor der Physik? Ist es aber nicht in menschlicher Natur gegründet und nur bei mir monströs geworden, ausgedehnt über die Proportion natürlicher Mischung, wo es heilsam ist?« (J₁715). Lichtenberg gewährt demzufolge seinen »dunklen«, rational nicht erklärbaren Empfindungen Raum, er läßt sie zu und reflektiert sie, obwohl oder gerade weil sie sich der sinnlichen Faßbarkeit und damit empirischer Anschauung entziehen. Bezeichnend für den Charakter dieser Empfindung erscheint hier der Umstand, daß Lichtenberg auf eine eingehende Beschreibung verzichtet, weil »ich mich hier nur allzu wohl selbst verstehe.«

Mittwochen machte. Die Schlüsse, die ein feinerer Kopf, als der meinige, hieraus auf meine übrigen Fähigkeiten ziehen mag, achte ich in der Tat wenig.«⁶⁷⁸

Den Ursprung der hier zuerst erwähnten Assoziation markiert keine konkrete sinnliche Erfahrung. Vielmehr liegt er im vergleichsweise trüben, weil sich rationaler Kontrolle entziehenden Bereich des Subjektiv-Gefühlsmäßigen: Die Verbindung zwischen Abstraktum und sinnlicher Vorstellung bildet hier offensichtlich das Gefühl. Indem Lichtenberg versucht, seine subjektiv-individuelle Empfindung zu visualisieren, holt er sie damit zugleich aus der ›Grauzone des Nur-Empfundenen‹ heraus, in der sie zuvor angesiedelt waren. Dieses Vorgehen setzt einerseits einen ›Sinn‹ für derartige ›dunkle Empfindungen‹ voraus, zum anderen die besondere Fähigkeit, das Gefühlte adäquat und anschaulich zu verbalisieren.⁶⁷⁹

Vorbildhafte Dokumente dieser Fähigkeiten bilden für Lichtenberg die Werke Shakespeares. Abgesehen davon, daß sie von Lichtenberg als muster-gültige Realisierung der Sensualisierung ›dunkler‹ Empfindungen durch Mittel sprachlichen Ausdrucks und deren animierende Wirkung auf den Rezipienten ausgewiesen werden, belegt der folgende »Sudelbuch«-Eintrag eindrucksvoll die Fähigkeit Lichtenbergs, Abstrakta durch sinnliche Assoziationen anschaulich auszudrücken und zugleich seine subjektiv-individuelle Auffassung dieser Begriffe zu akzentuieren:

»Shakespear hat eine besondere Gabe das Nürrische auszudrücken, Empfindungen und Gedanken zu malen und auszudrücken, die man kurz vor dem Einschlafen oder in leichtem Fieber hat. Mir ist alsdann schon oft ein Mann wie eine Einmaleins-Tafel vorgekommen, und die Ewigkeit wie ein Bücherschrank. Er müßte vortrefflich kühlen, sagte ich, und meinte den Satz des Widerspruchs, ich hatte ihn ganz eßbar vor mir gesehen.«⁶⁸⁰

Lichtenberg schildert hier Empfindungen, die sich der aufklärerischen Auffassung von der analytisch klaren Abgrenzung der einzelnen sinnlichen Phänomene insofern entgegenstellen, als sie nicht rational faßbar und ›entgrenzt‹ erscheinen und deshalb gemäß zeitgenössischer Einschätzung als Symptome krankhafter, wahnsinniger oder verrückter Zustände gewertet werden. Demgegenüber entspricht das ›Sichtbar-Machen‹, das Veranschaulichen derartiger ›dunkler‹ Ideen und Empfindungen jener »Herabstimmung zur Klarheit«⁶⁸¹, von der Lichtenberg in seinem dritten »Brief aus England« spricht. Den Eindruck, daß die Versinnlichung abstrakter Begrifflichkeiten durch Assoziation

678 SB III, S. 260. Als Zeichnung hat Lichtenberg seine visuelle Vorstellung vom Mittwoch dem »Sudel-Buch«-Eintrag D₂₄ beigelegt.

679 Daß Lichtenberg die Fähigkeit, abstrakte Begriffe als visuelle Vorstellungen zu denken, als allgemein menschliche Eigenschaft auffaßt, zeigt seine Bemerkung: Die Menschen machen sich Bilder von allem, mein Mittwoch; die Zahlen der Raum von 1 bis 50 ist nicht so groß wie der von 50 bis hundert.« (E₁390).

680 D₅₂₈.

681 SB III, S. 354.

sinnlich faßbarer Vorstellungen bei Lichtenberg eine tragende Rolle für seinen innovativen Umgang mit Sprache spielt, konsolidiert der folgende »Sudelbuch«-Eintrag, in dem er explizit verschiedene Möglichkeiten sprach-sinnlichen Ausdrucks durch visuelle Vorstellungsmedien wie Formen und Farben vor allem im Hinblick auf ihre Wirkung erwägt: »So wie man Hitze und Kälte mit Linien ausdrückt, so kann man, so nennt man Taten glänzend, schwarz, es würde lächerlicher sein zu sagen eine graue Tat, oder eine himmelblaue. Indessen könnte man vieles mit sichtbaren Ideen ausdrücken.«⁶⁸² Daß ein derart assoziativ-phantasievoller, experimentell-spielerischer Umgang mit Sprache als Folge des Bemühens um Versinnlichung abstrakter Begriffe ästhetische Reize erzeugen kann, die im Hinblick auf geistig-intellektuelle Tätigkeit im allgemeinen sowie den Umgang mit abstrakten Größen wie Zahlen im besonderen animierend und motivierend zu wirken vermögen,⁶⁸³ verdeutlicht Lichtenberg an anderer Stelle:

»Eine große Fertigkeit im Dividieren und zwar nach der Methode, die man über sich dividieren heißt, die ich bei jemand bemerkte, brachte mir zuerst den Lusten zur Rechenkunst bei; ich dividierte mehr der eiförmigen Gestalt der Auflösung willen, als aus einer andern Absicht. Ich habe junge Mathematicos gekannt [...] die oft ein solches Vergnügen darin [fanden] die Worte Calcul und Vues in dem Calcul auszusprechen, daß ich nicht zweifle, daß kleine Neben-Ergötzlichkeiten, die sie in dergleichen Vorstellungen fanden, ihren Fleiß munter erhalten haben.«⁶⁸⁴

Die »kleinen Neben-Ergötzlichkeiten«, von denen hier die Rede ist, beschränken sich jedoch nicht nur auf Assoziationen zwischen abstrakten Begriffen und sinnlichen Vorstellungen, sondern sind auch als Verknüpfung verschiedener sensueller Vorgänge anzutreffen, wie etwa die Aktivierung der visuellen Imagination durch auditive Sensationen in der »Nachtwächter-Anekdote« belegt. Umgekehrt weitet Lichtenberg in den »Hogarth-Erklärungen« die ausschließlich visuellen Sensationen der Kupferstiche zu einem Kaleidoskop imaginativer Sensationen jeder Modalität aus.

682 E₄₇₃. Weitere Beispiele für Verbindungen von abstrakten Begriffen mit sinnlichen Vorstellungen finden sich in Lichtenbergs Schriften allerorten: So etwa können Vorstellungen dunkel (vgl. J₁₉₄₄) und warm (vgl. C₁₃₈) sein, während die Einbildungskraft glühend (vgl. F₁₇₄₁) ist und dem Witz schneidende (vgl. L₁₁₆₀), weterkühlende (vgl. E₁₁₈₉), erleuchtende (vgl. L₁₁₇₁) sowie versüßende (F₁₀₅₁) Wirkungskraft zugesprochen wird. Vgl. hierzu auch die gustatorisch-visuelle Metaphorisierung des »Ritter-Romans« aus der Erklärung zur ersten Platte des »Weg des Liederlichen«, die an Lichtenbergs Metapher von der geistigen Nahrungsaufnahme erinnert: »Ein einziger solcher Zug wäre, glaube ich, hinreichend, dem schalen Bauwerk eines modischen Ritter-Romans Weingeschmack zu geben, und zum Trunk zu reizen.« (SB III, S. 832.).

683 Problematisch erscheint dagegen der umgekehrte Vorgang, die Abstraktion sinnlicher Erfahrung, wie sie etwa im physiognomische Verfahren, von äußerlichen Merkmalen auf innere Charaktereigenschaften zu schließen, vorliegt.

684 Aus: A₁₂₇. An diesen Zusammenhang zwischen Zahlen und sinnlichen Vorstellungen erinnert auch Lichtenbergs Plan, »Etwas Zusammenhängendes über die Bilder zu schreiben, die man sich von Zahlen macht« (aus: J₁₁₂₀₉₇).

»Alles sehr natürlich«:
*Verknüpfung unterschiedlicher Sinnesmodalitäten
 in synästhetischen Empfindungen*

Daß Verknüpfungen zwischen unterschiedlichen Sinnesmodalitäten darüber hinaus die Grundlage so extraordinärer wie anschaulicher Vergleiche und Metaphern bilden, dokumentieren zahlreiche Beispiele aus Lichtenbergs Schriften. So etwa gewährt die folgende »Sudelbuch«-Notiz insofern einen Einblick in Lichtenbergs »Metaphern-Werkstatt«, als Lichtenberg hier der eigentlichen Metapher (von den zur Harmonie reifenden Dissonanzen) die ihr zugrundeliegende inter-sensuelle Assoziationsleistung in Form eines Vergleichs vorangestellt hat: »Bei den Kirschen reift grün zu rot allmählig, dieses sieht einem Stimmen einer Saite ähnlich. So läßt der Künstler Dissonanzen zu Harmonie allmählig reifen.«⁶⁸⁵ Die Kontrastierung des natürlichen Vorgangs mit der künstlerischen Tätigkeit impliziert zugleich die Konfrontation von Natur und Kunst: Während die natürliche Reifung als ein *objektbezogener Prozeß* wahrgenommen wird, wird das Stimmen der Saite, das Lichtenberg mit dem »Reifen« zur Harmonie gleichsetzt, als Ergebnis künstlerischer und daher genuin *subjektbezogener Aktivität* aufgefaßt. Die Herstellung musikalischer Harmonie als Beispiel künstlerischer Tätigkeit tritt hier als Ergebnis menschlicher Beeinflussung auf. Ihr natürliches Pendant, der Reifungsprozeß einer Frucht, erscheint indessen als Resultat eines vordergründig autonom verlaufenden Prozesses, es gibt hierbei keinen offensichtlichen »Täter«. Die jeweilige Ausrichtung auf Objekt und Subjekt avanciert in dieser Bemerkung zur charakteristischen Markierung der menschlichen Wahrnehmung von Natur und Kunst.

Mit dem sichtbaren Reifen der Kirsche und dem hörbaren Stimmen der Saite verknüpft Lichtenberg in der betrachteten Bemerkung visuelle und auditive Sensation miteinander. Derartige assoziative Verknüpfungen unterschiedlicher Sinnesmodalitäten thematisiert Herder in seiner »Abhandlung über den Ursprung der Sprache« im Hinblick auf das Phänomen der synästhetischen Empfindung. Die für diese Thematik zentrale Stelle notiert sich Lichtenberg in einem »Sudel-Buch«:

»Eine sehr merkwürdige Stelle in Herrn Herders Abhandlung über die Sprache ist diese: Er antwortet sich auf die Frage wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort Duft und Ton zusammen? also: Nicht unter sich in den Gegenständen. Aber was sind denn diese Eigenschaften in uns, sie sind bloß sinnliche Empfindungen in uns, und als solche fließen sie nicht alle in eins. Wir sind ein denkendes sensorium commune, nur von verschiedenen Seiten berührt. Da liegt die Erklärung. Wir sind voll solcher Verknüpfungen verschiedener Sinne, nur bemerken [wir] sie nicht anders, als in Anwendungen, die uns aus der Fassung setzen, in Krankheiten der Phantasie, oder bei Gelegenheiten, wo sie außerordentlich merkbar werden.«⁶⁸⁶

685 J,737.

686 D,691. Vgl. »Wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusam-

Lichtenbergs nahezu wörtlichem Zitat gemäß konstatiert Herder hier seine Auffassung, daß die Verknüpfungen zwischen den einzelnen Sinnen als Charakteristikum menschlicher Wahrnehmung zwar häufig im Latenten bleiben, allerdings unter bestimmten außergewöhnlichen Konditionen zutage treten. Hierbei erinnert Herders Beispiel von den »Krankheiten der Phantasie« an Lichtenbergs Bemerkung: »Ich glaube Nerven-Krankheiten können dienen, allerlei Verwandtschaft zu entdecken«⁶⁸⁷, sowie an seine in diesen Kontext einzuordnende Beobachtung, die Herders These zugleich bestätigt: »Bei meiner Nerven-Krankheit habe ich sehr häufig gefunden, daß das was sonst bloß mein moralisches Gefühl beleidigte nun in das physische überging.«⁶⁸⁸ Abermals erscheint hier das entgrenzte und synthetisierende Empfindungsvermögen, im Gegensatz zum klar bestimmten, weil analytisch von anderen Empfindungen abgegrenzten, Sinneseindruck als Symptom krankhafter seelischer Verfassung.

Als »Instanz«, die für die Verbindung der Sinnesmodalitäten miteinander verantwortlich ist, faßt Herder das »Gefühl« auf, das für ihn die Basis aller Apperzeptionen bildet. Als Beleg für seine These stellt er in diesem Zusammenhang mit der rationalen Unerklärbarkeit das prominenteste Kennzeichen synästhetischer Empfindung heraus:

»Allen Sinnen liegt Gefühl zum Grunde, und dies gibt den verschiedenartigsten Sensationen schon ein so inniges, starkes, unaussprechliches Band, daß aus dieser Verbindung die sonderbarsten Erscheinungen entstehen. Mir ist mehr als ein Beispiel bekannt, da Personen natürlich, vielleicht aus einem Eindruck der Kindheit, nicht anders konnten, als unmittelbar durch eine schnelle Anwandlung mit diesem Schall jene Farbe, mit dieser Erscheinung jenes ganz verschiedne, dunkle Gefühl verbinden, was durch die Vergleichung der langsamen Vernunft mit ihr gar keine Verwandtschaft hat; denn wer kann Schall und Farbe, Erscheinung und Gefühl vergleichen?«⁶⁸⁹

Hervorzuheben sind hierbei die Attribute, mit denen Herder hier die synästhetischen Empfindungen charakterisiert: sonderbar, natürlich, unmittelbar,

men? Nicht unter sich in den Gegenständen; aber was sind denn diese Eigenschaften in den Gegenständen? Sie sind bloß sinnliche Empfindungen in uns, und als solche fließen sie nicht alle in eins? Wir sind ein denkendes sensorium commune, nur von verschiedenen Seiten berührt – da liegt die Erklärung.« (Herder, Ursprung, S. 54.).

687 Aus: J_I289.

688 Aus: J_I252.

689 Herder, Ursprung, S. 54f. An diese Auffassung vom Gefühl als verknüpfendem »Band« zwischen den einzelnen Sinnesmodalitäten erinnert Lichtenbergs Überlegung zur Verbindung von Schall und Licht über die Affinitäten-Theorie: »Sollten wir nicht Affinitäten gegen andere Körper fühlen können? und sich nicht daraus eine dritte Theorie des Lichtes herleiten lassen. Was ist Affinität bei einem empfindliche[n] Geschöpf? Ist nicht unsere ganze Relation unserer Anschauungen nur verändert das, was in der Chymie Affinität heißt? NB. Licht, Schall ist *gefühlte* Affinität.« (J_{II}1717).

schnell, dunkle Gefühle, ›vernünftig‹ nicht erklärbar. Synästhesien stehen demzufolge als emotionale, unmittelbare und rational unerklärbare Empfindungen dem Bereich des Rationalen und Kontrollierbaren gegenüber.

Lichtenberg thematisiert synästhetische Empfindungen 1776/77 (?) im Rahmen eines Briefes an Johann Friedrich Blumenbach, in dem er Hartleys Vibrationstheorie ausführlich referiert. Die Vibrationstheorie und damit zugleich die Vorstellung vom Gehirn als einer aus verschiedenen ›Abteilungen‹ zusammengesetzten ›Masse‹ erscheinen ihm als plausible physikalisch-physiologische Erklärung synästhetischer Empfindungen, ebenso wie die Assoziation, die hier zur Grundlage der Synästhesie avanciert, jenem Phänomen unwillkürlicher Verknüpfung sinnlicher Wahrnehmungen, das bis in die jüngste Vergangenheit als Ausdruck archaischer Wahrnehmungsweisen aufgefaßt wurde:⁶⁹⁰

»Also unser ganzes Gehirn zittert und bebt im wachenden Menschen, wie eine Luftmasse bey einem Concert, nur heissen die Erschütterung[en] vor dem Richterstuhl der Seele, hier Ton, dort Farbe, und dann wieder, Wohlgeruch und Gestanck und Schmerz, und haut gout. Schwäche und | Stärke der Vibrationen bestimmen den Grad derselben, Ort und Departement im Gehirn die Art. Allein da das Gehirn nur eine Masse ausmacht, so gränzen die Abtheilungen an einander die Cammer an die Regierung, und die an die Justitz Cantzley so kan Ton an haut gout gränzen, und Rosenfarb an Wollust, Fischers Menuet, an Liebe so wohl als eine gebratene Schnepfe. Auf dieses gründet sich ein Hauptpfeiler des Hartleyischen Systems die Association der Ideen. Und dieses ist ein Umstand, der mich für dieses System sehr eingenommen hat. Fibern des Gehirns die eine gewisse Schwingung offt empfangen haben, nehmen diese bey dem geringsten Reitz auch wieder leichter an als ein[e] neue. Alles sehr natürlich. Und wer nicht roth unter Gestalt von Trompetenschall, Schmerz unter Gestalt von ungeheuren sich daher wälzenden Bällen u.s.w. gesehen und gehört hat, muß noch kein Fieber gehabt haben, und Gott bewahre alle Menschen, daß sie eine Pastete nicht für einen Menuet halten. Wie Association der Ideen sich hieraus herleiten läßt, darf ich nicht erklären; es ergiebt sich von selbst. Jede Vibration, ob sie gleich in ihrem Departement hauptsächlich und vorzüglich würckt, erstreckt sich dem ungeachtet in gewissem Maße über das gantze. Dieses erklärt wie schöne Music, die Gesellschaft angenehm macht und umgekehrt die Krafft der Schweitzer Lieder. Wie eine Linie schön werden kan wen[n] ich sie an einem Körper bemerckt | habe, der mir Wollust verschafft hat. Hogarths Schlangen Linie &cet. Gedächtniß und Einbildungskraft erhält hieraus sehr viel Licht. Diese gantze Music läßt Hartley eine Seele empfinden.«⁶⁹¹

Von besonderem Interesse sind im Hinblick auf Lichtenbergs Stellung zu synästhetischer Empfindungsweise vor allem die Verbindungen der auditiven Sensation des »Trompetenschalls« mit der visuellen Farbvorstellung »Rot« sowie der sensitiven Schmerz-Empfindung mit der visuell-kinetischen Vorstellung der »ungeheuren sich daher wälzenden Bälle«, ⁶⁹² die als Beispiele für

690 Vgl. zu Definition und Geschichte der Synästhesie die so umfassende wie kurzweilige Darstellung Cytowicz' 1996.

691 Bw I, Nr. 368, S. 673. Lichtenberg 1776/1777 (?) an Johann Friedrich Blumenbach.

692 Rot tritt häufig in Verbindung mit Schmerzempfindungen auf, so etwa in F₁196:

Synästhesien angesehen werden können. Visuelle und auditive Sensationen in Form von Farbe und Schall verbindet Lichtenberg auch an anderer Stelle miteinander, indem er nach »Korrespondenzen« zwischen beiden Phänomenen sucht: »Beim Schall gibt es nichts was dem Schwarzen bei den Farben korrespondiert. Die Todesstille könnte man schwarz nennen. Die Pause ist schwarz.«⁶⁹³

Im Zusammenhang mit diesen Verknüpfungen erscheint die folgende kognitive Verbindung einer gustatorischen mit einer taktil-visuellen Sensation als weiterer Hinweis auf potentielle Synästhesien: »Er liebte Pfeffer und gezackte Linien.«⁶⁹⁴ Wie die Verbindung von Trompetenklang und Rot, Schmerz und wälzenden Bällen, so unterscheidet sich auch diese Verknüpfung zwischen gustatorischer und taktil-visueller Empfindung von anderen assoziativen Bildungen durch ihre Außergewöhnlichkeit und rationale Unerklärbarkeit und könnte deshalb als Ausdruck einer synästhetischen Empfindung aufgefaßt werden, die im Gegensatz zu Assoziationen unwillkürlich und von einem äußeren Auslöser abhängig sind: »Sie widerfahren den Menschen einfach und können nicht willentlich hervorgerufen werden.«⁶⁹⁵ Auf diese »Natürlichkeit« der Synästhesien deuten Bemerkungen wie »Alles sehr natürlich« oder »es ergibt sich von selbst« hin, die Lichtenberg hier in seine Ausführungen über die Assoziations- und Vibrationstheorie einstreut. Während sich Lichtenbergs Auffassung vom natürlichen Charakter der Synästhesien hier vor allem auf die

»Sie streichen den Postwagen rot an, als die Farbe des Schmerzens und der Marter.« Vgl. dazu Lichtenbergs Reise-Erfahrungen mit Postkutschen, die er in E₁152 so anschaulich wie amüsant schildert. Diese Verbindung scheint allerdings tatsächlich auf Assoziation zu beruhen – rot als Farbe des Feuers und der mit ihm konnotierten Empfindung des Verbrennens. Vgl. »brennend rot« (aus: C₁331).

- 693 J_{II}1543. Daß er sich für diese spezielle Verknüpfung zwischen Farben und Tönen besonders interessierte, belegt eine Notiz in seinen »Noctes«, in der er sich vornimmt, »Für Beckers Calender Coxes Museum Farben Musik Gehler Farben Clavier nachzusehen.« (Noctes, p. 16). Mit der Koppelung von farblichen und musikalischen Sensationen greift Lichtenberg eine Thematik auf, deren Tradition sich bis in die ägyptische und chinesische Frühgeschichte zurückverfolgen läßt. Ausgelöst durch die Ideen des französischen Mathematiker Louis-Bertrand Castel, den Gehler in dem von Lichtenberg notierten Wörterbuch-Artikel erwähnt (vgl. Noctes, S. 97), entbrannte im 18. Jahrhundert sowohl in philosophischen als auch in physikalischen Kreisen eine heftige Diskussion um die Beziehung von Farbe und Tönen, in der die Analogiebildung zwischen beiden Medien kritisch erwogen wurde. Ausgehend von Isaac Newtons Vergleich von Tonintervallen und Farbbreiten, der damit die physikalische Begründung der Farbe-Ton-Beziehung lieferte, hatte Castel die Farbe-Intervall- auf eine Farbe-Ton-Beziehung reduziert und konstruierte, um seine Idee einer »Farbenmusik« zu verwirklichen, sein sogenanntes »Clavecin oculaire«, das er 1754 erstmals vorführte. In Deutschland blieb die französische Diskussion laut Jewanski zwar weitestgehend unbekannt, allerdings wurden auch hier Analogien zwischen Farben und Tönen gezogen. Vgl. hierzu den Artikel von Jörg Jewanski in MGG ²1995, Sachteil 3, Sp. 345–371.

694 F₁995.

695 Cytowicz 1996, S. 95.

Plausibilität des mechanistischen Erklärungsmodells gründet, legt Herder sie in seiner »Abhandlung vom Ursprung der Sprache« als ursprünglichen Ausgangspunkt menschlicher Empfindung dar, an dem er sich auf der Suche nach der »Ursprache« orientiert.

*»Es ist auch nicht zum Sprechen«:
Unkonventionelle Wahrnehmung
und die Folgen für den sprachlichen Ausdruck*

Herders und Lichtenbergs Auffassung von synästhetischen Empfindungen als ›dunklen Gefühlen‹, unmittelbare und sich der Rationalität entziehenden Wahrnehmungen findet sich in der modernen Synästhesie-Definition wieder, wie sie etwa Richard Cytowicz darlegt: »Synästhesie ist emotional und noetisch.«⁶⁹⁶ Als prominente Merkmale der Synästhesie stellt Cytowicz ihre »Unaussprechbarkeit, Passivität, noetische Qualität und Flüchtigkeit«⁶⁹⁷ heraus und nennt damit die Merkmale, die auch im Zusammenhang mit mystischen Wahrnehmungsweisen als Kennzeichen religiöser Ekstase hervorgehoben werden. Synästhesien sind deswegen noetisch, weil sie über die sinnliche Erfahrung hinaus in jenen Bereich weisen, den Lichtenberg und seine Zeitgenossen als Bereich ›dunkler‹ Empfindungen bezeichnet haben und der über das sinnlich Erfahrbare hinaus ins Transzendente deutet:

»Noetisch ist ein selten gebrauchtes Wort und stammt vom griechischen *nous*; es bedeutet »zum Intellekt, zur Erkenntnis gehörend«. Es bezieht sich auf unser Wissen von der Welt, aber in Form jener geistigen Wahrnehmung, die direkt als eine Erleuchtung erfahren wird und von einem Gefühl der Gewißheit begleitet ist. Noesis ist die Art Erkenntnis, die die Oberfläche der Realität durchbricht und einen Blick ins Transzendente erlaubt. James sprach von dem Gefühl der Wahrheit und von der Empfindung der Autorität, die diese Zustände vermitteln: »Obwohl Gefühlszuständen so ähnlich, scheinen mystische Zustände für die, die sie erfahren, auch Zustände der Erkenntnis zu sein. Sie sind Zustände von Einsicht in Tiefen der Wahrheit, die vom diskursiven Intellekt nicht ausgelotet werden. Sie sind Erleuchtungen, Offenbarungen, voll von Bedeutung und Wichtigkeit, so unartikuliert sie im ganzen bleiben; und in der Regel haben sie einen merkwürdigen Geschmack von Autorität für die Nachwelt bei sich.«⁶⁹⁸

Versuche, synästhetische Empfindungen zu verbalisieren, sind demgemäß zugleich Bemühungen, noetische Erkenntnisse durch Sprachzeichen auszudrücken. Wie noetische Erkenntnisse, so werden auch synästhetische Erfahrungen nicht nur von dem Problem ihrer *adäquaten* Artikulation begleitet, sondern von der grundlegenden Frage nach der Möglichkeit ihrer Artikulation

696 Cytowicz 1996, S. 97.

697 Cytowicz 1996, S. 98.

698 Cytowicz 1996, S. 98. Unter Verwendung eines Zitats aus: William James: *The Varieties of Religious Experience*. 1901. S. 343. Reprint: New York 1990. Dt. Ausgabe unter dem Titel: *Die Vielfalt religiöser Erfahrung*. Hrsg. von Eilert Herms. Olten, Freiburg im Breisgau 1979. S. 359.

überhaupt. Die Schwierigkeit der Verbalisierung sinnlicher Wahrnehmung erscheint hier zu einem Extrem gesteigert, gilt es doch, ungewöhnliche sinnliche Erfahrungen durch konventionelle Sprachzeichen auszudrücken. Daß ihn die Erfahrung jener Differenz zwischen der Ungewöhnlichkeit von Empfindungen und der Konventionalität der Sprache schier zur Verzweiflung treiben könnte, thematisiert Lichtenberg in einem späten »Sudel-Buch«-Eintrag:

»Ich denke, oder eigentlich, ich empfinde hierbei sehr viel, das ich nicht auszudrücken im Stande bin, weil es nicht *gewöhnlich menschlich* ist, und daher unsere Sprache nicht dafür gemacht ist. Gott gebe, daß es mich nicht einmal verrückt macht. So viel merke ich, wenn ich darüber schreiben wollte, so würde mich die Welt für einen Narren halten, und deswegen schweige ich. Es ist auch nicht zum Sprechen, so wenig als die Flecken auf meinem Tisch zum Abspielen auf der Geige.«⁶⁹⁹

Die Artikulation außergewöhnlicher Empfindungen, zu denen Synästhesien zählen, führt fast zwangsläufig zu einem vom konventionellen abweichenden Sprachgebrauch. Sprachlich konkretisieren sie sich daher vor allem in Form innovativer metaphorischer oder komparativer Wendungen sowie als neologistische Kompositbildungen. Lichtenberg akzentuiert allerdings, daß eine derart innovative sprachliche Ausdrucksweise das Risiko birgt, unverständlich zu werden. Diese rezeptionsorientierte Einsicht erscheint als Rechtfertigung dafür, daß er auf die Artikulation seiner Empfindungen verzichtet. Erst im Nachhinein weist er darauf hin, daß die eigentliche Begründung seines Verzichts auf Verbalisierung seiner Empfindungen in der grundlegenden Diskrepanz liegt, die zwischen seinen Empfindungen und der Sprache besteht: Empfindung und Sprache erscheinen hier, wie der abschließende Vergleich nachhaltig veranschaulicht, als derart inkompatibel, daß, sowohl aus produktions- wie rezeptionsästhetischer Sicht, ein Verzicht auf Artikulation nicht nur gerechtfertigt, sondern *geboten* ist. Lichtenberg bezeichnet hier den Punkt, an dem subjektiv-individuelle Empfindung und sprachlicher Ausdruck so wenig miteinander korrespondieren, daß Lichtenberg auf die Verbalisierung seiner Empfindung verzichtet. Insofern ist Lichtenbergs Schweigen nicht als Kapitulation aufzufassen, sondern vielmehr als eine *reflektierte Entscheidung*, die sowohl aufgrund der konstatierten, hier besonderen Inkompatibilität von Empfindung und Sprache als auch im Rahmen der historischen Bedingungen als einzig vernünftige erscheint.

Das diskutierte Problem des Unverständlichen verbalisierter synästhetischer Empfindungen und noetischer Erfahrungen verdeutlicht Lichtenberg exemplarisch anhand des sprachlichen Ausdrucks Jakob Böhmes. Hierbei verteidigt er die befremdliche und daher vermeintlich »unnatürliche« Ausdrucksweise in Verbindung mit einer ähnlichen Erkenntnis, wie sie Cytowicz und James im Zusammenhang mit Synästhesie und Ekstase äußern: Böhmes Wahrnehmungsweise weicht von der allgemein anerkannten dergestalt ab, daß

699 Aus: K_{II}45.

er ›Übernatürliches‹ wahrnimmt. Dieses ›Übernatürliche‹ in Sprachzeichen auszudrücken, führt zu einer außergewöhnlichen und innovativen Ausdrucksweise, die von der konventionellen derart abweicht, daß sie befremdlich wirkt. Als Beispiele für Böhmies andere, rational unbegreifliche Wahrnehmungen und zugleich für deren besondere Ausdrucksweise stellt Lichtenberg hier Wendungen wie »milchwarme Musik« und »eine bittere Qualität die aus dem Centro kommt« vor, die auf synästhetischen Empfindungen zu basieren scheinen:

»Wir lachen über Jacob Böhmen? Als wenn das Übernatürliche das er sprechen wollte natürlich klingen könnte. Wenn uns die Bewohner des Merkur oder der Sonne Bemerkungen im Deutschen erzählten, die sie mit andern Sinnen als die unsrigen angestellt hätten, würde eine solche Erzählung viel vernünftiger klingen? Einmal 3 ist eins haben wir ja schon in unsrer Religion, warum kann es nicht auch eine milchwarme Musik, und eine bittere Qualität die aus dem Centro kommt als wenn sie primus werden wollte geben können?«⁷⁰⁰

*Analytische Auffassung sinnlicher Wahrnehmung
als Grundlage des konventionellen Weltbilds:
Relativierung durch andere, neue Wahrnehmungsweisen*

Analog zu der Einsicht, daß es Empfindungen und Wahrnehmungsweisen gibt, die von den allgemein anerkannten konventionellen Wahrnehmungsmodi und der traditionellen Sicht der Welt abweichen, deshalb zu Ausdrucksproblemen führen und sich letztendlich, wenn nicht im Schweigen, dann in einer besonderen sprachlichen Ausdrucksweise niederschlagen, schließt Lichtenberg, daß es »andere Sinne als die unsrigen« geben müsse. Aus diesen ›anderen Sinnen‹ resultieren Wahrnehmungen und Empfindungen, die durch die konventionellen Mittel des sprachlichen Ausdrucks nur unzulänglich oder gar überhaupt nicht mitgeteilt werden können:

»Sollte nicht, so wie die Luft uns einen Sinn unterhält, andere Körper andern Tieren Sinnen unterhalten, böse Füße hauptsächlich wenn sie durch die Kälte gelitten haben, geben uns oft nicht undeutlich noch eine entfernte Witterung zu erkennen, so wie das Ohr einen entfernten Schuß, auch die Haare der Insekten können Sinnen-Werkzeuge sein, das Gewebe, ihre Schalen.«⁷⁰¹

Mit dieser These von den ›anderen Sinnen als den unsrigen‹ relativiert Lichtenberg zugleich den totalisierenden Anspruch des Menschen, mit den ihm eigenen Sinnesorganen zugleich im Besitz einer umfassenden ›Wahr-Nehmung‹ der Welt im eigentlichen Wortsinn zu sein.⁷⁰² Lichtenbergs (Hypo-)These von den ›ande-

700 Aus: D₁172. Verknüpfungen auditiver und taktil-thermischer Sensationen, wie sie Lichtenberg hier als exemplarisch für die außergewöhnliche Ausdrucksweise Böhmies anführt, finden sich auch in seinen eigenen »Sudel-Büchern«, etwa dann, wenn »Lydische Töne, [als, U.F.] weichlich« (D₃35) auftreten.

701 A_{II}209.

702 Die These, daß es Wahrnehmungsmöglichkeiten gibt, die der menschlichen Erkenntnis verborgen sind, thematisiert Lichtenberg häufiger, vor allem anhand

ren Sinnen« erinnert an seinen Begriff vom Latenten, den er in der folgenden Bemerkung von der engeren Bedeutung in bezug auf Phänomene, die für einen bestimmten Sinn nicht wahrnehmbar sind, durch seine Annahme ausweitert, daß es »gewisse Materien« gibt, die sich der gesamten menschlichen Sinnlichkeit entziehen:

»Der Begriff von latent werden ist unstreitig einer von den reichhaltigsten für die ganze Physik und Philosophie überhaupt. Selbst Bewegung kann für uns latent werden, wenigstens zum Teil, die Bombe die sich um ihre Achse dreht diese Bewegung kann in einem Augenblick wieder geradlinigt werden. Die Vitriol-Säure im Gips dem Geschmack, dem Geruch dem Gefühl, nämlich als Nerven-Reiz, so werden Sachen dem Auge latent; warum können es gewisse Materien nicht für alle Sinne werden. Ich sollte mich nicht wundern, wenn einmal jemand die magnetische Materie mit einer andern verbunden dem Auge darstellte und was ist das Nordlicht? Die schwarze Farbe ist in einem Augenblick weg und wieder da.«⁷⁰³

Diese Auffassung vom Vorhandensein latenter, nicht sinnlich erfaßbarer Eigenschaften spitzt sich in der Erkenntnis zu: »Es gibt sehr wenige Dinge von denen wir uns durch alle 5 Sinne Begriffe erwerben können.«⁷⁰⁴ Indem Lichtenberg die Seltenheit derjenigen Gegenstände betont, die, ausgehend von der menschlichen Sinnlichkeit, umfassend wahrgenommen werden können, relativiert er umgekehrt zugleich die Illusion, daß die menschliche Wahrnehmungsweise die Gegenstände und ihre Eigenschaften in einem umfassenden Sinn auszuschöpfen vermag und weist darin auf die Determiniertheit menschlicher Sinnlichkeit hin. Die menschliche Wahrnehmung und somit auch die Erkenntnis beruht demzufolge auf einer Kompatibilität der Möglichkeiten sinnlicher Wahrnehmung und den Eigenschaften der Gegenstände, die jedoch lediglich bis zu einem bestimmten Grad gegeben ist.

Daß ein Weg zur Erkenntnis »neuer Sinne« über die Aufmerksamkeit auf Empfindung und Gefühl führt, thematisiert Lichtenberg andernorts. Hierbei wird nicht das rationale Vermögen, sondern das Gefühl explizit als Grundlage für die Konstitution »neuer« sinnlicher Wahrnehmungsmodi herausgestellt, wie sie sich in der sprachlichen Bezeichnung konkretisiert: »Die Engländer folgen ihrem Gefühl mehr als andere Menschen, daher sind sie so geneigt neue Sinnen anzunehmen, sense of truth, of moral beauty, usw.«⁷⁰⁵

Aus »neuen Sinnen« können Empfindungen und Wahrnehmungen resultieren, deren Unkonventionalität mit der Konventionalität der sprachlichen Zeichen kollidiert. Dieses Ausdrucksproblem führt im Extremfall zum Verzicht auf

vergleichender Betrachtungen und Analogiebildungen: »So wie ein Taubstummer lesen und Sprachen lernt, so können wir auch Dinge tun deren Umfang wir nicht kennen, und Absichten erfüllen, die wir nicht wissen. Er spricht für einen Sinn, den er selbst nicht hat.« (F₃73). Vgl. zu diesem Gedankenkomplex auch die komparative Wendung »ut apes geometriam« sowie seine Bemerkungen über die Handlungsweise von Bienen und Spinnen in SB III, S. 399, C₁226, E₁509, L₁₁956.

703 J₁₁1330.

704 B₁37.

705 Aus: E₁456.

sprachliche Artikulation des Empfundenen oder aber zu Wendungen wie »Ich verstehe mich«, die insofern deiktischen Charakter tragen, als sie auf bestimmte individuelle Gefühle und Empfindungen deuten. Zugleich signalisieren solche Wendungen die Überflüssigkeit der sprachlichen Artikulation und rechtfertigen so den Verzicht auf ausdrückliche Ausführung des zuvor Erwähnten. Als ein weiteres Motiv für einen Verzicht auf weitere sprachliche Ausführungen erscheint das Risiko der Sprache, individuelle Empfindungen zu verfälschen: »Man kennt manchmal einen Menschen genauer, als man sagen kann, oder wenigstens als man sagt. Worte, Grad der Munterkeit, Laune, Bequemlichkeit, Witz, Interesse – alles drückt und leitet zur Falschheit.«⁷⁰⁶

Abgesehen von der Einschränkung der menschlichen Sinnlichkeit im Hinblick darauf, daß es Dinge gibt, die nicht über konventionelle Wahrnehmungsweisen erfaßt werden können oder sich sogar vollständig den Möglichkeiten menschlicher Wahrnehmung entziehen, relativiert Lichtenberg auch die Beschränkung der vorhandenen Sinnesorgane auf eine bestimmte Qualität von Sensationen. So räsontiert er:

»Sollte wohl das Auge nur allein zum Sehen taugen, oder nicht auch ein Verdauungs-Werkzeug für das Licht sein. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß das Ohr nur allein zum Hören und die Nase zum Riechen dienen sollte. Was für eine Menge von sanften Erschütterungen entgeht dem Tauben. Dieses hängt sehr gut mit einer Bemerkung in meiner Krankheit zusammen. Sollte auch zum Ex. die Erquickung, die uns der Anblick der aufgehenden Sonne gewährt ganz allein moralisch sein? Richter in seiner Abhandlung de insolatione veterum sagt wenigstens dünkt mich: Man solle um die Augen zu stärken zuweilen in die Sonne sehen.«⁷⁰⁷

Diese Auffassung Lichtenbergs, daß sich die jeweiligen Sinnesmodalitäten *nicht* auf einen Zuständigkeitsbereich beschränken, schlägt sich vielerorts in so seltsamen wie eindrücklichen Verknüpfungen unterschiedlicher Bereiche sinnlicher Wahrnehmung nieder, aus denen Wendungen metaphorischen Charakters entstehen. So verbindet er auditive Sensation und Gesichtssinn: »Pathognomische Zeichen, eine Stimme für die Augen.«⁷⁰⁸, und, umgekehrt, visuelle Sensation und Gehörsinn: »Diese Wörter und noch andere, welche Töne ausdrücken, sind nicht bloße Zeichen, sondern eine Art von Bilderschrift für das Ohr.«⁷⁰⁹

In seiner »Szene aus dem Duodrama in Mutterleibe.«⁷¹⁰ unterscheiden die noch nicht geborenen Zwillinge zwischen »Vorder-Ohren« und »Seiten-Ohren«. Während die »Seiten-Ohren« auditive Sensationen wahrnehmen, werden über die »Vorder-Ohren«, pränatale Zustandsform der Augen, taktile (Schmerz-)Empfindungen wahrgenommen, die ebenfalls als »Hören« bezeichnet werden:

706 G_{II}61.

707 J_{II}1408.

708 F_I834.

709 Aus: A_I134.

710 Aus: F_I1017.

»A. Und ich stieß mir die Nase auff[s] Knie, daß ich sie gar nicht mehr finden kann, und der Himmel weiß, was unsere Mutter getrunken hat, höre Bruder ich war pudel-dicke. Du kannst gar nicht glauben Bruder, was mir da seltsam ward, die Kugeln zu beiden Seiten der Nase sind auch Ohren, Bruder, ich hörte Worte damit die ich nicht sprechen kann, denn wenn ich sie sprechen will, so höre ich sie nur [den] Seiten-Ohren.

B. O das habe ich oft, ich stieß mir neulich an eines der Vorder-Ohren, da hörte ich ein Wort, das klang wie spitz.«⁷¹¹

In dieser Vorstellung von der pränatalen Sinnlichkeit zeigt sich, daß der sprachliche Ausdruck sowohl von der Beschaffenheit des menschlichen Wahrnehmungs-»Apparates« als auch von seinen kontextuellen Konditionen determiniert wird. Lichtenberg bricht in dieser Szene anhand eines Perspektivenwechsels, der sich in der vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichenden Ausdrucksweise widerspiegelt, die konventionelle Auffassung von Sprache, Wahrnehmung und Erkenntnis auf.⁷¹² Indem er die Augen zu »Vorder-Ohren« und den Wahrnehmungsmodus des Taktilen zum Auslöser einer durch diese »Vorder-Ohren« empfangenen »Hörempfindung« deklariert, experimentiert er mit den sprachlichen Bezeichnungen für sinnliche Wahrnehmungsweisen. Damit verdeutlicht er nicht nur die Nähe zwischen Hören, Sehen und Fühlen, sondern demonstriert neben der Willkürlichkeit der Sprachzeichen, daß die vermeintlich getrennten Sinnesmodalitäten ursprünglich eine Einheit bilden und die Sprache als Konsequenz der menschlichen Fähigkeit, Empfindungen und Gefühle rational zu reflektieren, in einzelne Modalitäten zu zerlegen und schließlich auszudrücken, angesehen werden kann.⁷¹³ Bemerkenswert erscheint hierbei der Umstand, daß die Empfindungen der »Vorder-Ohren« als »unaussprechlich« geschildert werden mit der Begründung, daß sie, wenn sie ausgesprochen werden, ausschließlich durch die »Seiten-Ohren« wahrgenommen werden könnten und eben nicht durch die ihnen entsprechenden »Vorder-Ohren«.

Auf den Ursprung der Sprache in der sinnlichen Wahrnehmung weist die Bemerkung über die Empfindung des »Spitzen« hin: Die *taktile* Empfindung »spitz« löst mit dem Hören des Wortes, »das wie spitz klingt«, eine *auditive* Sprachsensation aus. Taktile und auditive Sensationen erscheinen so als untrennbar miteinander verknüpft. Die sinnliche Wahrnehmung tritt als ursprüngliche Einheit auf, die sich in der mangelnden sprachlichen Differenzierung zwischen den einzelnen Sinnesmodalitäten zeigt. Außer dem Hören, dem bei Herder eine zentrale Funktion als »Sinn der Sprache«⁷¹⁴ zugesprochen

711 Aus: F₁1017.

712 Zu Lichtenbergs Überlegungen zur Korrespondenz von sprachlicher Bezeichnung und Beschaffenheit des betrachtenden Subjekts vgl. auch folgendes Spekulation: »Es wäre ein Tier möglich, dessen Gehirn die See wäre, und dem der Nordwind blau und der Südwind rot hieße.« (aus: F₁34.).

713 Vgl. Cytowicz 1996, S. 239.

714 Herder, Ursprung, S. 59.

wird, gibt es keine anderen Bezeichnungen für die wahrgenommenen Empfindungen.

Synästhetische Wahrnehmungsweisen erscheinen in diesem Zusammenhang als Relikte dieser ursprünglichen Einheit der Sinne, denn, so Cytowicz:⁷¹⁵ »Synästhesie ist nichts, was irgendwann hinzugefügt worden ist, vielmehr hat es sie schon immer gegeben. Die multisensorische Wahrnehmung ist etwas, das bei der Mehrheit der Menschen *als bewußte Wahrnehmung verlorengegangen* ist, was mich einmal mehr auf den Gedanken bringt, Synästhetiker als kognitive Fossilien zu betrachten.«⁷¹⁶ Als verknüpfendes »Band« zwischen den vermeintlich getrennten Sinnesempfindungen, erscheint das Gefühl. Demzufolge bildet das Gefühl die Basis-Instanz sinnlicher Erfahrung – in der Seele und nicht im Intellekt fließen die Sinnesmodalitäten und -empfindungen zusammen. So auch Herder:

»Bei sinnlichen Geschöpfen, die *durch viele verschiedene Sinne auf einmal empfinden*, ist diese Versammlung von Ideen unvermeidlich; denn was sind alle Sinne anders als bloße Vorstellungsarten *einer* positiven Kraft der Seele? Wir unterscheiden sie, aber wieder nur durch Sinne; also Vorstellungsarten durch Vorstellungsarten. Wir lernen mit vieler Mühe, sie im Gebrauche trennen – in einem gewissen Grunde aber würken sie noch immer zusammen.«⁷¹⁷

Die Trennung der menschlichen Sinnlichkeit in einzelne Sinnesmodalitäten, die an die Verfeinerung als Kennzeichen der zivilisierten Gesellschaft erinnert, erscheint insofern als Ergebnis menschlicher Fortentwicklung, als sie aus dem Bemühen um Ausdruck des Wahrgenommenen mit Hilfe der Sprache resultiert, dem die analytische Beschäftigung mit der eigenen Empfindung prämitierend vorausgeht.

»Zum Menschen rechne ich Kopf Herz Mund und Hände«:
Sinnlichkeit und Einheitlichkeit als Ursprung und Ziel
menschlicher Erkenntnis und ihr Ausdruck durch die Metapher

Mit seiner Auffassung von der ursprünglichen Einheit des Menschen hängt Lichtenbergs Postulat nach der unzertrennlichen Einheit von rationalem Denken, Gefühl oder Instinkt, sprachlichem Ausdruck und letztendlicher Handlung als erstrebenswertes Ziel menschlicher Existenz zusammen:

»Wenn jemand in der Welt sich eine Sittenlehre mit Hülfe von Nadelstichen und Schießpulver auf die Hand wollte einätzen lassen, so wollte ich wohl die dazu vorschlagen, die ich in irgend einem Stücke des Zuschauers einmal gelesen habe: *the whole man must move together*. Die Vergehungen dagegen sind unzählbar, und der

715 Diese Auffassung entspricht die physiologische Erkenntnis Cytowiczs, nach dem synästhetische Empfindungen im »*emotionalen Kern* des menschlichen Nervensystems« (Cytowicz 1996, S. 184 et passim), dem sogenannten »limbischen System« zu lokalisieren sind.

716 Cytowicz 1996, S. 203.

717 Herder, Ursprung, S. 55.

Schaden der daraus entsteht groß und öfters unersetzlich. Zum Menschen rechne ich Kopf Herz Mund und Hände, es ist eine Meister-Kunst diese durch Wind und Wetter unzertrennt bis an das Ende zu treiben, wo alle Bewegung aufhört.«⁷¹⁸

Hierbei akzentuiert er vor allem das Zusammenwirken von sinnlicher Erfahrung und ihrer rationalen Auswertung und – als dessen Ziel – die aus dieser Kooperation resultierende Zusammenführung von Erfahrung und Erkenntnis zu *einem* Urteil, in dem sich die ursprüngliche organische Einheit menschlicher Erkenntnisweise widerspiegelt:

»Ich muß in mir selbst eine Freiheit zu denken einführen, da muß ich Herr sein oder ich bin gar keiner, ich muß sehen und hören, vergleichen, aber nur ein Richter muß in mir sein, niemals zwei: the whole man must move together.«⁷¹⁹

Damit ist nicht nur die intellektuelle Ebene gemeint, ebensowenig ist die Synästhesie als Ebene emotionaler Einheit alleinige ›Richterin‹. Vielmehr betont Lichtenberg hier das *kooperative* Zusammenwirken intellektueller und emotionaler Erkenntnismöglichkeiten zur Herausbildung *eines* Urteils als Basis künftiger Handlungen. Geeignetes sprachliches Ausdrucksmittel dieser organischen Auffassung menschlicher Erkenntnis- und Urteilsbildung ist die Metapher, denn sie vereint intellektuell-kombinatorisches Denken und emotional-sinnliche Anschaulichkeit. Sofern die Assoziation das Grundprinzip metaphorischer Rede bildet, scheint in der Komplexität der Metapher und in ihrem unergründbaren Potential an Assoziationen die ursprüngliche menschliche Erkenntnisweise auf. Während der sinnliche Ursprung in der Metapher noch nachvollziehbar ist, so sind Abstrakta als Ausdruck komplexer Ideen-Verknüpfungen aufzufassen, deren sinnlicher Ursprung nurmehr latent existiert. Indem Lichtenberg die Abstrakta mittels metaphorischer Rede veranschaulicht, nähert er sie daher zugleich dem sinnlichen Ausgangspunkt der Sprache an.

Die Versinnlichung der Sprache durch Metaphern und Vergleiche bildet insofern eine Annäherung an die sinnlichen Ursprünge sprachlichen Ausdrucks. Diese Rekursion auf die der Sprache zugrundeliegenden sinnlichen Ideen impliziert zugleich die Möglichkeit *individueller* Anschauung der Welt und stellt somit einen Weg zu neuen Erkenntnissen dar, denn:

»Es verdient einmal recht ernstlich für eigene Haushaltung untersucht zu werden: warum die meisten Erfindungen durch Zufall müssen gemacht werden. Die Hauptursache ist wohl die, daß die Menschen alles so ansehen lernen wie ihre Lehrer und ihr Umgang es ansieht. Deswegen müßte es sehr nützlich sein einmal eine Anweisung zu geben wie man nach gewissen Gesetzen von der Regel abweichen könne.«⁷²⁰

718 D_I195. Vgl. B_I31, B_I321, C_I S. 155.

719 Aus: B_I321. Vgl. auch: »The whole man must move together, alles muß einen einzigen Endzweck im Menschen haben.« (aus: B_I31).

720 J_{II}1329.

Daß die Wirkungsweise der Metapher diesem Desiderat Lichtenbergs entspricht, indem sie zu anderen, unkonventionellen, neuen Sichtweisen anregt und ob ihres assoziationsfördernden und unmittelbaren Charakters zu innovativen Erkenntnissen führen kann,⁷²¹ hat Lichtenberg bereits in einem früheren »Sudel-Buch« artikuliert: »Wenn man ein altes Wort gebraucht, so geht es oft in dem Kanal nach dem Verstand den das ABC-Buch gegraben hat, eine Metapher macht sich einen neuen, und schlägt oft grad durch. (Nutzen der Metaphern.)«⁷²² Mit der Metapher vereint Lichtenberg kognitiv-rationale und sensuell-emotionale Erkenntnis- und Assoziationsebenen und aktiviert die Imaginationskraft sowohl in kombinatorischer als auch in sensueller Hinsicht. Darüber hinaus besitzt die metaphorische Rede ästhetisch-poetische Charakterzüge: In ihr verbinden sich nicht nur die unterschiedlichen Sinnesmodalitäten, sondern auch die unterschiedlichen Erkenntnisinstanzen Intellekt und Imagination, deren Einheit ursprüngliches und natürliches Kennzeichen des menschlichen Erkenntnisvermögens bildet.

4. Lichtenbergs SprachSinn: Resümee

Rekapitulation der Ausgangsfragestellungen

Nach der Betrachtung der erkenntnis- und sprachtheoretischen Reflexionen Lichtenbergs im ersten Abschnitt dieses zweiten Hauptteils stellte sich die Frage, wie die theoretischen Erkenntnisse und Postulate in der sprachlich-stilistischen Gestaltung seiner Schriften sprachpraktisch realisiert werden. Die

721 Die Auffassung von Assoziationen und Analogiebildungen als Weg zum Erkenntnisgewinn zeigt sich in Lichtenbergs Praxis, physikalische Phänomene – und zwar ungeachtet der unterschiedlichen Sinnesmodalitäten, mit denen er sie wahrgenommen hat – miteinander in Beziehung zu setzen. So erwägt er etwa einen Zusammenhang von farbigen Phänomenen und gustatorischen Erfahrungen: »Hat das Phänomen von den blauen und gelben Schatten nicht vielleicht Verwandtschaft mit dem Geschmackswesen in den Galvanischen Versuchen mit der Zunge? Man schmeckt erst das eine, wenn das andere da ist. Ich glaube, daß diese Bemerkung Aufmerksamkeit verdient.« (K_{II}373) In ähnlich kombinatorischer Weise vergleicht er thermische und visuelle Sensationen: »Wenn ich Holz und Eisen anfühle und es mir gleich warm vorkommt, so verhält sich ihre absolute Wärme verkehrt wie ihre Dichtigkeit, das heißt des Holzes absolute Wärme ist größer, eben so ist es mit unsrer Empfindung von den Farben Gelb und Blau mit einander gemischt rührt unsere retinam auf eine sehr verschiedene Art wir finden aber gleichsam durch eine besondere Art von Rechnung ein Mittel der Empfindung und sehen [daß] ein Körper der einerlei Farbe hätte aber bei gleichförmigen Schwingungen eben die Wirkung tun würde, die Gelb und Blau durcheinander mit unter sich vermischten unähnlichen Schwingungen tun.« (A_{II}196).

722 F_I116.

textanalytischen Untersuchungen brachten vor allem die Erkenntnis, daß sich Lichtenbergs Schriften über Konzision, Präzision und Ökonomie des sprachlichen Ausdrucks hinaus durch ein hohes Potential an sinnlicher Anschaulichkeit und innovativen Ausdrucksformen auszeichnen. Die hervorgehobene Position der Sinnlichkeit, die sich bereits in seiner Erkenntnis- bzw. Sprachtheorie abzeichnet und die in der einschlägigen Literatur verbreitete Etikettierung Lichtenbergs als ›Augenmensch‹, legte eine separate, konzentrierte Betrachtung von Rolle und Funktion der der Sinnlichkeit im Werk Lichtenbergs nahe. Zentrale Fragestellungen waren dabei: In welchen Kontexten, unter welchen Aspekten, mit welchen Zielsetzungen und Absichten reflektiert Lichtenberg sinnliche Erfahrungen? Wie, in welcher Funktion und in welcher sprachlichen Form verwendet er die sinnliche Anschauung in seinen Schriften? Erscheinen die einzelnen Sinnesmodalitäten hierarchisch geordnet? Auf welche Wahrnehmungsweise(n) deuten seine Texte hin? Welche Art der sinnlichen Betrachtung legen sie dem Rezipienten nahe?

Die Fülle an Aspekten und Ergebnissen, die die Betrachtung der sinnlichen Wahrnehmung in den Schriften Lichtenbergs unter diesen Fragestellungen zutage förderte, werden im folgenden in den Kontext des historischen Wahrnehmungsdiskurses gestellt, um über sie Aufschluß über die historische Position Lichtenbergs zu erhalten. Denn nach Walter Benjamin erscheint die Art der sinnlichen Wahrnehmung als Produkt geschichtlicher Konditionen: *»Innerhalb großer geschichtlicher Zeiträume verändert sich mit der gesamten Daseinsweise der menschlichen Kollektiva auch die Art und Weise ihrer Sinneswahrnehmung. Die Art und Weise, in der die menschliche Sinneswahrnehmung sich organisiert – das Medium, in dem sie erfolgt – ist nicht nur natürlich sondern auch geschichtlich bedingt.«*¹ In dieser Hinsicht bietet die Betrachtung der Sinnlichkeit Lichtenbergs die Möglichkeit, seine Position im Hinblick auf die Epochen Aufklärung, Klassik und Romantik näher zu bestimmen sowie zugleich Auskunft über die historischen Konditionen sinnlicher Wahrnehmung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu geben.

Analyse und Zersplitterung

In seinen Schriften setzt sich Lichtenberg intensiv mit den physikalischen und physiologischen Konditionen sinnlicher Wahrnehmung im allgemeinen sowie mit der Konstitution seiner sinnlichen Empfindung im besonderen in vielfältiger und umfassender Weise auseinander. Die sinnliche Wahrnehmung tritt hierbei sowohl als Gegenstand als auch als Medium der Betrachtungen auf. Im Rahmen (natur-)wissenschaftlicher Experimente untersucht Lichtenberg die physikalisch-physiologischen Konditionen sinnlicher Wahrnehmung, er gibt medizinische Ratschläge zur Erhaltung der Sehkraft, pädagogische Anweisun-

1 Benjamin, Kunstwerk, S. 14.

gen zur ›richtigen‹ Art der Wahrnehmung und thematisiert sinnliche Erfahrungen in seinen literarischen Schilderungen zumeist in rational-nüchterner Form witziger Metaphern, gelegentlich auch in empfindsam-poetischer Weise. Dabei fällt auf, daß er, bei aller Universalität seiner sinnlichen Wahrnehmung, ein Schwergewicht auf die visuelle Sinneswahrnehmung legt: So erscheint der Verlust der Sehkraft als größtmögliche Katastrophe, die die Vorstellung des Sehenden übersteigt. Auch gehen die naturwissenschaftlichen Beobachtungen, etwa bei den Lichtenbergischen Figuren, in der Regel von visuellen Sensationen aus, zu denen ergänzend auditive, taktile und olfaktorische Phänomene treten. Trotzdem berechtigt dieser Schwerpunkt *nicht*, Lichtenberg als ›Augenmenschen‹ zu bezeichnen. Sein universelles Interesse an der sinnlichen Wahrnehmung zeigt sich etwa in dem geplanten Artikel über den Geruchssinn, der zugleich ein Beispiel für Lichtenbergs aktive Teilnahme an der intensiven Diskussion über die sinnliche Wahrnehmung seiner Zeit bildet.

Entsprechend dem praxisorientierten Fortschrittsstreben der Aufklärung, wie es sich etwa in der zunehmend arbeitsteiligen Organisation der wirtschaftlichen Produktion in den Manufakturen, in der Technisierung und Mechanisierung realisiert, faßt auch Lichtenberg die Sinne vor allem als vereinzelt funktionalisierte *Werkzeuge*² auf, die, indem sie die materielle Basis sinnlicher Erfahrung in Form empirischer Daten liefern, einen prinzipiellen Beitrag zum Erkenntnisfortschritt leisten. Diesem instrumentellen Charakter der Sinne entspricht seine Vorstellung, daß sich die Sinne, etwa durch Brillen, Mikro- oder Makroskope, korrigieren und reparieren lassen. An das utilitaristisch ausgerichtete Denken der Aufklärer erinnert Lichtenbergs praxisorientiertes Verhältnis zur menschlichen Sinnlichkeit etwa in seinem Vorschlag zum zweckmäßigen Einsatz des Geruchssinns der Hunde im Bereich der medizinischen Diagnostik.

Lichtenbergs (natur-)wissenschaftliche Beschäftigung mit der sinnlichen Wahrnehmung und ihren physikalisch-physiologischen Bedingungen prägt vor allem die *analytische* Art der Betrachtung – sowohl im Hinblick auf die wahrgenommenen Phänomene als auch hinsichtlich der Sinnesmodalitäten. Explizit bekundet er seine Neigung zur analytischen Betrachtung des menschlichen Erkenntnisvermögens im »Sudelbuch K«. Hierbei erscheint die Einbeziehung der unbegreiflichen Gefühle in die analytischen Betrachtungen als charakteristisches Kennzeichen seiner umfassenden Beschäftigung mit Wahrnehmung,

2 Vgl. »Die Nerven spitzen sich gegen das Ende zu, und machen das aus, was wir sinnliche Werkzeuge nennen. Es sind die Enden, die nach außen stehen, und die Eindrücke der Welt empfangen.« (aus: K_{II}86). Vgl. auch die Ausdrücke »Sinnen-Werkzeuge« (aus: A_{II}209), »unsere inneren Werkzeuge zumal des Gehirns« (aus: D_I19), »Gehör-Werkzeugen« (aus: D_I170), »Stimmen unserer sinnlichen Werkzeuge« (aus: D_I212), »unsere sinnliche Werkzeuge« (aus: D_{II}760), »die sinnlichen Werkzeuge« (aus: GH_{II}116), »allzu reizbare sinnliche Werkzeuge« (aus: F_I265), »in unsern sinnlichen Werkzeugen« (aus: F_I321).

mit dem er sich vom rationalistischen Wahrnehmungsdiskurs abhebt: »Es ist zum Erstaunen, was für mannichfaltige Stufen von Belehrung uns unsere Einrichtung gewährt, von der unerklärlichsten Ahnung bis zu den deutlichsten Einsichten des Verstandes. Es ist eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, sie zu analysieren.«³ Ein extremes Beispiel für diesen zerlegenden Umgang mit sinnlicher Wahrnehmung ist etwa sein Gedanke: »Eines solchen Mannes wie Mozarts Ohr hätte man notwendig sezieren sollen, denn wenn wir nicht durch monströse Vergrößerung endlich der Natur dort etwas abmerken, so wird es nie geschehen.«⁴ Die analytische Zerlegung der Sinneswahrnehmung in einzelne Modalitäten von unterschiedlicher Qualität und Funktion sowie der Wahrnehmung in einzelne Phänomene bis hin zur Sezierung der Sinnesorgane entspricht der Art und Weise, die der aufklärerische Wahrnehmungsdiskurs für den Umgang mit der menschlichen Sinnlichkeit proklamiert, soll er zum Erkenntnisfortschritt und damit zur Wahrheit führen. Differenziertes und systematisiertes Wahrnehmen der Sensationen mit dem Ziel, das sinnliche Wahrnehmungsvermögen effektiv und gezielt einsetzen zu können, bildet hierbei das Kennzeichen des aufgeklärten, vernünftigen Menschen, der seine Sinne unter Kontrolle hat. Denn, so Peter Utz: »Im disziplinierten, getrennten Gebrauch der Sinne beweist sich der moderne Mensch seine Vernunft: Nur wer die fünf Sinne auseinanderhält, hat seine fünf Sinne beisammen.«⁵ Demgegenüber erscheint die undifferenzierte Wahrnehmung als Symptom des Wahnsinns und schließlich als Ursache eines ›dunklen‹ sprachlichen Ausdrucks, so Lichtenberg: »Wer alles in allem sieht, wird dunkel im Ausdruck.«⁶

Der ordnende und disziplinierte Umgang mit sinnlicher Wahrnehmung zeigt sich etwa in Lichtenbergs analytischer Studie der Geräuschkulisse Göttingens. Daß derartige kontrollierte Reflexion der sinnlichen Empfindung darauf abzielt, den eigenen Körper und seine jeweiligen Teile in Form von Werkzeugen so zu beherrschen, daß sie für den Erkenntnisfortschritt eingesetzt werden können, verdeutlicht Lichtenbergs Umgang mit Schmerzempfindungen. Der Schmerz bildet ein Beispiel für die Erfahrung, daß eine (sinnliche) Empfindung die Aufmerksamkeit so bestimmen und gar vereinnahmen kann, daß Gedanken und Handlungen des Menschen auf sie ausgerichtet werden, während andere Wahrnehmungsmodalitäten gleichsam ›lahmgelegt‹ erscheinen. Durch *bewußte Reflexion* des Schmerzes gelingt es Lichtenberg jedoch, mit der Schmerzempfindung umzugehen *über sie zu bestimmen* und sie zur Erforschung der Relation von Körper und Seele zu *instrumentalisieren*. Ähnlich schaltet er die dominierende Wirkung akustischer Sensationen aus, indem er in analytischer Manier nach dem Zweck des Lärms sucht. Hat er ihn gefunden, verliert der Lärm seine unangenehme dominierende Wirkung, und die

3 Aus: K_{II}63.

4 K_{II}343.

5 Utz 1990, S. 7.

6 F48.

sinnliche Aufmerksamkeit kann sich wieder anderen Phänomenen zuwenden. Abgesehen von diesem Ziel, sich nicht von den Wahrnehmungen beherrschen zu lassen, vielmehr sie zu beherrschen und sie, wo möglich, zum Erkenntnisfortschritt einzusetzen, ist die analytische Zerlegung wahrgenommener ›Total-eindrücke‹ bei Lichtenberg auch Quelle intellektuell-ästhetischen Vergnügens, wie er etwa in seinem dritten »Brief aus England« schildert. Als charakteristisch für Lichtenbergs Umgang mit der sinnlichen Wahrnehmung und Hinweis auf seine kritische Haltung im Hinblick auf das totale Vertrauen in die systematische Analyse als Garantin wahrer Erkenntnis erscheint hierbei allerdings seine Einsicht in die Gefahr, über der Analyse das ›Ganze‹ des wahrgenommenen Phänomens aus dem Blick zu verlieren, dessen Erkenntnis für Lichtenberg *über* der Wahrnehmung einzelner Details rangiert.

Das Verfahren, Wahrnehmung(en) mit dem Ziel zu analysieren, die eigenen Sinne als einzelne zu funktionalisieren und kontrolliert einzusetzen, um natürliche Zusammenhänge erkennen, erhellen und insofern auch beherrschen zu können, basiert auf der aufklärerischen Ansicht von der Zeichenhaftigkeit der Welt und ihrer sprachähnlichen Lesbarkeit: Wahrnehmung erscheint in diesem Kontext, wie die Sprache, strukturiert als Designationsprozeß, als Dechiffrierung von Zeichen. Aufgrund dieser Annahme von der Isomorphie zwischen Wahrnehmung und Sprache, die in der Tradition George Berkeleys steht, wirft auch die Transformation der Wahrnehmungen in Sprachzeichen keine Probleme auf. Zudem gilt der analysierende, systematisierende Zugriff auf die natürlichen Phänomene als wissenschaftlich und damit als Garant *wahrer* Erkenntnisse.

Eine exemplarische Ausformung dieser Auffassung bildet die Physiognomik und ihr Anspruch auf Wahrheit durch systematische Zeichendeutung ohne Zweifel an der Eindeutigkeit der getroffenen Zuordnungen. Daß sich die Physiognomik gerade in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Hochkonjunktur aufschwingt, erscheint in dieser Hinsicht als Ausdruck dieses Vertrauens, das in die sinnliche Wahrnehmung, vor allem jedoch in den Gesichtssinn, als Weg zu wahrer Erkenntnis gesetzt wird. Die Konzentration des physiognomisierenden Blicks auf das Gesicht, ja schließlich lediglich auf dessen als Silhouette dargestelltes Profil, verdeutlicht den Verlust der ganzheitlichen Körperbetrachtung als Symptom der Entfremdung des Menschen von sich selbst, die auch die analytische Zerlegung der Sinnlichkeit begleitet. Mit diesem Prozeß der stetigen Entfremdung und dem Verlust der ganzheitlichen Wahrnehmung korrespondiert die gesellschaftliche Entwicklung: Die Auffassung von der Arbeitsteilung der Sinne hat ihr Pendant in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung in Form der Manufakturen als zentraler Errungenschaft des 18. Jahrhunderts. Der Prozeß des Fortschritts erscheint insofern dialektisch, als im zunehmend intensivierten wissenschaftlichen Diskurs der Wahrnehmung die *Defizite der eigenen Wahrnehmung* unreflektiert bleiben, wenn die Sinnlichkeit paradoxerweise zum Abstraktum erhoben wird.⁷

7 Vgl. Utz 1990, S. 14.

Mit den Defiziten der menschlichen und vor allem auch der eigenen sinnlichen Wahrnehmung beschäftigt sich Lichtenberg, der der aufklärerischen Überzeugung von der totalen Lesbarkeit der Welt aus mehreren Gründen kritisch gegenübersteht. So insistiert er auf der Determiniertheit des menschlichen Wahrnehmungsvermögens und negiert infolgedessen die Fähigkeit des Menschen, die Welt totalisierend erfassen zu können: »Es gibt sehr wenige Dinge von denen wir uns durch alle 5 Sinne Begriffe erwerben können.«⁸ In der Konsequenz relativiert er die vermeintliche »Wahrheit« der (wissenschaftlich systematisierten) Erkenntnis und Theorien zu »Meinung« und »Vorstellungsart«, die sich aus der Subjektivität jeder sinnlichen Wahrnehmung ergibt und zudem von je spezifischen Lebensumständen bestimmt wird: »Sobald einer ein Gebrechen hat, so hat er seine eigene Meinung.«⁹ Die Subjektivität menschlicher Wahrnehmung als Basis jeder Erkenntnis und das mit ihr verbundene Wahrnehmungsdefizit relativiert demzufolge den totalisierenden Anspruch der Aufklärer und ihre Überzeugung, daß die menschliche Wahrnehmung die Zeichen der Welt *richtig* zu entziffern vermag.

Aus dieser Auffassung von der Subjektivität menschlicher Erkenntnis resultiert Lichtenbergs Ablehnung der Ansicht, daß Systeme ein den natürlichen Zeichen adäquater Ausdruck allgemeingültiger, objektiver Ordnung und damit Wahrheit seien. Konsequenterweise erscheint demzufolge auch das Zeichensystem der Sprache als Ausdrucksmittel der Subjektivität und Individualität der Wahrnehmungen und Empfindungen inadäquat und unzulänglich und vermittele aufgrund seiner Konventionalität wie vermeintlichen Objektivität eine »falsche Philosophie«. Konstruktives Resultat dieser Einsichten ist das Postulat Lichtenbergs nach neuen, innovativen Ausdrucksformen, die sich an der Subjektivität und Individualität menschlicher Erkenntnis und Empfindung orientieren und sie auch vermitteln, sowie der Aufruf zur Sensualisierung der Sprache mit dem Ziel, die Kluft zwischen den abstrakten, generalisierenden und insofern verfälschenden Begriffen und den sinnlichen Wahrnehmungen und Empfindungen als Ursprung jeder Erkenntnis zu verringern. Sinnlichkeit sprachlichen Ausdrucks erscheint in diesem Kontext zusammen mit Renovation der Sprache durch innovative Ausdrucksformen und individualisierten Sprachgebrauch als Weg, der zum »richtigen« Gebrauch und Verständnis der Sprachzeichen und zu einer den Wahrnehmungen angemesseneren Ausdrucksweise führt, indem sie sich den Gegebenheiten sinnlicher Wahrnehmung und damit ihrem Ursprungspunkt nähert.

Die Zersplitterung der Wahrnehmung in der analytischen Betrachtung und ihrem sprachlichen Ausdruck ist charakteristisch für die menschliche Erkenntnis: Mit ihr korrespondiert die formale und thematische Physiognomie des Lichtenbergischen Werks, das sich kaleidoskopisch aus (Gedanken-)Splintern

8 B_I37.

9 Aus: G_{II}86.

formiert. Im Hinblick auf die Konstitution der menschlichen Erkenntnisweise erscheinen die fragmentarischen Splitter der »Sudelbücher« als konsequente Umsetzung der Wahrnehmung – entgegen der systematischen Ordnung spiegelt die Fragmentarik der »Sudelbücher« keine totalisierende Wahrnehmung und Erkenntnis vor, sondern steht dem Systematisierungs- und Totalitätsanspruch der Aufklärung diametral entgegen, indem sie darauf verweist, daß jede Wahrnehmung und somit auch jede Erkenntnis fragmentarisch, weil subjektiv-individuell bedingt, ist.

Diese Einsicht in die Unvollständigkeit menschlicher Wahrnehmung bildet die grundlegende Erkenntnis für das Fragment als legitime literarische Ausdrucksform, als die es schließlich in der Romantik anerkannt wird. Entsprechend schlägt Novalis Mitte 1798 die »Herstellung verstümmelter Fragmente und Beweis, daß der Fond aller wirksamen Meynungen und Gedanken der Alltagswelt Fragmente sind«¹⁰, vor. Das romantische Fragment steht insofern dem systematischen, geschlossenen Diskurs entgegen und trägt der Auffassung Rechnung, daß die menschliche Wahrnehmung und Erkenntnis subjektiv, individuell, relativ, niemals total, niemals objektiv ist und niemals vollkommene Wahrheit erreichen kann. Es erscheint in dieser Hinsicht als angemessenste Ausdrucksform des unweigerlich Unvollkommenen: »Als Fragment erscheint das Unvollkommene noch am Erträglichsten – und also ist diese Form der Mittheilung dem zu empfehlen der noch nicht im Ganzen fertig ist – und doch einzelne Merckwürdige Ansichten zu geben hat.«¹¹ Diese Bemerkung Novalis' erinnert an Lichtenbergs »Sudelbuch«-Notiz, in der er das Verweisungspotential einer fragmentarischen Ruine als ökonomische Alternative zur Konstruktion eines vollständigen Bauwerks darstellt.¹²

Als derartige verweisende »Ruinen«, die zugleich die Unvollkommenheit der eigenen Erkenntnisse vermitteln, erscheinen Lichtenbergs »Sudelbücher«, deren vorläufigen Charakter er mehrfach herausstellt. Aus dieser Perspektive erscheint ein Großteil der »Sudelbuch«-Eintragungen als spontane Aufzeichnungen von Ideen, Einfällen und Eindrücken, als jene »unverfälschte Stimme unserer Erfahrung«¹³, die Lichtenberg nicht mit Wahrheit oder auch nur dem Weg zur Wahrheit gleichsetzt,¹⁴ sondern vor allem als Möglichkeit sieht, unmittelbare, authentische und individuelle Ausdrucksformen zu finden, die,

10 Novalis, Schriften II, aus: Nr. 302, S. 593.

11 Novalis, Schriften II, aus: Nr. 318, S. 595.

12 Vgl.: »Wenn man auch nicht aus einem Granitfelsen ein Haus hiebe, so könnte man ohne sehr viele Kosten vielleicht die *Ruinen* eines Hauses daraus hauen: so daß die Nachwelt glauben müßte, es habe ein Palast da gestanden.« (J₁1170).

13 Aus: E₁454.

14 Vgl. »Man soll seinem Gefühl folgen und den ersten Eindruck, den eine Sache auf uns macht, zu Wort bringen. Nicht als wenn ich Wahrheit so zu suchen riete, sondern weil es die unverfälschte Stimme unserer Erfahrung ist, das Resultat unserer besten Bemerkungen, da wir leicht in pflichtmäßiges Gewäsch verfallen, wenn wir erst nachsinnen.« (aus: E₁454).

überarbeitet oder zur ›Schattierung‹ anderer Wendungen eingesetzt, reflektiert und geordnet in größeren gedanklichen Zusammenhängen verwendet werden können. Insofern bildet die spontane Fixierung von Eindrücken und Gedanken die Grundlage für den reflektierten Ausdruck in geordneten Kontexten. Als literarische, publikationsfähige Ausdrucksweise wird sie *in dieser Weise* allerdings zu Lichtenbergs Lebzeiten noch nicht anerkannt – ein Grund, daß die »Sudelbücher« in dieser Zeit unter Verschluß bleiben, obwohl oder gerade weil für Lichtenberg die ›Spiel-Schriften‹ den größten Aufschluß über ihren Verfasser bieten.¹⁵

*Syn(äs)thes(i)en: Entgrenzung der Wahrnehmung
am Beginn der Moderne und ihr sprachlicher Ausdruck*

Aus der aufklärerischen Überzeugung, daß der analytische Umgang mit der Wahrnehmung zu wahrer Erkenntnis des Menschen und der Natur führe, resultiert zum einen die Zersplitterung der Wahrnehmung in einzelne Teile, die nicht mehr rückgängig zu machen ist, zum anderen eine Sehnsucht nach Vollkommenheit und Totalität, die allerdings lediglich in Form eines sechsten Sinns, des ›Gemeinsinns‹, möglich erscheint. Diese Auffassung von der Möglichkeit vollkommener Wahrnehmung durch den ›sensus communis‹ relativiert Lichtenberg in der folgenden »Sudelbuch«-Bemerkung, indem er anstelle der von den subjektiven Gegebenheiten abstrahierenden Auffassung vom vollkommenen ›Gemeinsinn‹ die praktisch-sinnliche Funktion des Menschenverstands herausstellt: »bon sens, Menschen-Verstand, common sense wird zu oft für einen vollkommenen Sinn gehalten, in der Tat ist [er] aber weiter nichts, als eine immer wachsam anschauende Erkenntnis von der Wahrheit nützlicher allgemeiner Sätze.«¹⁶

Entgegen dem Streben nach Vollkommenheit, die durch den Gemeinsinn wahrgenommen werden könne, betont Lichtenberg im Kontext seiner Physiognomik-Kritik vielmehr die unaufhebbare Unvollkommenheit als genuines Kennzeichen menschlicher Existenz: »Unvollkommenheit ist ein Wort wie *Geschlecht und Gattung*. Unvollkommenheit ist wie Farbe nicht in den Körpern, sondern in uns. Ich glaube wo wir Vollkommenheit in den Werken des Schöpfers erblicken sind wir noch sehr weit zurück. Den Vorhang, der über der Seele unserer Neben-Menschen hängt, muß man so gut wie den der unser

15 Lichtenbergs Auffassung vom Fragmentarischen in Form des aphoristischen Lehrbuchs steht vor allem in der Tradition Bacons, in der zwar einzelne, jedoch in sich geschlossene Äußerungen aneinandergereiht werden, die keine spontanen Fixierungen unmittelbarer Eindrücke sind, sondern vielmehr wohlüberlegte Einzelbetrachtungen enthalten, die zum eigenständigen Weiterdenken anregen sollen. In dieser Hinsicht erscheint es also wichtig, zwischen dem Fragment-Begriff Lichtenbergs und demjenigen der Romantiker zu unterscheiden, obwohl beide auf der Einsicht in die Unvollkommenheit und damit Fortführbarkeit menschlicher Erkenntnis beruhen.

16 F56.

Schicksal betrifft, nicht aufzuziehen trachten. Auch werden die Bemühungen alle vergeblich sein.«¹⁷ Darüber hinaus akzentuiert er vor allem die Dialektik menschlicher Existenz, die auf dem Gegensatz von geistigem Denkvermögen und sinnlicher Empfindung beruht und sich in der Differenzierung zwischen ›Ich‹ und ›Körper‹ konkretisiert:

»Die Einbildungskraft, mit welcher ich [...] mir selbst meine eigene Welt schaffe durch die ich, wie ein Zauberer wandle und die Körner eines kleinen Leichtsinnes in ganze Gefilde geistiger Lust aufblühen sehe, diese Einbildungskraft wird oft von einer fein gebogenen Nase, von einem aufgestreiften gesunden Arm in ihren schnellsten Schwung so heftig angezogen, daß von der vorigen Bewegung nicht ein flüchtiges Zittern übrig bleibt. So hänge ich zwischen Philosophie und Aufwärterinnen-List, zwischen den geistigsten Aussichten und den sinnlichsten Empfindungen in der Mitte, taumelnd aus jenen in diese bis ich nach einem kurzen Kampf zu Ruhe meines beiderseitigen Ichs dereinst völlig geteilt hier faule und dort in reines Leben aufdunsten werde. Wir beide, Ich und mein Körper sind noch nie so sehr zwei gewesen als jetzo, zuweilen erkennen wir einander nicht einmal, dann laufen wir so wider einander daß wir beide nicht wissen wo wir sind.«¹⁸

Lichtenberg konstatiert hier eine Spaltung, die der Definition des Menschen als ›Individuum‹, Nicht-Teilbares nicht entspricht. Das als Individuum neu definierte Subjekt, das ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Zentrum der erkenntnistheoretischen Diskussion steht, bildet insofern einen herausfordernden Widerspruch und zugleich Anspruch an das philosophische Denken: Die Differenz zwischen Wahrnehmung und (sprachlichem) Begriff tritt in diesem Widerspruch überdeutlich hervor und zeigt sich als Folge der intensivierten analytischen Auseinandersetzung mit der menschlichen Wahrnehmung.

Parallel zu dieser Empfindung der in Einzelteile zersplitterten Existenz erscheint die Sehnsucht nach Totalität, nach Ruhe in Form harmonischer Einheitlichkeit. Die Bewahrung dieser als ursprünglich aufgefaßten harmonischen Einheit des Menschen, der sich für Lichtenberg aus Kopf, Herz, Mund und Händen, sprich: Verstand, Sinnlichkeit und Gefühl, Sprache und Handlungen, zusammensetzt, erscheint ihm als ›Meister-Kunst‹ im Gegensatz zu den ›unzählbaren Vergehungen‹ gegen diese Einheit in der (vermeintlich) wissenschaftlichen Diskussion, zu denen auch die Physiognomik zählt.

Daß der Mensch mehr ist als die bloße Summe der einzelnen Teile, in die ihn der analytische Wahrnehmungsdiskurs zerlegt, zeigt sich in den konkreten sinnlichen Erfahrungen Lichtenbergs, die er als ›dunkle Empfindungen‹ während Träumen, Dämmerzuständen und nervlichen Krankheiten schildert. In diesen gleichsam verwaschenen, ja entgrenzten Wahrnehmungen, die einen Kontrast zu der analytisch sorgfältig abgrenzenden und geordneten Wahrnehmungsauffassung der Aufklärung bilden und sie überdies in Frage stellen, scheint der synthetische Charakter menschlicher Existenz auf, der sich sowohl dem rationalen Fassungsvermögen als auch dem sprachlichen Ausdruck und

17 Aus: F₁637.

18 Aus: B₁263.

dessen Forderung nach eindeutig abgegrenzter Bezeichnung entzieht. Durch die Einbeziehung dieser unaussprechlichen Gefühle und Träume unterscheidet sich Lichtenbergs Beschäftigung mit der Wahrnehmung vom aufklärerischen Diskurs rationalistischer Prägung.

Lichtenberg reflektiert derartige Empfindungen und sucht sie zu verbalisieren, jedoch vorrangig in der privaten Sphäre der »Sudelbücher« und auch dort nicht immer explizit. Als Konsequenz seiner Einsicht, daß die konventionelle Sprache derartigen Empfindungen, die sich durch syn(äs)thetische Verbindungen auszeichnen, nicht angemessen ist, steht er schließlich vor der Alternative, entweder »anders« zu sprechen und damit das Risiko einzugehen, auf Befremden oder gar Unverständnis zu stoßen, oder aber zu schweigen. In diesem Zusammenhang verteidigt Lichtenberg die Sprache Jakob Böhmes als Ausdruck einer »anderen« sinnlichen Wahrnehmung, die sich mit den Mitteln der konventionellen Sprachzeichen nicht anders ausdrücken läßt. Die Differenz von Wahrnehmung und Sprache wirkt hier als eine Art »Motor« im Hinblick auf den ästhetisch-kreativen Umgang mit Sprache.¹⁹

Derartige »dunkle Empfindungen« und Synästhesien markieren demzufolge die Grenze sprachlichen Ausdrucks. Als Medium dieser *anderen* Sinnlichkeit erscheinen Imagination und Phantasie, in denen Sprache und Wahrnehmung ästhetisch überschritten werden können. Die Sinnlichkeit der Sprache bildet in diesem Kontext die literarische Alternative zum wissenschaftlichen Wahrnehmungsdiskurs und zugleich eine Annäherung an die erträumte Einheit von Wahrnehmung und Sprache als Ursprungspunkt. Diese Einheit von Sprache und Wahrnehmung zeigt sich im Mythos von der Ursprache, der auf die aufklärerische Überzeugung von der ursprünglichen Einheit von Sinneswahrnehmung und sprachlichem Ausdruck sowie auf den Wunsch nach Totalität der Erkenntnis hinweist. Herders Abhandlung »Vom Ursprung der Sprache« erscheint in dieser Hinsicht als Reaktion auf den Verlust der Wahrnehmungstotalität, dem fundamentalen Defizit des aufklärerischen Wahrnehmungsdiskurses.

Spuren der ursprünglichen Körperlichkeit der Sprache findet Herder in synästhetischen Ausdrucksweisen und in den Onomatopöien, die, so stellt auch Lichtenberg heraus, eben keine Zeichen, sondern »Bilderschrift für das Ohr« sind. Die Ursprache und die literarische Sprache als Annäherung an sie wird in dieser Hinsicht zum Ort, an dem die ursprünglich verschmolzenen, im Wahrnehmungsdiskurs zersplitterten Sinne wieder vereint werden und somit dem Wunsch nach Totalität entsprechen. Die Versinnlichung der Sprache erscheint in dieser Hinsicht als Ausdruck einer Verkürzung der Wegstrecke, die der sinnliche Eindruck vom äußeren Sinnesorgan über die Nervenbahnen zum Herzen als Ort der entgrenzten Empfindung zurücklegen muß, als Möglichkeit, die durch das rationale Denken evozierte Distanz zwischen Sensation

19 Vgl. Utz 1990, S. 16.

und Empfindung zu verringern, und so unmittelbare Wirkungen zu erzielen. Zugleich entspricht diese unmittelbare Wirkungskraft versinnlichter Sprache der Empfindungsweise, die Lichtenberg als charakteristisches Kennzeichen seiner Empfindung für sich geltend macht: »Alles das zu fühlen, mit so vielem innerlichen Lärm, dazu Freunde, (nehmt es mir nicht übel) dazu sind eure Nerven viel zu lang.«²⁰

Die Vorstellung Herders von der die Sinne vereinenden Ursprache führt die romantische Synästhesie fort: Erst die Romantiker wagen, den »Wahnsinn unregelter Sinneserfahrung«²¹ in literarische Realität umzusetzen. Die Sprache wird zum Schmelztiegel der Sinne und an die Stelle des gymnastischen Trainings einzelner Sinne, durch das die aufklärerische Pädagogik die Wahrnehmung schärfen will, tritt in der romantischen Synästhesie der sprachliche »Tanz der Sinne«.²² Eine Hauptrolle spielt hierbei das interaktive Potential der Metapher als Mittel, die Komplexität und Simultaneität der Wahrnehmung in Sprache zu fassen. Formal erscheint das Fragment als einzige Möglichkeit, ganzheitliche Wahrnehmung zu vermitteln, denn: »Nur als Fragment, nicht als Totalität, kann der Traum vom Paradies einer ganzheitlichen Wahrnehmung in die fragmentierte Realität hineinragen. In der Zersplitterung der Sinne ist die Synästhesie ein Splitter vom Paradies.«²³

Während die Romantik der zunehmend technisierten und mechanisierten modernen Wahrnehmung mit ihrem dynamischen, kaleidoskopischen Charakter die Weite und Ruhe des schweifenden Blicks in die romantische Landschaft entgegenstellt als Versuch, die zerlegte Wirklichkeit als Ganzes wahrzunehmen, wagt Lichtenberg in seinem Brief vom 10. Januar 1775 den Versuch, das Großstadtleben Londons als Inbegriff der neuen, modernen Realität sprachlich zu fassen. Diese neue, moderne Realität zeichnet sich vor allem durch ihre Forderung nach simultaner Wahrnehmung aus, die sich dem Bedürfnis des vernünftigen Menschen entzieht, diffuse Wahrnehmungen gegeneinander abzugrenzen, zu ordnen, sich auf einzelne Phänomene zu konzentrieren, sie herauszuheben und ihnen Bedeutung zu verleihen. Dieses Bedürfnis zeigt sich in dem Prinzip der Rahmenschau, jenem rationalistischen Wahrnehmungsmuster, das am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts vorherrscht und sich aus der Begrenzung und Umrahmung des Erkenntnisobjekts, der Möglichkeit einer Sicht- oder Deutungsweise, die stilisiert und typisiert sowie Konzentration und Überblick gewährleistet, und der kontemplativen Distanz und Fixierung von Bewegung konstituiert.²⁴ Diese traditionelle subjektzentrierte Wahrnehmungsweise kollidiert mit der Reizüberflutung der Großstadt-

20 E₁141. Zu diesem Gedanken vgl. auch SB III, S. 674 sowie G_{II}20.

21 Utz 1990, S. 37.

22 Vgl. Utz 1990, S. 198.

23 Utz 1990, S. 210.

24 Zum Prinzip der Rahmenschau vgl. insbesondere August Langens Studie zu den Anschauungsformen in der deutschen Dichtung (Langen 1934).

Erfahrung, die einhergeht mit einer Depotenzierung des Subjekts und dem Verlust an individueller Souveränität.²⁵

Der Kontrast von tradiertem Wahrnehmungsmuster und der Erfahrung moderner Wirklichkeit wird in Lichtenbergs Brief insofern offensichtlich, als sich die London-Schilderung zu den ihr vorausgehenden und nachfolgenden Briefteilen, die nach dem kulturell etablierten Wahrnehmungsmuster der Rahmenschau verlaufen, in bezeichnender Weise abhebt: So etwa »begrenzt die Rauchwolke, die beständig über dem unermeßlichen London ruht«²⁶ die Aussicht aus dem Fenster seines Domizils in Kew, und die »romantischen Spaziergänge« in den Gärten sind geprägt von der »süßesten Melancholie«²⁷ kontemplativer Betrachtung. Gegenüber diesen distanzierenden, innerliche Ruhe vermittelnden Beobachtungen erscheint das Erlebnis des Londoner Großstadtlebens als Sturz in den gefährvollen, mitreißenden Strudel einer unüberschaubaren Menge von Sensationen, die die Aufmerksamkeit des Beobachtenden, sofern er überhaupt zum Beobachten kommt, überfordern. Die sogartige Wirkung der Großstadt-Dynamik zeigt sich dabei in der geänderten Haltung Lichtenbergs, die nicht mehr von rationalen Überlegungen, sondern von instinktiver Empfindung geleitet wird: »ich folge allzeit dabey dem ersten Eindruck, den der Anblick eines Mob oder einer Gesellschaft auf mich macht, dieser belehrt mich bald, ob ich ohne Gefahr untertauchen kan oder nicht, und ich betrüge mich alsdann selten, unterdessen habe ich ein Schnupftuch und ein silbernes Petschafft eingebüßt, denn es ist bey einer einzigen Seele nicht möglich oft zugleich über die Haut und die Taschen zu wachen und Beobachtungen anzustellen.«²⁸ Diese Erfahrung des depotenzierten Subjekts in der Masse von Menschen und Sensationen und die dynamische Fluktuation, das pulsierende Moment des Großstadtlebens, treten in der Sprache als unmittelbare sinnliche Empfindungen hervor. Diese Erfahrung einer neuen Realität, die das Individuum beherrscht und alle Sinne gleichzeitig fordert, ist für Lichtenberg *Skandal und Faszinosum* zugleich – im Gegensatz zu der von ihm beobachteten Menschenmenge, die diese Erfahrung als alltägliche auffaßt. Lichtenbergs Erfahrung, daß der Gegenstand der Beobachtung die sprachliche Schilderung bestimmt, verdeutlicht seine Gleichsetzung der sprachlichen Organisation mit der »Ordnung von Cheapside«²⁹: Der Schreibende nimmt sich als organisierende, über sein Material verfügende Instanz zurück – »Da vergesse ich mich denn sehr leicht«³⁰. Die literarisch verarbeitete Wahrnehmung der Moderne entspricht insofern einem scheinba-

25 Vgl. zu dieser Thematik die Studie Brüggemanns, dessen Erkenntnisse ich hier einbeziehe. Vgl. bes. Brüggemann 1985, S. 22 ff.

26 Bw I, Nr. 269, S. 486f.

27 Bw I, Nr. 269, S. 487.

28 Bw I, Nr. 269, S. 490f.

29 Bw I, Nr. 269, S. 490.

30 Bw I, Nr. 269, S. 488.

ren Verzicht auf stilisierende Souveränität und ästhetische Kompetenz. Lichtenbergs Text wird so zum ›Sprachrohr‹ moderner Wirklichkeit und ihrer Vielfalt an Sensationen, deren sprachlich-stilistische Konsequenzen er am Ende seines Briefes noch einmal hervorhebt: »Sie werden alle meine Art zu schreiben, die und's und die aber's entschuldigen, nicht als einem, der auf dieser Insul seine Muttersprache vergessen, sondern als einem, der so viel zu schreiben hat, daß es ihm unmöglich ist Concepte zu machen und Perioden zu dreheln.«³¹ Die Flut an Eindrücken bestimmt insofern das sprachliche Erscheinungsbild des Textes, als sie die bisher übliche stilisierende Spracharbeit verhindert und vielmehr ein unmittelbarer, spontaner Ausdruck an ihre Stelle tritt.

Vom Kontext der historischen Wahrnehmungskonventionen aus gesehen erscheint Lichtenbergs London-Schilderung demzufolge als Experiment, in dem er nicht nur die Möglichkeiten, sondern auch die Grenzen der Sprache beim Ausdruck der modernen Wirklichkeit und die neue Position des wahrnehmenden Individuums aufzeigt. An der Großstadterfahrung mit ihrer Simultaneität der Sensationen wird zugleich die Unangemessenheit, ja Unmöglichkeit der Anwendung traditioneller Wahrnehmungsweisen offensichtlich: Kontemplative Distanz und geordnete, überschaubare Abfolge der Wahrnehmung erscheint zur adäquaten Schilderung dieser Realität als nicht möglich. Der Abgrund zwischen sinnlicher Wahrnehmung und sprachlichem Ausdruck klappt an diesem Punkt weiter auseinander denn je. Lichtenbergs Schilderung ist in dieser Hinsicht die literarische Demonstration seiner Forderung nach innovativen, individuellen Ausdrucksweisen als einziger Möglichkeit, diese Kluft sprachlich zu überwinden sowie zugleich Dokument seiner aktiven Auseinandersetzung mit der neuen, modernen Wirklichkeit und dem Problem ihrer literarisch-ästhetischen Umsetzung.

Die veränderte Wahrnehmung und ihre Auswirkung auf Lichtenbergs sprachliche Produktivität verdeutlicht er auch wenig später, am 24. Januar 1775, in einem Brief an Christiane Dietrich. Die Masse an Eindrücken reißt ihn nicht nur zeitweilig aus der Position des distanzierten Beobachters, sondern stellt ihn darüber hinaus vor das Problem, das Erlebte nach den konventionellen Methoden zu analysieren und im sprachlichen Ausdruck anzuordnen. Hierbei gewinnt er die Erkenntnis, daß die traditionelle Weise der sprachlichen Darstellung von Beobachtungen der Menge an Sensationen und Ereignissen, die auf ihn einstürmen, nicht mehr angemessen erscheint:

»Ich habe vieles gesehen und erfahren, habe ein Buch voll Beobachtungen geschrieben, habe Flecken in meinem Rock wie Ordenssterne, habe mich dreymal geschnitten und viermal verbrannt, und Dinge gesehen und gehört – du liebster Himmel, nur allein das küssenswürdige darunter würde einen Brief füllen. Eigentlich ist die Menge an Materie bloß allein Ursache, warum ich so wenig schreibe, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, und das zusammenpfennigen, wie man sagt, verstehe ich so

31 Bw I, Nr. 269, S. 494.

wenig im schreiben als in der Haushaltung. Heute einen Pfennig und Morgen wieder einen, heute ein Zeilchen und Morgen wieder eins, das ist mir grade so, als Heute ein Mäulchen und morgen wieder eins, ich dencke, so viel als möglich an einem Tage, oder gar nichts.«³²

Als bezeichnend für die Ansprüche moderner Wirklichkeit erscheint hier die veränderte Schreibhaltung Lichtenbergs, deren ›Alles-oder-nichts‹-Mentalität im Kontrast zu seiner Devise steht, die er ein bis zwei Jahre später in seinem »Sudelbuch F« notiert und die das Bild vom distanzierten, vernünftigen Beobachter erweckt, der seine Betrachtungen sorgfältig sammelt, um sie zu überdenken: »*Nichts aufgeschoben; alle Tage wenig; Pfennige gespart in allen Stücken, nicht zu viel auf einmal, und lieber oft ein wenig ist meinem Charakter am zuträglichsten, und wenn ich es nicht so ausrichte, so richte ich nichts aus.*«³³ Als angemessenste Form der Verwirklichung des jeweiligen Ausdrucksbedürfnisses erscheinen jedoch in beiden Fällen die »Sudelbücher«: Als ›Sparbüchse‹ für Gedanken und Beobachtungen stehen sie sowohl zur täglichen Eintragung einiger weniger Ideen zur Verfügung und bilden darüber hinaus auch den Ort, an dem die Masse an Beobachtungen in ungeordneter und spontaner Weise aufgezeichnet werden kann. Vor allem in ihrer letzteren Funktion erscheinen sie als Ausdrucksmedium moderner Reizüberflutung, gewähren sie doch dem Schreibenden die Freiheiten der sprachlichen Präsentation, die der nach rhetorischen Mustern verfaßte Text mit seiner dem Prinzip der Rahmenschau verwandten Form nicht bietet und daher mit den Ansprüchen der modernen Wahrnehmung kollidiert.

Die Betrachtung der Sinnlichkeit Lichtenbergs im Rahmen der theoretischen Beschäftigung und der sprachlichen Umsetzung hat vor allem die These bestätigt, daß Lichtenberg sich einer eindeutigen Zuordnung zu den Epochen entzieht. Sein Werk markiert vielmehr den Übergang von traditionellen Wahrnehmungsmustern und ihrer sprachlichen Umsetzung zur modernen Wahrnehmungs- und Sprachauffassung. Auf dem Boden rationalistischer Wahrnehmungs- und Sprachauffassung, wie sie sich in der analytischen Zerlegung der Sinnlichkeit und dem utilitaristisch-funktionalisierten Fortschrittsdenken zeigt, unter pietistischer Prägung, wie sie in der Selbstbeobachtung hervortritt, entwickelt sich in Lichtenbergs Werk ausgehend von der skeptischen Beobachtung konventioneller, allgemein anerkannter Auffassungen die für ihn charakteristische Offenheit für innovative und individuelle Wahrnehmungs- und Ausdrucksweisen, die er den traditionellen Anschauungsformen entgegenhält. Während seine physikalische Tätigkeit noch auf anerkannten Erkenntnisweisen basiert, orientiert sich sein Bedürfnis nach Harmonisierung von Sprache und Wahrnehmung auf der Grundlage eigener sinnlicher Anschauung an den ›Alten‹ und somit an klassischen Werten.

32 Bw I, Nr. 271, S. 499.

33 F327.

Seine Einschätzung des Traums als Weg zur Selbsterkenntnis und die in moderner Weise zersplitterte formale Physiognomie seines Werks, in der sich die Auflösung traditioneller Gattungen zeigt, weist darüber hinaus bereits auf die romantische Ästhetik hin.

III

›Ad (In-)Finitum‹

Rezeption, Resümee, Fazit, Ausblick

1. »O was wird die Nachwelt sagen«: (un-)absichtliche Wirkungen der Schriften Lichtenbergs

Zur Schwierigkeit rezeptionsästhetischer Betrachtungen

Im Zentrum dieses Abschnitts stehen weniger die historischen Fakten der Rezeptionsgeschichte des Lichtenbergischen Werks. Zu den Spuren, die die Rezeption der Gedanken Lichtenbergs in den Werken der Schriftsteller und Philosophen des 19. und 20. Jahrhunderts hinterlassen hat, liegt vielmehr bereits der umfassende rezeptionsgeschichtliche Abriß von Dieter Lamping vor, der viele Anregungen zu Einzeluntersuchungen bietet. Darüber hinaus befassen sich diverse Studien eingehender mit einzelnen Epochen und Rezipienten:¹ So erörtert etwa Günter Oesterle Lichtenbergs Rolle für die Romantiker, während Martin Stingelin in seiner Dissertation den Folgen der Lichtenberg-Rezeption im Werk Friedrich Nietzsches nachspürt.

Angesichts des Umstands, daß die Rezeptionsgeschichte des Lichtenbergischen Werks, vor allem für das 19. Jahrhundert, bereits relativ gut erschlossen ist,² und in Anbetracht der Einsicht, daß hier allenfalls ein so kursorischer wie unzulänglicher Überblick über die Rezeptionsgeschichte der sprach- und erkenntnistheoretischen Gedanken Lichtenbergs sowie ihrer praktischen Umsetzung in seinen Schriften geleistet werden könnte, bildet es *nicht* das Ziel dieses Abschnitts, etwa die von Lamping dargelegten Erkenntnisse unter anderen Akzentsetzungen in der gerafften Form eines Überblicks fortzuführen. Vielmehr zeigt etwa Stingelins Dissertation über Nietzsches Lichtenberg-Rezeption, daß sich die gründliche Untersuchung der Frage, in welcher Weise Lichtenbergs Umgang mit Sprache und Erkenntnis sowohl die erkenntnis- und sprachtheoretischen Gedanken als auch die sprachlich-stilistische Ausdrucksweise seiner literarischen und philosophischen »Nachwelt« beeinflußt hat, nicht nur aufgrund ihres diffizilen, sondern auch ihres raumfordernden Charakters Thema einer, wenn nicht mehrerer eigenständiger und umfassender Abhandlungen ist.³

1 Vgl. etwa Joost 1999, Kruszynski 1999, Zimmermann 1999.

2 Zur Lichtenberg-Rezeption im 20. Jahrhundert vgl. Wolfgang Promies' Aufsatz über »Lichtenbergs Ergehen im Dritten Reich« (Promies 1983), auch seinen Artikel »Überleben mit Lichtenberg. Zum 200. Todestag« (Promies 1999). Zur Rezeption Lichtenbergs in Frankreich vgl. Le Blanc 1999, in Italien vgl. Ruozzi 1996.

3 Vgl. Stingelin 1996.

Die Schwierigkeit, rezeptionsästhetische Relationen in kursorischer Weise umfassend und zugleich ihrer Komplexität entsprechend differenziert zu erfassen, führt jedoch nicht zur Kapitulation vor der Frage nach der Wirkungsweise Lichtenbergs. Vielmehr legt sie, von der Akzentuierung besonderer Einzelaspekte abgesehen, im Rahmen dieser Betrachtung einen Wechsel der Perspektive nahe, indem nicht mehr konkrete Details der Rezeption wie zum Beispiel bestimmte sprachlich-stilistische Besonderheiten betrachtet und mit denjenigen Lichtenbergs verglichen werden, sondern die Art und Weise, *wie* Lichtenbergs Werk rezipiert und charakterisiert wird, als Folge seiner sprach- und erkenntnistheoretischen Gedanken wie der sprachlich-stilistischen Physiognomie seines Werks in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken.

Den folgenden Ausführungen liegt daher eine dreistufige Vorgehensweise zugrunde, die sich durch folgende Fragestellungen nachvollziehen läßt: Welche Werkteile sind vor allem rezipiert worden? Auf welche Weise ist rezipiert worden? Wie ist das Rezipierte umgesetzt worden? Ziel der Betrachtungen ist die Erhellung der Hauptfragestellung danach, wie die Rezeptionsweisen mit Lichtenbergs sprachlich-stilistischem Ausdruck und dessen charakteristischen Attributen wie etwa Sinnlichkeit und Individualität in Verbindung stehen.

Die Schwierigkeit, rezeptionsästhetische Beziehungen adäquat darzustellen, wirft zunächst die Frage nach ihren Gründen auf, die im Zusammenhang mit Lichtenbergs Werk bereits mehrfach thematisiert worden sind.⁴ Einen Hauptgrund bildet hierbei der hohe Grad an Komplexität und die Verwobenheit, die die Relation zwischen Rezipierenden und Rezipiertem oder zwischen Leser, Text(en) und Verfasser prägen. Lichtenberg selbst hat bekanntlich zwischen ›aktivem‹ und ›passivem‹ Lesen unterschieden. Während das passive Lesen jedoch lediglich als Gedächtnisleistung gilt, vergleichbar mit dem bloßen Ansammeln von Fakten, Daten und Wissen, und der ästhetische Charakter des Textes eine untergeordnete Rolle spielt, hinterläßt hingegen das ›aktive‹ Lesen im Denken des Rezipienten sowie auch in dessen potentieller Umsetzung seiner durch den rezipierten Text initiierten Gedanken in die sprachliche Form eines eigenen Textes Spuren, die vor allem auf der ästhetischen Wirkung der Lektüre beruhen. Diese nach oder sogar aufgrund der Textrezeption produzierten eigenen Texte bilden die materielle Basis rezeptionsanalytischer Betrachtungen.

Wie aufwendig etwa der Nachweis zu führen wäre, daß eine sprachliche Wendung, ein Gedanke auf die Rezeption eines bestimmten Werks zurückzuführen ist, wie fließend die Grenzen zwischen Rezeption und Produktion literarischer Texte sind, zeigt etwa die Bemerkung, die Eduard Mörike am 17. Mai 1832 gegenüber seinem Freund Friedrich Theodor Vischer äußert: »Wenn die Bemerkungen über den Traum Reminiszenzen an Lichtenberg zu enthalten scheinen, so bin ich hierin ganz unschuldig, da ich in Lichtenberg

4 Vgl. Lamping 1992, S. 19f. sowie Oesterle 1988, S. 162.

gar nichts über diesen Gegenstand gelesen zu haben mich erinnere.«⁵ Mörike selbst registriert in seinen eigenen Texten Anklänge an Lichtenberg, weist aber explizit darauf hin, daß ihm keinerlei rezeptionsbedingte Gründe hierfür *bewußt* sind. Derartige offensichtlich *unwillkürliche* Anklänge an Lichtenbergs Schriften zeigen, daß die Lektüre den eigenen Sprachgebrauch entscheidend zu prägen vermag, so daß die gelesenen Wendungen in ähnlichem Kontext, aber in anderer Weise verwendet werden. Dieses Phänomen reflektiert Mörike in einem Brief, den er am 26. Februar 1827 an Vischer schreibt:

»In meinem Kalender von 1827 steht der Plan zu einem Lustspiel nur mit kurzen Fingerzeigen, der eigentliche Verstand der Sache, auch der poetische Ton ist mir teils im Innern noch gegenwärtig, teils neckt und lockt er mich aus jenem Aperçu wie Wetterleuchten näher und ferner an. Wenn ich den Schalk einmal recht fassen könnte, hätte ich wohl Lust, so was zu machen, leider aber bin ich in dergleichen weiter greifenden Versen einer von den ärgsten Prokrastinateuren (*zufälligerweis* hab ich mit dem letztern Wort einen Begriff angegeben, den Lichtenberg, wie ich glaube mit demselben Wort, zum Gegenstand eines Lustspiels empfahl).«⁶

In Mörikes unwillkürlichem Gebrauch eines Begriffs, den auch Lichtenberg in ähnlichem Kontext verwendet hat, spiegelt sich insofern die verinnerlichende Lichtenberg-Lektüre Mörikes wider, als der Begriff hier nicht bewußt als Zitat, sondern vielmehr »zufälligerweis«, also zunächst unbewußt, gebraucht wird. Denn daß der Begriff auch bei Lichtenberg vorkommt, erkennt Mörike erst im Nachhinein. An diesem Beispiel wird deutlich, daß der rezipierte Text den sprachlichen Ausdruck des Rezipienten prägt – und zwar derart subtil, daß der Rezipient bei der Produktion eigener Texte die Anklänge – wenn überhaupt – erst im Rückblick bemerkt. Diese Weise der Textrezeption, bei der das Gelesene verinnerlicht, in das eigene Gedanken-System eingefügt und nicht ausschließlich an das Gedächtniswissen angehängt wird, entspricht Lichtenbergs Rezeptionsideal:

»Es ist ein sehr wesentlicher Umstand, (wenn es nur verstanden wird) sich alles, was man weiß, so eigen zu machen, daß es ganz zu eines seinem Wesen zugehören zu scheint. Das historische Wissen ist grade das Gegenteil davon, das taugt beim Denken nichts und fällt einem nicht bei, wenn mans braucht, ob es gleich gut ist vieles historisch zu wissen. Also alles recht an eine Ganzes angeschlossen sei es auch zweifelhafte Hypothese, es ist immer besser als Kollektaneen von *factis* dem Gedächtnis anvertraut. In dem, was ich hier sage ist mehr als ich auszudrücken im Stande bin. Ich werde mich aber hoffentlich immer wieder verstehen, wenn ich dieses lese. (Gambol 26 [¹⁰⁰] Dez. 1791.)«⁷.

5 Vischer (Hg.) 1926, S. 70.

6 Vischer (Hg.) 1926, S. 55. Vgl. »Der Procrastinateur: der Aufschieber, ein Thema zu einem Lustspiel, das wäre etwas für mich zu bearbeiten. Aufschieben war mein größter Fehler von jeher!« (K_{II}26).

7 J_{II}1738. Diese Einsicht beruht auf der Erfahrung, die Lichtenberg drei Jahre früher bei sich selbst im Hinblick auf sein eigenes Rezeptionsverhalten diagnostiziert: »Das Sammeln und beständige Lesen ohne Übung der Kräfte hat das Unangenehme, welches ich seit einigen Jahren (1788 geschrieben) bei mir bemerke, daß

Daß von den aus der eigenen Anschauung und dem Selbstdenken generierten Begriffen nicht nur das Textverständnis abhängt, sondern darüber hinaus auch die angemessene Verwendung der Sprachzeichen und damit die Qualität der produzierten Texte beeinflußt wird, thematisiert Lichtenberg in seinem »Vorschlag zu einem Orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romanen-Dichter und Schauspieler«, in der er die entsinnlichte, abgestumpfte Form der Textrezeption, die im unreflektierten Übernehmen von Sprachzeichen ohne Kenntnis der zugehörigen Begriffe besteht, kritisiert. Diese unreflektierte Wiederverwendung von Zeichen, ohne die Grundlage der eigenen Erfahrung, führt zu einer Distanzierung, wenn nicht gar zur Ablösung der Zeichen von den Begriffen, für die sie stehen und damit zu einer Unterminierung des Sprachzeichen-Systems. Lichtenberg bezeichnet jene Methode der Produktion von Texten aus der Rezeption anderer Texte als »eine gewisse Gradus ad Parnassum-Methode [...], eine schlaue den Ohren der Zeit angepaßte Logodädalie und Versetzungs-Kunst des tausendmal Gesagten«⁸, die auf vordergründige Effekte ausgerichtet ist und endlich zu einem Abfall der literarischen und ästhetischen Qualität der Texte führt. Diese Weise der Textproduktion, die einem bloßen Jonglieren mit Zeichen gleicht, sieht Lichtenberg nämlich als den Grund dafür an, »daß die Seichtigkeit der Schauspiel- sowohl als der Romanen-Dichter unter uns, zu einer Größe gediehen ist, bei der sie sich mit dem Kredit, den sie findet, nur bei einem Publikum erhalten kann, das sich jetzt über gewisse Prachtphrases, Mode-Bilder und Mode-Empfindungen verglichen, und dahin vereint zu haben scheint, den Wert oder Unwert einer Schrift bloß nach dem Grade der Näherung an jenes Konventions-System zu bestimmen.«⁹ Als letztendliche Folge der Praxis, »Romane aus Romanen, Schauspiele aus Schauspielen und Gedichte aus Gedichten [zu schreiben, U.F.], ohne im Stand zu sein oder auch nur den Willen zu haben, die Zeichnung endlich einmal wieder mit der Natur zusammen zu halten«¹⁰, konstatiert Lichtenberg schließlich den Rückgang an Innovativität der literarischen Produkte und damit an der Fähigkeit, zum (geistigen) Fortschritt der Menschheit beizutragen sowie den Verlust der Möglichkeit, »eigne Empfindungen mit dem verständlichsten individualisierenden Ausdruck zu Buch zu bringen und dadurch auch noch Männer zu unterhalten, die jenes System nicht kennen und mehr als transzendente Setzer-Künste von einem Schriftsteller verlangen«¹¹.

sich alles an das Gedächtnis und nicht an ein System hängt. Daher fallen mir beim Disputieren oft die besten Argumente nicht so leicht bei, wie wenn ich allein bin, oder eigentlich, ich muß mir wirklich erfinden was ich schon wußte, aber gemeinlich erst in dem Augenblicke erfahre ich, daß ich es wußte, wenn es mir nichts nützt, es gewußt zu *haben*.« (H_{II}168, vgl. GH_{II}163). Vgl. zu dieser Thematik vor allem Goldmann 1994, bes. S. 86ff.

8 SB III, S. 377f.

9 SB III, S. 377.

10 SB III, S. 378.

11 SB III, S. 377.

Ohne die eigene Anschauung und Selbsterkenntnis als das von Lichtenberg hier proklamierte Fundament der Produktion literarischer Texte, verliert der sprachliche Ausdruck also an Verständlichkeit, Innovativität, Individualität sowie schließlich an Authentizität – und damit jenen Attributen, von denen laut Lichtenberg dauerhafte Wirkungskraft und Gültigkeit des Geschriebenen abhängen: »Denn, ich wiederhole es noch einmal, ohne sich und andere zu beobachten und zu kennen, und das Erkannte so bestimmt sagen zu lernen, daß man die Wahrheit, Neuheit und Individualität der Bemerkung auch durch das abgeschliffenste Wort erkennt, dürfen sie keinen Anspruch auf wahren Ruhm in diesem Fache machen.«¹²

Diese Tendenz steht Lichtenbergs zentralem sprachästhetischen Ziel, Empfindungen und Beobachtungen individuell und innovativ auszudrücken, diametral entgegen, denn:

»Vielleicht hat Horaz mit seinem berühmten *difficile est proprie communia dicere* nichts anders gemeint als eben dieses; dem abstrakten Charakter einer gewissen Gattung, der sich zum Teil schon mit dem Wort erlernt, alle die Bestimmtheit, Individualität und Wärme vermittelt gewisser Zusätze durch plus und minus zu geben, die sich nicht anders als durch genaue Beobachtung und nähere Kenntnis der Welt finden lassen.«¹³

Entsprechend dieser Auffassung sieht Lichtenberg als Ziel seines »Orbis pictus« an, die Aufmerksamkeit des Schreibenden zu sensibilisieren, indem der Schriftsteller und Dramendichter lerne, »das, was täglich durch Augen und Ohren in ihn strömt mehr [zu, U.F.] apperzipieren, und [...] wohl endlich in sich selbst«¹⁴ erwache.¹⁵ Auf dieser Sensibilisierung beruht schließlich das rezeptionsbezogene Mittel, das Lichtenberg fordert, um der stetig fortschreitenden »Verflachung« literarischer Texte entgegenzuwirken, nämlich jene reflektierende Lektüre, die in der Verinnerlichung und wesenhaften Aneignung des Gelesenen besteht und darin dem eigentlichen »Verstehen« von Texten entspricht. Jenes *eigentliche* Verständnis von Texten ist dann geprägt durch die richtige Zuordnung von Sprachzeichen und Begriffen und kann insofern als eine Art »Übersetzung« des rezipierten Textes entsprechend der zugrundeliegenden Erfahrungen mittels des »Sinn-lichen« Verständnisvermögens des Rezipienten aufgefaßt werden.

Dieser Art der Rezeption haftet schließlich nicht nur ein intertextuelles Moment an, vielmehr wendet sich der Rezipient durch die »Übersetzung«, durch das *Verstehen* der Zeichen über den Text hinaus auch dessen Verfasser

12 SB III, S. 384.

13 SB III, S. 383.

14 SB III, S. 382.

15 Die Selbsterkenntnis bildet insofern eine der grundlegenden Prämissen der wahren Menschenkenntnis, als sie falsch aufgefaßten Meinungen anderer vorbeugt: »Die meisten Menschen sind bessere Beobachter, als sie glauben und kennen den Menschen besser, als sie wissen, es sind nur die falsch verstandenen Vorschriften anderer die sie irre führen.« (SB III, S. 382.).

zu. Die Textrezeption avanciert zu einem intersubjektiven Dialog, der über die fixierten Sprachzeichen stattfindet. Rezeption wird somit zu einer subjekt- und textgebundenen Kommunikation, die sich über ausschließliche Intertextualität erhebt: »Die Sprengung bloßer Intertextualität, des literaten Zwiegesprächs von Texten durch die Rückübersetzung des Geschriebenen in lebensweltliche Situationen, fordert eine doppelte Aufmerksamkeit. Der Rezipient wendet sich nicht nur dem Text, sondern auch dem Autor und dessen »ursprüngliche[r] Individualität« [...] zu«¹⁶. Daß die »doppelte Aufmerksamkeit«, die Oesterle hier konstatiert, bei der Rezeption der Schriften Lichtenbergs besonders gefordert ist, zeigt sich in den Bemerkungen seiner Rezipienten, in denen immer wieder die Charakteristikum seines Werks betont wird. Im Zusammenhang mit der Auffassung, daß ein sprachlicher Text zugleich eine gewisse Selbstentfremdung ausdrückt, legt diese besondere Betonung der Individualität als wirkungsästhetisches Charakteristikum der Schriften Lichtenbergs den Schluß nahe, daß Lichtenberg eines seiner zentralen sprachästhetischen Ziele, nämlich die Individualisierung der Sprache und deren entsprechende ästhetische Wirkung, erreicht hat.

Wirkungsästhetische Aspekte der Schriften Lichtenbergs

Den *Eindruck von der unmittelbaren Präsenz Lichtenbergs* in seinen Schriften, insbesondere seinen »Sudelbüchern«, verbunden mit deren individueller und origineller Wirkung schildert beispielsweise Schlichtegroll 1805 in seinem »Nekrolog auf das Jahr 1799«. Zugleich prophezeit er Lichtenberg ein lebendiges Fortwirken durch die »Sudelbücher«: »Indeß dadurch, daß seine Tagebücher, wie er sie für sich hinwarf, unser Eigenthum geworden sind, lebt dieser seltn Mann unter uns fort, und wird leben in einem Sinn, wie man das selten von jemand sagen kann; *er steht mit seiner ganzen Individualität vor uns*«¹⁷. Neben Originalität und »Eigentümlichkeit« hebt Schlichtegroll vor allem die sinnliche Erfahrung als Grundlage der Schriften Lichtenbergs hervor: »Lichtenberg war ein ausgezeichneter, ein origineller Kopf, ein Denker [...]. Was er las und hörte, was er sah, was er fühlte, wurde sogleich der Gegenstand einer eigenthümlichen Betrachtung [...].«¹⁸ Daß Siegfried Unseld fast zwei Jahrhunderte nach Schlichtegroll mit der Unmittelbarkeit und Präsenz des Verfassers in seinen Schriften ähnliche Eindrücke schildert sowie darüber hinaus Esprit und sinnliche Ausdruckskraft als prominente Merkmale Lichtenbergs hervorhebt, weist nicht nur darauf hin, daß Lichtenbergs Schriften, allen voran seine »Sudelbücher«, nichts von ihrer ursprünglichen Wirkungskraft verloren haben – vielmehr scheint sie sich noch gesteigert zu haben:

16 Oesterle 1988, S. 162.

17 Schlichtegroll 1805, S. 196. Hervorhebung von mir, U.F.

18 Schlichtegroll 1805, S. 188.

»Seit ich seine Aphorismen kenne, bewundere ich Lichtenbergs geistige Lebendigkeit, seine Freude am sinnlich Konkreten, seine Fähigkeit, das Gesehene und Gehörte Sprachgestalt werden zu lassen (»Ein Amen-Gesicht«), und immer hatte ich als Leser ein eigenartiges Gefühl – nämlich, daß der Verfasser unmittelbar persönlich anwesend und in seiner Einsicht präsent ist.«¹⁹

Originalität, Esprit und Geistreichtum, eine gewisse »Eigentümlichkeit« der Betrachtungsweise, Sinnlichkeit und Konkretheit einer sprachlichen Ausdruckskraft, die dem Geschilderten authentische Wirkungskraft verleiht, sowie das Vermögen, Gedanken, Empfindungen und Wahrnehmungen so individuell wie effektiv sprachlich auszudrücken, sind also Attribute, die Lichtenberg seit zweihundert Jahren zugeordnet werden. Aus derartigen Eindrücken, die vor allem auf der Rezeption der »Sudelbücher« beruhen, resultiert Lichtenbergs Ruf als individuell-origineller, geistreich-witziger und unkonventionell-innovativer Schriftsteller.

Während Lichtenbergs Tätigkeit als Physiker weitestgehend unberücksichtigt bleibt, stehen nach seinem Tod vor allem seine satirischen Schriften und seine Hogarth-Erklärungen sowie, nach ihrer auszugsweisen Publikation im Rahmen der »Vermischten Schriften«, die privaten Aufzeichnungen Lichtenbergs in seinen »Sudelbüchern« im Mittelpunkt eines Interesses, dessen Schwerpunkt sich immer mehr auf die »Sudelbücher« verlagert.²⁰ Dieser Rezeptionsschwerpunkt hat sich im Verlauf von zweihundert Jahren gefestigt: Heute kennt die Öffentlichkeit in der Regel die sogenannten »Aphorismen« Lichtenbergs, die, als Fundus für Kalendersprüche, Zitatensammlungen und Mottos gebraucht, allorten begegnen,²¹ während selbst die Hogarth-Erklä-

19 Funkenflug 1992, S. 122.

20 »Als er starb, kannte man noch nur den satirischen Händelschlichter, den Kalendermacher, den Dolmetscher Hogarths« (Promies 1994, S. 153.), so beschreibt Promies das Lichtenberg-Bild um 1800, das bis ins 20. Jahrhundert anhält. Dieser Schilderung entspricht interessanterweise noch die Darstellung Lichtenbergs in der dreizehnten Auflage des »Brockhaus« Conversations=Lexikons« von 1885, in der bemerkenswerterweise kein Wort über die »Sudelbücher« oder »Aphorismen« des »gelehrten Physikers und satirischen Schriftstellers« fällt, sondern lediglich Lichtenbergs physikalische Erkenntnisse, seine satirischen Schriften, seine Herausgeber-Tätigkeit und die Hogarth-Erklärungen erwähnt werden – und das, obwohl die »Vermischten Schriften« inklusive der beiden Bände mit den »Bemerkungen« längst erschienen und dem Artikel-Verfasser auch bekannt gewesen sind, da er sie unter seinen bibliographischen Hinweisen verzeichnet. Vgl. Brockhaus 1885, Bd. 11, S. 58. Betont wird neben Lichtenbergs Nähe zu England einerseits sein exzeptionelles physikalisches Versuchsinventarium und seine Erforschung elektrischer Phänomene sowie andererseits seine literarische Kampfeslust: »Seine scharfen satirischen Angriffe gegen die verschiedensten Zeitrichtungen zogen ihm vielfache litterarische Kämpfe zu« (Brockhaus 1885, Bd. 11, S. 58.). Belegt mit dem Attribut »trefflich« heben sich die Kalender-Aufsätze Lichtenbergs von seinen anderen Schriften ab, so etwa von den Hogarth-Erklärungen, die lediglich kommentarlos erwähnt werden. Vgl. Brockhaus 1885, Bd. 11, S. 58.

21 Darauf, daß die »Zitier-Orte« nicht immer angenehme sind, verweist Wolfgang Pro-

rungen, obwohl im Taschenbuch-Format erhältlich, neben Lichtenberg-Kennern fast nur Kunsthistorikern bekannt sind, von den satirischen Schriften und naturwissenschaftlichen Abhandlungen ganz zu schweigen.²²

Zur Erhellung der Frage, wie Lichtenbergs Schriften rezipiert worden sind, welche Schwerpunkte gesetzt werden, und welches Bild diese Darstellungen aufgrund der Texte von Lichtenberg zeichnen, werden im folgenden einige Lexikon-Artikel aus Allgemeinenzyklopädien unterschiedlicher Erscheinungszeiträume zwischen 1836 und 1998 herangezogen. In ihnen erscheint das Lichtenberg-Bild der jeweiligen Zeitabschnitte aufgrund der Kürze und Konzentration der Information scharf umrissen: Den jeweiligen Stand der Lichtenberg-Forschung widerspiegelnd zeigen die Artikel, welche Prioritäten gesetzt werden – an ihnen läßt sich insofern der Verlauf der Lichtenberg-Rezeption in der gebotenen Kürze skizzieren.

Bei Betrachtung der unterschiedlichen Lexikon-Artikel fällt zunächst auf, daß Lichtenberg übereinstimmend als »Physiker und Schriftsteller«²³ charakterisiert wird. Gelegentlich sind diese Bezeichnungen mit Attributen versehen: So etwa erscheint Lichtenberg im »Conversations=Lexicon« von 1836 als »berühmter Physiker und einer der geistreichsten deutschen Schriftsteller«²⁴, im Brockhaus von 1885 als »gelehrter Physiker und satirischer Schriftsteller«²⁵ sowie bei Ersch und Gruber als »bedeutender Physiker und einer der hervorragendsten Humoristen«²⁶. Bemerkenswert ist hierbei nicht nur der Umstand, daß schon in dieser kürzesten Form der Charakterisierung die ambivalente Befähigung Lichtenbergs betont wird. Vielmehr fällt zugleich bereits die unterschiedliche Gewichtung der beiden »Qualifikationen« auf: Während die wertenden Attribute in Verbindung mit Lichtenbergs physikalischer Tätigkeit vorwiegend im Positiv erscheinen, werden dem Schriftsteller Lichtenberg

mies' Bericht über einen »Anschlagzettel – angeblich im Sinne Lichtenbergs«. Vgl. Horen 193 (1999), S. 200f.

- 22 So konstatiert auch Friedrich Sengle in der Vorrede zu seiner »Aphorismen«-Auswahl: »diese geheimgehaltenen Sudelbücher sind vor allem andern das, was wir heute Lichtenberg nennen. Sie sind, weit mehr als seine naturwissenschaftlichen Bemühungen oder seine vorsichtigen publizistischen Äußerungen, die Grundlage eines stetig wachsenden Ruhms.« (Sengle 1991, S. 3.). Darauf, daß es inzwischen auch in dieser Hinsicht Anzeichen für einen Wandlungsprozeß gibt, weist allerdings Promies hin: »Über Generationen war den Geschichten der Physik Lichtenberg [...] nur ein paar Zeilen wert, *Lichtenbergische Figuren* betreffend. Doch auch hier hat ein Umdenken eingesetzt – und ich denke dabei vor allem an den ehemaligen Leiter des Max-Planck-Instituts für Kernphysik, Professor Dr. Peter Brix, der heute öffentlich fragt: *Was können junge Physiker von Lichtenberg lernen?*« (Horen 193 (1999), S. 6.).

- 23 Brockhaus 1932, Bd. 11, S. 391; Brockhaus 1955, Bd. 7, S. 227; Meyer 1975, Bd. 15, S. 68; Brockhaus 1990, Bd. 13, S. 365; Brockhaus 1998, Bd. 13, S. 386.

- 24 Conversations=Lexicon 1836, Bd. 6, S. 549.

- 25 Brockhaus 1885, Bd. 11, S. 58.

- 26 Ersch/Gruber 1889, Sect. 2, Tl. 43, S. 348.

häufig superlativische Attribute zugeordnet. Diese Übergewichtung der schriftstellerischen Arbeit zeigt sich zudem in ihrer teilweise genaueren Differenzierung mit Bezeichnungen wie Satiriker, Humorist und Philosoph,²⁷ während die Charakterisierung des Physikers zunächst im allgemeinen verbleibt und erst im weiteren Verlauf des Artikel vergleichsweise kurz abgehandelt wird.²⁸ Offensichtlich wird diese Dominanz des Schriftstellerischen bei Lichtenberg schließlich, wenn es in der Reihenfolge der Bezeichnungen an erster Stelle erscheint – so etwa, wenn Lichtenberg als »Schriftsteller und Physiker«²⁹, »Satiriker und Physiker«³⁰ oder gar als »ausgezeichneter deutscher Satiriker und bedeutender Physiker«³¹ vorgestellt wird.

Dieser erste Eindruck von der Dominanz des Schriftstellers Lichtenberg über den Physiker Lichtenberg, wie er sich in derartigen »Kürzestvorstellungen« ankündigt, bestätigt sich im Verlauf der Artikel – und zwar nicht nur durch den Umstand, daß Lichtenbergs schriftstellerisch-publizistischen Aktivitäten weit mehr Raum zugestanden wird als seinem physikalischen Hauptberuf. Vielmehr finden sich explizite Wertungen in fast allen Artikeln, in denen die Bedeutung der literarischen Tätigkeit mit derjenigen der physikalischen Arbeit kontrastiert wird. So heißt es etwa im *Conversations=Lexicon* von 1836: »Als Physiker hat er sich vorzüglich durch die Entdeckung der nach ihm benannten elektrischen Figuren [...] einen Namen erworben, noch mehr aber als Humorist in seinen Epigrammen und satyrischen Werken [...].« In ähnlicher Weise informiert auch die *Allgemeine Deutsche Biographie* von 1883 ihre Leser: »Aber obwohl er das Gebiet der Physik völlig beherrschte, hat er es doch zu keiner bedeutenden Bereicherung desselben gebracht. Dagegen ist er als schönwissenschaftlicher Schriftsteller von großer Bedeutung.«³² Ersch und Gruber spitzen dieses Urteil in vergleichsweise radikaler Weise zu: »Seine physikalischen Kenntnisse wurden in Deutschland und England ungemessen geschätzt, ja wol überschätzt. Die nach ihm genannten *Lichtenberg'schen Figuren* erhalten seinen Namen in der Physik lebendig. Eine eigentliche Förderung hat ihm seine Wissenschaft aber nicht zu verdanken; er war ein tüchtiger Gelehrter und Universitätslehrer, der das Wissen seiner Zeit auf seinen Gebieten völlig beherrschte. [...] Nicht der Gelehrte, sondern der humoristische Schriftsteller wurde vermißt, als Lichtenberg [...] starb.«³³ Dieser Bewertung schließen sich auch die Lexika im 20. Jahrhundert an: »Auf physikal. Gebiet wurde er bekannt durch die [...] Lichtenbergschen Figuren

27 Vgl. »Physiker, Satiriker und Philosoph« (Meyer 1939, Bd. 7, Sp. 516.).

28 Nach Meyers Enzyklopädischem Lexikon beispielsweise ist Lichtenberg »einer der führenden Experimentalphysiker seiner Zeit« (Meyer 1975, Bd. 15, S. 68).

29 Meyer 1927, Bd. 7, S. 951; Herder 1933, Bd. 7, S. 985.

30 Meyer 1905ff., Bd. 12, S. 516.

31 Meyer 1877, Bd. 10, S. 807.

32 ADB 1883, Bd. 18, S. 537.

33 Ersch/Gruber 1889, Sect. 2, Tl. 43, S. 348.

und durch seine ausgezeichneten Vorlesungen über Experimentalphysik. Größere Bedeutung erwarb sich L. durch seine schriftstellerische Tätigkeit.«³⁴

In neuerer Zeit erscheint diese teilweise krasse Ungleichgewichtung der beiden Tätigkeitsfelder Lichtenbergs im Hinblick auf ihre Nachwirkungen zumindest zeitweise abgemildert. Während der Brockhaus-Artikel von 1955 Lichtenbergs »Ruhm bei der Nachwelt«³⁵ ausschließlich seinen literarischen Leistungen zuschreibt, wird diese Ausschließlichkeit in der nachfolgenden Auflage durch die Einfügung des Partikels »hauptsächlich« geringfügig modifiziert.³⁶ In der gegenwärtig neuesten Auflage von 1998 sind es allerdings wiederum ausschließlich die »Aphorismen«, »die L.s Nachruhm begründeten.«³⁷

Während also spätestens seit Lichtenbergs Tod seine schriftstellerischen und literarischen Aktivitäten als eigentliche Grundlage seines postumen »Nachlebens« gelten, wird als wissenschaftliches Verdienst durchweg vor allem seine Entdeckung der »Lichtenbergischen Figuren«, häufig in einem gesonderten Artikel ausführlich thematisiert, sowie die außergewöhnliche Qualität und nachhaltige Wirkungskraft seiner experimentalphysikalischen Vorlesungen akzentuiert: »In seiner speziellen Wissenschaft zeichnete sich L. aus durch seine von ausgezeichneten Apparaten unterstützten Vorlesungen über Experimentalphysik, welche einen bedeutenden Ruf genossen und vielfach besucht wurde. Sein Name lebt fort durch die nach ihm genannten Lichtenberg'schen Figuren.«³⁸ Vereinzelt werden seine astronomischen Forschungen angesprochen.³⁹ Eine Ausnahme bildet, ebenso wie der Hinweis auf den Umstand, daß die Bezeichnung »positive« und »negative« Elektrizität auf Lichtenberg zurückgeht,⁴⁰ die Erwähnung von Lichtenbergs Verdienst um Erxlebens Physik-Lehrbuch »Anfangsgründe der Naturlehre«, die sich einmalig im Brockhaus von 1970 findet – in der nachfolgenden Auflage ist sie interessanterweise wieder gestrichen: »Durch seine Vorreden sowie durch Zusätze und sie begleitende Anmerkungen wurde dieses Werk zu einem der verbreitetsten und geistreichsten Lehrbücher der Experimentalphysik in dt. Sprache.«⁴¹

Darin, daß sich Lichtenbergs physikalische Tätigkeit auf eine Neuentdeckung und auf die pädagogische Qualität seiner experimentalphysikalischen Lehre reduzieren läßt, besteht demzufolge ein Konsens, ebenso wie in der

34 Brockhaus 1932, Bd. 11, S. 391.

35 Brockhaus 1955, Bd. 7, S. 227.

36 Vgl. Brockhaus 1970, Bd. 11, S. 434.

37 Brockhaus 1998, Bd. 13, S. 386.

38 ADB 1883, Bd. 18, S. 537. Vgl. Brockhaus 1885, Bd. 11, S. 58; Meyer 1905 ff., Bd. 12, S. 516; Meyer 1927, Bd. 7, S. 951; Brockhaus 1932, Bd. 11, S. 391; Brockhaus 1955, Bd. 7, S. 227.

39 Vgl. Brockhaus 1990, Bd. 13, S. 366; Brockhaus 1998, Bd. 13, S. 386.

40 Vgl. Herder 1933, Bd. 7, S. 986.

41 Brockhaus 1970, Bd. 11, S. 434.

Auffassung, daß sein (Nach-)Ruhm vor allem aus seinen schriftstellerisch-literarischen Arbeiten resultiert. Differenzen sind jedoch insbesondere in Hinblick auf Bewertung und Akzentuierung seiner schriftstellerischen Produkte zu verzeichnen. Sie beruhen zwar auf dem jeweils bekannten und verfügbaren Textmaterial, können jedoch vor allem auf die unterschiedlichen, nicht nur subjektiv begründeten Ansprüche an die formale Physiognomie eines literarischen oder zumindest schriftstellerischen Werks zurückgeführt werden.

Stark hervorgehoben werden insbesondere Lichtenbergs satirische (Streit-)Schriften sowie – im Zusammenhang hiermit – seine Aufsätze und Abhandlungen im »Göttinger Taschen Calendar«. Sie dienen vor allem als Belege für Lichtenbergs aufklärerische Zielsetzung⁴² und kritische Haltung gegenüber der Sturm-und-Drang-Bewegung, des Mystizismus und Aberglaubens sowie der Physiognomik Lavaters: »Weitverbreiteten Ruf erwarben ihm aber besonders seine witzigen und satirischen Aufsätze populär-philosophischer Art, in denen er sich namentlich als schonungsloser Gegner der sentimentalen Phantastik der Sturm- und Drangperiode und alles wirklichen und vermeinten Mystizismus erwies.«⁴³

Während in der Allgemeinen Deutschen Biographie bereits den Kalender-Aufsätzen neben thematischer Vielfalt formale und stilistische Vollendetheit zugesprochen wird,⁴⁴ kursieren vor allem die »Briefe aus England« und die Hogarth-Erklärungen als die in sprachlich-stilistischer Hinsicht mustergültigen Hauptwerke Lichtenbergs. So schreiben etwa Ersch und Gruber über die 1970 im Brockhaus als »glänzend geschriebenen und treffenden Einzelbeobachtungen und Charakterisierungen reichen«⁴⁵ gelobten »Briefe aus England«: »Die »Briefe aus England« [...] sind neben den »Reisebriefen« von H. P. Sturz das Bestgeschriebene, was die deutsche Prosa damals in dieser Gattung aufzuweisen hatte.«⁴⁶ Zum eigentlichen Hauptwerk Lichtenbergs werden jedoch vor allem im 19. Jahrhundert, also *vor* dem Erscheinen von Leitzmanns Ausgabe der »Aphorismen«, die Hogarth-Erklärungen erhoben: »Das meiste Aufsehen aber erregte er durch seine geistreiche Erklärung der hogarth'schen Kupferstiche«⁴⁷, »in denen er die glänzendsten Proben seiner witzigen Beobachtungsgabe durch die Interpretation der Werke des großen englischen Humoristen gab [...]. L. gehört zu den besten deutschen Stilisten. Ungemeine Klarheit und Natürlichkeit der Darstellung zeichnen seine Schriften aus.«⁴⁸ Es fällt auf, daß

42 Vgl. »zahlreiche Aufsätze naturwissenschaftl. und populär-philosoph. Inhalts [...], die ähnlich wie Benjamin Franklins kleine Abhandlungen der Aufklärung und der Bekämpfung des Aberglaubens dienen sollten.« (Brockhaus 1955, Bd. 7, S. 227.).

43 Meyer 1905ff., Bd. 12, S. 516.

44 Vgl. »zahlreiche wissenschaftliche und populäre Aufsätze über Naturwissenschaften, Geschichte, Staatenkunde, Kritiken, Streitschriften etc. von vollendeter Form, großer Klarheit und unübertrefflichem Witz« (ADB 1883, Bd. 18, S. 537.).

45 Brockhaus 1970, Bd. 11, S. 434.

46 Ersch/Gruber 1889, Sect. 2, Tl. 43, S. 348.

47 Conversations-Lexicon 1836, Bd. 6, S. 550.

48 Meyer 1905ff., Bd. 12, S. 516. In diesem Artikel werden die sprachlich-stilisti-

die literarische Qualität der Hogarth-Erklärungen hier nicht nur pauschal gewertet wird, sondern daß durch die Begriffe »Klarheit und Natürlichkeit« als prominente Stilmerkmale präziser charakterisiert und damit der Wertung Nachdruck verliehen wird. Interessanterweise treten gerade die Hogarth-Erklärungen in der jüngsten Brockhaus-Ausgabe völlig in den Hintergrund und werden nur noch am Schluß – fast irreführend – als *kunstkritische* Arbeiten Lichtenbergs erwähnt: »Gelegentlich selbst Skizzen und Karikaturen anfertiggend, trat er auch als Kunstkritiker hervor (>G.C.L.s ausführl. Erklärung der Hogarth. Kupferstiche [...]).«⁴⁹

Während die Bedeutung der satirischen Schriften, der »Briefe aus England« und der Hogarth-Erklärungen weitestgehend in ähnlicher Höhe angesetzt wird, weichen die Beurteilungen der »Sudelbücher« Lichtenbergs erheblich voneinander ab. Zentraler Streitpunkt, der die Lichtenberg-Rezipienten in zwei »Lager« zu spalten scheint, bildet hierbei vor allem der formale Aspekt, der teilweise auf das durch Kurzformen geprägte Gesamtwerk Lichtenbergs ausgedehnt wird.

Abgesehen von der stilistischen Bewertung treten die »Sudelbücher« jedoch zunächst als Anregungen zu charakterologischen Schlußfolgerungen sowie psychologisierenden Bemerkungen auf. So zeigt sich vielerorts, daß die Lektüre der »Sudelbücher« offensichtlich Urteile und Vermutungen evoziert, die sich auf die psychologische Ergründung der Persönlichkeit Lichtenbergs beziehen, wie etwa bei Schlichtegroll:

»der Charakter des seltenen originellen Mannes geht aus seinen Notaten, aus seinen Selbstbekenntnissen und aus seinen kleinen Gelegenheitsschriften, immer veranlaßt durch irgend eine Zeiterscheinung, die ihm wichtig zu Ernst oder Scherz dünkte, – sprechender hervor, als der vertrauteste Freund ihn schildern könnte; und noch nach späten Jahren werden Geister, die dessen würdig sind, aus jenen Schriften mit unsäglichem Vergnügen einen Mann kennen und lieben lernen, den seine Zeitgenossen bey seinem Leben, und besonders jetzt gleich nach seinem Tode, unter die scharfsinnigsten, geistvollsten, achtungs- und liebenswerthesten Menschen mit dankbarer Verehrung rechnen.«⁵⁰

Abgesehen von dem superlativisch angereicherten und daher hymnisch-hyperbolischen Duktus dieses Abschnitts fällt hier die besondere Akzentuierung der Schriften als psychologisch aufschlußreiche Dokumente autobiographischen Charakters auf, die eine unmittelbare Beziehung zu ihrem Verfasser herstellen. Im »Sudelbuch L« findet sich ein Zitat, das Lichtenberg aus

schen Qualitäten deutlich akzentuiert, allerdings nur im Hinblick auf die satirischen Schriften bzw. die Hogarth-Erklärungen Lichtenbergs, während auf die bereits in der Ausgabe Leitzmanns erschienenen »Aphorismen« lediglich bibliographisch verwiesen wird. Vgl. auch: »Berühmt sind seine Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche, [...] die sich durch glänzende Schreibweise und feinen Witz auszeichnen.« (ADB 1883, Bd. 18, S. 537f.).

49 Brockhaus 1998, Bd. 13, S. 386.

50 Schlichtegroll 1805, S. 98f.

einer Kritik über Jean Paul exzerpiert hat und in dem eben jene Verlagerung des Interesses von der Thematik seiner Schriften auf die Persönlichkeit ihres Verfassers hervorgehoben wird: »Das Interesse, das er erregt, ist nicht so wohl ein Interesse an seinen Personen und deren Geschichte, als vielmehr an ihm und seinem Geiste und seiner Empfindung, wie sie sich in der Erzählung offenbaren. Statt, daß wir sonst den Verfasser über seinen Personen vergessen, ist es hier umgekehrt, wir vergessen die Personen und die ganze Geschichte über dem Verfasser.«⁵¹ Diese Dominanz des Verfassers über seine Texte bestimmt auch die Lichtenberg-Rezeption, wenn der Akzent auf den »Charakter des seltenen originellen Mannes«⁵² gelegt wird und also die Persönlichkeit Lichtenbergs in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt.

Diese Art der Rezeption Lichtenbergs, bei der der »Aphoristiker« im Mittelpunkt der Betrachtung steht und die Schriften vor allem als Auskunftsmittel für charakterologische und psychologische Fragestellungen angesehen werden, zeigt sich in vielen, vor allem in den älteren, Kurzdarstellungen Lichtenbergs, die zum Teil recht gewagte Konklusionen enthalten.⁵³ Über diese psychologisierende »Instrumentalisierung« der »Sudelbücher« hinaus erscheint die Tatsache bemerkenswert, daß Schlichtegroll den »Sudelbüchern« im Hinblick auf Lichtenbergs »nachweltlichen« Ruhm eine grundlegende Funktion prophezeit. Eine ähnliche Einschätzung findet sich auch in der Allgemeinen Deutschen Biographie, obwohl hier, wie bereits erwähnt, die Hogarth-Erklärungen als Hauptwerk erscheinen: »Von bleibendem Werthe sind ferner die Aufzeichnungen, Sentenzen oder längeren Aufsätze, welche sich unter seinem Nachlasse in den sogenannten Gedenkbüchern finden, dieselben zeichnen sich sowohl durch philosophische Tiefe als durch schlagenden Witz und Humor aus und bilden ein vollständiges Gedankensystem.«⁵⁴ Erstaunlich wirkt hier

51 Aus: L_J581. Lichtenberg zitiert aus der Gothaischen gelehrten Zeitung No. 74 von 1798, S. 659.

52 Schlichtegroll 1805, S. 98.

53 Vgl. beispielsweise die Verbindung zwischen Lichtenbergs körperlicher Konstitution, der weitestgehend sachlichen Diktion seiner Satiren und seiner charakterlichen Eigenschaften: »Im achten Jahre that der Knabe durch Schuld der Wärterin einen unglücklichen Fall, in Folge dessen er bucklig wurde. Kein Zweifel, daß seine Geistesentwicklung durch diese körperliche Verunstaltung stark bestimmt wurde, daß aber trotzdem seine Satire, wenige Fälle abgerechnet, frei von verletzender Bitterkeit blieb, zeugt von der Trefflichkeit seines Charakters.« (Ersch/Gruber 1889, Sect. 2, Tl. 43, S. 348.). Mit der Legende von dem Fall als Ursache des berühmten Lichtenbergischen Buckels haben dank der einschlägigen Studie von Horst Gravenkamp (unter dem Titel »Geschichte eines elenden Körpers. Lichtenberg als Patient.« 1989 als zweiter Band der Lichtenberg-Studien in Göttingen erschienen) inzwischen auch die Lexika aufgeräumt, denn: »Keinesfalls etwa durch die Unvorsichtigkeit einer Amme, wie oft behauptet wurde, sondern wahrscheinlich als Folge einer Rachitis im Kindesalter hatte sich bei Lichtenberg schon frühzeitig ein Buckel gebildet.« (Gravenkamp 1992, S. 387.). Vgl. etwa Brockhaus 1990, Bd. 13, S. 365 und Brockhaus 1998, Bd. 13, S. 386.

54 ADB 1883, Bd. 18, S. 533.

vor allem die Verbindung des Vollständigkeitsbegriffs mit einem Werkteil, der gerade durch seinen fragmentarischen Charakter oftmals abwertend-kritische Urteile provoziert. Während die »Sudelbücher« im Brockhaus von 1885 überhaupt nicht,⁵⁵ bei Ersch und Gruber zwar lapidar, zumindest aber nicht explizit abwertend als »Autobiographische Bruchstücke«⁵⁶ und in Meyers Konversations-Lexikon von 1906 lediglich als bibliographische Angabe erwähnt werden, erfahren sie im Verlauf des 20. Jahrhundert eine Aufwertung. So schreibt 1927 Meyers Lexikon Lichtenbergs »Ruf als Schriftsteller« den »philosophischen Aphorismen und seinen satirischen Aufsätzen«⁵⁷ zu, in neuester Zeit werden sie schließlich als »literarisch bedeutende ›Aphorismen‹«⁵⁸ und eigentliche Basis des Lichtenbergischen Nachruhms gewürdigt. Hierbei weisen die einfachen Anführungszeichen um den Aphorismen-Begriff, die sich von der ehemals üblichen unbekümmerten Verwendung der Bezeichnung distanzieren, auf die seit geraumer Zeit diskutierte Definitionsproblematik dieser Gattungsbezeichnung hin.⁵⁹ Diese hohe Einschätzung der »Sudelbücher«, durch die sie zum zentralen und bekanntesten Werk Lichtenbergs avanciert sind, hat sich allerdings hauptsächlich in den letzten dreißig bis vierzig Jahren herausgebildet, katalysiert vor allem durch die von Wolfgang Promies herausgegebene bislang vollständigste und verlässlichste Ausgabe der »Sudelbücher«, die 1968 und 1972 erschien.

Dennoch: An der Bewertung der formalen ›Physiognomie‹ des Lichtenbergischen Werks scheiden sich die (literatur-)wissenschaftlichen Geister: Texte, die für die einen auf höchstem literarischen Niveau rangieren, werten andere als unbedeutend ab. Bereits die Allgemeine Deutsche Biographie konstatiert, daß Lichtenberg zwar »der Nachwelt ein unschätzbares Material hinterlassen [hat, U.F.], wenn er auch keine einzige größere Schrift verfaßt hat.«⁶⁰ Als einen Kontrast zu Lichtenbergs schriftstellerischer Begabung sieht man diesen Mangel an größeren Textzusammenhängen in der von Ersch und Gruber herausgegebenen Allgemeinen Encyclopädie und sucht diesen Wider-

55 Vgl. Brockhaus 1885, Bd. 11, S. 58.

56 Ersch/Gruber 1889, Sect. 2, Tl. 43, S. 349.

57 Meyer 1927, Bd. 7, S. 951.

58 Brockhaus 1990, Bd. 13, S. 366 und Brockhaus 1998, Bd. 13, S. 386.

59 Die Aktualität der Diskussion des Aphorismus-Begriffs belegt die pointierte Bilanzierung des Erkenntnisfortschritts im Hinblick auf Definition des Aphorismus, die Friedemann Spicker seinem umfassenden Beitrag zum Thema voranstellt: »Das Grundproblem der Aphorismusforschung ist bis heute nicht gelöst. Es stellt sich ebenso schlicht wie fundamental so dar: Einerseits werden Texte, die nicht so heißen, selbstredend zur Gattung »Aphorismus« gerechnet, andererseits ebenso fraglos Texte, die so heißen, von ihr ausgeschlossen. Über 60 Jahre kontinuierlicher wissenschaftlicher Beschäftigung [...] haben daran nichts geändert, und auch die verstärkten Bemühungen seit Mitte der 70er Jahre haben keine Klarheit gebracht. Begriff und Gattung blieben in besonderer Weise inkongruent.« (Spicker 1997, S. 1.).

60 ADB 1883, Bd. 18, S. 537.

spruch mit den ungünstigen äußeren Umständen zu erklären: »In unbedeutenden kleinen Arbeiten vergeudete er ein Talent, das in den deutschen Verhältnissen sich nicht naturgemäß entfalten konnte.«⁶¹ Abgesehen von der gnadenlosen Abwertung der Kurzformen entsteht hier der Eindruck, daß Lichtenberg zwar eine gewisse literarische Begabung aufweist, die allerdings ob bestimmter, nicht näher beschriebener Umstände verkümmern mußte.⁶² Dieses Bild eines gescheiterten schriftstellerischen Talents, allerdings nicht auf ungünstige äußere Gegebenheiten, sondern nurmehr auf innere ›Unruhe‹ zurückgeführt, findet sich noch nach über sechzig Jahren im Großen Brockhaus. Hier erscheint die Form des ›Aphorismus‹ als eine Art ›Ausweg‹ aus dem Unvermögen, größere Texte zu verfassen, und trägt insofern dazu bei, die Not in eine Tugend zu verwandeln, als Lichtenberg nicht nur die Pionier-Rolle, sondern auch das mustergültige Beherrschen dieser Ausdrucksform zugebilligt wird: »Sein ruheloser kritischer Geist gelangte über Einzelbeobachtungen, skeptische und witzige Notizen selten hinaus. Am angemessensten war ihm der Aphorismus, dessen erster großer Meister in Deutschland er wurde.«⁶³ Trotz allem Lob schwingen hier negative Töne mit – die formale Konstitution des Werks erscheint als zersplittert, als ein Kleben am Einzelnen, ein Verbleiben im Unfertigen, Notizhaften, das die Unfähigkeit zu größeren Werkeinheiten widerspiegelt.

Im Vergleich zu dieser Darstellung erscheint der Artikel der nachfolgenden Auflage von 1970 als interessanter Umschwung. Die teils wörtlich übernommenen Formulierungen werden um genauere, teilweise mit graduierten Adjektiven versehenen Schilderungen der Wirkung und der stilistischen Kennzeichen bereichert. Die Kurzform avanciert zum Qualitätsmerkmal, indem sie als sprachlich-stilistisches Ausdrucksmittel des Vermögens, pointiert, prägnant und knapp zu formulieren, vorgestellt wird: »L.s ruhelosem skeptischen Geist, gleichermaßen bestimmt von subjektiven Sinneseindrücken und krit. Abstraktionsvermögen und ausgezeichnet mit der Gabe der prägnanten und witzigen Formulierung, war der Aphorismus bes. angemessen. L. wurde dessen erster großer Meister in Dtl. Sehr komplexe und subtile Erscheinungen vermochte er in knappster Form anschaulich zu machen; Probleme enthüllte er in Pointen. In welchem Grade L.s Ruhm und Beliebtheit noch immer anhält, zeigen zahlreiche Neuerscheinungen.«⁶⁴ Der Schluß des Artikels trägt der Entwicklung der Lichtenberg-Forschung Rechnung, die vor allem ab Ende der fünfziger

61 Ersch/Gruber 1889, Sect. 2, Tl. 43, S. 349.

62 Indessen fällt in diesem Artikel trotz aller Abwertung auch die Hervorhebung der literarischen Qualitäten auf, die neben den Hogarth-Erklärungen auch den »Briefen aus England« – trotz ihres vergleichsweise geringen Umfangs Bedeutsamkeit und literarischen Rang verleiht – im Gegensatz zu den anderen zwar zeit- und kraftraubenden, aber eben »unbedeutenden kleinen Arbeiten«. Vgl. Ersch/Gruber Sect. 3, Tl. 43, S. 348f.

63 Brockhaus 1955, Bd. 7, S. 227.

64 Brockhaus 1970, Bd. 11, S. 434.

Jahre des 20. Jahrhunderts im Vergleich zu früheren Jahren mit verschiedenen Dissertationen und der ersten vollständigeren Ausgabe der Werke Lichtenbergs ›boomartige‹ Züge angenommen hat.⁶⁵ Als ein Merkmal dieser Entwicklung erscheint neben der (literatur-)wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Lichtenbergs Schriften vor allem das stete Bemühen um die Erweiterung und Verbesserung der materiellen Basis und zwar nicht nur im Hinblick auf Lichtenbergs literarische Werke, sondern auch in Anbetracht seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten.⁶⁶ Als die wichtigsten Unternehmen der jüngsten Vergangenheit sind in dieser Hinsicht die 1983 bis 1992 erschienene historisch-kritische Publikation des umfangreichen Briefwechsels Lichtenbergs sowie die lateinischen Schriften über naturwissenschaftliche Themen, die Dag Nikolaus Hasse 1997 herausgegeben und übersetzt hat, zu nennen. Vor allem die Briefe, die zum Teil bereits in der Ausgabe von Promies enthalten sind, haben den Blickwinkel auf Lichtenberg entscheidend erweitert: Sofern sie sowohl in autobiographischer als auch zeitkritischer Hinsicht Aufschluß geben und darüber hinaus auch noch sowohl (natur-)wissenschaftliche als auch philosophische Themen behandelt werden, stellen sie, darin den »Sudelbüchern« ähnlich, eine Art ›Integral‹ der so häufig betonten Vielseitigkeit Lichtenbergs dar.⁶⁷

Diese Vielseitigkeit Lichtenbergs, die im Hinblick auf anscheinend widersprüchliche Eigenschaften wie scharfsinniger Verstand und emotionale Sensibilität, auch als Disparatheit aufgefaßt wird, erscheint nicht selten als ein wichtiges Merkmal, das Lichtenbergs Schriften nicht nur Originalität,⁶⁸ sondern auch

65 Dies verdeutlichen auch die Kurzbibliographien, die den Artikeln beigegeben sind. Vgl. Brockhaus 1955, Bd. 7, S. 227 und Brockhaus 1970, Bd. 11, S. 434.

66 Der Ansatz eines Interesses an Lichtenbergs physikalischen Arbeiten findet sich bereits in Meyers Enzyklopädischem Lexikon: Dieser Artikel verdeutlicht zwar auch, daß die beobachtete Akzentuierung der Aufsätze und Abhandlungen Lichtenbergs sich vor allem im zwanzigsten Jahrhundert zunehmend auf die »Sudelbücher« verlagert hat, erwähnt aber auch Lichtenbergs Physiker-Tätigkeit ihrer Bedeutung angemessen, indem Lichtenberg als »einer der führenden Experimentalphysiker seiner Zeit« (Meyer 1971 ff., Bd. 15, S. 68.) bezeichnet wird. Auch wird der Physiker *vor* dem Schriftsteller erwähnt: »Physiker und Schriftsteller« (Meyer 1971 ff., Bd. 15, S. 68.). Vor allem aber werden bemerkenswerterweise seine naturwissenschaftlichen Abhandlungen nicht nurmehr lediglich erwähnt, sondern sogar den anderen Aufsätzen gleichgestellt – Lichtenbergs Reputation gründet sich dementsprechend auf beiden Textgruppen: »Sein Ruf beruht auf naturwissenschaftl. und philosoph.-psycholog. Aufsätzen, bes. aber auf seinen iron.-geistvollen »Aphorismen« (5 Hefte, hg. 1902–08), in denen er sich als scharfsinniger Beobachter und zugleich als Repräsentant der Aufklärung erweist.« (Meyer 1971 ff., Bd. 15, S. 68.).

67 Diese Entwicklung spiegelt sich auch in den neuesten Lexikon-Artikeln wider: »Über 800 Briefe L.s sind überliefert (›Briefe aus England‹, 1776–78); sie geben zusammen mit seinen Notizen, ein autobiographisch aufschlussreiches Bild L.s und sind zugleich Dokumente krit. Durchleuchtung seines Zeitalters.« (Brockhaus 1990, Bd. 13, S. 366; Brockhaus 1998, Bd. 13, S. 386.).

68 Vgl. »einer der originellsten Geister der dt. Aufklärung durch die Vielseitigkeit

eine besondere zeitlose Attraktivität verleiht und insofern die anhaltende Aufmerksamkeit des Publikums garantiert:

»L. ist einer der interessantesten Charaktere, die je gelebt haben. Mit einem tiefen oft schwärmerischen Gemüthe paarte sich eine seltene durch die mathematischen Studien erhöhte Schärfe des Verstandes, mit einem für alles Edle und Schöne begeisterten sanften Herzen eine reife Beobachtungsgabe an Allem, was mit ihm in Berührung kam, und mit seiner vielseitigen Kenntniß ein ungemeiner Grad satyrischen Humors, welche Eigenschaften ihn vor jeder Einseitigkeit bewahrten und seinen Schriften einen dauernden Ruhm sichern.«⁶⁹

Der Umstand, daß die Vielseitigkeit hier in unmittelbarer Nähe des »satyrischen Humors« erwähnt wird, ist kein Zufall, sondern deutet auf ein Humor-Verständnis hin, als dessen charakteristisches Merkmal das gemeinsame Auftreten im Grunde genommen widersprüchlicher, disparater Eigenschaften angesehen wird. Vielseitigkeit, Disparatheit und Humor sind Aspekte, die im Rahmen der Lichtenberg-Rezeption immer wieder betont werden, lassen sich doch seine Schriften weder formal noch thematisch eindeutig bestimmen. Vielmehr ergibt sich ein changierendes Bild, das in so zahlreichen wie unterschiedlichen Facetten schillert.

Dieses Phänomen des vielfältig Changierenden und Disparaten wird im folgenden als einer der beiden Aspekte, die in der Lichtenberg-Rezeption, wie in den vorhergehenden Ausführungen dargelegt, als zentrale Charakteristika erscheinen, vor allem im Hinblick auf die Verbindung zum Humoristischen Lichtenbergs näher beleuchtet werden. Mit der Fragmentarizität werden anschließend die formale Problematik und ihre Folgen für die Art und Weise der Rezeption der Lichtenbergischen Schriften thematisiert, um abschließend einige außergewöhnliche Formen der rezeptionellen Umsetzung von Lichtenbergs Werken zu betrachten.

Disparatheit und Humor

Als eines der prominenten Charakteristika Lichtenbergs, das sich in seinem Werk zeigt, wird immer wieder die *Universalität seiner Interessen* hervorgehoben. So schreibt etwa Girtanner in seinem Nekrolog im »Göttinger Taschen Calender« für das Jahr 1800 über Lichtenberg: »Bewundernswürdig war die Kunst, mit der er in dem unansehnlichen Gewande eines Taschen=Kalenders, die erhabendsten Gedanken über die Größe des Welt=Gebäudes vortrug. Sein Geist umfaßte Alles, das Größte wie das Kleinste. [...] Mit unermüdetem Beobachtungsgeiste verfolgte er die Bahnen der Trabanten des Himmels nicht weniger, als die Bahnen der Trabanten und Trabantinnen auf unse-

seiner Interessen, die geistvolle Geschliffenheit des sprachl. Ausdrucks seiner Aphorismen, den Scharfsinn seines Denkens und seiner Psychologie« (Meyer 1939, Bd. 7, S. 516.).

69 Conversations=Lexicon 1836, Bd. 6, S. 549f.

rer sublunarischen Erdkugel.«⁷⁰ Neben der Betonung des Ausdauervermögens fallen hier vor allem die zahlreichen, teilweise superlativisch gesteigerten, ja hyperbolisch anmutenden Kontrast-Bildungen auf, durch die die Universalität der geistigen Tätigkeit Lichtenbergs und die Spannweite seiner Beobachtungen eindringlich verdeutlicht wird: Dem formalen Medium des Taschenkalenders steht die thematische Erhabenheit der in ihm mitgeteilten Gedanken gegenüber, darüber hinaus erscheinen Makrokosmos und Mikrokosmos bzw. himmlische und irdische Sphäre als die beiden Pole, zwischen denen Lichtenbergs geistige Aktivitäten gleichsam oszillieren.

Die Vereinigung disparater Interessen, Fähigkeiten und Eigenschaften, wie sie sich in diesen Kontrastierungen der Interessensgebiete bereits ankündigt, stellt Girtanner schließlich explizit als ein besonderes Merkmal Lichtenbergs heraus: »Auf eine seltene Weise vereinigte dieser große Geist Eigenschaften, die man sonst für unverträglich hielt, Wiz und Scharfsinn.«⁷¹ Diese Ambivalenzen scheinen sich in der belehrenden und zugleich unterhaltenden Wirkung seiner Kalender-Aufsätze widerzuspiegeln, wie im folgenden durch eine chiasmatische Konstruktion veranschaulicht: »Niemand wird indessen die Größe dieses Verlustes schmerzlicher empfinden, inniger fühlen, als die Leser unseres Taschen=Kalenders, welche er alle Jahre so *belehrend unterhielt*, und so *unterhaltend belehrte*.«⁷² Daß die ambivalente Funktion der Darstellungsweise, jene »beneidenswürdige Gabe, von der tiefsinnigsten Untersuchung zu dem gefälligsten Scherze, und von diesem eben so schnell wiederum zu jener überspringen zu können«⁷³, bereits zu Lichtenbergs Lebzeiten als individuellen, prägnanten Ausdruck wie kurzweilige Lektüre garantierender Zug seiner Schriften galt, belegt die folgende Bemerkung Lichtenbergs, in der er selbst die Wirkung seiner Schriften aus den Reaktionen ihrer Leser heraus schildert: »Manchen unserer Leser ist ja wohl auch dafür, daß künftig öfters Ernst mit Munterkeit abwechseln wird, die Meinung Bürge, die ein Theil unsers Publikums, ich weis nicht mit wie vielem Recht, von *Mir* gefaßt hat.«⁷⁴

Mit dieser Abwechslung im Hinblick auf die thematische Vielfalt sowie die Flexibilität der sprachlich-stilistischen Diktion und ihrer »atmosphärischen« Wirkungsweise,⁷⁵ die Lichtenbergs Schriften und Gedanken prägt, korrespon-

70 GTC 1800, S. 84.

71 GTC 1800, S. 83.

72 GTC 1800, S. 84. Hervorhebungen von mir, U.F.

73 GTC 1800, S. 84.

74 GMWL 1. Jg., 1. St., 1780, Vorbericht. Auch Lichtenberg, Vorreden (1980), S. 4.

75 Ein interessantes Beispiel dafür, daß Lichtenbergs Schriften auch in sprachlich-stilistischer Hinsicht »changieren«, zeigt die Rezeption der Londoner Orgelspiel-Episode in den »Reise-Anmerkungen« von 1775 (vgl. RA_{II}1), deren sentimental-empfindsame Sprachduktus durch seinen Kontrast etwa zu Lichtenbergs satirischen Schriften irritiert: Während sie Gumbert lediglich als »stilistisch-literarisches Spiel« (Gumbert 1989, S. 211) auffaßt, avanciert sie bei Behrmann als ein »Zeugnis der Empfindsamkeit« (Behrmann 1967, S. 63) für diese literarische Ausrichtung zu

diert die grundlegende *Disparatheit* zwischen *sinnlicher Erfahrung* und *intellektueller Idee*. So betont beispielsweise Gervinus, daß Lichtenberg »die Schwäche der menschlichen Natur, die Stimme des Triebes, die Bedürfnisse der Sinnlichkeit der schroffen Strenge des Verstandes«⁷⁶ entgegensetze und veranschaulicht diesen Gegensatz anhand der traditionellen thermischen Metaphorik: »In allen Ansichten Lichtenberg's, über Hohes und Tiefes, liegt die Grille mit der Wahrheit, die Einbildung mit der Überzeugung, die Wärme der Phantasie und selbst des Herzens mit der Kälte des Verstandes im Kampfe«⁷⁷. Just diese Verknüpfung von wissenschaftlichem, mathematisch-kalkulierendem Verstand und sinnlich-ästhetischer Phantasie als einander antipodisch zugeordneter Vermögen verleiht nach Schlichtegroll dem Erscheinungsbild Lichtenbergs, wie es sich aus seinen Schriften heraus konstituiert, ein irritierendes und rätselhaftes wie originell-individuelles Moment: »Wissenschaftlicher Geist und poetischer Sinn, auf eine seltene Art in Lichtenberg verschmolzen, gaben eine überraschende räthselhafte Erscheinung.«⁷⁸ In Schlichtegrolls Einschätzung kennzeichnet Lichtenberg vor allem die Gleichrangigkeit der beiden Fähigkeiten, wie sie in der Verbindung disparater Interessensgebiete offen zutage treten. Darüber hinaus bildet der Kontrast zwischen physikalisch-mathematisch-wissenschaftlichem und ästhetisch-philosophischem Denken für Schlichtegroll die Basis der humoristischen Weltanschauung Lichtenbergs, in der sich die beiden vermeintlichen Antipoden als komplementäre Bestandteile darstellen:

»Ernst und unausgesetzt war [...] seine Thätigkeit im Dienste der Naturforschung; doch die ästhetische Richtung, die sein Geist von den Schulstudien her genommen hatte, sein Sinn für das Schöne in Poesie und Kunst, seine Beschäftigung mit der eigentlichen Philosophie und mit der Völker- und Sittenkunde, bestimmt und erweitert durch seine Reisen nach England, ließen es nicht zu, daß die mathematisch=physikalischen Wissenschaften seinen Geist allein ausfüllten. Dabey gewährte ihm sein eingezogenes Leben Muse, auf alle Erscheinungen der Literatur ein Auge zu haben, und so erhielt Deutschland in ihm einen humoristischen Schriftsteller, der durch die reiche Ader seines Witzes, durch die treffende, gelehrte und heitere Satyre [...] und durch das Gefühl für das Einfache, wirklich Große und Ehrwürdige, daß sich mit jenem Humor verbunden hatte und sich oft so ergreifend und rührend äußert, – der durch alle diese Schätze seines Geistes und Herzens immerfort die Unterhaltung und das Vergnügen befreundeter Geister ausmachen und von ihnen hochgeachtet werden wird.«⁷⁹

Die *humoristische (Schreib-)Haltung*, als deren Symptom etwa die satirische Heiterkeit der Lichtenbergischen Schriften angesehen wird, erscheint demzu-

einem Beispieltext. Unter rezeptionsgeschichtlichem Blickwinkel erscheint Lichtenbergs Text daher als ambivalent, indem er sowohl als Dokument authentischer Empfindungen als auch lediglich als das Resultat geschickter stilistischer Strategien interpretiert wird.

76 Gervinus 1853, S. 165.

77 Gervinus 1853, S. 161.

78 Schlichtegroll 1805, S. 189.

79 Schlichtegroll 1805, S. 138f.

folge als *Resultat der Vereinigung vordergründig gegensätzlicher, letztlich jedoch komplementärer, sich gegenseitig aktivierender Betrachtungsweisen* und avanciert zur *Garantin für die anhaltende Wirkungskraft und dauerhafte Anerkennung* der Schriften Lichtenbergs. Diese Auffassung vom Humor in Verbindung mit dem Rätselhaften, Irritierenden und der Seltenheit der Vereinigung disparater Anschauungsweisen akzentuiert Schlichtegroll schließlich in pointierter Form: »Er war [...] einer unserer wenigen Humoristen und besaß und äußerte *jenes geheimnißvolle, bezaubernde Gemisch von lachendem Witz, treffender Satyre und tiefem Gefühl, welches wir Humor nennen*, und das diejenigen, die es besitzen leichter üben als erklären.«⁸⁰

Dieses Verständnis des Humors als einer außergewöhnlichen, bestimmten »Charakterdisposition, als Summe eines von den Normen und Konventionen abweichenden exzentrischen Verhaltens und Kommunizierens, eines »Cast of Mind«, dessen »Singularities [...] Contradictions to the Manners of the World« bedeuten, so daß die mentale und sprachliche Exzentrizität des *humour* die Welt in einer ganz eigensinnigen Beleuchtung erscheinen läßt«⁸¹, entspricht nach Preisendanz dem vorromantischen Begriff des »humours«, der im 18. Jahrhundert mit dem deutschen »Laune« übersetzt wurde. Diesem »humour«-Verständnis entsprechend definiert Kant in seiner »Kritik der Urteilskraft« die »launichte« Ausdrucksweise, die für ihn »zur Originalität des Geistes, aber eben nicht zum Talent der schönen Kunst gehörig ist«⁸²:

»*Laune* im guten Verstande bedeutet nämlich das Talent, sich willkürlich in eine gewisse Gemütsdisposition versetzen zu können, in der alle Dinge ganz anders als gewöhnlich (sogar umgekehrt), und doch gewissen Vernunftprinzipien in einer solchen Gemütsstimmung gemäß, beurteilt werden. Wer solchen Veränderungen unwillkürlich unterworfen ist, ist *launisch*; wer sie aber willkürlich und zweckmäßig (zum Behuf einer lebhaften Darstellung vermittelt eines Lachen erregenden Kontrasts) anzunehmen vermag, der und sein Vortrag heißt *launicht*.«⁸³

Humor oder Laune erscheint somit als das *Vermögen geistiger und perspektivischer Flexibilität*, das sich in witzigen Kontrastierungen und unerwarteten Stimmungswechseln ausdrückt, aus denen die Lebhaftigkeit sowie die komische Wirkung sprachlicher Darstellung resultiert. Auch Lichtenberg setzt den englischen »humour« mit dem deutschen Begriff der »Laune« gleich,⁸⁴ räumt allerdings an mehreren Stellen die ungenaue, schwammige Bedeutung beider Begriffe ein: »Laune? [...] In der Tat weiß ich nicht einmal was Laune oder der sogenannte Humour der Engländer ist, die Definitionen, die uns einige

80 Schlichtegroll 1805, S. 98. Hervorhebung von mir, U.F.

81 Preisendanz 1970, S. 572 unter Verwendung eines Zitats aus *The Spectator* No. 355, zitiert in Stuart Malcolm: *the Amiable Humorist. A Study in the Comic Theory and Criticism of the 18th and Early 19th Centuries*. Chicago, London 1960. S. 103. Vgl. auch Oesterle 1988, S. 162.

82 Kant/Weischedel X, 277; KdU § 54, B 230.

83 Kant/Weischedel X, 277; KdU § 54, B 230.

84 Vgl. zu dieser Gleichsetzung den Artikel »Laune« in Sulzer, *Theorie* III, S. 156ff.

Schriftsteller in diesen Tagen davon gegeben, haben mich noch mehr verwirrt, so daß ich kaum jetzt einmal zu sagen wüßte wer recht hat, der der *Humour* durch *Laune*, oder der, der es durch *Feuchtigkeit* übersetzt.«⁸⁵

Als ein besonderes Kennzeichen diese Humor-Begriffs erscheint die besondere *Originalität der Ausdrucksweise*, die durch die Präsenz der Individualität ihres Verfassers geprägt ist. Zusammen mit der Verschmelzung disparater Elemente bildet jene gesteigerte Originalität und Invidualität für Gervinus das Charakteristikum des Humoristen im allgemeinen. Denn als humoristisch gilt ihm, »wenn Eine besondere Eigenschaft einen Menschen so einnimmt, daß sie alle seine Leidenschaft und Geisteskräfte nach Einer Richtung mit sich zieht, welch einen allgemeineren Humor könnte es denn geben, als wenn diese Eigenschaft ein solcher Grad von gesteigerter Subjektivität ist, daß sich diese in alles Dichten und Trachten vordrängt, daß sich der Mikrokosmos zum Maßstabe des Makrokosmos macht. [...] Diese Selbstkenntniß nun ist in Lichtenberg so völlig, daß sie nicht allein sein eigenes Wesen, sondern das des Humoristen überhaupt aufschließt.«⁸⁶ Der Humor erscheint insofern als eine Haltung, aus der Texte entstehen, die in besonderem Maße durch ein individuelles und originelles Moment geprägt sind, das aus der charakteristischen

85 Auch in der in der Vorreden-Skizze zum »Parakletor« schreibt er, daß »es diesem Wort gegangen zu sein scheint, wie mehrern und unter andern dem Wort *Butterbrod*, denn unter diesem Titul kann man einem in Nieder-Deutschland des Abends vorsetzen was man will, Kaltes oder Warmes, nur kein Butterbrod.« (SB III, S. 523.). Vgl. D₁69, D₁167, E₁279. Für sorgfältige Differenzierung zwischen den Begriffen Humor und Laune plädiert Lessing in einer Fußnote zum 93. Stück seiner Hamburgischen Dramaturgie, denn er glaubt, »es unwidersprechlich beweisen zu können, daß Humor und Laune ganz verschiedene, ja in gewissem Verstande gerade entgegen gesetzte Dinge sind. Laune kann zu Humor werden; aber Humor ist, außer in diesem einzigen Falle, nie Laune.« (Lessing 6, S. 644.). Auf diese Fußnote wird auch in Sulzers »Allgemeiner Theorie« verwiesen. Vgl. Sulzer, Theorie III, S. 158. Auch Anfang des 19. Jahrhunderts erscheint die begriffliche Abgrenzung zwischen Humor und Laune verschwommen, wenn Johann Heinrich Campe als »jetzige, allgemein gültige Bedeutung« der Laune diejenige nennt, »vermöge welcher es den veränderlichen Gemüthszustand, da man oft schnell von Lust zu Unlust, von Freundlichkeit zu Unwillen, von Heiterkeit zu Trübsinn u.s.w. übergeht, bezeichnet. [...] So sagt man von einem witzigen Schriftsteller, welcher sich in diese Gemüthsstimmung (Humor) zu versetzen weiß, er habe Laune, schreibe mit Laune.« (Campe, J. H., S. 49f.).

86 Gervinus 1853, S. 164. Als Konsequenz dieser Eigenschaft einer »gesteigerten Subjektivität«, die Gervinus hier als Charakteristikum des Humors akzentuiert, läßt sich die Individualität des sprachlichen Ausdrucks sehen, die ihrerseits auf die Originalität des Verfassers weist und zwar derart, daß das Interesse des Lesers sich statt auf den Text auf Geist und Empfindung des Verfassers richtet: »Diese ungewöhnliche Konstellation von Autor und Text, die Tatsache, daß sich die empirische Originalität des Schreibenden auch im Geschriebenen erhält und durchsetzt, zeugt von einer nichtklassizistischen Lebens- und Schreibweise, die man im Begriff des Humors zu fassen versuchte.« (Oesterle 1988, S. 162.). Vgl. zu diesem Gedanken L₁581.

Verbindung disparater Eigenschaften, einer mit ihnen einhergehenden Fähigkeit zum Perspektivenwechsel und einer besonderen Selbstkenntnis sowie einer mit ihr zusammenhängenden gesteigerten Subjektivität hervorgeht und sich in der Außergewöhnlichkeit wie Unkonventionalität der sprachlichen Ausdrucksweise realisiert. Sofern im Humoristischen Entferntes durch witzige Denkfähigkeit verbunden wird und diese Verbindung zu neuen Erkenntnissen zu führen vermag, erscheint der Humor nicht nur als produktiv-kreatives Vermögen, sondern bildet darüber hinaus eine Möglichkeit, um die für Lichtenberg charakteristische Spannung zwischen mathematisch-wissenschaftlicher und ästhetisch-philosophischer Weltanschauung, zwischen Glauben und Wissen zu lösen.⁸⁷

Wie für Gervinus Lichtenbergs »Selbstkenntniß« auf das Wesen des »Humoristen überhaupt« hinweist,⁸⁸ so wird Lichtenberg durch seine so offensichtlich zutage tretenden Disparatheiten für Schlichtegroll zum »Bild des Menschen im Allgemeinen, dieser räthselhaften Zusammensetzung aus Gedanken und Gefühl; eben so skeptisch, so schwankend, wie dieser, je nachdem er eben mehr der Speculation offen ist oder der Empfindung, wodurch er seine Endlichkeit und seinen Mangel an absoluter Consequenz darthut. Daher ist der Eindruck jener Lectüre bey allem innewohnenden Reiz, doch nicht rein erquickend und erfreuend, sondern oft niederschlagend und sich selbst fast aufhebend.«⁸⁹ Bemerkenswert erscheint hier, daß sich Lichtenbergs Disparatheit und Skepsis in der Rezeption seiner Schriften wiederholt – und zwar dergestalt, daß an die Seite der erheiternden Wirkung ein (selbst-)reflexiv-melancholisches Moment tritt.⁹⁰

Diese Auffassung von der doppelwertigen Wirkung, die die Lektüre der Schriften Lichtenbergs auf ihre Rezipienten auszuüben vermag, indem sie einerseits zwar humoristisch-heiter erscheint, zum anderen jedoch ein grüblerisches Potential birgt, erinnert an Goethes berühmte Charakterisierung der Schriften Lichtenbergs »als der wunderbarsten Wünschelrute: wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.«⁹¹ Mit der Gegenüberstellung von »Spaß« und »Problem« nennt Goethe zwei disparate Phänomene, die bei Lichtenberg miteinander verknüpft erscheinen und für den Kontrast des Komi-

87 Oesterle sieht darin das »ästhetische Lösungsmodell des Zwiespalts zwischen Glauben und Wissen« (Oesterle 1988, S. 163.).

88 Vgl. »Er hatte feinsten Eigenschaften, die den Humoristen und den humoristischen Schriftsteller ausmachen, die Beide da gleichsam zusammenfallen müssen, wo der Mann ein so scharfer Selbstkenner ist, wie Lichtenberg war.« (Gervinus 1853, S. 161.).

89 Schlichtegroll 1805, S. 191f.

90 Dieses Disparate der Wirkung humoristischer Texte stellt auch Friedrich Theodor Vischer heraus, indem er Humor als Verbindung von »Tränen und Lächeln in einem Momente« (Vischer, F. T. 1922, S. 145) definiert.

91 HA VIII, S. 475; »Aus Makariens Archiv«, Nr. 97 und HA XII, S. 422; Maximen und Reflexionen, Nr. 419.

schen – als Produkt humoristischer Anschauungsweise – und des Reflexiven stehen. Zugleich verdeutlicht Goethe mit dieser Kontrastierung die doppelte Funktion und Wirkungsweise der Schriften Lichtenbergs, die einerseits sinnliches Vergnügen gewähren, andererseits Stoff zu tiefgründiger Reflexion enthalten. Dieser dem Humoristischen eigene ›Mehrwert‹ bildet die Basis für die superlativische Etikettierung der Schriften Lichtenbergs als »der wunderbarsten Wünschelrute«.

Während Schleiermacher als Vertreter idealistischer Positionen mit dem »Mangel an einem großen und festen moralischen Gesichtspunkt«⁹² eben jene Disparatheit Lichtenbergs kritisiert und als den »Hauptcharakter seiner Begränzung eine gewisse Unfähigkeit sich zu allgemeinen und großen Ideen zu erheben«⁹³ konstatiert, avanciert Lichtenberg in der Romantik ausgerechnet ob dieser Kriterien zu einer zentralen Identifikationsfigur mit ästhetisch-therapeutischer Funktion, wie Oesterle am Beispiel Eduard Mörikes und dessen Tübinger Freundeskreis darlegt.⁹⁴ So bemerkt Mörike im »Maler Nolten« über die Wirkungsmacht disparater Kräfte, »welche sich sehr gut an gewisse Fäden von Lichtenbergs eigenster Natur anknüpfen lassen«⁹⁵:

»Das Schicksal verwendet die Kräfte, welche verschränkt in einem Menschen liegen können, gar mannigfaltig, und aus einer Mischung von Poesie, bald mit politischem Verstand, bald mit philosophischem Talent, mit mathematischem Sinn u.s.f., in einem und demselben Subjekt springen die wunderbarsten, die größten Resultate hervor, vor denen die Gelehrten gaffend und kopfschüttelnd stehn und wodurch das lahme Rad der Welt auf lange hinein wieder einen tüchtigen Schwung erhält. Da scheint denn die Natur vor unsern eingeschränkten Augen sich auf einmal selbst zu widersprechen oder wenigstens zu übertreffen, sie tut aber keines von beiden. *Zwei heterogen scheinende Kräfte können sich wunderbar einander stärken, und das Trefflichste hervorbringen.*«⁹⁶

Hier fällt vor allem die Produktivität auf, die Mörike dem ›Zusammen-
Wirken disparater Kräfte‹ zuspricht. Diese Auffassung deutet sich auch in der folgenden Bemerkung Mörikes an, in der er – neben dem Umstand, daß sich Denken und Ahnen, Wissen und Traum als die charakteristischen Pole, zwischen denen sich die Erkenntnis bewegt – als zentralen »Ähnlichkeitspunkt«, der ihn mit Shakespeare und Lichtenberg verbindet, jene für Lich-

92 Schleiermacher 1801 [1863], S. 562.

93 Schleiermacher 1801 [1863], S. 563.

94 »Lichtenberg dürfte [...] die skeptische Gegenfigur zur Kultfigur des priesterlichen Poeten geworden sein. Statt der heroisch unnahbaren Identifikationsfigur konnte mit ihr das gedankliche Experimentieren, das »dramatisierte Besinnen«, die humoristische Rollendistanz und damit die bis zur Burleske reichende Artistik des Mimischen und Pathognomischen gelernt werden; statt des säkularisiert missionarischen, monologischen und pathetischen Gestus eines Priesterdichters konnte mit Hilfe von Lichtenbergs Skepsis gegenüber zuviel Aufklärung der Verlust naiver Gläubigkeit verarbeitet werden.« (Oesterle 1988, S. 165).

95 Mörike, Maler Nolten, S. 302.

96 Mörike, Maler Nolten, S. 303. Hervorhebung von mir, U.F.

tenberg charakteristische Neugierde ansieht, die mit der Fähigkeit gesteigerter Reflexion seines Selbsts und der eben genannten Dialektik der Erkenntnisweisen kooperiert. So schreibt er am 17. Januar 1831 an seinen Freund Friedrich Theodor Vischer:

»Ich glaube übrigens, daß jeder solche mysteriöse Schiebfenster hat, durch die das dunkle Traumleben ominöse Worte in den Zustand des wahren denkenden Seelenlebens herüberlispelt. Kehren wir uns um und sehen nach, so ist der Schieber wieder zu. Nur ist der eine aufmerksam, der andere nicht. Shakespeare, der Verfasser mancher alter Volkslieder, oder das Volk, aus dem sie sich ohne besondere Verfasser erzeugten, haben gewiß noch viel mehr Erfahrungen dieser Art gemacht. Unsere Naturen, glaub ich auch, korrespondieren sich vielfältig. *Der Ähnlichkeitspunkt, meine ich, liege besonders in einer Lichtenbergschen Neugierde eines grübelnden Selbstbewußtseins, das dann der ganzen Weltbetrachtung die Farbe des Humors gibt, weil die Fragen, die jene grübelnde Dialektik ausschickt, unterwegs von der Phantasie mit einer klingelnden Narrenkappe versehen werden.*«⁹⁷

Abgesehen von dem hohen Stellenwert, den Mörike dem »mysteriösen Schiebfenster« des vermeintlich Irrationalen im Hinblick auf das rationale Denken zuspricht und insofern auf das dialektische Verhältnis zwischen Glauben und Wissen hinweist, das auch Lichtenbergs Erkenntnistheorie und -praxis prägt, soll hier vor allem akzentuiert werden, daß Mörike die Wirkung der humoristischen Anschauungsweise sowie der Phantasie als *Versinnlichung der intellektuellen Weltbetrachtung* beschreibt. Unter diesem Blickwinkel kann die Wirkung humoristischer Anschauungsweise auch als eine Art der Paralisierung des Nicht-Sinnlichen oder des sogenannten »Erhabenen« aufgefaßt werden, wenn sie eine gewisse Komik enthält, wie sie sich in Mörikes Metapher von der »klingelnden Narrenkappe« andeutet. Denn Komik als Produkt humoristischer Weltanschauung und der Fähigkeit, Disparates auf witzige Weise auf überzeugende und erkenntnisfördernde Art miteinander in Beziehung zu setzen, basiert vor allem auf jener Vereinigung von »Erhabenem« und sinnlicher Erfahrung. So legt etwa Friedrich Theodor Vischer in seiner Abhandlung »Über das Erhabene und das Komische«⁹⁸ dar: »Versetzen wir uns in das Innere des komischen Talents selbst, so wird der Verstand stets bereit sein, wo sich ein Erhabenes darbietet, worin dasselbe an die sinnliche Welt Nase anstößt, ausfindig zu machen, aber in unmittelbarer Einheit mit der Phantasie (indem Einheit des Denkens und der Anschauung immer das Merkmal des Ästhetischen bleibt) diesen Kontrast in einem sinnlichen Bilde darzustellen.«⁹⁹

Die komische Wirkung, die letztendlich auf eine humoristische Weltsicht zurückzuführen ist, basiert demzufolge auf der Kontrastierung des Sinnlichen mit dem Idealen, der konkreten sinnlichen Erfahrung mit der intellektuell-rationalen Idee. Im Hinblick auf den Umstand, daß der Mensch ein »wandelnder Widerspruch«¹⁰⁰ ist, da er an das Natürliche und somit das sinnlich Wahr-

97 Vischer (Hg.) 1926, S. 32. Hervorhebung von mir, U.F.

98 Vgl. Vischer, F. T. 1922

99 Vischer, F. T. 1922, S. 117f. Hervorhebung von mir, U.F.

100 Vgl. Vischer, F. T. 1922, S. 123.

nehmbare gebunden und durch die Fähigkeit intellektueller Reflexion zugleich darüber ›erhaben‹ ist, erscheint die humoristische Betrachtungsweise als Spiegel dieses Widerspruchs und zugleich als Möglichkeit des Sinn-vollen Umgangs mit ihm, indem durch sie das scheinbar Unvereinbare zusammengeführt, durch die Komik ihrer Pointe Vergnügen bereitet und schließlich zu überraschenden, innovativen Erkenntnissen geleitet werden kann.

Hierbei unterscheidet sich der Witz als Vermögen, disparate Vorstellungen ›blitzschnell‹ und auf unerwartete Weise zu verbinden, nach Vischer als das »Komische des Verstandes oder der Reflexion«¹⁰¹ vom Humor, der als das »Komische der Vernunft«¹⁰² gilt: »Der Witz macht immer nur einzelne Witze: der Humor ist eine Weltanschauung, ein Geist. Als poetische Tätigkeit bringt er ein Ganzes aus sich hervor, ein Kunstwerk, das von ihm durchdrungen ist.«¹⁰³ An Mörikes Produktivität der heterogenen Kräfte erinnert darüber hinaus Vischers Betonung der sinnlichen Erscheinungsweise des Humors – so müsse man »ihn bildlich nennen, denn er ist schaffend, produzierend«¹⁰⁴. Mit dieser Ansicht von der Produktivität des Witzes korrespondiert die Auffassung vom Witz als der »Gabe, auf überraschend einleuchtende Weise eine Ähnlichkeit zwischen entfernten Gegenständen zu stiften. Nicht um der Überraschung willen, sondern der ungewohnten Sicht der Dinge wegen, einer neuen Wahrheit zuliebe«¹⁰⁵. Humor und Witz verbinden in dieser Hinsicht das intellektuelle Bedürfnis nach Erkenntnisgewinn und den ästhetischen Anspruch nach sinnlich-poetischer Ausdrucksweise, denn gerade die Bildlichkeit und sinnliche Faßbarkeit des sprachlichen Ausdrucks erzeugt die überraschende Wirkung, jenen Schock der Kontrastierung entfernter, vermeintlich unvereinbarer Gegenstände, der Lichtenbergs Schriften prägt¹⁰⁶ und sich in den seiner Metaphorik eigentümlichen Diskonkordanzen sprachlich realisiert. Die Metapher ist insofern nicht nur das sprachliche Ausdrucksmittel der Fähigkeit zu witzigen Verbindungen, sondern zugleich einer humoristischen Haltung, als in der metaphorischen Sprache Widersprüche offensichtlich werden. Sie eröffnet von daher gesehen die Möglichkeit, jene zentrale Wahrheit sprachlich auszudrücken, die sich nur auf diese Weise ausgedrückt werden kann, nämlich die *Dialektik zwischen Wissen und Glauben*. Diese Dialektik, die spätestens seit der Romantik als allgemeines Charakteristikum menschlicher Erkenntnis gilt, zeigt sich in der Korrelation von Sprachzeichen und Bezeichneten, wie sie die metaphorische Sprache kennzeichnet.

101 Vischer, F. T. 1922, S. 134.

102 Vischer, F. T. 1922, S. 142.

103 Vischer, F. T. 1922, S. 148.

104 Vischer, F. T. 1922, S. 148.

105 Sautermeister 1993, S. 39. Vgl. E₁440. Vgl. auch Kleists Ausruf: »Witz, wenn du dich in die Luft erhebst: wie stehen die Weisen und blicken dir nach!« (Kleist II, S. 325.).

106 Vgl. »Zum Lichtenbergischen Schock gehört die sachliche Unvereinbarkeit des Entfernten.« (Sautermeister 1993, S. 40.).

Die enge Verknüpfung von witziger Erkenntnisweise und ›sprachwitziger‹ Umsetzung, etwa in der Metapher, verdeutlicht die These von Wolfgang Preisendanz, in der der Witz, in seiner gegenwärtigen Bedeutung, als »Polarisierung der Aussage«¹⁰⁷ und damit als ein genuin sprachliches Phänomen erscheint, denn:

»das Witzige am Witz sei immer das Resultat einer charakteristischen Sprachverwendung, es aktualisiere sich allemal durch eine spezifische Aussagetaktik. [...] alle Möglichkeiten witziger Pointierung ergeben sich aus der Zeichenfunktion der Sprache. Das heißt, jede Pointe spielt offen oder insgeheim mit dem Verhältnis von Zeichen und Bedeutung, mit dem Bedeutungspotential und Bedeutungsspektrum von Wörtern und Sätzen, mit der Zuordnung von Wörtern, Wortverbindungen, Sätzen zu Objekten und außersprachlichen Korrelaten, mit der Möglichkeit, Wörter und Sätze in verschiedene Kontexte einzustellen oder verschiedene Prämissen der Wort- oder Satzbedeutung anzunehmen. Kein Gedanke und keine Gedankenverbindung ist und wirkt witzig, wenn sich nicht in der Aussage Gemeintes und Mittel des Meinens voneinander abheben.«¹⁰⁸

Als ein konkretes Beispiel für Lichtenbergs witzige Pointierung soll der folgende »Sudelbuch«-Eintrag stehen, in dem der Kontrast durch den grotesken Widerspruch des Mittels zum Zweck besteht, wenn das »Stillschweigen« durch sein genaues Gegenteil, dem gewaltigen Kanonenschlag, eingeleitet – oder besser vielleicht durch schockartige Wirkung richtiggehend provoziert – wird. Zum Extrem verstärkt erscheint dieser Kontrast hierbei durch die Wahl des pleonastischen Ausdrucks »Stillschweigen«: »Bei den Reden auf dem Marsfelde zu Paris wurde bei der Feier des 18 Fructidor (1798) das Zeichen zum Stillschweigen mit einer Kanone gegeben.«¹⁰⁹ Abgesehen von der Diskrepanz zwischen dem feierlich-erhabenen Ziel des schweigenden Gedenkens und dem sinnlich-plumpen Kanonenschlag als dessen Ankündigung, enthält die Schilderung insofern einen pikanten Zug, als Kanonenschlag und anschließende schockartige Stille auf das Ereignis anzuspieren scheinen, dessen Jahrestag gefeiert wird, nämlich den Staatsstreich der französischen Direktorialregierung am 4. September 1797 zur Reinigung des Staates von royalistischer Korruption.¹¹⁰

Ähnlich den beiden akustischen Extremen Kanonenschlag und Stillschweigen treten in der witzig-metaphorischen Ausdrucksweise Zeichen und Bedeutung der Aussage auseinander und ergeben die Pointe als Zielpunkt der Aussage. Diese Spannung zwischen Mittel und Zweck, zwischen Sprachzeichen und Bedeutung zeigt die Disparität als ein Charakteristikum sprachlicher Ausdrucksweise: Witz und Humor ›enttarnen‹ die Sprachzeichen durch die Distanzierung von der eigentlichen Bedeutung in der Pointe, in der das Erwartungsschema geradezu kollabiert.¹¹¹ Die Metapher als uneigentliches Sprach-

107 Preisendanz 1970, S. 30.

108 Preisendanz 1970, S. 20f.

109 L, 576.

110 Vgl. Kinder/Hilgemann 2, S. 21.

111 Vgl. Preisendanz 1970, S. 28.

zeichen, als ein Spiel mit Bedeutung erscheint insofern als sprachliches Ausdrucksmittel sprachkritischer Auffassung *par excellence*. Mit ihr überwindet Lichtenberg die Grenzen sprachlichen Ausdrucks, die vermeintliche Unvereinbarkeit zwischen wissenschaftlicher und ästhetischer Weltsicht, die sich in ihr als einander komplementäre Vermögen erweisen. In dieser Hinsicht wird die Metapher zum sprachpraktischen Mittel der Sprachkritik und avanciert zugleich zu *dem* Ausdrucksmittel humoristisch-witziger Weltbetrachtung.¹¹² Daß wissenschaftliche und ästhetische Anschauungsweise in der humoristischen Weltsicht komplementäre Fähigkeiten darstellen, die die effektive Verbindung von Disparaten vereint, verdeutlicht der Umstand, daß, so wie die witzige Denkweise im Hinblick auf intellektuell-wissenschaftliche Erkenntnisse innovatives Potential birgt, die Zuordnung disparater Phänomene auch ästhetischen Ansprüchen nach poetischem Sinn zu genügen vermag, denn, so schreibt Egon Schwarz über ein zentrales Prinzip der »Galgenlieder« Christian Morgensterns: »Sinn aber, und vor allem poetischer Sinn, entsteht dort, wo zwei scheinbar disparate Erscheinungen in überzeugender Weise miteinander verbunden werden.«¹¹³ Wie sich Morgensterns »Galgenlieder« etwa durch die Polarisierung von seriöser lyrischer Form und scheinbar »unsinnigen« Textausagen auszeichnen, bergen auch Lichtenbergs Texte im Hinblick auf Form und Aussage ein ähnliches Spannungspotential, allerdings in umgekehrter Weise: So weist etwa Girtanner in seinem zu Beginn dieses Abschnitts zitierten »Nekrolog« auf die Divergenz des »unansehnlichen Gewandes eines Taschen=Kalenders« und der thematischen »Erhabenheit« der in ihm zur Sprache gebrachten Gedanken hin. Analog zu dieser Auffassung erscheinen die »Sudelbücher« als extreme Polarisierung von fragmentarischer Form und »erhabener« Aussage. Im Rückblick auf die vorhergehenden Ausführungen bildet diese Disparität von Form und Inhalt ein äußeres Zeichen tiefgründigerer Widersprüche, die Lichtenbergs Erkenntnis- und Anschauungsweise charakterisieren.

So wird, im Gegensatz zu Schleiermachers idealistischer Auffassung vom Disparaten als einem Mangel, bei Mörike jenes so häufig kritisierte, weil irritierende Phänomen der Disparatheit zur Basis kreativer Produktion umgewertet. Zugleich erscheint Lichtenberg im Hinblick auf sein offenes Eingeständnis der widersprüchlichen Eigenschaften des Menschen und der Determiniertheit des menschlichen Erkenntnisvermögens, wie sie sich in der fragmentarischen Form seines Werks ausdrückt, als ein »Bild des Menschen im Allgemeinen«, ¹¹⁴ indem eben »jene komische Mischung von gesunder Objektivität und wunderlicher Individualität in seinem Gedankensysteme und in dessen Ausdruck, die in einen ästhetischen Charakter gelegt, völlig jenes ächte

112 Vgl. Plessner 1961, S. 134.

113 Schwarz 1979, S. 103.

114 Vgl. Oesterle 1988, S. 167.

Bild eines Originals abgäbe, in dem die Karikaturzüge Charakterzüge der Menschheit sind, die zufällige Eigenrichtigkeit allgemeine Gültigkeit hat.«¹¹⁵ Diese Erkenntnis, daß gerade die Verbindung des Disparaten – wie etwa wissenschaftlicher und ästhetischer Weltanschauung – Lichtenbergs Originalität begründet, ihn jedoch zugleich als eine Art ›Miniaturbild‹ des »Menschen im Allgemeinen« erscheinen läßt, wird durch das folgende Fragment Heinrich von Kleists verdeutlicht: »Man könnte die Menschen in zwei Klassen abteilen, in solche, die sich auf eine Metapher und 2) in solche, die sich auf eine Formel verstehen. Deren, die sich auf beides verstehen, sind zu wenige, sie machen keine Klasse aus.«¹¹⁶ Insofern Lichtenberg offensichtlich zu denjenigen zählt, die Metapher und Formel gleichermaßen beherrschen, erscheint er nicht nur als ›Ausnahme von der Regel‹, als vermeintlich Gegensätzliches integrierendes Original, darüber hinaus bildet sein Werk eine Art ›Plädoyer‹ für die Komplementarität von wissenschaftlicher und ästhetischer Anschauungsweise, deren zentrale Ausdrucksformen eben Formel und Metapher sind.¹¹⁷

Fragmentarizität und Detailfülle

Als ein weiteres Charakteristikum für die Originalität des Lichtenbergischen Werks wird vor allem die formale Außergewöhnlichkeit seiner Schriften akzentuiert. Während allerdings seit der Romantik Vollkommenheit und Vollendung eines Werks als so obsolete wie utopische Ziele angesehen werden,¹¹⁸ wurde die Fragmentarizität, die offensichtliche ›Unvollendetheit‹ des Lichtenbergischen Werks, vor allem seiner »Sudelbücher«, bis in die jüngste Vergangenheit als Manko, als Symptom einer Unfähigkeit angesehen, das schlimmstenfalls zu einem vernichtenden Urteil führte.¹¹⁹ Bereits 1801 bemängelt Schleiermacher in seiner Rezension der ersten beiden Bände der »Vermischten Schriften« die formale Konstitution die »Sudelbuch«-Eintragungen Lichtenbergs und kontrastiert sie mit den in ihnen geäußerten ›vortrefflichen‹ Gedankengängen:

115 Gervinus 1853, S. 161. Daß diese Umwertung gerade vor allem in der Zeit der Romantik stattfindet, wird laut Oesterle aus dem in dieser virulent gewordenen Zwiespalt des Menschen heraus verständlich: »In einer Zeit, in der die Zerrissenheit zwischen Glauben und Wissen, zwischen Gedanken und Gefühl, zwischen nüchterner Planung und Überantwortung an einen undurchschaubaren Fatalismus zur Epochensignatur gehörte, erscheint Lichtenberg als eine Orientierungsfigur, als »Bild des Menschen im Allgemeinen.« (Oesterle 1988, S. 167.).

116 Kleist II, S. 338.

117 Zur Aktualität dieser Thematik vgl. Gabriel 1996.

118 Vgl. »Vollkommenheit wurde zum abgestorbenen Begriff und alles Fragmentarische Postulat – uneingestanden oder explizit.« (Meckel 1978).

119 Vgl. Rippmann 1953, S. 53 sowie Kap. II, 2.1 Gattungen? Genres? »Nur keine Monstra« – Lichtenbergs Schreibformen zwischen Konvention und Individualität.

»viele sind vortrefflich [...], nur an der Form, und besonders am Anfange, scheint immer etwas zu fehlen, wahrscheinlich, weil es ihm ungewiß war, ob sie so für sich stehen, aber noch irgendwo als Theile eingepaßt werden sollten, und gewiß hat er sie von dieser Seite selbst nicht als vollendet angesehen. [...] Auch finden sich Bilder und Einfälle zu großen satirischen Tiraden ausgeführt, die ebenfalls nur auf eine Stelle in einem größeren Ganzen warteten. Je lebhafter dieses dem Verfasser schon vorschwebte, um desto gelungener sind sie; nur mit dem Ende scheint er oft in die Verlegenheit gekommen zu sein, daß er glaubte, des Guten nicht zu viel thun zu können. So verliert das Gespräch der Zwillinge im Mutterleibe durch den heterogenen Schluß, und selbst der sprudelnde Ausfall auf die Postwagen, den die Verbindung mit dem Roman höchst pikant macht, ermattet bei dem Zusatz von den Landkutschen, der doch am Ende nur aus dem unnützen Bestreben entstanden ist, den Gegenstand mit einer gewissen Vollständigkeit zu behandeln. [...] Durch ein bestimmte Veranlassung geleitet und begränzt werden, war ihm sehr nöthig, und man muß auch hierin seinen richtigen Takt bewundern.«¹²⁰

Als charakteristisch für Schleiermachers ästhetischen Idealismus erscheint hier seine Auffassung, daß sich die Qualität der Lichtenbergischen Bemerkungen proportional zu ihrer Ausrichtung auf ein ›Ganzes‹ steigert, das, als die ideale, weil vollendete ästhetische Form, für ihn das eigentliche formale Ziel bildet. Die »Sudelbücher« treten in dieser Hinsicht als Sammlung von formal provisorischen Bruchstücken eines ›Ganzes‹ auf, als eine Art von Fertigtheilen, dazu bestimmt, in jenes ›Ganze‹ eingepaßt zu werden.¹²¹ Als Grund für diesen Kontrast zwischen unzulänglicher Form und Komposition auf der einen Seite sowie ›Trefflichkeit‹ im Hinblick auf Thematik und sprachlich-stilistische Ausdrucksweise auf der anderen Seite sieht Schleiermacher nicht nur Lichtenbergs vermeintliche Unschlüssigkeit hinsichtlich der formalen Gestaltung und Einordnung seiner Einträge an. Darüber hinaus trägt paradoxerweise gerade das Bemühen um Vollständigkeit der geschilderten Gedanken zur kompositorischen Disproportionierung der »Sudelbuch«-Einträge bei. Die Fragmentarizität der Form basiert daher Schleiermacher zufolge nicht nur auf einem ›Zuwenig‹, sondern auch auf einem ›Zuviel‹, das etwa in weitläufigen Detailschilderungen und überflüssigen, weil abschweifenden Schlußbetrachtungen auftritt. Aus diesen Eigenschaften leitet Schleiermacher schließlich seine Hypothese über die ver-

120 Schleiermacher 1801 [1863], S. 566f.

121 Als konkretes Beispiel für eine derartige Anwendung nennt Schleiermacher die Hogarth-Erklärungen: »Vieles sind wizige Wendungen, die zur guten Stunde gleichsam auf Vorrath gemacht sind, und bei sich ereignender Gelegenheit, so wie sie da stehn, gleich angewendet werden konnte, neue sinnreiche Ausdrücke und reichhaltige Anspielungen [...]. In solchen Wendungen besteht die vorzügliche Stärke aller wizigen Lichtenbergischen Schriften; auch unter den hier mitgetheilten sind nur sehr wenige taube Blüten, und man sieht, daß er die gute Regel, aufzuschreiben, was ihm einfel, weil der Augenblick dessenungeachtet gäbe, was er geben könnte [...], auch beim Wiz getreulich beobachtet hat, und man darf nur mit diesem Vorrath den ersten besten Theil seines Hogarths vergleichen, um zu sehen, wie viel von seinem Reichthum er diesem Verfahren verdankt.« (Schleiermacher 1801 [1863], S. 565.).

meintliche Konstitution des von Lichtenberg geplanten Romans ab: »Der Roman, wenn er ihn gemacht hätte, würde treffliche Sachen enthalten haben, aber von der Composition ließe sich nicht viel Gutes weissagen.«¹²²

Daß Lichtenbergs Schriften vor allem durch detaillierte Betrachtungen einzelner Phänomene geprägt sind, fällt nicht nur in den »Sudelbüchern« – in denen die Detailschilderungen auch noch vereinzelt stehen –, sondern auch in den Hogarth-Erklärungen auf. Daß diese Ausführlichkeit der Erklärungen, die ja bereits in ihrem Gesamttitel angedeutet wird, aus einem Vollständigkeitsanspruch resultiert, verdeutlicht die folgende Bemerkung Lichtenbergs, mit der er in der Vorrede zur ersten Lieferung auf den Vorwurf der Über- oder Fehlinterpretation reagiert: »Mag ich doch hinzugedacht haben, was ich will, wenn ich nur nichts *weggedacht* oder *wegerklärt* habe von dem, was da ist.«¹²³ Daß Lichtenberg also dem Zuwenig an Erklärung das Zuviel vorzieht, entspricht eben diesem Bedürfnis nach – mehr als – vollständiger Wiedergabe desjenigen, das auf den Kupferstichen zu sehen ist.¹²⁴ Aus diesem Anspruch Lichtenbergs nach Vollständigkeit rechtfertigt sich auch sein ausführliches Eingehen auf eigentlich nebensächliche Details. Angesichts der entsprechenden Einordnung dieser Schilderungen von Nebensächlichkeiten als solche vertraut Lichtenberg seinen Lesern, denn »sie werden sie selbst wieder hinsetzen, wo sie hingehören«¹²⁵.

Mit Lichtenbergs Vollständigkeitsanspruch korrespondiert die Erkenntnis, daß die Praxis der ausführlichen Schilderungen von Einzelheiten, jenes Zerlegen eines Totaleindrucks »in seine Bestandteile, und Empfindungen zu Buch zu bringen; (ich habe mir solche Beschreibungen zum Vergnügen eine Menge gemacht)«¹²⁶ zwar ein ästhetisches Vergnügen für ihn selbst ist, jedoch die

122 Schleiermacher 1801 [1863], S. 567.

123 SB III, S. 665.

124 Diesen Charakterzug der Hogarth-Erklärungen Lichtenbergs stellt auch August Wilhelm Schlegel heraus – interessant erscheint indessen, daß Lichtenbergs »Zugaben« im Hinblick auf die »platte Tendenz« der Kupferstiche qualitätssteigernde Wirkung zugesprochen wird, darüber hinaus betont Schlegel jedoch auch die Gefahr der Verwirrung, die das vielfältige Detailgeflecht der Erklärungen Lichtenbergs in sich birgt: »Die fünfte Lieferung der Kupferstiche zeigt noch deutlicher als die vorhergehenden die platte Tendenz der Hogarthischen Gattung; der erst seit Lichtenbergs Tode erschienene Text dazu dagegen um so ausgezeichnete Feinheit, womit er sie liberalisirt, die Bereitwilligkeit aus eignen Mitteln zuzubüßen, wo ihn sein Kommittent im Stiche läßt, die Kunst der Wendungen und Uebergänge, um seine Anmerkungen zu einem beziehungsreichen und reichen Ganzen zu erweitern. Freylich können bey solchen Umständen seine Einfälle nicht immer das Ansehen freywilliger und augenblicklicher Entstehung haben, sie gerathen zuweilen ins Spitzfindige, Weithergeholte und Verworrene. Ueberhaupt hat Lichtenberg dem Hogarth so viel geliehen, daß man bey einem Urtheil über diesen wohl auf seiner Hut seyn muß, die Grundfäden von dem feineren Einschlage des Auslegers zu unterscheiden.« (Schlegel 1799, S. 310.).

125 SB III, S. 965.

126 SB III, S. 353f.

Absicht, anderen »ein ähnliches Vergnügen zu verschaffen«¹²⁷, durch eben die »unvermeidliche Unvollständigkeit der Zahl dieser entwickelten Gefühle«¹²⁸ verfehlt werden kann. Aus dieser Einsicht resultiert in den »Briefen aus England« schließlich der Verzicht auf die Schilderung weiterer einzelner Details aus dem Totaleindruck, wie Lichtenberg ostentativ artikuliert.

Die Praxis Lichtenbergs, einen Totaleindruck zu analysieren und als Konglomerat einzelner Details wiederzugeben, wie sie insbesondere seine Hogarth-Erklärungen prägt, findet sich bei Goethe unter der Bezeichnung des »Lichtenbergisierens«. So schreibt Goethe am 24. August 1797 an Schiller über sein Vorhaben, »zweihundert französische satyrische Kupfer«¹²⁹ zu beschreiben:

»Ich fange an sie nun einzeln zu beschreiben und es geht recht gut, denn da sie meist dem Gedanken etwas sagen, witzig, symbolisch, allegorisch sind, so stellen sie sich der Imagination oft eben so gut und noch besser dar als dem Auge, und wenn man eine so große Masse übersehen kann, so lassen sich über französischen Geist und Kunst, im allgemeinen recht artige Bemerkungen machen und das Einzelne, wenn man auch nicht *lichtenbergisieren* kann noch will, läßt sich doch immer heiter und munter genug stellen, daß man es gerne lesen wird.«¹³⁰

Obwohl hier das »Lichtenbergisieren« als Garant für kurzweilige und unterhaltsame Lektüre erscheint, distanziert sich Goethe doch explizit von dieser Beschreibungstechnik und zwar vor allem, weil er die Betrachtung des »Ganzen« gefährdet sieht.¹³¹ Im Kontrast zu Lichtenberg, der, so Heißenbüttel, »vom neuen Detail immer neu überrascht, im Zauber des Einzelnen, im sinnlichen Einschnitt eher als im Kontakt über die Sinne sich selbst«¹³² erfährt, strebt Goethe das »Ganze« an, in dem die Eindrücke synthetisiert werden: »Lichtenbergs Art, einen »Totaleindruck« zu zerlegen, die Darstellung also »aufzudröseln« oder zu »analysieren«, ist Goethes Bemühen um ein »geschlossenes« Ganzes diametral entgegengesetzt. Goethe bemüht sich ja gerade, die Einzelheiten in seiner Darstellung »zusammenzuweben«, die Einzelheiten und Widersprüche zu synthetisieren.«¹³³ Lichtenberg hat demgegenüber, zumindest zunächst, weniger das Synthetisieren, sondern vielmehr das Analysieren als Ziel vor Augen: Verbunden mit seinem Vollständigkeitsanspruch führt diese Haltung schließlich zu einem Reichtum an Betrachtungen einzelner Details, oft auf geistreich-witzige Weise miteinander verbunden, häufig allerdings auch als widersprüchlich nebeneinander stehend, zu jenen »Pfennigs-

127 SB III, S. 354.

128 SB III, S. 354.

129 MA 8, 1, S. 400.

130 MA 8, 1, S. 401.

131 Vgl. »Goethe möchte nicht »lichtenbergisieren«, weil diese Art das Einzelne zu beschreiben, es unmöglich macht, über das Ganze »im allgemeinen« noch etwas zu erfahren.« (Beise 1993, S. 58).

132 Heißenbüttel 1982, S. 264.

133 Beise 1993, S. 68.

Wahrheiten«, die er in seinen »Sudelbüchern« zu einem riesigen Vorrat zusammengesparrt hat – auf den derselbe »Titul« wie der, den er sich für seine »Fragen über Physik« überlegt hat, zu passen scheint: »*Vermächtnisse*. Man vermacht ja auch Kleinigkeiten.«¹³⁴ Dieser späten Bemerkung aus dem »Sudelbuch L« zufolge scheint Lichtenberg selbst nicht unzufrieden mit der fragmentarisch-bruchstückhaften, »unvollendeten« Form seines Werks zu sein. Die folgende architektonische Metaphorisierung veranschaulicht jenes Unvollkommene, »baustellen«-haft Unfertige, das Lichtenberg mit seinem Werk verbindet: »Ein großer Fehler bei meinem Studieren in der Jugend war, daß ich den Plan zum Gebäude zu groß anlegte. Die Folge war, daß ich die obere Etage nicht ausbauen konnte, ja ich konnte nicht einmal das Dach zubringen. Am Ende sah ich mich genötigt, mich mit ein paar Dachstübchen zu begnügen, die ich so ziemlich ausbaute, aber verhindern konnte ich doch nicht, daß es mir bei schlechtem Wetter nicht hinein regnete. So geht es gar manchen!«¹³⁵

Die zerklüftete Physiognomie des Lichtenbergischen Werks konstatiert auch Heißenbüttel, zugleich scheut er sich jedoch nicht, es als *literarisches* Opus mit dem allgemein mehr als anerkannten literarischen Werk Goethes zu vergleichen:¹³⁶

»Was sich im Werk Lichtenbergs literarisch und nicht wissenschaftlich lesen läßt, bleibt verstreut in aufgesplitterte Facetten. Die Sudelbücher zusammen mit den vielfältigen Formen, auch sonst noch Tagebuch zu führen, bilden erst insgesamt das literarische Opus, das durchaus dem Goethes an die Seite gestellt werden kann. Es weist nur in eine andere Richtung. Es weist unter anderem voraus auf eine historische Situation, in der das geschlossene, abschließbare Werk nicht mehr herzustellen ist und an seine Stelle das offene, nie abschließbare tritt.«¹³⁷

Vom heutigen Standpunkt aus gesehen erscheint die Fragmentarizität des Lichtenbergischen Werks demzufolge nicht nurmehr als Resultat eines Strebens nach Vollständigkeit, das sich letztlich in zahllosen Detail-Betrachtungen und einzelnen, teilweise unverbundenen oder gar widersprüchlichen, teilweise miteinander verbundenen Gedankensträngen realisiert, deren Zusammenführung und hierarchisierende Einordnung den Lesern, der »Nachwelt« Lichtenbergs überantwortet bleibt. Denn mit dem Vorführen der Unerreichbarkeit jener Bemühungen um Vollendung und Vollständigkeit, letztendlich bedingt etwa durch die zeitliche Determiniertheit menschlicher Existenz, verbindet

134 Aus: L_I166.

135 K_{II}25.

136 Dieser gewandelte Begriff von der Literarizität eines Werks spiegelt sich auch in der Literaturgeschichtsschreibung wider, denn, so bemerkt Promies: »Über Generationen sahen Germanisten seine Schreibweise – sogenannte Aphorismen statt eines noch so verunglückten belletristischen Produkts – so beschaffen, daß er in Literaturgeschichten häufig nur in wenigen Zeilen Erwähnung fand – das hat sich inzwischen geändert.« (Horen 193 (1999), S. 6.).

137 Heißenbüttel 1982, S. 263.

sich hauptsächlich ein resignativ-melancholisches Moment. Vielmehr bildet Lichtenbergs Werk vor allem in formaler Hinsicht ein Beispiel für die Überwindung, ja Überlistung jener Determiniertheit und zwar gerade durch seine Beschränkung auf Vollständigkeit im Kleinen und Kleinsten, durch seine Kurz- und Fragmentformen, die sich durch ihre Offenheit und ihren Verweis sowohl ins Zukünftige als auch ins Vergangene auszeichnen: »Wenn man auch nicht aus einem Granitfelsen ein Haus hiebe, so könnte man ohne sehr viele Kosten vielleicht die *Ruinen* eines Hauses daraus bauen: so daß die Nachwelt glauben müßte, es habe ein Palast da gestanden.«¹³⁸ Die Ruine, das Fragment erscheint hier als die ideale Form, aus den begrenzten Mitteln das Bestmögliche herauszuholen. Lichtenberg stilisiert und instrumentalisiert die Ruine bzw. das Fragment zu einer ästhetischen Form, die durch ihren Verweischarakter die Begrenzungen menschlichen Schaffensvermögens zu überwinden vermag.¹³⁹ Jenes Verweisen, Hinführen, Anregen sind die Ziele Lichtenbergs, die bei der Rezeption seiner »Sudelbücher« deutlich zutage treten.

Folgen für die Rezeption der Schriften Lichtenbergs

Wie seine formale Physiognomie, so unterscheidet sich auch die Rezeptionsweise des Lichtenbergischen Werks weitgehend von konventioneller Lektüre. Durch fragmentarische, kurze und kürzeste Formen, blitzschnellen Wechsel der Themen, Fülle disparater Gedanken und Details entsteht der irritierende und zunächst verwirrende Eindruck von Uneinheitlichkeit, Unabgeschlossenheit, Inkohärenz, Unkonventionalität, der dem ästhetischen Ideal vom vollendeten, da in sich stimmigen und harmonischen literarischen Werk diametral entgegensetzen scheint. Positiv gewendet zeichnet sich Lichtenbergs Werk durch seine Offenheit, seinen Abwechslungsreichtum und die immer wieder überraschende Vielfalt an Formen und Ideen aus, die ihm jenen immer wieder betonten originellen Charakterzug verleihen. Vor allem seine »Sudelbücher« erfordern eine ständig aktive Rezeptionshaltung: Lichtenberg vergnügt und belehrt durch pointierte Wendungen, durch stilistische Finessen wie themati-

138 J₁1170.

139 Die vielfältigen Charakteristika und Erscheinungsformen des Fragmentarischen faßt Christoph Meckel in eindringlicher Weise zusammen: »Unzählige Spiel- und Versuchsweisen des Fragmentarischen. Multi-Formen, Synthetik durch Collage und anti-synthetisches Stückwerk; Sprengsatz, Querschläger, belletristisches Splittergebäck; Kristallsysteme von Bruchstücken, Organisation von Fertigteilen, Detailgestöber, Satzbau zwischen Chaotik und Kalkül, Wundmal, Attack, Explosion und Verhauch – widersprüchlich, tausendundeindeutig, gefährlich, offen. [...] Fragmente als Ruine und Ruin, als Fall von Tragödie oder subversiver Vorstoß, als Wurf und Auswurf, Start und Stop und ikarischer Sturz, Fragmente – verbales Blitzgeschehen, Aphoristik, Gestammel des Individuums; Geweb und Fels und Asche und Diamant und Ladenhüter poetischer Produktion.« (Meckel 1978, S. 12). Zur Modernität und Literarizität des Fragmentarischen vgl. Meckels Abhandlung »Über das Fragmentarische«. Vgl. Meckel 1978.

sche Sprünge, er erleichtert die aufmerksame Lektüre durch sinnlich-anschauliche Ausdrucksweisen, zugleich aber wird die Lektüre durch disparate Formen und ein Konglomerat an Themen und voneinander isoliert stehenden Gedankengängen erschwert, die zunächst scheinbar nichts oder wenig miteinander zu tun haben.

Indem intensive Betrachtungen einzelner Gedanken und Phänomene eine reflektierende Lektüre fordern, verhindern sie den kontinuierlichen wie quantitativ umfangreichen Konsum und regen vielmehr zu einer ebenso intensiven Beschäftigung mit dem einzelnen Gedanken an. Die »Sudelbücher« durchkreuzen insofern den (konventionellen) Anspruch des Lesers auf Vollständigkeit wie auf durchgängig-chronologische und damit systematische Lektüre, denn – wer kann schon mehr als zwanzig »Sudelbuch«-Einträge »am Stück« lesen und am Ende eine Zusammenfassung des Gelesenen geben? In diesem Zusammenhang erscheint das Wort-, Personen- und Werkregister, das Promies dem Kommentarband zu den »Sudelbüchern« beigelegt hat, als eine Art »Lese-Hilfe«, durch die die disparaten Aufzeichnungen Lichtenbergs in systematischer Form aufgeschlüsselt und Orientierungspunkte geboten werden, ohne in die asystematische, für die »Sudelbücher« charakteristische chronologische Anordnung der Bemerkungen einzugreifen.¹⁴⁰

Lichtenbergs Kurzformen kommen einerseits den heutigen Rezeptionsansprüchen entgegen, indem sie es ermöglichen, viele verschiedene Eindrücke, auf engstem Raum konzentriert, in kurzer Zeit zu konsumieren, jener Fast-Food-Mentalität, wie sie sich etwa in den Kurz- und Kürzest-Artikeln der Boulevard-Blätter widerspiegelt. Andererseits – und das ist gerade das Irritierende wie Erstaunliche – führen sie vor, daß diese auf Effizienz ausgerichtete »möglichst viel und Verschiedenes in kürzester Zeit«-Rezeptionsmentalität, trotz der Kurzformen bei seinen Schriften nicht funktioniert, fordern doch seine »Sudelbuch«-Einträge ein Einlassen auf den Gedanken, die kontemplative Auseinandersetzung mit dem Einzelnen, aus der erst die im Werk verborgenen Verbindungslinien, wie etwa die korrespondierenden Metaphern in den Hogarth-Erklärungen, sichtbar und bewußt werden, bis aus den einzelnen Facetten kaleidoskopartig für jeden Leser zu jedem Zeitpunkt ein anderes Bild von jenem vermeintlichen »Ganzen« (s)eines Gedanken-Systems entsteht, auf das Lichtenbergs Schriften zu verweisen scheinen. Lichtenberg katalysiert das Assoziationsvermögen durch die Vorstellung einzelner Details und führt inso-

140 Auf die Wichtigkeit, für den »erhöhten Genuß kritischer Leser« (Schleiermacher 1863, S. 567) die chronologische Folge der »Sudelbuch«-Einträge Lichtenbergs auf beizubehalten, verwies schon Schleiermacher unter Hinweis auf ihren Zusammenhang mit dem Verständnis der »Sudelbücher« wie der Originalität Lichtenbergs: »Wäre man nur ganz der Chronologie treu geblieben, so würden sich durch die Zusammenstellung durch die sichtbaren sowol, als unsichtbar gebliebenen Beziehungen, die Eigenthümlichkeiten des Verfassers weiter stärker herausgehoben haben, da im Gegentheil die Rubriken schlecht gewählt und schlecht gehalten sind.« (Schleiermacher 1863, S. 567.).

fern seine Leser zum Selbst-Denken und zur eigenen Anschauung, die schließlich in die Reflexion des eigenen Selbst mündet.¹⁴¹ Diese Rezeptionsweise garantiert, daß die Sinn-Konstitution des Lichtenbergischen Werks immer individuelle Züge des Lesers tragen wird. Sind doch, so Schopenhauer, »zu Papier gebrachte Gedanken überhaupt nichts weiter [...] als die Spur eines Fußgängers im Sande: man sieht wohl den Weg, welchen er genommen hat; aber um zu wissen, was er auf dem Wege gesehen, muß man seine eigenen Augen gebrauchen.«¹⁴² Dieses Phänomen, daß die Entdeckung des eigentlichen Sinns dem Leser überantwortet wird, entspricht zugleich der Einführung in ein zentrales Prinzip der Aufklärung, nämlich den Menschen durch den Gebrauch des eigenen Verstands zur Mündigkeit zu führen.¹⁴³

Indem die außergewöhnliche Physiognomie seines Werks, vor allem dessen weitgehend a(nti)systematische Anlage, das Rezeptionsverhalten der Leser nachhaltig beeinflußt und zum a(nti)systematischen, sprunghaften Lesen animiert, weist es auf just jenes methodisches Vorgehen hin, das Lichtenberg zufolge die noch ungebahnten Wege zu innovativen wie inventiven Gedanken zeigt, denn: »Wer botanisieren will muß nicht auf der Chaussee bleiben, man muß heutzutage über die Hecken springen, wenn man etwas Neues finden will. Unsere Konventions-Physik besteht aus einem Feld mit lauter Fuß-Pfaden, wer immer darauf fortwandelt, wird nicht mehr viel finden.«¹⁴⁴ Mit dieser Anregung zum Selbstdenken, die bei der selbständigen Weiterführung der gelesenen Gedanken beginnt und in die eigene unmittelbare Anschauung wie deren Reflexion mündet, zeigt Lichtenberg auch den Weg zur Produktion eigener literarischer Texte auf.

Insofern also die Lektüre der Schriften, vor allem jedoch der »Sudelbücher« Lichtenbergs in erster Linie vom Mit-Denken über das Nach-Denken zum Selbst-Denken führen soll, tritt die Beachtung der sprachlichen Mittel, durch die der Leser zu jenem Denkverhalten animiert wird, in den Hintergrund, die Frage nach der Literarizität erwächst demzufolge erst aus der Reflexion dieses rezeptiven Eindrucks: »Die ›Kunst‹ so zu schreiben, daß die Gedanken des Lesers angeregt und in produktiver Bewegung erhalten werden, hat mit den üblichen Kunstmitteln wenig zu tun. Sie besteht vielmehr ganz und gar darin, daß man zum Mitdenken des Gedachten geführt wird. Die ›Kunst‹ des Schreibens will hier gar nicht als solche verstanden und beachtet werden.«¹⁴⁵ Das Zurücktreten der sprachlichen Mittel zugunsten der Wirkung leitet den Leser Lichtenbergs beinahe unweigerlich zu Reflexion der gelesenen Gedanken und Betrachtungen. Diese Reflexion der Gedanken wird jedoch

141 Zur Schwierigkeit der Rezeption fragmentarischer Werke und ihrer Forderung nach assoziativem Denken vgl. auch Iser 1970.

142 Schopenhauer, Parerga, § 293, S. 652.

143 Zu dieser Thematik vgl. Iser 1970, S. 26.

144 Aus: J_{II}1633.

145 Gadamer ⁵1986, S. 397.

oftmals verbunden oder gar gleichgesetzt mit der Reflexion der Persönlichkeit ihres Verfassers. So ist auffällig, daß immer wieder versucht wird, die Frage zu beantworten, wer und wie Lichtenberg war, sowohl in geistiger als auch in körperlicher Hinsicht,¹⁴⁶ eine Tendenz, von der man in der heutigen Zeit nicht abkommt, sondern, im Gegenteil, sie besonders verfolgt.¹⁴⁷ Die Fehlbarkeit derartiger Bestrebungen faßt Dieter Lamping zusammen: »Vielleicht war er so, wie wir und seine Zeitgenossen ihn uns vorgestellt haben. Vielleicht war er auch ganz anders.«¹⁴⁸ Die Frage, wer Lichtenberg war, steht hier nicht im Vordergrund, vielmehr geht es darum, *was er und wie er spricht*, was er wie vermitteln will. Er selbst betonte die reflektierende, spiegelartige Wirkung seines Werk, die auf die Selbst-Reflexion seiner Leser zielt: »Ich übergebe euch dieses Büchelgen als einen Spiegel um hinein nach euch und nicht als eine Lorgnette um dadurch und nach andern zu sehen.«¹⁴⁹ Dieser radikale Verweis auf das eigene Selbst und das aus ihm resultierende Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten¹⁵⁰ erscheint als das höchste Ziel Lichtenbergs, das seinem Werk imperativischen Charakter und zugleich einen genuin aufklärerischen Zug verleiht. Im Vergleich zu Kants »Sapere aude!« zielt Lichtenberg allerdings nicht nur auf das rationale Erkenntnisvermögen ab, sondern vor allem auf die Fähigkeit zu sinnlicher Anschauung und Beobachtung.

146 Zur kritischen Einschätzung derartiger Fragestellungen nach der körperlichen Konstitution und den aus ihnen resultierenden Vorgehensweisen vgl. Lampings zusammenfassende Bemerkungen über Lichtenbergs Exhumierung und deren Ergebnisse. Vgl. Lamping 1992, S. 179–181. Zu den grotesken Blüten, die die gentechnische Forschung gegenwärtig in dieser Hinsicht zu treiben scheint, vgl. den Artikel von Philip Weiss »Mythen werden Menschen« in »Die Zeit« Nr. 11 vom 11. März 1999.

147 Über den aktuellen Boom von Biographien »mit skandalträchtigen Details«, jener Suche nach dem »Menschlichen« sogenannter genialer Persönlichkeiten, die den Blick weg vom Werk und hin auf triviale Erscheinungen – wie etwa vor allem intime Details aus dem Sexualleben – lenkt und sie als grotesken Gegensatz zum intellektuell-künstlerischen Werk treten läßt, ja gar den »Blick auf Werk und Leistung« verstellt, schreibt Jürgen Krönig in seinem Artikel »Der Verräter im eigenen Bett« in »Die Zeit«, Nr. 25, Beilage »Leben« vom 17. Juni 1999, S. 21: »In der Kombination aus Personalisierung, Enthüllungssucht und Kommerz offenbart sich eine dunklere Seite der demokratischen Massengesellschaft. Beinahe zwanghaft wirkt der Trend, alles aufzudecken – unter Berufung auf das hehre Prinzip des öffentlichen Interesses – und zugleich zu trivialisieren. Es triumphiert der Ethos der Mittelmäßigkeit [...]. Angesichts von Größe, Talent oder künstlerischer Vision gibt es heute offenbar nur eine Reaktion – nämlich die verschwiegsten Ecken auszuleuchten, um nur ja irgendwelche Schwächen aufzudecken. Hat man sie endlich gefunden, werden sie möglichst laut herausposaunt. Gewinnbringend natürlich. Und was tun wir? Wir greifen genüsslich zu.« An ein derartiges Interesse an persönlich-intimen Details erinnert auch der auffallende Erfolg der »Sudelbücher«.

148 Lamping 1992, S. 181.

149 D₇617.

150 Vgl. zu Lichtenbergs Ausdrucksform dieses »Sapere aude!«: »Verlasse hier einmal die Landstraße, und glaube ja nicht daß diese Sache nur für andere Leute auszumachen gehöre, denke immer du bist ein Mitglied des Rates.« (J_{II}1331).

Konsequenzen der Lichtenberg-Rezeption: Formen der Umsetzung

Anregen, Animieren nicht nur zu eigener *intellektueller* Tätigkeit, sondern vor allem zu eigener *sinnlicher* Anschauung und Beobachtung sowie zur individuellen Ausdrucksweise des Wahrgenommenen ist ein Ziel, das Lichtenberg in seinen Schriften zum einen durch beispielhaften sprachlichen Ausdruck sinnlicher Beobachtungen und intellektueller Schlußfolgerungen vermittelt, zum anderen, indem er die Entdeckung des letztendlichen Sinns seinen Lesern zuweist. Aus dieser radikalen Einbeziehung des Lesers, dessen Aktivität somit für die Konstitution des Textes als existentiell wichtig erscheint, resultiert der Umstand, daß der Text bedeutungsmäßig je nach rezipierendem Subjekt *changiert*: »Einen Text verstehen, heißt immer schon, ihn auf uns selbst anwenden. Wissen, daß ein Text auch wenn er immer anders verstanden werden muß, doch derselbe Text ist, der sich uns jeweils anders darstellt.«¹⁵¹ Mit dieser Auffassung vom Verstehen eines Textes als einem Weg zum Verstehen des eigenen Selbst geht der Effekt einher, daß derselbe Text nicht nur intersubjektiv, sondern auch intrasubjektiv, je nach Entwicklungsstufe des lesenden Subjekts, andere Bedeutungs- und Sinndimensionen annehmen kann: »Es ist sehr gut, die von andern hundertmal gelesenen Bücher immer noch einmal zu lesen, denn obgleich das Objekt einerlei bleibt, so ist doch das Subjekt verschieden.«¹⁵²

Dieser besondere Grad an Individualität hinsichtlich der Rezeption Lichtenbergischer Texte, allen voran seiner »Sudelbücher«, der durch die fragmentarische Offenheit und den aus ihr resultierenden Freiraum geradezu provoziert wird, zeigt sich, vor allem in jüngster Vergangenheit, auch in den vielfältigen Formen der künstlerisch-literarischen Umsetzung seiner Texte.¹⁵³ Während seine »Sudel-« und »Tage-Bücher«, spätestens seit den frühen zwanziger Jahren, zu literarischen Produkten angeregt haben, die in der Hauptsache Lichtenbergs Beziehung zu Frauen und seine körperliche Konstitution thematisieren,¹⁵⁴ erschienen zunehmend im letzten Jahrzehnt, angeregt durch die

151 Gadamer ⁵1986, S. 401.

152 H_{II} 54.

153 So exemplarische wie eindrucksvolle Anschauungsobjekte bietet in diesem Zusammenhang die Sammlung »Lichtenbergs Funkenflug der Vernunft. Eine Hommage zu seinem 250. Geburtstag«, die, basierend auf einer Serie von Interviews, derzeit nicht nur in Buchform, sondern auch im CD-Format erhältlich ist. Vgl. Funkenflug 1992.

154 Vgl. etwa Julius Berstls Novelle »Lichtenbergs Idyll« (1922), auf die Ulrich Joost in seiner Kritik über die Lichtenberg-Romane »Der Gnom« von Henning Boëtius (1989) sowie »Die kleine Stechardin« von Gert Hofmann (postum, 1994) hinweist. Vgl. Joost 1995. Zu Hofmanns »Die kleine Stechardin« vgl. auch die Kritik von Gert Sautermeister in den Horen 193 (1999), S. 269–279. 1998 erschien der dritte biographische Lichtenberg-Roman »Tumult der Seele«, in dem sich Beate Klepper, teilweise aus der Perspektive der Maria Dorothea Stechards, mit Lichtenbergs Leben auseinandersetzt. Vgl. hierzu die Kritik von Julia Webert und Wolfgang Naumann in den Horen 193 (1999), S. 280–285.

sinnliche Anschaulichkeit seines Sprachwitzes, zahlreiche graphische Um- und Übersetzungen verschiedener »Sudelbuch«-Bemerkungen Lichtenbergs.¹⁵⁵

Die Versuche, Lichtenbergische Bemerkungen und Gedanken graphisch umzusetzen, entsprechen nicht nur der sinnlichen Anschaulichkeit seines sprachlichen Ausdrucks, sondern auch seiner grundlegenden Einsicht in die Bildhaftigkeit als Basis und Eigenart menschlicher Erkenntnis: »Die Menschen machen sich Bilder von allem ...«¹⁵⁶. Wie in der literarischen Verarbeitung der Schriften Lichtenbergs, so zeigt sich auch in ihrer graphischen Transformation eine Vielfalt an individuellen Interpretationen: Während Robert Gernhardt auf cartoonistische Weise versucht, Lichtenbergs konjunktivistischem Humor (oder eher: humoristischem Konjunktiv?) graphisch auf die Spur zu kommen,¹⁵⁷ stellt Helmut von Arz den Lichtenbergischen »Sudelbüchern« Skizzen-Bücher visueller Art zur Seite, die er nicht als bildliche Antworten auf die Frage »wie funktioniert hier der Witz«¹⁵⁸, sondern vielmehr, »Fußnoten vergleichbar«¹⁵⁹, als »einen Hinweis auf konkrete Gegebenheiten, etwa: so könnte das damals ausgesehen haben«¹⁶⁰ verstanden wissen will. F.W. Bernstein hingegen räsoniert bildlich darüber, wie »Lichtenberg heute«, etwa als »Nobelpreisträger für Hochleistungskomik«¹⁶¹ oder als »Motocyclist«¹⁶² aussähe, während Lichtenberg in Nikolaus Heidelbachs cartoonistischen Portraits mit seinem eigenen Skelett auf seinen 200. Todestag anstößt,¹⁶³ auf einer Schäfchenwolke dahergeritten kommt oder, trendgemäß, mit einem Jojo spielt.¹⁶⁴ Als Illustrationen einzelner Charaktere, wie sie Lichtenberg im bildlichen Witz seiner »Sudelbuch«-Bemerkungen schildert, erscheinen Fritz Fischers »Lichtenbergiana«.¹⁶⁵ Leo Leonhard versucht in sei-

155 Einen Überblick über die unterschiedliche Versuche, Lichtenbergs Gedanken und Persönlichkeit bildlich zu fassen, bietet der reich illustrierte Lichtenberg-Band der »Horen«, bei dessen Komposition sich Wolfgang Promies vor allem von der Frage, »wie Lichtenberg auf den verschiedensten Ebenen *heute* vergegenwärtigt wird« (Horen 193 (1999), S. 6.), leiten ließ.

156 Aus: E₁390. Vgl. auch Lichtenbergs Forderung um »deutliche Begriffe und zwar da, wo es angeht, nicht bloß aus Beschreibungen, sondern durch die Sinne zu erhalten«, in D₁267.

157 Robert Gernhardts »Sudelblätter«, zunächst unregelmäßig im Magazin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschienen, sind neuerdings gesammelt in dem Band »Unsere Erde ist vielleicht ein Weibchen. 99 Sudelblätter von Robert Gernhardt zu 99 Sudelsprüchen von Georg Christoph Lichtenberg« (Zürich 1999) zu erhalten. Darüber hinaus erschien 1998 ein Lichtenberg-Kalender für 1999 mit zwölf »Sudelblättern«. Zu den cartoonistischen Zügen Lichtenbergs vgl. Gernhardt 1995.

158 Arz 1998, Nachwort.

159 Arz 1998, Nachwort.

160 Arz 1998, Nachwort.

161 Vgl. Horen 193 (1999), S. 265.

162 Vgl. Horen 193 (1999), S. 268.

163 Vgl. Plakat zur Darmstädter Ringvorlesung »Wie sterblich sind Klassiker?« anlässlich des 200. Todestags Lichtenbergs.

164 Vgl. Horen 193 (1999), S. 88.

165 Vgl. Horen 193 (1999), S. 141–144.

nen aufwendigen Radierungen, Witz und Spannweite der »Sudelbücher« zu visualisieren, indem er mehrere Gedanken Lichtenbergs miteinander verknüpft in Wort und Bild wiedergibt.¹⁶⁶ Diese wenigen Beispiele deuten die Vielfalt der die künstlerisch-bildlichen Auseinandersetzung mit Lichtenberg und seinen Schriften an: Sie reicht vom Portrait Lichtenbergs über die Illustration seiner »Sudelbuch«-Eintragungen und der durch sie animierten visuellen Imaginationen bis zur komplex-subtilen Verknüpfung des Verfassers mit seinen Gedanken im Bild. Nicht zuletzt führen sie als künstlerische Reproduktionen historischer Texte die Aktualität Lichtenbergs vor, indem sie seine Gedanken aus dem Sprachlichen in die konkrete sinnliche Anschauung holen und sie so (im eigentlichen Wortsinn:) »augenscheinlich« zu neuer Unmittelbarkeit erwecken.¹⁶⁷ Unmittelbar und über das Visuelle hinaus auch taktil wahrnehmbar tritt Lichtenberg schließlich auch in skulpturierter Form entgegen und zwar zum einen auf dem Göttinger Marktplatz, zum anderen am neuen Darmstädter Polizeipräsidium in Form eines Denkmals, auf dessen Lokalbezug der ihm (in Spiegelschrift) beigegebene »Sudelbuch«-Eintrag L₁505 anspielt.¹⁶⁸

In akustischer Form hat sich bereits Walter Benjamin in Form seines »Hörmodells« »Lichtenberg. Ein Querschnitt.«¹⁶⁹ eingehend mit Lichtenberg auseinandergesetzt. Daß Lichtenberg die musikalische Imagination anregt, belegen etwa György Kurtágs »Lichtenberg-Zyklus« (op. 37) für Sopran solo, dessen textliche Basis zweiundzwanzig »Sudelbuch«-Bemerkungen bilden, sowie die am 16. Januar 1998 uraufgeführten »Lichtenberg-Splitter« von Franz Cerha. In Szene gesetzt finden sich Lichtenbergs Schriften beispielsweise durch das musikalische Münchner Kammertheater »Puppet Players«, das unter dem Titel »Der Finsternis-Handel« ein Szenenprogramm für Klangfiguren, Violoncello und Akkordeon bietet.¹⁷⁰ Als eine Art Gipfel der multi-medialen Verarbeitung Lichtenbergs erscheint das Film-Projekt des Regisseurs Peter Sehr, der für das Jahr 2000 einen Kostümfilm über Lichtenberg angekündigt hat, in dem allem Anschein nach die Beziehung Lichtenbergs zu Maria Dorothea Stechard im Mittelpunkt steht.¹⁷¹

Demgegenüber können Postkarten, Poster, Gipsmedaillons und dergleichen mehr noch zu den konventionellen »Neben-Produkten« von Ausstellungen gezählt werden. Ein weiteres Kuriosum findet sich allerdings auch hier: Seit neuestem wird nämlich im Buchhandel (!) sogar ein »Lichtenberg zum Anziehen« angeboten und zwar in Form eines T-Shirts – offensichtlich vor allem auf

166 Vgl. Horen 193 (1999), S. 95.

167 Vgl. Gadamer ⁵1986, S. 403.

168 Vgl. zu dieser Skulptur Präger 1996.

169 Vgl. Benjamin IV, 2, S. 696–720.

170 Vgl. Mitteilungen der Lichtenberg-Gesellschaft 17 (1998), S. 6.

171 Vgl. Mitteilungen der Lichtenberg-Gesellschaft 15 (1997), S. 10. Dort wird auf den Artikel »Projekt Lichtenberg als Filmstar« verwiesen, der im »Darmstädter Echo« vom 28. August 1997 erschien.

studentisches Publikum zugeschnitten, da im Hinblick auf das studentische Verhalten treffenderweise mit dem Zitat-Aufdruck »Als ich nun so studierte und schlief ...« versehen, zwar mit dem Verfassernamen, allerdings ohne genaue Angabe des »Sudelbuch«-Eintrags, den der »Lichtenberg-Kundige« unter dankbarer Zuhilfenahme des Promies'schen Wortregisters als E₁373 zu identifizieren weiß. Interessanterweise erscheint das Satzfragment im »Sudelbuch« nicht, wie auf dem T-Shirt-Zitat, mit dem durch die drei Punkte signalisierten offenen Schluß, sondern mit einem Punkt als Abschluß – eine Abweichung.¹⁷² an die sich einige interessante Betrachtungen knüpfen ließen, aber sei's drum, das T-Shirt zeugt für die Entwicklung, die die Lichtenberg-Rezeption der letzten Jahre prägt und die es weiter zu beobachten gilt. Ihr zufolge befindet sich Lichtenberg auf dem besten Weg von seiner ehemaligen Position als »literarische Randfigur« zu Popularität mit Kultstatus. Fraglich bleibt allerdings, wieviele der potentiellen T-Shirt-Träger auch Lichtenberg-Leser werden (oder bereits sind) und sich eingehender mit seinem Werk befassen, oder ob es dabei bleibt, daß man – wenn überhaupt etwas, dann – »die kleinen Sachen von ihm kennt«. Im Hinblick auf die Funktion des T-Shirts als äußeres Erkennungszeichen von Lichtenberg-Kennern behält die Kleidung daher wohl ihre hieroglyphischen Züge¹⁷³ und die skeptische Frage Lichtenbergs danach, ob »denn die Kleidertrachten auch Vernunft?«¹⁷⁴ seien, ihre Aktualität.

Anhand dieser Vielfalt von modernen Umsetzungsformen der Biographie und der Gedanken Lichtenbergs, die hier lediglich als fragmentarische Aus-

172 Interessante Kostproben falsch zitierter bzw. gar komplett neu erfundener Lichtenbergischer Bemerkungen finden sich in Wolfgang Promies' Artikeln »Aufgelesen, zugeschrieben, nachgesagt – Von Federführern hier und da«, »In vino Lichtenberg« und »Man nehme Lichtenberg dem Namen nach« in den Horen 193 (1999), S. 286–289. Aus seiner mittlerweile bereits mehrfach belegten Erfahrung, daß Lichtenberg offenbar als Etikett für geistreiche aphoristische Bemerkungen verwendet wird, für deren Authentizität sich niemand verbürgen will und kann, zieht Promies schließlich die positive Konsequenz: »es ist eine schöne Vorstellung, daß gewitzte Redakteure, auch listige Germanisten, von subtilen Belletristen gar nicht zu reden, unablässlich Lichtenberge auftürmen, wenn sie nur nicht Geröll sind.« (Horen 193 (1999), S. 289.). An diese Verwendung Lichtenbergs als eine Art »Qualitätsmarke« für so kurze wie treffende Aussprüche ließen sich einige interessante rezeptionsästhetische Betrachtungen anknüpfen über die gegenwärtige Praxis, durch bestimmte Markenzeichen die wirtschaftliche und qualitative Bedeutung der Ware bis zum Statussymbol zu steigern, das das eigene Geltungsbedürfnis zu stillen vermag.

173 Vgl. F₁334.

174 Aus: L₁403. Auf die Wichtigkeit seiner gleichnishaften Betrachtungen über den Zusammenhang von Kleidertrachten, Geburt und Regierung weist in dem »Sudelbuch«-Eintrag, dem diese Frage entnommen wurde, die folgende interessante Bemerkung hin: »Ich werde gewiß von denen verstanden, von denen ich verstanden sein will, und dieses überhebt mich der Mühe hier präziser in den Ausdrücken zu sein. Ich bin davon so sicher überzeugt, daß, wenn mir die Wahl gelassen würde, welches Oktav-Blatt von mir auf die Nachwelt kommen sollte? ich getrost sagen würde: *dieses*.« (aus: L₁403.).

wahl vor Augen geführt werden kann, sollte die umfassende Bandbreite der künstlerischen und sinnlichen Ausdrucksmöglichkeiten, durch die Lichtenbergs Schriften und Biographie zu unmittelbarer sinnlicher Anschauung gebracht wird, deutlich geworden sein. Daß nicht zuletzt auch Lichtenbergs experimentalphysikalische Lehrmethoden nichts von ihrer Wirkungskraft verloren haben, zeigte die an sinnlichen Effekten reiche Vorlesung »Phlogiston oder das Ende der Alchemie«, die Rüdiger Kniep und Paul Steurer am 3. Februar 1999 im Rahmen der Ringvorlesung anlässlich Lichtenbergs 200. Todestag abhielten: Sie erregte mit ihren eindrucksvollen Versuchen so viel Aufsehen, daß sie am Folgetag im Nachrichtenüberblick des Hessischen Rundfunks zu den fünf wichtigsten Ereignissen des Vortags gezählt wurde. Einen schlagenderen Beweis für die zeitlose Gültigkeit und Aktualität der Auffassung Lichtenbergs, daß ein »physikalischer Versuch der knallt [...] allemal mehr wert [sei, U.F.] als ein stiller« und man »also den Himmel nicht genug bitten [könne, U.F.], [daß] wenn er einen etwas will erfinden lassen es etwas sein möge das knallt«¹⁷⁵, läßt sich wohl kaum beibringen. Darüber hinaus kann Lichtenbergs Feststellung über die Knalleffekte physikalischer Versuche auf sein Gesamtwerk – im Rückblick auf den Zeitraum von über 200 Jahren und die Entwicklung der Lichtenberg-Rezeption ohne Prophetie – übertragen werden: »Es schallt in die Ewigkeit.«¹⁷⁶

2. »Zu was Ende?« Resümee und Fazit

»Doch wir müssen abbrechen, und wollen statt neuer Erläuterungen, die sich ins unendliche vervielfältigen ließen, lieber die Hauptsätze kurz zusammennehmen ...«¹.

Ausgangsfragestellungen

Am Ausgangspunkt meiner Betrachtungen stand die Erfahrung von der faszinierenden Wirkung der Schriften Lichtenbergs, die unter anderem aus der sinnlichen Unmittelbarkeit seines sprachlichen Ausdrucks resultierte. Die Frage nach der Ursache dieser Wirkung führte zur Betrachtung der konkreten sprachlichen Erscheinungen sowie der Sprachauffassung Lichtenbergs als dem theoretischen Hintergrund seiner sprachlichen Praxis, der Aufschluß über die Gründe und die Motivation für eine derartige Sprachgestaltung geben sollte. Die grundlegenden Fragestellungen konvergierten schließlich im so prinzipiellen wie vielfältigen Problem der Relation von Wahrnehmung, Erkenntnis und sprachlichem Ausdruck, das sich sowohl für Lichtenbergs Werk als auch

175 Aus: F₁1147.

176 Aus: F₁1147.

1 SB III, S. 289.

im Hinblick auf die Aufklärungszeit als eine zentrale und intensiv reflektierte Thematik herausstellte.

Diese Einsichten leiteten zu Fragen wie: Wo und in welcher Form artikuliert Lichtenberg seine ästhetischen und theoretischen Ansichten zum Verhältnis von Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache? Inwiefern entspricht die sprachliche Realität den theoretischen Postulaten und Desideraten? Wie erscheint die Sinnlichkeit in seinen Schriften: Welche Wahrnehmungsweisen werden durch welche sprachlichen Mittel ausgedrückt? In welchen Kontexten und in welcher Form wird die Sinnlichkeit reflektiert? Ist Lichtenberg wirklich der ›Augenmensch‹, als der er in der Fachliteratur so oft bezeichnet wird? Auf welches Ziel strebt die Anreicherung seiner Sprache mit sinnlicher Anschaulichkeit hin? Inwiefern kann sie als Überwindung der selbstentfremdenden, generalisierenden und abstrahierenden Wirkung sprachlicher Zeichen aufgefaßt werden? Wie verhalten sich Lichtenbergs Ansichten schließlich in Anbetracht ihres historischen Kontexts? Welchen Aufschluß geben die Betrachtungen zu Wahrnehmung, Erkenntnis und Sprache in Lichtenbergs Schriften über deren Modernität und Aktualität?

Ansatzpunkt: Physiognomik

Ansatzpunkt für die Beantwortung dieser Fragen war die Betrachtung der Physiognomik, der inhaltlichen Bedeutung und geschichtlichen Entwicklung des Begriffs. Die Physiognomik ist nicht nur ein durchgängig zentrales Thema im Werk Lichtenbergs, sondern bildet darüber hinaus ein Phänomen, das sich, auf der Grundlage einer bereits in der Antike wurzelnden Tradition, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Hochkonjunktur aufschwingt und als beispielhaft für die zentrale Problematik der Transformation von natürlichen Zeichen in sprachliche Zeichen betrachtet werden kann.

Als eine erste wichtige Erkenntnis erscheint hierbei der Umstand, daß sich seit der ersten systematischen Physiognomik des Aristoteles ein Wandel in der Begriffsbedeutung vollzogen hat: Während zunächst die gesamte Gestalt des menschlichen Körpers in die physiognomische Betrachtung einbezogen wurde, konzentrieren sich die Physiognomisten des 18. Jahrhunderts zunehmend auf das Gesicht und schließlich nurmehr auf dessen als Silhouette dargestelltes Profil. Auf diese Bedeutungsverengung folgt am Ende des 18. Jahrhunderts eine Bedeutungserweiterung mit *Tendenz zur ganzheitlichen Wahrnehmung des Menschen*, indem die Gestik sowie der sprachliche Ausdruck als zu entziffernde physiognomische bzw. pathognomische Zeichen aufgefaßt werden.

Lichtenbergs Verhältnis zur physiognomischen Theoriebildung und ihrer Realisierung in den Publikationen Lavaters ist von Skepsis und Zweifeln geprägt. Als ein folgenschweres Problem der Physiognomik sieht er die Wiedergabe physiognomischer Beobachtungen durch die Sprachzeichen an, die zu evidenten Mißverständnissen innerhalb der Physiognomik führen kann. So kann sie etwa jene fatale Simplifizierung physiognomischer Methodik zur

Folge haben, die eine der Ursachen für die vorschnelle Aburteilung der Menschen aufgrund der Pauschalisierung vermeintlich bedeutsamer physiognomischer Merkmale bildet.

Physiognomik und Sprache sind insofern auf eine besondere Weise verbunden, als Physiognomie und sprachlicher Ausdruck die beiden Ausdrucksmedien des Menschen darstellen, die durch ihre Zeichenhaftigkeit in ihrer synthetischen Verbindung die menschliche Erscheinungsweise konstituieren. Sofern die Sprache das Ausdrucksmedium physiognomischer Beobachtungen bildet, erscheint sie darüber hinaus als Übersetzung der sinnlichen Wahrnehmung natürlicher Zeichen in willkürliche Zeichen. Indem Lichtenberg die Wissenschaftlichkeit und somit Wahrheit physiognomischer Deutungen anzweifelt, stellt er zugleich die menschliche Fähigkeit in Frage, die sinnlich wahrnehmbaren Zeichen der Natur adäquat entziffern und ausdrücken zu können. In dieser Hinsicht ist Lichtenbergs Kritik an der Physiognomik zugleich als Kritik an der rationalistischen Überzeugung von der Lesbarkeit der Welt und dem prinzipiellen Vertrauen in das menschliche Erkenntnisvermögen als Lieferanten allgemeingültiger und objektiver Wahrheiten aufzufassen sowie als Kritik an der Sprache als den natürlichen Zeichen angemessenes Ausdrucksmedium. Aus seiner Einsicht in die Unhaltbarkeit physiognomischer Urteilsbildungen resultieren grundlegende Fragen nach der Möglichkeit einer wahren Erkenntnis und dem Verhältnis des sprachlichen Ausdrucks zum Ausdrückenden. Lichtenbergs Skepsis gegenüber der Sprache basiert insbesondere auf seiner Auffassung von der Subjektivität wie Individualität jeder Wahrnehmung und jeder Erkenntnis sowie von der Diskrepanz, die zwischen dieser Subjektivität der Erkenntnis und der generalisierenden Tendenz des sprachlichen Ausdrucks liegt.

Lichtenbergs Skepsis und Zweifel betreffen demzufolge zum einen das rationalistische Vertrauen in das menschliche Vermögen, die natürlichen Zeichen entziffern zu können, sowie zum anderen die Eignung der Sprache als adäquates Ausdrucksmedium von Wahrnehmungen, Empfindungen und Erkenntnissen.

*Der Mensch als Summe und Synthese:
Der historische Weg zum ganzheitlichen Menschenbild
und die Folgen für die Sprachauffassung*

Seit der Kopernikanischen Wende findet das menschliche Streben nach Erkenntnis und Ausdruck von Wahrheit unter Bedingungen statt, die vor allem durch die Erschütterung des naiven Vertrauens in das Weltbild, das die sinnliche Wahrnehmung vermittelt, geprägt werden. Das Bedürfnis, die beobachteten Phänomene überprüfen zu können und somit zu ›wahrer‹ Erkenntnis der natürlichen Zusammenhänge zu gelangen, zeigt sich im Aufkommen des Experiments, durch das Ursache und Wirkung der natürlichen Phänomene näher untersucht oder gar erst sinnfällig werden können.

Die Wege, die zu wahrer Erkenntnis führen sollen, unterscheiden sich vor allem tendenziell in der Frage danach, welchem der beiden Erkenntnisvermögen – Sinnlichkeit oder Verstand –, in die der Mensch eingeteilt wird, die vorrangige Stellung eingeräumt wird. Als prinzipiell gesichert gilt jedoch, daß der Mensch fähig ist, Wahrheit zu erkennen – so etwa lautet der Titel von Nicholas Malebranches zwischen 1674 und 1678 erschienenem Hauptwerk bezeichnenderweise »De la Recherche de la *Verité*« (»Von der Erforschung der Wahrheit«).

Sprache wird vor allem im Hinblick auf ihre mißbräuchliche und unreflektierte Anwendung problematisiert, während ihre prinzipielle Eignung als Ausdrucksmittel der Wahrnehmungen und Erkenntnisse unbestritten bleibt. Als ein zentrales Mittel zum richtigen Sprachgebrauch erscheint die Differenzierung der Begriffe, wie sie etwa Thomas Reid für die Terminologie der Wahrnehmungstheorie vornimmt. Sowohl Thomas Hobbes² als auch Leibniz fassen die Sprachzeichen als »Rechenpfennige« auf, die die sinnlichen Eindrücke vertreten und wie algebraische Zeichen behandelt werden können. Aus dieser mathematischen Sprachauffassung resultiert die Suche nach einer idealen Sprache, die die Strukturen der Begriffe und Ideen in Form eines logischen Zeichensystems widerspiegelt, das sich durch höchstmögliche Eindeutigkeit der Beziehungen auszeichnet.

Während Locke bereits auf die Diskrepanz zwischen den allgemeinen Zeichen der Sprache und individueller Idee hinweist, stellt Hume auf der Basis des mechanistischen Weltbilds und der mit ihm einhergehenden Unmöglichkeit, die Ursache ohne ihre Wirkung zu beobachten und somit die Außenwelt empirisch zu beweisen, die menschliche Fähigkeit in Frage, die Außenwelt zu erkennen. Im Hinblick auf diesen erkenntnistheoretischen Skeptizismus erscheint Hume als Vorläufer Kants, mit dessen Transzendental-Philosophie der erkenntnistheoretische Blick vom gegenständlichen Objekt zum wahrnehmenden Subjekt schwenkt.

Charakteristisch für den aufklärerischen Wahrnehmungsdiskurs ist die Auffassung von der Heterogenität der sinnlichen Wahrnehmungen unterschiedlicher Sinnesmodalitäten, wie sie bereits Berkeley proklamiert und wie sie Condillac in seinem sensualistischen »*Traité*« verdeutlicht, in dem der Mensch als die *Summe* seiner in Einzelteile zerlegten Sinnlichkeit aufgefaßt wird. Diese Zersplitterung des Menschen in seine einzelnen Sinne, die aus ihr folgende Reduzierung menschlicher Existenz auf die bloße Summe sinnlicher Empfindungen und der Dualismus von Sinnlichkeit und Verstand werden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vorbereitet durch Kant, Hamann und Herder, bei Humboldt schließlich von der Vorstellung eines ganzheitlich konzipierten

2 Vgl.: »die Worte sind die Zählpfennige der Weisen, sie rechnen nur damit; aber sie sind das Geld der Narren, die sie nach der Autorität eines *Aristoteles*, eines *Cicero* oder eines *Thomas* oder eines beliebigen Doktors schätzen, wenn es nur ein Mensch ist« (Hobbes/Klenner, 29; *Leviathan*, IV.).

Menschen synthetischer Prägung abgelöst. Am Ende des 18. Jahrhunderts dominiert demzufolge zunehmend das Bestreben, die zersplitterte Sinnlichkeit zu verbinden und zwar nicht als Summe, sondern als Synthese.

Mit dieser Erkenntnis von der synthetischen Konstitution des Menschen und der Subjektivität seiner Vorstellungen wird die Frage nach ihrem adäquaten Ausdruck durch die Sprache zu einem akuten Problem: Das Ideal von der logisch-mathematischen Sprache, das aus der Orientierung am gegenständlichen Objekt resultierte, wird infolge der subjektorientierten Reflexion durch die ›natürliche‹ (Ur-)Sprache ersetzt, die den subjektiven und individuellen Charakter menschlicher Erkenntnis und Empfindungen auszudrücken vermögen soll. Im Zuge dieser Tendenz zur ganzheitlichen, synthetisierenden Auffassung vom Menschen wird der Sprache schließlich eine zentrale Rolle im Erkenntnisprozeß zuerkannt. Hamann und Herder erscheinen in diesem Zusammenhang als Wegbereiter jener Auffassung von der organischen Konstitution der Sprache, die Wilhelm von Humboldt zu Beginn des 19. Jahrhunderts artikuliert.

Spielerischer Umgang mit Sprache und Gedanken als Chance

Die Orientierung der Erkenntnistheorie am erkennenden und empfindenden Subjekt hat die *Relativierung* des menschlichen Wahrheitsanspruchs zur Folge: Als Konsequenz der Auffassung, daß jede Erkenntnis der Welt individuell und subjektiv ist, wird der Erkenntnisprozeß zur unabschließbaren, weil unendlich fortführbaren Semiose. Objektive Wahrheit der Erkenntnis erscheint nunmehr als unerreichbares Ideal, an das sich die subjektive Erkenntnis lediglich mehr oder weniger anzunähern vermag. Die Sprache wird als Ausdrucksmittel für die subjektiven und individuellen Empfindungen und Erkenntnisse unzulänglich: Zwischen Individualität der Empfindung und generalisierendem Charakter der konventionellen Sprachzeichen klafft ein Abgrund, der durch die Auffassung vom Menschen als synthetischer Verbindung von sinnlichen Wahrnehmungen und intellektuellem Erkenntnisvermögen vergrößert wird. Als Grund für die Disharmonie zwischen Ausdruck und Auszudrückendem wird jedoch zunächst noch vorwiegend der falsche Sprachgebrauch des sprechenden Subjekts angesehen, während die Sprache selbst, etwa bei Kant, als ideales Ausdrucksmittel des Menschen gilt.

In dieser Zeit der Erschütterung alter Werte und Umorientierung der Reflexionen bei gleichzeitigem Festhalten an konventionellen Methoden und Betrachtungsweisen steht Lichtenberg mit seinen physikalischen Beobachtungen auf der Basis analytischer Methoden und seinen (sprach-)philosophischen Reflexionen, in denen er den Wahrheitsgehalt seiner naturwissenschaftlichen Erkenntnisse kritisch beleuchtet. Während er die Ausrichtung auf das Subjekt als maßgebliche Instanz der Erkenntnis teilt und zugleich am analytischen Wahrnehmungsdiskurs der Rationalisten partizipiert, weisen seine theoretischen Reflexionen bereits über seine Zeit hinaus, wenn Lichtenberg die ›dunklen‹, rational unfaßlichen Empfindungen und Träume als wesentliche Weg-

weiser zur Selbsterkenntnis auffaßt und den Grund für die Schwierigkeiten des adäquaten Ausdrucks von Wahrnehmungen und Empfindungen durch die Sprache *nicht* im falschen Sprachgebrauch des Subjekts, sondern in der Beschaffenheit der Sprache selbst sucht.

Als Essenz seiner sprachkritischen Reflexionen erscheint die Erkenntnis, daß sprachlicher Ausdruck immer nur *Metapher* sein kann, da das *Wesen der Sprache* mit ihrer konventionellen Zeichenordnung prinzipiell zu verschieden ist von den individuellen Denk- und Wahrnehmungsstrukturen des erkennenden Subjekts, dessen Erkenntnis für Lichtenberg von empirischer Erfahrung und deren intellektueller Erschließung durch den Verstand gleichermaßen bestimmt wird. Aus diesem besonderen Charakter der Sprachzeichen folgt, daß bestenfalls eine Annäherung an den adäquaten Ausdruck der Gedanken und Empfindungen stattfinden, niemals aber ein ihnen adäquater Ausdruck erreicht werden kann. Seine Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der Sprache in ihrer Funktion als Ausdrucksträgerin individueller Empfindungen führt ihn zur Individualisierung des sprachlichen Ausdrucks durch Adaption der Sprachform an die eigenen Bedürfnisse, die vor allem in der Annäherung der Sprachzeichen an die sinnliche Anschauung als empirischem Ursprung jeder Erkenntnis besteht.

Die Annäherung an die Konstitution der subjektiven und individuellen Gedanken und Empfindungen durch Individualisierung der Sprache, die sich stilistisch vor allem in der Veranschaulichung des Ausdrucks anhand von Metaphern und Vergleichen konkretisiert, entspricht der Annäherung an die sinnliche Anschauung als den Ursprung jeder menschlichen Empfindung und Erkenntnis. An diesem Punkt werden zugleich die Grenzen dieser Annäherung von Ausdruck und Auszudrückendem offensichtlich: Vor allem die Erfahrung des syn(äs)thetischen Charakters menschlicher Empfindung zeigt hierbei die grundsätzliche Verschiedenheit auf, die das Verhältnis der Sprachzeichen zu dem durch sie Bezeichneten prägt. Von Isomorphie zwischen Sprache und Denken ist bei Lichtenberg nicht mehr die Rede – im Gegenteil: Indem Lichtenberg mit seiner Bevorzugung der anti-systematischen Ordnung auf diese prinzipielle Divergenz zwischen Sprechen und Denken hinweist, hebt er sich explizit von der rationalistischen Auffassung ab.

Im Rahmen dieser Erkenntnisse erscheint die Naturwissenschaft insofern als Ausgangspunkt der (sprach-)kritischen Haltung Lichtenbergs, als hier die Divergenz zwischen der sinnlichen Erfahrung und deren Verarbeitung zu theoretischen Formeln empirisch bewiesen werden kann, wie Lichtenberg am Beispiel der methodischen Berechnung der Wahrscheinlichkeit beim Glücksspiel verdeutlicht. Die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit und dem pauschalisierenden Charakter mathematischer Formeln als wissenschaftlicher Ausdrucksform konkreter sinnlicher Erfahrung läßt sich übertragen auf die Relation zwischen sprachlichem Ausdruck und auf sinnlichen Eindrücken basierendem Auszudrückendem. Indem er die Unzulänglichkeit der mathematischen und sprachlichen Zeichen im Hinblick auf das durch sie Bezeichnete demonstriert,

relativiert Lichtenberg den Wahrheitsanspruch der Wissenschaft wie des sprachlichen Ausdrucks und plädiert für die bewußte Reflexion dieser Erkenntnis. Aus dieser Erkenntnis von der Unzulänglichkeit konventioneller Ausdrucksmittel wie wissenschaftlicher und sprachlicher Zeichensysteme resultiert die Suche nach ›neuen Wegen‹ der Annäherung an das Ausdrückende mit dem Ziel, den subjektiven und individuellen, sprich: natürlichen Charakter des Ausdrückenden zu vermitteln und darzustellen, ohne nachzuahmen. Die revidierte Auffassung von der Wissenschaft und Lichtenbergs Überzeugung vom Witz und Paradigma erweisen sich als Methoden, die Welt und Wissenschaft vereinen: Die Wahrnehmung latenter Ähnlichkeiten erscheint als Schlüssel zur Welt und realisiert sich sprachlich im assoziativen Potential der Metapher. Die metaphorische Ausdrucksweise, die aufgrund ihres assoziativen Potentials als ›unwissenschaftlich‹ gilt, bildet demzufolge just das sprachliche Mittel, das Lichtenbergs Kritik am wissenschaftlichen Wahrheitsanspruch und seine Auffassung ausdrückt, daß Wissenschaftlichkeit die Darstellung der Welt und ihrer Phänomene mit allen möglichen Abweichungen bedeutet. Denn der Subjektivität und Vorläufigkeit menschlicher Erkenntnis entspricht die Elastizität und die mit ihr verbundene Dynamik der Metapher in besonderer Weise.³

Als methodische Möglichkeit, dieses Ziel zu erreichen, sieht Lichtenberg den *spielerisch-experimentellen Umgang mit den Zeichen* und dessen Vermittlung durch innovative, anti-systematische Ausdrucksformen, wie sie sich beispielhaft in den »Sudelbüchern« konkretisieren. Die formale Neuorientierung an Kurzformen, die sich dem konventionellen Gattungsschema entziehen, erscheint als Reaktion auf die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit, ja Fehlerhaftigkeit der Ausdruckszeichen und dem durch sie vermittelten Weltbild: Ebenso wie die konventionellen Methoden der Wahrnehmung, wie etwa das Prinzip der Rahmenschau, der veränderten modernen Realität nicht mehr entsprechen, verdeutlicht am Beispiel der Großstadt-Wahrnehmung, so erscheinen auch die konventionellen literarischen Ausdrucksformen als inadäquat im Hinblick auf das modifizierte, synthetische Menschenbild. Die veränderte Realität fordert innovative Darstellungs- und Ausdrucksformen, während in der Wissenschaft weiterhin die systematische Abhandlung Gültigkeit behält. Sofern der sprachliche Ausdruck dem Anspruch unterliegt, das Ausdrückende möglichst adäquat wiederzugeben, erscheinen Lichtenbergs Schriften in formaler und sprachlich-stilistischer Hinsicht als Fingerzeige auf die moderne Wirklichkeit und ihre Forderung nach einem ›anders‹ geordneten Ausdruck, die die konventionell analysierende Auseinandersetzung und systematisie-

3 Vgl. hierzu Pattersons Folgerung: »[Lichtenberg, U.F.] was in the vanguard of eighteenth century science. He was an original thinker. Today, his scientific work is all but forgotten. If remembered it is considered »nonscientific«. Perhaps there is a lesson to this. When scientific theories cease to be scientific they return to their origins. They become poetry.« (Patterson 1982, S. 287.).

rende Darstellung nicht mehr zulässt, sowie als Hinweis auf die neue subjekt-orientierte Ausrichtung erkenntnistheoretischer Reflexionen.

Im Zusammenhang mit Lichtenbergs Ideal von der individualisierten Sprache steht die Relativierung der dargelegten Erkenntnisse: Neben dem Bemühen um größtmögliche Präzision, Konzision und Ökonomie im Ausdruck verleihen Metaphern und Vergleiche auf der Basis witziger Assoziationen Lichtenbergs Ausdruck ihren individuellen, originellen und sinnfälligen Charakter und deuten zugleich auf die Komplexität menschlicher Erkenntnis hin. Indem der Text bereits in formal-stilistischer Hinsicht die Subjektivität und Individualität der Darstellung vermittelt, verweist er zugleich auf die Fortführbarkeit der Erkenntnisse und somit zugleich auf die Unmöglichkeit einer objektiven, letztgültigen Wahrheit.

Zu diesem Eindruck trägt die bewußte Einbeziehung des Möglichen bei, das konjunktivische, konditionale und metaphorische Ausdrucksweisen vermitteln. Auf dieses, selbst dem Verfasser unbekannte Potential verweisen die fragmentarische Form mit ihren Freiräumen und das interaktive, assoziative Potential, das die Komplexität metaphorischer Ausdrucksweise prägt. Auf dem Prinzip assoziativer Vernetzung von Gedanken und Vorstellungen beruht auch Lichtenbergs anti-systematische Anordnung seiner »Sudelbuch«-Einträge sowie die oftmals versteckten Korrespondenzen in seinen Schriften. Das bewußte Einbeziehen unbewußter Korrespondenzen und Assoziationen, durch die die dargestellten Erkenntnisse und Gedanken fortgeführt werden können, prägt Lichtenbergs Werk und verleiht ihm ein changierendes Erscheinungsbild, das, entgegen systematischer Darstellungsweise, unterschiedliche Betrachtungsperspektiven nicht nur zulässt, sondern geradezu fordert. In dieser Hinsicht erscheinen die Freiräume in Lichtenbergs Werk als mindestens ebenso bedeutungsvoll wie das explizit Artikulierte, indem gerade durch sie die Möglichkeit zum Perspektivenwechsel geboten wird:

»»Allerdings kann Schweigen genauso bedeutungsvoll sein wie komponierte Töne... [...]«

»Es ist so ähnlich wie bei Negativen. Der unsichtbare Hintergrund birgt ebenfalls Information. [...]«

«[...] Auch bei Bach gibt es negative Räume, gibt es Schweigen, das so beredt ist wie die Noten, die Tempi, die Synkopen... Beschäftigen Sie sich bei Ihren logischen Systemen auch mit leeren Räumen?»

»Aber ja. Es ist, als änderte man seinen Standpunkt. Manchmal meint man, einen Garten zu beobachten. Und von einem Punkt aus gesehen scheint er keine Ordnung zu haben, während man aus einer anderen Perspektive eine geometrische Gestaltung erkennt.« [...]»

»Das mit dem Garten hat schon seinen Reiz«⁴.

4 Arturo Pérez-Reverte: *Das Geheimnis der schwarzen Dame*. Roman. Übersetzt von Gerhard Horstmann. Reinbek bei Hamburg 1996. S. 274f.

Lichtenbergs ›negative Räume‹, die aus der Methode des ›beredten Stillschweigens‹⁵ resultieren, dienen zugleich der Ökonomie des Ausdrucks wie dem rezeptionsorientierten Ziel, zum Selbstdenken anzuregen. Darüber hinaus vermitteln sie die ›Bodenlosigkeit‹, die unendliche Fortführbarkeit des Dargelegten und somit dessen ›Unvollkommenheit‹, durch die es sich als Produkt *menschlichen* Erkenntnisvermögens ausweist. Der Freiraum, den Lichtenberg durch anti-systematische, konjunktivische, konditionale und metaphorische Formen bietet, impliziert ›Ordnungen‹, die durch perspektivische Modifikationen geändert oder gar erst geschaffen werden können: Je nachdem, welche (subjektiv bedingten) Schwerpunkte gesetzt werden, erscheint sein Werk, insbesondere seine »Sudelbuch«-Aufzeichnungen, in einer anderen Gestalt, in einer anderen ›Ordnung‹. Lichtenbergs Werk enthält keine feste ›Ordnung‹, sondern ist vielmehr durch seine zersplitterte Physiognomie fähig, sich kaleidoskopisch zu immer anderen, immer neuen Formen verknüpfen, konfigurieren, synthetisieren zu lassen. Diese Flexibilität möglicher Perspektiven weist die Form der »Sudelbücher« als anti-systematisch und dynamisch aus, da sie der Starre systematischer Darstellungen entgegensteht.

Das offensichtliche Implizieren möglicher Alternativen, auf das die Freiräume als Resultat konjunktivischer, metaphorischer und fragmentarischer Ausdrucksweisen geradezu ostentativ verweisen, läßt jede systematische Behandlung seines Werks in einer Weise als inadäquat erscheinen, die auf den Kontrast zwischen der Starre des Systems und der Dynamik menschlicher Erkenntnis und damit auf die Fortführbarkeit und Unvollkommenheit des Denkens und Erkennens Lichtenbergs und auch seiner Leser hindeutet. Insofern bildet sein Werk sowohl vom formalen als auch vom sprachlichen Aspekt her gesehen eine Aufforderung zum kaleidoskopischen Spiel mit Assoziationen, Gedankenfragmenten, Korrespondenzen, sprachlichem und gedanklichem Material und weist auf die unendliche Vielfalt, auf den Kosmos seiner Anordnungsmöglichkeiten hin. Damit demonstriert es die grundlegenden Konditionen menschlicher Existenz und menschlicher Erkenntnis, die immer fortführbar, widersprüchlich und fragmentarisch, weil eben subjektiv bleibt. Insofern erscheint die sprachliche Gestaltung seines Werks nicht nur als konsequente Einlösung seiner Reflexionen, sondern enthält zugleich, gemeinsam mit der sinnlichen Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit des Ausdrucks, den Schlüssel zu jener originären Erfahrung von der Identifikation mit dem Dargestellten, die die Rezeption des Lichtenbergischen Werks prägt: Lichtenbergs Werk, vor allem seine »Sudelbücher«, vermitteln nicht zuletzt durch ihren (sprach- und gedanken-)spielerischen Charakter jene »große Stärkung beim Studieren, wenigstens für mich, alles was man liest so deutlich [...] fassen [zu können, U.F.], daß man eigne Anwendung davon, oder gar Zusätze dazu machen kann. Man wird am Ende dann geneigt zu glauben man habe alles selbst erfinden können, und so was macht Mut.«⁶

5 Vgl. SB III, S. 734.

Das Moment des Spielerischen bildet nicht nur ein zentrales Charakteristikum des Lichtenbergischen Umgangs mit Sprache, wie es sich vor allem in seinen »Sudelbüchern« zeigt, sondern erscheint darüber hinaus als ein Schlüsselbegriff seiner erkenntnis- und sprachtheoretischen Reflexionen. So bieten nach Lichtenberg etwa die »Spiel-Schriften«⁷ den meisten Aufschluß über die Denk- und Anschauungsweise ihres Verfassers. Zwei Wochen vor seinem Tod am 24. Februar 1799 hat Lichtenberg einen Traum, in dem sowohl das Spielerische als auch das Paradoxe als Schlüsselbegriffe auftreten, durch die sich die menschliche Existenz charakterisieren läßt:

»In der Nacht vom 9^{ten} auf den 10^{ten} Februar 99. träumte mir, ich speiste auf einer Reise in einem Wirtshause, eigentlich auf einer Straße in einer Bude, worin zugleich gewürfelt wurde. Gegen mir über saß ein junger gut angekleideter, etwas windig aussehender Mann, der ohne auf die umher Sitzenden und Stehenden zu achten seine Suppe aß, aber immer den 2^{ten} oder dritten Löffel voll in die Höhe warf, wieder mit dem Löffel fing und dann ruhig verschluckte. Was mir diesen Traum besonders merkwürdig macht, ist, daß ich dabei meine *gewöhnliche* Bemerkung machte, daß solche Dinge nicht könnten erfunden werden, man müsse sie sehen. (Nämlich kein Romanenschareiber würde darauf verfallen) und dennoch hatte ich dieses doch in dem Augenblick erfunden. Bei dem Würfel-Spiel saß eine lange, hagere Frau und strickte. Ich fragte, was man da gewinnen könnte: sie sagte: *Nichts*, und als ich fragte, ob man was verlieren könne, sagte sie: *Nein!* Dieses hielt ich für ein wichtiges Spiel.«⁸

Daß gerade der Traum zum Ort wird, an dem die Widersprüchlichkeiten des menschlichen Denkens und Wahrnehmens und der spielerische Charakter des Lebens offensichtlich zutage treten, entspricht Lichtenbergs Auffassung vom Traum als einem zentralen Instrument zur Selbsterkenntnis. Während Lichtenbergs Anerkennung des Traums und die Verbalisierung der »dunklen« Empfindungen dem rationalistischen Vernunftdenken entgegenstehen und vielmehr bereits die Auffassung der Romantiker anzudeuten scheinen, erinnert das Spiel, bei dem nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren ist, an die Sprachauffassung, wie sie Nietzsche 1873 in seinem berühmten Aufsatz »Über Lüge und Wahrheit im außermoralischen Sinne« proklamiert. Diese Auffassung vom Spiel mit der Sprache, das eben *nicht* auf Gewinn abzielt, sondern lediglich *um des Spielens willen* gespielt wird, deutet insofern auf den modernen Umgang mit Sprache hin.

6 Aus: J_{II}1855.

7 Vgl. F_I502.

8 L_I707.

3. »Zu was kann dieses der Anfang sein?« Ausblick

Traum und Spiel bilden bei Lichtenberg wesentliche Merkmale menschlicher Existenz sowohl im Hinblick auf die Erkenntnisfindung als auch – und das letztendlich – hinsichtlich lebenspraktischer Aspekte: So hat die Erkenntnis von der Unmöglichkeit einer objektiven Wahrheit, von der Divergenz zwischen Sprache und Denken, von der Determiniertheit menschlicher Erkenntnis nicht Resignation und Schweigen zur Folge, sondern erscheint bei Lichtenberg gerade als *Chance*, indem sie jedem Menschen die Möglichkeit einer Weiterarbeit bietet, und rechtfertigt insofern die menschliche Existenz jedes einzelnen Individuums, aus dessen je subjektiver Perspektive immer andere Anschauungsweisen resultieren. Lichtenbergs spielerischer Umgang mit der Sprache und seine Auffassung des Lebens als ›Spiel um des Spielens willen‹ sowie die Hervorhebung der Subjektivität seiner Erkenntnisse, die zugleich den Hinweis auf die unvermeidbare Unvollkommenheit jeder menschlichen Erkenntnis impliziert, erscheinen insofern als Ermutigung zu eigener sprachlicher Arbeit, die hier als aktive Teilnahme am ästhetischen Spiel mit Beobachtung und Zeichen auftritt.

Gerade die Schwierigkeit, eigene Gedanken und Wahrnehmungen sprachlich auszudrücken, bildet hierbei ein Problem, mit dem jeder konfrontiert wird, der seine Gedanken und Vorstellungen verbalisieren will. Neben dem Bemühen um eine möglichst präzise und adäquate Ausdrucksweise bleibt letztendlich nur die Hoffnung, möglichst wenig mißverstanden zu werden. Diese Erkenntnis kann entweder Resignation, also Schweigen oder aber die aktive Bewältigung des Problems durch spielerisch-experimentellen Umgang mit sprachlichen Ausdrucksformen als Konsequenzen nach sich ziehen. Derartige aktive Auseinandersetzung mit der Sprache zeigt sich beispielhaft in Lichtenbergs Werk, in dem Lichtenberg, entsprechend seinem Diktum »Das Wort Schwierigkeit muß gar nicht für einen Menschen von Geist als existent gedacht werden. Weg damit!«,¹ nach Auswegen aus der Diskrepanz zwischen Ausdruck und Gedanken sucht und sie schließlich in der Individualisierung der Sprache und ihrer Annäherung an den sinnlichen Ursprung des Ausdrückenden, vor allem mit Hilfe metaphorischer Ausdrucksweisen, findet.

Die Betrachtung der erkenntnis- und sprachtheoretischen Reflexionen Lichtenbergs und ihre spielerische Realisierung in seinen Texten vermag in dieser Hinsicht zu eigener sprachlicher Produktivität anzuregen. So formuliert Gunter Martens:

»Die Wahrnehmung der Weise, wie der Autor Befunde seiner Wirklichkeit, Gedanken- und Bildassoziationen oder auch die Übernahme fremder Vorstellungen und Formen durch fortwährende Veränderung und durch freies Spiel allmählich in eine

1 J_{II}1534.

andere, eine poetische Gestalt überführt, kann dem Rezipienten ein eigenes Modell für den Umgang mit literarischen Texten vermitteln. Er findet im Entstehungsprozeß gleichsam den Weg einer eigenen Umsetzung in eigene Produktivität vorgebildet.«²

Lichtenberg erscheint insofern als Katalysator oder gar Initiator zur eigenen sprachlichen Produktivität, als sein Werk Wege aufzeigt, die zur Beschäftigung mit den Möglichkeiten der Sprache nicht nur ermuntern, sondern sie sogar fordern, denkt man an sein Postulat vom Handeln als letztendlichem Zweck menschlicher Existenz: »Alles gelernt, nicht um es zu zeigen, sondern um es zu nutzen.«³ Kreativität, Innovativität im Hinblick auf methodische Aspekte der Erkenntnisfindung sowie auf den Umgang mit sprachlichen Ausdrucksformen und Mut zum Ausdruck sowohl alltäglicher als auch außergewöhnlicher Gedanken und Empfindungen bilden Konstituenten seines Prinzips des Spielens mit Zeichen, Bedeutungen und Formen, das im Zusammenhang mit dem ostentativen Verweis auf die unvermeidbare Unvollkommenheit und Fortführbarkeit jeder menschlichen Erkenntnis zur bewußten Reflexion der eigenen Subjektivität, Individualität und Paradoxien aufruft. Daß Lichtenbergs Werk ob seiner zersplitterten und disparaten Erscheinung häufig als mangelhaftes Ergebnis eines gescheiterten Talents eingeschätzt worden ist, deutet auf jenes charakteristische menschliche Dilemma hin, das sich im idealistischen Anspruch, ein vollkommenes *Meisterwerk* zu erstellen, und der Erfahrung realisiert, aufgrund der Endlichkeit menschlicher Existenz letztendlich ein womöglich auch noch widersprüchliches und fragmentarisches, eben im idealistischen Sinn unvollkommenes, weil menschliches, *Lebenswerk* zu erhalten.

Im gegenwärtigen Zeitalter der (Gen-)Technisierung und fortschreitenden Informatisierung, in der das einzelne Subjekt zum Teil einer Masse, ja zu Date(ie)n depotenziert erscheint und in virtuellen ›Realitäten‹ gar die eigene Identität aufzugeben vermag, rückt Lichtenbergs Werk durch die Authentizität und die sinnliche Unmittelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks das individuelle Denken und Empfinden, die eigene Individualität in den Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses, ohne die Relativität, Fehlerhaftigkeit und Widersprüchlichkeit der eigenen Erkenntnisse verbergen zu wollen und zeigt gerade in dieser Hinsicht Möglichkeiten auf, mit den Paradoxien menschlicher Existenz (sprach-spielerisch) umzugehen, sie einzubeziehen und nicht als Hindernis, sondern als Chance zu verstehen: »Bei Ausarbeitungen habe vor Augen Zutrauen auf dich selbst, edlen Stolz und den Gedanken, daß andere nicht besser sind als du, die deine Fehler vermeiden und dafür andere begehen, die du vermieden hast.«⁴

2 Martens, G. 1989, S. 22.

3 KA₁307.

4 D₁176.

»et sic in infinitum, NB.«
(Aus: *L₄338.*)

Anhang

Literaturverzeichnis

Die nachfolgende Bibliographie enthält nicht nur Titel der Schriften, aus denen in der Arbeit zitiert wurde, sondern listet darüber hinaus auch Literatur auf, die ich zwar nicht *explizit* in die Ausführungen einbringen konnte, die jedoch zur Orientierung, etwa bei Fragen zum historischen Kontext und zur Terminologie, und zur gedanklichen Fortführung der Erkenntnis hilfreich gewesen ist und möglicherweise auch dem Leser der Arbeit in ähnlicher Weise dient. Die in den Fußnoten verwendeten Siglen sind jeweils am Ende eines bibliographischen Nachweises aufgeführt.

A Bibliographien und Forschungsberichte

- ACHENBACH, BERND: Zur Bibliographie der ersten Buchausgabe von Lichtenbergs Hogarth-Erklärungen. Nebst Notizen über ihr weiteres Druckschicksal bei Dieterich und einer vergessenen englischen Stimme im Anhang. – In: *Photorin* 7 (1984). S. 5–33. [Achenbach 1984]
- BAASNER, RAINER: Georg Christoph Lichtenberg. – Darmstadt 1992. (=Erträge der Forschung. 278.). [Baasner 1992]
- BAASNER, RAINER: Neuere Literatur zu Georg Christoph Lichtenberg I. – In: *Archiv für das Studium der Neueren Sprachen und Literaturen*. Jg. 144. Bd. 229. – Berlin 1992. S. 151–159. [Baasner 1992(2)]
- GUMBERT, HANS LUDWIG: *Bibliotheca Lichtenbergiana*. Katalog der Bibliothek Georg Christoph Lichtenbergs. Hrsg. von Hans Ludwig Gumbert. – Wiesbaden 1982. (=Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen. 19.). [BL]
- GUMBERT, HANS LUDWIG: Eine Lichtenberg-Bibliographie. – In: *Euphorion* 68 (1974). S. 318–330.
- HÖNES, WINFRIED / PROMIES, WOLFGANG: Lichtenberg-Bibliographie. – In: *Photorin* 6 (1983). S. 51–56.
- JOOST, ULRICH: Lichtenberg-Bibliographie 1982–1988. – In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1988. S. 238–256. [Joost, Bibl. 1988]
- JOOST, ULRICH: Lichtenberg-Bibliographie 1988/1989 und Nachträge. – In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1989. S. 255–270. [Joost, Bibl. 1989]
- JOOST, ULRICH: Lichtenberg-Bibliographie 1990–1993 und Nachträge. – In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1992. S. 231–277. [Joost, Bibl. 1992]
- JOOST, ULRICH: Lichtenberg-Bibliographie 1995–1997 und Nachträge. – In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1996. S. 301–317. [Joost, Bibl. 1996]
- JOOST, ULRICH: Lichtenberg-Bibliographie 1997–1999 und Nachträge. – In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1998. S. 408–437. [Joost, Bibl. 1998]
- JUNG, RUDOLF: Lichtenberg-Bibliographie. – Heidelberg 1972. (=Repertoria Heidelbergensia II. Hrsg. von Lothar Stiehm.).

- PREISENDANZ, WOLFGANG: Georg Christoph Lichtenberg. Ein Literaturbericht. – In: GRM 37 (1956) (=N.F. 6.). S. 338–357. [Preisendanz 1956]
 VRANA, BENJAMIN WILLIAM: Georg Christoph Lichtenberg. Ein Forschungsbericht. – Phil.Diss.: The University of Nebraska 1979. (UMI: Ann Arbor 1984.) [Vrana 1979]

B Quellen

- (PSEUDO-)ARISTOTELES: Physiognomonica. Traktat A. – In: Degkwitz, Andreas: Die pseudo-aristotelischen »Physiognomonica«. Traktat A. Übersetzung und Kommentar. – Phil. Diss.: Freiburg im Breisgau, Heidelberg 1988. S. 44–55. [Aristoteles]
 BACON, FRANCIS: Novum Organum – Neues Organon. Lateinisch-deutsch. Hrsg. von Wolfgang Krohn. 2 Bde. – Hamburg 1990. (=Philosophische Bibliothek. 400a und 400b.). [Bacon/Krohn I/II 1990]
 BAUMGARTEN, ALEXANDER GOTTLIEB: Metaphysica. – Halle ³1750. [Baumgarten, Metaphysica]
 BAUMGARTEN, ALEXANDER GOTTLIEB: Theoretische Ästhetik. Die grundlegenden Abschnitte aus der »Aesthetica« (1750/58). Übersetzt und hrsg. von Hans Rudolf Schweizer. Lat.-Dt. – Hamburg ²1988. (=Philosophische Bibliothek. 355.). [Baumgarten/Schweizer 1988]
 BERKELEY, GEORGE: Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis. Hrsg. von Alfred Klemmt. – Hamburg 1979. (=Philosophische Bibliothek. 20.). [Berkeley/Klemmt]
 BERKELEY, GEORGE: Versuch über eine neue Theorie des Sehens und Die Theorie des Sehens oder der visuellen Sprache. Hrsg. von Wolfgang Breidert. – Hamburg 1987. (=Philosophische Bibliothek. 399.). [Berkeley/Breidert]
 BÖHME, JACOB: Aurora oder die Morgenröte im Aufgang. – In: Jacob Böhmes Schriften. Hrsg. von Hans Kayser. – Leipzig [1935]. S. 96–207. [Böhme]
 BÜCHNER, GEORG: Werke und Briefe. Kommentiert von Karl Pörbacher et al. – München, Wien ³1984. [WB]
 CARDANUS, HIERONYMUS: De rerum varietate. – In: Ders.: Opera omnia. – Lyon 1663. Bd. 3. [Reprint: Stuttgart, Bad Cannstatt 1966.]. Darin vor allem: Liber III: De Mixtis Generaliter. S. 34–44. [Cardanus 1663, III]
 CARROLL, LEWIS: Alice im Wunderland. Alice hinter den Spiegeln. Aus dem Englischen von Christian Enzensberger. – Frankfurt am Main 1999. (=it 2568.). [Carroll 1999]
 CONDILLAC, ETIENNE BONNOT DE: Abhandlung über die Empfindungen. Auf der Grundlage der Übersetzung von Eduard Johnson hrsg. von Lothar Kreimendahl. – Hamburg 1983. (=Philosophische Bibliothek. 25.). [Condillac/Kreimendahl, Traité]
 CONDILLAC, ETIENNE BONNOT DE: Extrait Raisonné du Traité des Sensations. – In: Ders.: Œuvres philosophiques de Condillac. Hrsg. von Georges

- Le Roy. 3 Bde. – Paris 1947–1951. (=Corpus Général des Philosophes Français. Auteurs Modernes. XXXIII.). Bd. 1. – Paris 1947. S. 323–335. [Condillac/Extrait]
- Daniel Chodowieckis Monatskupfer zum Göttinger Taschen-Calender nebst Georg Christoph Lichtenbergs Erläuterungen. 1778–1783. Hrsg. von Rudolf Focke. – Leipzig 1901.
- DELLA PORTA, GIOVANNI BATTISTA: Fisionomia del l'huomo. – In: Ders./ Giovanni Ingegneri Polemone: Fisionomia. – Padua 1627. [Reprint: Bologna 1985. (=Edizione fuori commercio a cura e per conto del consorzio nazionale per il credito agrario di miglioramento.).]. [Della Porta]
- DESCARTES, RENÉ: Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung. Übers. u. hrsg. von Lüder Gäbe. – Hamburg 1960. (=Philosophische Bibliothek. 261.). [Descartes/Gäbe, Methode]
- DESCARTES, RENÉ: Die Leidenschaften der Seele. Frz.-dt. Hrsg. u. übers. von Klaus Hammacher. – Hamburg 1984. (=Philosophische Bibliothek. 345.). [Descartes/Hammacher, Leidenschaften]
- DESCARTES, RENÉ: Meditationen über die Grundlagen der Philosophie. Lat.-dt. Hrsg. von Lüder Gäbe. – Hamburg 1959. (=Philosophische Bibliothek. 250a.). [Descartes/Gäbe, Meditationen]
- DESCARTES, RENÉ: Die Prinzipien der Philosophie. Hrsg. u. übers. von Artur Buchenau. – Hamburg 1965. (=Philosophische Bibliothek. 28.). [Descartes/Buchenau, Prinzipien]
- DESCARTES, RENÉ: Regeln zur Leitung des Geistes. Hrsg. und übers. von Artur Buchenau. – Leipzig 1948. (=Philosophische Bibliothek. 26b.). [Descartes/Buchenau, Regeln]
- FORSTER, GEORG: Briefe, Juli 1787–1789. – In: Ders.: Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe. 18 Bde. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Literaturgeschichte. – Berlin 1968–1982. Bd. 15. Bearbeitet von Horst Fiedler. – Berlin 1981. [Forster 15]
- FORSTER, GEORG: Briefe, 1790–1791. – In: Ders.: Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe. 18 Bde. Berlin 1968–1982. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Literaturgeschichte. Bd. 16. Bearbeitet von Brigitte Leuschner. – Berlin 1980. [Forster 16]
- FORSTER, GEORG: Ueber Leckereyen. – In: Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1789. S. 81–123. – Und in: Ders.: Werke in vier Bänden. Hrsg. von Gerhard Steiner. 3. Bd.: Kleine Schriften zu Kunst, Literatur, Philosophie, Geschichte und Politik. – Leipzig 1972. S. 9–29. – Und in: Ders.: Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe. 18 Bde. Berlin 1968–1982. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Literaturgeschichte. Bd. 8: Kleine Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte. Bearbeitet von Siegfried Scheibe. – Berlin 1974. S. 164–181. [Forster 8]
- FORSTER, GEORG: ÜBER DIE SCHÄDLICHKEIT DER SCHNÜRBRÜSTE. – In: Ders.: Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe. 18 Bde. Berlin 1968–1982. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, Zen-

- tralinstitut für Literaturgeschichte. Bd. 8: Kleine Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte. Bearbeitet von Siegfried Scheibe. – Berlin 1974. S. 182–184. [Forster, Schnürbrüste]
- Die Fragmente der Vorsokratiker. Griech. und dt. von Hermann Diels. Hrsg. von Walther Kranz. – Berlin ⁵1935. [Vorsokratiker]
- FÜLLEBORN, GEORG GUSTAV: Abriß einer Geschichte und Litteratur der Physiognomik. – In: Beiträge zur Geschichte der Philosophie 2 (1797). 8. Stück. S. 1–188. [Reprint: Brüssel 1968.]. [Fülleborn 1797]
- FÜLLEBORN, GEORG GUSTAV: Eine kurze Vergleichung der Kritik der reinen Vernunft und der Theorie des Vorstellungs-Vermögens nach ihren Hauptmomenten. – In: Ders. (Hg.): Beyträge zur Geschichte der Philosophie. 1. Stück. – Züllichau, Freystadt 1791. S. 111–134. [Fülleborn 1791]
- FULDA, FRIEDRICH KARL: Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe, zum Erweis der Tabelle, die der Preisschrift über die zween Hauptdialecte der Teutschen Sprache angefügt worden ist. – Halle 1776. [Fulda 1776]
- GAMAUF, GOTTLIEB: Erinnerungen aus Lichtenbergs Vorlesungen über Erxlebens Anfangsgründe der Naturlehre. – Wien, Triest 1808–1812. [Gamauf 1808–12]
- Georg Christoph Lichtenberg an Johann Friedrich Cotta. 18. September 1795. Faksimile-Abdruck nach dem im Cotta-Archiv verwahrten Original. – Marbach am Neckar 1992. (=Marbacher Faksimile Nr. 35.).
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG: Brief vom 24. August 1797 an Friedrich Schiller. – In: Ders.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hrsg. von Karl Richter et al. – München 1985ff. Bd. 8,1: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794–1805. Hrsg. von Manfred Beetz. – München 1990. Nr. 359. S. 400f. [MA 8,1]
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG: Die guten Frauen, als Gegenbilder der bösen Weiber, auf den Kupfern des diesjährigen Damenalmanachs. – In: Ders.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hrsg. von Karl Richter et al. – München 1985ff. Bd. 6,1: Weimarer Klassik 1798–1806. Hrsg. von Victor Lange. – München 1986. S. 816–842. [MA 6,1]
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG: Die Leiden des jungen Werther. – In: Ders.: Werke, Kommentare und Register. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Band VI: Romane und Novellen I. Hrsg. von Erich Trunz. – München ¹²1989. S. 7–124. [HA VI]
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG: Schriften zu Literatur und Kunst: Rezension einer Anzahl französischer Kupferstiche. – In: Ders.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hrsg. von Karl Richter et al. – München 1985ff. Bd. 4,2: Wirkungen der Französischen Revolution 1791–1797. Hrsg. von Klaus H. Kiefer et al. – München 1986. S. 100 (und Kommentar hierzu, S. 995). [MA 4,2]

- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1778. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1778 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen [1777]. [Reprint: Mainz 1991.]. [GTC 1778]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1779. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1779 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen [1778]. [Reprint: Mainz 1996.]. [GTC 1779]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1780. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1780 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1779. [GTC 1780]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1781. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1781 von Georg Christoph Lichtenberg. Göttingen 1780. [Reprint: Mainz 1989.]. [GTC 1781]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1782. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1782 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1781. [Reprint: Mainz 1995.]. [GTC 1782]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1783. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1783 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1782. [GTC 1783]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1784. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1784 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1783. [GTC 1784]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1785. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1785 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1784. [GTC 1785]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1786. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1786 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1785. [Reprint: Mainz 1994.]. [GTC 1786]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1787. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1787 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1786. [GTC 1787]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1788. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1788 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1787. [GTC 1788]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1789. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1789 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1788. [GTC 1789]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1790. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1790 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1789. [GTC 1790]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1791. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1791 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1790. [GTC 1791]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1792. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1792 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1791. [GTC 1792]

- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1793. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1793 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1792. [GTC 1793]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1794. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1794 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen [1793]. [Reprint: Mainz 1993.]. [GTC 1794]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1795. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1795 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1794. [GTC 1795]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1796. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1796 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1795. [GTC 1796]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1797. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1797 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1796. [Reprint: Mainz 1997.]. [GTC 1797]
- Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1798. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1798 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1797. [GTC 1798]
- Göttinger Taschen Calender für das Jahr 1799. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1799 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen 1798. [Reprint: Mainz 1999.]. [GTC 1799]
- Göttinger Taschen Calender für das Jahr 1800. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1800 von Christoph Girtanner. – Göttingen 1799. [GTC 1800]
- Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur. Hrsg. von Georg Christoph Lichtenberg und Georg Forster. – Göttingen 1780–785. [GMWL]
- GOTTSCHED, JOHANN CHRISTOPH: Versuch einer Critischen Dichtkunst. – In: Ders.: Ausgewählte Werke. Hrsg. von Joachim und Brigitte Birke. Bd. 6, 1–4. – Berlin, New York 1973. (=Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts.). [Gottsched VI, I–IV]
- GRILLPARZER, FRANZ: Sämtliche Werke. Ausgewählte Briefe, Gespräche, Berichte. Bd. 1: Gedichte, Epigramme, Dramen I. Hrsg. von Peter Frank und Karl Pörnbacher. – München 1960. [Grillparzer, Werke]
- GRIMM, JACOB: Die fünf Sinne. – In: Ders.: Kleinere Schriften. Bd. 7: Recensionen und vermischte Aufsätze. 4. Theil. – Berlin 1884. S. 193–207. [Grimm, J. 1884]
- HAMANN, JOHANN GEORG: Briefwechsel. 7 Bde. Hrsg. von Walther Ziesemer und Arthur Henkel. – Frankfurt am Main 1955ff. [Hamann, Briefwechsel]
- HAMANN, JOHANN GEORG: Sämtliche Werke. 7 Bde. Historisch-kritische Ausgabe von Josef Nadler. – Wien 1949–1957. Hier bes. Bd. II: Schriften über Philosophie/Philologie/Kritik 1758–1763. – Wien 1950; sowie Bd. III: Schriften über Sprache/Mysterien/Vernunft 1772–1788. – Wien 1951. [Hamann/Nadler]

- HANSLICK, EDUARD: Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Ästhetik der Tonkunst. Hrsg. von Dietmar Strauß. 2 Teile. Teil 1: Historisch-kritische Ausgabe. – Mainz 1990. [Hanslick]
- HARTLEY, DAVID / PRIESTLEY, JOSEPH: Hartley's Theory of the Human Mind, on the Principle of the Association of Ideas wie Essays Relating to the Subject of it by Joseph Priestley. – London 1775. [Reprint: New York 1973.] [Hartley/Priestley 1775]
- HEBBEL, FRIEDRICH: Werke. 5 Bde. Hrsg. von Gerhard Fricke, Werner Keller und Karl Pörnbacher. – Darmstadt 1963–1967. [Hebbel I-V]
- HEGEL, GEORG WILHELM FRIEDRICH: Phänomenologie des Geistes. – In: Ders.: Werke in 20 Bänden. Bd. 3. Hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. – Frankfurt am Main 1986. Darin: Beobachtung der Beziehung des Selbstbewußtseins auf seine unmittelbare Wirklichkeit; Physiognomik und Schädellehre. S. 233–262. [Hegel, Phänomenologie]
- HEIMANN, MORITZ: Was ist das: ein Gedanke? Essays. Hrsg. und mit einem Nachwort von Gert Mattenklott. – Frankfurt am Main 1986. (=FTB 5311.). [Heimann]
- HERDER, JOHANN GOTTFRIED: Werke in zehn Bänden. Hrsg. von Günter Arnold, Martin Bollacher, Jürgen Brummack, Christoph Bultmann, Ulrich Gaier, Gunter E. Grimm, Hans Dietrich Irmscher, Regine Otto, Rudolf Smend, Rainer Wisbert und Thomas Zippert. – Frankfurt am Main 1985ff. Darin vor allem: Bd. 1: Frühe Schriften 1764–1772. Hrsg. von Ulrich Gaier. – Frankfurt am Main 1985. (=Bibliothek deutscher Klassiker. 1.) Bd. 2: Schriften zur Ästhetik und Literatur 1767–1781. Hrsg. von Gunter E. Grimm. – Frankfurt am Main 1993. (=Bibliothek deutscher Klassiker. 95.) Bd. 4: Schriften zu Philosophie, Literatur, Kunst und Altertum 1774–1787. Hrsg. von Jürgen Brummack und Martin Bollacher. – Frankfurt am Main 1994. (=Bibliothek deutscher Klassiker. 105.) Bd. 6: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Hrsg. von Martin Bollacher. – Frankfurt am Main 1989. (=Bibliothek deutscher Klassiker. 41.). [Herder]
- HERDER, JOHANN GOTTFRIED: Über den Ursprung der Sprache. Hrsg. von Claus Träger. – Berlin 1959. (=Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Schriftenreihe der Arbeitsgruppe zur Geschichte der deutschen und französischen Aufklärung. Bd. 9.). [Herder, Ursprung]
- HOBBS, THOMAS: Leviathan. Übersetzt von Jutta Schlösser. Hrsg. von Hermann Klenner. – Hamburg 1996. (=Philosophische Bibliothek. 491.). [Hobbes/Klenner, Leviathan]
- HOBBS, THOMAS: Naturrecht und allgemeines Staatsrecht in den Anfangsgründen. Mit einer Einf. von Ferdinand Tönnies. – Berlin 1926. (=Klassiker der Politik. 13.). [Hobbes/Tönnies, Naturrecht]
- HØEG, PETER: Der Plan von der Abschaffung des Dunkels. Übersetzt von Angelika Gundlach. – München 1995.
- HOFMANNSTHAL, HUGO VON: Ein Brief. – In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Hrsg. von Rudolf Hirsch et al. – Frankfurt am Main 1975ff.

- Bd. 31: Erfundene Gespräche und Briefe. Hrsg. von Ellen Ritter. – Frankfurt am Main 1991. S. 45–55. [Hofmannsthal, Brief]
- HOME OF KAMES, HENRY: Elements of Criticism. 2 Bde. – New York 1819. [zuerst: London 1762–1765]. [Home, Elements]
- HOME OF KAMES, HENRY: Grundsätze der Kritik. 3 Bde. Übers. von Johann Nicolaus Meinhard. – Leipzig ³1790–1791. [Home/Meinhard]
- HUMBOLDT, ALEXANDER VON: Ansichten der Natur. Hrsg. von Adolf Meyer-Abich. – Stuttgart 1969. (=RUB 2948.).
- HUMBOLDT, WILHELM VON: Werke in fünf Bänden. Hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. – Stuttgart, Darmstadt 1960ff. Darin vor allem: Bd. 1: Schriften zur Anthropologie und Geschichte. – Stuttgart, Darmstadt 1960. Bes.: Das 18. Jahrhundert. S. 376–505. Sowie: S. 432–505: IV: Bemerkungen über einige schwer zu erfüllende Erfordernisse jeder Charakteristik überhaupt. – Erörterung der Frage, worin der Charakter eigentlich besteht? S. 432–505. Bd. 3: Schriften zur Sprachphilosophie. – Stuttgart, Darmstadt 1963. Bes.: Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues [1827–1829]. S. 144–367. [Humboldt]
- HUME, DAVID: Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Übers. und hrsg. von Jens Kulenkampff. – Hamburg ¹²1993. (=Philosophische Bibliothek. 35.). [Hume/Kulenkampff, Unters.]
- KANT, IMMANUEL: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. – In: Ders.: Werkausgabe in zwölf Bänden. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Bd. 12: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Teil 2. – Frankfurt am Main ⁹1995. (=stw 193). [Kant/Weischedel XII, Anthropol.]
- KANT, IMMANUEL: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? – In: Kant's gesammelte Schriften. Hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1910ff. 1. Abt.: Werke. Bd. 8. – Berlin, Leipzig 1923. S. 33–42. [Kant, Aufklärung]
- KANT, IMMANUEL: Kritik der praktischen Vernunft. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. – In: Ders.: Die Kritiken. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. – Frankfurt am Main ²1996. (=stw). [=Ders.: Werke in 12 Bänden. Bd. 7. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt am Main 1974. (=stw 56).]. [Kant/Weischedel VII, KpV]
- KANT, IMMANUEL: Kritik der reinen Vernunft. – In: Ders.: Die Kritiken. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. – Frankfurt am Main ²1996. (=stw). [=Ders.: Werke in 12 Bänden. Bde. 3 und 4. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. – Frankfurt am Main 1974. (=stw 55).]. [Kant/Weischedel III/IV, KrV]
- KANT, IMMANUEL: Kritik der Urteilskraft. – In: Ders.: Die Kritiken. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. – Frankfurt am Main ²1996. (=stw). [=Ders.: Werke in 12 Bänden. Bd. 10. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. – Frankfurt am Main 1974. (=stw 57).]. [Kant/Weischedel X, KU]
- KANT, IMMANUEL: Reflexionen zur Metaphysik – In: Ders.: Kant's gesammelte Schriften. Hrsg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften. –

- Berlin 1910ff. Bd. XVII. 3. Abt.: Handschriftlicher Nachlaß. Bd. IV, 1. Teil. – Berlin, Leipzig 1926. [Kant XVII, 3]
- KANT, IMMANUEL: Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie. – In: Ders.: Kant's gesammelte Schriften. Hrsg. von der Preussischen Akademie der Wissenschaften. – Berlin 1910ff. Bd. VIII. 1. Abt.: Werke. – Berlin 1912. S. 387–406. [Kant VIII, 1]
- KLINGNER, FRIEDRICH: Virgil. Bucolica. Georgica. Aeneis. – Zürich, Stuttgart 1967. [Klingner 1967]
- KLOPSTOCK, FRIEDRICH GOTTLIEB: Ausgewählte Werke. Hrsg. von Karl August Schleiden. – München 1962. [Klopstock, Werke]
- KLOPSTOCK, FRIEDRICH GOTTLIEB: Oden. Ausgewählt von Karl Ludwig Schneider. – Stuttgart 1966. (=RUB 1391[2]). [Klopstock, Oden]
- LAMBERT, JOHANN HEINRICH: Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein. 2 Bde. – Leipzig 1764. [Reprint in: Ders.: Philosophische Schriften. Hrsg. von Hans-Werner Arndt. 2 Bde. Hildesheim 1965.]. [Lambert/Arndt]
- LAMBERT, JOHANN HEINRICH: Photometria sive de mensura et gradibus luminis, colorum et umbrae. – Augusta Vindelicorum [Augsburg] 1760. [Lambert 1760]
- LAVATER, JOHANN CASPAR: Aussichten in die Ewigkeit. 1768–1773. Sechszehnter Brief: [Von der Sprache im Himmel.]. – In: Johann Caspar Lavaters ausgewählte Werke. Hrsg. von Ernst Staehelin. 4 Bde. 1. Bd.: Die neue Kreatur in Christo. Ca. 1748–1772. – Zürich 1943. S. 182–186 [Lavater, Auss.]
- LAVATER, JOHANN CASPAR: Aussichten in die Ewigkeit in Briefen an Herrn Johann George Zimmermann. Sechszehnter Brief. 3 Bde. – Zürich 1769–1778. Bd. 3. – Zürich 1773. S. 101–122.
- LAVATER, JOHANN CASPAR: Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Vier Versuche. Bd. I–IV. – Leipzig, Winterthur 1775–1778. [Reprint: Zürich 1968f.]. [Lavater/Fragmente I–IV, 1775–1778]
- LAVATER, JOHANN CASPAR: Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Eine Auswahl. Hrsg. von Christoph Siegrist. – Stuttgart 1984. (=RUB 350). [Lavater, Ausw. 1984]
- LEBRUN, CHARLES: Abregé d'une conférence de Monsieur Le Brun. Sur la Phisonomie. – In: Ders.: Méthode pour apprendre à dessiner les passions, proposé dans une conférence sur l'expression générale et particulière. – Amsterdam 1702. [Reprint: Hildesheim, Zürich, New York 1982.]. S. 39–47. [Lebrun 1702]
- LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM: Generales Inquisitiones de Analyysi Notionum et Veritatum – Allgemeine Untersuchungen über die Analyse der Begriffe und Wahrheiten. Übers. und hrsg. von Franz Schupp. – Hamburg 1982. (=Philosophische Bibliothek. 338.). [Leibniz/Schupp, Analyse]

- LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM: De Qualitatibus Sensibilibus. – In: Ders.: Sämtliche Schriften und Briefe. Hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. VI. Reihe: Philosophische Schriften. 1663–1672. Bd. 2. Hrsg. von der Leibniz-Forschungsstelle der Universität Münster. – Berlin 1966. S. 288–291. [Leibniz, Qualit.]
- LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM: Die philosophischen Schriften. Hrsg. von C. J. Gerhardt. 7 Bde. – Berlin 1875–1890. [Reprint: Hildesheim 1965.]. [Leibniz/Gerhardt]
- LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM: Grundwahrheiten der Philosophie. Monadologie. Französisch-deutsche Parallelausgabe. Unter Benutzung älterer Übersetzungen und Kommentare aus dem Französischen neu übertragen von Joachim Christian Horn. – Frankfurt am Main 1962. [Leibniz/Horn 1962]
- LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM: Monadologie. Neu übers. und hrsg. von Hermann Glockner. – Stuttgart 1979. (=RUB 7853.). [Leibniz/Glockner, Monad.]
- LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM: Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Übers. von Artur Buchenauer. Hrsg. von Ernst Cassirer. – Leipzig 1904. Bd. 1. (=Philosophische Bibliothek. 107.). [Leibniz/Cassirer, Hauptschriften 1904]
- LEIBNIZ, GOTTFRIED: Discours de Métaphysique – Metaphysische Abhandlung. Übers. und hrsg. von Herbert Herring. – Hamburg 1958. (=Philosophische Bibliothek. 260.). [Leibniz/Herring, Metaph.]
- LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM: Essais de Théodicée sur la Bonté de Dieu, la liberté de l'Homme et l'Origine du Mal – Die Theodizee von der Güte Gottes, der Freiheit des Menschen und dem Ursprung des Übels. – In: Ders.: Philosophische Schriften. Bd. II, 1 und 2. Franz.-dt. Hrsg. und übers. von Herbert Herring. – Darmstadt 1985. [Leibniz/Herring, Theod.]
- LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM: Monadologie. Französisch – deutsch. Zeitgenössische Übersetzung von Heinrich Köhler. Hrsg. von Dietmar Till. – Frankfurt am Main und Leipzig 1996. (=it 1832.). [Leibniz/Köhler, Monad.]
- LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM: Nouveaux Essais sur l'Entendement Humain – Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. – In: Ders.: Philosophische Schriften. Bd. III, 1 und 2. Franz.-dt. Hrsg. und übers. von Wolf von Engelhardt und Hans Heinz Holz. – Darmstadt ²1985. [Leibniz/Engelhardt, NE]
- LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM: Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze. Hrsg. von Uwe Pörksen. – Stuttgart 1983. (=RUB 7987.). [Leibniz/Pörksen, UG]
- LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM: Von der Allmacht und Allwissenheit Gottes und der Freiheit des Menschen. – In: Ders.: Sämtliche Schriften und Briefe. Hrsg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. VI. Reihe: Philosophische Schriften. 1663–1672. Bd. 1. – Darmstadt 1930. S. 537–546. [Leibniz, Allmacht]

- LEITZMANN, ALBERT (HG.): Aus Lichtenbergs Nachlaß. Aufsätze, Gedichte, Tagebuchblätter, Briefe. – Weimar 1899. [N]
- LEITZMANN, ALBERT: Unbekannte Verse Lichtenbergs. – In: Zeitschrift für Bücherfreunde N.F. 13 (1926). S. 129–131. [Leitzmann 1926]
- LESSING, GOTTHOLD EPHRAIM: Dass mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können. – In: Ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Wolfgang Stammer. Bd. 1. – München 1959. S. 969–971. [Lessing, Sinne]
- LESSING, GOTTHOLD EPHRAIM: Kollektaneen zur Literatur. Hrsg. und weitergeführt von Johann Joachim Eschenburg. 2 Bde. Bd. 1: A–J. Bd. 2: K–Z. – In: Ders.: Sämtliche Schriften. 15. und 16. Theil. – Berlin 1793. Bd. 2 (16. Theil): Artikel »Rüchen«. S. 329. – Und in: Ders.: Sämtliche Schriften. Hrsg. von Karl Lachmann, Franz Muncker. 23 Bde. – Leipzig ³1886–1895, ³1897–1924. 15. Bd. – Leipzig ³1900. Darin: Artikel »Rüchen«. S. 362. [Lessing/Eschenburg I bzw. II]
- LESSING, GOTTHOLD EPHRAIM: Sämtliche Schriften. Hrsg. von Karl Lachmann, Franz Muncker. 23 Bde. – Leipzig ³1886–1895, ³1897–1924. [Lessing/Lachmann]
- LESSING, GOTTHOLD EPHRAIM: Werke. Hrsg. von Herbert G. Göpfert. 8 Bde. – München 1970–1979. Bd. 5: Literaturkritik, Poetik und Philologie. Bearbeitet von Jörg Schönert. – München 1973. S. 1016ff. [Lessing/Göpfert]
- LESSING, GOTTHOLD EPHRAIM: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Hrsg. von Wilfried Barner et al. – Frankfurt am Main 1985ff. (=Bibliothek deutscher Klassiker.) Darin vor allem: Bd. 5, 1 und 2: Werke 1760–1780. 1766–1769. Hrsg. von Wilfried Barner. – Frankfurt am Main 1990. (=Bibliothek deutscher Klassiker. 53. 57.). Bd. 6: Werke 1767–1769. Hrsg. von Klaus Bohnen. – Frankfurt am Main 1985. (=Bibliothek deutscher Klassiker. 6.). Bd. 8: Werke 1774–1778. Hrsg. von Arno Schilson. – Frankfurt am Main 1989. (=Bibliothek deutscher Klassiker. 45.). Bd. 9: Werke 1778–1780. Hrsg. von Klaus Bohnen und Arno Schilson. – Frankfurt am Main 1993. (=Bibliothek deutscher Klassiker. 94.). [Lessing]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Aphorismen. In einer Auswahl hrsg. von Kurt Batt. – Frankfurt am Main 1976. [Lichtenberg/Batt 1976]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Aphorismen. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Sengle. – Stuttgart 1953, 1984. (=RUB 7812[2].). [Lichtenberg/Sengle 1953/1984]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Aphorismen, Essays, Briefe. Hrsg. von Kurt Batt. – Leipzig 1963. [Lichtenberg/Batt 1963]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Aphorismen und Aufsätze. Hrsg. von Gisela Bruckner. – München 1972. [Lichtenberg/Bruckner 1972]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Ausführliche Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche. Hrsg. von Franz Heinrich Mautner. – Frankfurt am Main 1991. (=it 1296.). [Lichtenberg/Mautner 1991]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Georg Christoph Lichtenberg. Aus Vorlesungen. Hrsg. von Ulrich Joost. – In: Einladung ins 18. Jahrhundert. Ein

- Almanach. Hrsg. von Ernst-Peter Wieckenberg. – München 1988. S. 129–148. [Lichtenberg/Joost 1988]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Briefwechsel. Hrsg. von Ulrich Joost und Albrecht Schöne. 4 Bde. und ein Registerbd. – München 1983–1992. Bisher erschienen: Bd. I: 1765–1779. – München 1983. Bd. II: 1780–1784. – München 1985. Bd. III: 1785–1792. – München 1990. Bd. IV: 1793–1799 und Undatiertes. – München 1992. [Bw I–IV]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Ein neuer Damen-Anzug, vermuthlich in Indien. Mitgeteilt und erläutert von Wolfgang Promies. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1995. S. 7–29. [Lichtenberg/Promies 1995]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Fragment von Schwänzen. Faksimile der Handschrift und des ersten Separatdrucks. Mit einem Nachwort und herausgegeben von Ulrich Joost. – Darmstadt 1992. [Lichtenberg/Joost 1992 (1)]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Fragmente einer Trink- und Rauschlehre. (Pinik und Methyologie). Hrsg. von Hans Ludwig Gumbert. – [o.O.] 1983. (Privatdruck in 300 Exemplaren.). [Gumbert 1983]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Georg Christophs Lichtenbergs Aphorismen. Hrsg. von Albert Leitzmann. 5 Hefte. – Berlin 1902–1908. – In: Literaturdenkmale Nr. 123, 131, 136, 140, 141. [Reprint: Wendeln 1968.]. [Lichtenberg/Leitzmann 1902–1908]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Die Glocken Mitgeteilt und erläutert von Ulrike Freiling. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1999. S. 7–23. [Lichtenberg/Freiling 1999]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Ideen, Maximen und Einfälle von Lichtenberg nebst dessen Charakteristik. Hrsg. von Gustav Jördens. 2 Tle. – Leipzig 1827–1830. [Lichtenberg/Jördens 1827–1830]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Noctes. Ein Notizbuch. Faksimile mit einem Nachwort und Erläuterungen herausgegeben von Ulrich Joost. – Göttingen 1992. [Noctes]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Lichtenbergs Hogarths. Die Kalender-Erklärungen von Georg Christoph Lichtenberg mit den Nachstichen von Ernst Ludwig Riepenhausen zu den Kupferstich-Tafeln von William Hogarth. Hrsg. von Wolfgang Promies. – München, Wien 1999. [LH]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Observationes. Die lateinischen Schriften. Hrsg. von Dag Nikolaus Hasse. – Göttingen 1997. [Hasse 1997]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Schriften und Briefe. 4 Textbde. und 2 Kommentarbd. Hrsg. von Wolfgang Promies. – München 1967–1992.
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Schriften und Briefe. 4 Bde. Hrsg. von Franz Heinrich Mautner. – Frankfurt am Main 1983.
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Schriften und Briefe. 4 Textbde. und 2 Kommentarbd. Hrsg. von Wolfgang Promies. – Nördlingen ³1994. [Reprint der Hanser-Ausgabe, München 1967–1992]. [SB I – IV]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften nach dessen Tode gesammelt und herausgegeben von Ludwig

- Christian Lichtenberg und Friedrich Kries. 5 Bde. Bd. 1: Göttingen 1800. Bde. 2 und 3: – Göttingen 1801. Bde. 4 und 5: – Göttingen 1802. [Reprint: Bern 1972.]. [VS 1–5]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Georg Christoph Lichtenberg's physikalische und mathematische Schriften nach dessen Tode gesammelt und herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries. 4 Bde. Bd. 1: – Göttingen 1803. Bde. 2 und 3: – Göttingen 1806. Bd. 4: – Göttingen 1804. [Reprint als VS 6–9: Bern 1972.]. [PhM 1–4]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Georg Christoph Lichtenberg's Vermischte Schriften. Neue vermehrte, von dessen Söhnen veranstaltete Original Ausgabe. 14 Bde. – Göttingen 1844–1853. [VS (1844) 1–14]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Johann Heinrich Lambert. Biographie. – In: Steck, Max: Bibliographia Lambertiana. Ein Führer durch das gedruckte und ungedruckte Schrifttum und den wissenschaftlichen Briefwechsel von Johann Heinrich Lambert 1728–1777. Neudruck: – Hildesheim 1970. S. VI–XIV. [Lichtenberg 1970]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Das Thor von Calais oder der englische Rinderbraten. Ein Blatt von Hogarth. Mitgeteilt und erläutert von Wolfgang Promies et al. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1997. S. 7–28. [Lichtenberg/Promies 1997]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Ueber Bücher=Formate. Mitgeteilt von Ulrich Joost. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1992. S. 45–48. [Lichtenberg/Joost 1992]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Über die Kopfzeuge. Eine Apologie für die Frauenzimmer-Moden und ihre Abbildungen im Calender. Mitgeteilt von Irene Hölzel. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1996. S. 7–19. [Lichtenberg/Hölzel 1996]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Ueber einige wichtige Pflichten gegen die Augen. – In: GTC 1791. S. 89–124.
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Über Physiognomik wider die Physiognomen. Zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß. – Göttingen Zweyte vermehrte Auflage. 1778.
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Verschüttete Aphorismen Georg Christoph Lichtenbergs aus den Göttinger Taschen Calendern. Hrsg. von Horst Gravenkamp. – Bargfeld 1995. (= Edition im Luttertaler Händedruck. 8.). – Sowie in: »Lichtenberg lesen!« oder: »Wer Augen hat, der sieht alles in allem.« Georg Christoph Lichtenberg – 1742 bis 1999. Lebens- und Werkspuren. Zusammengestellt von Wolfgang Promies. – Bremerhaven 1999. (=Die Horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik. Hrsg. von Johann P. Tammen. Nr. 193. 44. Jg., Bd. 1, 1999.). S. 205–221. [Gravenkamp 1995]
- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: Vorreden zum Göttingischen Magazin. Gabe zur Lichtenberg-Tagung 1980 in Ober-Ramstadt. – Ober-Ramstadt 1980. [Lichtenberg, Vorreden (1980)]

- LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: William Crotch, das musikalische Wunderkind. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1989. S. 110–114. [Lichtenberg, Crotch (1989)]
- Lichtenberg und ... Alte und neue Miszellen zum 4. November 1991 für Professor Dr. Stefan Winkle. – Göttingen 1991. [Lichtenberg, Miszellen]
- LOCKE, JOHN: Versuch über den menschlichen Verstand. In vier Büchern. Bd. I: Buch I und II. – Hamburg ⁴1981. (=Philosophische Bibliothek. 75.). Bd. II: Buch III und IV. – Hamburg 1988. (=Philosophische Bibliothek. 76.). [Locke, Versuch]
- MALEBRANCHE, NICOLAS: De la Recherche de la Verité. – In: Ders.: Œuvres complètes de Malebranche. Bde. I–III. Hrsg. von Geneviève Rodis-Lewis. – Paris 1962. [Malebranche, Recherche]
- MALEBRANCHE, NICOLAS: Von der Erforschung der Wahrheit. Drittes Buch. Übers. u. hrsg. von Alfred Klemmt. – Hamburg 1968. (=Philosophische Bibliothek. 272.). [Malebranche/Klemmt]
- MENDELSSOHN, MOSES: Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit. – In: Ders.: Gesammelte Schriften. Jubiläumsausgabe. Bd. III, 1: Schriften zur Philosophie und Ästhetik. – Stuttgart, Bad Camstatt 1972. S. 321–328. [Mendelssohn 1972]
- MENDELSSOHN, MOSES: Über einige Einwürfe gegen die Physiognomik und vorzüglich gegen die von Herrn Lavater behauptete Harmonie zwischen Schönheit und Tugend. – In: Ders.: Gesammelte Schriften. Jubiläumsausgabe. Bd. III, 1: Schriften zur Philosophie und Ästhetik. – Stuttgart, Bad Camstatt 1972. S. 329–332. [Mendelssohn 1972]
- MÖRIKE, EDUARD: Maler Nolten. Novelle in zwei Teilen. – Frankfurt am Main 1979. (=it 404). [Mörke, Maler Nolten]
- MORGENSTERN, CHRISTIAN: Werke und Briefe. Unter Leitung von Reinhardt Habel hrsg. von Maurice Cureau. – Stuttgart 1986ff. Bd. III: Humoristische Lyrik. Hrsg. von Maurice Cureau. – Stuttgart 1990. Bd. V: Aphorismen. Hrsg. von Reinhardt Habel. – Stuttgart 1987. [Morgenstern/Habel]
- MORHOF, DANIEL GEORG: De Paradoxis sensuum. – In: Ders.: Dissertationes academicae & epistolicae, quibus ratiōna quaedam argumenta eruditè. – Hamburg 1699. S. 303–328. [Morhof 1699]
- NIETZSCHE, FRIEDRICH: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn. – In: Ders.: Werke in drei Bänden. Hrsg. von Karl Schlechta. – München 1956. Bd. 3. S. 309–323. [Nietzsche, Wahrheit]
- NIETZSCHE, FRIEDRICH: Menschliches, Allzumenschliches. Bd. 2. – In: Nietzsche: Werke. Kritische Gesamtausgabe. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazino Montinari. IV. Abt. 3. Bd. – Berlin 1967. Darin: Der Wanderer und sein Schatten. §109 Der Schatz der deutschen Prosa. S. 237. [Nietzsche, Menschliches]
- NOVALIS: Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Vier Bände plus ein Begleitband. Hrsg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel. – Darmstadt 1960ff. Bd. II: Das philosophische Werk I. Hrsg. von Richard Samuel.

- Darmstadt ²1965. Bd. III: Das philosophische Werk II. Hrsg. von Richard Samuel. – Darmstadt 1968. [Novalis, Schriften]
- PEIRCE, CHARLES SANDERS: Die Architektonik von Theorien. (1891). – In: Ders.: Naturordnung und Zeichenprozeß. Schriften über Semiotik und Naturphilosophie. Hrsg. von Helmut Pape. – Frankfurt am Main 1991. (=stw 912.). S. 141–158. [Peirce 1891]
- PEIRCE, CHARLES SANDERS: Collected Papers. Vol. V/VI. Hrsg. von Charles Hartshorne u. Paul Weiss. – Cambridge, Mass. ²1960. [Peirce V/VI]
- PEIRCE, CHARLES SANDERS: Wahrnehmen als unbewußtes Schlußfolgern. (ca. 1890). – In: Ders.: Naturordnung und Zeichenprozeß. Schriften über Semiotik und Naturphilosophie. Hrsg. von Helmut Pape. – Frankfurt am Main 1991. (=stw 912.). S. 328–338. [Peirce 1890]
- PREUSS, WERNER: Zwei unentdeckte Fragmente Georg Christoph Lichtenbergs. – In: Perspektiven Kritischer Theorie. Eine Sammlung für Hermann Schweppenhäusers 60. Geburtstag. Hrsg. von Christoph Türcke. – Lüneburg 1988. S. 237–246. [Preuß 1988]
- REID, THOMAS: Inquiry and Essays. Hrsg. von Ronald E. Beanblossom und Keith Lehrer. – Indianapolis 1983. [Reid/Beanblossom]
- REID, THOMAS: The Works of Thomas Reid. Hrsg. von William Hamilton. – Edinburgh ⁵1858. [Reid/Hamilton]
- REINHOLD, KARL LEONHARD: Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens. – Prag, Jena 1789. [Reinhold 1789] Rezension: N.N. in Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 357 vom 19. November 1789. Sp. 417–424 und Nr. 358 vom 20. November 1789. Sp. 425–429. [Reinhold, Rez. 1789]
- REINHOLD, KARL LEONHARD: Über das Fundament des philosophischen Wissens. Über die Möglichkeit der Philosophie als strenge Wissenschaft. Hrsg. von Wolfgang H. Schrader. – Hamburg 1978. (=Philosophische Bibliothek. 299.). [Reinhold 1978]
- SARTRE, JEAN-PAUL / SICARD, MICHEL: Entretien. L'écriture et la publication. – In: Obliques. No. 18–19. – Paris 1979. S. 9–29. [Sartre/Sicard 1979]
- SARTRE, JEAN-PAUL: Was ist Literatur? Ein Essay. Übers. von Hans Georg Brenner. – Hamburg, Stuttgart o.J. [1950]. [Titel des Originals: Situations II.]. [Sartre, Literatur]
- SCHEIBE, JOHANN ADOLPH: Critischer Musikus. – Leipzig ³1745. [Reprint: Hildesheim, New York, Wiesbaden 1970.]. [Scheibe 1745]
- SCHILLER, FRIEDRICH: Briefe. Hrsg. von Gerhard Fricke. – München 1955. [Schiller, Briefe]
- SCHILLER, FRIEDRICH: Schillers Werke. Nationalausgabe. Hrsg. von Lieselotte Blumenthal und Benno von Wiese. – Weimar 1943ff. [Schiller, Nationalausgabe]
- SCHLEGEL, AUGUST WILHELM: [Nachruf auf Lichtenberg]. – In: Athenäum 2 (1799), St. 2. Darin: IV. Notizen. S. 309–310. [Reprint: Stuttgart 1960.]. [Schlegel, A.W. 1799]

- SCHLEGEL, FRIEDRICH: Kritische Fragmente. (Lyceum.). – In: Ders.: Charakteristiken und Kritiken I. (1796–1801). Hrsg. von Hans Eichner. – Paderborn 1967. (=Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. 29 Bde. Hrsg. von Ernst Behler. München u.a. 1958ff. 2. Bd., 1. Abt.). S. 161. [Schlegel, F., 2. Bd., 1. Abt.]
- SCHLEGEL, FRIEDRICH: Über die Unverständlichkeit. – In: Ders.: Charakteristiken und Kritiken I. (1796–1801). Hrsg. von Hans Eichner. – Paderborn 1967. (=Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. 29 Bde. Hrsg. von Ernst Behler. München u.a. 1958ff. 2. Bd., 1. Abt.). S. 363–372. [Schlegel, F., 2. Bd., 1. Abt.]
- SCHLEIERMACHER, FRIEDRICH DANIEL ERNST: Entwurf zur Abhandlung über den Stil. (1790/91). Über den Stil. (1790/91). – In: Ders.: Kritische Gesamtausgabe. Hrsg. von Hans-Joachim Birkner et al. 1. Abt.: Schriften und Entwürfe. Bd. 1: Jugendschriften 1787–1796. Hrsg. von Günter Meckenstock. – Berlin, New York 1984. S. 357–362 sowie S. 363–390. [Schleiermacher, Stil]
- SCHLEIERMACHER, FRIEDRICH DANIEL ERNST: Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers. Hrsg. von Manfred Frank. – Frankfurt am Main ⁶1995. (=stw 211). [Schleiermacher, HuK]
- SCHLEIERMACHER, FRIEDRICH DANIEL ERNST: G. L. Lichtenberg's vermischte Schriften. [Rezension] In: Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. 4. Bd. Hrsg. von Wilhelm Dilthey. – Berlin 1863. S. 561–567. [Schleiermacher, Rez.]
- SCHLICHTEGROLL, FRIEDRICH (HG.): Nekrolog auf das Jahr 1799. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Deutschen. 10. Jg. 2. Bd. – Gotha 1805. Darin: Den 24. Februar 1799. Georg Christoph Lichtenberg. S. 97–220. [Schlichtegroll 1805]
- SCHOPENHAUER, ARTHUR: Ueber Schriftstellerei und Stil. – In: Arthur Schopenhauers sämtliche Werke. Hrsg. von Paul Deussen. Bd. 5: Parerga und Paralipomena. Bd. 2. – München 1913. S. 545–612. [Schopenhauer/Deussen]
- SCHOPENHAUER, ARTHUR: Parerga und Paralipomena: Kleine philosophische Schriften. 2 Bde. – In: Arthur Schopenhauers Werke in 5 Bänden. Hrsg. von Ludger Lütkehaus. Bde. 4 und 5. – Zürich 1988. [Schopenhauer/Lütkehaus]
- SCHOPENHAUER, ARTHUR: Parerga und Paralipomena: Kleine philosophische Schriften. Bd. II. – In: Ders.: Sämtliche Werke in fünf Bänden. Hrsg. von Wolfgang Frhr. von Löhneysen. Bd. 5. – Frankfurt am Main ⁴1996. (=stw 665.). Darin: Über Schriftstellerei und Stil. (Paralipomena §§272–289). S. 589–650. [Schopenhauer V, Parerga II]
- SCHOPENHAUER, ARTHUR: Ueber das Sehn und die Farben. – Leipzig 1816, ²1854. – In: Ders.: Sämtliche Werke. Hrsg. von Paul Deussen. Bd. 6. Hrsg. von Franz Mockrauer. – München 1923. S. 3–56, 115–210. [Schopenhauer, Farben]

- SPINOZA, BARUCH DE: Die Ethik nach geometrischer Methode dargestellt. – In: Ders.: Sämtliche Werke in sieben Bänden u. einem Ergänzungsband. Hrsg. von Carl Gebhardt. Bd. 2. Übers. von Otto Baensch. – Hamburg 1989. (=Philosophische Bibliothek. 92.). [Spinoza/Baensch, Ethik]
- SÜSKIND, PATRICK: Das Parfum. Die Geschichte eines Mörders. – Zürich 1994. (=detebe 22800.).
- SULZER, JOHANN GEORG: Allgemeine Theorie der Schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln abgehandelt. 4 Bde. – Leipzig ²1792. [Reprint: Hrsg. von Giorgio Tonelli. Hildesheim 1970.]. Darin besonders die Artikel ›Gebehrden‹ in Bd. II. S. 314–318; ›Gesicht‹ in Bd. II. S. 403; ›Laune‹ in Bd. III. S. 156–158; ›Schönheit‹ in Bd. IV. S. 319–327. [Sulzer, Theorie]
- SULZER, JOHANN GEORG: Vermischte philosophische Schriften. Aus den Jahrbüchern der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gesammelt. 2 Tle. – Leipzig ³1800. Darin vor allem: – Anmerkungen über den gegenseitigen Einfluß der Vernunft in die Sprache und der Sprache. (1767) Tl. 1. S. 168–200. – Von dem Bewußtseyn und seinem Einflusse in unsre Urtheile. (1764) Tl. 1. S. 201–226. – Zergliederung des Begriffs der Vernunft. (1758) Tl. 1. S. 246–283. [Sulzer, Schriften]
- THEOPHRASTUS: Libellus de Odoribus. – In: Ders.: Eresii opera, quae supersunt, omnia graeca recensuit, latine interpretatus est. Hrsg. von Fridericus Wimmer. – Paris 1866. S. 364–376. [Theophrastus/Wimmer 1866]
- THEOPHRASTUS: Fragmentum de Sensibus. – In: Stratton, George Malcolm: Theophrastus and the Greek Physiological Psychology before Aristotle. – Amsterdam 1964. S. 65–151. [Stratton 1964]
- TUCHOLSKY, KURT: Schrei nach Lichtenberg. – In: Ders.: Gesammelte Werke in 10 Bänden. Hrsg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz. Bd. 9: 1931. – Reinbek bei Hamburg 1975. S. 118–120. – Und in: »Lichtenberg lesen!« oder: »Wer Augen hat, der sieht alles in allem.« Georg Christoph Lichtenberg – 1742 bis 1999. Lebens- und Werkspuren. Zusammengestellt von Wolfgang Promies. – Bremerhaven 1999. (=Die Horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik. Hrsg. von Johann P. Tammen. Nr. 193. 44. Jg., Bd. 1, 1999.). S. 7f. [Tucholsky 1931]
- VISCHER, FRIEDRICH THEODOR: Über das Erhabene und Komische. – In: Ders.: Kritische Gänge. 6 Bde. Hrsg. von Robert Vischer. – München ²1922. Bd. 4. S. 1–158. Darin bes.: III. Das Komische. S. 108–155. [Vischer, F.T. 1922]
- VISCHER, ROBERT (HG.): Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Friedrich Theodor Vischer. – München 1926. [Vischer (Hg.) 1926]
- VOIGT, JOHANN HEINRICH: Über die Frage: Wie es komme, daß wir die Gegenstände als aufrecht stehend sehen, da sie sich doch umgekehrt auf der Retina abbilden? Nachschrift des Herausgebers über diesen Gegenstand. – In: Ders. / Lichtenberg, Ludwig Christian (Hgg.): Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte. – Gotha 1788. S. 140–143; 143–155. [Voigt, J.H. 1788]

- VOLTAIRE: Briefe aus England. Hrsg., übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Rudolf Bittner. – Zürich 1994. (=detebe 22744.). [Voltaire/Bittner 1994]
- WIELAND, CHRISTOPH MARTIN: Die Aeropetomanie (1783). Die Aeronauten (1784). – In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Deutschen Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften. 1. Abt.: Werke. 15. Bd.: Prosaische Schriften II (1783–1794). Hrsg. von Wilhelm Kurrelmeyer. – Berlin 1930. S. 1–18; 19–64. [Wieland 1783/1784]

C Forschungsliteratur

- AARSLEFF, HANS: From Locke to Saussure. Essays on the Study of Language and Intellectual History. – London: University of Minnesota 1982. Darin: – Tradition of Condillac: The Problem of the Origin of Language in the Eighteenth Century and the Debate in the Berlin Academy before Herder. S. 146–209. – An Outline of Language-Origins Theory since the Renaissance. S. 278–292. – Wilhelm von Humboldt and the Linguistic Thought of the French Idéologues. S. 335–355. [Aarsleff 1982]
- AARSLEFF, HANS: Condillac's Speechless Statue. – In: Akten des II. Internationalen Leibniz-Kongresses, Hannover 17. bis 22. Juli 1972. Bd. IV: Logik – Erkenntnistheorie – Methodologie – Sprachphilosophie. – Wiesbaden 1975. (=Studia Leibnitiana. Supplementa. XV.). S. 287–302. [Aarsleff 1975]
- AARSLEFF, HANS: Leibniz on Locke on Language. – In: American Philosophical Quarterly 1 (1964). S. 165–188. [Aarsleff 1964]
- ACHENBACH, BERND: Eins zu Wurzel aus zwei: Lichtenbergs Beitrag zum DIN-Papierformat. Zum vorstehenden Artikel. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1992. S. 45–48. [Achenbach 1992]
- ACHENBACH, BERND: Weitere Verse und Gesänge auf Lichtenberg. – In: Photorin 11/12 (1987). S. 62–78. [Achenbach 1987]
- ACHENBACH, BERND: Lichtenberg und seine Anekdoten. – In: Lichtenberg und Alte und neue Miszellen. – Göttingen 1991. S. 23–27. [Achenbach 1991]
- ALTENHEIN, HANS: »Das viele Lesen ist dem Denken schädlich«. Lektüre zu Lichtenbergs Zeit. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1994. S. 35–42. [Altenhein 1994]
- ALTHAUS, THOMAS: Aphorismus und Experiment. Lichtenbergs Versuche mit Worten. – In: Politische Aufgabe und soziale Funktionen von Germanistik und Deutschunterricht. Hrsg. von Norbert Oellers. – Tübingen 1988. (=Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie: Selbstbestimmung und Anpassung. Vorträge des Berliner Germanistentages 1987. Bd. 2. Hrsg. von Norbert Oellers.). S. 355–379. [Althaus 1988]
- ALTHAUS, THOMAS: Das Uneigentliche ist das Eigentliche: metaphorische Darstellung in der Prosa bei Lessing und Lichtenberg. – Münster 1991. – [Phil.Diss.: Münster 1989.]. [Althaus 1991]

- ALTHOFF, MATTHIAS: Der Schluß auf die beste Erklärung in der philosophischen Theorie der Wahrnehmung. – Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris 1992. (=Europäische Hochschulschriften. Reihe 20, Philosophie. Bd. 362.). [Althoff 1992]
- AMMERMANN, MONIKA: Gemeines Leben. Gewandelter Naturbegriff und literarische Spätaufklärung. Lichtenberg, Wezel, Garve. – Bonn 1978. (=Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft. 239.). [Ammermann 1978]
- ANTAL, FREDERICK: Hogarth and his place in European art. – London 1962. S. 206–209. [Antal 1962]
- ANZIEU, DIDIER: Das Haut-Ich. Übers. von Meinhard Korte und Marie-Hélène Lebourdais-Weiss. – Frankfurt am Main ²1991. [Originalausgabe: Le Moi-peau. Paris 1985.]. [Anzieu 1991]
- APEL, KARL OTTO: Die Entfaltung der ›sprachanalytischen‹ Philosophie und das Problem der Geisteswissenschaften. – In: Ders.: Transformation in der Philosophie. 2 Bde. Bd. II: Das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft. – Frankfurt am Main 1973. S. 28–95. [Apel 1973]
- ARBURG, HANS-GEORG VON: Kunst-Wissenschaft um 1800. Studien zu Georg Christoph Lichtenbergs Hogarth-Kommentaren. – Phil.Diss.: Zürich 1996. (=Lichtenberg-Studien. 11.). [Arburg 1996]
- ARGELANDER, ANNELIES: Das Farbenhören und der synästhetische Faktor der Wahrnehmung. – Jena 1927. [Argelander 1927]
- ARNTZEN, HELMUT: Aphorismus und Sprache. Lichtenberg und Karl Kraus. – In: Ders.: Literatur im Zeitalter der Information. Aufsätze, Essays, Glossen. – Frankfurt am Main 1971. (=Athenäum Paperbacks Germanistik. 5.). S. 323–338. [Arntzen 1971]
- ARNTZEN, HELMUT: Literatur und Sprache: Hamann, Herder, Lichtenberg, Humboldt. – In: Ders.: Der Literaturbegriff. Geschichte, Komplementärbegriffe, Intention. Eine Einführung. – Münster 1984. (=Literatur als Sprache. Literaturtheorie – Interpretation – Sprachkritik. 1.). S. 69–90. [Arntzen 1984]
- ARNTZEN, HELMUT: Literatur, Metaphorik, Bildlichkeit bei Lichtenberg. – In: DVjs 42 (1968). S. 359–372. [Arntzen 1968]
- ARNTZEN, HELMUT: Philosophie als Literatur. Kurze Prosa von Lichtenberg bis Bloch. – In: Ders.: Zur Sprache kommen. Studien zur Literatur- und Sprachreflexion, zur deutschen Literatur und zum öffentlichen Sprachgebrauch. – Münster 1983. S. 314–327. (=Literatur als Sprache. Literaturtheorie – Interpretation – Sprachkritik. 4.). [Arntzen 1983]
- ARNTZEN, HELMUT: Sprachdenken und Sprachkritik. – In: Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. Hrsg. von Horst Albert Glaser. 10 Bde. – Reinbek 1980ff. Bd. 8: Jahrhundertwende: Vom Naturalismus zum Expressionismus. 1880–1918. Hrsg. vom Frank Trommler. – Reinbek 1982. S. 247–259. [Arntzen 1982]

- ARZ, HELMUT VON: Das physiognomische Mißverständnis – Lichtenberg und Lavater sehen Hogarth. – In: Brög, Hans / Eschbach, Achim (Hgg.): Die Tücke des Objekts. Festschrift zum fünfzigsten Geburtstag von Hermann Sturm. – Aachen 1987. S. 142–172. [Arz 1987]
- BAASNER, RAINER: Lichtenberg: Das große Ganze. Ein Essay. – Paderborn, München, Wien, Zürich 1992. [Baasner 1992(2)]
- BACHELARD, GASTON: Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis. Übersetzt von Michael Bischoff. Mit einer Einleitung von Wolf Lepenies. – Frankfurt am Main ²1984. (=Suhrkamp. Weiße Reihe. Wissenschaftsforschung.). Darin: Kapitel IV: Sprachliche Hindernisse am Beispiel des Schwammes. Die mißbräuchliche Ausweitung geläufiger Bilder. S. 127–139. [Bachelard ²1984]
- BACHMAIR, ANTON: Die Konstitution des Gegenstandes der Erfahrung. Die Bestandteile der Erkenntnis eines äußeren Gegenstandes nach der Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant. – Phil.Diss.: München 1988. [Bachmair 1988]
- BÄTSCHMANN, OSKAR: Bild – Text: problematische Beziehungen. – In: Kunstgeschichte – aber wie? Zehn Themen und Beispiele. Hrsg. von der Fachschaft Kunstgeschichte München (Clemens Fruh, Raphael Rosenberg, Hans-Peter Rosinski). – Berlin 1989. S. 27–46. [Bätschmann 1989]
- BALTES, HENRY / LANGE, DIRK / KOLL, ANDREAS: The electronic nose in Lilliput. – In: IEEE (The Institute of Electrical and Electronics Engineers, Inc.) Spectrum 35. No. 9. September 1998. S. 35–38. [Baltes et al. 1998]
- BARLOW, HORACE: What does the brain see? How does it understand? – In: Images and understanding. Thoughts about images. Ideas about understanding. Hrsg. von Horace Barlow, Colin Blakemore, Miranda Weston-Smith. – Cambridge, New York [u.a.] 1990. S. 5–25. [Barlow 1990]
- BARTHES, ROLAND: Das semiologische Abenteuer. – Frankfurt am Main 1988. Darin: Semiologie und Medizin. S. 210–220. [Barthes 1988]
- BARTHES, ROLAND: S/Z. – Frankfurt am Main 1987. (=stw 687.). [Barthes 1987]
- BATT, KURT: Einleitung. – In: Ders. (Hg.): Georg Christoph Lichtenberg: Aphorismen. – Leipzig 1963. [Batt 1963]
- BAXANDALL, MICHAEL: Ursachen der Bilder. Über das historische Erklären von Kunst. Mit einer Einl. von Oskar Bätschmann. Übers. von Reinhard Kaiser. – Berlin 1990. [Baxandall 1990]
- BEISE, ARND: »Meine scandaleusen Exkursionen über den Hogarth«. Lichtenbergs Erklärungen zu Hogarths moralischen Kupferstichen. – In: Georg Christoph Lichtenberg. 1742–1799. Wagnis der Aufklärung. Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt 28. Juni bis 30. August 1992. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 18. Oktober bis 18. Dezember 1992. – München, Wien 1992. S. 239–256. [Beise 1992]
- BEISE, ARND: »Wenn man auch nicht lichtenbergisieren kann noch will...«. Goethes Gegenentwurf zu Lichtenbergs Manier Bilder zu erklären. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1993. – S. 56–77. [Beise 1993]

- BEISE, ARND: Ist der Wahnsinn zum Lachen? Beobachtungen zu Lichtenbergs »Ausführlicher Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche«. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1991. S. 59–69. [Beise 1991]
- BENJAMIN, WALTER: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie. – Frankfurt am Main 1977. [Benjamin, Kunstwerk]
- BEREND, EDUARD: Eine Charakteristik Lichtenbergs. – In: Zeitschrift für Bücherfreunde, N.F. 5 (1914). S. 392. [Berend 1914]
- BERENDSOHN, WALTER ARTUR: Stil und Form der Aphorismen Lichtenbergs. – Kiel 1912. [Berendsohn 1912]
- BERGMANN, HELGA: Die Überwindung des metaphysischen Denkens in der sensualistischen Erkenntnistheorie. – In: Französische Aufklärung. Bürgerliche Emanzipation, Literatur und Bewußtseinsbildung. Kollektivarbeit von Winfried Schröder, Helga Bergmann, Brigitte Burmeister u.a. – Leipzig 1979. S. 146–168, 837f. [Bergmann 1979]
- BERGMANN, HELGA: Der Beitrag der Naturwissenschaften zur Säkularisierung des Weltbilds. – In: Französische Aufklärung. Bürgerliche Emanzipation, Literatur und Bewußtseinsbildung. Kollektivarbeit von Winfried Schröder, Helga Bergmann, Brigitte Burmeister u.a. – Leipzig 1979. S. 169–189, 838. [Bergmann 1979]
- BERTRAM, ERNST: Georg Christoph Lichtenberg. – In: Ders.: Georg Christoph Lichtenberg. Adalbert Stifter. Zwei Vorträge. – Bonn 1919. S. 11–45. [Bertram 1919]
- BEUERMANN, GUSTAV: »*Sie schwänzten aber jetzt schon, bis es blitzt und donnert*«. Physikprofessor – Lichtenbergs Beruf. – In: Georg Christoph Lichtenberg. 1742–1799. Wagnis der Aufklärung. Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt 28. Juni bis 30. August 1992. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 18. Oktober bis 18. Dezember 1992. – München, Wien 1992. S. 346–364. [Beuermann 1992]
- BEUTEL, ALBRECHT: Lichtenberg und die Religion. Aspekte einer vielschichtigen Konstellation. – Tübingen 1996. (=Beiträge zur historischen Theologie. 93.). [Beutel 1996]
- BIRUS, HENDRIK / FUCHS, ANNA: Ein terminologisches Grundinventar für die Analyse von Metaphern. – In: Wagenknecht, Christian (Hg.): Zur Terminologie der Literaturwissenschaft. Akten des IX. Germanistischen Symposions der Deutschen Forschungsgemeinschaft Würzburg 1986. – Stuttgart 1989. (=Germanistische Symposien. Berichtsbände. 9.). S. 157–174. [Birus/Fuchs 1989]
- BLAICHER, GÜNTHER: »The Improvement of the Mind«: Auffassung vom Lesen bei John Locke, Richard Steele und Joseph Addison. – In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert: Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. – Tübingen 1994. (=ScriptOralia. 65.). S. 91–107. [Blaicher 1994]

- BOBERTAG, FELIX (HG.): Georg Christoph Lichtenberg, Theodor G. von Hippel und A. Blumauer. – Tübingen 1974. (=Deutsche National-Litteratur. 141.). [Bobertag 1974]
- BÖCKMANN, PAUL: Das Formprinzip des Witzes in der Frühzeit der deutschen Aufklärung. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstiftes 1932/33. S. 52–130. [Böckmann 1932/33] o11
- BOEHM, GOTTFRIED: Bildsinn und Sinnesorgane. – In: Neue Hefte für Philosophie 18/19 (1980). S. 118–132. [Boehm 1980]
- BÖHME, GERNOT: Philosophische Grundlagen der Newtonschen Mechanik. – In: Hutter, Kolumban (Hg.): Die Anfänge der Mechanik. Newtons Principia gedeutet aus ihrer Zeit und ihrer Wirkung auf die Physik. – Berlin [u.a.] 1989. S. 4–20. [Böhme 1989]
- BÖHME, HELMUT: »Die Erhebung in den Bürgerstand« oder eher: »Die Erhebung des Bürgerstands«. Gesellschaftsgeschichte zur Zeit Lichtenbergs. – In: Georg Christoph Lichtenberg. 1742–1799. Wagnis der Aufklärung. Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt 28. Juni bis 30. August 1992. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 18. Oktober bis 18. Dezember 1992. – München, Wien 1992. S. 59–68. [Böhme 1992]
- BOHRER, KARL HEINZ: Die Grenzen des Ästhetischen. – In: Welsch, Wolfgang (Hg.): Die Aktualität des Ästhetischen. – München 1993. S. 48–64. [Bohrer 1993]
- BORCHERS, ELISABETH: Lectori salutem. – Mainz, Wiesbaden 1978. (=Akademie der Wissenschaften und der Literatur: Abhandlungen der Klasse der Literatur. Jg. 1978. Nr. 2.). [Borchers 1978]
- BORCHMEYER, DIETER: Kritik der Aufklärung im Geiste der Aufklärung: Friedrich Schiller. – In: Schmidt, Jochen (Hg.): Aufklärung und Gegenaufklärung in der europäischen Literatur. Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart. – Darmstadt 1989. S. 361–376. [Borchmeyer 1989]
- BOSSE, HEINRICH: Der Autor als abwesender Redner. – In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert: Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. – Tübingen 1994. (=ScriptOralia. 65.). S. 277–290. [Bosse 1994]
- BREGER, HERBERT: Ein Lichtenbergscher Blick auf Leibniz. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1998. S. 63–78. [Breger 1998]
- BRINITZER, CARL: G. C. Lichtenberg. Die Geschichte eines gescheiterten Mannes. – Tübingen 1956. [Brinitzer 1956]
- BROSCHKE, PETER: Die Wahrnehmung der Natur. – In: Photorin 7/8 (1984). S. 33–38. [Brosche 1984]
- BRÜGGEMANN, HEINZ: »Aber schickt keinen Poeten nach London!« Großstadt und literarische Wahrnehmung im 18. und 19. Jahrhundert. Texte und Interpretationen. – Reinbek bei Hamburg 1985. (=Kulturen und Ideen.). Darin: II. Die Gedanken auf den Gassen. Georg Christoph Lichtenberg: Brief an Ernst Gottfried Baldinger vom 10. Januar 1770. S. 22–33. [Brüggemann 1985]

- BRUMACK, JÜRGEN: Herders Polemik gegen die »Aufklärung«. – In: Schmidt, Jochen (Hg.): Aufklärung und Gegenaufklärung in der europäischen Literatur. Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart. – Darmstadt 1989. S. 277–293. [Brumack 1989]
- BUBNER, RÜDIGER: Rousseau, Hegel und die Dialektik der Aufklärung. – In: Schmidt, Jochen (Hg.): Aufklärung und Gegenaufklärung in der europäischen Literatur. Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart. – Darmstadt 1989. S. 404–420. [Bubner 1989]
- BUECHLER, RALPH WOLFGANG: Science, Satire and Wit. The Essays of Georg Christoph Lichtenberg. – New York, Frankfurt am Main 1990. – [Phil.Diss.: The University of Wisconsin-Madison 1988.]. (=Studies in Modern German Literature. 41.). [Buechler 1990]
- BÜHLER, KARL: Ausdruckstheorie. Das System an der Geschichte aufgezeigt. – Stuttgart ²1968. Darin: Physiognomik und Pathognomik. S. 15–35. [Bühler ²1968]
- BÜHLER, KARL: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. – Jena 1934. [Bühler 1934]
- BÜHLER, KARL: Von den Sinnfunktionen der Sprachgebilde. – In: Sinn und Sein. Ein philosophisches Symposium. Fritz von Rintelen gewidmet. Hrsg. von Richard Wisser. – Tübingen 1960. S. 95–112. [Bühler 1960]
- BULLE, OSKAR: Physiognomik – einst und jetzt. – In: Die Gegenwart 29 (1886). S. 393–395. [Bulle 1886]
- BURWICK, FREDERICK: The Hermeneutics of Lichtenbergs Interpretation of Hogarth. – In: Lessing Yearbook 19 (1987). S. 167–191. [Burwick 1987]
- BUSCH, WERNER: Nachahmung als bürgerlicher Kunstbegriff. Ikonographische Zitate bei Hogarth und in seiner Nachfolge. – Hildesheim, New York 1977. (=Studien zur Kunstgeschichte. 7.). S. 3–12; 161–218. [Busch 1977]
- CAHN, MICHAEL: Hamster: Wissenschafts- und mediengeschichtliche Grundlagen der sammelnden Lektüre. – In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert: Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. – Tübingen 1994. (=ScriptOralia. 65.). S. 63–77. [Cahn 1994]
- CAMPE, RÜDIGER: Rhetorik und Physiognomik *oder* Die Zeichen der Literatur. – In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch. Bd. 9: Rhetorik und Strukturalismus (1990). S. 68–83. [Campe 1990]
- CAMPENHAUSEN, CHRISTOPH VON: Die Sinne des Menschen. Einführung in die Psychophysik der Wahrnehmung. – Stuttgart, New York ²1993. [Campenhausen ²1993]
- CASEY, EDWARD S.: Literary Description and Phenomenological Method. – In: Yale French Studies 61 (1981). S. 176–201. [Casey 1981]
- COOK, DANIEL J.: Leibniz and Hegel on the Language of Philosophy. – In: Akten des II. Internationalen Leibniz-Kongresses, Hannover 17. bis 22. Juli 1972. Bd. IV: Logik – Erkenntnistheorie – Methodologie – Sprachphilosophie. – Wiesbaden 1975. (=Studia Leibnitiana. Supplementa. XV.). S. 229–238. [Cook 1975]

- CRAIG, CHARLOTTE MARIE: A Matter of Perception and Principle: Lichtenberg's Physiognomic Encounters and Their Documentation. – In: Transactions of the Seventh International Congress on the Enlightenment II. Budapest 26. Juli – 2. August 1987. – Oxford 1989. (=Studies on Voltaire and the Eighteenth Century 264 (1988. S. 897–900. [Craig 1988])
- CRAIG, CHARLOTTE MARIE: A Rigid Issue: Lichtenberg versus Lavater. – In: Anthropology and the German Enlightenment: Perspectives on Humanity. Hrsg. von Katherine M. Faul. – Lewisburg, London, Toronto 1995. (=Bucknell Review XXXVIII, 2.). S. 57–75. [Craig 1995]
- CRAIG, CHARLOTTE MARIE: Wisdom – Whimsy – Humanism: Georg Christoph Lichtenberg and Wilhelm Busch. – In: Lichtenberg. Essays Commemorating the 250th Anniversary of His Birth. Hrsg. von Charlotte Marie Craig. – New York, Berlin, Bern, Frankfurt am Main, Paris, Wien 1992. (=The Enlightenment. German and Interdisciplinary Studies. 4.). – S. 129–152. [Craig 1992]
- CRIEGERN, AXEL VON: Bilder diagonal lesen – zum raschen, aber nicht oberflächlichen Erfassen von Bildern. – In: Brög, Hans / Eschbach, Achim (Hgg.): Die Tücke des Objekts. Festschrift zum fünfzigsten Geburtstag von Hermann Sturm. – Aachen 1987. S. 173–201. [Criegern 1987]
- CYTOWIC, RICHARD E.: Farben hören, Töne schmecken. Die bizarre Welt der Sinne. – München 1996. (=dtv 30578.). [Cytowic 1996]
- DANTO, ARTHUR C.: Ästhetische Reaktionen und Kunstwerke. – In: Neue Hefte für Philosophie 18/19 – (1980). S. 15–32. [Danto 1980]
- DARIUS, JON: Scientific images: perception and deception. – In: Images and understanding. Thoughts about images. Ideas about understanding. Hrsg. von Horace Barlow, Colin Blakemore, Miranda Weston-Smith. – Cambridge, New York [u.a.] 1990. S. 333–357. [Darius 1990]
- DASCAL, MARCELO: Quelques fonctions des signes et du langage d'après Leibniz et ses contemporains. – In: Akten des II. Internationalen Leibniz-Kongresses, Hannover 17. bis 22. Juli 1972. Bd. IV: Logik – Erkenntnistheorie – Methodologie – Sprachphilosophie. – Wiesbaden 1975. (=Studia Leibnitiana. Supplementa. XV.). S. 239–255. [Dascelo 1975]
- DEDNER, BURGHARD: Ordnungs- und Produktionsmaschinen. Mechanische Modelle in Kunst- und Staatsauffassung der Aufklärung. – In: Möbius, Hanno / Berns, Jörg Jochen (Hgg.): Die Mechanik in den Künsten. Studien zur ästhetischen Bedeutung von Naturwissenschaft und Technologie. – Marburg/Lahn 1990. S. 108–119. [Dedner 1990]
- DEUCHAR, MARGARET: Are the signs of language arbitrary? – In: Images and understanding. Thoughts about images. Ideas about understanding. Hrsg. von Horace Barlow, Colin Blakemore, Miranda Weston-Smith. – Cambridge, New York [u.a.] 1990. S. 168–179. [Deuchar 1990]
- DITTMANN, LORENZ: Überlegungen und Beobachtungen zur Zeitgestalt des Gemäldes. – In: Neue Hefte für Philosophie 18/19 (1980). S. 133–150. [Dittmann 1980]

- DOHRN-VAN ROSSUM, GERHARD: »Uhrzeit« und Zeitordnung. Ein Nachtrag zu Lichtenbergs Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche und ein Beitrag zur Ikonographie der Uhren. – In: Ästhetik und Kommunikation 12 (1981), H. 45/46. S. 51–74. [Dohrn van Rossum 1981]
- DOMKE, M[ARTIN]: Goethe und Lichtenberg. – Leipzig o.J. [1935]. [Domke 1935]
- DOMKE, MARTIN: Lichtenberg in fremder Sprache. In: Zeitschrift für Bücherfreunde N.F. 26 (1934). [Domke 1934]
- DRUX, RUDOLF: »Über Gewitterfurcht und Blitzableitung.« Lichtenbergs Abhandlung im Diskursverbund der Spätaufklärung. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1997. S. 163–178. [Drux 1997]
- EBNER, FRITZ: Das Lächeln zwischen den Rissen im Weltgebäude. Lichtenbergs Gedanken zu Hogarths »The Rake's Progress«. – In: Ders.: Musen wohl, doch auch Politik. Lebensbilder aus Darmstadts Vergangenheit. – Darmstadt 1982. S. 42–48. (=Darmstädter Schriften 50.). [Ebner 1982]
- EBNER, FRITZ: Lichtenberg und Merck: zwei Bürgersöhne des 18. Jahrhunderts. – In: Musen wohl, doch auch Politik. Lebensbilder aus Darmstadts Vergangenheit. – Darmstadt 1982. S. 49–63. (=Darmstädter Schriften 50.).
- EBSTEIN, ERICH: Ça donc, Sadon usw. – In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 120 (=N.S. 20) (1908). S. 418–420. [Ebstein 1908]
- EBSTEIN, ERICH: Lichtenberg und Chodowiecki. Mit einem bisher unbekannten Dokument. – In: Zeitschrift für Bücherfreunde, N.F. 22 (1930). S. 110–112. [Ebstein 1930]
- ECO, UMBERTO: Die Sprache des Gesichts. – In: Ders.: Über Spiegel und andere Phänomene. Dt. von Burkhard Kroeber. – München, Wien ⁴1995. (=dtv 11319). S. 71–82. [Eco ⁴1995]
- ECO, UMBERTO: Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte. Dt. von Günter Memmert. – Frankfurt am Main 1977. (=edition suhrkamp 1977.).
- EGGEBRECHT, HANS HEINRICH: Das Ausdrucks-Prinzip im musikalischen Sturm und Drang. – In: DVjs 29 (1955). S. 323–349. [Eggebrecht 1955]
- EGGEBRECHT, HANS HEINRICH: Musik als Tonsprache. – In: AfMw 18 (1961). S. 73–100. [Eggebrecht 1961]
- EINEM, HERBERT VON: Das Auge, der edelste Sinn. – In: Ders.: Goethe-Studien. – München 1972. (=Collectanea Artis Historiae. 1.). S. 11–24. [von Einem 1972]
- ENGEL, E.J.: Lavater, Mendelssohn, Lichtenberg. – In: Affinities. Essays in German and English Literature. Dedicated to the memory of Oswald Wolff (1897–1968). Hrsg. von R. W. Last. – London 1971. S. 187–205. [Engel 1971]
- ENGELN, BERNHARD: Die Synästhesien in der Dichtung Eichendorffs mit einem Anhang über die sog. »Audition colorée« und über Synästhesien in der Dichtung des französischen Symbolismus. – Phil.Diss.: Köln 1966. [Engelen 1966]

- ENGELHARDT, WOLF VON: Georg Christoph Lichtenberg und die Naturwissenschaft seiner Zeit. – In: Zimmermann, Jörg (Hg.): Lichtenberg – Streifzüge der Phantasie. – Hamburg 1988. S. 132–163. [Engelhardt 1988]
- ENGSTROM, ALFRED G.: In Defence of Synaesthesia in Literature. – In: *Philological Quarterly* 25 (1946). S. 1–19. [Engstrom 1946]
- FELDMANN, WILHELM: Fremdwörter und Verdeutschungen des 18. Jahrhunderts. – In: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 8 (1906/07). S. 49–99. [Feldmann 1906/07]
- FELL, CHRISTA: LICHTENBERG'S REFLECTIONS ON GENIUS. – In: Lichtenberg. Essays Commemorating the 250th Anniversary of His Birth. Hrsg. von Charlotte Marie Craig. – New York, Berlin, Bern, Frankfurt am Main, Paris, Wien 1992. (=The Enlightenment. German and Interdisciplinary Studies. 4.). S. 11–22. [Fell 1992]
- FERBER, RAFAEL: Philosophische Grundbegriffe. Eine Einführung. – München ²1994. (=Beck'sche Reihe. 1054.). [Ferber 1994]
- FEYERABEND, PAUL: Die Natur als ein Kunstwerk. – In: Welsch, Wolfgang (Hg.): Die Aktualität des Ästhetischen. – München 1993. S. 278–287. [Feyerabend 1993]
- FISCHER, GERTRUD: Lichtenbergische Denkfiguren: Aspekte des Experimentellen. – Heidelberg 1982. (=Beiträge zur neueren Literaturgeschichte; Folge 3, Bd. 56.) [Fischer 1982]
- FLIEDL, ILSEBIL BARTA / GEISSMAR, CHRISTOPH (HGG.): Die Beredsamkeit des Leibes. Zur Körpersprache in der Kunst. – Salzburg, Wien 1992. (=Veröffentlichungen der Albertina, Nr. 31.).
- FRANK, MANFRED: Die Aufhebung der Anschauung im Spiel der Metapher. – In: *Neue Hefte für Philosophie* 18/19 (1980). S. 58–78. [Frank 1980]
- FRANK, MANFRED: Aufklärung als analytische und synthetische Vernunft. Vom französischen Materialismus über Kant zur Frühromantik. – In: Schmidt, Jochen (Hg.): Aufklärung und Gegenaufklärung in der europäischen Literatur. Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart. – Darmstadt 1989. S. 377–403. [Frank 1989]
- FRANK, MANFRED: Stil in der Philosophie. – Stuttgart 1992. (=RUB 8791.). [Frank 1992]
- FRANK, MANFRED: Der Text und sein Stil. Schleiermachers Sprachtheorie. – In: Ders.: Das Sagbare und das Unsagbare. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Texttheorie. – Frankfurt am Main 1990. (=stw 317.). S. 15–37. [Frank 1990]
- FRANK, MANFRED: ›Unendliche Annäherung‹. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik. – Frankfurt am Main 1997. (=stw 1328.). [Frank 1997]
- FRANK, MANFRED: Vieldeutigkeit und Ungleichzeitigkeit. Hermeneutische Fragen an eine Theorie des literarischen Textes. – In: Ders.: Das Sagbare und das Unsagbare. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Texttheorie. – Frankfurt am Main 1990. (=stw 317.). S. 196–212. [Frank 1990]

- FRANK, MANFRED: Was ist ein literarischer Text, und was heißt es, ihn zu verstehen? – In: Ders.: Das Sagbare und das Unsagbare. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Texttheorie. – Frankfurt am Main 1990. (=stw 317.). S. 121–195. [Frank 1990]
- FREY, SIEGFRIED: Nachwort. – In: Göttinger Taschenkalender vom Jahr 1778. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für Jahr 1778 von Georg Christoph Lichtenberg. – Göttingen: Dieterich. Reprint: Mainz 1991. [Unpaginiert.]. [Frey 1991]
- FRICKE, HARALD: Georg Christoph Lichtenberg: Prototyp wider Willen. – In: Ders.: Aphorismus. – Stuttgart 1984. (=SM; M 208: Abt. E, Poetik). S. 70–76. [Fricke 1984]
- FRICKE, HARALD: Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur. – München 1981. (=Beck'sche Elementarbücher.). [Fricke 1981]
- FRIEDEL, EGON: Lichtenberg. Der Zerleuchter. – In: Ders.: Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg. – München 1984. S. 687–693. [Friedell 1984]
- FRÖHLICH, HANS J.: Die Quintessenz der Eigentümlichkeit. Erfahrung und Darstellung. – Mainz, Wiesbaden 1982. (=Akademie der Wissenschaften und der Literatur: Abhandlungen der Klasse der Literatur. Jg. 1981/82. Nr. 8.). [Fröhlich 1982]
- FUNKE, GERHARD: Natur und »zweite Natur« im konsequenten Sensualismus. Condillacs Transformationstheorie. – In: Philosophia Naturalis 4 (1957). S. 101–125. [Funke 1957]
- GABRIEL, GOTTFRIED: Ästhetischer »Witz« und logischer »Scharfsinn«. Zum Verhältnis von wissenschaftlicher und ästhetischer Weltauffassung. – Jena 1996. (=Jenaer wissenschaftliche Vorträge und Studien. 15.). [Gabriel 1996]
- GABRIEL, GOTTFRIED: Lichtenberg, Georg Christoph. – In: Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Hrsg. von Jürgen Mittelstraß. Bd. 2. – Stuttgart, Weimar 1995. S. 606–608. [Gabriel 1995]
- GABRIEL, GOTTFRIED / SCHILDKNECHT, CHRISTIANE (HGG.): Literarische Formen der Philosophie. – Stuttgart 1990. [Gabriel/Schildknecht 1990]
- GADAMER, HANS-GEORG: Anschauung und Anschaulichkeit. – In: Neue Hefte für Philosophie 18/19 (1980). S. 1–14. [Gadamer 1980]
- GADAMER, HANS-GEORG: Wahrheit und Methode. – In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 1: Hermeneutik: Wahrheit und Methode. 1. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. – Tübingen ⁵1986. [Gadamer ⁵1986]
- GADAMER, HANS-GEORG: Mensch und Sprache. (1966) – In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 2: Hermeneutik: Wahrheit und Methode. 2. Ergänzungen, Register. – Tübingen 1986. S. 146–154. [Gadamer 1986 (1966)]
- GADAMER, HANS-GEORG: Die Natur der Sache und die Sprache der Dinge. (1960) – In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 2: Hermeneutik: Wahrheit und Methode. 2. Ergänzungen, Register. – Tübingen 1986. S. 66–76. [Gadamer 1986 (1960)]

- GADAMER, HANS-GEORG: Rhetorik und Hermeneutik. (1976) – In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 2: Hermeneutik: Wahrheit und Methode. 2. Ergänzungen, Register. – Tübingen 1986. S. 276–291. [Gadamer 1986 (1976)]
- GADAMER, HANS-GEORG: Semantik und Hermeneutik. (1968) – In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 2: Hermeneutik: Wahrheit und Methode. 2. Ergänzungen, Register. – Tübingen 1986. S. 174–183. [Gadamer 1986 (1968)]
- GADAMER, HANS-GEORG: Sprache und Verstehen. (1970) – In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 2: Hermeneutik: Wahrheit und Methode. 2. Ergänzungen, Register. – Tübingen 1986. S. 184–198. [Gadamer 1986 (1970)]
- GADAMER, HANS-GEORG: Text und Interpretation. (1983) – In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 2: Hermeneutik: Wahrheit und Methode. 2. Ergänzungen, Register. – Tübingen 1986. S. 330–360. [Gadamer 1986 (1983)]
- GADAMER, HANS-GEORG: Die Unfähigkeit zum Gespräch. (1972) – In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 2: Hermeneutik: Wahrheit und Methode. 2. Ergänzungen, Register. – Tübingen 1986. S. 207–215. [Gadamer 1986 (1972)]
- GADAMER, HANS-GEORG: Die Universalität des hermeneutischen Problems. (1966) – In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 2: Hermeneutik: Wahrheit und Methode. 2. Ergänzungen, Register. – Tübingen 1986. S. 219–231. [Gadamer 1986 (1966/2)]
- GADAMER, HANS-GEORG: Wie weit schreibt Sprache das Denken vor? (1970) – In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 2: Hermeneutik: Wahrheit und Methode. 2. Ergänzungen, Register. – Tübingen 1986. S. 199–206. [Gadamer 1986 (1970/2)]
- GAIER, ULRICH: Gegenauflklärung im Namen des Logos: Hamann und Herder. – In: Schmidt, Jochen (Hg.): Aufklärung und Gegenauflklärung in der europäischen Literatur. Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart. – Darmstadt 1989. S. 261–276. [Gaier 1989]
- GAUGER, HANS-MARTIN: Die sechs Kulturen in der Geschichte des Lesens. – In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert: Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. – Tübingen 1994. (=ScriptOralia. 65.). S. 27–47. [Gauger 1994]
- GEITNER, URSULA: Die »Beredsamkeit des Leibes«. Zur Unterscheidung von Bewußtsein und Kommunikation im 18. Jahrhundert. (Neuerscheinungen und Desiderate.). – In: Die Aufklärung und ihr Körper. Beiträge zur Leibesgeschichte im 18. Jahrhundert. – Wolfenbüttel 1990. (=Das achtzehnte Jahrhundert. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts. Jg. 14. H. 2.). [Geitner 1990]
- GEITNER, URSULA: Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert. – Tübingen 1992. (=Communicatio. Studien zur europäischen Literatur- und Kulturgeschichte. 1.). Bes. S. 239–283. [Geitner 1992]
- GERNHARDT, ROBERT: Lichtenberg – ein verhinderter Cartoonist? – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1995. S. 30–45. – Sowie in: Ders.: Unsere Erde ist vielleicht ein Weibchen. 99 Sudelblätter von Robert Gernhardt zu 99 Sudel-

- sprüchen von Georg Christoph Lichtenberg. – Zürich 1998. – (Auszugsweise in: Ders.: Der Lichtenberg-Kalender 1999. Zwölf Sudelblätter von Robert Gernhardt zu zwölf Sudelsprüchen von Georg Christoph Lichtenberg. – Zürich 1998.). [Gernhardt 1995]
- GERNHARDT, ROBERT: Von nichts kommt nichts. Der Humor, die Komik und die Deutschen – Allerlei Mutmaßungen anhand markanter Meister. – In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom Samstag, 6. April 1996, Nr. 82. Beilage Bilder und Zeiten. S. [2]. [Gernhardt 1996]
- GIBSON, JAMES J.: Die Sinne und der Prozeß der Wahrnehmung. Hrsg. von Ivo Kohler. – Bern, Stuttgart, Wien 1973. [Gibson 1973]
- GILLES, BERNHARD: J. Ch. P. Erxlebens »Anfangsgründe der Naturlehre« als Spiegelbild der physikalischen Wissenschaft im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. – Diss. rer. nat.: Mainz 1978. [Gilles 1978]
- GILMAN, SANDER L.: Lavater, Lichtenberg and the Physiognomy of the Black. – In: Archiv für das Studium der Neueren Sprachen und Literaturen. Jg. 130. Bd. 215. – Berlin 1978. S. 356–362. [Gilman 1978]
- GOCKEL, HEINZ: Individualisiertes Sprechen. Lichtenbergs Bemerkungen im Zusammenhang von Erkenntnistheorie und Sprachkritik. – Berlin, New York 1973. (=Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, N.F. 52 (176).). [Gockel 1973]
- GÖPEL, WOLFGANG / WEISS, TILO: The design of smelling. – In: IEEE (The Institute of Electrical and Electronics Engineers, Inc.) Spectrum 35. No. 9. September 1998. S. 32. [Göpel/Weiss 1998]
- GOETSCH, PAUL: Einleitung: Zur Bewertung von Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. – In: Ders. (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert: Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. – Tübingen 1994. (=ScriptOralia. 65.). S. 1–23. [Goetsch 1994]
- GOETZ, DOROTHEA: Georg Christoph Lichtenberg. – Leipzig 1980. (=Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner. 49.). [Goetz 1980]
- GOLDMANN, STEFAN: Lesen, Schreiben und das topische Denken bei Georg Christoph Lichtenberg. – In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert: Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. – Tübingen 1994. (=ScriptOralia. 65.). S. 79–90. [Goldmann 1994]
- GOMBERT, A.: Noch einiges über Schlagworte und Redensarten. – In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung 3 (1902). S. 159–182. [Gombert 1902]
- GOMBRICH, ERNST H. / HOCHBERG, JULIAN / BLACK, MAX: Art, Perception and Reality. – The John Hopkins University Press: Baltimore, Maryland 21218, London 1972. [Gombrich et al. 1972]
- GOMBRICH, ERNST H.: Maske und Gesicht. Die Wahrnehmung physiognomischer Ähnlichkeit im Leben und in der Kunst. – In: Ders.: Bild und Auge. Neue Studien zur Psychologie der bildlichen Darstellung. Aus dem Englischen übersetzt von Lisbeth Gombrich. (Originaltitel: The Image and the Eye. London 1982.). – Stuttgart 1984. S. 105–135. [Gombrich 1984]

- GOMBRICH, ERNST H.: On Physiognomic Perception. – In: Ders.: *Meditations on a Hobbyhorse and other Essays on the Theory of Art*. – London, New York 1963. S. 45–55. [Gombrich 1963]
- GOODMAN, NELSON: Pictures in the mind? – In: *Images and understanding. Thoughts about images. Ideas about understanding*. Hrsg. von Horace Barlow, Colin Blakemore, Miranda Weston-Smith. – Cambridge, New York [u.a.] 1990. S. 358–364. [Goodman 1990]
- GRAEVENITZ, GERHART VON: »Schreib-Ende« und »Wisch-Ende«: Lichtenbergs zeichentheoretischer Kommentar zu Hogarths »Weg der Buhlerin«. – In: *Zur Ästhetik der Moderne: für Richard Brinkmann zum 70. Geburtstag*. – Tübingen 1992. S. 1–32. [Graevenitz 1992]
- GRAHAM, JOHN: Lavater's Physiognomy in England. – In: *Journal of the History of Ideas* XXII, 4 (1961). S. 561–572. [Graham 1961]
- GRAVENKAMP, HORST: »Ich habe schon lange an einer Geschichte meines Geistes so wohl als elenden Körpers geschrieben«. Lichtenbergs *Krankheitsgeschichte*. – In: *Georg Christoph Lichtenberg. 1742–1799. Wagnis der Aufklärung. Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt 28. Juni bis 30. August 1992. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 18. Oktober bis 18. Dezember 1992*. – München, Wien 1992. S. 386–390. [Gravenkamp 1992]
- GRAY, RICHARD: Sign and »Sein«: the »Physiognomikstreit« and the dispute over the semiotic constitution of bourgeois individuality. – In: *DVjs* 66 (1992), H. 2. S. 300–322. [Gray 1992]
- GREGORY, RICHARD: How do we interpret images? – In: *Images and understanding. Thoughts about images. Ideas about understanding*. Hrsg. von Horace Barlow, Colin Blakemore, Miranda Weston-Smith. – Cambridge, New York [u.a.] 1990. S. 310–333. [Gregory 1990]
- GROSSKLAUS, GÖTZ: Ästhetische Wahrnehmung und Frühindustrialisierung im 19. Jahrhundert. – In: Möbius, Hanno / Berns, Jörg Jochen (Hgg.): *Die Mechanik in den Künsten. Studien zur ästhetischen Bedeutung von Naturwissenschaft und Technologie*. – Marburg/Lahn 1990. S. 183–199. [Grossklaus 1990]
- GUMBERT, HANS LUDWIG: Entgegnung zur Sache. – In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1989. S. 209–212. [Gumbert 1989]
- GUMBERT, HANS LUDWIG: Lichtenberg als Redakteur des »Göttingischen Magazins der Wissenschaften und Litteratur«. – In: *Photorin* 4 (1981). S. 28–35. – Auch in: *Publizistik* 26 (1981) S. 388–396. [Gumbert 1981]
- GUMBERT, HANS LUDWIG (HG.): *Lichtenberg in England. Dokumente einer Begegnung*. 2 Bde. – Wiesbaden 1977. [Gumbert (Hg.) 1977]
- GUNDOLF, FRIEDRICH: Lichtenberg. – In: Ders.: *Beiträge zur Literatur- und Geistesgeschichte* (1980). S. 102–108. [Gundolf 1980]
- GURISATTI, GIOVANNI: Die Beredsamkeit des Körpers. Lessing und Lichtenberg über die Physiognomik des Schauspielers. – In: *DVjs* 67 (1993). S. 393–416. [Gurisatti 1993]

- GUTHKE, KARL S.: Georg Christoph Lichtenberg's Contributions to the Göttingische Gelehrte Anzeigen. – In: Libri 12 (1963). No. 4. S. 331–340. [Guthke 1963]
- HAHN, PAUL: Der Forscher G.C. Lichtenberg und seine Aphorismenbücher. Ein Versuch. – In: Sammelheft zum 112. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur (1939). S. 39–55. [Hahn 1939]
- HAHN, PAUL: Georg Christoph Lichtenberg und die exakten Wissenschaften. Materialien zu seiner Biographie. – Göttingen 1927. [Hahn 1927]
- HAMLIN, DAVID WALTER: Sensation and Perception. A History of the Philosophy of Perception. – London 1963. (=International Library of Philosophy and Scientific Method.). [Hamlyn 1963]
- HARRIS, EDWARD P.: David Garrick in Deutschland. Ein Image im »Deutschen Museum«. – In: Gesellige Vernunft. Zur Kultur der literarischen Aufklärung. Festschrift für Wolfram Mauser zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Ortrud Gutjahr, Wilhelm Kühlmann, Wolf Wuchterpfennig. – Würzburg 1993. S. 111–117. [Harris 1993]
- HARRISON-BARBET, ANTHONY W.: Conflict and Integration: A Study in the Philosophy of Georg Christoph Lichtenberg, 1742–99. – Phil.Diss.: Sussex University 1981. [Harrison-Barbet 1981]
- HASSLER, GERDA: Sprachphilosophie in der Aufklärung. – In: Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Hrsg. von Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle. 1. Halbbd. – Berlin, New York 1992. (=Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 7.1). S. 116–144. [Haßler 1992]
- HEINEKAMP, ALBERT: Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716). – In: Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Hrsg. von Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle. 1. Halbbd. – Berlin, New York 1992. (=Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 7.1). S. 320–330. [Heinekamp 1992]
- HEINEKAMP, ALBERT: Natürliche Sprache und Allgemeine Charakteristik bei Leibniz. – In: Akten des II. Internationalen Leibniz-Kongresses, Hannover 17. bis 22. Juli 1972. Bd. IV: Logik – Erkenntnistheorie – Methodologie – Sprachphilosophie. – Wiesbaden 1975. (=Studia Leibnitiana. Supplementa. XV.). S. 257–286. [Heinekamp 1975]
- HEISSENBÜTTEL, HELMUT: »Als ich meine Gedanken- und Phantasie-Kur gebrauchte«. Zur Struktur der »Sudelbücher« von Georg Christoph Lichtenberg. – Wiesbaden, Mainz 1985. (=Akademie der Wissenschaften und der Literatur: Abhandlungen der Klasse der Literatur. Jg. 1985. Nr. 1.). [Heißenbüttel 1985]
- HEISSENBÜTTEL, HELMUT: Farbige Schatten. Goethe gelesen mit Hilfe von Lichtenberg. – In: Johann Wolfgang von Goethe (1982). S. 258–266. [Heißenbüttel 1982]
- HEISSENBÜTTEL, HELMUT: Der fliegende Frosch und das unverhoffte Krokodil. Wilhelm Busch als Dichter. – Mainz, Wiesbaden 1982. (=Akademie

- der Wissenschaften und der Literatur: Abhandlungen der Klasse der Literatur. Jg. 1976. Nr. 1.). [Heißenbüttel 1976]
- HEISSENBÜTTEL, HELMUT: Georg Christoph Lichtenberg – der erste Autor des 20. Jahrhunderts? – In: Aufklärung über Lichtenberg. Mit Beiträgen von Helmut Heißenbüttel, Armin Hermann, Wolfgang Promies, Joseph Peter Stern, Rudolf Vierhaus. – Göttingen 1974. (=Kleine Vandenhoeck-Reihe. 1393.). S. 76–92. [Heißenbüttel 1974]
- HERDING, KLAUS: »Die Schönheit wandelt auf den Straßen« – Lichtenberg zur Bildsatire seiner Zeit. – In: Ders.: Im Zeichen der Aufklärung: Studien zur Moderne. – Frankfurt am Main 1990. S. 127–162. (=FTB 3615.). [Herding 1990]
- HERMANN, ARMIN: Das wissenschaftliche Weltbild Lichtenbergs. – In: Aufklärung über Lichtenberg. Mit Beiträgen von Helmut Heißenbüttel, Armin Hermann, Wolfgang Promies, Joseph Peter Stern, Rudolf Vierhaus. – Göttingen 1974. (=Kleine Vandenhoeck-Reihe. 1393.). S. 44–59. [Hermann 1974]
- HERRMANN, DIETER B.: Georg Christoph Lichtenberg als Herausgeber von Erxlebens Werk »Anfangsgründe der Naturlehre«. – In: NTM: Schriften für Geschichte der Naturwissenschaft, Technik und Medizin 6 (1969). Teil I: H. 1. S. 68–81. Teil II: H. 2. S. 1–12. [Herrmann 1969]
- HETTLING, MANFRED: Ich? Lichtenberg als Beobachter seiner selbst. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1998. S. 79–91. [Hettling 1998]
- HEYDE, JOHANNES ERICH: Vom Sinn des Wortes *Sinn*. Prolegomena zu einer Philosophie des Sinnes. – In: Sinn und Sein. Ein philosophisches Symposium. Fritz von Rintelen gewidmet. Hrsg. von Richard Wisser. – Tübingen 1960. S. 69–94. [Heyde 1960]
- HUSSERL, EDMUND: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie. Hrsg. von Elisabeth Ströker. – Hamburg ²1982. (=Philosophische Bibliothek. 292.). [Husserl, Krisis]
- IMDAHL, MAX: KONTINGENZ – KOMPOSITION – PROVIDENZ. ZUR ANSCHAUUNG EINES BILDES VON GIOTTO. – In: Neue Hefte für Philosophie 18/19 (1980). S. 79–102. [Imdahl 1980]
- IMMERSCHMITT, JUTTA SUSANNE: »Ich kann es wohl begreifen aber nicht anfassen und umgekehrt«. Zum Verhältnis von Wahrnehmung und Sprache bei Georg Christoph Lichtenberg. – Mag. (masch.): Gießen 1990. [Immerschmitt 1990]
- ISER, WOLFGANG: Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa. – Konstanz 1970. (=Konstanzer Universitätsreden. 28.). [Iser 1970]
- ISRAEL, JOACHIM: Sprache und Erkenntnis. Zur logischen Tiefenstruktur der Alltagssprache. – Frankfurt am Main, New York 1990. [Israel 1990]
- JANICH, PETER: Kleine Philosophie der Naturwissenschaften. – München 1997. (=Beck'sche Reihe. 1203.). [Janich 1997]

- JANICH, PETER: Zweck und Methode der Physik aus philosophischer Sicht. – Konstanz 1973. (=Konstanzer Universitätsreden. 182.). [Janich 1973]
- JAPP, UWE: Lesen und Schreiben im Drama des Sturm und Drang; insbesondere bei Goethe und Lenz. – In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert: Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. – Tübingen 1994. (=ScriptOralia. 65.). S. 265–276. [Japp 1994]
- JAPP, UWE: Das Spiegelstadium der Anschauung. – In: Neue Hefte für Philosophie 18/19 (1980). S. 79–102. [Japp 1980]
- JARDINE, ANJA / SCHMIDT, RAINER: »Trinkt ruhig«. Der Dalai Lama kommt nach Deutschland. Tausende wollen seinen Rat. Ein Gespräch über falsche Hoffnungen und große Kamele. – In: ZEITmagazin Nr. 44 vom 22. Oktober 1998. S. 22–26. [Jardine/Schmidt 1998]
- JOHNSTONE, H. DIACK / FISKE, ROGER (HGG.): Music in Britain. The Eighteenth Century. – Oxford 1990. (=The Blackwell History of Music in Britain. 4.). [Johnstone/Fiske 1990]
- JOOST, BEATRIX UND ULRICH: »Donner«, »Schützenfest« und »Luisgen die Blattern«. Ein fast ganz gewöhnlicher Tag im Leben des Herrn Hofrats Lichtenberg. – In: Georg Christoph Lichtenberg. 1742–1799. Wagnis der Aufklärung. Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt 28. Juni bis 30. August 1992. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 18. Oktober bis 18. Dezember 1992. – München, Wien 1992. S. 375–383. [Joost, B. und U. 1992]
- JOOST, ULRICH: »Briefe an Jedermann«. Lichtenberg als Briefschreiber. – In: Freiburger Universitätsblätter. 23. Jg. H. 84 (Juli 1984). S. 53–65. [Joost 1984]
- JOOST, ULRICH: »erbitte« oder »verbitte«? Ein editorisches Problem und sein Weitergehen. – In: Photorin 2 (1980). S. 29–35. [Joost 1980]
- JOOST, ULRICH: Georg Christoph Lichtenberg. – In: Spektrum der Wissenschaft 7/2000. S. 80–87. [Joost 2000]
- JOOST, ULRICH: Lichtenberg bei Raphael Levi. – In: »Lichtenberg lesen!« oder: »Wer Augen hat, der sieht alles in allem.« Georg Christoph Lichtenberg – 1742 bis 1999. Lebens- und Werkspuren. Zusammengestellt von Wolfgang Promies. – Bremerhaven 1999. (=Die Horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik. Hrsg. von Johann P. Tammen. Nr. 193. 44. Jg., Bd. 1, 1999.). S. 203–204. [Joost 1999]
- JOOST, ULRICH: Lichtenberg – der Briefschreiber. – Göttingen 1990. (=Lichtenberg-Studien V.). [Joost 1990]
- JOOST, ULRICH: Die Respublica litteraria, der gelehrte Zunft-Zwang und ein Beispiel wahrer Liberalität: Nachrichten über Forster, Lichtenberg und einige ihrer Zeitgenossen. – In: Göttinger Jahrbuch (1979). S. 158–175. [Joost 1979 (2)]
- JOOST, ULRICH: Gedichte auf Lichtenberg. – In: Photorin 9 (1985). S. 59–67. [Joost 1985]

- JOOST, ULRICH: Georg Christoph Lichtenberg. – In: Deutsche Dichter. Bd. 3: Aufklärung und Empfindsamkeit. Hrsg. von Gunter E. Grimm und Frank Rainer Max. – Stuttgart 1988. S. 367–386. (=RUB 8613[5]). [Joost 1988]
- JOOST, ULRICH: Lichtenberg – der Briefschreiber. – Göttingen o.J. [1993]. (=Lichtenberg-Studien V.). [Joost 1993]
- JOOST, ULRICH: Lichtenberg als Zeichner. – In: Photorin 5 (1982). S. 63–73. [Joost 1982]
- JOOST, ULRICH: Lichtenberg, Georg Christoph. – In: Killy, Walther (Hg.): Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache. 15 Bde. Bd. 7. S. 264–266 und 277–284. [Killy 7]
- JOOST, ULRICH: Lichtenberg und Wilhelm Raabe – oder: Göttinger und Braunschweiger Würste. – In: Lichtenberg und Alte und neue Miszellen. – Göttingen 1991. S. 17–22. [Joost 1991]
- JOOST, ULRICH: Überlegungen zu einer historisch-kritischen, kommentierten Gesamtausgabe der Werke von Georg Christoph Lichtenberg. – In: editio 4 (1990). S. 133–147. [Joost 1990 (2)]
- JOOST, ULRICH: Über Romane zu Georg Christoph Lichtenberg. [Rezension zu: Henning Boëtius: Der Gnom. Lichtenberg-Roman. Frankfurt am Main 1989; Gert Hofmann: Die kleine Stechardin. München, Wien 1994.]. – In: Arbitrium 1995. S. 264–268. [Joost 1995, Rez.]
- JOOST, ULRICH: Vermal Raabe und Lichtenberg. – In: Mitteilungen der Raabe-Gesellschaft 66. Jg. (1979), H. 1. S. 7–9. [Joost 1979]
- JOOST, ULRICH: When you meet a tender creature pp.« – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1995. S. 286. [Joost 1995]
- JUNG, RUDOLF: Sprachkritik bei Lichtenberg und Herder. – In: Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins, N.F. 70 (1966). S. 36–50. [Jung 1966]
- JUNG, RUDOLF: Studien zur Sprachauffassung Lichtenbergs. – Phil.Diss.: – Frankfurt am Main 1968. [Jung 1968]
- JURT, JOSEPH: Lesen und Schreiben bei Rousseau. – In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert: Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. – Tübingen 1994. (=Script-Oralia. 65.). S. 241–250. [Jurt 1994]
- KÄUSER, ANDREAS: Die Physiognomik des 18. Jahrhunderts als Ursprung der modernen Geisteswissenschaften. – In: GRM 72 (1991) (=N.F. 41). S. 129–144. [Käuser 1991]
- KÄUSER, ANDREAS: Physiognomik und Roman im 18. Jahrhundert. – Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris 1989. – [Phil.Diss.: Konstanz 1985]. (=Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. Bd. 24.). [Käuser 1989]
- KALLWEIT, HILMAR: Szenerien der Individualisierung. – In: Individualität. Hrsg. von Manfred Frank und Anselm Haverkamp. – München 1988. (=Poetik und Hermeneutik. 13.). S. 384–420. [Kallweit 1988]
- KAPP, VOLKER: Die Lehre von der actio als Schlüssel zum Verständnis der Kultur der frühen Neuzeit. – In: Ders. (Hg.): Die Sprache der Zeichen und

- Bilder. Rhetorik und nonverbale Kommunikation in der frühen Neuzeit. – Marburg 1990. (=Ars rhetorica. Bd. 1.). [Kapp 1990]
- KARPENSTEIN, CHRISTA: »Bald führt der Blick das Wort ein, bald leitet das Wort den Blick.« Sehen, Sprechen und der sprachlose Körper. – In: Kursbuch: »Sinnlichkeiten« 49 (1977). S. 59–76. [Karpenstein 1977]
- KATRITZKY, LINDE: Goethe in den »Nachtwachen. Von Bonaventura« und in den Schriften Georg Christoph Lichtenbergs. – In: Goethe-Jahrbuch 104 (1987). S. 157–168. [Katritzky 1987]
- KATRITZKY, LINDE: Lichtenbergsche Assoziationen. – In: Lichtenberg. Essays Commemorating the 250th Anniversary of His Birth. Hrsg. von Charlotte Marie Craig. – New York, Berlin, Bern, Frankfurt am Main, Paris, Wien 1992. (=The Enlightenment. German and Interdisciplinary Studies. 4.). S. 95–128. [Katritzky 1992]
- KATRITZKY, LINDE: Lichtenbergs Gedankensystem. Denkanweisung für Jedermann. – New York, Berlin, Bern, Frankfurt am Main, Paris, Wien 1995. (=The Enlightenment. German and Interdisciplinary Studies. 6.). [Katritzky 1995]
- KATRITZKY, LINDE: Punschgesellschaft und Gemüsemarkt in Lichtenbergs Hogarth-Kommentaren und bei E.T.A. Hoffmann. – In: Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 22 (1987). S. 154–171. [Katritzky 1987 (2)]
- KATRITZKY, LINDE: William Crotch oder der Traum von der Perfektibilität. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1989. S. 101–109. [Katritzky 1989]
- KAUTHER, RALF: Lichtenberg und Kant. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1992. S. 56–77. [Kauther 1992]
- KEMP, WOLFGANG: Die Beredsamkeit des Leibes. Körpersprache als künstlerisches und gesellschaftliches Problem der bürgerlichen Emanzipation. – In: Städel-Jahrbuch N.F. 5 (1975). – S. 111–134. [Kemp 1975]
- KEMP, WOLFGANG: Die Kunst des Schweigens. – In: Laokoon und kein Ende: Der Wettstreit der Künste. Hrsg. von Thomas Koebner. München 1989. (=Literatur und andere Künste. 3.). S. 96–119. [Kemp 1989]
- KEMP, WOLFGANG: Kunstwerk und Betrachter: Der rezeptionsästhetische Ansatz. – In: Kunstgeschichte. Eine Einführung. Hrsg. von Hans Belting, Heinrich Dilly, Wolfgang Kemp, Willibald Sauerländer, Martin Warnke. – Berlin ³1988. S. 240–257. [Kemp 1988]
- KERCKHOVE, DERRICK DE: Touch versus Vision: Ästhetik neuer Technologien. – In: Welsch, Wolfgang (Hg.): Die Aktualität des Ästhetischen. – München 1993. S. 137–168. [Kerckhove 1993]
- KLEINEIBST, RICHARD: Georg Christoph Lichtenberg in seiner Stellung zur deutschen Literatur. – Straßburg 1915. (=Freie Forschungen zur deutschen Literaturgeschichte 4.).
- KLEINERT, ANDREAS: Die »Anfangsgründe der Naturlehre« von Erxleben und Lichtenberg. – In: Studien zum achtzehnten Jahrhundert. Bd. 2/3. Hrsg. von Bernhard Fabian, Wilhelm Schmidt-Biggemann und Rudolf Vierhaus. – Hamburg, München 1980. S. 99–113. [Kleinert 1980]

- KLEINERT, ANDREAS: Physik zwischen Aufklärung und Romantik. – In: Studien zum 18. Jahrhundert 2/3 (1980). S. 99–113. [Kleinert 1980]
- KLEISNER, FRIEDERIKE: Körper und Seele bei Georg Christoph Lichtenberg. – Würzburg 1998. (=Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft. 239.). – [Phil.Diss.: Freiburg im Breisgau 1997.]. [Kleisner 1998]
- KOEHNE, RAINER: Gedanken und Exzerpte zur Bestimmung der philosophiegeschichtlichen Stellung Lichtenbergs. – In: Zeugnisse. Theodor W. Adorno zum sechzigsten Geburtstag. Hrsg. von Max Horkheimer. – Frankfurt am Main 1963. S. 133–151. [Koehne 1963]
- KÖLLER, WILHELM: Dimensionen des Metaphernproblems. – In: Zeitschrift für Semiotik 8 (1986). S. 379–410. [Köller 1986]
- KOCSÁNY, PIROSKA: Aphorismus, Reflexion und Fragment als Texttypen. Ein Versuch über Lichtenbergs Kurzformen. – In: Német Filológiai Tanulmányok – Arbeiten zur deutschen Philologie XVI (1985). S. 85–94. [Kocsány 1985]
- KOSCHORKE, ALBRECHT: Die Verschriftlichung der Liebe und ihre empfindsamen Folgen. Zu Modellen erotischer Autorschaft bei Gleim, Lessing und Klopstock. – In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert: Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. – Tübingen 1994. (=ScriptOralia. 65.). S. 251–264. [Koschorke 1994]
- KOTTENKAMP, FRANZ: Hogarth und Lichtenberg. – In: Der Phönix 1835, Nr. 284 vom 1.12., S. 1135f.; Nr. 286 vom 3.12., S. 1142f; Nr. 290 vom 8.12., S. 1158f. [Kottenkamp 1835]
- KRAFFT, FRITZ: Astrophysik contra Astronomie. Das Zurückdrängen einer alten Disziplin durch die Begründung einer neuen. – In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 4 (1981). S. 89–110. [Krafft 1981]
- KROEBER, HANS TIMOTHEUS: Silhouetten aus Lichtenbergs Nachlaß von Daniel Chodowiecki. – Wiesbaden 1920. [Rezension in: Zs. f. Bücherfreunde N.F. 13 (1921), Beiblatt. Sp. 164f.]. [Kroeber 1920]
- KRUSZYNSKI, GISELA: Ein Klassiker im Vormärz. Glaßbrenner liest Lichtenberg. – In: »Lichtenberg lesen!« oder: »Wer Augen hat, der sieht alles in allem.« Georg Christoph Lichtenberg – 1742 bis 1999. Lebens- und Werkspuren. Zusammengestellt von Wolfgang Promies. – Bremerhaven 1999. (=Die Horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik. Hrsg. von Johann P. Tammen. Nr. 193. 44. Jg., Bd. 1, 1999.). S. 179–191. [Kruszynski 1999]
- KRYSMANSKI, BERND: »O the Roast Beef of Old England«. Hogarth in BSE-freier Zeit vor dem Tor von Calais. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1997. S. 29–52. [Krysmanski 1997]
- KÜPPERS, BERND-OLAF: Die ästhetischen Dimensionen natürlicher Komplexität. – In: Welsch, Wolfgang (Hg.): Die Aktualität des Ästhetischen. – München 1993. S. 247–277. [Küppers 1993]

- KUNERT, GÜNTER: Einleitung zu Hogarth' »Fleiß und Faulheit« und Zwischentext zu Hogarth' Folge »Fleiß und Faulheit. – In: Ders.: Tagträume in Berlin und andernorts. Kleine Prosa, Erzählungen, Aufsätze. – München 1972. S. 289–305. [Kunert 1972]
- KUNERT, GÜNTER: Lichtenberg als Exempel. – In: Photorin 9 (1985). S. 18–26. [Kunert 1985]
- LAMB, CHARLES: On the Genius and Character of Hogarth; with Some Remarks on a Passage in the Writings of the Late Mr. Barry. – In: The Works in Prose and Verse of Charles and Mary Lamb. Hrsg. von Thomas Hutchinson, M.A. V Vol. I. – Oxford o.J. [1909]. S. 91–112. [Lamb 1909]
- LAMPING, DIETER: Lichtenbergs literarisches Nachleben. Eine Rezeptions-Geschichte. – Göttingen 1992. [Lamping 1992]
- LANG, HEINWIG: Lichtenberg und die Farbenlehre. – In: Photorin 6 (1983). S. 12–31. [Lang 1983]
- LANGE, VOLKER / DANNEMANN, MICHAEL: Farben hören, Töne schmecken. Synästhetiker erleben mehr als andere Menschen. Sie haben einen zusätzlichen Kanal der Wahrnehmung, auf dem die Welt bunt und voller Geschmack ist. – In: ZEIT-Magazin 22 (24.Mai 1996). S. 38–45. [Lange/Dannemann 1996]
- LANGEN, AUGUST: Anschauungsformen in der deutschen Dichtung. – Jena 1934. (=Deutsche Arbeiten der Universität Köln. 6.). [Reprint: Darmstadt 1965.]. [Langen 1934]
- LANGEN, AUGUST: Die Wechselbeziehungen zwischen Wort- und Bildkunst in der Goethezeit. – In: Ders.: Gesammelte Studien zur neueren deutschen Sprache und Literatur. Zum 70. Geburtstag des Verfassers hrsg. von Karl Richter, Gerhard Sauder, Gerhard Schmidt-Henkel unter Mitwirkung von Hansjürgen Blinn. – Berlin 1978. S. 274–291. – (Zuerst in: Wirkendes Wort 3 (1952/53). S. 73–86.) [Langen 1978]
- LANGEN, AUGUST: Zum Problem der sprachlichen Säkularisation in der deutschen Sprache des 18. und 19. Jahrhunderts. – In: Ders.: Gesammelte Studien zur neueren deutschen Sprache und Literatur. Zum 70. Geburtstag des Verfassers hrsg. von Karl Richter, Gerhard Sauder, Gerhard Schmidt-Henkel unter Mitwirkung von Hansjürgen Blinn. – Berlin 1978. S. 109–127. [Langen 1978]
- LAZAROWICZ, KLAUS: Verkehrte Welt. Vorstudien zu einer Geschichte der deutschen Satire. – Tübingen 1963. (=Hermea. Germanistische Forschungen. N.F. 15.). Darin: Die Entdeckung der immanenten satirischen Qualitäten der Sprache. Georg Christoph Lichtenberg. S. 185–218. [Lazarowicz 1963]
- LE BLANC, CHARLES: »Monsieur« Lichtenberg. Zur Rezeption Lichtenbergs in Frankreich. – In: »Lichtenberg lesen!« oder: »Wer Augen hat, der sieht alles in allem.« Georg Christoph Lichtenberg – 1742 bis 1999. Lebens- und Werkspuren. Zusammengestellt von Wolfgang Promies. – Bremerhaven 1999. (=Die Horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik. Hrsg. von

- Johann P. Tammen. Nr. 193. 44. Jg., Bd. 1, 1999.). S. 164–173. [Le Blanc 1999]
- LENGESEN, MONIKA: Londoner Imaginationen. William Hogarth's »modern moral systems« und Georg Christoph Lichtenbergs »eigene Welt«. – In: *Der curieuse Passagier* (1983). S. 109–117. [Lengelsen 1983]
- LEPENIES, WOLF: Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts. – Frankfurt am Main 1978. (=stw 227.). Darin: Stilkritik. S. 139–146. [Lepenies 1978]
- LEPENIES, WOLF: Kalte Vernunft und Gefühlskultur. Sozialwissenschaften, Literatur und das Ende der Aufklärung. – In: *Der Traum von Vernunft. Eine Veranstaltungsreihe der Akademie der Künste, Berlin. Zwei Folgen.* – Darmstadt 1985f. Erste Folge. – Darmstadt 1985. S. 51–75. (=Sammlung Luchterhand. 571. 572.). [Lepenies 1985]
- LIEDE, ALFRED: Dichtung als Spiel. Studien zur Unsinnspoesie in den Grenzen der Sprache. Hrsg. von Walter Pape. – Berlin ²1992. Bes. S. 248–354. [Liede ²1992]
- LIND, GUNTER: »Chemisch prüfe es, mein Sohn«: Die Chemie in den Lehrbüchern der Physik zur Zeit Lichtenbergs. – In: *Lichtenberg-Jahrbuch 1997*. S. 179–195. [Lind 1997]
- LITT, THEODOR: Die Philosophie und die Geisteswissenschaften. – In: *Konkrete Vernunft. Festschrift für Erich Rothacker*. Hrsg. von Gerhard Funke. – Bonn 1958. S. 15–23. [Litt 1958]
- LOBSIEN, ECKHARD: Bildlichkeit, Imagination, Wissen. Zur Phänomenologie der Vorstellungsbildung in literarischen Texten. – In: Bohn, Volker (Hg.): *Bildlichkeit. Internationale Beiträge zur Poetik.* – Frankfurt am Main 1990. (=edition suhrkamp 1475 = N.F., Bd. 475.). S. 89–114. [Lobsien 1990]
- LOEWENBERG, RICHARD DETLEV: Der Streit um die Physiognomik zwischen Lavater und Lichtenberg. – In: *Zeitschrift für Menschenkunde* 9 (1933). S. 15–33. [Loewenberg 1933]
- LOHMANN-SIEMS, ISA: Der universale Formbegriff in der Physiognomik des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der gegenwärtigen Kunsttheorie. – In: *Jahrbuch der Hamburger Kunstsammlungen* 9 (1964). S. 49–74. [Lohmann-Siems 1964]
- LORENZ, DAGMAR C.G.: Lichtenberg – das Maß aller seiner Dinge. – In: *Lessing Yearbook* 10 (1978). S. 101–121. [Lorenz 1978]
- LOUIS, ELEONORE: Der beredte Leib. Bilder aus der Sammlung Lavater. – In: Fliedl, Ilsebill Barta / Geissmar, Christoph (Hgg.): *Die Beredsamkeit des Leibes. Zur Körpersprache in der Kunst.* – Salzburg, Wien 1992. (=Veröffentlichungen der Albertina, Nr. 31.). S. 113–154. [Louis 1992]
- LUDWIG, HANS-WERNER: Maschine und Baum: Aufklärung und Gegenauflärung im England der industriellen Revolution. – In: Schmidt, Jochen (Hg.): *Aufklärung und Gegenauflärung in der europäischen Literatur. Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart.* – Darmstadt 1989. S. 421–445. [Ludwig 1989]

- LUHMANN, NIKLAS: Wie ist Bewußtsein an der Kommunikation beteiligt? – In: *Materialität der Kommunikation*. Hrsg. von Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer. – Frankfurt am Main 1988. (=stw 750.). S. 884–905. [Luhmann 1988]
- MAASSEN, JOHANNES: Der Preis der Macht. Zu Günter Kunerts Fortsetzung von Georg Christoph Lichtenbergs ›Ausführlicher Erklärung‹ der Kupferstiche ›Industry and Idleness (Fleiß und Faulheit)‹ von William Hogarth. – In: *Zur Literatur und Literaturwissenschaft der DDR*. Hrsg. von Gerd Labrousse. – Amsterdam 1978. (=Amsterdamer Beiträge zur Germanistik 7). S. 263–283. [Maassen 1978]
- MANDELBAUM, MAURICE: *Philosophy, Science and Sense Perception: Historical and Critical Studies*. – Baltimore, Maryland 1964. [Mandelbaum 1964]
- MARGIS, PAUL: Die Synästhesien bei E.T.A. Hoffmann. – In: *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft* 5 (1910). S. 91–99. [Margis 1910]
- MARSHALL, ALAN: Lichtenberg on Chodowiecki and Hogarth. – In: *Publications of the English Goethe Society*, N.S. 36 (1965/66). S. 83–110. [Marshall 1965/66]
- MARTENS, GUNTER: Was ist ein Text? Ansätze zur Bestimmung eines Leitbegriffes der Textphilologie. – In: *Poetica* 21 (1989). S. 1–25. [Martens, G. 1989]
- MARTENS, W.: Von Thomasius bis Lichtenberg. – In: *Lessing Yearbook* 10 (1978). S. 7–34. [Martens, W. 1978]
- MASON, EUDO C.: Schönheit, Ausdruck und Charakter im ästhetischen Denken des 18. Jahrhunderts. – In: *Geschichte. Deutung. Kritik. Literaturwissenschaftliche Beiträge dargebracht zum 65. Geburtstag Werner Kohlschmidts*. Hrsg. von Maria Bindschedler und Paul Zinsli. – Bern 1969. S. 91–108. [Mason 1969]
- MATSUMURA, TOMOHIKO: Goethe und Lichtenberg. – In: *Goethe-Jahrbuch*, Tokyo 32 (1990). S. 10f. [Matsumura 1990]
- MATT, PETER VON: ...fertig ist das Angesicht. Zur Literaturgeschichte des menschlichen Gesichts. – München, Wien 1983. [Matt 1983]
- MATTENKLOTT, GERT: »Charakter einer mir bekannten Person«. Lichtenberg als Charakterologe. – In: Zimmermann, Jörg (Hg.): *Lichtenberg – Streifzüge der Phantasie*. – Hamburg 1988. S. 212–232. – Auch in: *Photorin* 11/12 (1987). S. 39–49. – Und in: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1988. S. 212–224. [Mattenkloft 1988]
- MATTENKLOTT, GERT: *Blindgänger. Physiognomische Essays*. – Frankfurt am Mai 1986. (=edition suhrkamp 1343. N.F. 343.). [Mattenkloft 1986]
- MATTENKLOTT, GERT: Goethe als Physiognomiker. – In: *Goethe. Vorträge aus Anlaß seines 150. Todestages*. Hrsg. von Thomas Clasen und Erwin Leibfried. – Frankfurt am Main, Bern, New York 1984. (=Gießener Arbeiten zur Neueren Deutschen Literatur und Literaturwissenschaft. 3.). S. 125–141. [Mattenkloft 1984]

- MATZ, WALTHER: G. Chr. Lichtenbergs Verhältnis zur Sprachphilosophie. – Phil.Diss.: Berlin 1913. [Matz 1913]
- MATZ, WALTHER: Goethes Verhältnis zu Lichtenberg. – In: GRM 7 (1915). S. 118–135. [Matz 1915]
- MAUSER, WOLFRAM: Billigkeit. Zum Konzept der Modernität im 18. Jahrhundert. – In: *Recherches Germaniques* 21 (1991). S. 49–77. [Mauser 1991]
- MAUSER, WOLFRAM: »... jene Brüche des Gehirns«. Lichtenberg und die Irritation des Träumens. – In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1988. S. 73–85. [Mauser 1988]
- MAUSER, WOLFRAM: Die Temperatur der Vernunft. Körpergefühl und Erkenntnis bei Lichtenberg. – In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1997. S. 149–162. [Mauser 1997]
- MAUTNER, FRANZ HEINRICH: Der Aphorismus als Literatur. – In: Ders.: *Wort und Wesen. Kleinere Schriften zur Literatur und Sprache*. – Frankfurt am Main 1974. S. 279–299. [Mautner 1974]
- MAUTNER, FRANZ HEINRICH: Georg Christoph Lichtenberg. – In: *Deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts: ihr Leben und Werk*. Hrsg. von Benno von Wiese. – Berlin 1977. S. 482–506. [Mautner 1977]
- MAUTNER, FRANZ HEINRICH: Lichtenberg as an Interpreter of Hogarth. – In: *Modern Language Quarterly* XIII (1952). S. 64–80. [Mautner 1952]
- MAUTNER, FRANZ HEINRICH: Lichtenberg und Wieland. – In: *Christoph Martin Wieland* (1984). S. 53–79. [Mautner 1984]
- MAUTNER, FRANZ HEINRICH: Lichtenberg. Geschichte seines Geistes. – Berlin 1968. [Mautner 1968]
- MAUTNER, FRANZ HEINRICH: Lichtenbergs Anfänge in ihren Wesenszügen. – In: *Publications of the Modern Language Association* LVI, 3 (1941). S. 691–709. [Mautner 1941]
- MAUTNER, FRANZ HEINRICH: Lichtenbergs Kommentare zu Hogarths Kupferstichen. – In: *Stil- und Formprobleme in der Literatur*. Vortrag des 7. Kongresses der Internationalen Vereinigung für moderne Sprachen und Literaturen in Heidelberg. Hrsg. von Paul Böckmann. – Heidelberg 1959. S. 251–258. [Mautner 1959]
- MAUTNER, FRANZ HEINRICH: Lichtenbergs ungedruckte Tagebücher. – In: *Euphorion* 51 (1957). S. 23–42. [Mautner 1957]
- MAUTNER, FRANZ HEINRICH: Lichtenbergs ungedruckte Tagebücher. – In: Ders.: *Wort und Wesen. Kleinere Schriften zur Literatur und Sprache*. – Frankfurt am Main 1974. S. 209–235. [Mautner 1974]
- MAUTNER, FRANZ HEINRICH: Lichtenbergs Vortrag über die Charaktere in der Geschichte und sein Gesamtwerk. – In: *Modern Language Notes* 55 (1940). [Mautner 1940]
- MAUTNER, FRANZ HEINRICH: To bäh or not to bäh oder Esprit de finesse versus Esprit de géométrie. – In: Ders.: *Wort und Wesen. Kleinere Schriften zur Literatur und Sprache*. – Frankfurt am Main 1974. S. 191–208. [Mautner 1974 (2)]

- MAUTNER, FRANZ HEINRICH: Das Wortspiel und seine Bedeutung. Grundzüge der geistesgeschichtlichen Darstellung eines Stilelements. – In: Ders.: Wort und Wesen. Kleinere Schriften zur Literatur und Sprache. – Frankfurt am Main 1974. S. 247–278. – Zuerst in: DVjs 9 (1931). S. 679–710. [Mautner 1974]
- MCCARTHY, JOHN: Lichtenberg as Poststructuralist. – In: Lichtenberg. Essays Commemorating the 250th Anniversary of His Birth. Hrsg. von Charlotte Marie Craig. – New York, Berlin, Bern, Frankfurt am Main, Paris, Wien 1992. (=The Enlightenment. German and Interdisciplinary Studies. 4.). S. 1–10. [McCarthy 1992]
- MECKEL, CHRISTOPH: Über das Fragmentarische. – Mainz, Wiesbaden 1978. (=Akademie der Wissenschaften und der Literatur: Abhandlungen der Klasse der Literatur. Jg. 1978. Nr. 4.). [Meckel 1978]
- MERKEL, REINHARD: »Denk nicht, sondern schau!« Lichtenberg und Wittgenstein. – In: Merkur 42 (1988). S. 27–43. [Merkel 1988]
- MERKEL, REINHARD: »Schnürbrüste überall!« Zum Beispiel Georg Christoph Lichtenberg. Oder: Was Aufklärung ist. Eine Dankrede zum Jean-Améry-Preis für Essayistik. – In: Die Zeit Nr. 46 vom 8.11.1991. S. 71. [Merkel 1991]
- MEYER, RICHARD M.: Künstliche Sprachen. – In: Indogermanische Forschungen 12 (1901). S. 33–92 (T. 1); S. 243–318 (T. 2). [Meyer, R. 1901]
- MICHEL, KARL MARKUS: Schön sinnlich. – In: Kursbuch: »Sinnlichkeiten« 49 (1977). S. 1–35. [Michel 1977]
- MIEDER, WOLFGANG: »Regeln-Krieg, Sprichwörter-Krieg«. Zu den Sprichwörtlichen Aphorismen von Georg Christoph Lichtenberg. – In: Lichtenberg. Essays Commemorating the 250th Anniversary of His Birth. Hrsg. von Charlotte Marie Craig. – New York, Berlin, Bern, Frankfurt am Main, Paris, Wien 1992. (=The Enlightenment. German and Interdisciplinary Studies. 4.). S. 55–94. [Mieder 1992]
- MISSAC, PIERRE: Lichtenberg ou l'aphoriste sans le savoir. – In: Revue de littérature comparée 53 (1979). S. 5–16. [Missac 1979]
- MITTELSTRASS, JÜRGEN: Kant und die Dialektik der Aufklärung. – In: Schmidt, Jochen (Hg.): Aufklärung und Gegenauflklärung in der europäischen Literatur. Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart. – Darmstadt 1989. S. 341–360. [Mittelstraß 1989]
- MOLLENHAUER, DIETER: Niedergang der Vergleichenden Morphologie – Verlust für die Botanik. – In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 4 (1981). S. 73–87. [Mollenhauer 1981]
- MÜLLER, HANS VON: Hoffmann contra Spontini. Eine Mitteilung und eine Aufgabe für Musikfreunde. – In: Die Musik. 7. Jahrgang (1907/08), 2. Dezember-Heft. (=Bd. XXV). S. 338–352. [Müller, H. 1907]
- MÜLLER, JOST ANDREAS: Formprinzipien des Aphoristischen. Eine Untersuchung der Aphorismen Georg Christoph Lichtenbergs. – Zürich 1967. [Müller 1967]

- NAUMANN-BEYER, WALTRAUD: Der Aufstieg der »Sinnlichkeit« in Deutschland. – In: Ästhetische Grundbegriffe. Studien zu einem historischen Wörterbuch. Hrsg. von Karlheinz Barck, Martin Fontius, Wolfgang Thiese. – Berlin 1990. S. 281–311. [Naumann-Beyer 1990]
- NEUMANN, ARNO: Lichtenberg als Philosoph und seine Beziehungen zu Kant. – In: Kant-Studien 4 (1900). – S. 68–93. [Neumann, A. 1900]
- NEUMANN, FRIEDRICH: Christian Morgensterns »Galgenlieder«. Spiel mit der Sprache. – In: Wirkendes Wort 14 (1964). S. 332–348. [Neumann, F. 1964]
- NEUMANN, GERHARD: »Rede, damit ich dich sehe«. Das neuzeitliche Ich und der physiognomische Blick. – In: Das neuzeitliche Ich in der Literatur des 18. und 20. Jahrhunderts. Zur Dialektik der Moderne. Ein internationales Symposium. Hrsg. von Ulrich Fülleborn und Manfred Engel. – München 1988. S. 71–107. [Neumann, G. 1988]
- NEUMANN, GERHARD: Lichtenbergs Aufklärung. Experimenteller Blick und beobachtende Vernunft. – In: Freiburger Universitätsblätter. 23. Jg. H. 84 (Juli 1984). S. 7–9. [Neumann, G. 1984]
- NEUMANN, GERHARD: »ut apes geometriam«. Zu Lichtenbergs Schöpfungstheorie und zur Geschichte des Topos-Begriffs. – In: Gesellige Vernunft. Zur Kultur der literarischen Aufklärung. Festschrift für Wolfram Mauser zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Ortrud Gutjahr, Wilhelm Kühlmann, Wolf Wuchterpfennig. – Würzburg 1993. S. 187–209. [Neumann, G. 1993]
- NEUMANN, PETER: Eine unvollendete Lichtenberg-Biographie. – In: Photorin 2 (1980). S. 37f. [zu: Otto Deneke: Lichtenbergs Leben. München 1944.]. [Neumann, P. 1944]
- NIERAAD, JÜRGEN: »Bildgesegnet und bildverflucht«. Forschungen zur sprachlichen Metaphorik. – Darmstadt 1977. (=Erträge der Forschung. 63.). [Nieraad 1977]
- NIES, FRITZ: Suchtmittel oder Befreiungsakt? Wertungen von Lektüre in der bildenden Kunst des 18. Jahrhunderts. – In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert: Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. – Tübingen 1994. (=ScriptOralia. 65.). S. 151–168. [Nies 1994]
- NORDMANN, ALFRED: Ernsthafte Zweifel und gründliche Skepsis. Lichtenbergs Konjunktive, Wahrheit und Wissenschaft. – In: Photorin 10 (1986). S. 47–56. [Nordmann 1986]
- NOWAK, ADOLF: Anschauung als musikalische Kategorie. – In: Neue Hefte für Philosophie 18/19 (1980). S. 103–117. [Nowak 1980]
- ØEKENHOLT, SVEIN: Thoughts concerning Education in the Works of Georg Christoph Lichtenberg. An Introductory Study in Comparative Education. – The Hague 1963. [Øeksenholt 1963]
- OESTERLE, GÜNTER: E.T.A. Hoffmann: Des Veters Eckfenster. Zur Historisierung ästhetischer Wahrnehmung oder Der kalkulierte romantische Rückgriff auf Sehmuster der Aufklärung. – In: Der Deutschunterricht 39 (1987). H. 1. S. 84–110. [Oesterle 1987]

- OESTERLE, GÜNTER: Lichtenberg und die Folgenden. Zu Lichtenbergs Rezeption in der Romantik. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1988. S. 159–171. [Oesterle 1988]
- OHAGE, AUGUST: »Raserei für Physiognomik in Niedersachsen«. Lavater, Zimmermann, Lichtenberg und die Physiognomik. – In: Georg Christoph Lichtenberg. 1742–1799. Wagnis der Aufklärung. Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt 28. Juni bis 30. August 1992. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 18. Oktober bis 18. Dezember 1992. – München, Wien 1992. S. 175–183. [Ohage 1992]
- OHAGE, AUGUST: Lichtenberg als Beiträger zu Lavaters »Physiognomischen Fragmenten«. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1990. S. 28–51. [Ohage 1990]
- OHAGE, AUGUST: Von Lessings »Wust« zu einer Wissenschaftsgeschichte der Physiognomik im 18. Jahrhundert. – In: Lessing Yearbook 21 (1989). S. 55–87. [Ohage 1989]
- O'MALLEY, GLENN: Literary Synesthesia. – In: Journal of Aesthetics and Art Criticism XV (1957). S. 391–411. [O'Malley 1957]
- OSINSKI, JUTTA: Über Vernunft und Wahnsinn. Studien zur literarischen Aufklärung in der Gegenwart und im 18. Jahrhundert. – Bonn 1983. – [Phil.Diss.: Bonn 1982.]. S. 58–75; 96–107. [Osinski 1983]
- PATTERSON, GORDON: Paradigms, Puzzles and Root Metaphors: Georg Christoph Lichtenberg and the Exact Sciences. – In: The Journal of Mind and Behavior 3 (1982), Nr. 3. S. 275–287. [Patterson 1982]
- PATZIG, GÜNTHER: Über den Philosophen Lichtenberg. – In: Arnold, Heinz-Ludwig: Georg Christoph Lichtenberg. – München 1992. (=edition text+–kritik. Zeitschrift für Literatur. H. 114. April 1992.). S. 23–26. [Patzig 1992]
- PEPERKORN, GÜNTER: *Dieses ephemerische Werkchen*. Georg Christoph Lichtenberg und der Göttinger Taschen Calender. – Göttingen 1992. [Peperkorn 1992]
- PESTALOZZI, KARL: Lavaters Utopie. – In: Literaturwissenschaft und Geschichtsphilosophie. Festschrift für Wilhelm Emrich. Hrsg. von Helmut Arntzen, Bernd Balzer, Karl Pestalozzi und Rainer Wagner. – Berlin, New York 1975. S. 283–301. [Pestalozzi 1975]
- PEUKERT, KURT WERNER: Physiognomik in Goethes Morphologie. – In: DVjs 47 (1973). S. 400–419. [Peukert 1973]
- PFOTENHAUER, HELMUT: Sich selber schreiben. Lichtenbergs fragmentarisches Ich. – In: Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft 32 (1988). S. 77–93. [Pfotenhauer 1988]
- PICKERODT, GERHART: Heinrich von Kleist. Der Widerstreit zwischen Mechanik und Organik in Kunsttheorie und Werkstruktur. – In: Möbius, Hanno / Berns, Jörg Jochen (Hgg.): Die Mechanik in den Künsten. Studien zur ästhetischen Bedeutung von Naturwissenschaft und Technologie. – Marburg/Lahn 1990. S. 157–168. [Pickerodt 1990]

- PIDERIT, THEODOR: Mimik und Physiognomik. Hrsg. und Neubearb. von Max von Kreusch. – Detmold ⁴1925.
- PLESSNER, HELMUTH: Lachen und Weinen. Eine Untersuchung nach den Grenzen menschlichen Verhaltens. – Groningen 1941. – Bern ²1950. [Plessner 1941/²1950]
- PÖPPEL, ERNST: Zum formalen Rahmen des ästhetischen Erlebens. Ein Beitrag aus der Hirnforschung. – In: Welsch, Wolfgang (Hg.): Die Aktualität des Ästhetischen. – München 1993. S. 227–246. [Pöppel 1993]
- POLLNOW, HANS: Historisch-kritische Beiträge zur Physiognomik. – In: Jahrbuch der Charakterologie 5 (1928). S. 157–206. [Pollnow 1928]
- PRÄGER, CHRISTFRIED: Zum Frontispiz: Lichtenberg-Skulptur am neuen Darmstädter Polizeipräsidium. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1996. S. 183f. [Präger 1996]
- PREISENDANZ, WOLFGANG: Matthias Claudius' »naiver launiger Ton«: Zur Positivierung von Naivität im 18. Jahrhundert. – In: Modern Language Notes (MLN) 103,1 (1988). S. 569–587. [Preisendanz 1988]
- PREISENDANZ, WOLFGANG: Über den Witz. – Konstanz 1970. (=Konstanzer Universitätsreden. 13.). [Preisendanz 1970]
- PROMIES, WOLFGANG: Georg Christoph Lichtenberg – Reinbek bei Hamburg ⁴1992. (=rowohlts monographien 90.). [Promies ⁴1992] Regal
- PROMIES, WOLFGANG: Lichtenbergs Ergehen im Dritten Reich. – In: Photorin 6 (1983). S. 31–34. – Und in: »Lichtenberg lesen!« oder: »Wer Augen hat, der sieht alles in allem.« Georg Christoph Lichtenberg – 1742 bis 1999. Lebens- und Werkspuren. Zusammengestellt von Wolfgang Promies. – Bremerhaven 1999. (=Die Horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik. Hrsg. von Johann P. Tammen. Nr. 193. 44. Jg, Bd. 1, 1999.). S. 193–195. [Promies 1983]
- PROMIES, WOLFGANG: Überleben mit Lichtenberg. Zum 200. Todestag. – In: Darmstädter Echo, Rüsselsheimer Echo, Heimat-Zeitung Groß-Gerau, Südhessische Post, Odenwälder Heimatzeitung. Magazin zum Wochenende vom 20. Februar 1999. S. 1. [Promies 1999]
- PROMIES, WOLFGANG: Über Schnürbrüste, Forster und Lichtenberg. Ein Paradigma für die Aufklärung. – In: Aufklärung über Lichtenberg. Mit Beiträgen von Helmut Heißenbüttel, Armin Hermann, Wolfgang Promies, Joseph Peter Stern, Rudolf Vierhaus. – Göttingen 1974. (=Kleine Vandenhoeck-Reihe. 1393.). S. 1–20. [Promies 1974]
- PROMIES, WOLFGANG: War Lichtenberg Lamberts Biograph? – In: Photorin 2 (1980). S. 15–23. [Promies 1980]
- RAND, BENJAMIN: The Early Development of Hartley's Doctrine of Association. – In: Psychological Review 30 (1923). S. 306–320. [Rand 1923]
- RANDOW, GERO VON: Witz und Wissen: Zweifelnd zur Gewißheit. Widerlege dich selbst. Über das Vergnügen, sich schrecklich zu irren. – In: Die Zeit Nr. 2 vom 2. Januar 1998. S. 31. [Randow 1998]

- RAUH, HANS-CHRISTOPH / RUBER, PETER: Etienne Bonnot de Condillac oder Die Dialektik der Aufklärung und das Problem der Erkenntnis. – In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 11, 28. Jg. (1980). S. 1343–1354. [Rauh/Ruben 1980]
- RAVEN, JAMES: Modes of Reading and Writing in the Eighteenth-Century Private Library. – In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert: Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. – Tübingen 1994. (=ScriptOralia. 65.). S. 49–60. [Raven 1994]
- REQUADT, PAUL: Lichtenberg. – Stuttgart ²1964. (=Sprache und Literatur 13.). [Requadt ²1964]
- REQUADT, PAUL: Lichtenbergs geistesgeschichtlicher Ort. – In: Der Deutschunterricht 10 (1958). S. 48–61. [Requadt 1958]
- RICKEN, ULRICH: Sprachtheorie als Aufklärung und Gegenaufklärung. – In: Schmidt, Jochen (Hg.): Aufklärung und Gegenaufklärung in der europäischen Literatur. Philosophie und Politik von der Antike bis zu Gegenwart. – Darmstadt 1989. S. 316–340. [Ricken 1989]
- RICKEN, ULRICH: Sprachtheorie und Weltanschauung in der europäischen Aufklärung. Zur Geschichte der Sprachtheorie des 18. Jahrhunderts und ihrer europäischen Rezeption nach der Französischen Revolution. – Berlin 1990. (=Sprache und Gesellschaft. 21.). [Ricken 1990]
- RIHA, KARL (HG.): Georg Christoph Lichtenberg. Schriften zum Physiognomik-Streit: Über Physiognomik wider die Physiognomen. Zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß. Fragment von Schwänzen. – Gießen 1970. (=Reihe Deutsche Satiren. 3.). [Riha 1970]
- RIHA, KARL / ZELLE, CARSTEN: Nachwort. – In: Dies. (Hgg.): Johann Caspar Lavater: Von der Physiognomik und Hundert physiognomische Regeln. – Frankfurt am Main, Leipzig 1991. (=itb 1366.). S. 111–145. [Riha/Zelle 1991]
- RIHA, KARL: Cross-Reading und Cross-Talking. Zitat-Collagen als poetische und satirische Technik. – Stuttgart 1971. [Riha 1971]
- RIHA, KARL: Zum »Fragment von Schwänzen«: Georg Christoph Lichtenbergs Beitrag zum »Physiognomik-Streit«. – In: Ders.: Kritik, Satire, Parodie. Gesammelte Aufsätze. – Opladen 1992. S. 27–36. [Riha 1992]
- RINGLEBEN, JOACHIM: »Was sollen die Heiligen in der Physik?« Beobachtungen zu Lichtenbergs Religiosität. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1993. S. 107–126. [Ringleben 1993]
- RIPPMANN, PETER: Werk und Fragment. Georg Christoph Lichtenberg als Schriftsteller. – Bern 1953. (=Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 13.). [Rippmann 1953]
- RÖDEL, WOLFGANG: Forster und Lichtenberg. Ein Beitrag zum Problem deutsche Intelligenz und Französische Revolution. – Berlin 1960. [Rödel 1960]
- RÖHRICH, LUTZ: Gebärdensprache und Sprachgebärde. – In: Humaniora. Essays in Literature, Folklore, Bibliography. Honoring Archer Taylor on his Seventieth Birthday. Hrsg. von Wayland D. Hand, Gustave O. Arlt. – New York 1960. S. 121–149. [Röhrich 1960]

- ROGGENHOFER, JOHANNES: Zum Sprachdenken Georg Christoph Lichtenbergs. – Tübingen 1992. – [Phil.Diss.: Regensburg 1991.]. (=Linguistische Arbeiten. 275.). [Roggenhofer 1992]
- ROHNER, LUDWIG: Der deutsche Essay. Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung. – Neuwied, Berlin 1966. Darin: Georg Forster, Über Leckereyen. S. 139–151. [Rohner 1966]
- ROLLE, DIETRICH: »Die Flüche des Shakespear«. Lichtenberg und die englische Sprache. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1993. S. 127–140. [Rolle 1993]
- RÜDIGER, HORST: Pura et illustris brevitās. Über Kürze als Stilideal. – In: Konkrete Vernunft. Festschrift für Erich Rothacker. Hrsg. von Gerhard Funke. – Bonn 1958. S. 345–372. [Rüdiger 1958]
- RUKWID, WERNER: Dialog über die Sprache. Ein erdachtes Gespräch zwischen Lichtenberg und Karl Kraus. – In: Welt und Wort 16 (1961). S. 361–362. [Rukwid 1961]
- RUMPF, HORST: Streifzüge gegen Sprachphantome. Lichtenberg lehrt hinzuhören. – In: Ders.: Didaktische Interpretationen. Galilei, Euler, Lichtenberg, Lessing, Tolstoj, Kükelhaus, Oevermann und andere. Weinheim, – Basel 1991. S. 35–44. [Rumpf 1991]
- RUOZZI, GINO: Die Lichtenberg-Rezeption in Italien. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1996. S. 282–300. [RuoZZi 1996]
- SAITSCHICK, ROBERT: Lichtenberg. – In: Ders.: Deutsche Skeptiker: Lichtenberg – Nietzsche. Zur Psychologie des neueren Individualismus. – Berlin 1906. S. 1–80. [Saitschick 1906]
- SALTZWEDEL, JOHANNES: Das Gesicht der Welt. Physiognomisches Denken in der Goethezeit. – München 1993. [Saltzwedel 1993]
- SAUTERMEISTER, GERT: Georg Christoph Lichtenberg. – München 1993. (=Beck'sche Reihe: Autoren 630.). [Sautermeister 1993]
- SAUTERMEISTER, GERT: »Musik« im literarischen Werk. Dionysische Erbschaft und architektonisches Gefüge. – In: Laokoon und kein Ende: Der Wettstreit der Künste. Hrsg. von Thomas Koebner. – München 1989. (=Literatur und andere Künste. 3.). S. 10–57. [Sautermeister 1989]
- SCHÄFER, FRANK: Lichtenberg und Arno Schmidt. Ein Appendix zum literarischen Nachleben Lichtenbergs. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1994. S. 128–140. [Schäfer, F. 1994]
- SCHÄFER, LOTHAR: »Könnte auch dieses nicht falsch sein? Skepsis, Aufklärung und Wissenschaftstheorie bei Georg Christoph Lichtenberg. – In: Freiburger Universitätsblätter. 23. Jg. H. 84 (Juli 1984). S. 39–51. [Schäfer, L. 1984]
- SCHAPIRA, EVA: Lichtenberg als Philosoph. – Phil.Diss.: Berlin 1911. [Schapira 1911]
- SCHIEWE, JÜRGEN: Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. – München 1998. [Schiewe 1998]
- SCHIMANK, HANS: Stand und Entwicklung der Naturwissenschaften im Zeitalter der Aufklärung. – In: Lessing und die Zeit der Aufklärung. Vorträge

- gehalten auf der Tagung der Joachim-Junius-Gesellschaft der Wissenschaften Hamburg am 10. und 11. Oktober 1967. – Göttingen 1968. S. 39–76. [Schimank 1967]
- SCHIMANK, HANS: Die Wandlung des Begriffs »Physik« während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. – In: Wissenschaft, Wirtschaft und Technik. Studien zur Geschichte. Wilhelm Treue zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Karl-Heinz Manegold. – München 1969. S. 454–468. [Schimank 1969]
- SCHIMPF, WOLFGANG: ›Transzendente Ventriloquenz‹ oder ›Furor poeticus‹? Lichtenbergs Verhältnis zur Schwärmerei. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1990. S. 52–70. [Schimpf 1990]
- SCHIMPF, WOLFGANG: »In des Witzes letzten Zeiten«. Lichtenberg als Literaturkritiker. – In: Arnold, Heinz-Ludwig (Hg.): Georg Christoph Lichtenberg. – München 1992. (=edition text + kritik. Zeitschrift für Literatur. H. 114. April 1992). S. 64–75. [Schimpf 1992]
- SCHLAEGER, JÜRGEN: Kritische Nachbemerken: Zur Psycho-Logik des individualistischen Selbstverständnisses. – In: Individualität. Hrsg. von Manfred Frank und Anselm Haverkamp. – München 1988. (=Poetik und Hermeneutik. 13.). S. 469–473. [Schlaeger 1988]
- SCHLAFFER, HANNELORE: Physiognomik. – In: Dies.: Klassik und Romantik 1770–1830. – Stuttgart 1986. (=Epochen der deutschen Klassik in Bildern.). S. 13–31. [Schlafter 1986]
- SCHLIPPE, WERNER ARTUR: Georg Christoph Lichtenberg als Menschenbeobachter und seine Stellung zur Physiognomik. – In: Darmstädter Tageblatt 1937, Nr. 280 vom 13. Oktober 1937. S. 2. [Schlippe 1937]
- SCHMIDT, HORST-MICHAEL: Sinnlichkeit und Verstand. Zur philosophischen und poetologischen Begründung von Erfahrung und Urteil in der deutschen Aufklärung. (Leibniz, Wolff, Gottsched, Bodmer und Breitinger, Baumgarten). – München 1982. (=Theorie und Geschichte der Literatur und der Schönen Künste 63.). [Schmidt, H.-M. 1982]
- SCHMIDT, JOCHEN: Einleitung: Aufklärung, Gegenaufklärung, Dialektik der Aufklärung. – In: Ders. (Hg.): Aufklärung und Gegenaufklärung in der europäischen Literatur. Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart. – Darmstadt 1989. S.1–31. [Schmidt, J. 1989]
- SCHMIDT, SIEGFRIED J.: Wissenschaft als ästhetisches Konstrukt? Anmerkungen über Anmerkungen. – In: Welsch, Wolfgang (Hg.): Die Aktualität des Ästhetischen. – München 1993. S. 288–302. [Schmidt, S.J. 1993]
- SCHMITZ-EMANS, MONIKA: Entzifferung, Buchstabieren und Konjektur. Aspekte und Funktionen des Welschriftgleichnisses bei Lichtenberg. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1991. S. 29–58. [Schmitz-Emans 1991]
- SCHMITZ-EMANS, MONIKA: Georg Christoph Lichtenberg und der Maschinen-Mann: Zur Interferenz von literarischer Phantasie und naturwissenschaftlicher Modellbildung. – In: Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 25 (1990). S. 74–111. [Schmitz-Emans 1990]

- SCHMITZ-EMANS, MONIKA: Die ›Sprache‹ der Bilder als Anlaß des Schreibens: Spielformen des literarischen Bildkommentars bei Lavater, Lichtenberg, Jean Paul und Calvino. – In: Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 30 (1995). S. 105–163. [Schmitz-Emans 1995]
- SCHMITZ-EMANS, MONIKA: Von der Weltlektüre zur Autorschaft. Die Schrift der Dinge bei Lichtenberg und Kant. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1992. S. 78–98. [Schmitz-Emans 1992]
- SCHMITZ-EMANS, MONIKA: Das Wörterbuch als literarisches Spielzeug. Rabeners »Versuch eines deutschen Wörterbuchs« und Lichtenbergs Beitrag dazu. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1993. S. 141–167. [Schmitz-Emans 1993]
- SCHMÖLDERS, CLAUDIA: Feines Auge, grobes Auge. Kleine Schule des physiognomischen Blicks. – In: Merkur 49 (1995). S. 915–926. [Schmolders 1995]
- SCHNEIDER, ALBERT: Georg Christoph Lichtenberg. Penseur. – Paris 1955. [Schneider, A. 1955]
- SCHNEIDER, MANFRED: Lichtenbergs ungeschriebene Autobiographie. Eine Interpretation. – In: Fugen (1980). S. 114–124. [Schneider, M. 1980]
- SCHNELLE, HELMUT: Sprache, Anschauung, Sinnesdaten. – In: Neue Hefte für Philosophie 18/19 (1980). S. 33–57. [Schnelle 1980]
- SCHÖFFLER, HERBERT: Die Hogarth-Erklärungen. – In: Ders.: Lichtenberg. Studien zu seinem Wesen und Geist. Hrsg. von Götz von Selle. – Göttingen 1956. (=Kleine Vandenhoeck-Reihe 26.). S. 74–86. [Schöffler 1956]
- SCHÖFFLER, HERBERT: Lichtenberg. – Leipzig 1943. [Schöffler 1943]
- SCHÖFFLER, HERBERT: Lichtenberg. Studien zu seinem Wesen und Geist. Hrsg. von Götz von Selle. – Göttingen 1956. [Schöffler 1956]
- SCHÖNE, ALBRECHT: Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik. Lichtenbergische Konjunktive. – München ²1983. [Schöne 1983]
- SCHRADER, LUDWIG: Sinne und Sinnesverknüpfungen. Studien und Materialien zur Vorgeschichte der Synästhesie und zur Bewertung der Sinne in der italienischen, spanischen und französischen Literatur. – Heidelberg 1969. (=Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. 3. Folge. Bd. 9.). [Schrader 1969]
- SCHUETT, HANS-WERNER: Lichtenberg als »Kuhnianer«. – In: Sudhoffs Archiv 63 (1979). H. 1. S. 87–90. [Schuett 1979]
- SCHUSTER, PETER-KLAUS: Kunsthistorisches zu Lichtenbergs Hogartherkklärungen. – In: DVjs 49 (1975). Sonderheft. S. 138–148. [Schuster 1975]
- SCHWARZ, EGON: Die Suche nach Sinn. – In: Frankfurter Anthologie 4 (1979). S. 103–105. [Schwarz 1979]
- SCHWARZ, HERMANN: Das Wahrnehmungsproblem vom Standpunkt des Physikers, des Physiologen und des Philosophen. – Leipzig 1892. [Schwarz 1892]
- SCRIBA, CHRISTOPH: Naturwissenschaft als geistiger Prozeß. Einführung in: Sticker, Bernhard: Erfahrung und Erkenntnis. Vorträge und Aufsätze zur Geschichte der naturwissenschaftlichen Denkweisen. 1943–1973. – Hildesheim 1976. S. 1–7. [Scriba 1976]

- SEIDLER, GEORG: Versuch über die Bemerkungen Lichtenbergs. – Stuttgart 1937. (=Geisteswissenschaftliche Forschungen 12.). [Seidler 1937]
- SHORTLAND, MICHAEL: The Power of a thousand Eyes: Johann Caspar Lavater's Science of Physiognomical Perception. – In: *Criticism* 28 (1986). S. 379–400. [Shortland 1986]
- SIEBENHAAR, KLAUS: Lichtenbergs Schaubühne. Imaginarium und kleines Welttheater. – Opladen 1994. [Siebenhaar 1994]
- SIEVEKING, ELISABETH: Orbis Pictus: Illustrierte und erklärte Welt bei Hogarth und Lichtenberg. – In: *Literatur der bürgerlichen Emanzipation im 18. Jahrhundert*. Hrsg. von Gert Mattenklott und Klaus Scherpe. – Kronberg im Taunus 1973. S. 43–76. (=Literatur im historischen Prozess 1.). [Sieveking 1973]
- SIMON, JOSEF: Aufklärung im Denken Nietzsches. – In: Schmidt, Jochen (Hg.): *Aufklärung und Gegenaufklärung in der europäischen Literatur. Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart*. – Darmstadt 1989. S. 459–474. [Simon 1989]
- SOLMS, FRIEDHELM: *Disciplina aesthetica*. Zur Frühgeschichte der ästhetischen Theorie bei Baumgarten und Herder. – Stuttgart 1990. (=Forschungen und Berichte der Evangelischen Studiengemeinschaft. 45.). [Solms 1990]
- SOMBART, WERNER: Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Anthropologie. – In: *Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften*. Jg. 1938. Philosophisch-historische Klasse. – Berlin 1938. S. 96–130. [Sombart 1938]
- SPALDING, KEITH: Lichtenbergs Use of »Heim«-Compounds. – In: *Modern Language Review* 51 (1956). S. 570–572. [Spalding 1956]
- SPICKER, FRIEDEMANN: Der Aphorismus. Begriff und Gattung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1912. – Berlin, New York 1997. (=Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. 11. (245).). Zu Lichtenberg bes. S. 60ff. [Spicker 1997]
- SPICKER, FRIEDEMANN: Vom »Sudelbuch« zum »Aphorismus« – Lichtenberg und die Geschichte des Gattungsbegriffes (I). – In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1997. S. 96–115. [Spicker 1997 (2)]
- SPICKER, FRIEDEMANN: Vom »Sudelbuch« zum »Aphorismus« – Lichtenberg und die Geschichte des Gattungsbegriffes (II). – In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1998. S. 115–135. [Spicker 1998]
- SPILLNER, BERND: Termini stilistischer Wertung. – In: Wagenknecht, Christian (Hg.): *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft*. Akten des IX. Germanistischen Symposions der Deutschen Forschungsgemeinschaft Würzburg 1986. – Stuttgart 1989. (=Germanistische Symposien. Berichtsbände. 9.). S. 238–256. [Spillner 1989]
- SPINNEN, BURKHARD: Emblematik und Physiognomik. – In: Ders.: *Schriftbilder: Studien zu einer Geschichte emblematischer Kurzprosa*. – Münster 1991. (=Literatur als Sprache. Literaturtheorie – Interpretation – Sprachkritik. Bd. 9.). S. 33–78. [Spinnen 1991]

- SPITZER, LEO: Zur sprachlichen Interpretation von Wortkunstwerken. – In: Die Werkinterpretation. Hrsg. von Horst Enders. – Darmstadt 1967. (=Wege der Forschung. 36.). S. 35–63. – [Zuerst in: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 1930. S. 632–651. – Danach in: Ders.: Romanische Stil- und Literaturstudien. Bd. I. – Marburg/Lahn 1931. S. 4–31.]. [Spitzer 1967]
- STAFFORD, BARBARA MARIA: Body Criticism: Imaging the Unseen in Enlightenment Art and Medicine. – Cambridge, Mass., London 1991. [Stafford 1991]
- STAIGER, EMIL: Die Kunst der Interpretation. – In: Die Werkinterpretation. Hrsg. von Horst Enders. – Darmstadt 1967. (=Wege der Forschung. 36.). S. 146–168. – [Zuerst in: Neophilologus 35 – (1951). S. 1–15. – Danach in: Ders.: Die Kunst der Interpretation. – Zürich 1955. S. 9–33.]. [Staiger 1967]
- STEMMLER, JOAN K.: The Physiognomical Portraits of Johann Caspar Lavater. – In: The Art Bulletin 75 (1993). S. 151–168. [Stemmler 1993]
- STERN, JOSEPH PETER: Lichtenberg: A Doctrine of Scattered Occasions. Reconstructed from his Aphorisms and Reflections. – Bloomington: Indiana University Press 1959. [Stern 1959]
- STERN, JOSEPH PETER: Lichtenbergs Sprachspiele. – In: Aufklärung über Lichtenberg. Mit Beiträgen von Helmut Heißenbüttel, Armin Hermann, Wolfgang Promies, Joseph Peter Stern, Rudolf Vierhaus. – Göttingen 1974. S. 60–75. [Stern 1974]
- STEWART, IAN: Die Gruppentheoretiker von Notre Dame. – In: Ders.: Die Reise nach Pentagonien. 16 mathematische Kurzgeschichten. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Johannes Leckebusch. – Berlin, Heidelberg, Oxford 1995. S. 201–219. [Stewart 1995]
- STICKER, BERNHARD: Alexander von Humboldt und die Einheit der Wissenschaft. (1969). – In: Ders.: Erfahrung und Erkenntnis. Vorträge und Aufsätze zur Geschichte der naturwissenschaftlichen Denkweisen. 1943–1973. – Hildesheim 1976. S. 184–197. [Sticker 1969]
- STICKER, BERNHARD: Alexander von Humboldts Kosmos: Die wirkliche und die ideale Welt. (1959). – In: Ders.: Erfahrung und Erkenntnis. Vorträge und Aufsätze zur Geschichte der naturwissenschaftlichen Denkweisen. 1943–1973. – Hildesheim 1976. S. 173–183. [Sticker 1959]
- STICKER, BERNHARD: Die geschichtliche Bedeutung der Copernicanischen Wende. (1943). – In: Ders.: Erfahrung und Erkenntnis. Vorträge und Aufsätze zur Geschichte der naturwissenschaftlichen Denkweisen. 1943–1973. – Hildesheim 1976. S. 81–93. [Sticker 1943]
- STICKER, BERNHARD: Die Rolle der Erfahrung in der antiken und in der neuzeitlichen Wissenschaft. (1969). – In: Ders.: Erfahrung und Erkenntnis. Vorträge und Aufsätze zur Geschichte der naturwissenschaftlichen Denkweisen. 1943–1973. – Hildesheim 1976. – S. 66–80. [Sticker 1969 (2)]
- STICKER, BERNHARD: Erfahrung, Experiment und Gedankenexperiment in der Physik. (1968). – In: Ders.: Erfahrung und Erkenntnis. Vorträge und Aufsätze zur Geschichte der naturwissenschaftlichen Denkweisen. 1943–1973. – Hildesheim 1976. S. 59–65. [Sticker 1968]

- STICKER, BERNHARD: Naturwissenschaft im Widerstreit zwischen Tradition und Erfahrung. (1961). – In: Ders.: Erfahrung und Erkenntnis. Vorträge und Aufsätze zur Geschichte der naturwissenschaftlichen Denkweisen. 1943–1973. – Hildesheim 1976. S. 21–33. [Sticker 1961]
- STIERLE, KARLHEINZ: Dimensionen des Verstehens. Der Ort der Literaturwissenschaft. – Konstanz – 1990. (=Konstanzer Universitätsreden. 174.). [Stierle 1990]
- STINGELIN, MARTIN: Lichtenbergs Heuristik: Finder erfinden. – In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 233 vom 8. Oktober 1997. S. N5. [Stingelin 1997]
- STINGELIN, MARTIN: »Meinungen und Fische« – Arthur Schopenhauer, Friedrich Nietzsche, Sigmund Freud und Ludwig Wittgenstein lesen Georg Christoph Lichtenberg. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1998. S. 136–154. [Stingelin 1998]
- STINGELIN, MARTIN: »Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs.« Friedrich Nietzsches Lichtenberg-Rezeption im Spannungsfeld zwischen Sprachkritik (Rhetorik) und historischer Kritik (Genealogie). – München 1996. (=Figuren. 3.). [Rezension: Lothar Müller: Solo für Zwei. Martin Stingelin liest Nietzsche Lichtenberg lesend. In: FAZ Nr. 175 vom 31. Juli 1997. S. 29.]. [Stingelin 1996]
- STRASSMANN, BURKHARD: Leises Knispeln hinten links. Warum gibt der Wagen so seltsame Töne von sich? Autofirmen bilden jetzt »Geräuschprofis« aus. – In: Die Zeit Nr. 30 vom 16. Juli 1998. S. 33. [Strassmann 1998]
- STRATTON, GEORGE MALCOLM: Theophrastus and the Greek Physiological Psychology before Aristotle. – Amsterdam 1964. [Reprint der Ausgabe von 1917.]. Darin: Theophrastus: De sensibus. Reprint, Übersetzung und Kommentar. S. 65–221. [Stratton 1964]
- STURZ, HELFRICH PETER: Die Reise nach dem Deister. Prosa und Briefe. – Berlin 1976. [Sturz 1976]
- DIE SYMPHONIE DER SINNE. EINE ZEIT-SERIE. 1. Das Tasten. Sentker, Andreas: Neue Lust am Tasten. – In: Die Zeit Nr. 16 vom 11. April 1997. S. 42. 2. Das Sehen. Fritz-Vannahme, Joachim: Haut wird Auge. – In: Die Zeit Nr. 17 vom 18. April 1997. S. 35. 3. Das Schmecken. Albrecht, Jörg: Schmecken ist Arbeit. – In: Die Zeit Nr. 18 vom 25. April 1997. S. 36. 4. Das Riechen. Zimmer, Dieter E.: Die Macht der Witterung. – In: Die Zeit Nr. 19 vom 2. Mai 1997. S. 35. 5. Das Hören. Schnabel, Ulrich: Wort und Welle. – In: Die Zeit Nr. 20 vom 9. Mai 1997. S. 35. 6. Der sechste Sinn. Randow, Gero von: Die Karten lügen nicht. – In: Die Zeit Nr. 21 vom 16. Mai 1997. S. 34.
- TEBARTZ-VAN-ELST, ANNE: Ästhetik der Metapher. Zum Streit zwischen Philosophie und Rhetorik bei Friedrich Nietzsche. – Freiburg im Breisgau, München 1994. [Tebartz-van-Elst 1994]
- TEICHMANN, JÜRGEN: Georg Christoph Lichtenberg: Physik, Technik und Ästhetik. – In: Humanismus und Technik 19 (1975). S. 23–40. [Teichmann 1975]

- THIELE, BRUNO FRIEDRICH MAX: Herders Theorie des synästhetischen Wahrnehmens zur Grundlegung der ästhetischen Erziehung. – Phil.Diss.: Tübingen 1987. [Thiele 1987]
- THOMANN, JOHANNES: Anfänge der Physiognomik zwischen Kyoto und Athen: Sokratische Begriffsbestimmung und aristotelische Methodisierung eines globalen Problems. – In: Fliedl, Ilsebill Barta / Geissmar, Christoph (Hgg.): Die Beredsamkeit des Leibes. Zur Körpersprache in der Kunst. – Salzburg, Wien 1992. (= Veröffentlichungen der Albertina, Nr. 31.). S. 209–215. [Thomann 1992]
- TORBERG, FRIEDRICH: Ballade vom verlorenen Lächeln. – In: Frankfurter Anthologie 4 (1979). S. 104–106. [Torberg 1979]
- TRACHSLER, REINHARD: Lichtenbergs Aphorismen. Eine Darlegung ihres Zusammenhangs und ihrer Bedeutung. – Phil.Diss.: Einsiedeln 1956. [Trachsler 1956]
- TRACHSLER, REINHARD: Lichtenbergs Aphorismen. Ursprünge und Größe wirklicher Freiheit. – Zürich 1956.
- TROY NAGLE, H. / SCHIFFMAN, SUSAN S. / GUTIERREZ-OSUNA, RICARDO: The how and why of electronic noses. – In: IEEE (The Institute of Electrical and Electronics Engineers, Inc.) Spectrum 35. No. 9. September 1998. S. 22–34. [Troy Nagle et al. 1998]
- TYTLER, GRAEME: Physiognomy in the European Novel. Faces and Fortunes. – Princeton, New Jersey 1982. [Tytler 1982]
- UEDING, GERT: Beredsamkeit aus der Erfahrung – Georg Christoph Lichtenbergs *Sudelbücher*. – In: Photorin 9 (1985). S. 1–18. [Ueding 1985]
- UEDING, GERT: Lichtenbergs Beredsamkeit aus Erfahrung. – In: Ders.: Aufklärung über Rhetorik. Versuche über Beredsamkeit, ihre Theorie und praktische Bewährung. – Tübingen 1992. (= Rhetorik-Forschungen. 4.). S. 185–203. [Ueding 1992]
- UEDING, GERT: Rhetorik und Popularphilosophie. – In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch. Bd. 1 (1980). S. 122–134. [Ueding 1980]
- UEDING, GERT: Von der Universalsprache zur Sprache als politischer Handlung. – In: Schmidt, Jochen (Hg.): Aufklärung und Gegenaufklärung in der europäischen Literatur. Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart. – Darmstadt 1989. S. 294–315. [Ueding 1989]
- UEDING, GERT: Wilhelm Busch. Das 19. Jahrhundert en miniature. – Frankfurt 1977. [Ueding 1977]
- UNZER, JOHANN AUGUST: Bildung des Geschmacks zur Gesundheit. – In: Der Arzt. Eine medicinische Wochenschrift. 7. Theil. 176. Stück. – Hamburg 1762. S. 305–318. [Unzer 1762]
- UTZ, PETER: Das Auge und das Ohr im Text. Literarische Sinneswahrnehmung in der Goethezeit. – München 1990. [Utz 1990]
- VANDERBEKE, DIRK: Worüber man nicht sprechen kann: Aspekte der Undarstellbarkeit in Philosophie, Naturwissenschaft und Literatur. – Stuttgart 1995. – [Phil.Diss.: Frankfurt am Main 1994.] [Vanderbeke 1995]

- VERHAVE, TOM: David Hartley: The Mind's Road to God. An Introduction to the New Edition of Hartley's Theory of the Human Mind. – In: Hartley, David / Priestley, Joseph: Hartley's Theory of the Human Mind, on the Principle of the Association of Ideas wie Essays Relating to the Subject of it by Joseph Priestley. – London 1775. [Reprint: New York 1973.] Unpaginiert. [Hartley/Priestley 1775]
- VERRECCHIA, ANACLETO: Georg Christoph Lichtenberg. Der Ketzler des deutschen Geistes. – Wien, Köln, Graz 1988. [Verrecchia 1988]
- VIEILLARD-BARON, JEAN-LOUIS: Le concept de système de Leibniz à Condillac. – In: Akten des II. Internationalen Leibniz-Kongresses, Hannover 17. bis 22. Juli 1972. Bd. IV: Logik – Erkenntnistheorie – Methodologie – Sprachphilosophie. – Wiesbaden – 1975. (=Studia Leibnitiana. Supplementa. XV.). S. 97–103. [Vieillard-Baron 1975]
- VIERHAUS, RUDOLF: Deutschland im 18. Jahrhundert: soziales Gefüge, politische Verfassung, geistige Bewegung. – In: Lessing und die Zeit der Aufklärung. Vorträge gehalten auf der Tagung der Joachim-Junius-Gesellschaft der Wissenschaften Hamburg am 10. und 11. Oktober 1967. – Göttingen 1968. S. 12–29. [Vierhaus 1967]
- VIERHAUS, RUDOLF: Lichtenberg und seine Zeit. – In: Aufklärung über Lichtenberg. Mit Beiträgen von Helmut Heißenbüttel, Armin Hermann, Wolfgang Promies, Joseph Peter Stern, Rudolf Vierhaus. – Göttingen 1974. (=Kleine Vandenhoeck-Reihe. 1393.). S. 21–43. [Vierhaus 1974]
- VOIGT, GERHARD: Forster, Lichtenberg und die Revolution. – In: Vom Faustus bis Karl Valentin: Der Bürger in Geschichte und Literatur. – Berlin 1976. (=Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften. Sonderbd. 3.). S. 162–176. [Voigt 1976]
- WAGENKNECHT, CHRISTIAN: Deutsche Metrik. Eine historische Einführung. – München ²1989. [Wagenknecht 1989]
- WAGENKNECHT, CHRISTIAN: Lichtenbergs Gedichte. Metrische Miszellen. – In: Arnold, Heinz-Ludwig (Hg.): Georg Christoph Lichtenberg. – München 1992. (=edition text + kritik. Zeitschrift für Literatur. H. 114. April 1992). S. 57–63. [Wagenknecht 1992]
- WAGENKNECHT, CHRISTIAN JOHANNES: Das Wortspiel bei Karl Kraus. – Göttingen 1965. (=Palaestra. Untersuchung aus der deutschen und englischen Philologie und Literaturgeschichte. 242.). [Wagenknecht 1965]
- WAGNER, PETER: Der Leser und Lesestoffe im graphischen Werk William Hogarths. – In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert: Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich. – Tübingen 1994. (=ScriptOralia. 65.). S. 223–240. [Wagner 1994]
- WAGNER, SIEGFRIED: Lavoisier, Lichtenberg und Heisenberg. Revolutionäre der Wissenschaft über wissenschaftliche Revolutionen. – In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 4 (1981). S. 127–141. [Wagner 1981]

- WARK, ROBERT R.: Hogarth's Narrative Method in Practice and Theory. – In: England in the Restoration and Eighteenth Century: Essays on Culture and Society. Hrsg. von H.T. Swedenberg. – Berkeley: University of California Press 1972. S. 161–172. [Wark 1972]
- WEHRLI, RUDOLF: Georg Christoph Lichtenbergs ausführliche Erklärungen der Hogarth'schen Kupferstiche. Versuch einer Interpretation des Interpret. – Bonn 1980. (=Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik. Bd. 97.). [Wehrli 1980]
- WEIMAR, KLAUS: Kunst der Interpretation. – In: Ders.: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. – München 1989. S. 347–410. [Weimar 1989]
- WEINRICH, HARALD: Die Semantik der kühnen Metapher. – In: DVjs 37 (1963). S. 325–344. – Auch abgedruckt in: Haverkamp (Hg.) 1996, S. 316–339. [Weinrich 1963]
- WEIZSÄCKER, CARL FRIEDRICH VON: Einige Begriffe aus Goethes Naturwissenschaft. – In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hrsg. von Erich Trunz. Bd. XIII: Naturwissenschaftliche Schriften. Textkrit. durchgesehen und komm. von Dorothea Kuhn und Rike Wankmüller. – München 1982. S. 539–555. [Weizsäcker 1982]
- WELLEK, ALBERT: Das Doppelempfinden im 18. Jahrhundert. – In: DVjS 14 (1936). S. 75–102. [Wellek 1936]
- WELLEK, ALBERT: Renaissance- und Barock-Synästhesie. – In: DVjS 9 (1931). S. 534–584. [Wellek 1931 (1)]
- WELLEK, ALBERT: Der Sprachgeist als Doppelempfänger. – In: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 25 (1931). S. 226–262. [Wellek 1931 (2)]
- WELSCH, WOLFGANG: Das Ästhetische – Eine Schlüsselkategorie unserer Zeit? – In: Ders. (Hg.): Die Aktualität des Ästhetischen. – München 1993. S. 13–47. [Welsch 1993]
- WELSER, KLAUS: Die Sprache des Aphorismus. Formen impliziter Argumentation von Lichtenberg bis zur Gegenwart. – Frankfurt am Main, Bern u.a. 1986. [Welser 1986]
- WERNER, HEINZ: Grundfragen der Sprachphysiognomik. – Leipzig 1932. [Werner 1932]
- WEYRAUCH, WOLFGANG: »Ein Schluck Vernunft«. – In: Gesellschaft Hessischer Literaturfreunde. – Darmstadt 1978. [Weyrauch 1978]
- WIECKENBERG, ERNST PETER: Lichtenbergs »Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche« – ein Anti-Lavater? – In: Arnold, Heinz-Ludwig (Hg.): Georg Christoph Lichtenberg. – München 1992. (=edition text + kritik. Zeitschrift für Literatur. H. 114. April 1992). S. 39–56. [Wieckenberg 1992]
- WIECKENBERG, ERNST PETER: »Der Mensch ist eine unbestimmbare Größe.« – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1997. S. 138–148. [Wieckenberg 1997]

- WILDBOLZ, RUDOLF: Über Lichtenbergs Kurzformen. – In: Geschichte. Deutung. Kritik. Literaturwissenschaftliche Beiträge dargebracht zum 65. Geburtstag Werner Kohlschmidts. Hrsg. von Maria Bindschedler und Paul Zinsli. – Bern 1969. S. 109–133. [Wildbolz 1969]
- WILLEMS, GOTTFRIED: Anschaulichkeit. Zu Theorie und Geschichte der Wort-Bild-Beziehungen und des literarischen Darstellungsstils. – Tübingen 1989. (=Studien zur deutschen Literatur 103.). [Willems 1989]
- WINTHROP-YOUNG, GEOFFREY: »Apostel, Apostille, Postille«: Über das Schreiben, Drucken und Telegraphieren bei Lichtenberg. – In: Lichtenberg. Essays Commemorating the 250th Anniversary of His Birth. Hrsg. von Charlotte Marie Craig. New York, Berlin, Bern, – Frankfurt am Main, Paris, Wien 1992. (=The Enlightenment. German and Interdisciplinary Studies. 4.). S. 23–54. [Winthrop-Young 1992]
- WINTHROP-YOUNG, GEOFFREY: Wissenschaft als Revolutionsbewältigung: Thesen zu Goethe und Lichtenberg. – In: Geist und Gesellschaft der Französischen Revolution. Hrsg. von Timm Eitel. – München 1990. S. 69–81. [Winthrop-Young 1990]
- WITTICH, WILHELM VON: Physiognomik und Phrenologie. – Berlin 1870. (=Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge 98.). [Wittich 1870]
- WÖLFFLIN, HEINRICH: Über das Rechts und Links im Bild. Paul Wolters zum 70. Geburtstag. – In: Ders.: Gedanken zur Kunstgeschichte. Gedrucktes und Ungedrucktes. – Basel 1941. S. 82–90. [Wölfflin 1941]
- WRIGHT, GEORG HENRIK VON: Georg Christoph Lichtenberg als Philosoph. – In: Theoria 8 (1942). S. 201–217. [Wright 1942]
- WUTHENOW, RALPH-RAINER: Lichtenbergs Skepsis. – In: Ders.: Das Bild und der Spiegel. – München, Wien 1984. S. 152–163 und 217–220. [Wuthenow 1976]
- YAMADA, TEIZO: Beobachtung und Sprachkritik bei Lichtenberg. – In: Goethe-Jahrbuch (=Göte-nenkan), Tokyo 30 (1988). S. 129–140. [Yamada 1988]
- ZART, G.: Einfluß der englischen Philosophen seit Bacon auf die deutsche Philosophie des 18. Jahrhunderts. – Berlin 1881. [Zart 1881]
- ZAUNICK, RUDOLPH: Briefe Alexander von Humboldts aus seiner Frühzeit an Georg Christoph Lichtenberg. – In: Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften 32 (1939). S. 399–408. [Zaunick 1932]
- ZEHE, HORST: »Der gute Kopf leuchtet überall hervor«. Lichtenbergs Reaktion auf Goethes Beiträge zur Optik. – In: Georg Christoph Lichtenberg. 1742–1799. Wagnis der Aufklärung. Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt 28. Juni bis 30. August 1992. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 18. Oktober bis 18. Dezember 1992. – München, Wien 1992. S. 324–329. [Zehe 1992]
- ZEHE, HORST: »Ich habe selbst oft über die Compendienschreibung gelacht.« Etwas über Georg Christoph Lichtenbergs Notizen zu einem Compendio

- der Physik. – Heidelberg 1994. (=Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse. Jg. 1993/94. 4. Abhandlung.). [Zehe 1994]
- ZEHE, HORST: Lichtenberg und Goethe. Hrsg. von Stefan Brüdermann und Ulrich Joost. – Göttingen 1993. (=Lichtenberg-Studien 8.). [Zehe 1993]
- ZEHE, HORST: »Über die eigentlichen Grenzen der Physik nachzudenken...«. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1992. S. 99–109. [Zehe 1992]
- ZELLE, CARSTEN: Physiognomie des Schreckens im achtzehnten Jahrhundert. Zu Johann Caspar Lavater und Charles Lebrun. – In: Lessing Yearbook 21 (1989). S. 89–103. [Zelle 1989]
- ZIMMERMANN, CHRISTINE: Unmittelbarkeit. Theorien über den Ursprung der Musik und der Sprache in der Ästhetik des 18. Jahrhunderts. – Frankfurt am Main u.a. 1995. (=Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur. 1521.). [Zimmermann, C. 1995]
- ZIMMERMANN, HARRO: Skepsis und Melancholie. Über das Lichtenbergische bei Günter Grass. – In: »Lichtenberg lesen!« oder: »Wer Augen hat, der sieht alles in allem.« Georg Christoph Lichtenberg – 1742 bis 1999. Lebens- und Werkspuren. Zusammengestellt von Wolfgang Promies. – Bremerhaven 1999. (=Die Horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik. Hrsg. von Johann P. Tammen. Nr. 193. 44. Jg., Bd. 1, 1999.). S. 126–140. [Zimmermann, H. 1999]
- ZIMMERMANN, JÖRG (HG.): Lichtenberg – Streifzüge der Phantasie. – Hamburg 1988. [Zimmermann, J. 1988]
- ZIMMERMANN, JÖRG: Georg Christoph Lichtenberg – Psychologiekritik und Existenzreflexion. – In: Freiburger Universitätsblätter. 23. Jg. H. 84 (Juli 1984). S. 11–22. [Zimmermann, J. 1984]
- ZUBKE, FRIEDHELM: Georg Christoph Lichtenberg: der Zweifel als Lehrprinzip. – Köln 1990. [Zubke 1990]
- ZYMNER, RÜDIGER: Zu Georg Christoph Lichtenbergs Satiren und Polemiken. Auch ein »Bericht über Streitigkeiten«. – In: Lichtenberg-Jahrbuch 1994. S. 169–184. [Zymner 1994]

D Sammelbände und Reihen

- ARNOLD, HEINZ-LUDWIG (HG.): Georg Christoph Lichtenberg. – München 1992. (=edition text + kritik. Zeitschrift für Literatur. H. 114. April 1992). Aufklärung über Lichtenberg. Mit Beiträgen von Helmut Heißenbüttel, Armin Hermann, Wolfgang Promies, Joseph Peter Stern, Rudolf Vierhaus. – Göttingen 1974. (=Kleine Vandenhoeck-Reihe. 1393.).
- Georg Christoph Lichtenberg. 1742–1799. Wagnis der Aufklärung. Katalog zur Ausstellung. Mathildenhöhe Darmstadt 28. Juni bis 30. August 1992. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 18. Oktober bis 18. Dezember 1992. – München, Wien 1992.
- HAVERKAMP, ANSELM (HG.): Theorie der Metapher. – Darmstadt ²1996. [Haverkamp (Hg.) 1996]
- Lichtenberg. Essays Commemorating the 250th Anniversary of His Birth. Hrsg. von Charlotte Marie Craig. New York, Berlin, Bern, – Frankfurt am Main, Paris, Wien 1992. (=The Enlightenment. German and Interdisciplinary Studies. 4.).
- »Lichtenberg lesen!« oder: »Wer Augen hat, der sieht alles in allem.« Georg Christoph Lichtenberg – 1742 bis 1999. Lebens- und Werkspuren. Zusammengestellt von Wolfgang Promies. – Bremerhaven 1999. (=Die Horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik. Hrsg. von Johann P. Tammen. Nr. 193. 44. Jg., Bd. 1, 1999.). [Horen 193 (1999)]
- Lichtenberg-Jahrbuch. Hrsg. von Wolfgang Promies und Ulrich Joost. – Saarbrücken. Bislang 1988–1998 (erschieden 1989–1999). [von 1979–1987 unter dem Titel »Photorin« erschienen.] [Lichtenberg-Jahrbuch]
- Lichtenbergs Funkenflug der Vernunft. Eine Hommage zu seinem 250. Geburtstag. Hrsg. von Jörg-Dieter Kogel, Wolfram Schütte und Harro Zimmermann. – Frankfurt am Main, Leipzig 1992. (=itb 1414.). [Funkenflug 1992]
- Lichtenberg-Studien. Hrsg. von Ulrich Joost und Stefan Brüdermann. – Göttingen 1989ff. [zitiert unter den Autoren der einzelnen Titel]
- MÖBIUS, HANNO / BERNIS, JÖRG JOCHEN (HGG.): Die Mechanik in den Künsten. Studien zur ästhetischen Bedeutung von Naturwissenschaft und Technologie. – Marburg/Lahn 1990. [Möbius/Bernis 1990 (Hgg.) 1990]
- NEUMANN, GERHARD: Ideenparadiese. Untersuchungen zur Aphoristik von Lichtenberg, Novalis, Friedrich Schlegel und Goethe. – München 1976. [Rezensionen in: Germanistik 19 (1978) S. 353. Etudes Germaniques 33 (1978). S. 329f.]. [Neumann, G. 1976]
- Photorin. Mitteilungen der Lichtenberg-Gesellschaft. Hrsg. von Wolfgang Promies. H. 1–12. – Saarbrücken 1979–1987. [ab 1988 unter dem Titel »Lichtenberg-Jahrbuch« erschienen].
- Zum 175. Todestag Lichtenbergs, des Göttinger Physikers, Schriftsteller und Philosophen. Ausstellungskatalog. – Göttingen o.J. [1974].

E Handbücher, Wörterbücher, Lexika

- ADELUNG, JOHANN CHRISTOPH: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber des Oberdeutschen. 4 Tle. [Reprint: Hildesheim 1970.]. – Leipzig 1774–1786, ²1793. [Adelung I–IV]
- ADELUNG, JOHANN CHRISTOPH: Charakter. Charakterisiren. Charakteristik. – In: Ders.: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber des Oberdeutschen. 4 Tle. [Reprint: Hildesheim 1970.]. – Leipzig 1774–1786, ²1793. Tl. 1. Sp. 1323f. [Adelung I]
- ADELUNG, JOHANN CHRISTIAN: Physiognomie. – In: Ders.: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber des Oberdeutschen. 4 Tle. – Leipzig 1774–1786, ²1793. [Reprint: Hildesheim 1970.]. Tl. 3. Sp. 767. [Adelung III]
- ADELUNG, JOHANN CHRISTIAN: Der Sinn. – In: Ders.: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber des Oberdeutschen. 4 Tle. – Leipzig 1774–1786, ²1793. [Reprint: Hildesheim 1970.]. Tl. 4. Sp. 104–106. [Adelung IV]
- ADELUNG, JOHANN CHRISTIAN: Sinnlich. Sinnlichkeit. – In: Ders.: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber des Oberdeutschen. 4 Tle. – Leipzig – 1774–1786, ²1793. [Reprint: Hildesheim 1970.]. Tl. 4. Sp. 107f. [Adelung IV]
- ALBRECHT, ERHARD: Sprachphilosophie. – Berlin 1991. [Albrecht 1991]
- Allgemeine Deutsche Biographie. 56 Bde. Hrsg. von der historischen Commission der königlichen Akademie der Wissenschaften. – Leipzig 1875–1912. Darin: Heß, W.: Lichtenberg: Georg Christoph L. Bd. 18. – Leipzig 1883. S. 537f. [ADB 18]
- Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Hrsg. von J.S. Ersch und J.G. Gruber. Sect. 1: 99 Tle. Sect. 2: 43 Tle. Sect. 3: 25 Tle. – Leipzig 1818–1889. Darin: Koch, Max: Lichtenberg, (Georg Christoph). 2. Sect. 43. Theil Hrsg. von August Leskien. Leipzig 1889. S. 348f. [Ersch/Gruber]
- Allgemeines deutsches Conversations-Lexicon für die Gebildeten eines jeden Standes. Hrsg. von einem Vereine Gelehrter. – Leipzig 1836. Darin: Lichtenberg (Georg Christoph). Bd. 6. Leipzig 1836. S. 549f. [Conversations-Lexicon 1836]
- ARENS, HANS: Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. – Freiburg, München ²1969. (=Orbis Academicus.). [Arens 1969]

- BAASNER, F.: Sensibilité. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 9: Se-Sp. – Darmstadt 1995. Sp. 609–614. [HWPh IX]
- BAUMGARTNER, H.M. / KRINGS, H. / PRINZ, W.: Erkennen, Erkenntnis. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 2: D-F. – Darmstadt 1972. Sp. 643–681. [HWPh II]
- BEHRMANN, ALFRED: Einführung in die Analyse von Prosatexten. – Stuttgart ²1968. (=Realienbücher für Germanisten. Abt. B: Literaturwissenschaftliche Methodenlehre. SM 59.). Darin: Kurzanalysen von RA_{II}1 und F₅00 sowie F₅16. [Behrmann 1968]
- BLANKENBURG, MARTIN: Physiognomik, Physiognomie. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 7: P – Q. – Darmstadt 1989. Sp. 955–963. [HWPh VII]
- BORSCHKE, TILMANN (HG.): Klassiker der Sprachphilosophie: von Platon bis Noam Chomsky. – München 1996. [Borsche (Hg.) 1996]
- Brockhaus. Die Enzyklopädie in 24 Bden. – Leipzig, Mannheim ²⁰1996ff. Darin: Lichtenberg, Georg Christoph. Bd. 13. Leipzig, Mannheim 1998. S. 386. [Brockhaus 1996ff.]
- Brockhaus' Conversations=Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie in 16 Bden. – Leipzig ¹³1885. Darin: Lichtenberg, (Georg Christoph). Bd. 11. Leipzig ¹³1885. S. 58. [Brockhaus 1885]
- Brockhaus-Enzyklopädie in 20 Bänden. – Wiesbaden ¹⁷1966ff. Darin: Lichtenberg, Georg Christoph. Bd. 11. Wiesbaden ¹⁷1970. S. 434. [Brockhaus 1970]
- Brockhaus-Enzyklopädie in 24 Bänden. – Mannheim ¹⁹1990. Darin: Lichtenberg, Georg Christoph. Bd. 13. S. 367f. [Brockhaus 1990]
- BUHR, MANFRED / KLAUS, GEORG (HGG.): Philosophisches Wörterbuch. 2 Bde. – Leipzig ¹²1976. Darin: Artikel »Wahrnehmung«. S. 1275–1276. [Buhr/Klaus 1976]
- BUSSMANN, HADUMOD: Lexikon der Sprachwissenschaft. – Stuttgart ²1990. (=Kröners Taschenausgabe. 452). [Bußmann ²1990]
- CAMPE, JOHANN HEINRICH (HG.): Wörterbuch der Deutschen Sprache. 5 Tle. – Braunschweig 1807–1811. [Campe, J.H. 1807ff.]
- CORETH, EMERICH / EHLEN, PETER / SCHMIDT, JOSEF: Philosophie des 19. Jahrhunderts. – Stuttgart, Berlin, Köln ³1997. (=Grundkurs Philosophie. 9.). (=Kohlhammer Urban-Taschenbücher. 353.). [Coreth/Ehlen/Schmidt 1997]
- CORETH, EMERICH / SCHÖNDORF, HARALD: Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts. – Stuttgart, Berlin, Köln ²1990. (=Grundkurs Philosophie. 8.). (=Kohlhammer Urban-Taschenbücher. 352.). [Coreth/Schöndorf 1990]
- CRAMER, K: Erleben, Erlebnis. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 2: D-F. – Darmstadt 1972. Sp. 702–711. [HWPh II]

- DEWENDER, TH. / GRÜNEPÜTT, K. / LEINKAUF, TH. / VON DER LÜHE, A. / RIEBOLD, L.: Sensus communis. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 9: Se-Sp. – Darmstadt 1995. Sp. 622–675. [HWPh IX]
- Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. Hrsg. von Günther Drosdowski. – Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich ²1994.
- GABRIEL, GOTTFRIED: Grundprobleme der Erkenntnistheorie. Von Descartes zu Wittgenstein. – Paderborn, München u.a. 1993. (=UTB 1743.). [Gabriel 1993]
- GERVINUS, GEORG GOTTFRIED: Geschichte der deutschen Dichtung. 5 Bde. – Leipzig ⁴1853. Bd. 5. S. 160–170. [Gervinus]
- Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Begründet von Helmut de Boor und Richard Newald. – München 1949ff. Bd. 6: Jørgensen, Sven Aage / Bohnen, Klaus / Oehrgaard, Per: Aufklärung, Sturm und Drang, frühe Klassik. 1740–1789. – München 1990. Bes. S. 354–360. [de Boor/Newald 8]
- Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck. 7 Bde. plus 2 Register-Bde. – Stuttgart 1972ff. [Geschichtliche Grundbegriffe]
- GETHMANN, C. F.: Erkenntnistheorie. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 2: D-F. – Darmstadt 1972. Sp. 683–690. [HWPh II]
- GRIMM, JACOB UND WILHELM: Deutsches Wörterbuch. 16 Bde. Hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. – Leipzig 1854–1960. [Reprint: 33 Bde. München 1984.]. [DWB 1–33]
- GRIMM, JACOB UND WILHELM: Physiognom; Physiognomik. – In: Dies.: Deutsches Wörterbuch. Bd. 7: N.O.P.Q. Bearbeitet von Matthias von Leker. – Leipzig 1889. Sp. 1835–1836. [DWB 7 (1889)]
- Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in 20 Bänden. – Leipzig ¹⁵1932. Darin: Lichtenberg, Georg Christoph. Bd. 11. Leipzig ¹⁵1932. S. 391. [Brockhaus 1932]
- Der große Brockhaus. 12 Bde. – Wiesbaden ¹⁵1955. Darin: Lichtenberg, Georg Christoph. Bd. 7. Wiesbaden ¹⁵1955. S. 227f. [Brockhaus 1955]
- Der große Herder. Nachschlagewerk für Wissen und Leben. – Freiburg im Breisgau ⁴1933. Darin: Lichtenberg, Georg Christoph. Bd. 7. Sp. 985. [Herder 1933]
- GUSKI, RAINER: Wahrnehmung. Eine Einführung in die Psychologie der menschlichen Informationsaufnahme. – Stuttgart, Berlin, Köln 1989. (=Grundriß der Psychologie. 7.). [Guski 1989]
- HALDER, A.: Ästhetisch. Ästhetizismus. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 1. Darmstadt 1971. Sp. 580–582. [HWPh I]

- HEINZMANN, RICHARD: Philosophie des Mittelalters. – Stuttgart, Berlin, Köln 1992. (=Grundkurs Philosophie. 7.) (=Kohlhammer Urban-Taschenbücher. 351.). [Heinzmann 1992]
- HERMANN, ARMIN ET AL.: Lexikon Geschichte der Physik A-Z. – Köln 1972. [Hermann 1972]
- HERMES, H. / MEIER-OESER, S. / NÖTH, W.: Semiotik, Semiologie. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 9: Se-Sp. – Darmstadt 1995. Sp. 601–609. [HWPh IX]
- HIRSCHBERGER, JOHANNES: Geschichte der Philosophie. 2 Bde. – Freiburg im Breisgau ¹³1976 (Sonderausgabe 1991). [Hirschberger I/II]
- Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bislang 9 Bde. – Darmstadt 1971ff.. [HWPh]
- HOLZKAMP, KLAUS: Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. – Frankfurt am Main ⁵1986. (=Athenäum-Taschenbücher 4100). [Holzkamp ⁵1986]
- HONNEFELDER, LUDGER / KRIEGER, GERHARD (HG.): Philosophische Propädeutik. Bd. 1: Sprache und Erkenntnis. – Paderborn, München u.a. 1994. (=UTB 1822.). [Honnefelder/Krieger (Hg.) 1994]
- KELLER, ALBERT: Sprachphilosophie. – Freiburg im Breisgau, München ²1989. (=Kolleg Philosophie.). [Keller 1989]
- KINDER, HERMANN / HILGEMANN, WERNER: dtv-Atlas zur Weltgeschichte. 2 Bde. – München ²⁰1985. [Kinder/Hilgemann]
- KLUGE, FRIEDRICH: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Unter Mithilfe von Max Bürgisser und Bernd Gregor völlig neu bearb. von Elmar Seebold. – Berlin ²²1989. [Kluge 1989]
- KÖNIG, WERNER: dtv-Atlas zur deutschen Sprache. Tafeln und Texte. – München ⁷1989.
- KONERSMANN, R.: Semantik, historische. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 9: Se-Sp. – Darmstadt 1995. – Sp. 593–598. [HWPh IX]
- KRAMBARTEL, F.: Erfahrung. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 2: D-F. – Darmstadt 1972. Sp. 609–617. [HWPh II]
- KÜNTZEL, HEINRICH: Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche. – In: Kindlers Literatur Lexikon. Werke. 7 Bde. – Zürich 1965 (1972). Bd. I. – Zürich 1965 (1972). Sp. 1132f. [Kindler I]
- KURZ, GERHARD: Metapher, Allegorie, Symbol. – Göttingen ³1993. (=Kleine Vandenhoeck-Reihe. 1486.). [Kurz 1993]
- Langenscheidts Großes Schulwörterbuch Lateinisch-Deutsch. Bearbeitet von Erich Pertsch. – Berlin, München, Wien, Zürich 1983. [Langenscheidt 1983]
- MACKENSEN, LUTZ: Großes Deutsches Wörterbuch. – Stuttgart, Gütersloh [1977]. [Mackensen 1977]

- Metzler-Philosophen-Lexikon. Von den Vorsokratikern bis zu den Neuen Philosophen. Hrsg. von Bernd Lutz. – Stuttgart, Weimar ²1995. [Metzler-Philosophen-Lexikon]
- Meyers Enzyklopädisches Lexikon in 25 Bden. – Mannheim u.a. ⁹1971ff. Darin: Lichtenberg, Georg Christoph. Bd. 15. Mannheim u.a. 1975. S. 68. [Meyer 1971ff.]
- Meyers Großes Konversations=Lexikon in 24 Bden. – Leipzig, Wien ⁶1905ff. Darin: Lichtenberg, Georg Christoph. Bd. 12. Leipzig, Wien 1906. S. 516. [Meyer 1905ff.]
- Meyers Konversations=Lexikon. Eine Enzyklopädie des allgemeinen Wissens. – Leipzig ³1877. Darin: Lichtenberg, Georg Christoph. Bd. 10. Leipzig ³1877. S. 807. [Meyer 1877]
- Meyers Lexikon. – Leipzig ⁷1927. Darin: Lichtenberg, Georg Christoph. Bd. 7. S. 951. [Meyer 1927]
- Meyers Lexikon. Bd. 7. Leipzig ⁸1939. Darin: Lichtenberg, Georg Christoph. Sp. 516. [Meyer 1939]
- MICHELS, ULRICH: dtv-Atlas zur Musik. Tafeln und Texte. 2 Bde. – München ⁶1991. [Michels 1991]
- Die Musik des 18. Jahrhunderts. Hrsg. von Carl Dahlhaus. – Laaber 1995. (=Neues Handbuch der Musikgeschichte. 5.). [Dahlhaus (Hg.) 1995]
- Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik. Begründet von Friedrich Blume. 2. neubearbeitete Ausgabe hrsg. von Ludwig Finscher. 21 Bände in 2 Teilen. – Kassel, Basel, London, New York, Prag 1994–1998. [MGG (2)]
- NEUMANN, O. / PIEPMEIER R.: Empfindung. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 2: D-F. – Darmstadt 1972. Sp. 456–474. [HWPh II]
- The New Grove. Dictionary of Music & Musicians. Hrsg. von Stanley Sadie. 20 Bände. – London 1980. [New Grove]
- PASTORE, NICHOLAS: Selective History of Theories of Visual Perception: 1650–1950. – New York, London, Toronto 1971. [Pastore 1971]
- Physiognomie. – In: Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. Bd. 5: Leg-Pow. Hrsg. von Günther Drosdowski. – Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich ²1994. S. 2548. [Duden ²1994]
- PLETT, HEINRICH F.: Einführung in die rhetorische Textanalyse. – Hamburg ⁸1991. [Plett 1991]
- PLETT, HEINRICH F.: Textwissenschaft und Textanalyse. Semiotik, Linguistik, Rhetorik. – Heidelberg 1975. (=UTB 328). [Plett 1975]
- PRIESNER, CLAUS / PROSS, WOLFGANG: Lichtenberg, Georg Christoph. – In: Neue deutsche Biographie. Hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 14. – München, Berlin 1985. S. 449–464. [NDB 14]
- RITTER, JOACHIM: Ästhetik, ästhetisch. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 1. – Darmstadt 1971. Sp. 555–580. [HWPh I]

- SCHEERER, E: Sinne, die. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 9: Se-Sp. – Darmstadt 1995. Sp. 824–869. [HWPh IX]
- SCHLOSSER, HORST DIETER: dtv-Atlas zur deutschen Literatur. Tafeln und Texte. – München ³1987.
- SCHNEIDER, H.J. / STEKELER-WEITHOFER, P.: Semantik, semantisch. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 9: Se-Sp. – Darmstadt 1995. Sp. 582–593. [HWPh IX]
- SCHWEIZER, H. / BELUSSI, F.: Sinnlichkeit, sinnlich. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 9: Se-Sp. – Darmstadt 1995. Sp. 892–897. [HWPh IX]
- SOWINSKI, BERNHARD: Stilistik. – Stuttgart 1991. (=SM 263.). Bes. S. 71–143. [Sowinski 1991]
- SPECK, JOSEF (HG.): Grundprobleme der großen Philosophen: Philosophie der Neuzeit. Bd. I-III. – Göttingen 1979, 1976, 1983. (=UTB 903, 464, 1252.). [Speck (Hg.) I-III 1979, 1983, 1976]
- Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Hrsg. von Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle. – Berlin, New York 1992. (=Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 7.1 und 7.2.).
- VOLLMER, M: Sensualismus. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 9: Se-Sp. – Darmstadt 1995. Sp. 614–618. [HWPh IX]
- WEINRICH, HARALD: Metapher. – In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 5: L-Mn. – Darmstadt 1980. Sp. 1179–1186. [HWPh V]
- WILPERT, GERO VON: Sachwörterbuch der Literatur. – Stuttgart ⁶1979. (=Kröners Taschenausgabe. 231). [Wilpert ⁶1979]
- YOUNG, PERCY M.: A History of British Music. – New York 1967. [Young 1967]
- ZEDLER, JOHANN HEINRICH: Character. – In: Ders.: Grosses vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden. Bd. 5. – Leipzig, Halle 1733. [Reprint: Graz 1961.]. Sp. 2003. [Zedler 1733]
- ZEDLER, JOHANN HEINRICH: Grosses vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden. 64 Bde. plus 4 Suppl.Bde. – Leipzig, Halle 1732–54. [Reprint: Graz 1961–64.]. [Zedler 1732ff.]
- ZEDLER, JOHANN HEINRICH: Physiognomica. – In: Ders.: Grosses vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden. – Leipzig, Halle 1741. Bd. 27. [Reprint: Graz 1961.]. Sp. 2239–2241. [Zedler 1741]

F Sonstiges

- ARZ, HELMUT VON: Das Lichtenberg-Skizzenbuch. Katalog zur Ausstellung vom 1. bis 27. Februar 1998 in der Galerie Bredeney, Essen. – Essen 1998. [Arz 1998]
- BENJAMIN, WALTER: Lichtenberg. Ein Querschnitt. – In: Ders.: Gesammelte Schriften IV, 2. Hrsg. von Tillmann Rexroth. – Frankfurt am Main 1972. S. 696–720. [Benjamin IV, 2]
- BLOCH, ERNST. Lichtenbergsches herauf, herab. – In: Ders.: Gesamtausgabe Bd. 9: Literarische Aufsätze. – Frankfurt am Main 1965. S. 201–208. [Bloch 1965]
- BOËTIUS, HENNING: Der Gnom. Lichtenberg-Roman. – Frankfurt am Main 1989. [Rezension in: *Etudes Germaniques* 45 (1990). S. 215f.].
- GERNHARDT, ROBERT: Der Lichtenberg-Kalender 1999. Zwölf Sudelblätter von Robert Gernhardt zu zwölf Sudelsprüchen von Georg Christoph Lichtenberg. – Zürich 1998.
- GERNHARDT, ROBERT: Unsere Erde ist vielleicht ein Weibchen. 99 Sudelblätter von Robert Gernhardt zu 99 Sudelsprüchen von Georg Christoph Lichtenberg. – Zürich 1998. [Gernhardt 1999]
- HILDEBRANDT, DIETER: Da träumt und reimt und räumt er... Lichtenberg in seiner Stube. Ein Geburtstags-Interview. – München, Wien 1992. [Hildebrandt 1992]